Allgemeine
Deutsche Biographie.

Zweiundzwanzigster Band.

Allgemeine
Deutsche Biographie.

Zweiundzwanzigster Band.

Mirus — v. Münchhausen.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1885.

Mirus: Martin M., Hofprediger zu Dresden, geb. 1532 zu Weida a. d. Elster, studirte zu Jena Theologie, wurde hier 12. Juli 1558 Magister, 1560 Adjunct bei der philosophischen Facultät. 1561 ging M. als Pfarrer nach Sülzenbrück in der Grafschaft Gleichen, kehrte 1569 als Diaconus nach Jena zurück und verzog 1572 als Pfarrer nach Kahla. Als 1573 Kurfürst August als Vormund seiner Vettern auch im Ernestinischen Sachsen die Vertreibung der Kryptocalvinisten unternahm, berief er M. an Stelle des vertriebenen Rosinus zum Superintendenten und Hofprediger nach Weimar, aber bei seiner Antrittspredigt erregten die Bürger in der Kirche einen solchen Tumult, daß er auf das Amt verzichtete. M. wurde sofort als Professor und Superintendent nach Jena berufen, promovirte hier am 10. Februar 1574 und folgte schon in demselben Jahre einem Rufe nach Dresden als erster Hofprediger. Um den Kryptocalvinismus vollständig auszurotten, stellte er auf Wunsch des Kurfürsten „Thesen", welche im Mai 1574 auf dem Tag zu Torgau von allen Geistlichen und Professoren der Theologie unterzeichnet werden mußten. 1575 begleitete M. den Kurfürsten auf den Reichstag zu Regensburg und hielt hier sieben (später im Druck erschienene) scharfe Predigten wider das Papstthum. Im Auftrag des Kurfürsten betheiligte M. sich auch eifrig am Concordienwerk, vom Lichtenburger Convent, 15. Febr. 1576 bis zur Vollendung der Concordienformel. 1580 wurde M. Mitglied des Oberconsistoriums zu Dresden. Er genoß in hohem Grade das persönliche Vertrauen seines Fürsten und hat bei allen erfreulichen und traurigen Ereignissen in der kurfürstlichen Familie sein Amt als Seelsorger und geistlicher Berather mit großer Gewissenhaftigkeit verwaltet. Am 12. Febr. 1586 starb Kurfürst August. Unter seinem Nachfolger Christian I. gewannen die bisher unterdrückten Philippisten mehr Einfluß, M. wurde 1588 seines Amtes entlassen, von Juli bis Sept. auf der Feste Königstein gefangen gehalten und alsdann des Landes verwiesen. Er begab sich nach Jena und lebte hier einige Jahre in Zurückgezogenheit. 1591 ward M. als Domprediger nach Halberstadt berufen und trat dies Amt am 21. Sept. an. Aber nach dem Tode Kurfürst Christian I. berief dessen Wittwe Sophie den Vertriebenen zurück und setzte ihn wieder in sämmtliche Aemter ein. Am 25. November 1591 kehrte er nach Dresden zurück. Mit besonderem Eifer widmete er sich den Generalvisitationen, um das in den letzten Jahren wieder herangewachsene „Unkraut des Kryptocalvinismus" mit der Wurzel auszurotten. Auf einer Reise von Leipzig nach Dresden erkrankte M. unvermuthet bei Wolfgang Albrecht von Schleinitz auf dessen Schloß Kaditz bei Oschatz und starb nach wenig Tagen am 14. Aug. 1593.

Joh. Andr. Gleichen: Annales ecclesiastici. Dresden und Lpzg. 1730. Dort stehen auch seine (24) Schriften. B. Pünjer.

Misander: Johann Samuel M. (Adami) wurde am 21. October 1638 zu Dresden geboren, wo sein Vater Rechtsanwalt war. Seine Vorbildung erhielt er in der dortigen Kreuzschule, welche er etliche Jahre als Currentschüler besuchte; nachher wurde er Alumnus dieses Gymnasiums. Als Studirender zu Leipzig mußte er seinen Lebensunterhalt mit Famulatsdiensten bei D. Scherzer, und mit Unterrichtsstunden erwerben, während er philosophische und theologische Vorlesungen hörte. Hierauf wurde er 1661 an der Kreuzschule zum Regens bestellt, ein Lehramt, das er volle fünf Jahre lang verwaltete. Während dieser Zeit promovirte er in Wittenberg 1664 zum Magister. Dann aber wurde er 1667 in das geistliche Amt berufen: zuerst als Substitut des Pfarrers zu Rabenau bei Tharand, sodann 1672 als Pfarrer zu Pretzschendorf im Erzgebirge, einige Stunden von Rabenau entfernt. In Rabenau verehelichte er sich mit der ältesten Tochter seines Pastors sen., Katharine Elisabeth geb. Bodenhauser, in welcher Ehe ihm drei Söhne und vier Töchter geboren wurden. Adami war ein gewissenhafter und fleißiger Pastor, der, wie er in einer 1698 erschienenen Schrift mit frommem Dank erwähnt, binnen 29 Jahren nicht eine einzige Predigt wegen Unpäßlichkeit hatte aussetzen müssen. Dabei aber widmete er sich auch mit unermüdetem Fleiß dem Studium, der Lectüre und schriftstellerischen Arbeiten. In seinen Schriften pflegte er sich Misander zu nennen, ein Name, in welchem sein Magistertitel (M.), seine beiden Taufname Johann(i) und Samuel(s) und sein Familienname versteckt waren. Auch ein geistliches Lied hat er gedichtet, das in ein Breslauer Gesangbuch des 18. Jahrhunderts Aufnahme fand:

„Welt, tobe wie du willst, und wüthe,
Mein Ziel bleibt dennoch unverrückt;
— — — — — — — — —
Denn ob mich Welt und Lust schon triebe,
Bleibt doch gekreuzigt meine Liebe.“

Letztere zwei Zeilen bilden den Refrain jeder der vier Strophen. Ob alle seine Dichtungen dieses Schlages gewesen, wissen wir nicht, wohl aber ist gewiß, daß der kursächsische Rath, Herr von Schurtz, in seiner Eigenschaft als kaiserlicher Pfalzgraf, ihn nicht lange nachdem er Substitut des Pfarrers von Rabenau geworden war, zum Poëta laureatus ernannte. Seine zahlreichen Schriften, deren er bei vortrefflicher Gesundheit und Geistesfrische viele noch in hohem Alter herausgab, galten schon 40 Jahre nach seinem Tode als veraltet, und haben heut zu Tage nur noch historischen Werth. Sie sind theils erbaulichen und praktisch kirchlichen Inhalts, theils zum Zweck litterarischer Unterhaltung geschrieben. Eine vollständige Aufzählung seiner Schriften dürfte hier nicht an ihrem Orte sein, ohnehin stehen uns keine Mittel zu Gebote, dieselben genau nach der Zeit ihres ersten Erscheinens zu ordnen. Aus der Classe der praktisch kirchlichen Schriften Adami's heben wir einige hervor. „Der vertheidigte, beliebte und gelobte Postillenreuter“, eine Flugschrift von 4 Bogen, erschien 1688, in 2. Auflage 1703. Darin handelt der Verfasser von Gebrauch und Mißbrauch guter Predigtbücher, und empfiehlt den Geistlichen fleißiges Studium, insbesondere die Anlegung guter geordneter Auszüge aus den gelesenen Schriften. Im J. 1689 folgte „der wohlgeplagte Priester“, ca. 12 Bogen, zum Trost und zur Vermahnung für Geistliche, denen von der einen oder der andern Seite Anfeindung, Herzeleid und Widerwärtigkeit zustößt. Diese Schrift wurde damals von Christian Thomasius rühmlich empfohlen, und erschien 1709 in neuer Auflage. Eine Fortsetzung zu diesem Buche bildet „der exemplarische Priester“ 1690, 18 Bogen, worin der Verfasser, hauptsächlich auf Grund von Stellen wie 1. Timoth. 3, 2 f. und Tit. 1, 7 f. die Geistlichen zu gewissenhafter Führung des Amtes und rechtschaffenem Tugendwandel mit großem Ernst ermahnt. Seitenstücke zu letzterer Schrift waren „der gewissenhafte Beicht=

vater", „der tröstende Priester im Beichtstuhle", „die exemplarische Priesterfrau", so wie „das exemplarische Priesterkind". Ein unmittelbares Andachtsbuch war: „Die Kreuzigung des Fleisches, nach Anleitung der Sonn- und Festtagsevangelien" 4°. 1694. „Deliciae passionales" in 5 Theilen, 1707—10; „Deliciae poenitentiales", 103 Betrachtungen über ebenso viele Bibelsprüche 1713; „Deliciae sabbaticae" in 2 Theilen, nach dem Tode des Verf. 1716 erschienen. Ein erweiterter neu erklärter lutherischer Katechismus ist der „Wegweiser zum Christenthum", 1711 erstmals, dann aber in wiederholten Auflagen erschienen; die letzte, fünfte, erschien noch 1777, besorgt durch den Leipziger Pfarrer zu St. Georg, M. Joh. Friedrich Frisch. Dem Zweck litterarischer „Ergötzung" dienen einige Schriften Adami's, z. B. „Historische Ergetzlichkeiten", „Bücherfreunde und Bücherfeinde", 1695, 16½ Bogen. — Der Verfasser zeigt in seinen kirchlich praktischen Schriften eine ungemein ausgebreitete Belesenheit, nicht nur in der deutschen sondern auch in der ausländischen Litteratur (hat er doch eine Blumenlese zur Erklärung der Evangelien aus englischen Schriften unter dem Titel „Florilegium anglicanum" 1705 herausgegeben). Aus den Kirchenvätern, aus protestantischen und katholischen Schriften, aus der theologischen und belletristischen Litteratur strömen ihm die Citate reichlich zu. Aber diese seine Stärke berührt sich unmittelbar mit seiner schwachen Seite: seine eigene Darstellung wird so häufig durch einen bunten Citatenschatz unterbrochen, daß sie mehr den Eindruck von Collectaneen als von selbständiger einheitlicher Gedankenarbeit macht. Bei allem sittlichen und frommen Ernst, der die Grundlage der Gesinnung bildet, spielt nebenbei ein glücklicher aber durchaus wohlwollender Humor, während die Behandlung so lebendig und anziehend ist, der Ausdruck den kernigen Volkston nicht selten so glücklich trifft (offenbar nach Luthers Vorbild), daß wir wohl begreifen können, wie beliebt bei seinen Zeitgenossen er als Schriftsteller geworden ist. Obwohl Adami einer dauerhaften Gesundheit sich erfreute, mußte er doch in den letzten Jahren seines Lebens einen Substituten als Amtsgehilfen annehmen. Er starb in seinem 75. Jahr, den 13. März 1713 am Podagra, nachdem er über 51 Jahre theils im Schulamt theils im Predigtamt gewissenhaft und mit Erfolg gearbeitet hatte.

Vergl. Fritschs Vorrede zur 5. Auflage von Adami's Wegweiser zum Christenthum, 1777, S. III f. Dietmann, die gesammte der ungeänderten Augsburger Conf. zugethane Priesterschaft in dem Kurfürstenthum Sachsen, I. 1751, 548 f. 1480 ff. Gotthard Lechler.

Misch: Friedrich M., ein Buchdrucker zu Heidelberg im 15. Jahrhundert. Nach Manchen wäre er es gewesen, der im J. 1485 die erste Presse daselbst errichtet hat. Es ist dies aber nicht bloß ungewiß, wie Falkenstein, Gesch. der Buchdruckerkunst S. 195 sagt, sondern es darf im Gegentheil auf Grund der Typenvergleichung als sicher angenommen werden, daß nicht er, sondern Heinr. Knoblochzer der Drucker der ältesten Heidelberger Incunabel (der Sermones des Hugo de Prato florido, Hain 9009) ist. Misch's früheste Drucke stammen erst aus dem J. 1488; es sind dies die Questiones veteris artis des Johannes de Magistris (Hain 10454) und die Rhetorica des P. Lescher (Hain 10035). Der letztere Druck erschien zwar ohne Angabe des Druckorts; der als Drucker genannte Fridericus Heidelbergensis ist aber, was Panzer und Hain entgangen ist, aber aus den Typen sich klar ergibt, kein Anderer als unser Friedrich M. Ein weiterer Druck desselben, die Dicta circa summulas Petri Hispani von dem schon genannten Johannes de Magistris, im Jahr 1490 erschienen (Hain 10456), hat Panzer u. A. zu der irrigen Annahme verleitet, daß unser Buchdrucker später seine Presse nach Mainz verlegt habe, weil nämlich in dem sonst undatirten Druck die Vorrede (Brief des Herausgebers an den

Drucker) aus Mainz datirt ist. Selbstverständlich beweist dies für den Druckort nichts. Daß außer den genannten Drucken noch manche andere aus Misch's Officin hervorgegangen, dafür fehlt es nicht an Anzeichen (vgl. die Vorrede des letztgenannten Drucks); sehr umfangreich ist aber seine Thätigkeit sicher nicht gewesen. Dem entsprechend ist auch über seine persönlichen Verhältnisse nur wenig, nämlich nur das Eine bekannt, daß er am 10. Oct. 1483 als Fr. M. de Gingen dioc. Augustensis (d. i. Giengen a. d. Brenz) in die Universitätsmatrikel von Heidelberg eingetragen wurde. Da in dem genannten Jahr in keinem Fall schon eine Presse in Heidelberg bestand, so ist er jedenfalls nicht als Buchdrucker, sondern als Studirender inscribirt worden und er wäre demnach unter die Zahl der akademisch gebildeten Drucker des ersten Jahrhunderts zu rechnen.

Steiff.

Mischke: Johannes M., geb. 1679 zu Rawitzsch in Groß-Polen, war Pastor in Schlesien und im Voigtlande und ward sodann Inspector der deutschen Schule zu Halle, als welcher er am 29. October 1734 starb. Von ihm giebt es einige geistliche Lieder, die nach seinem Tode in den Wernigeroder Gesangbüchern und unter den Cöthnischen Liedern veröffentlicht sind; ob sie schon früher gedruckt sind, steht noch dahin.

Die Daten nach Koch, Geschichte des Kirchenliedes, 3. Aufl., IV, S. 442. Vgl. ferner: Wetzel, Analecta hymnica II, S. 338. Rotermund zum Jöcher IV, Sp. 796. Fischer, Kirchenliederlexicon 2. Hälfte, S. 457.

l. u.

Mischler: Peter M., Nationalökonom, geboren am 17. Februar 1821 zu Heppenheim a. d. Bergstraße im Großherzogthum Hessen. Von seinem Vater, der, bevor er in seiner Heimathstadt Heppenheim die väterliche Wirthschaft betrieb, als Gewerbsmann große Reisen unternommen und ausgebreitete Erfahrungen gesammelt hatte, erhielt M. von Kindheit auf regstes Interesse und offenen Blick für praktisch wirthschaftliche Dinge, so wie der streng katholische Charakter des hessischen Städtchens und des Elternhauses auf ihn von nachhaltiger Wirkung blieb. Seine Jugendzeit verfloß unter harten Entbehrungen, deren Veranlassung die im Großherzogthume besonders fühlbaren ungünstigen Zeitläufte waren. Im J. 1829 besuchte er die Volksschule in seiner Vaterstadt und von 1836 bis 1842 das Gymnasium in dem eine Stunde entfernten Bensheim; schon während dieser Zeit unternahm er Streifereien im Odenwald, unterrichtete sich über landwirthschaftliche Verhältnisse, ländliche Gebräuche, dann besonders über die heute so beliebt gewordenen Haushaltungsbudgets der Landleute und legte so den Grund zu seiner späteren gediegenen landwirthschaftlichen Bildung. Januar 1843 bezog er, dem Wunsche seiner Familie folgend und unter dem streng katholischen Einflusse seiner Vaterstadt, als Student der Theologie die hessische Landesuniversität Gießen, wo er sich vorwiegend mit den classischen und orientalischen Sprachen befaßte. Dieses Studium sagte jedoch seinem praktischen und empirischen Wesen wenig zu, so daß er schon nach zwei Semestern, im November desselben Jahres, zum Cameralstudium überging, welchem er durch fünf Semester bis März 1846 an derselben Universität oblag. Zu diesem Uebertritte hatte die deutsch-katholische Bewegung jener Tage viel beigetragen, der sich M., freilich niemals formell, aber mit seinen bis in die letzte Zeit des Lebens anhaltenden Sympathien angeschlossen hat und mit welcher er durch den für diese Sache auch schriftstellerisch thätig gewesenen Hofgerichtsrath Dr. Kraft, bei dem er in Gießen wohnte, vertraut wurde. Dieser Zug in Mischler's Charakter ist innig verwandt mit seinen großdeutschen Anschauungen, welche ebenso wie diese deutsch-katholischen aus seinem national angelegten Wesen entsprangen, aus dem gleichfalls seine Ansichten über Theorie und Politik der

Nationalökonomie und seine rege Antheilnahme an den im Sinne List's geführten Bestrebungen in Deutschland und Oesterreich hervorgingen. M. studirte nun das ganze Gebiet der Staats- und Cameralwissenschaften und zwar war es hier Schmitthenner, der, indem er Mischler's Studiengang unter seine besondere Leitung nahm, von bleibendem Einfluß auf ihn wurde. Außerdem studirte M. gleich gründlich die Naturwissenschaften, so Chemie unter Liebig, dann Physik und Mathematik, so daß er sich auch diejenigen praktischen Kenntnisse erwarb, welche ihn später zu seiner poliklinischen Vortragsmethode und den von ihm eingeführten volkswirthschaftlichen Excursionen befähigten. Hier setzte M. seine Studienreisen in die Umgebung während der Ferienzeiten in größerem Maßstabe fort und sammelte die umfassendsten praktischen Erfahrungen, wobei ihm sein staunenswerthes, von Kindheit auf ganz besonders geübtes Gedächtniß zu statten kam. Im März 1846 legte M. sein Facultätsexamen ab und trat im Mai als Accessist bei der zweiten Section der Ober-Finanzkammer (Forst- und Domänendirection) in Darmstadt ein, bei welcher er bis Ende des Jahres verblieb, um mit Beginn 1847 zur ersten Section derselben Kammer, der späteren Ober-Steuerdirection, überzugehen, zu welcher Zeit er auch die cameralistische Staatsprüfung ablegte. Während seiner amtlichen Thätigkeit war M. die größte Zeit im Katasterbüreau thätig und benutzte die ihm in dieser Stellung zu Gebote stehenden Behelfe, um seine staatswirthschaftlichen und cameralistischen Studien zu vertiefen. Um diese Zeit begann er die Vorarbeiten zu einer Geschichte des hessischen Steuerwesens, welche zu einer im Nachlasse vorhandenen reichlichen Materialiensammlung führten, durch seinen im November 1849 erfolgten Austritt aus dem Amte jedoch unterbrochen und nicht mehr fortgesetzt wurden.

In diesem Jahre wurde er nämlich auf Vorschlag Schmitthenner's als Docent der Staatswissenschaften an die Universität Freiburg i. Br. als Nachfolger Helfferich's mit der Bestimmung berufen, Vorträge über Nationalökonomie, Finanz- Polizei und das Prakticum gegen ein Gehalt von 800 fl. zu halten, und begann sofort noch im Wintersemester 1849 seine Vorlesungen. Kurz vor seinem Antritte, nämlich am 24. October, war er von der Universität Gießen unter Erlaß der öffentlichen Disputation zum Doctor der Philosophie promovirt worden. An der Universität Freiburg war M. bis einschließlich zum Wintersemester 1852/53 thätig, und zwar lehrte er neben den oben genannten Fächern noch Landwirthschafts-, Forst- und Handelskunde. Aus dem publice gehaltenen besonderen Collegium über „Das Wesen und Wirken des großen deutschen Zollvereins“ wuchs sein erstes großes Buch „Das deutsche Eisenhüttengewerbe vom Standpunkte der Staatswirthschaft“ (2 Bde. 1852 u. 1854) heraus, von dem der erste Band noch während seines Aufenthaltes in Freiburg erschien, während der zweite erst in Prag vollendet wurde und für welches M. vom Kaiser Franz Josef I. einen Chiffrering in Brillanten erhielt. Die Studien zu diesem Buche betrieb M. überall an Ort und Stelle selbst, indem er die wichtigsten Hüttenbezirke Deutschlands, Großbritanniens, Belgiens und theilweise auch Oesterreichs bereiste und außerdem mit einem großen Kreise von Industriellen in mündlichen und schriftlichen Verkehr trat. „Das deutsche Eisenhüttengewerbe“, hervorgegangen aus dem wirthschaftlichen Kampfe des Schutzzolles gegen das Freihandelsprincip jener Zeit, ist der auf streng empirischer Grundlage geführte Beweis: daß und wie Deutschland-Oesterreich seinen Eisenbedarf selbst decken könne. Im Detail bis auf die einzelnen Eisenhüttenwerke herabgehend, steht es als groß durchgeführtes Programm der Statistik und Politik eines bedeutenden Industriezweiges in steter Verbindung mit seiner Technik, welche der Verfasser infolge seiner realen Bildung und eigens gemachter Vorstudien vollständig beherrschte, in der volkswirthschaftlichen Litteratur einzig da. Die Bewegung der deutschen

Zolleinigung hatte sich in dem Frankfurter „Allgemeinen deutschen Verein zum Schutze der vaterländischen Arbeit“ einen Centralpunkt geschaffen, der die Fortsetzung der Bestrebungen des deutschen Zollvereines als seine Aufgabe ansah, und M. war diesem als thätiges Mitglied beigetreten. Durch das „deutsche Eisenhüttengewerbe“ erhielten diese Tendenzen eine Handhabe, neben den Argumenten der theoretischen Schutzzöllner zum ersten Mal auch auf die realen Verhältnisse eines fundamentalen Zweiges der nationalen Production als ein neues Beweismittel hinweisen zu können. Aus dieser Verbindung mit dem „deutschen Verein“ stammt auch eine Reihe von Aufsätzen wirthschaftspolitischer Natur von Mischler's Hand im Organe desselben, im „Vereinsblatt für deutsche Arbeit“ aus den Jahren 1851 und 1852.

Das „Eisenhüttengewerbe“ ist die praktische Ausführung von Mischler's nationalem Standpunkt, während die theoretische Ausgestaltung desselben in seinem „Handbuche“ zum Durchbruche gelangt; in beiden aber bedingt die empirische Natur Mischler's die Art der Durchführung gleichmäßig. Eben auch diese letztere zeigt sich in der eigenartigen, am liebsten von realen, sinnlich wahrnehmbaren Dingen ausgehenden und mit praktischen Demonstrationen verbundenen Lehrmethode Mischler's, welche er selbst als poliklinische bezeichnete und welche sich sonst bei keinem akademischen Lehrer in dieser Weise findet; dies gilt hauptsächlich von seinem Prakticum und Conversatorium, welches er zwar nur einmal und zwar im Zusammenhange mit der Staatswirthschaftslehre eigentlich ankündigte, sonst aber thatsächlich fortwährend frei ausübte, und welches neben mündlichen Besprechungen und schriftlichen Arbeiten vorwiegend in Excursionen in die volkswirthschaftlich wichtigen Punkte der Umgebung bestand.

Diese Excursionen war M. seit seiner frühen Jugend bereits zu machen gewöhnt und er besaß für sie durch seine umfassende landwirthschaftliche Bildung und die Kenntniß der verschiedenartigsten Zweige gewerblicher Thätigkeit in seltener Weise Befähigung. Der Zweck derselben war, vermöge eigener Anschauung den Hörern praktische volkswirthschaftliche Bildung und Fähigkeit in der Beurtheilung nationalökonomischer Verhältnisse zu verleihen. Die größeren Ausflüge unternahm er stets am Schlusse des Sommersemesters, aber auch sonst verging selten ein freier Tag im Jahre, den er nicht in Begleitung einer zahlreichen Schülerschaar, welche diese Art akademischer Vorlesungen mit Begeisterung begrüßte, benutzt hätte, in größerer oder geringerer Entfernung von Freiburg das wirthschaftliche Leben und Treiben an seinem Herde aufzusuchen. Besonders gründlich wurde der Schwarzwald durchforscht, und als Frucht dieser Studien erschien die in vielen tausend Exemplaren verbreitete Schrift „Der Schwarzwald, ein Blick in die volkswirthschaftlichen Verhältnisse des badischen Oberlandes. Vermehrt und verbessert aus dem Vereinsblatt für deutsche Arbeit. Von Dr. M(ischler)“, 1851. Außerhalb der Akademie legte M. ein außerordentliches Gewicht auf populär wirkende Thätigkeit, indem er sich den wirthschaftlichen Vereinen Freiburg's als thätiges Mitglied anschloß und eine ausgedehnte litterarische Thätigkeit über volkswirthschaftliche Verhältnisse entwickelte, welche sich auf die „Freiburger Zeitung“ und „Neue Freiburger Zeitung“, die „Darmstädter Zeitung“, das „Landwirthschaftliche Wochenblatt“ und den „Breisgauer Boten“ erstreckte. Während der Sommerferien 1851 besuchte M. mit Unterstützung der Regierung die Industrieausstellung in London. Im December 1852 wollte das Professorencollegium über seine Ernennung zum Ordinarius schlüssig werden, als seine Berufung nach Prag erfolgte.

M. hatte bereits durch seine Vorarbeiten zum „Eisenhüttengewerbe“, dann durch seine Thätigkeit im Interesse des Schutzzolles, besonders einer deutsch-österreichischen Zolleinigung, auch mit Industriellen Böhmens Beziehungen an-

geknüpft, welche durch eine anfangs 1852 nach Oesterreich unternommene Reise fester wurden und endlich dazu führten, daß die Vertretung der (damaligen) Prag-Pardubitzer Handelskammer im Einvernehmen mit mehreren Großindustriellen vom Unterrichtsminister Grafen Thun die Creirung einer zweiten Lehrkanzel für politische Oekonomie an der Prager Universität erlangte, mit welcher M. deshalb betraut werden sollte, damit auch das durch diesen vertretene wirthschaftspolitische Princip neben der damals in Oesterreich in Theorie und in Praxis herrschenden englischen Schule seinen Platz finde. M. wurde demzufolge im November 1852 als außerordentlicher Professor der politischen Oekonomie nach Prag, anfangs jedoch ohne Gehalt berufen, weshalb er bis August 1855 noch die Function eines Secretärs des „Vereins für die Rübenzuckerindustrie im Kaiserthum Oesterreich" übernahm; 1853 wurde er Prüfungscommissär, Mai 1855 erfolgte die provisorische, August 1857 die definitive Ernennung zum ordentlichen Professor. Dem Zutritte Mischler's zu den Rigorosen und Promotionen stand das gesetzliche Hinderniß entgegen, daß M. zwar Doctor der Philosophie, nicht aber Doctor der Rechte war. Das Professorencollegium suchte demselben abzuhelfen, indem es beim Doctorencollegium die Verleihung des Ehrendoctortitels an M. beantragte, vermochte jedoch mit seinem, obgleich einstimmigen Antrage nicht durchzudringen. Die Verhandlungen über diese discrete Angelegenheit kamen in einer für M. kränkenden Weise in die Oeffentlichkeit nicht nur der österreichischen, sondern auch der deutschen Blätter und die fortwährenden anonymen Angriffe, die Zurücksetzungen an der Facultät, sowie die nicht ausbleibenden Reibungen dauerten über ein Jahr bis zum Beginn 1857, wo infolge einstimmigen Beschlusses des Professorencollegiums und auf Antrag des akademischen Senates vom Kaiser Franz Josef I. gestattet wurde, daß M. von der Universität Prag das Ehrendiplom eines Doctors der Rechte ausgefertigt werde. Damit hatte der interne Universitätsstreit wol sein Ende erreicht, er hatte aber auf Mischler's Gemüthsstimmung eine nachtheilige Einwirkung gehabt, welche so nachhaltig war, daß sich trotz seiner Beilegung zu Gunsten Mischler's das Gefühl friedlicher Beruhigung in ihm nie wieder einstellte; er spannte infolge dieser Vorgänge seine Arbeitskraft aufs Höchste an, um allen auf seine Gelehrtenehre gerichteten Angriffen, welche vorwiegend in der großen Beliebtheit Mischler's und in der populären Art seines Wesens lagen, erfolgreich begegnen zu können, sodaß in diesem Umstand im Verein mit dem vorhin erwähnten die Keime seines frühzeitigen und plötzlichen Endes zu suchen sind.

Mischler's Lehrthätigkeit blieb in Prag dieselbe, welche sie schon in Freiburg gewesen war. Während Hasner gleichzeitig an der Hochschule die abstracte Nationalökonomie vertrat, war in M. die angewandte verkörpert; er las auch hier nicht nur über die üblichen akademischen Wirthschaftslehren, sondern auch über deren Hilfswissenschaften, über Landwirthschafts-, Gewerbs- und Handelskunde. Sein Vortrag war bei strenger Wissenschaftlichkeit leicht faßlich, wurde anziehend, mit klangvollem Organ vor stets gefülltem Auditorium gehalten und durch Excursionen in die größeren industriellen Etablissements Prags wie der umliegenden Orte, aber auch durch solche in die Industriegegenden des nördlichen Böhmens vervollständigt, bei welchen er stets von einer größeren Zahl der intimeren Schüler begleitet wurde. M. liebte es aber auch, sich auf seinen zahlreichen größeren Reisen, insbesondere denjenigen zur Besichtigung der gleichzeitigen wirthschaftlichen Ausstellungen im In- und Auslande, von seinen Lieblingsschülern umgeben zu sehen. Ueberhaupt stand M. stets jedem seiner Schüler mit Rath und That bei, indem er vielen den Studiengang überhaupt ermöglichte, seine zur Zeit in Prag vollständigste Bibliothek aus dem Gebiete der Staatswissenschaften zu ihrer Benutzung offen hielt und auch nach Vollendung der Studienzeit bemüht

war, deren Stellung im Leben zu sichern. So war zunächst allseitige weit über die kurze Lebens- und Lehrzeit Mischler's reichende Anhänglichkeit und Liebe die Folge dieses Umganges mit seinen Hörern, so kam es aber auch, daß M. für die Entwickelung der Nationalökonomie in Böhmen und für deren Popularisirung von größter Bedeutung wurde. Bisher war die Nationalökonomie daselbst bei rein abstracter Lehrmethode ganz abseits vom praktischen Leben gestanden und wurde jetzt erst durch ihn mit demselben verknüpft. Mischler's Excursionen lehrten den vielfach ganz unbekannten wirthschaftlichen Zustand Böhmens durch die öfters sehr werthvollen Berichte aus der Feder seiner Begleiter kennen; in dieser Beziehung ist er der erste Vertreter der heutigen sogenannten beschreibenden Schule in der Nationalökonomie, welche von mehreren „fahrenden Schülern" derselben repräsentirt wird und alle Schriften nationalökonomischer Natur, welche nach Antritt von Mischler's Lehrthätigkeit in Prag von Pisling, Peez, Dormitzer, Schebek, v. Novicky u. A. in Böhmen erschienen und deren Zahl der früheren Sterilität gegenüber keine kleine war, sind auf seine Anregung oder Mitwirkung zurückzuführen, wie sie auch nicht selten von ihm geradezu eingeleitet wurden. Wenn M. auch nicht theoretische Schule gemacht hat, so suchte und fand er in dieser Richtung seine „Schule", indem eine große Zahl von gründlich wissenschaftlich gebildeten Beamten, Parlamentariern, Industriellen u. dgl. aus seinen Hörsälen hervorging.

Auch in Prag begrenzte M. sein Arbeitsfeld nicht auf den akademischen Jüngerkreis, sondern entfaltete eine rege öffentliche Thätigkeit für wirthschaftliche Interessen, besonders im Vereinigungspunkt derselben, in der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft. Er wurde von der Regierung wie von den verschiedensten Seiten der privaten Thätigkeit in vielen Fällen wegen seiner praktischen Erfahrungen um seinen Rath angegangen, und es stammen eine große Reihe von Denkschriften für Regierung wie Industrielle, Körperschaften und Einzelne aus seiner Feder. Am wichtigsten war seine Wirksamkeit als Mitglied und Berichterstatter der „Centralcommission zur Abhilfe des Nothstandes im Erz- und Riesengebirge", deren Arbeitslast er allein auf seine Schultern genommen hatte, und für welche er seine Schrift „Zur Abhilfe des Nothstandes im Erz- und Riesengebirge. Gutachten des Centralcomité's zur Förderung der Erwerbsthätigkeit im Erz- und Riesengebirge über Auftrag des k. k. böhmischen Landesausschusses erstattet und bearbeitet", 1862, verfaßte, welche nach einer Untersuchung der Ursachen der Uebelstände die Vorschläge zu deren Behebung enthält. M. begnügte sich jedoch nicht, in Wort und Schrift für dieses unglückliche Ländchen zu wirken, er griff auch — in Ausführung seiner eigenen Vorschläge — selbstthätig durch Förderung der Arbeitsbedingungen in jenen Gegenden ein, indem er unermüdlich und mit glücklichem Erfolge bestrebt war, für einzelne wichtige böhmische Industrien den Arbeitsmarkt dahin zu verlegen. Mischler's Excursionen hatten zuerst auf jene Verhältnisse helles Licht verbreitet, und wenn sich dieselben nach kurz andauernder Besserung bis heute nicht wesentlich geändert haben, so liegt die Ursache darin, daß sich Niemand mehr so warm dieser Sache angenommen hat. Ueberhaupt erachtete es M. als Pflicht eines jeden Volkswirthes, zur Hebung des Wohlstandes der Bevölkerung beizutragen, statt sich ausschließlich auf die Erforschung der Gesetzmäßigkeit in der von ihm als „Wohlstandswissenschaft" bezeichneten Disciplin zu beschränken. Anläßlich der Weltausstellung in London betheiligte sich M. im Auftrag des Handelsministeriums an der Abfassung des Ausstellungsberichtes, für welchen er über gewerblichen Unterricht, Handelsverhältnisse, Patentgesetzgebung und Consularwesen sowie überhaupt über allgemeine Fragen schrieb. Gleichfalls der Lust, selbstthätig ins wirthschaftspolitische Leben einzugreifen, entstammt die ausgedehnte litterarische Thätigkeit, welche M. auch während seiner Prager Zeit entwickelte. Es waren vorwiegend

wirthschaftliche Fachblätter und katholische Tendenzen verfolgende Tagesblätter, denen er seine Mitwirkung widmete. In der „Reichenberger Zeitung“, der „Donau“, der „Kreuzzeitung“, in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, dann in „Haimerl's Magazin“, in den „Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst“, in der „Katholischen Literaturzeitung“, in der „Germania“ und in der „Oesterreichischen Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen“ besprach er die wirthschaftlichen Tagesfragen und litterarischen Erscheinungen mit steter Beziehung auf seine wirthschaftliche Richtung und seine katholische Lebensanschauung; außerdem nahm er regen Antheil am Zustandekommen der „katholischen Encyklopädie“ von Manz in Regensburg, für welche er den Theil „Staatswirthschaft“ übernommen hatte. Die Verzögerung im Erscheinen dieses Werkes jedoch ermöglichte es M. nur, die zu den Buchstaben A und B gehörigen Artikel zu verfassen. Aus dieser Zeit stammt auch die kleine Schrift „Volkswirthschaftliche Betrachtungen über den Gewerbfleiß“, 1861, dann aber sein auf 2 Bände berechnetes Hauptwerk, das „Handbuch der Nationalökonomie“. Groß angelegt, ist es unvollständig geblieben, indem nur des ersten Bandes erster Theil, enthaltend die „Grundsätze der Nationalökonomie“ und zweiter Theil, „Die Entstehung des Nationalreichthums und Lehre vom natürlichen Reichthum der Länder“ (beide 1857) erschienen, während die folgenden Theile, die Lehre von der Arbeit und vom Capital, vollständig druckfertig, und der zweite Band zum großen Theil fertig gestellt zurückblieben. Ebenso befindet sich im Nachlasse ein bereits weit vorgeschrittenes, kurzgefaßtes „Lehrbuch der Nationalökonomie“.

Sowie M. als Lehrer durch seine poliklinische Methode und ferner durch seine praktisch wirthschaftliche Thätigkeit eine von den Nationalökonomen seiner Zeit ganz verschiedene Stellung einnimmt, ist er auch als Theoretiker von eigenartiger für die heutige Ausgestaltung der Nationalökonomik bahnbrechender Bedeutung, obgleich ihn das Loos traf, mehr ausgebeutet und benützt als anerkannt und genannt zu werden. M. bezeichnete die politische Oekonomie mit Vorliebe als „Wohlstandswissenschaft“ und seine Stellung zu dieser Disciplin ist eine consequente Ausführung seines nationalen und empirischen, realen Wesens. Was seine theoretischen Anschauungen anbelangt, stellt er sich ausdrücklich und entschieden in Gegensatz zu der Schule der abstracten Nationalökonomie und der Ableitung ihres Systems aus wenigen allgemeinen Grundsätzen, indem er ihr — durchgehends die Berechtigung der inductiven Beweisrichtung anerkennend — die methodische Eigenschaft einer Experimentallehre, gleich wie den Naturwissenschaften, vindicirt. Er erkennt ihre Aufgabe wie die einer jeden Wissenschaft in der Erforschung der allgemeinen, ständigen Ursachen, im Gegensatz zu den besonderen, veränderlichen. Dementsprechend genügt nicht eine hypothetische Prämisse, entnommen dem Individualismus, sondern es müssen, der gesellschaftlichen Anschauung Mischler's vom Leben der Menschheit gemäß, die verschiedenen Formen der Gemeinschaft als Familie und Gemeinde dem Selbstinteresse gegenübergestellt werden, an welchen letzteres seine Schranke findet. Hiermit sind die heutigen „socialen“ oder „collectivistischen“ Principien gegenüber den „atomistischen“ bereits ausgesprochen. Dann aber faßt M. die wirthschaftliche Bethätigung des Menschen, gemäß der Dreiheit der menschlichen Natur als einer sinnlichen (Körper-), sittlichen (Willens-) und geistigen (Geistes-Kräfte) immer nur im Verein mit Religion, Recht einerseits und Erziehung, Sitte andererseits auf. Mit dieser Dreiheit ist auch der Staatszweck gegeben, den M. in Wohlfahrt, Recht und Cultur findet (wobei die Religion außerhalb des Staates ihr eigenes System erhält), da die Ziele der Gesellschaft nur im Staatsleben erreichbar sind. Durch die Idee des Staates wird aus dem Gesellschaftsbegriff der Volksbegriff und die Nationalökonomie ist darnach die Lehre von den empirischen Gesetzen für den socialen Körper in seiner wirthschaftlichen Bethätigung innerhalb der Schranken,

welche ihm durch seine übrige Bethätigung auferlegt werden. Dadurch wird die Nationalökonomie zu einer von M. geradezu so benannten Physiologie des Gesellschaftskörpers und M. selbst zum Vorläufer der heute bedeutenden physiologischen Schule in der politischen Oekonomie. Nur gelangen bei M. Religion und Recht, Bildung und Sitte zu ungleich größerer Bedeutung, so daß sie dem gesellschaftlichen Systeme im Ganzen eine prononcirt ethische und katholisch-confessionelle Färbung verleihen. Folgende sind (mit Kürzungen der Zwischensätze) die Hauptstellen, welche zeigen sollen, wie streng M. das Leben des Gesellschaftskörpers mit demjenigen eines natürlichen Organismus in eine bis in die letzten Consequenzen verfolgte Analogie stellt: „Das Wirthschaftsganze trägt die Kennzeichen eines Organismus. Wie der Leib aus Atomen besteht, deren jedes im isolirten Zustande bedeutungslos ist, so besteht der Wissenschaftsorganismus aus Grundbestandtheilen (Einzelwirthschaften). So stark wie die chemische Verwandtschaft auf die Verbindung der Grundstoffe, so mächtig wirkt das Bedürfniß der Geselligkeit auf das innige Aneinanderschließen der Einzelwirthschaften. Wie der Leib aus Gliedern besteht, so besteht der Organismus der Wirthschaftsthätigkeit aus Gliedern, Ständen und Classen. Ein Stand ohne den anderen läßt sich gar nicht denken. Das Bindemittel, das die Elemente der Gesellschaft zu einem Organismus von Wirthschaftsthätigkeiten verbindet, ist der Verkehr. Er hat die Rolle in der Volkswirthschaft, die der Blutumlauf im menschlichen Körper hat (Handbuch I S. 42/43). Die Wirthschaftslehre ist für den Gesellschaftskörper des Volkes, was die Physiologie für den menschlichen Leib“ (S. 26). — Eine besondere Eigenthümlichkeit in Mischler's System ist, daß er in den vier Theilen der Disciplin (Volkswirthschaftslehre, Staatswirthschaftslehre, Finanzwirthschaft und Wohlfahrtspolizei) die Systematik gleichmäßig durchführt, so daß die innere Harmonie (im Tableau S. 36/37) wie bei keinem anderen Theoretiker ersichtlich wird, und womit sich eine eigenartige Dreigliederung der Finanzwissenschaft und zwar der Besteuerung nach Stoffgewinnung und -Umformung, Verkehr und Consumtion ergibt. Auf dem Gebiete der Wirthschaftspolitik bekennt sich M. selbst als Anhänger der strengen Schutzzöllner und es ist seine Richtung in Lehre und öffentlichem Wirken besonders für die deutsche und deutsch-österreichische Zolleinigung hier derjenigen List's sehr ähnlich. Sonst im Ganzen seines Systemes nennt sich M. einen Schüler Schmitthenner's.

M. schied am 20. Juli 1864, erst 43 Jahre alt, aus dem Leben. Den unmittelbaren Anlaß zur letzten Krankheit, zu welcher die Disposition durch die bereits oben erwähnten Ereignisse vorhanden war, gab die Reise zur Weltausstellung nach London im J. 1862, in Folge deren er an einem Lungenleiden erkrankte, welches ihn nöthigte in den Taunusbädern Genesung zu suchen. Nach fast zweijähriger Enthaltung jeglicher Arbeit kehrte M. in besserem Gesundheitszustande nach Prag zurück, erlag aber in Folge der Anstrengungen der Reise kurz nach seiner Ankunft in Prag daselbst seinen Leiden. — M. war seit dem 16. September 1856 mit Rosa, geb. Teuchert, vermählt, aus welcher Ehe drei Söhne und eine Tochter entstammten. Er war correspondirendes Mitglied der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien und Mitglied des Gelehrtenausschusses am Germanischen Museum zu Nürnberg. Ernst Mischler.

Misler: Johann Hartmann M., geb. am 12. Juli a. St. 1642 zu Marburg als Sohn des dortigen, später Gießener Professors Johann Nikolaus M., besuchte seit 1655 die Universitäten Gießen und Wittenberg, promovirte am 9. November 1665 an ersterem Orte zum Magister, und wurde dann sofort als Rector nach Worms berufen. v. Zesen nahm ihn 1671 in die „deutsche Gesellschaft“ unter dem Namen der „Deutschgesinnte“ auf, 1676 wurde er als Dichter gekrönt. 1682 erwarb er sich in Gießen die Würde eines Lic. theol.,

1684 wurde er als Rector des Gymnasium illustre zu Stade eingeführt, ein Amt, welches er auch beibehielt, als er 1685 zum Pastor an St. Pancratius daselbst erwählt wurde. 1691 erhielt er die Ernennung zum Superintendenten des Herzogthums Verden, starb aber schon am 22. März 1698. Er galt für gelehrt, die Titel seiner Programme sind aber, noch über das damals Gewohnte, seltsam. Seine Schüler im Disputiren sicher zu machen, galt ihm als höchste Aufgabe; die Löber'schen philosophischen Compendia stutzte er für seine Schule zu. Auf seine geistlichen Lieder legte er hohen Werth, sie haben aber nichts Originales; das Stader Gesangbuch von 1712 hat zwei davon aufgenommen: Nr. 594 „Mein Herr und Gott! wie hast Du mich für Noth" („in seiner eigenen angenehmen Melodey") und Nr. 609 in demselben Ton: „Der Tag ist hin. Auf, arbeitsmüder Sinn". Er hinterließ zwei Söhne, Joh. Gottfried und Joh. Hartmann, und zwei Töchter, Anna Sibylle, verheirathet in Bremen, und Anna Maria, verheirathet an den Superintendenten und Kirchenrath Joh. Ludw. Schlosser zu Marburg. Ein Sohn der ersteren war der Generalsuperintendent zu Celle, Meinhard Plesken, der Schwager Misler's war David Clodius (Allg. D. Biogr. IV, 336).

(Pratje,) Die Herzogthümer Bremen und Verden II, 427 ff. Pratje, Stadische Schulgeschichte. Krause.

Misliweczek: Joseph M. (auch Mysliweczek), Tondichter, geb. zu Prag am 9. März 1737, Müllerssohn, vollendete in Gemeinschaft mit seinem Zwillingsbruder Franz die Gymnasialstudien, genoß inzwischen aber noch Privatunterricht in Musik und — Hydraulik, in letzterer auf besonderes Verlangen des Vaters, weil dieser nebst dem Betriebe der Müllerei Amts zu walten hatte als Oberaufseher der städtischen Wasserleitungen, und sein Sohn Joseph in beiden Richtungen sein Nachfolger werden sollte. — Zwar interessirt für dieses sonderliche Studium, das M. auch zur Erfindung bewunderter Modelle anregte, überwog doch der Antrieb für musikalische Ausbildung und wirkte nach dem Ableben des Vaters dahin entscheidend, Mühle und Wasserleitungsamt dem Bruder anheim zu geben, selbst aber frank und frei auf das Gebiet der Tonkunst überzutreten. Vorerst Schüler des zu jener Zeit berühmten Contrapunktisten Franz Joh. Habermann, dessen Methode seinem lebhaften, nach Ausübung drängenden Naturell nicht lange zusagte, wandte er sich dann vertrauensvoll an den durch virtuoses Geigen wie Orgelspielen zu großem Rufe gelangten Jos. Seger, der ihn auch vollständig befriedigte, insbesondere durch die klare Anleitung zur Composition, auf welche M. nun das Hauptgewicht legte. Thatsächlicher Erfolg dieser Anleitung war ein von 1761—63 vollendeter Cyclus von sechs Symphonien mit den absonderlichen Titeln „Jänner", „Feber", „März", „April" ꝛc., die, zur Aufführung gebracht, den Namen Misliweczek's weithin bekannt machten. Sein Streben ging indeß noch höher, denn die Oper war sein Ideal und die Italiener erschienen ihm dafür als die geeignetsten Lehrmeister. Dieses Glaubens begab sich M. im November 1763 nach Venedig und nahm dort beim renommirten Theaterkapellmeister Pescetti Unterricht in der Behandlung des operistischen Sprechgesanges, lernte auch zugleich gründlich italienisch, um hierauf in ländlicher Zurückgezogenheit in der Nähe von Parma seine erste Oper zu schreiben. Merkwürdig, daß ihr Name vollständig verscholl, obschon es der günstige Aufführungserfolg am herzoglichen Hofe nach sich zog, daß ihn der königlich neapolitanische Gesandte ausersah für die bevorstehende Namenstagfeier seines Souveräns eine neue Oper zu componiren, welche, unter dem Titel „Bellerofonte" in Neapel aufgeführt, glänzendsten Erfolg hatte und M. zu ungeahnter Popularität verhalf. Es dürfte dieser, dem Ausländer erwiesenen Gunst wol auch zuzuschreiben sein, daß M. seinen Namen in die Sprache seiner Gönner übersetzte und fortan als

„Venatorini" für die Italiener existirte. So der die Stagione beherrschende Maestro geworden, bewarben sich außer der von Neapel, die Bühnen von Rom, Florenz, Mailand, Turin ꝛc. um neue Werke. Mit staunenswerther Productionskraft befriedigte er alle; schrieb 1769 für Rom „Hypermnestra", bis 1773 für Neapel „Romulus" und „Exsile", für Turin „Antigone", für Pavia „Demetrius", 1774 für Padua „Attide", für Neapel „Artaserse", im Laufe des Jahres 1775 noch „Enzio" und „Demofonte". Bei dem Brauche der italienischen Operngesellschaften, periodisch auswärtige Bühnen zu besuchen, konnte es nicht ausbleiben, daß durch sie die Opern Misliweczek's über die Grenze Italiens und zunächst auf die Hofbühne des musikfreundlichen Kurfürsten Maximilian von Baiern verpflanzt wurden. Solcher Uebertragung war es zuzuschreiben, daß der Kurfürst, für den Meister auf das Höchste interessirt, denselben einlud seine Opern für die Hofbühne aufführbar zu machen. In Folgeleistung dessen verbrachte M. die Zeit von 1777 bis zum Ableben Maximilians — 1778 — in München, kehrte dann aber auf Andrängen seiner italienischen Freunde sofort wieder zurück nach Neapel, eine für Rom bestimmte Oper „Olimpiada" zu vollenden. Mit ihr erreichte M. den Höhepunkt seines Schaffens und weithin erklang aus der Fülle schöner Melodien das herrliche Lied: „Si cerca se dice l'amico dove" ... gleichsam sein Schwanengesang. — Wol noch vollrüstig und gerade anläßlich dieses neuen Triumphes nach Mailand an den Hof des Erzherzogs Ferdinand berufen, um mehrere bereitgehaltene Libretto's in Opern umzuwandeln, führte doch schon das erste hier im Teatro della Scala vor das Publikum gebrachte neue Tonwerk „Armida" zu einem totalen Mißerfolge. Aufs Aeußerste betroffen von dieser noch nicht erlebten Ehrenkränkung verließ M. heimlich Mailand, hoffend in Rom, wo eine andere zur Vollendung gediehene Oper „Farnace" zur ersten Aufführung kommen sollte, wieder volle Genugthuung zu erlangen. Aber auch dort blieb ihm diesmal die gewohnte Gunst versagt. — Von da ab ist die Existenz des nahe zwei Decennien hindurch Gunstbesonnten plötzlich verschleiert und es drangen blos noch halblaute, scheinbar jedoch richtige Nachrichten über ihn in die Oeffentlichkeit, welche besagten, daß er menschenscheu geworden, der Kunst abgesagt habe, in Verarmung gekommen sei! Kaum 44 Jahre alt, schied M. zu Rom den 4. Februar 1781 aus dem Leben. — Dieser Abschluß contrastirt merkwürdig mit dem glanzvollen Aufleuchten des genialen Künstlers und Tondichters von nahezu 40 Opern, zwei Oratorien — „Passio Jesu Christi" und „Famiglia di Tobia" —, mehrerer kirchlichen Compositionen (Dlabacz erwähnt zweier zu Raudnitz in Böhmen vorgefundener Messen), einer Anzahl von Symphonien, Sonaten, Quartetten und Salonstücken. Als sein letztes Werk gelten sechs Quartetten, die nach dem Ableben des Meisters bei Hummel in Amsterdam erschienen. Sechs Sonaten für zwei Violinen und ein Violoncell erschienen in Offenbach. Ein Schüler Misliweczek's, der Engländer Barry, ehrte den Lehrer dadurch, daß er ihn auf seine Kosten in Lucina nächst Rom am Friedhofe der Kirche San Lorenzo begraben und die Grabesstelle mit einem Marmordenkmale versehen ließ.

Pelzel, Abbild. böhm. u. mährischer Gelehrten u. Künstler, Prag 1773. Dlabacz, Allg. Künstler-Lex. Gerber, Histor.-biogr. Lex. d. Tonkunst. Hormayr, Archiv f. Gesch. ꝛc. Wien. Allg. Musikztg. Eigene Forschungen.

Rudolf Müller..

Mithobius: Hektor M. (III. im Stammbaum), der seinen Adelsnamen „Mithobius von Mithofen", nie gebrauchte, war am 16. Aug. (a. St.) 1600 zu Hannover als Sohn des späteren lauenburgischen Kanzlers gleiches Namens geboren, studirte nach einer Reise in Italien in Gießen, Tübingen und Jena, wurde 1625 lauenburgischer Hofprediger, promovirte als solcher 1626 in Tübingen zum Dr. theol., wurde 1627 von Herzog Johann Friedrich von

Württemberg als Superintendent in die Pfarre Böblingen berufen und von dort 1634 vom schwedischen Kanzler Oxenstierna als Kirchenrath und Generalsuperintendent in das occupirte Stift Halberstadt. Das Aufgeben der schwedischen Verwaltung beendete diese Stellung, er trat wieder in lauenburgischen Kirchendienst als Pastor in Otterndorf im Lande Hadeln mit mäßiger Dotation, wurde von dort aber schon 1641 vom Ratzeburger protestantischen Domcapitel als Stiftssuperintendent und erster Domprediger nach Ratzeburg berufen. Noch im selben Jahre hielt er eine eingehende Kirchenvisitation im Stifte Ratzeburg ab, über welche sein Originalbericht in Schwerin erhalten ist. Das Verlangen der Herzogin Katharina von Lauenburg († 1644), M. solle ihr die Leichenrede halten, erregte einen heftigen Streit mit dem lauenburger Superintendenten Cramerus. Als durch den westfälischen Frieden jenes Stift an Mecklenburg fiel, erhielt Herzog Adolf Friedrich ihn in seiner Stelle, errichtete auch nach neuem, von M. entworfenen Statut am 1. Mai 1655 die Domschule, das jetzige Gymnasium in Ratzeburg. Da durch die Abtretung von Wismar und Neukloster an Schweden die Wismarsche Superintendentur desorganisirt und der bisherige Inhaber Dr. theol. Joachim Herzberg 1652 gestorben war, wurde M. 1653 auch als Superintendent des neu bestimmten „Mecklenburgischen Kreises“ eingesetzt und hielt schon in demselben Jahre eine eingehende Kirchenvisitation, über welche gleichfalls sein eigenhändiges, umfangreiches Protokoll vorliegt. Er starb am 7. Juni 1655 zu Ratzeburg. Gelegentlich wird er auch Mithofius oder mit dem alten Familiennamen Mithof genannt. Er hatte sich zuerst als Kanzelredner bekannt gemacht, namentlich in Halberstadt. Dort hat er den Propheten Jonas in 132 Predigten erklärt, die 1639 daselbst und nochmals 1654 in Leipzig erschienen. Auch andere Predigten von ihm, natürlich namentlich die Leichenreden, sind gedruckt. In Ratzeburg und Mecklenburg legte er den größten Werth auf die Katechisationen, schon 1650 hatte er dazu eine „Methodus catechizandi simplices, d. i. Einfältigste und kurtze Anleitung, wie die gantz einfältigen Leute in dem H. Catechismo sind zu üben“ ꝛc. in Ratzeburg geschrieben und wahrscheinlich auch herausgegeben. 1653 wurde sie nach Errichtung der „Mecklenburgischen“ Superintendentur in Rostock gedruckt und hat sich lange erhalten. Er wußte recht gut, daß Luther das Schlüsselamt nicht in den Katechismus aufgenommen hatte, er sagt dieses selbst und meint, man könne es wohl zum dritten Artikel ziehen; dennoch „dieweil dieser Orter dieses Ampt von den Schlüsseln, als das sechste Stücke, wird hinzugethan, so ist solches auch allhie geschehen“. Die Abänderung des lutherischen Katechismus war also auch hier schon vor ihm geschehen, und er setzte diese mit Bewußtsein fort, da er das Schlüsselamt hineinhaben wollte. Herzog Adolf Friedrich muß es gebilligt haben. M. war dreimal verheirathet, von den beiden ersten Frauen waren ihm 13 Kinder geboren, die letzte, Emerentia von Hahn, Tochter des Rittergutsbesitzers von Hahn auf Basedow und Remplin, überlebte ihn ziemlich lange. Ein Sohn erster Ehe, Mag. Hektor (VI.) Mithobius war seit 1655 Archidiaconus zu Otterndorf, und anscheinend noch 1677 Superintendent von Hadeln. Von ihm sind ebenfalls Predigten gedruckt, auch eine Schrift: „De Psalmodia christiana“. In einem „Hirtengedicht“ zu seiner dritten Ehe mit Margaretha Charitas Both'en 1670 ist er Sperandus (aus Mit-hoffen), die Braut Charitana genannt. — Die Mithobe, Mithobius, Mithof, heute Mithoff, sind eines der wenigen Bürgergeschlechter, die einen reichverzweigten Stammbaum in gerader Linie bis 1430 hinauf verfolgen können, wo der Stammvater als Bürger zu Neustadt am Rübenberge (Hannover) nachweisbar ist, ob ein älterer 1347 im Göttingenschen dazu gehört, ist fraglich. Der dritte im geraden Stamme: Burchart (III.) M. ist der 1564 verstorbene Leibarzt (s. u.), dessen 1532 zu Marburg

geborener Sohn Hector (I.) M. zunächst Leibarzt Herzogs Erich d. J. zu Göttingen, dann der lüneburgischen Herzoge Wilhelm und Ernst wurde und 1607 als Stadtphysicus zu Hannover starb. Er hatte das Doctorat der Medicin in Bologna erworben. Von seinen acht Kindern haben die Söhne Hector (II.) und Konrad das Geschlecht in den Hauptlinien bis jetzt fortgepflanzt. Dr. med. Konrad M., 1575 zu Hannover geboren, starb 1633 zu Celle als Leibarzt des Herzogs Christian. Hector (II.), Dr. juris, geb. 1561 zu Münden, wurde 1595 Rath des Herzogs Johann von Schleswig-Holstein, 1600 Rath, später Kanzler des Herzogs Franz II. von Lauenburg, von dem er anscheinend in Unfrieden schied, 1615 ist er Syndicus in Hannover, auch Rath des Herzogs Christian. 1619 rief ihn Herzog August von Lauenburg als Kanzler zurück; später schied er von dort abermals im Streite, kam aber zurück, lebte als emeritus in Lauenburg und starb dort 1647. 1639 erhob Kaiser Ferdinand III. ihn mit seinen drei Söhnen Daniel, Hector III. (dem Ratzeburger Superintendenten) und Franz Burchard in den erblichen Adelsstand unter dem Namen „Mithobius von Mithoffen“. Der letztere starb 1648 zu Hannover als Stadtphysicus. Daniel v. M., geb. am 19. Juli 1595 zu Hannover, später (wie sein Vater) comes palatinus, wurde 1618 in Tübingen Dr. jur., 1621 Rath und Archivar des Herzogs August von Lauenburg, der ihn aber 1627 entließ. 1628 bis 1632 war er Rath König Gustav Adolfs von Schweden, später Rath der Herzoge Franz Julius und Julius Heinrich von Lauenburg, 1635—1648 Kanzler des letzteren. Mit Herzog August lag er dagegen sammt seinem Vater, dem alten Kanzler, im Proceß vor dem Reichskammergerichte. Für Herzog Julius Heinrich leitete er 1642 den Proceß wegen des berühmten mantuanischen (braunschweiger) Onyx-Alabastrons; nachher lebte er seit 1642 in Hamburg als „alter lauenburgischer Kanzler“, 1659 ging er nach Schwerin, wo er 1661/62 als Rath und Kanzler in den Dienst des Herzogs Christian Louis trat, aber sofort wegen Eigenmächtigkeiten wieder entlassen wurde. Er starb erst 1673. Einer seiner Söhne, Hector Johann v. M., geb. 1623 zu Lüneburg, hatte auch viel Streit in Dienststellen. 1656—1669 war er Kanzler der Aebtissin von Quedlinburg, seit 1658 auch gräflich stolbergischer Rath, † am 28. März 1681 zu Quedlinburg. Von ihm gab Hermann Conring 1656 zu Helmstädt eine „Dissertatio de Controversiis Sueco-Polonicis, seu de Jure, quod in Sueciam Regi, ad Livoniam regno Poloniae, nullum competit“ heraus. Conring nennt Hector Johann Mithobius' Namen, der auf dem Titel nur mit H. J. M. angedeutet ist, vollständig.

Hect. Wilhelm Heinrich Mithoff, Mittheil. über die Familie Mithoff rc. Als Manuscript gedrucktes Familienbuch, Hannover 1881. 4°. — Zeitschr. des histor. Vereins für Niedersachsen, 1881. — O. Krabbe, Aus d. kirchl. u. wissensch. Leben Rostocks. Zur Gesch. Wallensteins und des dreißigjährigen Krieges, Berlin 1863, S. 442 ff. — Masch, Gesch. des Bisth. Ratzeburg.

Krause.

Mithoff: Burchard M., Leibarzt Landgraf Philipps des Großmüthigen und Herzog Erichs des Aelteren von Braunschweig-Lüneburg, wurde am 30. April 1501 zu Neustadt am Rübenberge geboren. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er in Hamburg. Ueber den weiteren Gang seiner Studien wissen wir weiter nichts, als daß er zu Rostock Baccalaureus, zu Erfurt im J. 1525 Magister, zu Marburg 1530 Doctor der Medicin wurde. An letzterer Universität wurde er, wohl bald darauf, Professor der Astronomie und Medicin, dann ernannte ihn Landgraf Philipp zu seinem Rath und Leibarzt. Daneben versah er eine gleiche Stelle bei den Grafen Poppo und Georg Ernst von Henneberg. Im J. 1539 nahm ihn Herzog Erich der Aeltere in seine Dienste als

Rath und Leibarzt zu Münden, welche Stellung er auch bei dessen Wittwe, der Herzogin Elisabeth, und deren Sohn, Erich d. Jüngeren, bekleidete. Die Herzogin, welche schon bei Lebzeiten ihres Gemahls sich zu den Lehren der Reformation bekannte, führte nach dessen Tode (25. Juli 1540) in Vormundschaft ihres minderjährigen Sohnes die Reformation im Fürstenthum Calenberg durch. Nächst Corvin, der von der Herzogin als Hofprediger und Generalsuperintendent berufen wurde, hat M. den wesentlichsten Antheil an der Durchführung der Reformation in dem kleinen Lande. Dadurch kam er mit vielen bedeutenden Männern seiner Zeit in Verbindung, so auch mit Melanchthon, von dem sich noch fünf an M. gerichtete Briefe erhalten haben. Er starb am 16. August 1564.

Vgl. Mittheilungen über die Familie Mithoff von H. Wilh. H. Mithoff, Hannover 1881, S. 3 ff., wo auch die von Burchard M. verfaßten Schriften aufgeführt sind. K. Janicke.

Mitscherlich: Christoph Wilhelm M., geb. am 20. Septbr. 1760 in Weißensee in Thüringen, erhielt die für seine ganze Laufbahn entscheidende Vorbildung zur Universität in Schulpforta, von wo er eine Gewandtheit in lateinischer Versification mitbrachte, die er stets eifrig gepflegt hat. In Göttingen seit 1779 Heyne's Schüler und ganz in seine Anschauungen eingehend, verließ er die Universität, um im J. 1782 als F. A. Wolf's Nachfolger Collaborator am Pädagogium in Ilfeld zu werden. Im J. 1785 wurde er zum außerordentlichen Professor an der Universität Göttingen ernannt, und gleichzeitig an der Universitätsbibliothek angestellt. 1794 wurde er ordentlicher Professor, 1806 Hofrath, später geheimer Justizrath. Er starb am 6. Januar 1854.

Seine Schriften gehören dem vorigen Jahrhundert an: die Horazausgabe ist allerdings erst 1814 erschienen, die Vorrede aber im J. 1799 unterzeichnet; nach 1800 hat er nur akademische Kleinigkeiten geschrieben. Er war Heyne's tüchtigster Schüler in Hinsicht auf die Heyne'schen „commentarii perpetui“: seine im J. 1800 erschienene Ausgabe der Oden und Epoden des Horaz steht sehr viel höher als die ähnlichen Arbeiten des Lehrers selber, und wird Mitscherlich's Namen mit Ehren auch auf die spätere Nachwelt bringen, da sie eine Fundgrube vernünftiger Erklärungen, passender Parallelstellen und aus reicher Belesenheit geschöpfter Erläuterungen ist. Schärfe des kritischen Urtheils darf man allerdings nicht darin suchen. Das Latein ist, wenn schon etwas weitschweifig, doch schön, da es wirkliches Latein ist. Minder bedeutend sind seine sonstigen philologischen Leistungen, obgleich sie für ihre Zeit alle Anerkennung verdienen.

Schneidewin in den Neuen Jahrbüchern 69, 235—240.

Eyssenhardt.

Mitscherlich: Eilhardt M., berühmter Chemiker, Entdecker des Isomorphismus. Er wurde am 7. Januar 1794 in dem Dorfe Neuende (bei Jever) in Oldenburg geboren. Hier war sein Vater Prediger und dieser schickte den Sohn auf das Gymnasium zu Jever. Sein Onkel war der berühmte Göttinger Philologe Christian Wilhelm Mitscherlich: ein besonders philologisches Interesse scheint das Erbtheil vieler Familienmitglieder bis in die jüngste Generation geworden zu sein. Auch der junge Eilhardt M. zeigte schon frühzeitig ein solches Interesse, eine Neigung für Sprachwissenschaften, die bei ihm noch besonders geweckt und unterstützt wurde durch einen Lehrer des dortigen Gymnasiums, den hochbedeutenden Historiker Schlosser. So vorgebildet bezog M. 1811 die Universität Heidelberg, um dort Philologie und Orientalia zu studiren. Später (1813) führte ihn dieses Studium nach Paris, und hier eröffnete sich ihm die begründete Aussicht, einer Gesandtschaft aggregirt zu werden,

die Napoleon I. nach Persien zu schicken beabsichtigte. Allein das Jahr 1814 machte auch diesem, wie allen andern Plänen Napoleons ein rasches Ende und M. war wieder auf sich selbst angewiesen. Jedoch die Hoffnung einer Orientreise hatte so feste Wurzeln geschlagen, das Interesse für die unbekannten Gegenden und Menschen dort war bei ihm so lebhaft geworden, daß M. um diesen Plan zu ermöglichen, sich entschloß sein Studium zu ändern, sich der Medicin zu widmen, um dann als Arzt nach Persien zu gehen. Er eilte nach Göttingen und begann sein medicinisches Studium mit den philosophischen Vorbereitungen, Physik und Chemie. Und dabei blieb es. Die Chemie insbesondere nahm den jungen Forschergeist immer mehr gefangen, die Experimente, das Studium der Natur übten einen so großen Zauber auf ihn, daß er nicht mehr an Persien dachte, sondern im Jahre 1818 nach Berlin ging, um sich dort zu habilitiren. Aus dem Anfang seines Göttinger Aufenthaltes datirt jedoch noch eine Arbeit aus dem Bereiche seines früheren Studiengebietes, über Abschnitte der orientalischen Geschichte, die er mit Benutzung von Handschriften der dortigen Bibliothek verfaßt und veröffentlicht hat unter dem Titel: „Mirchondi historia Thaheridarum historicis nostris hucusque incognitorum Persiae Principum. Persice et latine edidit Dr. E. Mitscherlich“, Göttingen 1814. Wahrscheinlich ist M. auf diese Arbeit hin auch promovirt worden. In Berlin widmete er sich nun ausschließlich chemischen Forschungen in Links Laboratorium. Hier schon sind die ersten Keime zu seiner Entdeckung des Isomorphismus zu suchen. Er erregte damit in so hohem Grade die Aufmerksamkeit von Berzelius, der 1819 auf seiner Rückkehr von Paris nach Stockholm durch Berlin kam, daß dieser dem Minister von Altenstein vorschlug, M., der noch ganz unbekannt war, keine chemische Arbeit veröffentlicht hatte, zum Nachfolger Klaproths, also zum Professor der Chemie in der preußischen Hauptstadt zu ernennen. Darauf zwar geht der Minister nicht ein, er verschafft aber dem jungen Genie ein Stipendium zu einem 2jährigen Studium in Stockholm. So folgt M. dem leuchtenden Stern am schwedischen Gelehrtenhimmel, die Zahl seiner berühmten Schüler vermehrend. — Hier in Stockholm führte er seine Entdeckung weiter aus, nebenbei den chemischen Problemen beim Bergbau seine Aufmerksamkeit zuwendend. Bevor er aber Berlin verließ, am 9. Dezember 1819, hielt er in der Akademie einen Vortrag über jene von ihm entdeckte Eigenschaft der Materie, welcher er auf Berzelius Anregung einen bestimmten Namen gab, und die seitdem als Isomorphismus in der Wissenschaft bekannt ist.

Von Stockholm aus begleitete M. seinen Meister auf einer Reise nach verschiedenen Gruben Schwedens, die dieser im Jahr 1820 mit einer Anzahl Schüler unternahm — unter diesen befanden sich Heinrich Rose, Bonsdorf, Arfvedson und Almroth. Längere Zeit hielten sie sich in Fahlun auf, jener berühmten alten Bergstadt, deren Gruben trotz eines 800jährigen Bergbaus immer noch reichlich Kupfererze lieferten, die in den Hütten verarbeitet wurden. Dieser Aufenthalt wurde für M. die Anregung zu einer Reihe von wichtigen Untersuchungen, besonders über die künstliche Darstellung von Mineralien, die später eingehender besprochen werden.

Im November 1821 kehrte M. nach Berlin zurück, wurde sogleich Mitglied der Akademie und außerordentlicher Professor. 1825 erhielt er dann Klaproths (s. Bd. XVI, S. 60) Stelle als Ordinarius an der Universität, später erweiterte sich noch sein Wirkungskreis, indem er zum Professor der Physik und Chemie an der Militärakademie und zum Mitglied vieler amtlicher Commissionen ernannt wurde. Er widmete sich mit Eifer seiner Lehrthätigkeit und bald erlangten auch seine Vorlesungen über Experimentalchemie durch die klare Methode seines Vortrags sowohl als durch den Glanz und die Sicherheit der Versuche eine wohlverdiente

Berühmtheit. Durch sein ganzes ferneres Leben zieht sich das in Schweden gewonnene Interesse für Bergbau, und der Wunsch, eine Lösung der dabei aufzuwerfenden mineralogischen und geologischen Probleme zu finden. So beschäftigte er sich hauptsächlich mit den Veränderungen, welche die Oberfläche unseres Planeten im Lauf der Jahrhunderte erfahren, ganz besonders mit der Entstehung der Vulkane, der Bildung der Geiser, der Mineralquellen und Erzgänge. Betrachtungen dieser Art bildeten das Thema seiner letzten Vorlesungen im Semester. In den Ferien widmete er jenen Forschungen seine Erholungsreisen. Nach und nach beschränkte er dieselben auf das Gebiet der Eifel, das er seit den dreißiger Jahren ganz regelmäßig bereiste, mit dem Entschluß die geologische Geschichte dieser vulkanischen Landschaft zu schreiben und daraus die allgemeine Theorie der Vulkane zu entwickeln. Zum Vergleich besuchte er nun weiter die verschiedenen vulkanischen Gebiete von Italien, Frankreich und Deutschland — die noch thätigen so wie die ausgebrannten Krater. Trotz großartiger Vorbereitungen ist er nicht bis zur Herausgabe einer Beschreibung der Eifel gekommen, wohl aber hat er über einzelne Theile Vorträge in der Akademie gehalten in den Jahren 1849, 54 und 58, und kleinere Abhandlungen veröffentlicht, worin er seine Ideen über vulkanische Prozesse überhaupt niedergelegt hat. Er versucht diesen Vorgang sehr einfach durch das in große Tiefen dringende und als Dampf wieder aufsteigende Wasser zu erklären, indem er ausführt, daß das in Tiefen von etwa 100 000 Fuß dringende Wasser sehr hohe Temperaturen, die er auf 1000 Grad schätzt, annehmen könne. Unter dem so entstehenden gewaltigen Druck können sich Spalten bilden, aus denen das Wasser in Dampf verwandelt alsbald hervorbricht. Begegnet dieser Dampf auf seinem Wege schmelzbaren Gebirgsarten, so werden diese geschmolzen und in dem Kanal mit nach oben gedrängt. Unter besondern Verhältnissen bilden sich durch das Abschmelzen des Gesteins Höhlen, in deren obern Raum sich Wasserdämpfe ansammeln und durch ihren Druck das Schmelzproduct in dem Kanal weiter in die Höhe pressen. So entstehen die Lavaströme. Läßt der Druck nach, so können diese auf ihrem Weg nach oben theilweise oder vollständig erstarren und den Ausweg versperren. Dann sammelt sich in der Höhle, so lange das Phänomen fortdauert d. h. so lange sich neuer Wasserdampf bildet, der Druck wie in einem Windkessel. Plötzlich wird die obere zähe Lavadecke zerreißen und es entsteht ein vulkanischer Ausbruch, durch den Lava mit Wasserdampf gemischt auf beträchtliche Höhen geschleudert werden kann. Nach einiger Zeit läßt der Druck nach und die Erscheinung hört auf, kann sich aber, sobald sich wieder ein stärkerer Druck angesammelt hat, wiederholen. Schließlich kann durch den immer wiederkehrenden, gewaltigen Druck die obere Oeffnung wesentlich erweitert werden, die Seitenwände des gebildeten Kraters stürzen ein und die Lava fließt ab. Nun erst wird dem noch vorhandenen Wasserdampf die Möglichkeit auszutreten, er reißt auf seinem Weg Steine und Lava mit fort und tritt als glühende Feuersäule über dem Vulkan in Erscheinung. — Die sogenannten Maare der Eifel sind nach M. solche Ausbruchsöffnungen, aus welchen aber nur Wasserdämpfe mit Bruchstücken der durchbrochenen Grauwacke ausgestoßen werden, aber keine Lava entströmt. Er nannte sie daher auch Gasvulkane. Sie entstehen nach ihm dadurch, daß der emporsteigende Basalt unterirdische Ansammlungen von Wasser angetroffen, das in Dampf verwandelt, die bedeckende Grauwacke durchbrochen hat. Alle diese und viele andre Betrachtungen, Theorien und Fragmente seiner Arbeit sind später durch Professor Roth in Berlin gesammelt und der wissenschaftlichen Welt auf diese Weise erhalten worden. Im Herbst 1861 ging M. zum letzten mal nach der Eifel — im December 1861 zeigten sich jene Brustkrämpfe, die sein Herzleiden vermehrten

und ihn nach anderthalb leidensvollen Jahren am 28. August 1863 in seiner Sommerwohnung in Schöneberg dahinrafften. Er hat ein Alter von 69 Jahren erreicht. Wenige Naturforscher haben so wie er Vielseitigkeit des Erforschungsgebietes mit gründlicher Bildung vereinigt. In seiner Familie wurde er Stammvater einer naturwissenschaftlichen Generation: seine Söhne blieben seiner wissenschaftlichen Richtung treu, seine Töchter wurden die Gattinnen des auch schon verstorbenen bekannten Chirurgen Busch in Bonn und des berühmten Chemikers und Physikers Wiedemann in Leipzig. Auch von seinen Enkeln haben einige bereits mit Erfolg die akademische Laufbahn ergriffen.

Wenn wir nun zur Besprechung von Mitscherlich's grundlegenden Leistungen übergehen, so nimmt darunter die Entdeckung des Isomorphismus die erste Stelle ein. M. hat damit seine wissenschaftliche Laufbahn glänzend eröffnet, ihr hat er Berzelius' Freundschaft und die Gestaltung seines ganzen ferneren Lebens zu danken. Bevor wir aber hier die Lehre des Isomorphismus, wie sie M. dargestellt und wie sie sich im Großen und Ganzen bis heute erhalten hat, entwickeln, sei es gestattet, mit wenigen Worten auf den Stand dieser Frage vor M. einzugehen. Hauy, der berühmteste Mineraloge jener Zeit, hielt die Krystallform eines Körpers für ein bestimmtes Attribut seiner Zusammensetzung, so daß nach ihm die Verschiedenheit der Zusammensetzung auch stets in der Verschiedenheit der Krystallform einen Ausdruck findet. Er hat an dieser Ansicht bis an sein Lebensende, also auch nach der M.'schen Entdeckung festgehalten, wie eine gegen Brochant gethane Aeußerung deutlich erkennen läßt: „Si la théorie de monsieur Mitscherlich était juste, la minéralogie serait la plus pitoyable des sciences". — Abweichend davon kommt Fuchs 1815 zu der Lehre von den vicarierenden Bestandtheilen, welche der M.'schen Auffassung isomorpher Gemische sehr nahe steht. Bei der Untersuchung verschiedener Gehlenite findet er deren Zusammensetzung wechselnd, bald mehr Eisenoxyd und dann weniger Kalk. Er erklärt dies dadurch, daß er das Eisenoxyd als einen Stellvertreter des Kalks auffaßt, ohne daß die Krystallform des Minerals geändert werde. Er könne sich, so fährt er fort, sehr wohl Varietäten von Gehlenit denken, die wenig oder gar kein Eisenoxyd, aber dafür um so mehr Kalk enthalten. Einen ganz analogen Fall findet er im Ammoniakalaun, bei welchem das Kali ganz oder theilweise durch Ammoniak vertreten sei. Gay-Lussac zeigt dann, ganz dieser Auffassung entsprechend, wie ein Krystall von Kalialaun sich in einer gesättigten Lösung von Ammoniakalaun vergrößere ohne Aenderung seiner Form. Sehr wichtig waren auch die Versuche Beudant's, der zeigen konnte, daß die Anwesenheit kleiner Mengen eines Salzes (Eisenvitriol) größere Mengen eines damit gemengten Salzes (Kupfervitriol) zwingen können, die Krystallform des ersteren anzunehmen.

Trotz aller dieser Vorarbeiten gebührt M. allein die Ehre der Entdeckung der Isomorphie, und dies um so mehr, als er zu jener Zeit von den seitens seiner Vorgänger gemachten Untersuchungen ohne Kenntniß war. Man versteht unter Isomorphismus die Eigenschaft chemisch verschieden zusammengesetzter Körper in gleichen oder sehr ähnlichen Formen zu krystallisiren, und wenn überhaupt die Möglichkeit vorhanden, als ein Individium auskrystallisiren zu können. M. findet zunächst, daß die phosphorsauren und arsensauren Salze einer und derselben Base in Formen krystallisiren, die nicht von einander zu unterscheiden sind. Später fand er ähnliches bei den schwefelsauren Doppelsalzen verschiedener Metalle mit demselben Krystallwassergehalt (Verbindungen von schwefelsaurem Kali mit Sulfaten von Magnesia, Eisen, Nickel, Kobalt, Zink, Kupfer, Mangan und Cadmium) und bei den schwefelsauren und selensauren Salzen desselben Metalls, nachdem er kurz zuvor die Selensäure entdeckt hatte. Von Wichtigkeit ist ferner der von ihm geführte Nachweis der Isomorphie zwischen überchlorsauren und übermangansauren Salzen, deren Formeln von nun

an analog geschrieben werden. Bei allen diesen Körpern ist die Zahl der Atome im Molekül dieselbe und so kam M. zur Ansicht, daß Isomorphismus überall da möglich sei, wo eine gleiche Zahl von Atomen zur Verbindung zusammentreten. Meist sind bei solchen isomorphen Körpern nicht nur die Gesammtzahl der Atome identisch, sondern sie stimmen auch in ihrer Zusammensetzung überein, bis auf einzelne Atome, so daß ein oder mehrere Atome des einen Elements ersetzt sind durch ein oder mehrere Atome anderer Elemente. Solche Atome, die einander ersetzen können ohne Aenderung der Krystallgestalt nannte man in der Folge isomorphe Atome. Ganz allgemein läßt sich übrigens Mitscherlich's Auffassung über isomorphe Körper nicht durchführen, weil z. B. viele Kaliumverbindungen mit den entsprechenden Ammoniumverbindungen isomorph sind, wo an die Stelle eines Atoms Kalium (K) Ammonium (NH^4) tritt, — d. h. statt eines, fünf Atome. Dagegen gibt es viele Reihen isomorpher Verbindungen, bei denen Mitscherlich's Auffassung durchaus richtig ist und auch heute noch angenommen wird. Dahin gehören z. B. außer den schon angeführten Beispielen die hexagonal krystallisirenden Carbonate, die rhombisch krystallisirenden Carbonate, die Oxyde, wie Thonerde, Eisenoxyd rc., die Reihe der Spinelle u. s. w. Die Wichtigkeit der Entdeckung, ganz abgesehen von der Bedeutung, welche diese Thatsache an und für sich hatte, lag zunächst für die Mineralogie und auch für die Chemie darin, daß sehr viele Mineralien, deren chemische Natur zu ermitteln nicht möglich gewesen war und deren Zusammensetzung als dem Gesetz der multipeln Proportionen widersprechend gefunden wurde, nun als Gemenge isomorpher Körper aufgefaßt werden konnten, bei denen ja eine willkürliche Mengung jeder Art trotz bestimmter Krystallgestalt möglich war. Ein sehr hervorragendes Beispiel dafür aus der neuesten Zeit ist die Auffassung Tschermaks über die Kalknatronfeldspathe, von denen man früher eine große Anzahl von Species unterschied, die aber nach Tschermak isomorphe Gemenge eines Kalkfeldspaths mit einem Natronfeldspath in wechselndem Verhältniß sind. Weiter ist der Isomorphismus von Wichtigkeit geworden für die Bestimmung der Atomgewichte, die gerade damals von Berzelius mit großem Eifer und großer Sorgfalt begonnen worden war. Berzelius sieht sich sogar veranlaßt, aus dem Isomorphismus einen Grundsatz abzuleiten, dem er neben einigen andern eine allgemeine Bedeutung bei der Feststellung der Atomgewichte zuerkennt. Dieser Satz lautet: Wenn ein Körper isomorph mit einem andern Körper ist, in welchem man die Anzahl der Atome kennt, so wird dadurch die Zahl von Atomen in beiden bekannt, weil die Isomorphie eine mechanische Folge der Gleichheit in der atomistischen Construction ist. — Wurde aber die Zahl der Atome in einem Körper (besser in einem Molekül des Körpers) bekannt, so konnten durch die quantitative Analyse desselben die Atomgewichte der darin vorkommenden Elemente ohne weiteres bestimmt werden. So ist denn der Isomorphismus bei der Atomgewichtsbestimmung ein sehr werthvolles Hülfsmittel geworden. — Bei diesen Untersuchungen über den Isomorphismus war es natürlich von äußerster Wichtigkeit, die Bestimmungen der Elemente des Krystalls, d. h. also der Flächenwinkel, mit möglichster Genauigkeit festzustellen. Der von Wollaston construirte, nach ihm benannte Reflexionsgoniometer leistete in dieser Hinsicht bereits erhebliches, doch sah sich M. veranlaßt, um seinen Messungen einen höheren Grad von Genauigkeit zu geben, an diesem Apparat noch wesentliche Verbesserungen anzubringen, wodurch es ihm möglich wurde, diese Winkel bis auf wenige Sekunden zu bestimmen. Der Feinheit seines Instruments hatte er nun wieder eine neue Erkenntniß zu danken. Er beobachtete nämlich, daß in allen Krystallsystemen, mit Ausnahme des regulären, die Krystallwinkel sich mit der Temperatur ändern, wenn auch nur um kleine

Größen, d. h. daß sich die Krystalle mit der Temperatur nach verschiedenen Richtungen ungleich ausdehnen. M. hatte diese Erscheinung zuerst bei Messungen derselben Krystallwinkel beobachtet, die, in früher Morgenstunde und zur Mittagszeit ausgeführt, Abweichungen in den Resultaten zeigten. Weiter führten ihn seine krystallographischen Studien zur Entdeckung des Dimorphismus, einer Eigenschaft, die gewissermaßen complementär zum Isomorphismus ist. Während nämlich Isomorphismus Gleichgestaltigkeit bei verschiedener Zusammensetzung bedeutet, ist der Dimorphismus Formverschiedenheit bei gleicher Zusammensetzung. M. hatte solches zuerst bei dem phosphorsaurem Natron beobachtet und verwerthete es zur Erklärung der verschiedenen Formen des Calciumcarbonats im Kalkspath und Aragonit. Eines der hervorragendsten Beispiele für den Dimorphismus hat M. in dem Schwefel aufgefunden. An diese Entdeckungen reihen sich nun seine Untersuchungen über die Metallurgie des Kupfers an, wodurch er zu einer wissenschaftlichen Erklärung dieses empirisch gefundenen Prozesses gelangte, welche er 1823 der Akademie vorlegte. Gleichzeitig führten ihn diese Studien, die er an dem schon oben erwähnten Bergwerke Fahlun in Schweden selbst ausführte, zur Auffindung der ersten künstlichen Mineralien, die sich in den Schmelzproben vorfanden, und die frühere Beobachter für secundäre Bildungen der feurigflüssigen Masse gehalten hatten. Er erkannte diese Krystallbildungen als Formen des Augit, Olivin und Glimmer. M. wies auf die Wichtigkeit dieser Thatsache hin, und es muß wohl betont werden, daß daraus sich nach und nach eine ganze wissenschaftliche Disciplin, die Herstellung künstlicher Mineralien, entwickelte, die seit jener Zeit sehr hervorragende Chemiker und Mineralogen, besonders in Frankreich beschäftigt hat. Daß auch die mit der Mineralogie auf das Innigste verwachsene Geologie an M. einen eifrigen und erfolgreichen Forscher gefunden hat, ist schon oben ausführlich besprochen worden.

Wenden wir uns nun zu der organischen Chemie, so finden wir gleichfalls hier den Namen Mitscherlich's als Führer und Meister. Auch auf diesem Gebiete hat er Fundamentales und Epochemachendes geleistet. Die Entdeckung einiger der wichtigsten Reactionen in der Chemie der aromatischen Verbindungen verdanken wir ihm. Dahin gehört zuerst die Zerlegung der Benzoesäure in Kohlensäure und Benzol, welcher letztere Kohlenwasserstoff einige Jahre vorher von Faraday aus dem Leuchtgas isolirt worden war. Diese hatte ihn seiner Zusammensetzung wegen zweifach Kohlenwasserstoff genannt. Und erst als M. ihm bei seinen Versuchen über die Benzoesäure begegnete, und mit dem Faraday-schen Körper identificirte, erhielt er den Namen Benzol, zugleich mit der Erkenntniß seiner Abstammung. Aber auch sein Verhalten zu andern Körpern untersuchte M. weiter, studirte seine Abkömmlinge und entdeckte so durch die Einwirkung der Salpetersäure auf das Benzol das Nitrobenzol. Es schlägt sich auf Zusatz von Wasser als schweres Oel nieder und zeigt einen bemerkenswerthen Bittermandelgeruch. Dieser Körper ist der Typus einer zahlreichen Classe von Verbindungen geworden, die sich noch täglich durch neue vermehrt und die alle auf dieselbe Weise gewonnen werden. Für die Darstellung solcher Verbindungen, d. h. für diese Art der Behandlung eines Körpers mit Salpetersäure schuf man eine eigene Benennung, das „Nitriren" — jetzt eine der elementarsten Operationen, die ein jeder junge Chemiker zu erlernen hat. Das Nitrobenzol ist aber außerdem zum Product einer der größten technischen Industrien geworden; es ist nämlich der Ausgangspunkt für die Darstellung des Anilins und seiner zahllosen Farbenderivate. A. W. Hofmann, der Nachfolger Mitscherlich's erzählt, daß er bei Uebernahme der Mitscherlich'schen Sammlung das ursprüngliche Specimen von Nitrobenzol, kaum ein Wasserglas füllend, gefunden habe — und jetzt wird es jährlich in tausenden von Centnern dargestellt. Aus dem Nitrobenzol hat M. ferner durch Reduction das Azobenzol dargestellt, die

erste der sogenannten Azoverbindungen, deren Zahl jetzt Legion ist, und die noch vielfach nach dem von ihm ersonnenen Verfahren gewonnen werden. Auch diese Verbindungen spielen in der heutigen Chemie und Technik eine große Rolle, indem auch unter ihnen einige sehr schöne und wichtige Farbstoffe aufgefunden wurden. Durch Behandlung des Benzols mit Schwefelsäure entdeckte M. die Benzolsulfosäure, auch wieder eine Reaction, deren Verwerthung in der aromatischen Reihe von großer Wichtigkeit geworden ist. Von specieller wissenschaftlicher Bedeutung ist die bei dieser Gelegenheit von ihm herangezogene Analogie zwischen Benzoesäure und Benzolsulfosäure. Von M. rührt auch die Abgrenzung einer Klasse von Reactionen her, die er als durch Contact veranlaßt auffaßt. Es sind dies namentlich Zersetzungserscheinungen, welche durch die Gegenwart eines Körpers veranlaßt werden, ohne daß dieser materiell an der Reaction betheiligt ist. Viele derartige Erscheinungen waren damals schon bekannt, hier sei nur an die Wirkung des Platinschwamms auf Wasserstoffsuperoxyd erinnert, welches letztere sich unter des ersteren Einfluß in Sauerstoff und Wasser spaltet, ohne irgend welche Veränderung im Platin zu veranlassen. M. bezeichnet als Ursache die katalytische Kraft, ohne eine klare Anschauung damit verbinden zu können. Wir sind in dieser Hinsicht nicht über M. hinausgekommen, obgleich derartige Reactionen seit jener Zeit vielfach beobachtet wurden. — Im Zusammenhang damit stehen seine Untersuchungen über Gährung, die er auch als durch Contactwirkung veranlaßt auffaßt. Gleichzeitig aber bringt er weitere Stützen für Schwann's Ansicht der organisirten Natur der Hefe. Er bezeichnet diese als ein vegetabilisches Wesen, während er die Fäulnißbacterien als Thiere ansieht. Den Zusammenhang zwischen Gährung und Hefe erkennt er als nothwendig an: nach ihm verhalten sich die Hefekügelchen zum Zucker wie das Platin zum oxydirten Wasser. Hervorragend sind auch seine Arbeiten über Dampfdichten gewesen, die er etwa gleichzeitig mit Dumas und mit etwa gleichen Resultaten ausführte, wenn auch nicht in der Ausdehnung wie dieser. So hat er unter anderen die Dichte des Schwefeldampfes bestimmt und dabei eine Zahl gefunden, die nach den heutigen Anschauungen zur Annahme führt, daß die Dampftheilchen des Schwefels nahe über dem Siedepunkte aus 6 Atomen bestehen. Erst viel später wurde von Deville und Troost nachgewiesen, daß die Dichte des Schwefels mit der Temperatur abnimmt und bei etwa 1000° nur noch etwa ein Drittel des früheren Werthes besitzt, so daß also dann diese Moleküle aus 2 Atomen bestehen, ganz analog den für die meisten Elemente geltenden Gesetzen. Ferner rührt von ihm die Bestimmung der Dampfdichte des Arsentrioxyds her, die eine merkwürdige Anomalie zeigt. Nach diesem Versuch, dessen Richtigkeit noch neuerdings bestätigt worden ist, bildet dieses Oxyd den einzigen Körper, für den das aus der Dampfdichte bestimmte Molekulargewicht doppelt so groß ist, wie das sich aus den chemischen Betrachtungen ergebende.

Von größeren Werken muß sein „Lehrbuch der Chemie" in 2 Bänden erwähnt werden, welches wir seinen mit so vielem Beifall aufgenommenen Vorlesungen über Experimentalchemie verdanken. Es erschien 1829 in erster Auflage, erlebte deren vier und ist auch in das Französische übersetzt worden. Es bildet nach Form und Inhalt die Grundlage vieler später erschienenen Werke über denselben Gegenstand. M. hat darin zum ersten Mal in Deutschland unter Aufwendung großer Mittel und eigenhändiger Mühe und Arbeit den jetzt so allgemein benutzten Holzschnitt für seine Zeichnungen angewendet. Er ließ von einem besonderen geschickten Tischler erst Modelle von Holz verfertigen, und danach erst die Zeichnungen für die Holzschnitte machen. Copien dieser seiner Holzschnitte gingen in fast alle Lehrbücher des In- und Auslandes über. Im Anschluß an sein Lehrbuch beabsichtigte M. eine Geschichte der Chemie zu schreiben, kam aber nicht dazu.

M., ein Zeitgenosse unseres größten deutschen Chemikers, Liebig, reiht sich ihm würdig an die Seite: unabhängig und unbeeinflußt von ihm geht er seinen eigenen Forscherweg, sucht sich eigene, unbetretene Pfade aus und leistet auf ihnen bahnbrechendes. Wenn auch naturwissenschaftlich nicht in so hohem Grade umfassend, erkennen wir in ihm doch einen großen, vielseitigen Naturforscher. Allerdings hat Liebig seine Wissenschaft dem täglichen Leben, der Industrie in einer wohl einzig dastehenden Weise nutzbar gemacht — solch neue Bahnen wie er der Landwirthschaft eröffnet, hat man von M. nicht zu verzeichnen; doch leistet er nicht nur in der reinen Chemie, sondern eben in benachbarten Gebieten Meisterhaftes, und wie Liebig eine physiologische Chemie, so hat er eine krystallographische begründet. Wir aber freuen uns der Zeit, die unserem Vaterlande mehrere solch' auserwählte Geister auf dem Gebiete der Naturwissenschaft geschenkt hat, jeder in seiner Weise groß, unsterblich, der Mit- und Nachwelt mit seinen besten und edelsten Kräften dienend.

H. Kopp, Geschichte der Chemie, Braunschw. 1843. Derselbe, Die Entwickelung d. Chemie in der neueren Zeit, München 1873. A. W. Hofmann, Ein Jahrhundert chemischer Forschung unter dem Schirme der Hohenzollern. Gedächtnißrede am 3. Aug. 1881, Berlin 1881. G. Rose, Eilhardt Mitscherlich, Gedächtnißrede in d. Geolog. Gesellschaft, Berlin 1864. Ladenburg.

Mitscherlich: Karl Gustav M., Arzt, den 9. November 1805 zu Neuende bei Jever geboren, hatte unter Leitung seines älteren Bruders, des berühmten Chemikers Eilh. M., in Berlin Medicin studirt und nach Vertheidigung seiner Inaugural-Dissertation „Hydrargyri praeparata usitatissima analytice accuratius perscrutata“ 1829 den Doctorgrad erlangt. Nach seiner Niederlassung als Arzt in Berlin, habilitirte er sich daselbst 1834 an der medicinischen Facultät als Privatdocent, 1842 wurde er zum Prof. extraordinarius, und 1844 an Stelle des verstorbenen Prof. Osann, zum Prof. ordinarius der Arzneimittellehre ernannt. In dieser Stellung ist er als hochgeschätzter Lehrer, Arzt und Menschenfreund bis zu seinem am 19. März 1871 nach kurzdauernder Krankheit erfolgten Tode verblieben. — Außer mehreren kleineren Arbeiten in Poggendorffs Annalen und in Müllers Archiv für Anatomie und Physiologie und einer kleinen akademischen Gelegenheitsschrift „De acidi acetici, oxalici, tartarici, formici et boracici effectu in animalibus observato“ 1845, 4°, hat M. ein „Lehrbuch der Arzneimittellehre“, 2 Bde. 1837—46 (in zweiter Auflage in 3 Bdn. 1847 bis 1861) veröffentlicht, das lange Zeit unübertroffen geblieben ist und seinem praktischen Werthe nach auch noch heute eine ehrenvolle Stellung in der pharmakologischen Litteratur einnimmt. A. Hirsch.

Mittelhus: Georg M., ein bis jetzt wenig beachteter deutscher Buchdrucker des 15. Jahrhunderts, der aber neben seinen bedeutenderen Kunstgenossen wenigstens kurz erwähnt zu werden verdient. Er druckte in Paris, wo er nach der genauen Angabe seiner ersten Drucke „in aedibus Hacqueville clavis argentei intersignio in vico (Straße) S. Jacobi prope parvum pontem“ seine Presse aufgeschlagen hatte. Der früheste Druck dieses Meisters stammt nicht, wie gemeiniglich angegeben wird, aus dem Jahr 1484 — das beruht auf einem Lesefehler: MCCCCLXXXIIII statt MCCCCLXXXXIIII — sondern aus dem Jahr 1488, während das Ende seiner Thätigkeit, soviel bis jetzt bekannt, durch das Jahr 1503 bezeichnet wird. Aus diesen 16 Jahren sind 20 Drucke von M. sicher bezeugt, alles lateinische Schriften theologischen Inhalts, die meisten kleineren Umfangs. In einigen derselben findet sich ein Druckerwappen, welches von Brunet, Manuel du libraire 5. éd. III. 1355 wiedergegeben ist: in umrahmtem schwarzem Feld ein Herz mit einem Kreuz darüber, in dem Herz ein aus G M gebildetes Monogramm, in dem unteren Rahmen die Worte GEORGIVS MITTELHVS. Was die Persönlichkeit des Mannes anbelangt, so ist es wahrschein-

lich, daß er aus Straßburg stammte, wo der Name M. in jener Zeit auch sonst vorkommt. Sollte ersteres nicht zutreffen und man nur auf die Deutung des Namens M. angewiesen sein, so dürfte man als den Ort seiner directen oder indirecten Herkunft wol am ehesten Mittelhausen im Unterelsaß, weniger einen der beiden sachsen-weimarischen Orte dieses Namens zu betrachten haben.

Vgl. Panzer, Annales typogr. II. (285), 289—333, 348; IV. 401 sq.; XI. 476 u. außerdem noch Hain, Repert. bibliogr. 5758, 9903, 10 635 u. Brunet l. c. III. 1354. Steiff.

Mittendorff: Christoph Gustav M., Historiker, geb. zu Hannover am 12. Aug. 1822, besuchte das dortige Lyceum und ging Ostern 1841 nach Göttingen, um hier Theologie zu studiren. Bald aber verließ er dieses Studium, um sich ganz der Geschichte zu widmen. Er hörte die Vorlesungen von Havemann und Schaumann, studirte dann eine kurze Zeit in Berlin, wo Ranke und Grimm seine Lehrer waren, und kehrte Michaelis 1843 nach Hannover zurück. Pfingsten 1844 promovirte er in Göttingen und erhielt bald darauf Zutritt zum Königlichen Archiv in Hannover, zunächst um für den Landschaftsdirector von Hodenberg Urkunden für dessen Urkundenbücher zur Geschichte der Hannoverschen Klöster abzuschreiben. Bald darauf wurde ihm die Benutzung des Archivs gestattet zur Ausarbeitung einer Geschichte Herzog Erichs II. von Calenberg. Durch einen holländischen Gelehrten wurde er auf die reichen Quellen zur Geschichte des 16. Jahrhunderts im Brüsseler Archiv aufmerksam gemacht. Von der Hannoverschen Regierung erhielt er eine Unterstützung, die ihm den Aufenthalt in Brüssel auf die Dauer von fünf Monaten ermöglichte. Im December 1845 wurden ihm weiter die Mittel zur Verfügung gestellt, seine Studien zur Geschichte Herzog Erichs II. in Brüssel fortzusetzen. Hier starb er am 4. Mai 1847, nachdem er schon im November 1846 einen Blutsturz überstanden hatte. Die Arbeiten Mittendorff's gehören ausschließlich der Geschichte seiner hannoverschen Heimat an und sind in dem Archiv bezw. der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen veröffentlicht. Sie beruhen auf gewissenhaften Studien, doch sind sie nicht frei von einer gewissen einseitigen Tendenz zu Gunsten des welfischen Fürstenhauses. Schon als Student ließ er 1843 eine Abhandlung über den Lüneburgischen Prälatenkrieg erscheinen, zwei Jahre später den Aufsatz: „Herzog Christians von Braunschweig, postulirten Bischofs von Halberstadt, Wirksamkeit während des dreißigjährigen Krieges“. In dem gleichfalls publicirten Vortrage: „Herzog Heinrich der Aeltere im Kampfe mit der Stadt Hannover 1486 und Ueberfall der Stadt am 24. November 1490“ weist er den historischen Kern der durch Blumenhagens Novelle bekannt gewordenen Sage von „Hannovers Spartanern“ nach. Als Frucht seiner Studien über die Geschichte des 16. Jahrhunderts veröffentlichte er 1846 den Aufsatz: „Verbindung der Herzöge Ernst, Wolfgang und Philipp zu Grubenhagen mit Philipp II., König von Spanien 1556—1593“, wozu 1849 aus seinem Nachlasse noch ein Nachtrag erschien: „Documente aus dem Staatsarchiv zu Wien zur Geschichte der Herzöge zu Grubenhagen: Ernst, Wolfgang und Philipp“; es sind dies auf diese drei Fürsten bezügliche Auszüge aus Briefen König Philipps II., Margarethens von Parma und des Herzogs von Alba. — Die Hauptarbeit seines Lebens, die Geschichte Herzog Erichs II. von Calenberg, wozu er in den Archiven zu Hannover, Wolfenbüttel und Brüssel umfangreiche Studien gemacht hatte, vollendete er nicht mehr. Janicke.

Mitterer: Herrmann Joseph M., ein um den öffentlichen Unterricht und die erste Pflege der Lithographie zu München hochverdienter Mann, wurde am 8. October 1764 als der Sohn eines Krämers zu Osterhofen (in Niederbaiern) geboren, kam als Singknabe in das Kloster Farnbach, dann nach Passau und 1782 nach München, wo er, mit den mißlichsten Verhältnissen kämpfend

1784 das Gymnasium absolvirte. Anfänglich zur Theologie bestimmt, neigte er ebenso zur Heilkunde, wie zur bildenden Kunst, studirte mit Fleiß und Eifer Mathematik und Physik, machte auch in der Zeichnung und Malerkunst die rascheſten Fortschritte, fühlte sich aber dabei mehr für die Kunst berufen, als zur Theologie und ergriff schließlich ganz das Fach der Architectur und Kunst-Technik. In Folge davon erhielt M. 1791 die Stelle als Zeichnungslehrer am Gymnasium zu München mit einem Jahresgehalte von 150 Gulden, wovon jedoch der edle junge Mann zwei Drittel der armen Wittwe seines Vorgängers Joseph Ott überließ. Mit großem organisatorischen Talent begabt, errichtete M. schon im nächsten Jahre mit Genehmigung des kurfürstl. bair. geheimen Schulcuratels eine Feiertagsschule für Künster und Handwerker, wofür der unermüdlich eifrige Mann, welcher bald über 800, dann 1000 Schüler zählte, 1797 die größere magistratische Ehrenmedaille erhielt. Seit 1803 unterrichtete er auch die Bauhandwerker im Zeichnen und gründete eine Modellirschule. Da es an Zeichnungsvorlagen fehlte, so versprach M. das nöthige Material zugleich für alle baierischen Schulen zu bearbeiten, wenn das Kgl. Generalcommissariat das Arcanum der Lithographie zur Schule ankaufen würde, was 1808 auch geschah. Die Lithographie war damals noch in ihrer Kindheit; ganz schwach und unmündig erhielt die Schulcommission dieses neue Geschöpf aus den Händen ihrer Erfinder, welche es anfangs nur zum Copiren für Musiknoten benützten. Weder Kreide- noch Tintenrecepte waren zuverlässig und hinreichend, um Kunstarbeiten damit zu fertigen. Nach langem Experimentiren fand M. eine Mischung der Ingredienzen, so daß damit auch Baupläne und freie Handzeichnungen auf Stein gebracht und scharf und rein abgedruckt werden konnten. M. war es, welcher die Lithographie nach Ueberwindung von zahllosen chemischen und mechanischen Hindernissen zu dem hohen Grade der Vollkommenheit brachte, daß man damit alle Kunstartikel der technischen und freien Handzeichnung, ja selbst Portraits auf Stein zeichnen und mustergiltige Abdrücke machen konnte. So begründete M. die erste lithographische Kunstanstalt, welche er 1815 als sein Eigenthum an sich kaufte. Aus dieser gingen viele Arbeiten und Werke hervor, darunter die „Flora Monacensis“ nach der Natur gezeichnet von Joh. Nep. Mayrhofer (Blumenmaler und Lithograph, geb. 1764 zu Oberneukirchen in Oesterreich, † 1832 zu München), mit lat. und deutschem Text von Franz P. von Schranck (München 1811—18 4 Bände Fol.); die 130 nach der Natur gezeichneten „Säugethiere“ von Mich. Schmid (mit Text von Joh. Karl Schmid), wozu M. die Fische, Insecten, Mollusken und Crustaceen nachtrug. Für den Religions- und Elementarunterricht lieferte M. nach verschiedenen Meistern 36 „Biblische Bilder“, außerdem viele große Blätter nach Raphael und dgl. Außerdem publicirte M. zahlreiche fachwissenschaftliche Werke: eine „Anleitung zum Figuren-, Thier-, Landschaft-, Blumen- und Ornament-Zeichnen“, eine „Geometrie für Künstler und Werkleute“ 1809, eine „Anleitung zur bürgerlichen Baukunst und Bauzeichnung“ mit 20 lithogr. Tafeln, bis 1834 in 4 Auflagen; als Fortsetzung hiervon eine „Zimmerwerkkunst“ in 34 Tafeln, München 1817; eine „Anleitung zur Perspektive“ (mit Joh. M. v. Quaglio); „Anleitung zur Mechanik für praktische Künstler und Werkmeister, mit bes. Rücksicht auf den Mühlenbau“ (München 1822. 4. Aufl. 1859); „Anleitung zur Hydraulik, mit besonderer Hinsicht auf das Brunnenwesen“ (mit 21 Tafeln) 1820; „Anleitung zu Schlosserarbeiten“ und „zur Geometrie für Künstler und Werkleute“, 9. Aufl. 1860. In den Kriegsläuften des Jahres 1808 ff. erhielt M. viele Besuche von Officieren und Generalen der französischen Armee, welche die Anstalt bewundernd besuchten, und, da in Frankreich damals die Lithographie völlig unbekannt war, den Ruhm der baierischen Kunstanstalt nach Paris brachten. Unter den zahlreichen Schülern Mitterer's verdienen Lorenz Schöpf

und Franz Hanfstängl genannt zu werden. M. starb, vielfach ausgezeichnet, auch durch die Ernennung zum Ehrenmitglied der Akademie, zu München am 25. April 1829. Der Bildhauer Peter Schöpf modellirte 1829 eine treffliche, in Marmor und Erzguß ausgeführte Büste. In München trägt seit 1864 eine sehr frequente Straße Mitterer's Namen.

Vgl. Stuttgarter Kunstblatt 1829 Nr. 46 und 47 S. 183 ff. Kunst-Vereinsbericht für 1829 S. 37. Nagler 1840 X, 324 ff.

Hyac. Holland.

Mittermaier: Karl Josef Anton M., unter den Trägern der deutschen Rechtswissenschaft, welche auf Grund der am Anfang des 19. Jahrhunderts durch Feuerbach, Savigny und Eichhorn angebahnten neuen Ausgangspunkte in derselben ihre Entwicklung theoretisch und praktisch weiter förderten, einer der Namen von bestem Klange und durch seine vielfachen internationalen Beziehungen außerhalb Deutschlands wol der bekannteste von allen, wurde am 5. August 1787 in München geboren, wo sein Vater Eigenthümer der Rosen-Apotheke war. Dieser starb früh und die Mutter verheirathete sich wieder, aber die aufopfernde Liebe und Sorgfalt des Stiefvaters bewirkte, daß der Knabe seinen Verlust kaum empfand. Trotz der schweren Kriegszeiten machte der neue Versorger es möglich, daß die vielseitigen Fähigkeiten des Knaben, namentlich seine Freude an fremden Sprachen durch Privatlehrer gepflegt wurden, und wenn man an den Einfluß seiner frühesten Umgebung durch die ihm bis an sein hohes Alter gebliebene Vorliebe für die Fragen der gerichtlichen und allgemeinen Medicin erinnert wird, konnte er schon damals durch seine Sprachgewandtheit unter den München durchziehenden Colonnen der französischen Heere den internationalen Dolmetscher machen. Allein auch der zweite Vater starb nach wenig Jahren, und schon als Lyceist war M. gezwungen, durch eigene Mithilfe sich seinen Unterhalt zu sichern. So kam er als Privatlehrer in das Haus des damaligen Ministers v. Zentner, der früher in Heidelberg Professor gewesen war. Diese Bekanntschaft gab später, als M. nach den Studienjahren zu Landshut wieder nach München zurückkehrte, Anlaß zu den engeren Beziehungen zwischen Feuerbach und M. Ersterer war damals, von Landshut nach München gerufen, mit den verschiedenen legislatorischen Arbeiten, die ihm die baierische Regierung aufgetragen, beschäftigt, und da er des Italienischen gar nicht und des Französischen nicht besonders mächtig war, diente ihm M. als Secretär, namentlich für die Uebersetzung und Ausziehung der französischen und italienischen Gesetze und Gesetzentwürfe, so z. B. des gerade projectirten Codice del Regno d'Italia, bekanntlich einer Ueberarbeitung des Code Napoléon, wie eine solche auch für Baiern in Aussicht genommen war. Im Sommer 1808 erhielt M., der sich daneben praktisch auf dem Landgericht in der Vorstadt Au beschäftigt hatte, ein Regierungsstipendium von 600 fl. zum Besuch anderer Universitäten. Mit weiser Sparsamkeit hatte man keine höhere Summe für nöthig gehalten, „da der 21jährige Jüngling mit anscheinend unheilbarem Brustleiden höchstens ein Jahr zu leben verspreche“ — eine Vorsicht und Voraussicht, die ihn nicht gehindert hat zum Nutzen der deutschen Wissenschaft 80 Jahre alt zu werden. Für den Stipendiaten hatte aber diese Kärglichkeit die schlimme Folge, daß er in Heidelberg, wohin er sich wandte, zu den gehäuften Collegien bei Martin, Thibaut, Heise, Zachariae und Klüber, den damaligen Koryphäen der Universität, noch durch zahlreiche Privatissima sich vollends aufarbeiten mußte. Dies fiel in die aufgeregte Zeit vor und von 1809, als zahlreiche Fäden zwischen den süddeutschen Universitäten und dem norddeutschen Tugendbund angesponnen wurden, der auch in Heidelberg eine Art Vorposten, rüstige Agenten und zahlreiche Freunde hatte. Mitten in diesen Beziehungen erhielt M. Anfangs 1809 den Befehl seiner Regierung, eine Professur an der

neuerrichteten Universität Innsbruck zu übernehmen und zu diesem Zweck rasch in Heidelberg das Doctorat zu erwerben. Trotz eines dazwischentretenden schweren Nervenfiebers ward das Examen doch schon am 29. März gemacht. Rasch eilte M. nun nach München, allein mittlerweile war der tiroler Aufstand ausgebrochen und statt neuer baierischer Professoren zog Andreas Hofer in Innsbruck ein. Der angehende professor in partibus infidelium mußte sich deshalb entschließen an der Landesuniversität Landshut als Privatdocent zu beginnen. Die Arbeitstheilung war damals noch wenig auch auf Universitäten zu Hause, und so finden wir denn, daß der junge Docent römisches und deutsches Recht nebeneinander trieb, und als Gönner plötzlich nach München in die Gesetzgebungscommission gerufen wurde (1810), auch dessen Vorlesungen über Proceß ohne Weiteres zu übernehmen hatte. 1811 erhielt er die schon früher in Aussicht gestellte Professur, doch kamen auch hier bald stürmische Zeiten und von den deutschen Universitäten stand auch, wie wir wissen, Landshut nicht an deutscher Gesinnung und für die deutsche Sache opferwilligen Jünglingen zurück.

Trotz des Montgelas'schen Regiments war ein vaterländischer Sinn dort wachgehalten worden, und als der Abfall der baierischen Regierung von der französischen Politik dem Volke freie Bahn gab, zeigte sich der deutsche Sinn allgemein und kräftig. Für den jungen Haushalt — M. hatte sich 1812 mit der Schwester seines Freundes und Collegen Walther, des berühmten Chirurgen, verheirathet — brachten die Kriegsjahre allerdings Beschwerden genug, wenn auch die Universität den jungen Genossen dadurch ehrte, daß sie ihn drei Mal nach einander zum Rector wählte. 1819 folgte M. einem Rufe an die neuerrichtete Universität Bonn, wohin ihm sein Schwager Walther schon vorangegangen war; für Strafrecht, deutsches Privatrecht und Proceß galt er schon damals als einer der bedeutendsten Schriftsteller und Lehrer. Sein kurzer Aufenthalt in Bonn war jedoch trotz der innigen Beziehungen zu dem bedeutenden Gelehrtenkreise, der sich dort gesammelt hatte, wenig erfreulich. Er hatte provisorisch das Amt eines Universitätsrichters zu verwalten und gerade in diese Periode fiel die große Demagogenjagd, welche nirgends heftiger als in Preußen betrieben und durch des Königs persönlichen Widerwillen gegen die Bonner Professorenkreise dort noch besonders arg wurde.

Unter diesen Umständen nahm M. sehr gern 1821 den Ruf nach Heidelberg an, wo er seitdem bis zu seinem Tode in unausgesetzter Thätigkeit geblieben ist. Hier entfaltete sich auch zuerst in ganzer Fülle die dem praktischen Bedürfnisse seiner Zeit und des Landes zugewandte Seite seines Wesens. In Landshut, wenn auch dort als geborener Baier in der eigentlichen Heimath, war doch noch Alles zu sehr in den Nachwehen der schweren Kriegsjahre befangen, in Bonn blieb M. dem preußischen Staate fremd, umsomehr da das ganze Rheinland erst lernen mußte, preußisch zu fühlen; erst in Heidelberg trat er in nähere Beziehung zu den gesetzgeberischen und überhaupt politischen Arbeiten und Gestaltungen seines nunmehrigen engeren Vaterlandes Baden.

Die Zeiten nach 1848 machen es Vielen schwer, ein ruhiges Urtheil über die Bedeutung Badens von 1830 bis 1848 für die Gesammtentwickelung in Deutschland zu gewinnen. Der Parteistandpunkt und die frischeren Erinnerungen führen gewöhnlich zur Befangenheit, wie noch hervorragende Beispiele neuester Zeit beweisen, aber die spätere Geschichte wird, zwischen dem Zuviel und Zuwenig gerecht scheidend, dem, was durch Regierung und Volksvertretung, die Praktiker des Landes und die Theoretiker der beiden Universitäten in diesem Zeitraum auf dem Gebiete der Gesetzgebung geleistet ist, die Anerkennung nicht versagen, und unter den hochgeehrten Namen dieser Periode steht M. mit vollem Recht in erster Reihe. Schon 1829 ward er in den Gesetzgebungsausschuß berufen, dem er seitdem mit Nebenius, Bekk, Duttlinger, Jolly und anderen Koryphäen des badischen

Staatsdienstes bis zur Auflösung der Commission in der Mitte der vierziger Jahre angehört hat. Bald ward ihm auch Gelegenheit, als Abgeordneter in die Angelegenheiten des Großherzogthums einzugreifen, indem er 1831 für die Stadt Bruchsal in die zweite Kammer gewählt wurde. Es kann hier nicht beabsichtigt werden, Mittermaier's Thätigkeit auf diesem politischen Gebiete auch nur annähernd zu schildern. Die bedeutendsten Fragen der Gesetzgebung und des gesammten Verfassungslebens sind von ihm angeregt oder unterstützt worden. In dem damaligen Kampfe für Preßfreiheit fehlte auch er nicht, während die Ablösungsgesetze, die Gemeindeordnung und die bürgerliche Proceßordnung wesentlich durch seine Bestrebungen zu Stande kamen. Hierbei diente ihm besonders das Wohlwollende und Vermittelnde in seinem Wesen, in Folge dessen er auch auf den drei nächstfolgenden Landtagen der Jahre 1833, 1835 und 1837 zum Präsidenten der zweiten Kammer gewählt wurde. Dem eigentlichen Parteigetriebe stand er durch sein Amt schon ferner; will man ihn aber dennoch nach den damaligen Unterscheidungen einreihen, so gehörte er der gemäßigten Richtung in der Opposition, welche nach dem Tode des Staatsministers Winter wahre Opposition werden mußte, an. In diese Periode fällt auch die einzige Ehrenbezeigung, die wir von den vielen ihm im Laufe der Zeit zu Theil gewordenen Titeln, Orden, Ehrengeschenken 2c. anführen wollen, das Ehrenbürgerrecht, welches ihm die Stadt Heidelberg verlieh. Mit dem regsten Eifer hat sich seitdem M. der Angelegenheiten seiner Mitbürger angenommen und fortwährend zur Gemeindevertretung der Stadt gehört.

Neben dieser Thätigkeit in der deutschen Wissenschaft, im Staate und in der Gemeinde ging jedoch schon längere Zeit ein eifriges Studium fremdländischer Gesetzgebung, das in mannigfacher Weise auf die wissenschaftlichen Ansichten Mittermaier's zurückwirkte und durch Reisen und persönliche Begegnungen mit fremden Gelehrten genährt und gemehrt wurde. Ein Land, mit dessen neuer rechtswissenschaftlicher Entwickelung und Rechtszuständen Deutschland ohne M. schwerlich so früh bekannt geworden wäre, Italien, hatte dieser schon in seinen jüngeren Jahren von Heidelberg aus besucht, und die Verbindungen, welche in der Zwischenzeit durch seine Bekanntschaft mit der Sprache, der Litteratur und namentlich der mittelalterlichen Rechtsgeschichte des Landes angeknüpft worden waren, wurden durch häufige längere Aufenthalte in den verschiedenen Hauptstädten der Staaten, in welche das Land damals zerfiel, zu engen persönlichen Beziehungen mit den besten Vertretern des wissenschaftlichen Italiens: Mamiani, Mancini, Rossi 2c.

Ein längerer Besuch in Paris 1829 hatte schon vorher in ähnlicher Weise an die französische Juristenwelt, u. A. Laboulaye, Faustin Hélie, von Belgiern an Haus, Ducpétiaux, Vischers 2c. angeknüpft, und da sich damals in Frankreich eine Reihe der bedeutendsten Männer Spaniens und Portugals, die der Freiheit und Wissenschaft gleich sehr anhingen, als Verbannte befand, gab auch hier persönliches Begegnen zu fruchtbringender bleibender Verbindung Anlaß. Aehnlich war es mit England und mit Nordamerika, dessen Juristen bekanntlich dem deutschen Wesen im Ganzen näher stehen als der englische Advocat, und es vermittelte sich die Anknüpfung brieflich durch Männer, wie Story und Greenleaf, und im persönlichen Umgange durch den späteren Senator Sumner von Massachusetts, der mehrere Jahre in Heidelberg studirte. Der Deutschamerikaner Franz Lieber war ebenfalls ein vertrauter Freund Mittermaier's.

Der Aufschwung, welcher im Anfange der 40er Jahre gleich sehr auf den verschiedenen Gebieten des deutschen Lebens eintrat, fand M. außerhalb der unmittelbaren politischen Thätigkeit, die er einige Jahre zuvor, niedergedrückt durch den Verlust seines hoffnungsvollen ältesten Sohnes, verlassen hatte. So kamen auch die beiden wichtigen Gesetze, das badische Strafgesetzbuch und die Straf-

proceßordnung, welche auf dem Landtage von 1845 angenommen wurden, ohne seine unmittelbare Mitwirkung zu Stande, obgleich die Entwürfe wesentlich auf ihn zurückzuführen sind, wie denn damals kaum in irgend einem deutschen und außerdeutschen Lande auf strafrechtlichem Gebiet Gesetzentwürfe erschienen, zu deren Begutachtung M. nicht aufgefordert und veranlaßt worden wäre. Kaum war er jedoch im Herbst 1845 aus Italien, wo er dem großen italienischen Gelehrtencongreß als allgeehrter Repräsentant Deutschlands beigewohnt hatte, zurückgekehrt, als die Neuwahlen für die zweite Kammer vorzunehmen waren. M. ließ sich wieder bewegen ein Mandat anzunehmen und ward bei dem späteren Zusammentreten der Stände wiederum zum Präsidenten der Kammer erwählt. Mittlerweile waren die Parteiunterschiede schärfer und schroffer geworden; in der liberalen Kammeropposition hatte sich fast selbst schon wieder eine Regierungs- und Oppositionsrichtung gebildet, wenn auch für den Fernerstehenden sich die Gegensätze erst später auseinanderklaffend aufthaten. Daß M. in so schwierigen Verhältnissen das Mögliche geleistet, um das parlamentarische Recht und parlamentarische Sitte zu wahren, wird der Unbefangene anerkennen, ohne damit freilich ebensowenig, als es M. gelang, es beiden Extremen nach Gefallen machen zu können.

Die Jahre 1846 und 1847 sind für das Verhältniß der deutschen Wissenschaft zum Leben von hervorragender Bedeutung durch die beiden Germanistenversammlungen von Frankfurt und Lübeck, an denen M. den regsten Antheil nahm. Auf der ersten ward ihm die Bearbeitung der Frage über Geschworenengerichte nach ihrer praktisch juristischen Seite aufgetragen, und sein Bericht, den er im folgenden Jahre zu Lübeck vortrug, galt als die officielle Anerkennung des bis dahin vielbestrittenen Instituts von Seiten der deutschen Rechtswissenschaft und erleichterte so vorbereitend die spätere Einführung der von den Volkswünschen getragenen Märzforderung.

Im Vorgefühl, daß eine neue politische Entwickelung herannahe, und besonders angeregt durch die Verfassungsbewegung in Preußen, hatte im Verein mit Gesinnungsgenossen im übrigen Deutschland ein Kreis national- und liberalgesinnter Männer im Frühjahr 1847 die Gründung eines Blatts ihrer Richtung beschlossen. Die „Deutsche Zeitung“ trug an ihrer Spitze neben den Namen Gervinus und Häusser auch den Mittermaier's. Damit war auch sein politischer Standpunkt in der deutschen Sache klar bezeichnet, der dann im Beginn des Jahres 1848 durch den Antrag Bassermann's in der zweiten badischen Kammer auf Volksvertretung am deutschen Bundestage den nach der damaligen Sachlage zulässigen Ausdruck fand.

Aber bald schlugen die Wogen der französischen Februarrevolution und der durch sie hervorgerufenen Ereignisse in Deutschland über diesen bescheidenen Ansätzen zusammen. Die Männer der deutschen Zeitung voran, wurde in Heppenheim und Heidelberg die Einberufung des sogenannten Vorparlaments beschlossen, und als dasselbe am 31. März zusammentrat, wurde mit allgemeiner Zustimmung M. zum Präsidenten desselben gewählt, eine bei der bunten Zusammensetzung dieser selbstberufenen Körperschaft überaus schwierige Aufgabe. Selbstverständlich wurde ein Mann von der Vergangenheit und Bedeutung wie M. auch in die verfassunggebende Nationalversammlung gewählt und sowol im Plenum als in den Ausschüssen, namentlich solchen, wo es sich um gesetzgeberische Arbeiten handelte, fand sein reiches Wissen ein dankbares Feld. Seiner bisherigen politischen Haltung als gemäßigt Liberaler und zur ausgleichenden Vermittlung geneigt entsprechend, schloß er sich dem Klub — neuerdings spricht man von Fractionen — des württembergischen Hofes an, dem er auch treugeblieben ist, als im Laufe der politischen Kämpfe Abzweigungen davon nach Rechts und Links stattfanden. Von den hervorragenden Männern dieses Kreises weilen unter Anderen noch

Kierulf, Drechsler, Makowiczka unter uns. Als es zur schließlichen Entscheidung über die Alles beherrschende Frage des Verhältnisses zu Oesterreich, des preußischen Erbkaiserthums kam, mag es M. als specifisch Süddeutschem bei seiner angebornen Abneigung gegen schroffeinschneidende unvermittelte Beschlüsse schwer geworden sein, die Trennung nach Oesterreich hin auszusprechen. Aber sein patriotisches Urtheil überwand die Gefühlsstimmung und er hat sowol für das Erbkaiserthum als für die Wahl des Königs von Preußen seine Stimme abgegeben. Mit seiner Theilnahme am Frankfurter Parlamente schließt die parlamentarische Thätigkeit Mittermaier's ab, an der Zusammenkunft in Gotha, auf welcher die parlamentarischen Führer und Anhänger der erbkaiserlichen Partei das Eintreten für die sogenannte Dreikönigsverfassung vom 26. Mai erklärten (22.—28. Juni 1848), hat M. keinen Antheil genommen.

Die Muße, welche in den letzten 20 Jahren seines Lebens die Politik ihm gelassen, hat er jedoch im vollsten Maße namentlich auch solchen Gebieten der Wissenschaft zugewandt, welche mit dem socialen und politischen Leben eng zusammenhängen. Um auch aus eigner Anschauung die englischen Rechtsinstitutionen kennen zu lernen, hatte er schon mehrere Jahre eine Reise dorthin beschlossen und sogar die Mühe eines nochmaligen Unterrichts in der englischen Sprache nicht gescheut. 1850 ward der Besuch Englands verwirklicht und die Aufnahme, welche M. von Seiten der bedeutendsten Juristen des Landes fand, die erweiterte Kenntniß, wozu dies führte, ist dem deutschen juristischen Wissen alsbald zu Gute gekommen. In den darauf folgenden Jahren hat M. an den Gefängniß- und Wohlthätigkeitscongressen zu Brüssel und Frankfurt lebhaften Antheil genommen, und überall ist sein reiches Wissen, seine einflußreiche Bekanntschaft und sein wohlwollender Sinn als willkommene Hülfe angesehen worden.

In voller geistiger und körperlicher Rüstigkeit mit jugendlichem Eifer sich den Arbeiten seines wissenschaftlichen Berufslebens auf dem Katheder und am Schreibtisch widmend, sah M. dem Herannahen seines Doppeljubiläums der 50jährigen Doctorpromotion und des Beginns seiner akademischen Lehrthätigkeit im J. 1859 entgegen. Da die Promotion am 29. März, also in den Ferien, stattgefunden, wurde von der Heidelberger juristischen Facultät, welche den Jubilar zugleich als ihren Doctor und nahezu 40jährigen Collegen zu feiern hatte, der 8. Mai, wo Heidelberg im schönsten Frühlingsblüthenkranze prangt, zum Tage der Festfeier bestimmt, und obgleich die Stürme des beginnenden österreichisch-französischen Krieges damals die allgemeine Aufmerksamkeit fesselten, strömten doch von allen Seiten des In- und Auslandes Beweise der Liebe und Verehrung für den Jubilar in der schönen Neckarstadt zusammen. Neben der herkömmlichen Erneuerung des juristischen Doctordiploms ehrte die philosophische Facultät von Heidelberg den auch in ihren Fächern wohl bewanderten Universitätscollegen durch Verleihung ihrer Doctorwürde honoris causa.

Alle Stände und Confessionen, Studenten und Bürgerschaft nahmen an der herrlichen Feier theil, der eine bei dem Festmahl gehaltene tiefsinnige Rede des Gefeierten, in welcher er seinen wechselvollen Lebensgang schilderte, zur besonderen Zierde gereichte. (Aus Anlaß des Jubiläums wurde von dem Verfasser dieses Artikels eine Lebensskizze des Gefeierten veröffentlicht, welche auch dieser Arbeit zu Grunde gelegt ist.)

Das neu begonnene Halbjahrhundert seiner Lehrthätigkeit, die sich jetzt wesentlich auf das strafrechtliche Gebiet concentrirte, zeigte M. in seiner alten Frische, daneben aber nahmen die allgemein politischen Vorgänge und der erfreuliche mit der Regentschaft in Fluß gekommene Umschwung in Preußen auch das politische und patriotische Interesse Mittermaier's lebhaft in Anspruch. Ganz besonders zeigte sich dies in den inneren badischen Angelegenheiten, wo mehrere Jahre lang unter dem Einfluß österreichisch-ultramontaner Strömungen (die neuesten Ver-

öffentlichungen über die Frankfurter Zeit des Reichskanzlers Fürsten Bismarck haben diese Dinge wieder ins Gedächtniß zurückgerufen) in Staat und Kirche eine für die badische Vergangenheit immerhin schwer ins Gewicht fallende Reaction versucht worden war, deren Gipfelpunkt der Abschluß des Concordats mit dem römischen Stuhle bildete. Wie die liberalen Protestanten des Landes insgesammt ähnlichen hierarchischen Bestrebungen innerhalb der protestantischen Landeskirche entgegentraten, stand M. in der ersten Reihe seiner katholischen Mitbürger im Widerstand gegen die Gesetzwerdung des Vertrags mit Rom; und freudig begrüßte er es mit vielen Tausenden seiner Confessionsgenossen, als durch den Ministerwechsel, welcher Stabel, Lamey und Roggenbach ans Ruder rief, innerhalb der liberalen Reformen auch die neue freisinnige Kirchengesetzgebung inaugurirt wurde, welche in ihren wesentlichen Grundzügen bis heute die Herrschaft behauptet hat. Als Mitglied des katholischen Ortsschulraths in Heidelberg hat M. noch eine Reihe von Jahren seine Uebereinstimmung mit diesen Grundsätzen und seinen Eifer für gesunde Schulbildung und Erziehung bethätigen können.

Im J. 1862 wurde ihm das Glück zu Theil mit seiner vortrefflichen Gattin, umgeben von drei Söhnen, welche in ihren verschiedenen Berufsstellungen den Namen des Vaters würdig vertreten, und einer blühenden Enkelschaar, das Fest der goldenen Hochzeit zu begehen.

Der Verfassungsconflict in Preußen, dessen innerster weittragender Kern damals in Süddeutschland anders aufgefaßt wurde und aufgefaßt werden mußte, als er beim Lichte der späteren Ereignisse erscheint, wurde von M. mit schmerzlichen Empfindungen begleitet; es mag daran erinnert werden, daß das Gutachten des Heidelberger Spruchcollegiums gegen die Verfassungsmäßigkeit der preußischen Preßordonnanz die Unterschrift Mittermaier's als Ordinarius des Collegiums trägt. An der schleswig-holsteinischen Bewegung, welche sich im Herbst 1863 an den Tod des Königs von Dänemark knüpfte und welche schließlich, wenn auch anders als die Meisten damals dachten, die Befreiung der Herzogthümer von der Dänenherrschaft herbeiführte und die Lösung der ganzen deutschen Frage in Fluß brachte, nahm M. trotz seines hohen Alters mit dem Jüngsten wetteifernd Antheil. Als endlich im J. 1866 es zum Kriege kam, der seinem inneren Wesen nach ein Kampf zwischen der natürlichen deutschen Vormacht Preußen und dem habsburgischen völkergemischten Kaiserstaat war, der aber doch vielfache Empfindungen der Süddeutschen verwunden mußte, hat M., welcher einst in der Paulskirche zu Frankfurt für den preußischen Erbkaiser gestimmt, mehr die Schwierigkeiten und Wunden, welche der Krieg gebracht, mitempfunden, als sich mit den Hoffnungen getröstet, welche der Zusammensturz der alten Bundestagsmisère und die im norddeutschen Bunde aufkeimenden Anfänge eines gesunderen nationalen Staatslebens weckten. Wahrscheinlich wäre ihm wie so vielen, welche gleich nach 1866 sich von dem gewaltthätig Gewordenen, unwillig und verstimmt, abwendeten, die glorreiche und fleckenlose Vollendung der nationalen Wiedergeburt im J. 1870 voller Trost und Beruhigung gewesen. Aber dem Greise, den, wenn er auch seit Jahren gewohnheitsmäßig in gebückter Haltung der schlanken Gestalt einherging, bis zuletzt das volle weiße Haupt- und Barthaar mit imposantem Antlitz, den freundlichen Zügen und hellen Augen zu einer anmuthenden ehrwürdigen Erscheinung machte, sollte dieses patriotische Glück nicht mehr zu Theil werden.

Im Wintersemester 1866/67 hatte er noch in gewohnter Weise seine Vorlesungen halten können. Aber eine Frühlingsferienreise scheint den Keim seiner letzten Krankheit gelegt zu haben. Bald nach Beginn des Sommersemesters 1867 mußte er die Vorlesungen einstellen und ein Versuch als halber Reconvalescent sie später wieder aufzunehmen, zeigte, daß seine Kraft, die ihm so lange treu geblieben, gebrochen war. Am 5. August feierte er noch seinen 80. Geburtstag,

wozu ihn sein Landesherr und der Kaiser von Oesterreich mit ihren höchsten Orden beglückwünschten, auf seine Weise dadurch, daß er seine reichhaltige und was die internationale Rechtslitteratur anbelangt, einzig dastehende Bibliothek der Universität Heidelberg schenkte, in deren Bibliotheksräumen sie als Bibliotheca Mittermaier sein würdiges selbstgestiftetes Denkmal ist. Das Vermächtniß wurde bald fällig. Am 28. August 1867 hat ein sanfter Tod seiner segensreichen und ehrenvollen langen irdischen Laufbahn ein Ziel gesetzt und die wohlverdiente Liebe und Dankbarkeit, welche ihn von so vielen Seiten durch das Leben begleitet, fand auch bei der Grabesfeier des Entschlafenen ihren würdigen Ausdruck.

Als Schriftsteller hat M. fast jeden Wissenserwerb, den er auf dieser langen Bahn sich angeeignet, mit der Feder zum Gemeingut der Völker gemacht; eine Aufzählung aller seiner Schriften sowie ihrer zahlreichen Uebersetzungen in fremde Sprachen würde hier natürlich nicht am Platze sein. Zur Charakterisirung der verschiedenen Gebiete seiner Thätigkeit sollen nur einige Hauptwerke genannt werden. Nach einer 1809 erschienenen Arbeit über den Beweis, die durch das neue 1834 veröffentlichte Werk „Die Lehre vom Beweise im deutschen Strafproceß“ später ersetzt worden ist, erscheint zuerst das „Handbuch des peinlichen Processes“, 1810/11, jetzt in vierter Auflage umgestaltet in „Das deutsche Strafverfahren“ (1845/46). Mit dem 1852 erschienenen „Englischen, schottischen und nordamerikanischen Strafverfahren“ und dem die neueste Fortbildung seit 1848 umfassenden Werke „Die Gesetzgebung und Rechtsübung im Strafverfahren“ (1856) haben wir die bedeutendsten strafprocessualischen Werke Mittermaier's vor uns. 1865 veröffentlichte er noch als sein letztes größeres Werk, die „Erfahrungen über das Schwurgericht“. Für das materielle Strafrecht ist er besonders durch seine Herausgabe der neueren Auflagen des Feuerbach'schen Lehrbuchs, die unter dem Urtext fast ein neues Buch darstellen, und durch eine fast ununterbrochen die Entwickelung der Gesetzgebung und Litteratur begleitende Reihe von Aufsätzen in dem von ihm mitbegründeten „Neuen Archiv des Criminalrechts“ thätig gewesen. Seine „Grundsätze des deutschen Privatrechts“ sind 1842 und 1843 in sechster Auflage erschienen und für den Civilproceß hat er in vier „Beiträgen“ in den Jahren 1820—1826 Bedeutendes geleistet. Außerdem hat das von M. mitbegründete „Archiv für civilistische Praxis“ in ähnlicher Weise wie das Archiv für Criminalrecht ihm als fortlaufender Commentar zu den Erscheinungen auf dem Proceßgebiet gedient. Die von ihm, Mohl und Zachariä begründete „Kritische Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft des Auslandes“, 1829—1856, war das Organ, durch welches Mittermaier's Beziehungen zu den fremden Rechtslitteraturen allen deutschen Fachgenossen nutzbringend wurden. Ein allgemein gehaltenes Werk über Italien: „Italienische Zustände“, die Frucht seiner italienischen Reisen (1844), und um doch ein specielleres Gebiet zu berühren, verschiedene Schriften über die Gefängnißreform mögen noch genannt sein, obgleich alles dies nur aus einer kaum übersehbaren Masse von Einzelarbeiten, Gesetzentwurfkritiken, Dissertationen, Programmen ꝛc. herausragt.

Um Mittermaier's Verdienste nach seiner Gesammterscheinung zu würdigen, darf der Blick natürlich nicht an dem einzelnen Gelungenen oder Unvollkommenen haften. Wenn wir seine ganze wissenschaftliche Thätigkeit ins Auge fassen, scheinen sich für das kurze zusammenfassende Urtheil zwei Momente als die bestimmenden zu ergeben. Durch ihn ist die Heranziehung der außerdeutschen zeitgenössischen Rechtslitteratur und der Rechtseinrichtungen fremder Länder als integrirender Gegenstand der deutschen Rechtswissenschaft begründet worden. Mit einer Geringschätzung des Eigenen und Ueberschätzung des Fremden hat die Ueberzeugung, daß das Rechtsleben außerhalb der eigenen Grenzpfähle wissenswerth und zwar einer wissenschaftlichen Kenntnißnahme werth sei, nichts gemein. Nur die halbe Kenntniß der fremdländischen Einrichtungen ist jener Gefahr blinder Neuerungs-

sucht ausgesetzt; die volle Beherrschung des Stoffs — und auf eine solche sind Mittermaier's Bestrebungen immer gerichtet gewesen — wird nie das ungeeignete Fremde dem wenigstens gewohnten Eignen vorziehen. Daß M. sich während seiner vieljährigen Beschäftigung mit den Rechtseinrichtungen fremder Länder erst allmählich zu jener eingehenden Kenntniß durchgearbeitet hat, bildet den einfachen Schlüssel zu den hier und da fallen gelassenen Ansichten früherer Tage. Ein zweiter Grundzug seines Wesens ist der stets auf das Praktische, das zunächst Erreichbare gerichtete Sinn. Nur soweit sie dem Leben dienen kann, hat ihn von jeher die Theorie angezogen, und stets hat er sich gescheut praktische Vortheile einer theoretischen Vollkommenheit zu Liebe aufzugeben. So erklärt sich z. B. sein Verhältniß zur Schwurgerichtsfrage. In einer Zeit, wo man Alles daran setzen mußte, um Regierungen und Juristen von den Vorzügen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit zu überzeugen, wollte sich M. nicht durch zu frühes Hineinziehen der Juryfrage, der er selbst damals noch nicht vollständig Herr war, da ihm namentlich die nähere Kenntniß der nichtfranzösischen Jury fehlte, um den näher liegenden, nothwendigeren Erfolg bringen lassen. Erst als diese Sache gewonnen war, wandte er sich mit vollem, weil jetzt auf Verwirklichung absehenden Eifer, dem neuen Streite zu. Ueber diese Seite des Mittermaier'schen wissenschaftlichen Strebens ist nicht selten ungerecht geurtheilt worden, besonders von reinen Theoretikern, die weder selbst aus der Erfahrung zu lernen pflegen, noch den regen Drang zur Verwirklichung ihrer Ansichten hegen. Daß eine Richtung, wie die Mittermaier'sche, auch ihre Gefahren hat und M. sie vielleicht nicht immer zu vermeiden wußte, ist zuzugeben, aber nicht Einer kann Alles, und in der Fortentwickelung Anderer werden nur seine Vorzüge bleiben. —

Für eine gerechte Würdigung dessen, was M. in der Vollkraft seiner Jahre auf speciell wissenschaftlichem Gebiete geleistet hat, darf nicht vergessen werden, daß seitdem bei größerer Arbeitstheilung die wissenschaftliche Forschung schärfer einzusetzen pflegt und daß auch für die Rechtsgeschichte als Erklärerin des Gewordenen vielfach neue Quellen sich erschlossen haben. Soweit sich die Werke Mittermaier's an das geltende Recht anlegen — und es handelt sich dabei wesentlich um Strafrecht und Strafproceß — ist durch neue Gesetzgebung der Stoff vielfach verändert, und sind frühere Arbeiten, so auch die seinigen, gegenstandslos geworden. Dies thut aber den wirklichen Verdiensten eines Forschers innerhalb seiner Zeit und als Bindeglied zwischen dem ihr Vorausgegangenen und Nachgefolgten keinen Abbruch.

Um von den reichen Erfolgen dieses wissenschaftlichen Strebens für das Leben der Nation schließlich nur einen zu nennen — im Strafrecht hat Niemand so sehr als M. zur Humanisirung der Gesetzgebung beigetragen. Wie weit diese Richtung von weichherziger Schwäche entfernt ist und wie viel wir ihr schon jetzt zu danken haben, kann sich Jeder klar machen, der das deutsche Strafrecht im Anfange unseres Jahrhunderts selbst noch in seiner ersten wissenschaftlichen Umgestaltung durch die Geistesriesen Feuerbach und Grolmann mit dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft und Gesetzgebung vergleicht. In der Geschichte der deutschen Strafrechtswissenschaft wird Mittermaier's Name ein unvergänglicher sein und die Nachwelt wird für das Viele, was er erstrebt und errungen, ihm ein dankbares Andenken bewahren.

Als akademischer Lehrer — seine Schüler allein aus der Heidelberger Zeit von 1821—1867 zählen nach vielen Tausenden, denn wer irgend eine fremde Hochschule besuchen konnte, mußte bei M., dem lange Zeit anerkannten ersten Namen dieser Wissenschaft, Strafrecht und Strafproceß gehört haben — wußte er Ernst und Scherz angenehm zu verbinden, durch Beispiele aller Art, seine berühmten „Fälle" die jugendliche Vorstellung anzuregen, und das Wohlwollen,

welches seine ganze Natur durchdrang, machte ihn den deutschen Studenten ganz besonders werth, während die Ausländer in ihm den eifrigen Forscher auf ihren heimischen Rechtsgebieten und den Freund ihrer eigenen großen Gelehrten bewunderten. Ein schöner Zug in Mittermaier's Wesen war die Freude, welche es ihm machte, jüngeren Gelehrten bei ihren Studien an die Hand zu gehen und den Weg zu bahnen. Von Mitlebenden wird auch in dieser Richtung noch Mancher „dem alten Mittermaier“ ein dankbares Gedächtniß bewahren.

Ueber dem Gelehrten und Politiker, Schriftsteller und Lehrer — und wenn der Einzelne in diesen Gebieten es auch noch so weit gebracht — steht doch der volle Werth einer edlen Menschennatur, und mit diesem Maßstabe gemessen verdient M., wie er Allen, denen er in Freundschaft nahe gestanden ist, unvergeßlich bleiben wird, auch den nachkommenden Geschlechtern als ein würdiges Vorbild gepriesen zu werden. Er war der Mittelpunkt seines glücklichen Familienlebens und in der schlichten Einfachheit seines Hauses haben sich die hervorragendsten Männer aller Culturvölker, deren Namen zum Theil der Weltgeschichte angehören, behaglich und heimisch gefühlt. Bezeichnend für die ganze Lebensauffassung Mittermaier's ist, daß Nathan der Weise sein Lieblingsgedicht war und seine werkthätige Menschenliebe sich ganz besonders den Pfleglingen des Heidelberger Waisenhauses zuwandte, welches er bis in sein hohes Alter wöchentlich zu besuchen pflegte. Mit vollem Recht hat an seinem Grabe der Redner der Universität, Bluntschli, hervorgehoben, daß in dem Wesen Mittermaier's Rechtssinn und Freiheitsliebe die Leitsterne waren, und daß die Quelle aller seiner Tugenden und wissenschaftlichen Leistungen, die Quelle der Liebe und Verehrung, die man ihm zollte, seine ächte Humanität gewesen ist. Marquardsen.

Mittermaier: Ludwig M., Glasmaler und Schriftsteller, geb. 24. Jan. 1827 zu Lauingen, als der Sohn eines Decorationsmalers, genoß den gewöhnlichen Volksschulunterricht bis zu seinem zwölften Jahre, war dann sieben Monate Zögling an der durch Prof. Joh. Geyer vortrefflich geleiteten Kunstschule in Augsburg, welche er jedoch in Folge des plötzlichen Todes seines Vaters augenblicklich verlassen mußte, um als Anstreich- und Zimmermaler sich, seine Mutter und Schwester zu ernähren. Im nächsten Sommer rettete er mit eigner Lebensgefahr einen in die Donau gestürzten Kameraden, zog sich aber durch den im erhitzten Zustand gewagten Sprung ein Nervenfieber zu, welches mit völliger Taubheit endete. Hierdurch beinahe ganz von der Außenwelt abgeschlossen warf er sich mit aller Kraft und Ausdauer, ohne alle Anleitung, auf das Studium der Geschichte, der Alterthumskunde und insbesondere der Chemie. In der Zeit von 1847—1858 verfaßte er viele hübsche Erzählungen für die reifere Jugend, welche insgesammt meist mehrere Auflagen erhielten und sammelte aus alten Büchern, Urkunden und Denkmälern das verdienstliche „Sagenbuch der Städte Gundelfingen, Lauingen, Höchstädt und Burgau“ (1849 und 1851). Den schönsten und lohnendsten Beruf aber fand M. in der Glasmalerei, in welcher Kunst er die Technik (ohne mit den Leistungen der Münchener Kunstanstalt in Berührung zu treten) so eigentlich für sich neu erfinden mußte. Hierauf concentrirten sich endlich alle seine physischen und geistigen Kräfte, denn er begann darin ganz allein, Alles aus sich selbst und auf sich beschränkt schaffend — ein echter Autodidakt; bereitete selbst alle Farben und Flüße, construirte seinen Brennofen, dachte Tag und Nacht über Verbesserungen nach allen Seiten, erfand neue Pigmente, besonders ein schönes Tiefblau und Abstufungen der Fleischtöne u. s. w. und arbeitete so unermüdlich weiter. Um Geld zu größeren Proben zu erwerben, fertigte M. erst kleine Bildchen, zeichnete selbst die Cartons, malte allein und brannte die Farben ein, gab bei der Zusammenstellung und Bleifassung dem

Glaser Anleitung und spaltete das Holz für den Ofen selbst. In erstaunlicher Weise behalf er sich mit seinem spärlichen Verdienste, bis er durch edle Menschenfreunde, die sein Talent und Streben zu würdigen verstanden, unterstützt und empfohlen wurde. Von da kam Mittermaier's Atelier in immer höhere Blüthe. Unglaublich ist die Zahl seiner kleineren Arbeiten; die größeren Werke, welche in den Zeitraum von 1854—1864 fallen, vertheilen sich räumlich wie folgt: in Baiern 60, Württemberg 46, Rheinprovinz und Sigmaringen 5, Baden 5, Oesterreich 5, Amerika 2; die Hauptwerke Mittermaier's sind in Schwäbisch-Gmünd, Weiler und Ravensburg. Bei dem am 22. Februar 1864 erfolgten Ableben Mittermaier's übernahm sein Schwager Bernhard Mittermaier die weitere Leitung dieser Anstalt, welche ihren erprobten Ruf nicht nur bewährte, sondern stetig, besonders in Amerika, erweiterte. M. ist ein Beleg dafür, was ein energischer Mensch, allen Widerwärtigkeiten trotzend aus eigner Kraft zu werden und zu leisten vermag.

Vgl. Carl Andreä im „Christlichen Kunstblatt" vom 1. Sept. 1864. Das Verzeichniß seiner Leistungen im Bereiche der Kunst gibt Bautenbacher im 34. Jahresbericht des historischen Vereins von Augsburg 1864, S. 51 bis 65; die Titel seiner Jugendschriften verzeichnet Kehreins Lexicon 1868 I., S. 266. Vgl. außerdem Lud. Lang: „Hausbuch" München VIII. Bd., S. 132 ff. Bernhard Mayer: Gesch. von Lauingen, 1866, S. 314 ff. und Seubert 1878 II, 583. Hyac. Holland.

Mitternacht: Johann Sebastian M., geb. am 30. März 1613 zu Hardisleben in Thüringen, studirte zu Jena und Wittenberg, wurde im Jahre 1638 Pastor zu Teutleben. Wegen der Kriegsnöthe mußte er diese Stellung verlassen und ward dann 1642 Rector zu Naumburg und 1646 zu Gera, sodann 1667 Superintendent zu Neustadt a. d. O. und in demselben Jahre noch Hofprediger zu Zeitz, wo er am 25. Juli 1679 starb. Er hat eine große Anzahl Schriften, meistentheils Programme, drucken lassen; unter dem Pseudonym Medius Jocosus Severus gab er im J. 1653 ein erbauliches Gespräch zwischen vier päpstlichen Scribenten und hernach gegen Elias Schitler eine Vertheidigung dieses Gesprächs heraus. Einige geistliche Lieder von ihm erschienen im Gothaer Gesangbuch von 1715 und sind hernach noch mehrfach gedruckt.

Jöcher III, Sp. 558 f. Rotermund zum Jöcher IV, Sp. 1814 f. Wetzel, Hymnopoeographia II, S. 179 f. Richter S. 238 f. l. u.

Mitterwurzer: Anton M., namhafter Baritonist, geb. am 12. April 1818 zu Sterzing in Tirol, starb am 2. April 1876 zu Döbling bei Wien. M. kam 6 Jahre alt nach Wien und wurde dort von seinem Oheim, dem Componisten J. B. Gänsbacher, später auf dem Conservatorium in der Musik unterrichtet. Nach seiner Rückkehr in die Heimat sang er, durch einen Zufall dazu veranlaßt, am 13. März 1836 in Innsbruck den Kapitän Johann (die Falschmünzer) und ließ sich durch den guten Erfolg dieses Versuchs bestimmen, im September Mitglied des Innsbrucker Theaters zu werden. 1838 spielte er bei einer reisenden Gesellschaft Liebhaberrollen, gastirte auf Holbein's Veranlassung im folgenden Jahre in Hannover und ging von hier nach Dresden, wo er nach seinem Auftreten als Jäger im „Nachtlager von Granada" engagirt wurde. Er gehörte nun vom 1. Mai 1839 bis zu seinem Rücktritt von der Bühne im J. 1870 dem dortigen Hoftheater an, das ihn zu seinen hervorragendsten Kräften zählte. M. besaß neben einer vorzüglichen musikalischen Beanlagung und Ausbildung, welch letztere Mitsch in Dresden vollendet hatte, ein großes schauspielerisches Talent. Die Baritonpartien in den Opern Gluck's, Marschner's und Wagner's gehörten zu seinen trefflichsten Leistungen, namentlich rühmten Kenner seinen Wolfram, Telramund, Hans Sachs und fliegenden Holländer, bezeugten aber auch die Vortrefflichkeit seines Don Juan, Tell,

Pizarro (Fidelio) ꝛc. M. ist der Vater des jetzt (1885) als Director des Karltheaters in Wien angestellten Schauspielers Friedrich M. (geb. am 16. Octbr. 1844), der aus der 1841 eingegangenen Ehe mit der Schauspielerin Anna Herold hervorgegangen ist. Letztere gehörte seit dem 16. Septbr. 1829 dem Dresdener Hoftheater an und wurde zu Basel geboren. Jos. Kürschner.

Mittler: Ernst Siegfried M., geb. am 26. Juni 1785 zu Halle a. S., entstammte einer Familie, die sich bis zu Bonaventura M., Apotheker in Lindau am Bodensee, in den Anfang des 16. Jahrhunderts zurückverfolgen läßt, in dortiger Gegend noch heut ansässig ist und sich auch nach Schwaben (Cannstatt) und Hessen ausgebreitet hat. Besonders waren seine Vorfahren als Goldschmiede geachtet und ihr Prägezeichen, ein Einhorn, galt bei den Käufern als Bürgschaft für eine gute Metallmischung. Sein Vater Johann Georg war als Goldschmied nach Halle gekommen und dort Bornmeister bei den Halloren-Salzwerken geworden. Nach vierjähriger Lehrzeit in einer Buchdruckerei seiner Vaterstadt nahm M. zunächst in der Buchhandlung seines älteren Bruders Johann Georg in Leipzig Stellung und verblieb dort, bis ihn 1811 die Gefahr, für den Feldzug Napoleons gegen Rußland ausgehoben zu werden, veranlaßte, in die Hofbuchhandlung von Heyer & Leske in Darmstadt überzutreten. Ostern 1814 nahm er Stellung in der Amelang'schen Buchhandlung in Berlin und ebenda eröffnete er am 6. Juni 1816 ein eigenes Geschäft. Der Bücherbedarf der preußischen Occupationsarmee in Frankreich gab demselben sogleich einen Aufschwung und eine Richtung auf die Militärlitteratur. Schon am 1. Juli 1816 gründete M. das „Militär-Wochenblatt“, welche Zeitschrift die Personalveränderungen der preußischen Armee amtlich veröffentlicht und noch heute das Centralorgan derselben ist. 1820 folgte die „Militär-Litteratur-Zeitung“, seit 1883 mit dem Militär-Wochenblatt als deren litterarisches Beiblatt vereinigt, 1824 die „Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges“, die bis 1861 bestand, und 1835 das noch heut forterscheinende „Archiv für die Artillerie- und Ingenieur-Offiziere“. Eine Reihe geschichtlicher und kriegswissenschaftlicher Werke, die der Krieg von 1813—15 veranlaßte, ging aus seinem Verlage hervor, ebenso Dienstinstructionen für die einzelnen Waffengattungen der Armee. Dieser Aufschwung seines Geschäfts und der ihm eigenthümliche Charakter wurde erheblich gestärkt durch seinen Eintritt in die Familie des Buchdruckers Wilhelm Dieterici, dessen Tochter Henriette er am 16. April 1817 heirathete. — Dieterici hatte am 3. April 1789 das Privileg zur Errichtung einer Buchdruckerei erhalten und, unterstützt durch ein gefälliges Dichtertalent und durch regen Verkehr mit bedeutenden Männern, insbesondere Unterrichts- und Erbauungswerke sowie wissenschaftliche Handbücher verlegt; die „Agende für die preußische Landeskirche“ und andere Werke des geistlichen Ministeriums waren bei ihm erschienen. Namentlich während der französischen Occupation hatte Dieterici durch eine volksthümliche Zeitschrift „Der Preußische Hausfreund“ die patriotische Gesinnung des Volkes zu festigen und zu heben gesucht und daher unter der Unbill der fremden Machthaber in seinem Geschäfte schwer zu leiden gehabt. Rührend sind die tröstenden und hoffnungerweckenden Gedichte, die er dem vertriebenen Herrscherpaare nach Königsberg und Memel sandte und die, wie die regelmäßig gegebenen Antworten hervorheben, dasselbe sehr erfreuten. In Erinnerung an die Beweise dieser Treue wurde ihm nach Wiederherstellung der Monarchie 1819 der Verlag der Rangliste der Armee vom Könige übertragen. Dieterici's Verlag und Buchdruckerei gingen am 1. Juli 1828 durch Kauf an M. über. Inzwischen hatte derselbe durch Gründung von Zweiggeschäften in Posen (1820) und Bromberg (1827) nicht wenig zur Ausbreitung deutscher Bildung und Litteratur in jenen Gegenden beigetragen. Erst die Stürme des Jahres 1848 brachten in diese ausgedehnte

und gedeihliche Wirksamkeit eine Aenderung. Von ihnen gebeugt und insbesondere durch die Kränklichkeit seines einzigen Sohnes bestimmt, verkaufte er seine Sortimentsbuchhandlungen (die Berliner am 1. Januar 1849) und widmete sich ausschließlich dem Verlage und der Druckerei, denen beiden er 1848 seinem Sohne Ernst zu Liebe die Gesammtfirma „E. S. Mittler & Sohn" gegeben hatte. Nach dem am 6. März 1853 erfolgten Tode desselben trat ihm am 4. Juli 1860 sein Enkel Dr. Theodor Toeche zur Seite. Die Verlagsthätigkeit gewann in der Folge auch auf philosophischem und historischem Gebiete an Ausdehnung. Aber der Aufschwung des Heerwesens unter König Wilhelm lenkte sie vornehmlich wieder auf ihr ursprüngliches Sondergebiet zurück. Bei Mittler's Hinscheiden zählte der Verlagskatalog auf diesem Gebiete allein 600 Nummern. — Das Generalstabswerk über den Krieg von 1866 verlegte M. noch. Kurz vor Ausbruch des französischen Krieges, am 12. April 1870, ist er hochbetagt und hochgeehrt gestorben. Der Grundzug seines Wesens waren Herzensmilde und eine im Gottvertrauen beruhende Heiterkeit der Seele. Die Liebe seiner Mitbürger zu genießen und die Pflichten der Menschenfreundlichkeit zu erfüllen lenkte all sein Thun. 11 Jahre stand er an der Spitze des durch weitreichende und planmäßige Thätigkeit angesehenen „Unterstützungsvereins für deutsche Buchhändler". 30 Jahre hindurch war er Mitglied des königlichen litterarischen Sachverständigenvereins, 18 Jahre hindurch leitete er die St. Johannisloge „zum goldenen Pflug". Nur in so gemeinnützigem Sinne, nach allen Seiten fördernd, läuternd, versöhnend vermochte er sich genug zu thun.

Generallieut. Frhr. v. Troschke, E. S. Mittler, ein Lebensbild. Berlin 1870. — Ebenders., Die Militär-Litteratur seit den Befreiungskriegen. Berlin 1870. — Börsenblatt f. d. deutschen Buchhandel, 1870 Nr. 104. — Daheim 1871 Nr. 29, 30. — Hundert Jahre der St. Johannisloge z. goldenen Pflug. Berlin 1876. Theodor Toeche.

Mnioch: Johann Jacob M., Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, geb. am 13. Octbr. 1765. Nachdem er in Jena studirt hatte, lebte er in Halle als Hauslehrer in vornehmen Häusern. Als Dichter trat er schon als Einundzwanzigjähriger auf. Beiträge von ihm auch in Wieland's T. Merkur 1788, I. 227 u. II. 370. 1790 Rector zu Neufahrwasser bei Danzig; mit Fichte wurde er bekannt, als dieser unfern Danzig bei dem Grafen Krockow als Lehrer wirkte (bis Frühling 1793). M. verlor seine Stelle, als die Schule einging: das Versprechen, ihn bei der Reform des Danziger Gymnasiums zu berücksichtigen, wurde nicht gehalten. Aus kümmerlichen Verhältnissen befreite ihn die Berufung zum Assessor bei der Lotteriedirection in dem preußisch gewordenen Warschau 1796. Hier verkehrte er mit den jungen Preußen, welche ihr Beruf in die entfernte Provinz führte. Wie ein Koloß, so erzählt Hitzig, ragte M. hervor, ein Mann, wie er zusetzt, den seine Zeit nicht genug erkannt hat, weil sein Schicksal wollte, daß überall, wo er seine Stimme erhob, Größere als er, gleichzeitig, das Aehnliche auszusprechen suchten. Auf Zacharias Werner hatte M. einen entschiedenen Einfluß; durch ihn wurde Werner auch für die Freimaurerei begeistert. Den Häuptern der Romantik fühlten sich beide verwandt; von mystisch-schwärmerischen Neigungen aber blieb M. frei. Auch an dem Schlegel-Tieck'schen Musenalmanach betheiligte er sich: „Hellenik und Romantik", ein vortreffliches Gedicht, nach dem Urtheil W. Schlegel's in einem Briefe an Tieck, erschien zuerst daselbst 1802. Mit Tieck wie mit Fichte stand er im Briefwechsel. Noch nicht vierzigjährig starb M. am 22. Febr. 1804 am Schlagfluß. Dieses Datum bezeugt der Feldprediger Grein in einem Briefe an Mnioch's Verleger Anton in Görlitz. Zacharias Werner schrieb damals irrthümlich aus Königsberg an Hitzig: am 24. Febr. sei seine Mutter gestorben, „an demselben Tage, als unser trefflicher M. in Warschau starb".

Seit 1786 waren eine Reihe kleiner Schriften v. M. erschienen. Die erste größere Sammlung „Papillons“, 2 Bde., 1788 und 89: Erzählungen, Dialoge und Gedichte; der größte Theil ist von ihm. In den „Elegien“ lebhaftes und weiches Gefühl, die Form aber mangelhaft. Am besten sind die humoristisch-poetischen Episteln und besonders die „Rundgesänge“. Das „Lied vom Grabe“: „Wir werden alle Platz und Raum In unsern Gräbern haben“ im I. Bd. S. 234 f. Gesang wechselt mit „Spruch“ ab. „Die Gesänge der Barden Hermanns“ (II, 166 f.), „aus einem noch ungedruckten Schauspiel“ in Klopstock's Manier. — „Kleine vermischte Schriften“, 1794—95, Danzig, 3 Bändchen. In den Gedichten des ersten zum Theil Wiederholungen der ersten Sammlung, aber keines ohne Verbesserungen, so auch S. 199 f. „Das Lied vom Grabe“.

Die „sämmtlichen auserlesenen Schriften“ erschienen 1798—99 in drei Bänden zu Görlitz mit Kupfern. Im ersten die „Litanei, ein allgemeines moralisch-politisches Gebet“, zu Neujahr 1797 in Jamben mit Anmerkungen: M. liebte es, zu seinen Schriften und Gedichten Anhänge zu machen. Ferner „Gebete für eine aufgeklärte und gebildete christliche Gemeinde“, ein Beitrag zu der Reform der Liturgie. Im zweiten u. a. die „Vision“ nach dem Tode Friedrichs des Großen; die „Ideen über Gebetsformeln“, 1794 geschrieben. Im Geiste Kant's beantwortet er die Frage, in welchem Verhältniß der äußere Gottesdienst zu der Vernunftreligion steht; die kleine Schrift auch einzeln 1799. Eine freie Umarbeitung eines im I. Bändchen der oben genannten Sammlung von 1794 gedruckten Gedichtes sind die Jamben „Ueber die moralisch-ästhetische Bildung, in Form eines Gebets“. Im dritten Bande unter seinen „Liedern“ S. 115 das einst berühmte Maurerlied „Dem Sonnen- oder Johannisfeste der Menschheit“, zuerst gesungen 1798; Frauenlob S. 144 f. „Stimmt ein in unsere Töne, die ihr das Gute liebt“. „Das Lied vom Grabe“ in der Form von 1794; das dramatische Fragment „Hermann und Thusnelde“ aus der Jugendzeit mit den schon in den „Papillons“ gedruckten Gesängen. Am Schluß des Bandes ein bemerkenswerthes Gedicht: „Das scheidende Jahrhundert“. 1800 veröffentlichte er „Erläuterungsvariationen über die Tendenz der Fichte'schen Schrift: Bestimmung des Menschen“; ein Jahr darauf „Die Vermählung. Ein Hymnus“. „Die Entbindung. Eine Romanze“. Die Mysterien der Natur „mit heiliger Phantasie und reinem Herzen“ zu berühren hatte er sich vorgenommen; die Lüsternheit, so schrieb er an Tieck, wird sich selber betrogen finden. Nach seinem Tode erschienen „Analekten von Mnioch“, 1804. Im ersten Band „Gedichte“; „Hellenik und Romantik“ mit Zusätzen, die W. Schlegel in einem Schreiben an Tieck 1801, eine Verbesserung per Johann Ballhorn genannt hatte; hübsche „Sonette über das Sonett“, S. 201—207: das erste auch in einem Briefe Mnioch's an L. Tieck. Einige Jugendversuche, „Hellenischer Muthwill“ waren schon in den „Papillons“ gedruckt. Im zweiten: vermischte Aufsätze; Bemerkungen über Kunst, über einige Dichter wie Goethe, Schlegel, Schiller; über Schlüter's Larven im Berliner Arsenal; über Tieck's Genoveva, fast gleichlautend im Brief an Tieck.

Von freisinnnigen Anschauungen in Religion und Politik ist M. ausgegangen und er ist ihnen treu geblieben; Rousseau's und Kant's Einfluß unverkennbar. Lebhaft, scharfsichtig, warmfühlend, nimmt er bald als philosophischer Schriftsteller, bald als Dichter unmittelbaren Antheil an allen seine Zeit bewegenden Gedanken. Eine eigenthümliche Mischung von Ernst und Humor in seinem Wesen macht besonders viele seiner Gedichte anziehend. Zu größeren Werken und zu wirkungsvollster Abrundung eines Ganzen reichte die Kraft nicht aus. Die Dichter der älteren Romantik waren ihm sympathisch, weil auch er im Grunde zu wahrhaft künstlerischer Gestaltung seiner Ideen unfähig war. Was Goethe von den Werner, Arnim, Brentano sagt, läßt sich nicht ungestraft

übertreten, „daß die einzige und höchste Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei, und in der Gestalt die Specification, damit ein jedes ein Besonderes, Bedeutendes werde, sei und bleibe".

Mnioch's Gattin Maria, geborene Schmidt, ist nur durch ihren Mann in der Litteratur bekannt geworden. Er veröffentlichte schon in den gesammelten Schriften: „Zerstreute Blätter, beschrieben von Maria Mnioch"; von ihnen urtheilte Herder: „sie werden den Namen Maria M. jedem Leser von reinem Sinne werth machen". Als Buch erschienen sie 1800 in Görlitz; zweite unveränderte Auflage ebenda 1821. — Geboren am 1. Februar 1777 in der Nähe von Danzig, wurde Maria M. in Neufahrwasser, wohin ihr Vater als Inspector beim Packhof versetzt war, Schülerin ihres nachherigen Mannes; im 17. Jahre ihres Lebens vermählte sie sich mit ihm. Sie starb schon am 18. April 1797 in Warschau. Ihre kleinen Gedichte, Aufsätze und Einfälle hatte sie nie für den Druck bestimmt. Sie spiegeln einen reinen, weiblichen Sinn wieder. Goethe, Schiller, Herder sind ihre Lieblinge. Ihre selbständigen und anziehenden Bemerkungen über diese Dichter verleugnen nie die weibliche Empfindung. — Der Schwiegersohn Mnioch's war Wilhelm Neumann, der Freund Chamisso's und Varnhagen's.

Lebensabriß Zacharias Werner's (von Hitzig), Berlin 1823, S. 9 und 61. — Analekten I, S. IV f. — Holtei, Briefe an L. Tieck II, 359 f. III, 249, 263, 266. — Zerstreute Blätter von Maria Mnioch, 1821, S. 14, 202, 227, 230. — Musenalmanach für 1802 von W. Schlegel und L. Tieck S. 221. — Minor, die Schicksalstragödie (1883), S. 6 und 11. — Eine Aufzählung der einzelnen Schriften Mnioch's im Neuen litterarischen Anzeiger 1807, Nr. 34, S. 542 und bei Rotermund IV, S. 1820.

Daniel Jacoby.

Möbius: August Ferdinand M., Mathematiker und Astronom, geb. 17. November 1790 in Schulpforta, † 26. Sept. 1868 in Leipzig. Der Vater von M. war während 25 Jahren (1768—1793) Tanzlehrer in Schulpforta, ein Beruf in welchem ihm ein unverheiratheter Bruder noch weitere 11 Jahre nachfolgte, sich dabei als Stütze der Wittwe und ihres Knaben erweisend, die er beide in sein Haus aufgenommen hatte, und die seine Erben wurden. Ganz mittellos war so freilich die Familie nicht, aber Möbius' Erbtheil bestand doch nur aus einem Hause, für welches nicht volle 1000 Thaler gelöst wurden, von deren Zinsen und einer kleinen Pension Mutter und Sohn bei aller Bedürfnißlosigkeit nicht ohne anderweitige Beihülfe existiren konnten. So zog die Mutter, als 1804 ihr Schwager starb, nach Naumburg zu einem unverheiratheten Kaufmann Geier, dem sie das Hauswesen besorgte. M. war inzwischen herangewachsen. Eine Schwester seiner Mutter war an den Amtmann Nobbe in Pforta verheirathet. Mit dem Sohn Karl († 1881 als Professor in Leipzig) theilte M. den ersten Hausunterricht, mit ihm besuchte er seit 1803 die Fürstenschule, mit ihm verband ihn ungetrübte Freundschaft bis an sein Lebensende. In der Fürstenschule war der mathematische Unterricht, wenn auch von Joh. Gottl. Schmidt, einem anregenden Lehrer, der seinen Schülern Liebe zum Gegenstande einzuflößen wußte, ertheilt, in sehr engen Grenzen gehalten. M. ging in Privatstudien, welche ihn an selbständiges Denken und Schaffen gewöhnten, weit über das Schulpensum hinaus, wie es auch von seinen Lehrern erkannt und anerkannt wurde. Geht doch die Ueberlieferung, bei der Neuordnung des Lehrplanes der Fürstenschule 1808 sei der Rath des damaligen Primaners M. eingeholt und befolgt worden. Von der Fürstenschule begab sich M. 1809 auf die Universität nach Leipzig. Auf Zureden seines Vormundes, des Amtmanns Nobbe, hatte er als Jurist sich einschreiben lassen, aber bereits im zweiten Semester folgte er seinem Hange zur Mathematik und Astronomie. M. von

Prasse (s. d.) als Mathematiker, Mollweide (s. d.) als Astronom, Gilbert (Bd. IX, S. 168) als Physiker, wurden seine Lehrer und Gönner. Mollweide nahm ihn bald zum Famulus bei den Vorlesungen, außerdem erhielt er das Convict, d. h. freien Mittagstisch und Abendbrod und 1811 das Kregel-Sternbach'sche Stipendium, welches gerade damals durch die philosophische Facultät in Leipzig zu vergeben war. Es betrug 2 Jahre hindurch 30 Thlr., im 3. Jahre einige hundert Thlr. Reisegeld mit der Auflage außer Landes seine Kenntnisse zu erweitern und durch ein „Specimen“ den Nachweis zu führen, daß man in diesem Sinne das Stipendium verwandt habe. Der Antritt dieser Reise fällt in den Monat Mai 1813, in jene kriegsbewegte Zeit, welche gerade zwischen Leipzig und Naumburg die Wege mit plünderungssüchtigen Nachzüglern füllte. Auch ein Fuhrmann, welchem M. seinen Koffer anvertraut hatte, fiel solchem Gesindel in die Hände, und M. verlor seine Bücher, Kleidungsstücke und etwa 50 Thlr., die er unvorsichtigerweise in den Koffer gepackt hatte. Das war eine unangenehme Einbuße für den jungen Reisenden, die er aber in seiner frischen Stimmung verhältnißmäßig rasch verschmerzte; wenigstens athmen die Briefe über die zu Fuß zurückgelegte Reise von Naumburg nach Göttingen die heiterste Laune und frohe Zuversicht auf die Zukunft, namentlich seitdem er von Gauß, der ihn nach Göttingen gezogen hatte, freundlich empfangen worden war. Er verweilte zwei Semester in Göttingen, wo er vornehmlich theoretische Astronomie trieb und sich mit Berechnungen beschäftigte, welche auf den kleinen Planeten Juno sich bezogen. Unter seinen damaligen Studiengenossen ist nur Ludwig August Seeber (s. d.) zu nennen. Zu Anfang des Jahres 1814 starb Prof. von Prasse in Leipzig. Mollweide wünschte an dessen Stelle zu treten, und erfüllte sich dieser Wunsch, so wurde die Leitung der Sternwarte frei. Das hatte Nobbe, der damals in Leipzig zum Examen sich vorbereitete, ausgeklügelt, und auf seine mittelbare Veranlassung wandte M. sich vertrauensvoll an Mollweide. So lange die Verhandlungen dauerten, war er übrigens nicht unthätig, sondern verwandte in Halle fast ein Jahr theils auf mathematische Studien unter Pfaff, der gerade damals seine berühmte Arbeit über Differentialgleichungen vollendet hatte, theils auf Unterricht, welchen er selbst als außerordentlicher Lehrer am Pädagogium gab. Zu Ostern 1815 habilitirte sich M. an der Universität Leipzig auf Grundlage einer Schrift, welche ihn als gewandten Analytiker in der Behandlung von Kreisfunctionen zeigt. Im Sommer veröffentlichte er eine weitere Abhandlung über die Bedeckung von Fixsternen durch Planeten. Am 26. Januar 1816 erhielt er die Ernennung zum Observator an der Sternwarte und zum außerordentlichen Professor der Astronomie unter der Verpflichtung, vorher noch anderweitige Sternwarten kennen zu lernen, wozu ein Reisestipendium von 150 Thlr. beigefügt war. Der Seeberg bei Gotha, Tübingen, München, Wien, Ofen sahen M. zu kürzerem oder längerem Aufenthalte. Ueberall wurde der gut empfohlene junge Astronom in wärmster Weise aufgenommen, und von seiner Reise aufs Höchste befriedigt, langte er im October 1816 wieder in Leipzig an, wo er das Vergnügen hatte, mit dem eben dort angestellten Jugendfreunde Nobbe zusammenzutreffen und einen anderen Plan verwirklicht zu sehen, seine Hoffnung seit dem Beginne seiner Studien: die Mutter zog nach Leipzig zu dem Sohne und führte sein Hauswesen. Ueppig ging es gerade nicht darin zu. Gehalt, Vorlesungshonorare, litterarische Erträgnisse und Zinsen des kleinen Vermögens, soweit es nicht aufgezehrt war, beliefen sich nur auf wenige hundert Thaler, aber es genügte doch den bescheidenen Ansprüchen und erlaubte ihm eine im Mai 1816 an ihn ergehende Anfrage, ob er einer Berufung nach Greifswalde folgen wolle, abschlägig zu beantworten. Grund dieser Ablehnung war wohl in erster Linie eine natürliche Dankbarkeit gegen die heimathliche Regierung, welche ihn so

rasch befördert hatte, doch dürfte auch sein sächsischer Localpatriotismus mit in die Wagschale gefallen sein. M. war sein Leben lang, ähnlich wie Gauß, eine durch und durch conservative Natur, dem Bestehenden auch darin zugethan, daß er den werdenden Großstaat Preußen nicht als Theil des allgemeinen deutschen Vaterlandes, sondern als Ausland betrachtete. Zu derselben Zeit, in welcher Encke (Bd. VI, S. 99) dem Aufrufe an mein Volk freiwillig Folge geleistet hatte, schrieb M. seiner Mutter halb humoristisch halb im Ernst: „Ich halte es geradezu für unmöglich, daß man mich, einen habilitirten Magister der Leipziger Universität zum Rekruten sollte machen können. Es ist der abscheulichste Gedanke, den ich kenne, und wer es wagen, sich unterstehen, erkühnen, erdreisten, erfrechen sollte, der soll vor Erdolchung nicht sicher sein. Ich gehöre ja nicht zu den Preußen, ich bin in sächsischen Diensten.“ Sachse war er, Sachse blieb er. Auch eine Berufung nach Dorpat, die Weihnachten 1819 an ihn erging, und ihm verhältnißmäßig glänzende Bedingungen in Aussicht stellte (1450 Silberrubel Gehalt, während in Leipzig seine festen Einnahmen sich noch nicht auf 500 Thlr. beliefen), lehnte er einfach ab, ohne auch nur den Versuch zu machen, dadurch seine heimathlichen Einkünfte zu steigern. Erst 25 Jahre später benutzte er in diesem Sinne eine Berufung nach Jena, wo er der Nachfolger von Jac. Friedr. Fries werden sollte. Jetzt wurde er zu Ostern 1844 in Leipzig zum ordentlichen Professor mit kleiner Gehaltsaufbesserung ernannt, während 1825 bei Mollweide's Tod die Facultät M. umging und den damaligen Privatdocenten Drobisch zur mathematischen Professur, zuerst als Extraordinarius, 1827 als Ordinarius vorschlug. Zwei Umstände trugen die Schuld an dieser so langsamen Beförderung von M., die nach seiner frühzeitigen Anstellung als außerordentlicher Professor doppelt überraschen könnte, seine von Schüchternheit begleitete Anspruchslosigkeit an das Leben, welche ihn verhinderte als Bittsteller um Verbesserung seiner Lage so häufig und so dringend aufzutreten, als es von Anderen wohl verlangt wurde, und die hohen Ansprüche an wissenschaftliche Leistungen, welche ihn verhinderten, frühzeitig als Schriftsteller sich bekannt zu machen. Auf diese seine litterarische Thätigkeit kommen wir später zurück, jetzt haben wir es noch mit Möbius' Privatleben zu thun. Im Spätjahr 1816 war die Mutter zu ihm nach Leipzig gezogen. Sie führte sein Hauswesen, drängte aber zu einer Verheirathung. M. hatte als Student da und dort an jungen Mädchen Gefallen gefunden. In seinen Briefen an die Mutter ist bald von einem Mienchen, welches den künftigen großen Mann ihm weissagt, bald von einer hübschen Schneiderstochter, bei deren Vater er sich einmiethet, bald von einer Ungetreuen, von der er schlafend und wachend träumt, die Rede. Auch der junge Professor faßte bald eine Neigung zu einem munteren, aber vielleicht etwas vergnügungssüchtigen Mädchen, mit welchem er sich im Sommer 1818 verlobte. Die Ehe wäre wohl kaum eine glückliche geworden, wie die sorgsame Mutter erkannte, und ein zu Anfang leichtes Mißverständniß führte im Winter 1819 zur Auflösung des Verhältnisses. Nun lernte M. im Hause seines bereits verheiratheten Freundes Karl Nobbe, Dorothea Christiane Johanna Rothe kennen, Tochter eines Wundarztes in Gera, Schwester eines Leipziger Kaufmannes, die am 26. Juli 1790 geboren, vier Monate älter als M. war, auch gleich ihm trübe Herzenserfahrungen durch eine rückgängig gewordene Verlobung gemacht hatte. Die beiden Naturen paßten aufs Vortrefflichste zu einander, und im Einverständnisse mit Möbius' Mutter wurde die Vermählung auf den 6. April 1820 festgesetzt und an diesem Tage in aller Stille vollzogen. Die Mutter selbst konnte an dem Freudenfeste nicht theilnehmen. Sie war ganz unerwartet am 4. März 1820 erst 64 Jahre alt gestorben. Das Familienleben des neuverheiratheten Paares war ein stillzufriedenes, beglückt

durch drei zur Freude der Eltern sich entwickelnde Kinder, belebt durch einen Kreis geistig hervorragender Freunde, aber auch getrübt durch mannigfaches körperliches Leiden insbesondere der Frau, welche seit 1821 an den Augen litt, 1825 ganz erblindete, dabei aber doch vermochte der heitere Mittelpunkt ihres Hauswesens zu bleiben, bis sie am 9. Septbr. 1859 den Ihrigen durch den Tod entrissen wurde. M. selbst war bei kleiner etwas hagerer Gestalt abgesehen von einem Augenübel, das in den letzten Jahrzehnten seines Lebens auch seine Sehkraft beeinträchtigte, eine gesunde Natur. Zahnschmerzen waren fast allein die von ihm zu ertragenden kleinen Unpäßlichkeiten des Lebens, diese aber in einem Grade, der ihn zu dem scherzhaften Wunsche veranlaßte, man solle ihm dereinst die Grabschrift setzen: „Dem thut kein Zahn mehr weh.“ Er war ein Freund des Gehens, sei es in Gesellschaft, sei es auch allein. Um bei seinen Spaziergängen sicher zu sein, Nichts vergessen zu haben, was er unterwegs brauchen könne, versäumte er nie von einer mnemonischen Regel Gebrauch zu machen, an die „3 S und Gut“ zu denken: Schlüssel, Schirm, Sacktuch, Geld, Uhr, Taschenbuch vorstellend.

Was die Bedeutung Moebius' als Gelehrter betrifft, so liegt sie vornehmlich auf dem Gebiete der Mechanik und der Geometrie, welche er in einer ihm eigenthümlichen Weise in Verbindung zu setzen wußte. Der Gedanke war so neu, daß als 1827 „der barycentrische Calcül, ein neues Hülfsmittel zur analytischen Behandlung der Geometrie“, erschien, die Aufmerksamkeit der Gelehrtenwelt früher als in Deutschland selbst in Frankreich rege wurde, wo die Arbeiten eines Dupin, eines Gergonne, eines Poncelet und Anderer zwar auf ganz anderem Wege doch in mancher Beziehung zu ähnlichen Ergebnissen geführt hatten, wie M. sie jetzt bekannt machte. Den Grundgedanken spricht M. in der Vorrede dahin aus, die Bemerkung daß irgend 3 Punkten einer Ebene immer solche Gewichte beigelegt werden können, daß ein gegebener 4. Punkt der Ebene als deren Schwerpunkt erschiene, und daß die 3 Gewichte alsdann in eindeutig bestimmten Verhältnissen zu der gegenseitigen Lage der 4 Punkte stehen, habe ihn dazu geführt, von Anfang an ein Fundamentaldreieck mit 3 gegebenen Eckpunkten in der Ebene anzunehmen. Jeder Punkt der Ebene war nun als Schwerpunkt dieser Eck- oder Fundamentalpunkte gegeben, wenn demselben bestimmte Gewichte oder Coefficienten beigelegt wurden. Die Verhältnisse zwischen diesen Coefficienten endlich waren neue und zwar barycentrische Coordinaten des Punktes in der Ebene. Damit hatte M. den Anstoß zur trimetrischen Coordinatengeometrie gegeben. Im Raume mußten in entsprechender Weise 4 Fundamentalpunkte, die Ecken einer Fundamentalpyramide, angenommen werden, denen Coefficienten gegeben wurden, genügend der Bedingung einen vorgeschriebenen Punkt zum Schwerpunkte der Fundamentalpunkte zu machen. Wechsel des bestimmten Punktes hängt selbstverständlich mit Veränderung der Coefficienten zusammen, die in dieser Beziehung Functionen einer oder zweier Veränderlichen sein können. Im ersteren Falle ist der geometrische Ort des bestimmten Punktes eine Curve, im zweiten eine Oberfläche. Zwischen diesen barycentrischen Ausdrücken und den Gleichungen der gewöhnlichen analytischen Geometrie der Parallelcoordinaten ist ein Uebergang möglich, welchen M. kennen lehrte, damit den ersten Abschnitt seines Buches beschließend. Der zweite Abschnitt ist der Verwandtschaft der Figuren gewidmet, einem von Euler erfundenen, von M. bedeutend erweiterten Begriffe. Eine der von M. hinzugefügten Erweiterungen bezieht sich auf die Collineation, wie er mit einem von seinem Freunde Professor Weiske angerathenen sehr bezeichnenden Namen die Art von Verwandtschaft zweier Räume ausspricht, bei welcher jedem Punkte des einen Raumes ein Punkt in dem anderen Raume dergestalt entspricht, daß die Lage der Punkte eines Raumes in

gerader Linie auch die Geradlinigkeit der Verbindung der entsprechenden Punkte im anderen Raume bedingt. Bei der Untersuchung dieser Verwandtschaft bediente sich M. des Doppelverhältnisses, welches hier zuerst auftrat und von ihm den Namen erhielt. Es liegt nahe von solchen Verwandtschaften zu anderen zu gelangen, in denen einem Punkte eine Gerade und umgekehrt entspricht. Solche Zusammengehörigkeiten lassen sich in vielen Eigenschaften der Kegelschnitte erkennen, und ihnen ist der dritte Abschnitt des barycentrischen Calcüls gewidmet. In dem ganzen Werke ist überdies das, wie M. wieder in der Vorrede sich ausdrückt, schon von Mehreren gebrauchte Verfahren, nach welchem der positive oder negative Werth einer Linie durch die verschiedene Nebeneinanderstellung der die Endpunkte bezeichnenden Buchstaben ausgedrückt wird, durchgehends in Anwendung. M. hat auch diese in Deutschland wohl zuerst durch Kästner benutzte Bezeichnungsweise auf Figureninhalte erweitert. Das zweite bedeutende Werk Möbius' war sein „Lehrbuch der Statik“, 1837, der Ausbau eines in einer Abhandlung von 1831 (Crelle's Journal, Bd. VII) entworfenen Risses. Die Poinsot'sche Theorie der Kräftepaare ist ganz an die Spitze gestellt, und nach ihr folgt erst die Lehre von der Zusammensetzung solcher Kräfte, welche nicht Paare bilden. Endlich erschienen 1843 „Die Elemente der Mechanik des Himmels auf neuem Wege ohne Hülfe höherer Rechnungsarten dargestellt“, ein Werk, in welchem nach dem sachkundigen Urtheile des verstorbenen Mitarbeiters an dieser Encyklopädie Prof. Karl Bruhns, nicht blos für Laien das im Titel Versprochene vollauf geleistet wird, sondern auch für den Astronomen von Fach Vieles zu lernen ist, insbesondere die Bestimmung der durch störende Kräfte bewirkten Ungleichheiten in den Planetenbewegungen mittels Epicykeln. Neben und zwischen diesen Büchern veröffentlichte M. auch noch eine ganze Reihe von meist umfangreichen Abhandlungen, vornehmlich in Crelle's Journal für reine und angewandte Mathematik, aber auch in den Veröffentlichungen der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, welcher er seit ihrer Gründung angehörte und Weniges in astronomischen Zeitschriften, ein äußeres Zeichen dafür, daß M. nur der äußeren Berufsstellung nach Astronom, vorwiegend Mathematiker war. Der Inhalt der mathematischen Abhandlungen in Crelle's Journal ist dem der drei größeren Werke nahe verwandt. Geometrische Sätze, barycentrisch und auch in landläufiger Weise begründet, Mechanisches, auf astronomischem Gebiete eine Ableitung des Newton'schen Attractionsgesetzes als Folge der Kepler'schen Gesetze (Crelle's Journal Bd. XXXI) wurden der Reihe nach dem Drucke übergeben. Etwas abweichenden Charakters sind Aufsätze über dioptrische Dinge, gestützt auf die Lehre von den Kettenbrüchen (Crelle's Journ. Bd. V und VI), eine combinatorisch gehaltene Untersuchung über Reihenumkehrung (Crelle's Journal Bd. IX) und eine höchst eigenartige zahlentheoretisch-geometrische Betrachtung (Crelle's Journal Bd. XXII) über Factorentafeln. Es handelt sich um eine Anordnung, nach welcher unter jeder Zahl ihre sämmtlichen Factoren erscheinen, je ein quadratisches Feld füllend; diese Felder werden nach bestimmten Gesetzen durch einen Buchstaben mit Index bezeichnet, zugleich Repräsentanten eines geometrischen Punktes, dessen Coordinaten der Hauptbuchstabe und der Index sind; endlich werden solche Punkte grad- oder krummlinig verbunden. Eine Notiz im XII. Bande des mehrgenannten Journals erwähnen wir nur als geschichtliche Merkwürdigkeit, daß im J. 1834 Mathematiker von dem Range eines M. irrigen Anschauungen über unbestimmte analytische Formen huldigen konnten. Unter den Veröffentlichungen, welche durch die sächs. Gesellschaft der Wissensch. vermittelt wurden, ragen an Umfang die Abhandlungen von 1846 über analytische Sphärik, von 1852 über Linien dritter Ordnung, von 1853 über die Kreisverwandtschaft hervor, wie er jene Beziehung

zweier Räume nannte, bei welcher je 4 einer Kreislinie angehörenden Punkten des einen Raumes 4 gleichfalls auf einer Kreislinie befindliche Punkte des anderen Raumes entsprechen. Kürzer gefaßt, aber dem Inhalte nach keineswegs unbedeutender sind die Aufsätze in den sogen. Berichten der königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften 1846—65. In der Unmöglichkeit sie sämmtlich aufzuzählen, nennen wir nur den Aufsatz über eine Methode, um von Relationen, welche der Longimetrie angehören, zu entsprechenden Sätzen der Planimetrie zu gelangen (1852), welchen M. zugleich auch in Crelle's Journal Bd. LII abdrucken ließ, und in welchem er vorzugsweise mit sogenannten imaginären Raumgebilden, beziehungsweise mit sogenannten Grenzfällen sich beschäftigt hat. In allen diesen geometrischen Veröffentlichungen größeren wie kleineren Umfanges hat M. sich stets als Geist ersten Ranges bewährt, erfindungsreich und fruchtbar, Urheber nicht blos einzelner Sätze sondern ganzer Theorien, an deren Ausbildung die tüchtigsten Geometer unter seinen Zeitgenossen und Nachkommen bald nach dieser, bald nach jener Methode arbeiteten. Seine eigene barycentrische Methode hat, auffallend genug, bei keinem Nachfolger sich einzubürgern vermocht; es sei denn, man wolle den Grundgedanken des barycentrischen Calcüls in jenen neuesten Arbeiten durchschimmern sehen, welche die Functionenlehre darauf gründen, den einzelnen Punkten einer Oberfläche eine eigenthümliche Belegung zu geben. Die Statik zählt zu den Ausgangspunkten der insbesondere durch Culmann in Aufnahme gebrachten graphischen Statik, konnte aber doch dem Schicksale nicht entgehen, in fast vollständiger Auflage eingestampft zu werden. So wenig wurde M. 10 Jahre nach Erscheinen des barycentrischen Calcüls gewürdigt! Neuerdings veranstaltet die sächsische Gesellschaft der Wissenschaften eine Gesammtausgabe von Möbius' Werken.

K. Bruhns, Die Astronomen der Sternwarte auf der Pleißenburg in Leipzig, 1868. Cantor.

Moebius: Georg M., geb. am 18. Decbr. 1616 zu Laucha in Thüringen, studirte in Jena und Leipzig, ward 1647 Rector am Gymnasium zu Merseburg, 1668 Professor und Dr. der Theologie zu Leipzig, Canonicus zu Zeitz, dann zu Meißen, † am 28. Novbr. 1697 (Jöcher, Gel.-Lex. Bd. 3, S. 566). — Zu der großen Anzahl seiner nunmehr vergessenen und bedeutungslosen Schriften, welche Jöcher a. a. O. S. 566 und 567 aufführt, ist die dort nicht erwähnte „De arca Noae“, Lips. 1686 zu fügen, aus welcher hervorgeht, daß die Arche jetzt noch zum größten Theile hart wie Stein auf dem Berge Ararat steht.

Vgl. sonst noch Diestel, Gesch. des A. T's. S. 499. 513.

Siegfried.

Möbius: Gottfried M., zu Laucha in Thüringen 1611 geboren, studirte in Jena Medicin und Naturwissenschaften, promovirte 1640 und wurde Professor der Medicin daselbst und zugleich Leibarzt des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und des Herzogs Wilhelm von Weimar. Er starb zu Halle am 25. April 1664. Außer verschiedenen medicinischen Abhandlungen schrieb er: „Ἐλαφολογία s. Dissertatio de natura cervi“. W. Heß.

Mochinger: Johannes M., den 20. März 1603 zu Danzig geboren, auf dem dortigen und dem Thorner Gymnasium vorgebildet, kehrte nach einem vierjährigen Studium auf deutschen Universitäten, einer großen Reise durch das westliche Europa und zweijähriger Thätigkeit an der Universität Straßburg 1628 in seine Vaterstadt zurück und wurde dort 1629 Diaconus an der St. Katharinenkirche, 1630 Professor der Eloquenz am akademischen Gymnasium und 1638 Pastor an obengenannter Kirche. Nach einer vielseitigen und angestrengten Thätigkeit, wozu auch die ihm vom Danziger Rathe angeordnete Theilnahme am Thorner Religionsgespräch gehörte, starb er den 12. Octbr. 1652. Die Zahl der von ihm herausgegebenen Schriften ist nicht gering; die rhetorisch-

philosophischen sind in seinen „Hermathenae gymnasii Ged." (Fol. 1651) gesammelt. Eigenthümlich sind seine Predigten über einige Kirchenlieder und die drei „Vom Lesen", „Vom Schreiben", „Vom Rechnen". Einige von ihm handschriftlich hinterlassenen Abhandlungen befinden sich auf der Danziger Stadtbibliothek.

Magirus, Leichenpredigt bei der Bestattung J. Mochinger's; Ephr. Prätorius, Athenae Ged. 8°, Lips. 1713 (pag. 71); And. Charitius, Commentatio hist.-lit. de viris illustr. Ged. ortis, 4°. Wittenb. S. 1715 (pag. 104); Wittenii Memor. philos. P. II. p. 136. Bertling.

Möckhel: Johann Friedrich M., auch mitunter Möckel genannt, wurde als Sohn eines Goldschmieds am 16. Januar (Rotermund gibt wol irrthümlich an: Juli) 1661 zu Culmbach geboren. Sein Vater wollte ihn auch Goldschmied werden lassen; aber seine Mutter, die in erster Ehe mit dem Pfarrer Wolfgang Frobenius in Thurnau verheirathet gewesen war, wußte ihm die Erlaubniß, Theologie zu studiren, zu verschaffen. Im J. 1681 bezog er die Universität Jena; nachdem er vom Jahre 1684 an zunächst an einigen anderen Orten im Amte gestanden hatte, wurde er im J. 1693 Pfarrer zu Steppach und Limbach in der Inspection Neustadt an der Aisch. Hier starb er am 19. April 1729. Außer einigen asketischen Schriften und vielen Gelegenheitsgedichten sind von ihm auch eine Anzahl geistlicher Lieder bekannt geworden, unter welchen das Lied „Nun sich die Nacht geendet hat, die Finsterniß zertheilet", welches er nach seiner eignen Angabe im J. 1691 verfertigt hat, eine ziemliche Verbreitung gefunden hat. Es ist auch im zweiten Theile des Freylinghausen'schen Gesangbuches abgedruckt. M. dachte auch schon daran ein vollständiges Liederlexikon (d. h. ein übersichtliches Verzeichniß sämmtlicher Kirchenlieder) nebst einer kurzen Lebensbeschreibung der Dichter herauszugeben, konnte aber keinen Verleger finden.

Wetzel, Hymnopoeographia IV, S. 353–359. Rotermund zum Jöcher IV, Sp. 1838. Heerwagen, Literaturgeschichte I, S. 159 f. Richter S. 239. Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., V, S. 523, Anm. l. u.

Moded: Hermann M. oder Strycker, einflußreicher calvinistischer Kirchenlehrer, von niederer Herkunft, zu Zwolle um 1525 geboren. Seine erste wissenschaftliche Bildung verdankte er dem Johann Willemß, späteren Schulrector zu Zütphen, dann trat er in den Franciscanerorden ein. Um 1550 aber verließ er sein Kloster, nachdem Luther's und Erasmus' Schriften ihm bekannt geworden waren und hielt sich bis 1556 zu Köln auf, als Student und später als Lehrer am Collegium „Die neue Krone". In Folge seiner Hinneigung zu den Ansichten der Reformatoren verlor er jedoch sein Lehramt und floh nach Wesel und Soest, wo er eine sichere Zufluchtsstätte fand. Als unverträglicher Lutheraner suchte er die Aufnahme der landflüchtigen Anhänger Zwingli's und Calvin's in das herzogliche Gebiet von Cleve zu hindern. Bald nachher trat er als Lehrer an der Universität zu Kopenhagen auf, erhielt aber zugleich mit den anderen deutschen Theologen schon 1559 von König Friedrich II. seinen Abschied. Nun begann er seine langdauernde Fahrt durch die Niederlande zur Ausbreitung der neuen Religionsansichten. Mit großer Verwegenheit und unermüdeter Beharrlichkeit arbeitete er besonders zu Antwerpen und in Flandern, ungeachtet der manchmal drohenden Lebensgefahren und trotz der Gefangenschaft, welcher er bald zu Utrecht, bald zu Zwolle verfiel. Allmählich hatte er sich auch, nachdem er mit Guido de Brez in Verbindung getreten war, dem Calvinismus zugewendet und wußte vermöge seiner begeisterten und leidenschaftlichen Beredsamkeit der Reformation zahllose Anhänger zu gewinnen. Dennoch wagte er es bisher nur heimlich zu predigen. Am 14. Juni 1566 aber trat er bei Oudenarde

zum ersten Male öffentlich auf und setzte nun seine Predigten in den folgenden Wochen zu Gent, Deinse, Brügge, Eeclo und Zevecote unerschrocken fort, bisweilen vor zehntausend Zuhörern. Wiewohl er nicht direct am Bildersturm betheiligt war, welcher zu Antwerpen während seines dortigen Aufenthaltes am 20. Aug. ausbrach, vielmehr ihn zu beschwichtigen suchte, konnte er doch dem Vorwurf nicht entgehen, diese Ausschreitungen durch seine leidenschaftliche Predigt verursacht zu haben, und wenn er auch die Gewaltthätigkeiten mißbilligte, den Erfolg hat er gewiß nicht bedauert! In den folgenden Monaten wirkte er zu Gent, Maſtricht, Haſſelt und in der Umgegend. Besonders war er 1567 die Seele der calvinistischen Partei, welche, als ihr die Gewissensfreiheit vom spanischen Könige entzogen ward, zum bewaffneten Widerstand griff und auch vom Prinzen von Oranien nicht in den Schranken der Ordnung gehalten werden konnte. Darum war M. den Katholischen dermaßen verhaßt, daß Herzog Alba einen hohen Preis auf seine Verhaftung setzte. Er wurde zu Zwolle gefangen, wußte sich aber der schon über ihn verhängten Erdrosselung am 7. Juni durch die Flucht aus dem Kerker zu entziehen. Er entkam nach England, wo er an der Gemeinde zu Norwich als Prediger wirkte. 1568 wohnte er zu Wesel und 1571 zu Emden den dort zur Constituirung der reformirten Kirche gehaltenen Synoden bei und kehrte 1572 nach den Niederlanden zurück. Bis 1576 war er zu Zierikzee als erster Prediger mit der Reformation der zeeländischen Inseln Schouwen, Beveland und Flakkee beschäftigt, hatte dort aber heftige Streitigkeiten mit dem bekannten Jacob Simonß de Ryk, Befehlshaber zu Middelburg, welche vom Prinzen von Oranien nur dadurch beendet wurden, daß er M. als Hofprediger in seine Dienste nahm. Seine Herrschsucht, sein Uebereifer und seine Zudringlichkeit machten ihn am Hofe wenig beliebt, weshalb die Prinzeß Charlotte ihn spottend in „Immoded“ umtaufte. 1578 treffen wir ihn an der Spitze der calvinistischen Partei zu Gent, wo er sich ebenso wie Johann von Hembyze und Petrus Dathenus als leidenschaftlicher Widersacher der von der Genter Pacification beabsichtigten kirchlichen Duldung zeigte und sogar den Prinzen von Oranien des heimlichen Papismus verdächtigte. Nach zwei Jahren trat er jetzt als Prediger zu Utrecht auf. Dort hatten sich schon die Calvinisten oder Consistorialen, wie sie genannt wurden, der freieren Gemeinde des trefflichen Predigers Jacob Duifhuis (Bd. V S. 452) gegenüber erhoben. An ihrer Spitze strebte M. von nun an nach der Auflösung dieser St. Jacobsgemeinde und der Alleinherrschaft des reformirten Lehrbegriffs. Zur Erreichung dieses Zweckes scheute er selbst hinterlistige und unwürdige Mittel nicht, und es gelang ihm endlich auch, mit Hülfe des Grafen Leicester 1586 die Aufhebung dieser Gemeinde durchzusetzen. Aber es galt ihm nun auch den Katholischen die Religionsfreiheit, welcher sie sich vermöge der Utrechter Union erfreuten, wieder zu entreißen. Daher versuchte er die Staaten der Provinz in calvinistischem Geiste zu stimmen, scheiterte aber dabei an dem Widerstande des Statthalters Grafen von Neuenar und Meurs, trotz aller Winkelzüge und unedlen Mittel, deren er sich nicht schämte. Als er aber, nach Leicester's Abreise seine kräftigste Stütze verloren hatte, verleugnete er die Leicester'sche Fraction, welche er bisher nach Kräften gefördert hatte, und schloß sich jetzt den Staatsgesinnten an. Durch diese auffällige Umkehr aber und durch zahlreiche andere niedrige Intriguen, büßte er doch endlich alle Achtung ein. Als daher der Kirchenrath ihn zur Verantwortung rief, wagte er nicht zu erscheinen, sondern verließ heimlich die Stadt. Der ehemalige Kämpfer für Religionsfreiheit war sittlich zu Grunde gegangen, seitdem er sich den Sieg des calvinistischen Dogma's zum Ziel gesteckt hatte. Nach seiner Abreise aus Utrecht verlor er alle Bedeutung für die niederländische Kirche. Die holländischen Staaten übertrugen ihm die Besorgung einiger Geschäfte in der Umgegend

Münsters und Kölns. Durch die Vermittelung des Emdener Kirchenrathes versöhnte er sich mit der Gemeinde zu Utrecht, nachdem er seine Schuld anerkannt hatte. Im Anfange des 17. Jahrhunderts wirkte er in Zeeland und besonders zu Middelburg. 1612 lebte er noch und seine letzten Jahre brachte er muthmaßlich zu Emden zu, wo er auch in hohem Alter gestorben sein soll. Von seiner Hand erschien 1603 zu Middelburg ein „Grondich bericht van de yerste beginselen der wederdoopers secten“, eine äußerst heftige und unduldsame Schrift. Auch verfaßte er 1567 eine „Apologie ofte beantwoordinghe H. Modedts, teghens de calumnien ende valsche beschuldigingen gestroyt tot lasteringhe des H. Evangelies ende synen persoon door de vyanden der christelycker religie“. Dieses selten gewordene Büchlein ist von Dr. Brutel de la Rivière wieder abgedruckt in seiner Dissertation: Herman Moded, Haarl. 1879.

Glasius, Godgel. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb. Eine populäre Lebensskizze von meiner Hand erschien zu Amsterdam 1883.

van Slee.

Model: Georg M. ist der Dichter eines Vater-Unser-Liedes, das sich in den bei Valentin Fuhrmann zu Nürnberg 1569 gedruckten geistlichen Liedern und auch in dem ersten Theil des von Johan Koler auch Nürnberg 1569 herausgegebenen Hausgesangbuches vorfindet und später dann noch mehrfach in Nürnberger Gesangbüchern, z. B. 1575, 1589, abgedruckt ist. Ueber die Person des Dichters scheint bisher nichts ermittelt zu sein.

Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, IV, S. 571 f. Goedeke, Grundriß, 1. Aufl., I, S. 185, Nr. 86.

l. u.

Modius: Franz M., geb. in Audenburg bei Brügge im J. 1556, studirte Griechisch und Lateinisch in Douay und später auf anderen Universitäten Jurisprudenz. Der Krieg vertrieb ihn aus den Niederlanden, so daß er sich nach Köln zurückzog. Auf der Rückkehr wurde er in Mecheln von den Spaniern mit eingeschlossen, und verlor sein Vermögen. Hierdurch schon verdüstert brachte ihn ein Hundebiß vollends zur Verzweiflung, aus der ihn ein Brief von Lipsius gerissen haben soll. Er starb als Canonicus in Aire, nicht weit von St. Omer in Artois im J. 1597. Von seinen antiquarischen, kritischen und juristischen Schriften werden heute wohl nur die „Lectiones novantiquae“ in der Geschichte der Wissenschaften genannt.

Jöcher. Rotermund zu Jöcher.

Eyssenhardt.

Modoaldus der Heilige, Bischof von Trier, gewöhnlich (Görz, Reg. d. Erzb. XIII) 622—640 gesetzt. Er soll (Annal. Laubiens. MG. SS. IV, 11) ein Bruder Itta's, der Mutter der h. Gertrud und Gemahlin des 639 gestorbenen älteren Pippin (von Landen) gewesen sein, welche Angabe aber wenig glaubwürdig ist (Bonnell, Anf. d. karol. Hauses S. 68 u. Noten). Die Bischofskataloge setzen ihn zwischen Sabaudus und Numerian; Friedrich (KG. Deutschl. II, 196) läßt ihn auf den 626 auf dem Concil zu Clichy genannten Anastasius folgen, dessen Triersches Bisthum mir indessen stets sehr problematisch ist. Nach der Vita s. Germani wurde der aus „senatorischem Geschlecht“ stammende, in Trier geborene hl. Germanus M. zur Erziehung anvertraut und kam von diesem zu Bischof Arnulf von Metz, welcher sich bereits von seinem Amte zurückgezogen hatte, was 627 geschah (Bonnell a. a. O. S. 98). Arnulf starb 641. Daraus läßt sich einigermaßen eine Chronologie von Modoaldus' Episcopat herstellen. Die Nachrichten über ihn in den um 1000 compilirten Annalen von Lobbes wie seine Biographie, welche Abt Stephan von Lüttich 1107 bei Gelegenheit der Translation seiner Gebeine von Trier nach dem Kloster Helmershausen im Paderbornschen schrieb, sind werthlos (s. Act. St. Mai III, 51); ebenso die Angaben der Gesta Treviror., nach deren ältester Recension er unter K. Dagobert

das Bisthum Trier erhielt, vom König namhaft beschenkt wurde und selber das Stift zu Horreum (in Trier, Oehren), wo Irmina und Modesta, Töchter Dagoberts Aebtissinnen waren, und das Frauenkloster in Pfalzel bei Trier, wo Basilissa Aebtissin wurde, gestiftet, weiter die St. Martinskirche im Maifeld und die St. Symphoriankirche in Trier gebaut hat. Nach derselben Quelle wäre M. bald nach dem Tode seiner Schwester Severa gestorben und in St. Symphorian begraben worden. Die jüngeren Recensionen der Gesten nennen als zweite Vorsteherin des Klosters ad Horreum die Modesta, eine Schwestertochter Modoald's, und als erste Aebtissin von Pfalzel die h. Adela; sie lassen dann M. und Severa 656 sterben (ed. Wyttenb. I, 65—70). Ueber die hl. Severa, Aebtissin von St. Symphorian s. Acta SS. Jul. V. 79. Modoaldus' Name kommt in einer Reihe von merovingischen Königsurkunden, wie in derjenigen Dagoberts vom 1. Mai 622, der desselben Königs vom 29. Juli 623, vom 11. Novbr. desselben Jahres u. s. f. vor; leider sind das alles bekannte grobe Fälschungen, vgl. Görz, Mittelrh. Regesten I, 20 ff. Ein erstes und fast einziges unverdächtiges Zeugniß muß in der Unterschrift Modoald's auf dem Concil zu Rheims 625 erblickt werden, wo auch die Bischöfe Cunibert von Köln und Lupoald von Mainz vorkommen; Friedrich erklärt diese Unterschrift zu Gunsten seines 626, Sept. 27 ebenfalls in Clichy unterschreibenden Anastasius („ex civitate Treveris Anastasius episc.") als Irrthum. Man sieht nicht, weshalb Anastasius mehr Recht als M. haben soll. Modoaldus' Todesjahr erscheint im Tr. Kalender auf den 12. Mai, wo er als Heiliger verehrt wird.

Vgl. Brower, Ann. I, 341—355. Masen, Epit. 158—169 (beide setzen das Episcopat 626—656); Hontheim (für 622—640) Hist. Trev. I. Rettberg I, 466. Friedrich II, 196. Schmitt, Paulinuskirche 89 f., 449 f. Marx I, 85, II, 379. Leonardy S. 364. Görz, Mittelrh. Reg. I, 25.

Kraus.

Mögling: Christian Ludwig M., geb. den 12. Juli 1715 zu Tübingen, studirte daselbst Naturwissenschaften und Medicin. Nach seiner Promotion trat er zu seiner weiteren Ausbildung eine Reise durch Deutschland, Holland, Frankreich und Italien an. In Paris blieb er ein Jahr, um die dortigen Sammlungen zu benutzen und neben anderen auch die Vorlesungen von Jussieu über Botanik zu hören. 1738 kehrte M. von seiner Reise zurück, ließ sich in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder und hielt zugleich Vorlesungen an der Universität. 1741 wurde er zum Physikus erwählt, 1746 zum außerordentlichen und 1752 zum ordentlichen Professor ernannt. M. starb am 22. Juni 1762 im 47. Lebensjahre. Sein bedeutendstes Werk ist: „Tentamina semiotica", Partes IV, 1747—49. Außerdem sind noch verschiedene naturwissenschaftliche Abhandlungen in den Schriften der Akademien zu Lyon und Bologna zu erwähnen.

W. Heß.

Mögling: Dr. Hermann Friedrich M., einer der bedeutendsten Missionare in Ostindien, welche von Basel ausgingen, ist in dem schwäbischen Städtchen Brackenheim den 29. Mai 1811 geboren und den 10. Mai 1881 in Eßlingen gestorben. Sein Vater Friedrich M. war ein tüchtiger Schulmann und an mehreren Orten Präceptor, bis er späterhin Pfarrer wurde. Seine Mutter Friederike Romig war eine sehr ernste Frau, die frühe in das Herz des Knaben köstliche Sprüche legte und mit ihm betete. Schon nach drei Jahren starb sie, ihr Bild blieb dem Sohne unauslöschlich. Der Vater trat mit der Schwester der Verstorbenen in die Ehe. Schon frühe zeigte der Knabe eine reiche Begabung. Bei einer Visitation des Oehringer Lyceums im J. 1823, wo sein Vater Lehrer war, dictirte der Visitator ein deutsches Thema, der Knabe überreichte es lateinisch ohne Fehler gleich nach dem Dictat, so daß der Visitator erstaunt dem Vater

gratulirte. In Blaubeuren bereitete er sich auf die Universität vor, die griechischen und römischen Dichter nahmen ihn so hin, daß er, wie er selbst sagt, den eigentlichen Zweck des Lernens und die Bibel fast ganz vergaß. Mit 18 Jahren trat er in das Stift in Tübingen. „Im Ruf eines guten Kopfes, mit dem Namen eines gutmüthigen Menschen von guten Sitten, innerlich aber von Grund aus verkehrt, kam ich auf die Universität", sagt er. Er blieb fünf Jahre daselbst. Was er dort gesucht, das möge sein Lebenslauf, den er späterhin bei seiner Einsegnung zum Missionsdienste in der Tübinger Stiftskirche vorgetragen hat, erzählen: er habe nur soweit Theologie studirt, als ihm durch die Seminarordnung „abgenöthigt" worden sei, im Uebrigen sei er seinen künstlerischen, schöngeistigen Gelüsten gefolgt und habe ein leichtsinniges Leben geführt, durch das er jeden Ernsteren geärgert habe. Daneben galt er bei seinen Studiengenossen für einen gutmüthigen, liebenswürdigen Menschen, für einen heiteren, sprudelnden Geist. Er war den Meisten in seiner geistigen und leiblichen Entwickelung voraus. Als sein Vater, welcher Professor in Tübingen geworden, um seine Söhne besser beaufsichtigen zu können, die Pfarrei Mössingen erhalten hatte, ließen sich seine zwei Studenten noch mehr als bisher gehen. Der Vater hatte sein Herz selber dem Evangelium erschlossen und als eine gedruckte Predigt von ihm die Wahrheit bekannte, frug man: Ist Mögling auch unter den Pietisten? Aus einem Briefe, welchen der Studiosus im Anfange des Jahres 1832 schrieb, schien hervorzugehen, daß er sich bekehren wolle; es waren aber nur flüchtige Rührungen. Als er im Herbste 1834 seinem Vater als Gehülfe beigegeben war, fühlte er sich, wie er selber sagt, „fleischlich gesinnt, ungläubig, obgleich gegen die Abgeschmacktheiten fremden Unglaubens ergrimmt." Die Offenbarungen des göttlichen Geistes hielt er „für eine mißverstandene Offenbarung des menschlichen Geistes und das Wort vom Kreuz für eine kräftige, aus menschlichem Bedürfniß erwachsene Fabel". Als er aber anfing, mit den Gemeindegliedern, namentlich mit den Pietisten des Orts sich einzulassen, da kam ein anderer Geist über ihn. Gerade durch Berührung mit ihnen gelangte er zu der Erfahrung, daß Gottes „Wort alten und neuen Testamentes wirklich Wahrheit und Kraft sei". Jetzt wurde „in seinen Augen Jesus Christus, den er so lange verkannt, so lange verschmäht hatte, ihm immer größer, herrlicher, anbetungswürdiger". Er fühlte einen unwiderstehlichen Zug in sich, „dem letzten Befehl dieses Herrn, seinen Namen den Heiden zu verkündigen, gehorsam zu sein". Alles war erstaunt über die ungewöhnliche Bekehrung Mögling's. Oehler, der bekannte Professor des Hebräischen, welcher damals Lehrer am Basler Missionshause war, meinte, M. spaße, als er im April 1835 in Basel sich persönlich zum Missionsdienste meldete. Hier schrieb M. seinen Lebenslauf, und es währte nicht lange, daß der Mössinger Vicar auf Probe ins Missionshaus berufen wurde. Im Juni traf er ein, Zögling und Lehrer zugleich. Wie wohl fühlte er sich in diesem Kreise, obwohl er viel zu lernen und zu verlernen hatte. Schon im Herbst des folgenden Jahres wurde er mit drei anderen Zöglingen nach Indien geschickt, es war die zweite Sendung von Missionaren, welche in Indien das Evangelium zu verkündigen hatten. Wie wichtig ihm sein Beruf war, das soll er uns selber sagen: „Mehr als ein Königreich, mehr als die ganze Welt ist mir meine Berufung zu des Herrn Dienst. Was soll ich Ihm geben? Er nehme mich an als ein Opfer zur Ehre Seines Namens!" Ueber England, wo M. sich mit seinen Begleitern die englische Sprache angeeignet hatte, kam er am 6. Decbr. 1836 in Mangalur an, wo Hebich mit Freuden die Mitarbeiter begrüßte. In Kanara, wie das Land heißt, wurde M. die Arbeit angewiesen. Doch beschlossen die Missionare, weil tüchtige Verstärkung eingetroffen war, ein neues Arbeitsfeld in Südmahratta zu gründen. Sie wählten dazu die Hauptstadt des Landes,

nämlich Dharwar, und M. war es, welcher hier seine erste Thätigkeit fand, freilich in Gemeinschaft mit Hebich. M. hatte sich vorgenommen, ganz wie die Hindus, mit Reis, Kari und Wasser sich zu begnügen und lehnte die europäische Lebensweise ab. Er begann gleich das Kanaresische und machte rasche Fortschritte, da er schon Morgens vor 3 Uhr aufstand und unausgesetzt bis zum Abend arbeitete. Gerade in Südmahratta hatte er Gelegenheit, die kanaresische Sprache in ihrer Reinheit kennen zu lernen. Er eignete sich diese Sprache mit solchem Erfolge an, daß er ein anerkannter Meister darin geworden ist. Bereits waren englische Freunde in Dharwar für die Mission thätig und hatten eine schöne Kirche gebaut. M. hatte in seiner Persönlichkeit etwas Gewinnendes, so daß der Oberbeamte Baber öfters von ihm sagte: „Das ist ein Mann nach meinem Herzen.“ M. nahm sich der Engländer besonders an. Auf Verlangen der strebsamen Jugend eröffnete er schon im September eine Schule, und wie fröhlich arbeitete er unter 30 jungen Schülern. Bald ersuchte ihn die Regierung, die Aufsicht über die öffentlichen Schulen zu übernehmen. So kam er auch nach der größten Stadt des Ländchens, nach Husli, um die dortigen Schulen zu examiniren. Auch war er an einem Hausbau, wozu die Regierung Boden und Bauholz schenkte, beschäftigt. Das Haus war nicht groß, aber bequem und prächtig gelegen. Bald mußte er auch die Erfahrung machen, „daß man nicht alles kann, was man will“. In den ersten Jahren leistete sein gesunder Körper viel, und er führte Fußreisen aus, die ihm wohl kein Missionar nachmachen kann. Aber die Lebensweise der Hindus, die er eingeführt hatte, that auf die Länge nicht gut. Dr. Häberlin brachte ihn von dieser Uebertreibung ab. Noch in Dharwar litt er am Fieber und konnte es fast nicht los werden. Kaum hat er sich aber ein wenig erholt, so ist er schon wieder in voller Thätigkeit. Wir finden ihn im Bazar, wie er Leute um sich sammelt und ihnen das Wort Gottes verkündigt, und alsdann Tractate vertheilt. Doch nicht zu lange sollte er im Oberlande bleiben, schon im J. 1838 wurde er nach Mangalur, der Hauptstation des Basler Werkes, berufen. Bis 1852 gehörte Mangalur die Vollkraft seines Wirkens. Es sind hauptsächlich drei Thätigkeiten, welche der ausgezeichnete Mann mit ganzer Hingebung entwickelte. Seine sprachlichen Arbeiten waren bedeutend. Er hatte einen ächten Edelmann von fürstlichen Gedanken, wie M. ihn bezeichnet, Casamajor, gewonnen, noch in seinen alten Tagen das Kanaresische zu erlernen. Ueber dem Lernen kam dem Manne der Wunsch, das Beste aus der kanaresischen Litteratur zu besitzen. Nach einer solchen Fundgrube hatte M. schon längst getrachtet. „Welche Lust, die Ruinen der kanaresischen Gedankenvorwelt zu durchsuchen und den Körper der Sprache aus seinem staubigen, rußigen, schmutzigen Grab von Palmblättern und Papierfetzen zu Tage zu fördern!“ ruft er aus. Er nannte das Werk Bibliotheca carnatica, das nach und nach zu 6 Bänden angeschwollen ist. Von überall her kaufte oder entlehnte man Handschriften, sichtete und verglich sie und ermittelte den Urtext, was für das Studium der Geschichte, Religion und Landessitte werthvoll war, alles unter Leitung des gelehrten Missionars. 200 Exemplare genügten für die Missionare und gelehrten Gesellschaften. Die Auslagen bestritt der mit Mitteln reich gesegnete Alte vom Berge. Nach Casamajor's Tod übernahm der bekannte Staatsmann und Alterthumsforscher Sir Walter Elliot, Mitglied der Madrasregierung, das Protectorat des Unternehmens und unterstützte es mit großer Freigebigkeit. Speciell für die Mission war M. nebst Weigle hervorragend an der kanaresischen Bibelübersetzung, sowie an der Herstellung der kanaresischen Liturgie und der übrigen christlichen Litteratur betheiligt. Ein weiterer Zweig seiner Thätigkeit, welcher er sich mit besonderem Eifer hingab, war die Schule und Erziehung.

Die englische Schule in Mangalur war darauf berechnet, die jungen Leute aus höheren Kasten unter den Einfluß des Evangeliums zu bringen. M. und Weigle gewannen durch tüchtige Bildung einen tiefen Einfluß auf die Jünglinge, und es war ihnen keine kleine Genugthuung, am 6. Januar 1844 drei Brahmanenjünglinge als die Erstlinge aus ihrer Kaste durch die Taufe in die evangelische Kirche aufzunehmen. Darunter war unserm M. besonders Anandrajo Kaundinja sehr lieb, er erhielt den Taufnamen Hermann, M. nennt ihn seinen geliebten Sohn. Er wurde in Basel zum Missionar herangebildet nnd arbeitete als solcher mit Erfolg in seiner Heimath. Während M. sich über solchen Sieg des Evangeliums außerordentlich freute, so daß er schrieb: „Wir haben eine Festzeit gehabt, wie noch nie und vielleicht nie wieder“, wütheten Heiden und Muhammedaner und versuchten alles, die Jünglinge zum Abfalle zu bringen, aber vergeblich. Die Schule verlor viele Schüler, hob sich aber späterhin wieder; die Katechistenschule oder das eigentliche Predigerseminar besaß an M. einen geistvollen und tüchtigen Leiter. Die Zöglinge hingen mit großer Achtung und Liebe an ihm, und sind die meisten recht tüchtige Reiseprediger geworden. Drei ordinirte Prediger, Furtado, Fernandez und Aaron sind seine Schüler. Vielleicht beförderte er zu sehr das „Europäisiren“ der Eingeborenen. Als Prediger des Evangeliums unter den Heiden und Christen war M. unermüdlich. Die große Vielseitigkeit, die Frische und Lebendigkeit seines Geistes, seine ausgebreitete Sprachkenntniß machten tiefen Eindruck. Mochten es englische Pflanzer oder indische Brahmanen oder niedere Kastenleute sein, für alle hatte er treffende Worte. Waren die Leute durch Hebich's gewaltige Bußpredigten erweckt worden, so bekannten sie nachher mit aufrichtigem Danke, daß sie durch Mögling's tiefe gedankenvolle Schriftauslegung weiter gefördert worden seien. Im J. 1843 machte er mit fünf Jünglingen der ersten Classe seine erste größere Reise, an welche sich späterhin noch andere anschlossen. Da zeigte er seine Gabe, auf alle mögliche Leute gesegnet zu wirken. Schon seit Jahren erfüllte ihn der Gedanke: Willst du eine Seele gewinnen, so setze deine Seele ein. Alle seine Leibes- und Seelenkräfte hatte er eingesetzt, aber die Folge war, daß er todesmatt Erholung suchen mußte. Er reiste mit zwei Jünglingen auf die Nilagiri; dort fand er einen geschickten Arzt und treue Pflege, so daß er schon wieder an die Rückkehr an die heiße Küste dachte. Ein wahrer Geschäftsschwall wartete auf ihn, und unter peinlicher Arbeit kehrten allerhand Leiden zurück, so daß er sich doch endlich entscheiden mußte, nach Europa zur Erholung zu reisen. Am 30. Nov. 1845 reiste er mit mehreren, darunter sein Kaundinja, von Mangalur ab und kam zu seinem Vater, der inzwischen Pfarrer in Aldingen geworden war und eine zahlreiche Familie hatte. Im Vaterhause wurde ihm bald wohler, wenigstens war die Krankheit vergessen, wenn M. nur nicht so vielfach in Anspruch genommen worden wäre. Auf 26 Missionsfesten mußte er reden, auch nach England ging er mit Inspector Hoffmann und Dr. Barth zur Gründung der evangelischen Allianz. Auch hier und sonst gab es genug zu thun. Daß der sieben Monate dauernde Aufenthalt in Europa keine volle Genesung herbeiführen konnte, wußte M. recht gut, ohne es zu sagen. Am 27. October wurde die Rückkehr mit einer großen Reisegesellschaft von Missionaren angetreten, M. als ihr Reisemarschall. Von ihm veranlaßt wurde eine Mission auf der Nilagiri gegründet und in Katteru das Werk durch den mitgebrachten Bühler begonnen. M. kehrte an die Küste zurück, wo ihn gesteigerte Arbeit erwartete. Namentlich beschäftigte ihn das Schulwesen sehr, die Katechistenschule leitete er, sowie er auch den Engländern am Sonntage predigte. Auch gab es öfters Sitzungen, die kanaresische Bibelübersetzung zu revidiren. Leider kürzte er seine Schlafzeit immer mehr ab, mit drei, höchstens vier Stunden Ruhe glaubte er auskommen

zu können, aber im Mai 1850 brach seine Kraft zusammen. Heftiges Fieber warf ihn aufs Lager, der Arzt befürchtete einen Schlag und ordnete so starke Mittel an, daß man sich wundern muß über die Kraft des Kranken, solche Mittel ertragen zu können. Er fing wieder seine alte Thätigkeit an, und predigte am Sonntag ein= und zwei Mal ohne bedeutende Anstrengung, auch ging er wieder drei Monate lang zu einer Revisionssitzung auf die Nilagiri. Doch seine Schule lag ihm am Herzen. Es war ihm eine große Aufgabe, biblische Prediger zu ziehen, er that es mit ganzer Angelegenheit für sein eigenes Herz. Als er den Colosserbrief erklärte, sagte er ganz begeistert davon: „Ich möchte manchmal jauchzen über die Sprache des h. Geistes". In wirklich demüthiger Weise spricht er von seinen Leistungen und weist die unvernünftigen und ungerechten Forderungen an die Missionare entschieden ab, indem er erklärt: „Wir Missionare sind ganz die gleichen Leute wie unsere Brüder in der Heimath". Im October des Jahres 1852 tritt ein Wendepunkt in der Missionsarbeit des thätigen Mannes ein. Ein Büßer Someja kam aus dem bergigen Kurgland nach Mangalur. Statt daß der abgearbeitete Mann zur Erholung nach Europa reiste, entschloß er sich, im Kurgland eine neue Mission zu beginnen. Ohne Unterstützung von Basel und ohne Verbindung mit seinem bisherigen Comité, blos von englischen Freunden unterstützt, führte er das Werk sechs Jahre lang, bis im Jahr 1858 die Basler Missionsgesellschaft dieses Privatunternehmen zu dem ihrigen machte. Es sind schöne Hoffnungen an dieses Werk geknüpft worden, aber es hat auch nicht an bitteren Enttäuschungen gefehlt. Die Kurgs, die Herren des Landes, stehen der Christianisirung noch ferne, aus den niederen Klassen sammelte M. eine Gemeinde. Er hat mit Weitbrecht ein Buch darüber herausgegeben: „Das Kurgland und die evangelische Mission in Kurg", eine lesenswerthe Schrift. 24 Jahre hatte M. in Indien gewirkt, und zwar nicht vergeblich, das Evangelium erschallte nunmehr in drei früher ganz unberührten Landestheilen Indiens. Er war ein Bahnbrecher der Basler Mission, aber im December 1860 sah er sich genöthigt, mit geknickter Kraft sich nach Europa zurückzuziehen, nachdem seine Thätigkeit durch zwei Europareisen unterbrochen worden war. Schon früher hatte er sich entschlossen, mit Pauline, der Wittwe seines lieben Gottfried Weigle in den Ehestand zu treten. Sie war ihm eine theure Gehilfin. Sie begleitete ihn überall auf seinen Missionswanderungen, aber auch ihre Kraft war gebrochen, sie mußte sich entschließen, ohne ihren Mann mit ihren und anderen Kindern in Europa Erholung zu suchen. Jetzt mußte er auch Indien verlassen und traf im Januar 1861 seine Frau in Reutlingen, sie war eine nach der Ewigkeit rasch dahineilende Pilgerin. Als ihr Mann bei wiedergewonnener Kraft von dem Comité als Missionsprediger nach Frankfurt a. M. beordert wurde, kam auch Pauline nach, aber abgemagert und durchsichtig, und bald lag sie auf dem Sterbebette: es ging ihm sehr nahe. Auf seinen Wunsch entließ ihn das Comité aus seinem Dienste, doch kaum fühlte er sich wieder etwas wohl, so wollte er auch arbeiten. In seiner originellen Weise schrieb er damals: „Ich bin einmal ein Hollundermarkmännlein, sobald ich wieder gerade dastehe, heißt's: Nach Indien!" Nach Indien gings freilich nicht mehr, aber als Pfarrer nach dem Dorfe Untergruppenbach bei Heilbronn. In Frankfurt trat er noch in die Ehe mit Bertha Schmidt am 1. Mai 1863, sie gebar ihm zwei Kinder. Er arbeitete 7 Jahre in dieser Pfarrei. „Ich kann nicht genug danken, daß ich es so gut habe, ich unnützer Knecht", sagt er einmal. Bei zunehmender Müdigkeit und Schlaflosigkeit gab er sein Pfarramt auf und zog 1869 als Privatmann nach Eßlingen. Hier arbeitete er an der Fortsetzung der kanaresischen Bibelerklärung, doch brachte er sie nicht zu Ende, er kam bis zum 27. Kapitel der Sprüche, und zwar bis zu dem Verse:

„Rühme dich nicht des morgenden Tages, denn du weißt nicht, was heute sich begeben mag.“ Wo er noch konnte, diente er der Mission. Er blieb frisch und rüstig bis zum Frühling 1881, da ergriff ihn eine schwere Lungenentzündung, die ihn wie im Sturme hinwegnahm. Als ihn ein Freund nach seinem Ergehen fragte, sagte er mit dem Ausdrucke ringend: „Ich bin eben jetzt auf der Wage und da stellt sich freilich ein Deficit heraus“. „Ja“, erwiederte dieser Freund, „aber dieses Deficit deckt Jesus“. Ein Freudenstrahl flog über sein Angesicht, und er sagte: „Ja, der kann's“. Am 10. Mai 1881 hatte er vollendet. Solcher Missionsmänner sollte es noch viele geben.

Näheres: Heidenbote, Juli 1881, und: Hermann Mögling, ein Missionsleben in der Mitte des Jahrhunderts von Dr. H. Gundert, Calw 1882.

Ledderhose.

Mögling: Theodor M., geboren den 2. Decbr. 1814 zu Brackenheim, † am 17. April 1867 zu Göppingen, war der Sohn eines Präceptors (Lehrers der Lateinschule) in Brackenheim, welcher später Rector des Lyceums in Oehringen, Professor am Lyceum in Tübingen und nach damaliger schwäbischer Sitte zuletzt Landpfarrer wurde. Der junge M. studirte vom Herbst 1831 an Medicin in Tübingen und trat der dortigen Burschenschaft bei. Im J. 1833 wegen eines Studentenauflaufs, dem man einen politischen Charakter beilegte, verhaftet, wurde er nach mehrmonatlicher Untersuchungshaft gegen Caution entlassen, aber von dem Aufenthalt in Tübingen ausgeschlossen und durch das Verbot, das Land zu verlassen, am Besuch einer auswärtigen Universität verhindert. Er wandte sich nun der Landwirthschaft zu und bezog im J. 1836 die Akademie zu Hohenheim. Zu Anfang des Jahres 1837 wurde er wegen der Tübinger Sache zu 9 Monaten Festungshaft verurtheilt. Nachdem er dieselbe auf Hohenasperg erstanden, machte er mit Unterstützung der württembergischen Regierung eine Reise nach Frankreich, um sich mit der Seidenraupenzucht bekannt zu machen, für deren Einführung in Württemberg damals mehrfache Versuche gemacht wurden. Nach seiner Zurückkunft leitete er zuerst in Rottenburg a. N. eine Seidenraupenzucht, welche der dortige Oberamtsrichter Gmelin in einer Strafanstalt eingerichtet hatte, unter dessen Oberaufsicht, vertrug sich aber nicht lange mit demselben. Im J. 1840 wurde er provisorisch in Hohenheim angestellt, um dort — später mit dem Titel Oekonomierath — eine ähnliche Anstalt zu gründen, Vorlesungen über Seidenraupenzucht zu halten und den Seidenzüchtern des Landes auf Verlangen mit Rath und That an die Hand zu gehen. Die eifrige Hingabe an diesen Zweig der Landwirthschaft, für dessen Pflege sich übrigens gar bald das Klima Süddeutschlands doch nicht als geeignet erwies, trug ihm den Namen „Seidehannes“ ein. Er beschäftigte sich daneben auch mit landwirthschaftlicher Schriftstellerei, und als im Jahre 1847 Robert Mohl nach Heidelberg berufen wurde, ließ er sich durch den von diesem bis dahin vertretenen Bezirk Tuttlingen in die württembergische Kammer wählen. Als diese im Januar 1848 zusammentrat, schloß sich M. einer halbliberalen Mittelpartei an. Da er damals in Stuttgart seinen Umgang meist in Adels- und Offizierskreisen suchte, wirkte es um so überraschender, daß er nach Ausbruch der Märzbewegung sich sozusagen über Nacht in einen rothen Republikaner verwandelte. Ein Rest von Bitterkeit aus dem Demagogenprocesse und eine von seinem Vater einst unterdrückte Neigung zum Soldatenstande, welche jetzt in revolutionären Thatendurst umschlug, mögen als Ursachen dieser jähen Wandlung anzusehen sein. Er schloß sich beim Frankfurter Vorparlamente gleich der republikanischen Actionspartei unter Friedrich Hecker an, nicht ohne damals und noch später dem gänzlich ungegründeten Verdachte zu verfallen, daß er nur ein Agent provocateur sei. Eine Wiederwahl in die aufgelöste württembergische Kammer lehnte er ab. Als Hecker im April

1848 im badischen Oberlande die Fahne der Republik erhob, fand sich M., seinem Frankfurter Versprechen getreu, sofort bei ihm ein und übernahm das Commando über eine kleine Arbeiterschaar aus Constanz. Bei dem blutigen Zusammenstoß, welcher am 20. April auf der Scheidegg bei Kandern zwischen den von dem General Friedrich von Gagern (vgl. VIII, S. 301 ff.) befehligten badischen und hessischen Truppen und den von Hecker geführten Freischaaren stattfand, bildete die Abtheilung Mögling's den rechten Flügel. Aus dem Gewirre der verschiedenen Erzählungen über dieses Gefecht (vgl. v. Gagern, Leben des Generals Friedrich von G., Bd. 2, S. 835 ff.) geht wenigstens soviel hervor, daß M. mit seinen Schützen am längsten Stand hielt. Den Tod des Generals von Gagern, welcher gleich beim Beginn des Gefechtes durch Schüsse aus der Umgebung Mögling's erfolgte, hat dieser vor dem Standgerichte und in seiner Autobiographie auf seine Verantwortung genommen. Am anderen Tage befreite M. auf unblutige Weise durch eine Kriegslist den in dem Städtchen Säckingen am Abend zuvor gefangen gesetzten Dr. Struve aus den Händen einer württembergischen Reiterschwadron. Nachdem er auch noch den vergeblichen Zug Sigel's nach Freiburg mitgemacht, rettete er sich in die Schweiz. Die im September 1848 von Struve unternommene republikanische Erhebung in Lörrach rief ihn wieder nach Baden herüber. Er führte mit Doll zusammen eine Schaar durch das Wiese-Thal nach Todtnau, mußte aber nach Struve's Niederlage bei Staufen umkehren und ins Elsaß flüchten, von wo er später wieder in die Schweiz ging. Als im Mai 1849 die Revolution in ganz Baden, angeblich zur Durchführung der Reichsverfassung, ausbrach, ging M., in der Hoffnung, daß die Bewegung bald eine offen republikanische sein würde, nach Karlsruhe und erhielt von dem Kriegsminister der provisorischen Regierung, Eichfeldt, sowie von dem Obercommandanten Sigel und dem ihn später ersetzenden Mieroslawski ohne bestimmtes Commando als Lieutenant und später als Hauptmann des Generalstabes verschiedene Verwendungen. Am 13. Juni commandirte er bei Schrießheim den rechten Flügel der Badener gegen die Reichstruppen unter General von Peucker und nahm am Abend dieses Tages das von dem tapferen mecklenburgischen Oberst von Witzleben des Nachmittags eroberte Städtchen Ladenburg wieder ein, „mit ebensoviel Muth als Einsicht“, wie Mieroslawski (Berichte über den Feldzug in Baden, S. 9) sagt. In dem Gefechte, welches Mieroslawki am 20. Juni bei Waghäusel den Preußen lieferte, erhielt M., von diesem an die Spitze einer Sturmkolonne gestellt, im siegreichen Vordringen bis Waghäusel aus einem Dachladen der Zuckerfabrik eine Spitzkugel zugesendet, welche ihm den linken Schenkelknochen zerschmetterte. Nach Heidelberg gebracht und von dem Geheimenrath Chelius glücklich behandelt, fiel er im Spitale in preußische Gefangenschaft. Am 20. Juni 1850 wurde er in Mannheim von dem Standgericht unter Freisprechung von der Anklage auf Hochverrath „wegen ausgezeichneter Theilnahme am Kampfe“ zum Tode durch Erschießen verurtheilt. Jedoch sein mannhaftes und ehrliches Auftreten, sein leidender Zustand und verschiedene Zeugnisse, daß er die Gefangenen mit Humanität behandelt habe, hatten ihm bei seinen Richtern soviel Theilnahme erworben, daß er „wegen seiner körperlichen Zustände“ dringend zur Begnadigung empfohlen wurde. Der Vorsitzende des Kriegsgerichts, der preußische Major von Baszkow, reiste selbst nach Karlsruhe, um dieselbe zu befürworten; auch König Wilhelm von Württemberg, welcher ein lebhaftes Interesse für M. hegte und ihm dieß noch später während der ganzen Strafzeit bethätigte, ließ sich, von Mögling's Vater darum gebeten, am badischen Hofe für ihn verwenden. Zu 10 Jahren Zuchthaus begnadigt, wählte M. Einzelhaft, was eine Umrechnung in 6 Jahre und 8 Monate ergab; er verbrachte diese Zeit, wiederholte Aufforderungen, um Gnade zu bitten, zurückweisend, im Zellengefängniß zu

Bruchsal. Im J. 1856 freigelassen und durch König Wilhelm vor einem ihm drohenden württembergischen Hochverrathsprocesse bewahrt, ging M., da ihm seine Stellung in Hohenheim schon im Mai 1848 gekündigt worden war, in die Schweiz. Dort wurde er von schweizerischen und deutschen Freunden in geschäftlichen Unternehmungen, z. B. eine Zeit lang bei dem Bau eines Tunnels und Torfwerkes am Bieler See verwendet. Er hörte aber nicht auf, militärische Werke zu studiren, um sich für die von ihm und seinen politischen Freunden zuversichtlich erhoffte neue deutsche Revolution vorzubereiten, in welcher er eine hervorragende militärische Rolle zu spielen gedachte. Im J. 1859 hielt er sich auch als Kriegsberichterstatter schweizerischer und deutscher Blätter eine Zeit lang im Hauptquartier Garibaldi's in Italien auf. Doch konnte er keine gesicherte Existenz in der Schweiz finden und kehrte deshalb wieder nach Württemberg zurück. Er erwarb ein kleines Bauerngütchen, den Trailhof, auf der rauhen Höhe des Murrhardter Waldes und gründete spät noch einen eigenen Hausstand, mußte aber wegen unzulänglicher Mittel selbst schwere Feldarbeit verrichten. Bei dieser traf ihn im J. 1865 an einem heißen Sommertage ein erster Schlaganfall, der Vorbote eines Gehirnleidens, das ihn im J. 1867 in die Heilanstalt Göppingen führte. Dort starb er bald darauf in völliger Umnachtung.

Vgl. Briefe an s. Freunde v. Th. Mögling, Soloth. 1858; von Georgii-Georgenau, Biogr. Blätter aus u. über Schwaben, S. 561 ff.; Der Beobachter, Jahrg. 1867, Nr. 94 ff.; Fr. Lichterfeld, Th. Mögling vor dem Standgerichte, Mannheim 1849; Corvin, A. d. Leben e. Volkskämpfers, Bd. III S. 146 u. ö.
Wintterlin.

Mohl: Benjamin Ferdinand v. M., württembergischer Staatsmann, geb. in Stuttgart am 4. Januar 1766, † daselbst am 5. August 1845. Sein mütterlicher Großvater war Johann Jakob Moser, ein Oheim Friedrich Karl v. Moser, mit welchem er auch bis zu dessen Tode enge verbunden war. M. erhielt seine wissenschaftliche Bildung in der Karlsakademie in Stuttgart, in welcher er auch 1787 den Doctorgrad der Rechte erwarb. Ein weiterer zweijähriger Aufenthalt in Wetzlar, Regensburg und Wien diente zur genaueren Kenntniß und Uebung in reichsgeschäftlichen Dingen, wurde aber auch vielfach zu litterarischer Thätigkeit über praktische Zeitfragen angewendet. Der noch nicht 23jährige junge Mann wurde von Herzog Karl zum außerordentlichen Professor der Rechtswissenschaft an der Akademie ernannt und trat nun auch mit größeren wissenschaftlichen Arbeiten als Schriftsteller auf, von welchen zwei, nämlich eine „Vergleichung der beiden höchsten Reichsgerichte“ und die „Gerichtsbarkeit des Reichskammergerichts“ noch jetzt ihren Werth haben. Schon nach wenigen Jahren jedoch hörte mit Aufhebung der Karlsakademie die wissenschaftliche Thätigkeit Mohl's auf und er trat als Regierungsrath in den praktischen Staatsdienst. Eine Zeit lang schien diese Laufbahn sehr glänzend zu werden, da Herzog, später König Friedrich M. zu den schwierigsten und geheimsten Geschäften in einer nach Außen und nach Innen sehr unruhigen Zeit verwendete; allein als derselbe einen von ihm als gesetz- und rechtswidrig betrachteten Befehl in einer politischen Untersuchung zu vollziehen verweigerte, fiel er in Ungnade, welche während der ganzen Regierungszeit König Friedrichs andauerte. M. wurde zwar im J. 1811 zum Staatsrathe ernannt, erhielt aber doch immer nur die Leitung nebensächlicher Geschäftsabtheilungen. Erst unter König Wilhelm wurde er wieder hervorgezogen, im J. 1818 zum Regierungspräsidenten des Jaxtkreises, 1830 zum vorsorglichen Minister des Innern, 1831 zum Präsidenten des Oberconsistoriums ernannt, welch' letztere Stelle er bis zu seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienste im J. 1843 bekleidete. In allen diesen Aemtern war M. ein anerkanntes Muster von Pflichttreue, unbeugsamer Ehrenhaftigkeit und vortrefflicher formeller

Geschäftsleitung. Die hauptsächlichste und vorzugsweise gepflegte Thätigkeit Mohl's in seinen letzten drei Jahrzehnten war jedoch eine ständische. Im J. 1820 zum lebenslänglichen Mitgliede der Kammer der Standesherrn ernannt, wurde er bald erster Schriftführer der Versammlung und später deren Vertreter im engen ständischen Ausschusse. In diesen Eigenschaften trat M. nicht nur sehr häufig als Berichterstatter auf, sondern es fiel ihm allmählich auch die ganze formelle Leitung der Kammergeschäfte zu. Daß seine ständische Wirksamkeit keine oppositionelle war, versteht sich bei dem Lebensgange, der Stellung und den Erfahrungen Mohl's von selbst; allein er war doch im Sinne der alten Schule liberal und stand fest zu dem, was er als dem Wohle des Landes zuträglich erachtete, ohne Rücksicht nach oben, nach unten oder auf Genossen, und hinterließ so den auch hier unangegriffenen Ruf eines tüchtigen Staatsmannes und ehrenhaften Charakters. R. v. Mohl.

Mohl: Hugo M. wurde am 8. April 1805 zu Stuttgart geboren als Sohn des damaligen württembergischen Regierungsraths, späteren Staatsministers, Oberconsistorialpräsidenten etc. Benjamin Ferdinand v. M. Er war der vierte von fünf hochbegabten Brüdern, von denen der jüngste nach eben vollendetem Universitätsstudium einen frühen Tod fand, die drei älteren, Robert, Julius und Moriz in hervorragende Stellungen gelangten. Die Jugenderziehung wurde vorwiegend von der Mutter, einer Schwester des Tübinger Mediciners Autenrieth, geleitet, welche als vorzüglich tüchtige Dame gerühmt wird. Nachdem M. das Stuttgarter Gymnasium 12 Jahre lang besucht hatte, bezog er in seinem 19. Lebensjahre, im Herbst 1823, die Tübinger Universität, um sich dem Studium der Medicin zu widmen. Er verbrachte dort die ganze Zeit seiner Studien und schloß diese im August 1828 mit einem glänzenden Staats- und Doctorexamen ab. Eine zur weiteren Ausbildung geplante mehrjährige Reise führte ihn zuerst nach München, und hier wurde er durch das für die damalige Zeit bevorzugt reiche wissenschaftliche Material und durch den Verkehr mit gleichstrebenden Männern festgehalten, so daß aus dem beabsichtigten Besuch ein mehrjähriger, nur durch Alpenreisen unterbrochener Aufenthalt wurde. Die Münchener Arbeiten sollten 1831 unterbrochen werden durch eine Berufung als erster Adjunct an den kaiserlichen botanischen Garten in Petersburg. M. trat in diese Stelle jedoch nicht ein, sondern zog es vor, im J. 1832 einem Rufe als Professor der Physiologie an die damalige Akademie zu Bern zu folgen. 1834 an die neu begründete Berner Universität übergegangen, kehrte er schon im Frühjahr 1835 als Professor der Botanik an die Tübinger Hochschule zurück. In dieser Stellung verblieb er, manche an ihn im Laufe der späteren Zeit ergangene glänzende Berufung ausschlagend, bis zu seinem Lebensende, hochgeachtet als Gelehrter, als Lehrer und College, ausgezeichnet durch die höchsten wissenschaftlichen und socialen Ehrenbezeugungen, von welchen ihm die Verleihung des württembergischen Kronordens 1843 den Personaladel ertheilte. Er starb plötzlich. Am Abend des ersten Ostertags 1872 verkehrte er munter mit Bekannten; am folgenden Morgen, den 1. April, fand man ihn todt im Bette. Von der Jugendzeit an führte M. ein stilles Gelehrtenleben, während der Studienzeit blieb er allem studentischen Treiben fern, in den späteren Lebensstellungen hielt er sich einsam, zurückgezogen, in einfachsten und streng regelmäßigen Gewohnheiten. Er blieb unverheirathet. Geselligen Verkehr mied er nicht gerade, und im Freundeskreise und in den regelmäßigen Erholungsstunden, die er nach schwäbischer Sitte im Wirthshause zubrachte, ließ er gerne an Stelle des ernsten Gelehrten den heiteren, anregenden, vielbelesenen Gesellschafter treten, der die Unterhaltung in die Hand nahm und beherrschte. Seine Thätigkeit concentrirte sich lediglich auf den Beruf des Universitätslehrers und Forschers.

In ersterer Beziehung widmete er zunächst den Angelegenheiten der Tübinger Universität lebhaftes Interesse und Theilnahme. Er war es z. B. vorzugsweise, der die Begründung der dortigen naturwissenschaftlichen Facultät betrieb, und die im Druck erschienene Eröffnungsrede derselben, welche er als ihr erster Decan im J. 1863 hielt, gibt seiner Befriedigung über das erreichte Ziel Ausdruck. — Die eigentliche Lehrthätigkeit hatte sich in Bern auf die Physiologie des Menschen und die Botanik erstreckt, in Tübingen blieb sie auf letztere beschränkt. Ueber die gewissenhafte Abhaltung der Collegien dehnte sich dieselbe kaum je aus; Schüler heranzuziehen und zum eigenen Arbeiten anzuleiten hat M. stets vermieden und verweigert, mit der einzigen Ausnahme, daß er in späteren Lebensjahren einmal einen schwedischen Botaniker bei sich als Praktikanten zuließ. Freundliche Förderung und Unterstützung jüngerer Forscher war durch jene Abstinenz nicht ausgeschlossen.

Mohl's Hauptbedeutung liegt auf dem Gebiete der streng wissenschaftlichen Forschung und zwar erstreckte sie sich über die gesammte Botanik und die in Beziehung zu derselben stehende, zumal mikroskopische Technik. Seine Thätigkeit ist dadurch charakterisirt, daß er mit äußerster Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit an den Arbeiten und Fortschritten, welche Andere brachten, Antheil und dabei dunkel gebliebene Fragen zur Bearbeitung in die Hand nahm. Das gewonnene Resultat wurde dann in klarster, sorgfältigster Darstellung publicirt, mit fast ängstlicher Vermeidung aller über die strengen Grenzen des Sachlichen gehenden Ausschreitungen, und nur Fertiges wurde publicirt. Daher denn auch fast jede seiner Arbeiten einen dauernden Fortschritt brachte, neues Licht verbreitete auf dem Specialgebiete, welches sie behandelte. Neue, ungeahnte Dinge, sogenannte glänzende Entdeckungen, hat M. kaum zu Tage gefördert. Eine Menge Gegenstände seiner Arbeiten waren vor ihm von Anderen längst gefunden, untersucht und weitläufig besprochen, erst die vollendete Beobachtung und Darstellung Mohl's brachte aber die klare, sichere Kenntniß. Aus dem angegebenen Gang des Arbeitens erklärt sich die Art der Publication Mohl's. Fast alle seine Arbeiten wurden, sowie sie fertig und reif waren, in Form monographischer Aufsätze veröffentlicht; die meisten als Dissertationen und in Zeitschriften, zumal in der seit 1843 bestehenden „Botanischen Zeitung“, deren Mitherausgeber er bis an sein Ende war. Nur zwei zusammenfassende kleine Bücher hat er geschrieben, die „Mikrographie“, eine Anleitung zur Kenntniß und zum Gebrauche des Mikroskops (1846), und die „Anatomie und Physiologie der vegetabilischen Zelle“, eine aus R. Wagner's Handwörterbuch der Physiologie abgedruckte klassische Uebersicht der pflanzenphysiologischen Kenntnisse jener Zeit (1851). — Andere geplante größere Bücher blieben unausgeführt, theils wol aus Bequemlichkeit, anderentheils aber auch, weil er sich in die Nothwendigkeit nicht finden mochte, unerledigte Fragen als solche darzustellen oder gar das Gebiet hypothetischer Erledigung zu betreten. — Von den Einzelaufsätzen, welche bis 1845 erschienen waren, sind die meisten in den im besagten Jahre erschienenen „Vermischten Schriften“ vereinigt.

Mohl's Arbeiten erstrecken sich über fast alle Specialgebiete der Botanik. Die meisten und hervorragendsten liegen aber auf jenem der Anatomie und Physiologie. Diese Disciplinen waren zur Zeit, als M. zu arbeiten anfing, mehr als andere unfertig und der Förderung in klare Fragestellung und Bearbeitung bedürftig, und mehr hierin als in rein persönlichem Geschmack dürfte der Grund liegen, daß er sie vorwiegend in die Hand nahm und darin behielt. Die erste klassische Arbeit auf diesen Gebieten ist die Schrift über den Bau und das Winden der Ranken und Schlingpflanzen, welche der 22jährige Student in Beantwortung einer von der Tübinger medicinischen Facultät gestellten Preisfrage (1827)

lieferte. Eine gleich tüchtige Bearbeitung der Frage hatte Palm geleistet und diesem wurde durch das Loos der Preis zu Theil. Die physiologischen Resultate jener Arbeit wurden von den Fachgenossen meist erst 30 Jahre später, manche erst in der allerjüngsten Zeit, richtig verstanden und gewürdigt. Während der Münchener Zeit erschienen sodann die epochemachenden stattlichen Arbeiten „De Palmarum structura“ (1831); „Ueber den Bau des Cycadeenstammes“ (1832) und „Ueber den Bau des Farnstammes“ (1833). Dieselben wurden zum Theil auf Martius' Veranlassung unternommen, die erste und dritte auch als Theile Martius'scher Werke veröffentlicht. Sie waren es vorwiegend, welche Mohl's Ruf begründeten.

Wenn diese Jugendarbeiten ihre Entstehung zum Theil von außen empfangener Anregung verdankten, so ging M. bei seinen übrigen hierher gehörigen Hauptarbeiten ganz seinen eigenen Weg. Die Ermittelung der „Structur der Pflanzensubstanz“, wie er es nannte, die Histologie der Pflanzen und die Vervollkommnung der zu ihrer Bearbeitung erforderlichen mikroskopischen Technik bilden den Gegenstand derselben. Sie beginnen mit der im J. 1828 erschienenen Doctordissertation „Ueber die Poren der Pflanzenzellen“ und gehen durch sein Leben fort, die letzten fanden sich unvollendet in seinem Nachlasse. Sie haben zwar nicht die Zelle entdeckt, aber die heutige Zellenlehre fest begründet, das mag am besten dadurch veranschaulicht werden, daß das Protoplasma von M. zuerst erkannt und benannt wurde.

Ein ferneres Eingehen auf die Details von Mohl's Leistungen wäre hier wol nicht am Platze und möge daher, mit Verweisung auf Sachs' Geschichte der Botanik, unterbleiben. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Arbeiten findet sich in Nr. 31 der Botanischen Zeitung, Jahrgang 1872. de Bary.

Mohl: Julius M., Sohn des 1845 als Präsident des Consistoriums in Stuttgart verstorbenen Benjamin Ferdinand M. und der Louise geb. Autenrieth, Schwester des späteren Kanzlers der Universität Tübingen, ward geboren am 25. October 1800 zu Stuttgart als der zweite unter vier berühmten Brüdern. Von seinem Vater war er für die theologische Laufbahn bestimmt worden; nachdem er das Gymnasium zu Stuttgart durchgemacht, ging er 1818 auf das Stift zu Tübingen. Nach eifrigem philosophischen und theologischen Studium (1821 erhielt er einen Preis für eine Arbeit über die Auferstehung) ward er von der kirchlichen Behörde 1822 für ein Vicariat designirt. Indessen M., durch Joh. Georg Herbst (Bd. XII S. 50) zu orientalischen Studien angeregt, erbat sich einen Urlaub nach Paris, wo damals allein für die einzelnen orientalischen Dialecte besondere Lehrer angestellt waren, während man in England wol Sammlungen, aber keine Sachverständigen und in Deutschland damals keines von beiden fand. Der Urlaub ward von Februar 1823 bis Herbst 1824 gewährt, mußte aber immer wieder verlängert werden, da M. durch immer neue Studien und Aufgaben in Paris festgehalten wurde. Die württembergische Regierung ernannte M. 1826 zum außerordentlichen Professor der morgenländischen Litteratur, ertheilte Urlaub auf fünf Jahre zu einer Forschungsreise nach Ostindien und ließ die Hälfte des Gehalts als Reiseunterstützung fortlaufen. — Allein 1832 befindet sich M. immer noch in Paris und von Indien ist keine Rede. Hierauf erneute Verhandlungen, man gewährt abermals drei Jahre und bietet nach deren Ablauf ein Ordinariat an. Doch auch diese Frist verstreicht und die so langmüthige Regierung stellt nunmehr die gewiß berechtigte Alternative, bis 1. October 1835 habe entweder Antritt oder Niederlegung der Stelle in Tübingen zu erfolgen. Mohl's auf den ersten Blick ganz unbegreifliches Verhalten findet in den Dingen seine Erklärung. M. hatte in Paris sich zuerst der Erlernung des Chinesischen unter Abel Rémusat zugewendet, aus welchen Anregungen die Ausgaben lateinischer jesuitischer Uebersetzungen der Bücher Schiking und Yking 1830,

1834, 1839 hervorgingen. Dann aber hatte er sich unter de Sacy's Leitung dem Persischen, insonderheit dem Schahnameh des Firdusi zugewendet, welche Dichtung er 1833 in der Collection orientale zum Druck beförderte. Darüber war er aufs Tiefste in Studien über persische Geschichte, Litteratur und Religionsgeschichte hineingerathen und hoffte weitere arabische Quellen hierfür in Ostindien zu finden, woraus der obenerwähnte Reiseplan entstand. Inzwischen war ihm aber durch Burnouf's Arbeiten über das Avesta klar geworden, daß der Zugang zum persischen Alterthum nicht durch die Ueberlieferungen muhammedanischer Autoren, sondern durch das Studium der arischen Sprachen führe. Daraus erklärt sich das Unterbleiben der indischen Reise. So concentrirte er fortan seine ganze Arbeit auf Firdusi's Königsbuch, und als ihm dies als seine Lebensaufgabe klar geworden war, stand er nicht länger an, die Tübinger Stelle definitiv niederzulegen. „Le livre des rois par Abel Kasim Firdousi publié et commenté par Jules Mohl“ erschien Bd. I 1838, Bd. II 1842, Bd. III 1846, Bd. IV 1855, Bd. V 1866, Bd. VI 1868 (vgl. F. Rückert, Bemerkungen zu Mohl's Ausgabe des Firdusi in Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft Bd. VIII S. 239—329, Bd. X S. 127—282). — Der siebente Band ist leider nicht mehr erschienen, wodurch viele Verweisungen der früheren Bände unverständlich bleiben und namentlich Mohl's wichtige Mittheilungen über Beschaffenheit der Handschriften und Kritik des Textes verloren gegangen sind. — M. lebte anfangs in Paris ausschließlich seinen Studien und diesem Werke. 1832 trat er in den Verwaltungsausschuß der Société asiatique und ward 1841 zum zweiten Secretär dieser Gesellschaft erwählt, neben Burnouf, welcher erster Secretär war. Später, als dieser Präsident ward, wurde M. alleiniger Secretär und nach Burnouf's Tode ward er Präsident. 1847 ward M. Professor des Persischen am Collège de France, später ward er noch Inspector der orientalischen Typographie an der Staatsdruckerei, wo er besonders für Herstellung geschmackvoller Typen für neue orientalische Dialecte sorgte. Litterarische Unternehmungen von Bedeutung regte er an, förderte Entdeckungsreisen besonders auch durch Mittheilung der Berichte und Ordnung der gemachten Funde. Von besonderem Einflusse waren seine umfassenden Jahresberichte in der asiatischen Gesellschaft zu Paris, welche von 1841 bis 1866 von ihm erstattet wurden. Schriften der seltensten Art, Mittheilungen von Autoren aus allen Welttheilen strömten bei ihm zusammen; so wurden seine Berichte darüber unerschöpfliche Fundgruben für alle Zweige der orientalischen Litteratur. „Der Bericht war, wie Roth sagt, keine Kritik, sondern eine Schilderung der litterarischen Arbeit. . . Der Tadel war durch einen geringeren Grad des Lobes ausgedrückt und die Verfasser konnten, wenn sie wollten, die Winke verstehen.“ — Sein Verhalten unter dem französischen Volk, das ihn freundlich aufgenommen hatte, war ein außerordentlich tactvolles. Von politischem wie litterarischem Parteitreiben hielt er sich durchaus fern. Selbst der französische Krieg von 1870—71, während dessen er in England lebte und der ihn schmerzlich berührte, vermochte sein Verhältniß zu den französischen Collegen und Freunden nicht zu trüben. Ihm verziehen sie die bewahrte Anhänglichkeit an sein Vaterland, ja sie suchten sich sogar ein Verständniß für das Stück germanischer Tugend und Tüchtigkeit, das ihnen in M. entgegengetreten war, zu verschaffen (vgl. die Worte Alfred Maury's, Vorsitzenden der acad. des inscr., an seinem Grabe). — Nach langem Junggesellen- und Bücherleben verehelichte sich M. 1847 mit Miß Mary Clarke, Tochter einer in Frankreich lebenden englischen Dame, deren feine Bildung und Geistreichthum Mohl's Heim zu einem Sammelpunkt von Gelehrten und schönen Geistern machte, die wol eine höhere Sphäre als die der Pariser Durchschnittssalons bildeten. — M. war mit einer kräftigen und gesunden Körperlichkeit ausgestattet, die, verbunden mit dem höheren Gepräge, welches der innewohnende Geist ihr ausdrückte, seine Erscheinung zu einer

außerordentlich imposanten machte. Der Verkehr in der Elite der Gelehrten und der Würdenträger des Staats hatte seinem Wesen eine gewisse Vornehmheit verliehen, die aber nichts Ablehnendes oder Kaltes an sich hatte, sondern gerade dessen sich annahm, der Hülfe und Halt bedurfte, wie dies oft jungen Gelehrten gegenüber hervortrat, denen er Förderung jeder Art angedeihen ließ. — Im August 1875 war er zum Besuch in Stuttgart; bei der Rückreise ward er in Bonn von einem Regenschauer überfallen, der ihm eine starke Erkältung zuzog. Trotzdem führte er seine Heimreise aus; indessen er kränkelte seitdem, die Kräfte nahmen immer mehr ab und er schied am 4. Januar 1876 dahin. — Ein schönes Denkmal der Erinnerung hat R. v. Roth dem Verstorbenen in der Eröffnungsrede in der orientalistischen Section der Philologenversammlung in Tübingen gesetzt (abgedruckt in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft Bd. 31 [1877] S. III—XIII). Auf ihr beruht die vorliegende biographische Skizze. C. Siegfried.

Mohl: Robert v. M.*).

Möhler: Johann Adam M., berühmter katholischer Theologe, geb. am 6. Mai 1796 zu Igersheim unweit Mergentheim in Württemberg, † am 12. April 1838 zu München. M. wurde durch seinen Vater, einen wohlhabenden Gastwirth, in den Stand gesetzt zu studiren. Er erhielt auf dem Gymnasium zu Mergentheim und auf dem Lyceum zu Ellwangen seine Gymnasialbildung und studirte dann von 1815 an am letztgenannten Orte, seit 1817 an der Universität zu Tübingen, seit 1818 als Zögling des dortigen Wilhelmsstifts unter Leitung der Professoren Drey, Hirscher, Herbst und Feilmoser die Theologie mit ausgezeichnetem Erfolg. Am 18. September 1819 erhielt er die Priesterweihe und widmete sich darauf ein Jahr lang der Seelsorge. Im Herbst 1820 wurde er in das mit dem Wilhelmsstift verbundene Präparandeninstitut für das Gymnasiallehramt aufgenommen und schon nach einigen Monaten zum Repetenten der Anstalt ernannt. Hier beschäftigte er sich fast ausschließlich mit dem Studium der älteren Litteratur und besonders mit der altgriechischen Philosophie und Geschichte. Zugleich war dieses hauptsächlich die Zeit, wo er die Schärfe und Klarheit des Urtheils, die Feinheit des Ausdruckes, die Gewandtheit der Darstellung und überhaupt die höhere formelle Bildung sich aneignete, die ihm später in seinen theologischen Werken so gute Dienste leisten sollte. Schon wollte er sich ganz der Philologie widmen und bereitete sich vor, sich um eine grade vacante Gymnasiallehrerstelle zu bewerben, als ihm der Antrag gemacht wurde, sich zur Stelle eines Privatdocenten an der Universität für das damals erledigte Lehrfach der Kirchengeschichte zu melden. Da er sich dazu und zu einer vorher zu unternehmenden litterarischen Reise bereit fand, wurde er am 8. September 1822 dazu designirt. Er besuchte auf dieser Reise die Universitäten zu Göttingen, Berlin, Prag, Wien, Landshut rc. und unternahm es bald nach seinem Auftreten (1823), die erste öffentliche Probe seiner Gesinnung und Leistungsfähigkeit abzulegen in seiner Schrift „Die Einheit der Kirche, oder das Princip des Katholicismus“, Tübingen 1825. Wie gut die Schrift aufgenommen wurde, zeigt seine bald nachher (1826) erfolgende Ernennung zum außerordentlichen Professor. Nicht lange darauf erschien seine zweite Schrift „Athanasius der Große und die Kirche seiner Zeit im Kampfe mit dem Arianismus“, 2 Bde., Mainz 1827. Diese Schrift zeigte durch ihre patristische Gelehrsamkeit und insbesondere durch ihre reichen Auszüge aus den Werken des Athanasius eine gediegene Kenntniß der alten Zeit und begründete eine für ihn sehr ehrenvolle Berufung nach Breslau (1829). Er lehnte jedoch dieselbe auf den ausdrücklichen Wunsch des Ministeriums

*) Auch diesen Artikel sehen wir uns trotz aller Bemühung wieder gezwungen, dem Nachtrag vorzubehalten! Die Redaction.

ab, wurde aber dafür zum ordentlichen Professor und von der theologischen Facultät zu Tübingen zum Doctor der Theologie ernannt. Jener ältere confessionelle Kampf führte ihn auf den nicht minder heftigen und in der Sache noch weit umfassenderen Kampf der neueren Zeit, der ihm zunächst in seinen Vorlesungen über die Unterscheidungslehren der Katholiken und Protestanten näher trat. Das führte ihn zu seiner dritten und bei weitem wichtigeren Schrift „Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnißschriften", Mainz 1832, die alsbald Aufsehen erregte, in den Jahren 1832—1838 fünf Auflagen erlebte und mehrere Entgegnungen hervorrief, besonders die Schrift von Professor F. C. Baur: „Der Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus nach den Principien und Hauptdogmen der beiden Lehrbegriffe", Tübingen 1834, welcher letzteren M. seine Schrift „Neue Untersuchungen der Lehrgegensätze zwischen den Katholiken und Protestanten", Mainz 1834—1835, entgegensetzte. In diesen drei Schriften findet man von dem großen Kampf der letzten drei Jahrhunderte die ausführlichste, beiderseits mit den betreffenden Belegstellen begleitete Darstellung, wovon wir nur bemerken wollen, daß Baur von seinem Gegner nachgewiesen ist, daß er mehrere entscheidende Stellen aus den symbolischen Büchern seiner eignen Partei unbeachtet gelassen hat. Dieses findet zum Theil wol seine Erklärung darin, daß Baur bekanntlich nicht blos den Gegensatz zwischen dem Katholicismus und Protestantismus, sondern auch den Gegensatz zwischen dem alten und neuen Protestantismus aufs schärfste darzustellen bemüht gewesen ist, so daß er z. B. selbst von dem neuen Testament nur drei oder höchstens vier kleinere Theile als ächt beibehalten hat. So findet auch überhaupt bei Baur die auf einigen leitenden Grundsätzen beruhende, von anderen aber absehende Kritik, bei M. dagegen das allgemeine historische Bestreben als das alles Bestimmende statt, und man wird darnach dem Einem wie dem Anderen sein Recht zukommen lassen können. In der Aufregung aber, in die M. dadurch versetzt ward, ging ihm die Freude des Lebens in Tübingen verloren und er verlangte von da fort zu kommen. Preußen suchte ihn deshalb für Bonn oder Münster zu gewinnen; allein Hermes' Schüler und der Erzbischof Spiegel zu Köln sprachen sich dagegen aus, während Baiern ihn nach München zu ziehen suchte. Diesem Vorschlag folgte er, und so wurde er durch das Decret vom 30. April 1835 an die Maximilians-Universität zu München als Professor der neutestamentlichen Exegese versetzt. Seine Brust war jedoch sehr angegriffen und auch die damals ausgebrochene Cholera wirkte nachtheilig auf ihn, so daß er im Sommer 1837 seine Vorlesungen aussetzen und in Meran Erholung suchen mußte. Erst im Herbst kehrte er zurück. Seine Kränklichkeit aber war noch nicht ganz gehoben und auch die Abführung des Erzbischofs Clemens August v. Droste von Köln nach Minden griff ihn sehr an. Am 8. December 1837 machte ihm Preußen den Antrag, Professor in Bonn zu werden und ein Canonicat in Köln anzunehmen; denn man wollte in Preußen die Hermesianer damals fallen lassen und die Aufregung am Rhein wieder einigermaßen zu beschwichtigen suchen. Er lehnte jedoch auch diesmal den Antrag ab, zumal sein leidender Gesundheitszustand ihm die Annahme unräthlich machte. Er konnte im Anfange des Jahres 1838 nur noch einige Male den Katheder besteigen und die Aerzte riethen von jeder Anstrengung ab, indem sie zugleich ein wärmeres Klima für ihn empfahlen. Das bestimmte den König, ihm ohne sein Nachsuchen die Stelle eines Domdecans zu Würzburg zu geben, am 22. März 1838. Dadurch wurde er nur noch kränker, legte sich alsbald wieder zu Bette und starb drei Wochen später am 12. April 1838, nachdem er sich vorher zum Tode wohl vorbereitet hatte. Er wurde am Charsamstag begraben und der Stadtmagistrat sorgte dafür, daß ihm ein schönes

Denkmal auf dem Kirchhofe gesetzt wurde, wozu halb Deutschland seine Beiträge lieferte. Nach seinem Tode erschienen noch „Möhler's gesammelte Schriften und Aufsätze, herausgegeben von J. Döllinger", Regensburg 1839, 2 Bde., und „Möhler's Patrologie, mit Ergänzungen herausgegeben von F. X. Reithmayr", 1. Bd., Regensburg 1840. M. hatte noch die Absicht gehabt, seine Symbolik umzuarbeiten, besonders die Lehre von den Sacramenten, aber er kam nicht mehr damit zu Stande. Nach Nachschriften von Zuhörern hat P. B. Gams Möhler's Vorlesungen über Kirchengeschichte (sehr unvollkommen) herausgegeben, 1867 ff.

Biographie (von F. X. Reithmayr) in den späteren Auflagen der Symbolik. Artikel (von demselben) im Freiburger Kirchenlexikon 7, 189, und (von Wagenmann) in der Realencyklopädie für prot. Theol. 10, 123. — J. A. Möhler. Ein Lebensbild von Balth. Wörner. Mit Briefen u. kleinen Schriften Möhler's herausgeg. von P. B. Gams, 1866 (enthält auch ein Verzeichniß seiner zahlreichen Beiträge zu der theol. Quartalschrift).

Lutterbeck.

Mohn: Friedrich M., geb. am 25. Januar 1762 zu Velbert im Bergischen, wurde Prediger zu Ratingen und gab als solcher außer verschiedenen kleineren Sachen zwei Bände Gedichte (Düsseldorf 1795 und 1798) und das „Niederrheinische Taschenbuch für Liebhaber des Schönen und Guten" (3 Bde., Düsseldorf 1799, 1800 und 1803) heraus. Im J. 1803 kam er als Prediger der lutherischen Gemeinde nach Mastricht in Holland. Später ward er als Superintendent nach Duisburg berufen, als welcher er um das Jahr 1830 (nach 1827 und vor 1834) starb. M. hat auch eine größere Anzahl geistlicher Lieder gedichtet, von denen sechs in dem von J. W. Reche (Mühlheim a. Rh., 1800) herausgegebenen Gesangbuch für die evangelisch-lutherischen Gemeinden im Herzogthum Berg zuerst gedruckt sind. Eine weitere Verbreitung scheinen seine Lieder nicht gefunden zu haben.

Raßmann, Pantheon, S. 220. Rambach, Anthologie VI, S. 278 ff. Richter S. 240.

l. u.

Mohn: Samuel (oder Sigmund?) M. und sein Sohn Gottlob Samuel M. haben sich als Glasmaler durch technische Erfindungen um die Wiedererweckung einer in Vergessenheit gerathenen wichtigen Kunstübung verdient gemacht. Leider fehlt es über beide, besonders über den älteren M., an vollständigen und zuverlässigen Lebensnachrichten. Samuel M. starb, wie ich der von seiner Wittwe Johanne Francisca geb. v. Seydlitz veröffentlichten Todesanzeige und dem Verzeichniß der in Dresden vom 30. Juli bis 3. August 1815 Beerdigten (s. Dresdner Anzeigen 1815 Sp. 1230 und 1289) entnehme, am 26. Juli 1815 in Dresden „etliche 40 Jahr alt". Nach einer Notiz aus dem Jahre 1819 soll er ein geborener Mecklenburger gewesen sein und längere Zeit als Soldat gedient haben; Andere geben an, daß er 1760 in Weißenfels geboren wurde und früher Tischler, dann sächsischer Soldat war; H....r schreibt 1827, daß sein Sohn Gottlob Samuel M. zu Wiesenfeld (so!) geboren wurde, „wo sein Vater als fleißiger Zeichner und Porzellainmaler allgemein bekannt ist", so daß man hiernach annehmen müßte, daß M. der Vater im J. 1827 noch lebte, und außerdem, daß er an den Erfindungen seines Sohnes keinen erheblichen Antheil hatte. — Gottlob Samuel M. wurde zu Weißenfels (wenn man Wiesenfeld in dem Artikel des Nekrologs der Deutschen, der im Uebrigen wol Anspruch auf Glaubwürdigkeit hat, als einen Druckfehler ansehen darf) am 4. November 1789 geboren, besuchte die Gymnasien zu Halle, Berlin und Stettin und hielt sich später in Berlin, dann abwechselnd in Leipzig und Dresden auf, nachdem er in der neuerbauten Kapelle zu Ludwigslust die Wappen Mecklenburgs und

Rußlands in Glasmalerei ausgeführt hatte. Im J. 1811 kam er nach Wien, angezogen von der dortigen Akademie. Hier wurde seiner Kunst die Unterstützung mächtiger Gönner zu Theil; im J. 1813 und von 1821 an wurde er mit der Anfertigung von Glassenstern für die kaiserliche Burg zu Laxenburg beschäftigt; aber schon am 2. November 1825 starb er an letztgenanntem Orte. 1824 war er zur katholischen Kirche übergetreten.

Real-Encyklopädie, 5. Aufl., Bd. 6, Leipzig 1819, S. 474. (Hormayr's) Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst, 26. Nov. 1824, S. 772; 2. Jänner 1826, S. 8. Prof. H . . . r (= Heller) im Neuen Nekrolog der Deutschen, 3. Jahrg., 1825, Heft 2, Ilmenau 1827, S. 1561 ff. M. A. Gessert, Geschichte der Glasmalerei, 1839, S. 294 f. Nagler, Allgem. Künstlerlexicon, Bd. 9, 1840, S. 350 f. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Thl. 18, 1868, S. 435 ff. — d.

Mohnike: Gottlieb Christian Friedrich M., berühmt als gelehrter Theolog, als Litterarhistoriker und Uebersetzer, geb. am 6. Januar 1781 zu Grimmen, woselbst sein Vater Kaufmann und Rathsherr war, † am 6. Juli 1841 zu Stralsund. Vorgebildet auf der Schule seiner Geburtsstadt trat er Ostern 1794 in die dritte Klasse des Stralsunder Gymnasiums ein, erwarb während eines fünfjährigen Aufenthalts besonders durch Unterweisung des Rectors Groskurd, des Conrectors Furchau und des Subrectors Ruperti die Reife für die Akademie und bezog Michaelis 1799 die Greifswalder Universität. Zwei Jahre hindurch widmete er sich hier theologischen, philosophischen, philologischen, historischen und naturwissenschaftlichen Studien unter Schlegel, Ziemßen, Parow, den beiden Muhrbeck, Möller, E. M. Arndt, mit dem er bis an sein Lebensende innigst verbunden blieb, Overcamp, Weigel und Rudolphi. Im Herbst 1801 siedelte er nach Jena über und vollendete seine Universitätsstudien unter Griesbach, Paulus, Niethammer, Augusti, Schelling, Hegel, Schütz, Voigt und Breyer, indem er weit über den engeren Kreis seiner Fachwissenschaft hinaus eine möglichst allgemeine und vielseitige wissenschaftliche Bildung erstrebte. Nachdem er heimgekehrt Ostern 1803 die erste und, durch mehrjährige Thätigkeit als Hauslehrer aufgehalten, im Sommer 1809 zu Greifswald die zweite theologische Prüfung bestanden und die dabei gehaltene Predigt als Erstling seiner reichen schriftstellerischen Thätigkeit durch den Druck veröffentlicht hatte, ward er am 1. November 1810 zum Conrector des Gymnasiums in Greifswald berufen und leitete die Anstalt nach dem bald darauf erfolgten Tode des Rectors Niz, bis Ahlwardt 1811 das Rectorat übernahm; während dieser Zeit vermählte er sich mit Karoline v. Stucker, Tochter des Medicinalassessors Dr. v. Stucker in Grimmen. In der Folge am 22. November 1813 nach Stralsund als Pastor an St. Jakobi berufen, blieb er bis an sein Lebensende in diesem Wirkungskreise, übernahm aber zugleich seit 1818 die Leitung der geistlichen und Schulangelegenheiten im Regierungsbezirk Stralsund, bis er am 1. Januar 1819 definitiv zum Consistorial- und Schulrathe und seit 1839 auch zum Superintendenten ernannt wurde, in welchem ersteren Amte er zugleich als königlicher Commissarius den Abiturientenprüfungen zu Stralsund, Greifswald und Putbus vorstand. Indeß ging seine praktische wie litterarische Thätigkeit weit über den engeren Kreis der nächsten Berufspflicht hinaus; sein lebhafter Geist umfaßte mit tiefem Interesse die universale Litteratur wie Kultur; genährt ward dieses Streben durch wiederholte Reisen, welche er nach einer mehrjährigen Krankheit, von königlicher Munificenz unterstützt, 1827 durch Mitteldeutschland, 1829 durch Schweden und Seeland unternahm, indem er sich überall mit den litterarischen Hülfsmitteln bekannt machte und mit den berühmtesten Gelehrten in geistigen Verkehr trat. Zu seinen vertrautesten Freunden gehörten der kaiserlich russische wirkliche Geheimrath und

Generalstabsarzt der Armee, Dr. v. Schlegel zu St. Petersburg, der königlich preußische wirkliche geheime Oberfinanzrath und Regierungspräsident Keßler zu Arnsberg, der königlich bairische Geheimrath Dr. v. Schubert in München und Dr. Fr. Jahn zu Freiburg a. d. Unstrut; in den letzten Jahren seines Lebens schloß er einen innigen Bruderbund mit Schwedens gefeiertstem Sänger, Esaias Tegnér, der ihn auch zweimal in Stralsund besuchte. Charakteristisch für seine amtliche wie litterarische Thätigkeit war, daß er alles, was ihm oblag oder wozu ihn die Neigung zog, mit dem gewissenhaftesten Eifer und der hingebendsten Liebe betrieb. Stand für ihn die Gemeinde im Vordergrund, so lag weiterhin die Stadt Stralsund sowie das gesammte Pommern und Rügen seinem Herzen nahe, und wie allgemeine Achtung er in der Heimath genoß, beweist seine Sendung im October des Jahres 1840 als Deputirter zur Huldigung in Berlin. Durch Lehre, Trost, Ermahnung und Unterstützung bewies er sein unermüdliches Interesse für Menschenwohl, er war ein patriotischer sowie populärer Mann in des Wortes edelster Bedeutung und seine ganze Erscheinung die personificirte Leutseligkeit und Humanität. Allen Extremen in der Theologie fern, hielt er sich an das einfache und praktische evangelische Christenthum und bewies Milde und Toleranz ohne Indifferenz. Obwol er in solcher Weise im Amte und im praktischen Leben auf das Höchste in Anspruch genommen war, so wußte er doch bei weiser und regelmäßiger Benutzung jedes Augenblicks Zeit zu erübrigen für wissenschaftliche Beschäftigung und seine litterarische Productivität auf den verschiedensten Gebieten war nach Inhalt und Umfang bewundernswürdig. Sie erstreckte sich einerseits auf Litterarhistorie und geschichtliche Theologie, insbesondere auf das Zeitalter der Reformation, andererseits auf die Geschichte Pommerns namentlich der Stadt Stralsund und sind in dieser Richtung u. A. die Herausgabe von Ulr. v. Hutten's Klagen (1816), von Sastrow's und Wessel's Leben (3 Theile, 1823—24), sowie der Stralsunder Chroniken Bd. I (1833) und „Geschichte der Buchdruckerkunst in Pommern" (1840) zu erwähnen. Während der letzten 15 Jahre seines Lebens wandte er sich mit Vorliebe der skandinavischen Litteratur zu und trat auch mit der königlich nordischen Gesellschaft in Kopenhagen in nähere Verbindung. Seine Geistesschöpfungen in dieser Richtung liegen theils in selbständigen Werken, theils in Bearbeitungen und Uebersetzungen vor; außerdem finden sich von ihm Abhandlungen und Recensionen in den geachtetsten wissenschaftlichen Zeitschriften und kritischen Blättern. Ein ausführliches Verzeichniß aller dieser Arbeiten findet sich in Zober's Nekrolog. Mit den nordischen Sprachen sowol der schwedischen und dänischen als auch der isländischen und norwegischen war er von Naturanlage unterstützt durch unermüdlichen Eifer so vertraut geworden, daß die eingebornen nordischen Gelehrten ihm darüber ihre hohe Anerkennung aussprachen und es als sein besonderes Verdienst anerkannten, daß die skandinavische Litteratur in Deutschland eingebürgert wurde. Zu einer geistigen Vermittlung zwischen Schweden und Deutschland haben auch seine trefflichen Uebersetzungen von Tegnér's Frithjofs-Sage (1826) und sämmtlichen Gedichten (3 Bde., 1840), sowie von Nicander's Runen (1829) wesentlich beigetragen und überhaupt die Aufmerksamkeit Deutschlands auf die neuere nordische Litteratur gelenkt. Uebersetzungen von Reden, Schilderungen und Gedichten schwedischer und dänischer Schriftsteller enthält die von ihm und Schütt unter dem Titel „Skandinavisches" (Stralsund 1832) herausgegebene Sammlung. Nicht minder verdienstlich sind seine Bemühungen für die Verbreitung der älteren skandinavischen Litteratur. Durch seine „Volkslieder der Schweden" (Bd. I, Berlin 1830), „Altschwedische Balladen, Märchen und Schwänke" (Stuttgart und Tübingen 1836) ist die reiche Sammlung von Geijer und Afzelius „Svenska

folk-visar“ (3 Bde., Stockholm 1814—1816) beinahe vollständig auf deutschen Boden verpflanzt worden. Von seiner Uebertragung des Hauptwerkes für nordische mythische Geschichte „Heimskringla oder Sagen der Könige von Norwegen von Snorre, dem Sohne Sturla's“, ist der erste Band in zwei Abtheilungen erschienen (Stralsund 1835—1837); schon früher hatte er aus dem Isländischen „Die Sage von Fridthjof dem Starken“ (Stralsund 1830), die Tegnér's Gedichte zu Grunde liegt, übersetzt und die „Faereyinga-Saga“ im isländischen Grundtext mit faröischer, dänischer und deutscher Uebersetzung (Kopenhagen 1833) in Verbindung mit Rafn herausgegeben; auch seine Uebersetzung von Rask's Verslehre der Isländer (Berlin 1830) und von Rafn's „Entdeckung Amerika's im 10. Jahrhundert“ (Stralsund 1838) sind hier zu erwähnen. Unter seinen übrigen litterarhistorischen Schriften ist die unvollendet gebliebene „Geschichte der Literatur der Griechen und Römer“ (Bd. I, Greifswald 1813) ein interessanter Beitrag für die Philologie, ebenso ist auch sein schon oben zur pommerschen Geschichte erwähntes Werk „Ulrich Hutten's Jugendleben nebst Geschichte und Beschreibung der Urschrift der Klagen“ (Greifswald 1816) für die Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts von hoher Bedeutung. Unter seinen theologischen, insbesondere kirchenhistorischen Arbeiten sind die „Urkundliche Geschichte der sogenannten professio fidei tridentinae und einiger anderen Glaubensbekenntnisse“ (Greifswald 1822) und der Nachtrag zu dieser Schrift „Zur Geschichte des ungarischen Fluchformulars“ (Greifswald 1833) als gründliche Erläuterung eines damals vielbesprochenen Gegenstandes zu nennen. Werthvolle Beiträge zur Geschichte des Kirchenliedes hat er in seinen „Hymnologischen Forschungen“ (2 Bde., Stralsund 1831—1832) niedergelegt, durch welche auch die Geschichte der Reformation in Pommern mannigfache Aufklärungen erhalten hat. Von seinen kleineren Schriften sind in dieser Hinsicht „Die Feier des Jubelfestes der augsburgischen Confession in Neuvorpommern in den Jahren 1630, 1730 und 1830“ (Stralsund 1830), „Die Krönung Christians III., Königs von Dänemark und seiner Gemahlin Dorothea durch Dr. Joh. Bugenhagen“ (Stralsund 1832), sowie seine drei Programme über Johannes Frederus (Stralsund 1837—1840) zu nennen. Auch lieferte er mehrere Aufsätze zu Ullmann's und Umbreit's „Theologischen Studien“ und zu Illgen's „Zeitschrift für die historische Theologie“. Seine ausgezeichnete litterarische wie amtliche Thätigkeit fand die allgemeinste Anerkennung; in den kritischen Blättern ward seiner Schriften auf das rühmlichste gedacht; eine große Anzahl deutscher und außerdeutscher Gelehrtengesellschaften nahm ihn als Mitglied auf. Bereits 1828 erhielt er den rothen Adlerorden dritter Klasse, später von der schwedischen Krone den Nordsternorden. Die schwedische Akademie ehrte ihn als den gründlichsten Beförderer und Verbreiter der skandinavischen Litteratur in Deutschland im J. 1840 durch ihre große goldene Medaille; in demselben Jahre übersandte ihm der Kronprinz Oskar für die ihm zugeeignete Gesammtausgabe der Tegnér'schen Gedichte in deutscher Uebersetzung eine mit des Kronprinzen Bilde gezierte goldene Medaille. Mit Recht hat ihn daher Lappe in den Blüthen des Alters S. 183 den litterarischen Ruhm seiner Heimath im Auslande und ein Orakel der Gelehrsamkeit genannt. Den litterarisch geselligen Verein in Stralsund half er mitgründen und war und blieb die Seele desselben. Seine alle Fächer der Wissenschaft umfassende Büchersammlung wurde mit der Stralsunder Raths- und Stadtbibliothek vereinigt.

Zober, Berichte des litterarisch-geselligen Vereins zu Stralsund, III, 1842, S. 33—49; Biederstedt, Nachrichten 2c., Stralsund 1822, S. 80—87; Conversationslexikon der Gegenwart, Leipzig 1840, S. 700 f.; Pyl, Pommersche Geschichtsdenkmäler, Bd. IV, S. VIII. Häckermann.

Mohr: Daniel Matthias Heinrich M., Botaniker, geb. zu Quickborn in der Herrschaft Pinneberg in Holstein am 8. April 1780, † zu Kiel am 26. August 1808. Nach Vollendung seiner Studien auf den Universitäten Kiel und Göttingen wurde M. auf Grund einer Dissertation: „Observationes botanicae quibus plantarum cryptogamarum ordines, genera et species illustrare conatus est", die 1803 herauskam, Dr. phil. und Adjunct an der philosophischen Facultät zu Kiel und rückte 1807 zum außerordentlichen Professor auf. Da er schon ein Jahr darauf starb, so sind seine schriftstellerischen Leistungen wenig umfangreich. Sie sind sämmtlich, gleich seiner Dissertation, auf die systematische Untersuchung der Kryptogamen gerichtet und enthalten für die damalige Zeit, in welcher jenes Feld der botanischen Wissenschaft noch fast unbebaut war, manche werthvolle Beobachtungen. Fast gleichzeitig mit jener Dissertation erschien ein sehr ausführliches Verzeichniß von Kryptogamen unter dem Titel „Index musei plantarum cryptogamarum". Im Sommer 1803 bereiste M. gemeinschaftlich mit seinem Collegen an der Kieler Universität, Friedrich Weber, die südlichen Provinzen Schwedens, hauptsächlich in der Absicht, die dort lebenden Naturforscher und deren Sammlungen kennen zu lernen. Durch die bekannte, von den beiden Reisenden ebenfalls hoch gepriesene Gastfreundschaft der Schweden haben sie ihren Zweck vollkommen erreicht. Sie besuchten von größeren Orten Lund, Jönköping, Wadstena am Wetternsee, Norköping, Stockholm und Upsala und machten die Bekanntschaft der hervorragendsten Botaniker Schwedens, wie Acharius, Wahlenberg, Olaf Swartz, Thunberg und der Gebrüder Afzelius, welche mit Ausnahme Wahlenberg's sämmtlich noch directe Schüler Linné's waren. Die Frucht dieser Reise war ein von beiden Reisenden gemeinsam verfaßtes Buch „Naturhistorische Reise durch einen Theil Schwedens" (1804), worin nicht nur in anziehender Weise Erlebnisse und Eindrücke aus dem bereisten Gebiete geschildert, sondern auch einige neue botanische Entdeckungen mitgetheilt werden. Es sind die neu gefundenen Pflanzen, hauptsächlich Kryptogamen und zwar meist Fadenalgen, in einem dem Buche angefügten Index namentlich angeführt. Bald nach ihrer Rückkehr verbanden sich beide Männer wieder zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen. Unter dem Titel „Archiv für die systematische Naturgeschichte" gaben sie eine Zeitschrift heraus, welche solche Originalaufsätze der bedeutendsten Botaniker enthalten sollte, durch die eine Bereicherung der Kenntniß der Systematik aller drei Reiche der beschreibenden Naturwissenschaften zu erwarten war. M. lieferte für den ersten Band eine Abhandlung über Conferva moniliformis und Conf. armillaris Müll. Es erschien indessen, durch die Schuld der Verlagshandlung, von diesem Bande nur das erste Stück (1804), doch folgte bald unter dem veränderten Titel „Beiträge zur Naturkunde" eine Fortsetzung dieser Zeitschrift mit gleicher Tendenz. Der erste Band kam 1805 heraus und enthält außer einer von M. allein verfaßten Abhandlung über die besten Aufbewahrungsweisen kryptogamischer Gewächse, namentlich von Moosen, einen längeren Artikel beider Herausgeber: „Einige Worte über unsere bisherigen, hauptsächlich karpologischen Zergliederungen von kryptogamischen Seegewächsen". Darin wird mitgetheilt, daß beide Botaniker lebhaft bemüht sind, gute Abbildungen der seltensten Algen (Fuci und Ulvae Linné's nennen sie die Verfasser) anzufertigen und zwar unter besonderer Berücksichtigung der fruchtähnlichen Theile. Durch die getreue Wiedergabe der mikroskopischen Details der letzteren hofften die Verfasser ganz besonders Aufschlüsse über die richtige systematische Stellung dieser damals noch wenig gekannten Pflanzen zu gewinnen. Aufgemuntert durch anerkennende Zeugnisse bedeutender Forscher, wie Willdenow, Schreber und Hedwig, beabsichtigten die Herausgeber die Zeichnungen fortzusetzen und später in einem besonderen Werke

der Oeffentlichkeit zu übergeben. Vorläufig war den Zeichnungen ein Text nicht beigegeben. Dagegen enthält der genannte Aufsatz über die durch die Untersuchungen bereits gewonnenen Resultate einige Bemerkungen. Von diesen ist am interessantesten die von dem Verfasser entschieden ausgesprochene Erkenntniß, daß die der 24. Klasse des Linné'schen Systems zugetheilten Pflanzen eine ebenso große Verschiedenheit untereinander zeigen, als die Phanerogamen der übrigen Klassen. In den Versuchen zur Klassificirung der Kryptogamen werden Flechten, Algen und Schwämme, als unter sich näher verwandte Gruppe, den Farnen und Moosen gegenübergestellt, während den letzteren sogar ein Platz noch über gewissen Phanerogamen eingeräumt wird. Der zweite Band der Zeitschrift erschien erst 1810, zwei Jahre nach Mohr's Tode, enthält aber noch eine von ihm 1805 ausgearbeitete Abhandlung „Bemerkung über die Rothe'schen Rivularien". Ebenfalls im Verein mit Weber gab M. ein „Botanisches Taschenbuch für das Jahr 1807" heraus, das in seinem zweiten Titel „Einleitung in das Studium der kryptogamischen Gewächse" sein Ziel besser bezeichnet. Leider ist das Werk nicht fortgesetzt worden. Es enthält in dem erschienenen Theile eine ziemlich gründliche Beschreibung der damals bekannten deutschen Farne, Laub- und Lebermoose und ist von 12 Tafeln begleitet. Schließlich sind noch zwei im fünften Bande von Schrader's Journal veröffentlichte Aufsätze Mohr's aus seinem Specialgebiete zu erwähnen: „Ueber Conferva fluviatilis und torulosa Roth." und „Ueber Wasseralgen". Der freudige Eifer, mit welchem M. sich seiner Wissenschaft widmete, läßt vermuthen, daß, wäre ihm eine längere Wirksamkeit beschieden gewesen, sein Name eine größere Verbreitung unter den Botanikern gefunden hätte, als er thatsächlich besitzt.

Lexikon d. Schleswig-Holstein. Schriftsteller, 1829.

E. Wunschmann.

Mohr: Nicolaus Carl Eduard M., geb. zu Bremen am 19. Februar 1828, zeichnete sich schon als Knabe durch Kühnheit und Neigung zu allerlei Streichen aus. Nach Beendigung der Schulzeit und der kaufmännischen Lehrjahre schiffte er sich 1848 nach Baltimore ein, in der Absicht sich von dort nach Havana zu begeben, um in ein Handelsgeschäft einzutreten. Bei seiner Ankunft in Amerika trafen die ersten Nachrichten von Californiens Goldreichthum ein und nun schloß er sich einer Gesellschaft von jungen Leuten an, welche sich gemeinsam einen kleinen Schuner kauften, um nach San Francisco zu segeln. Die abenteuerliche Reise um Cap Horn herum dauerte fast ein ganzes Jahr. Einige Monate arbeitete M. mit ziemlichem Erfolge in den Goldminen, kehrte dann nach San Francisco zurück, besuchte 1851 die Sandwichinseln und unternahm von Honolulu aus auf einem kleinen Schiffe eine Tauschhandelsfahrt nach Kamtschatka und der Behringstraße. Nachdem er später etwa zwei Jahre lang ein Salzgeschäft in dem mexikanischen Untercalifornien geleitet hatte, schiffte er sich 1855 nach Kalkutta ein und ging von dort nach Akyab, um in das Reisgeschäft seines Bruders einzutreten. Er arbeitete dort einige Jahre mit gutem kaufmännischen Erfolge, kehrte 1859 nach Bremen zurück, begab sich aber schon 1861 über New-York nach Batavia, von wo aus er einen 14tägigen Jagdausflug durch das westliche Java unternahm, und ging dann nochmals nach Hinterindien. Von 1863—1868 lebte er meistens in Bremen und benutzte diesen Aufenthalt, um sich auf der Steuermannsschule in genauen geographischen Positionsbestimmungen zu üben. Nachdem er schon einmal vorübergehend 1866 Südafrika besucht und in Gesellschaft des namhaften Jägers John Dunn Natal und Zululand durchstreift hatte, führte er in den Jahren 1869 und 1870 eine größere Jagd- und Forschungsreise aus, auf welcher er von Durban und Transvaal aus durch streckenweise völlig unbekannte Gegenden bis zu den Victoriafällen des

Zambesi vordrang. Nach seiner Rückkehr lebte er einige Jahre in Bremen und insbesondere in seiner bäuerlich einfachen Landwohnung zu Ottersberg; als er aber durch fremde Schuld sein Vermögen verloren hatte, stellte er sich der deutschen afrikanischen Gesellschaft zur Verfügung, welche ihn 1876 nach Angola schickte, um von dort aus den afrikanischen Continent zu durchkreuzen. Er starb indeß schon vor dem Betreten der unbekannten Region zu Malange am 26. December 1876. — M. verstand es, seine abenteuerlichen Streifzüge und Reisen in Wort und Schrift in anziehender Weise zu schildern; seine Mittheilungen über die letzte südafrikanische Reise sind auch von wissenschaftlichem Werth. Schriften: „Reise- und Jagdbilder aus der Südsee, Californien und Südafrika" (1868); „Nach den Victoriafällen des Zambesi" (1875); Aufsätze in Petermann's geographischen Mittheilungen 1869, 1871, 1872 ꝛc. — Selbstbiographie in Daheim 1872 S. 791, 809 (mit Porträt); Nekrolog in Arendts' Deutscher Rundschau f. Geogr. 1880, S. 240 (mit Porträt). W. O. Focke.

Mohr: Friedrich M. wurde am 6. November 1806 in Koblenz geboren, wo sein Vater eine Apotheke besaß. Er war das jüngste von sechs Kindern und wurde, nachdem er schon in früher Jugend seine fünf Geschwister durch den Tod verloren hatte, mit besonderer Sorgfalt erzogen. Kränklichkeit nöthigte ihn öfters den Besuch der Schule, des Koblenzer Gymnasiums, auszusetzen, aber durch großen Fleiß und hervorragende Energie holte er nicht nur schnell das Versäumte ein, er übertraf sogar bald alle seine Mitschüler und erhielt schon 1823 mit 17 Jahren das Zeugniß der Reife zum Universitätsstudium. Während seiner Gymnasialzeit zog ihn besonders die Beschäftigung mit den griechischen und römischen Classikern an, eine Neigung, die er bis ins Alter hinein bewahrte. Zur Erholung von seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten las er die Alten im Urtext, veröffentlichte sogar noch in hohem Alter in den deutschen illustrirten Monatsheften einen geistvollen Aufsatz über „Homerische Anklänge im Kulturleben der Völker". M. wurde, wie begreiflich, in der Apotheke des Vaters schon von Kind auf mit Retorte und Kolben bekannt; er entschloß sich auch nach bestandenem Abiturientenexamen, das Geschäft des Vaters zu übernehmen. Der junge Mann wandte sich zunächst nach Bonn, wo er drei Semester lang sich mit botanischen, chemischen und mineralogischen Studien beschäftigte, ohne, wie schon erwähnt, die classische Litteratur zu vernachlässigen. Dann kehrte er nach Hause zurück und verbrachte seine Lehrjahre in der Apotheke. 1829 zog es ihn wieder zur Universität und zwar wählte der strebsame Jüngling diesmal, besonders von L. Gmelin's Rufe angezogen, als Aufenthalt Heidelberg. Von Gmelin selbst, der bald die Befähigung Mohr's erkannte, wurde er mit besonderer Liebe aufgenommen. Zur Vervollkommnung seiner wissenschaftlichen Laufbahn ging M. im Frühling 1831 nach Berlin, aus welcher Stadt ihn aber schon nach einem Semester die eben dort wüthende Cholera vertrieb. Nach Koblenz zurückgekehrt, bestand er bald das pharmaceutische Staatsexamen; im folgenden Jahre promovirte er in Heidelberg zum Dr. phil. In Koblenz wirkte er sodann weiter in der Apotheke des Vaters, hielt aber auch in der dortigen Artillerieschule Vorträge über Physik und Mechanik. Als im J. 1840 Mohr's Vater starb, übernahm der Sohn die Mohrenapotheke und wandte sich jetzt speciell der pharmaceutischen Technik zu, auf welchem Gebiete er Hervorragendes geleistet hat, ohne sich dabei von wichtigen theoretischen Fragen fern zu halten. Nach mehreren Jahren fruchtbringender Thätigkeit in der Apotheke verlangte der lebhafte Geist Mohr's nach Veränderung. Nachdem er eine Zeit lang eine chemische Fabrik — durch widrige Verhältnisse leider an einem günstigen Erfolge verhindert — geleitet hatte, ließ er sich, von dem damaligen Prinzen von Preußen, unserem jetzigen Kaiser, und von dessen Gemahlin, der Prinzessin Augusta ganz besonders begünstigt, an der

Bonner Universität 1859 als Privatdocent nieder. Nicht viel später erhielt er die neuerrichtete Professur der Pharmacie zu Bonn, nachdem er schon einige Jahre zuvor zum Mitglied des rheinischen Medicinalcollegiums ernannt worden war. In Bonn wirkte nun M. in vielseitiger Weise, einestheils als gefeierter Lehrer, dann aber auch als wissenschaftlicher Schriftsteller. Seine Arbeiten im chemischen Laboratorium, denen er anfangs mit großem Eifer oblag, wurden ihm leider vom Jahre 1874 an sehr erschwert, wo er das Unglück hatte durch eine Krankheit ein Auge zu verlieren. Sonst blieb er in seinen letzten Jahren von Unwohlsein verschont, sein Tod, durch eine Lungenentzündung veranlaßt, erfolgte am 28. September 1879. Zwei Tage später wurde er in Bonn zur Erde bestattet, tief betrauert von seiner Familie, seinen Universitätscollegen und seinen vielen Schülern. — Zur Charakteristik der Persönlichkeit des Verschiedenen seien hier einige Worte seines Sohnes, des Fabrikanten Carl M. in Brüssel, citirt, der in einer Biographie seines Vaters sagt: „In Mohr's Persönlichkeit erkannte man den wahren und ächten Naturforscher; sein ganzes Denken und Streben widmete er der Erforschung der Naturgesetze. Wenn er häufig im Redekampf seinen wissenschaftlichen Widersachern und Gegnern scharf und schneidig entgegentrat, so verfocht er doch nur mit äußerstem Freimuth und Unabhängigkeit seine erworbenen Ansichten, ohne damit die verdienstvollen Leistungen anderer Forscher in irgend einer Weise verringern zu wollen. . . . . Sowie er im persönlichen Umgang liebenswürdig und für Jeden zugänglich war, war er auch in seinem Familienkreise ein liebe- und gemüthvoller Gatte und Vater, dafür wurde er auch im Kreise der Seinigen auf das Höchste verehrt und geliebt." Dem trefflichen Gelehrten hat es auch an äußeren Anerkennungen und Auszeichnungen für seine hervorragenden Leistungen nicht gefehlt. M. war, wie schon erwähnt, Medicinalrath und Assessor pharmaciae beim rheinischen Medicinalcollegium zu Koblenz und gehörte als correspondirendes, resp. Ehrenmitglied einer ganzen Reihe von wissenschaftlichen und gelehrten Gesellschaften an in Deutschland, Oesterreich, Belgien, Holland, England, Rußland, sogar in den Vereinigten Staaten. M. hat im J. 1837 seine erste größere Arbeit veröffentlicht. Dieselbe führt den Titel „Ueber die Natur der Wärme" und erschien in Baumgartner's und v. Holger's Zeitschrift für Physik und verwandte Wissenschaften, weil ihr in Poggendorff's Annalen die Aufnahme versagt blieb. In Folge dessen ist auch die Abhandlung bis zu einem Wiederabdruck im J. 1869 so gut wie unbekannt geblieben, ja der Verfasser erfuhr erst nach vielen Jahren, daß die Abhandlung überhaupt gedruckt worden war. Nichtsdestoweniger enthält die Schrift eine Reihe genialer und geistreicher Gedanken, die aber leider nicht genügend durchgeführt und begründet sind. So wird die Einheit der Naturkräfte darin ausgesprochen, ebenso die Verwandlung der Kräfte ineinander. Da der Verfasser außerdem nach dem Vorgang von Lavoisier, Laplace, Rutherford u. A. die Wärme als Bewegung auffaßt und hervorhebt, daß von einer Kraft nichts verloren gehen könne, so darf er als Vorläufer Robert Mayer's, der bekanntlich das Gesetz von der Erhaltung der Kraft zuerst klar erkannt und ausgesprochen hat, angesehen werden. Nach der Uebernahme der väterlichen Apotheke kam M., wie schon erwähnt, mehr auf praktische Studien. Sein erstes großes Werk in dieser Hinsicht ist die Vollendung und Herausgabe der von Geiger begonnenen „Pharmacopoea universalis", ein Buch, das auch noch heutzutage nicht ohne Bedeutung ist. Im Anschluß an dies Werk veröffentlichte M. ein „Lehrbuch der pharmaceutischen Technik", für Apotheker von ganz hervorragendem Werthe wegen der darin enthaltenen Beschreibungen vieler von M. zum Theil erfundener, zum Theil verbesserter pharmaceutischer Apparate. Um von letzteren wenigstens einige zu nennen, weise ich zum Beispiel auf die ungleicharmige, specifische Gewichtswage

hin, die gewöhnlich nach dem Namen des Erfinders benannt wird, sodann auf den mit einem Uhrwerk betriebenen Rührapparat zum Abdampfen der Extracte, sowie auf den Aetherextractionsapparat. Von größerer Bedeutung vielleicht ist der Commentar, den M. zu der in den 40er Jahren erschienenen neuen „Pharmacopoea borussica“ herausgab, ein Werk, das bald in den interessirten Kreisen einen so starken Absatz fand, daß es innerhalb 20 Jahren in fünf Auflagen erscheinen mußte. Besonders zuverlässig ist das Buch da, wo es sich um die Beschreibung der Darstellungsmethoden von chemisch-pharmaceutischen Präparaten handelt. Am meisten bekannt, und zwar in den weitesten Kreisen, wurde Mohr's Name, als er in den 50er Jahren sich der chemischen quantitativen Analyse, speciell der Maßanalyse, zuwandte. M. hat die von Gay-Lussac und Anderen angewendeten Titrirmethoden in vortrefflicher Weise verbessert und vervollkommnet, er hat so viele neue und praktisch verwendbare Methoden angegeben, daß Mohr's Name wol für immer mit der Titrirmethode verknüpft sein wird. Das in vielen Auflagen bei Vieweg in Braunschweig erschienene, in allen chemischen und technischen Laboratorien fest eingebürgerte „Lehrbuch der chemisch-analytischen Titrirmethode“ enthält die Beschreibung der zur Maßanalyse erforderlichen, großentheils von M. erfundenen Gefäße, sowie die Aufzählung der namentlich für Laboratorien der Industrie so unendlich bedeutungsvollen maßanalytischen Bestimmungen. Es würde den Raum dieser Biographie weit überschreiten, wenn ich auch nur die wichtigsten derselben hier namhaft machen wollte; doch möchte ich wenigstens auf die von M. als Grundlage der Acidimetrie und Alkalimetrie statt Gay-Lussac's Normalschwefelsäure eingeführte, leicht rein zu beschaffende Normaloxalsäure hinweisen und an die classische Chlorbestimmung mit $^{1}/_{10}$ Normalsilberlösung und Kaliumchromat als Indicator erinnern. Das Buch wird für alle Zeiten dem praktischen Chemiker ein treuer Führer sein. Später hat sich M. namentlich mit theoretischen Fragen, und zwar geologischen und chemischen Inhalts beschäftigt, und zwei größere Werke, die 1866 erschienene „Geschichte der Erde“ und die 1868 publicirte „Mechanische Theorie der Affinität und die neuere Chemie“ sind die Früchte dieser Studien. Der Raum dieser Biographie verbietet jedoch auf diese Werke, die sich keine allgemeinere Anerkennung erwarben, näher einzugehen. Wir verdanken M. außerdem eine größere Zahl klar und anziehend geschriebener Aufsätze, die in Westermann's Monatsheften, in der Gäa, der Kölnischen Zeitung ꝛc. erschienen sind und die bestimmt waren, ein größeres Publikum für die verschiedensten Gebiete der Naturwissenschaft zu interessiren.

Ladenburg.

Mohr: Jakob Christian Benjamin M. wurde zu Frankfurt a. M. am 9. October 1778 geboren, erlernte den Buchhandel in der damals berühmten und bekannten Varrentrapp & Wenner'schen Buchhandlung daselbst, arbeitete dann als Gehülfe in der Dieterichschen Buchhandlung zu Göttingen, sodann in der Hoffmann'schen in Hamburg. Er kam im J. 1804 nach Frankfurt a. M. zurück und übernahm die 1801 gegründete Buchhandlung von August Hermann, dessen Wittwe seine Gattin wurde. Diese glückliche Ehe sollte leider nicht lange bestehen, denn M. verlor seine Gattin, nachdem sie ihm drei Töchter und drei Söhne geboren hatte. Von den Söhnen übernahm später Ernst das Sortimentsgeschäft des Vaters, während dessen Bruder Georg eine Druckerei errichtete, aus deren Pressen die meisten der Verlagswerke seines Vaters hervorgingen. Unterdessen hatte der Landesherr Karl Friedrich von Baden die Restauration der Universität Heidelberg ausführen lassen, wodurch dort das Bedürfniß nach einer guten und gediegenen Buchhandlung sich sehr fühlbar machte. Buchhändler M., der schon längst in sehr starkem litterarischen Verkehr mit Heidelberg stand, wurde von dort sehr dringend aufgefordert, eine Buchhandlung daselbst zu gründen.

Mit großer Bereitwilligkeit gab nicht allein die badische Regierung ihre Einwilligung, sondern ertheilte ihm auch das Privilegium zu einer akademischen Buchhandlung. Und nun verband sich M. mit seinem Freunde Zimmer, indem er in Heidelberg die seiner Zeit so bekannte Buchhandlungsfirma „Mohr & Zimmer“ gründete. Dieses Geschäft, welches auf das Innigste mit der neu aufblühenden Universität verbunden war, hat nicht wenig zum großartigen Aufschwung, den die zu neuem Leben gerufene Universität genommen, beigetragen, denn sein Name ist an alle bedeutende Unternehmungen geknüpft, welche von der Universität ausgegangen sind. Von den journalistischen Unternehmungen, die M. begründete, hat er den Heidelberger Jahrbüchern, der Kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft und dem Archiv für civilistische Praxis ihren Fortbestand bis heute, mit Ausnahme der Heidelberger Jahrbücher, die eingingen, gesichert. Und welche glanzvollen Perioden unseres litterarischen Nationallebens spiegeln sich in seinen Verlagsverzeichnissen! Der Göttinger Dichterbund ist vertreten durch dessen bedeutendstes Mitglied, Heinrich Voß, den Uebersetzer Homer's und Sänger der Luise; an unsere classische Epoche erinnern Herder und Jean Paul; die romantische Schule spiegelt sich in Schlegel's Sprache und Weisheit der Inder, in Görres' Volksbüchern und Lohengrin, in Arnim's Wunderhorn; des philosophischen Zeitalters gedenken wir bei den Namen von Fichte, Hegel, Daub und Creuzer. Blättern wir weiter, so finden wir in der Theologie Werke von Marheineke, Daub, de Wette, Rothe, Ullmann, Umbreit, in der juristischen Litteratur die Werke eines Zachariä, Thibaut, Savigny und Mittermaier; in der Alterthumsforschung das Lehrbuch K. F. Hermann's; in der Geschichtschreibung F. Chr. Schlosser's Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, zum Theil Werke, die heute noch nicht ihren Werth verloren und von denen unterdessen verschiedene Auflagen, Um- und Neubearbeitungen erschienen sind. — M. war nicht nur der Verleger der Werke seiner Autoren, sondern er stand auch in dem innigsten freundschaftlichen Verkehr mit denselben; er war ihnen Freund und Berather. Aber auch die Hebung und Veredelung seines Standes lag ihm sehr am Herzen. Er suchte den Buchhandel durch Schrift und That auf die richtige Spur zu bringen, denn er war eben ein Buchhändler, dem sein Stand zugleich ein Ehrentitel war und der in demselben, neben der praktischen, auch die ideale Seite nicht untergehen lassen wollte, seinen Beruf wieder höher stellen und gehalten wissen wollte, statt ihn nur als Handel und Erwerb zu betrachten und möglichst auszubeuten. — Als man versuchte, dem Buchhandel durch die sogenannte „Examinationsfrage“ aufzuhelfen, machte er seine Ansichten über diese in einem Flugblatt bekannt, in dem sich nachfolgende bedeutsame und heute noch zu beherzigende Stellen finden: „Das Unglück unserer Zeit ist das Streben, daß Alles nur durch Schule und Lehrbücher gebildet, Alles, vom Pferd bis zum Esel, dressirt werden soll in geistlichen und weltlichen Dingen, so daß nichts mehr nöthig sein wird als Uniform und Kapuze.“ „Unser deutscher Buchhändlerstand sproßt aus anderem Boden, er ist so recht geeignet zur Selbstbildung und Veredlung. Im steten Umgange mit einer Welt von Menschen, die entweder humane Bildung besitzen oder bildungslustig und fähig sind, getragen von der Wissenschaft und Litteratur in ihrem ganzen Umfange, dadurch mit der ganzen Welt in Verbindung gebracht, nicht blos durch Handel und Wandel, sondern durch das Bedürfniß des freien geistigen Verkehrs bedarf es nur der Hilfe und Fähigkeiten ihren Stand und Beruf begreifender Lehrherren, um taugliche Lehrlinge heranzubilden, sie von der Pike an durch Lehre und Erfahrung zum Geschäfte tauglich zu machen, vor Allem Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit ihnen auf die Reise mitzugeben, die ihnen bei ihrem Austritte aus den Lehrjahren so gewiß in der Folge zustatten kommen, als ihr Stand es im Allgemeinen mit sich bringt, im Stillen ehrlich und treu

zu wirken, dabei Freisinn und Urtheil zu stärken, wozu Material genug unter die Hände kommt.“ Aber auch diese seine Bestrebungen wurden anerkannt und er öfters bei Angelegenheiten, die den Gesammtbuchhandel betrafen, zu Rath gezogen. Auch das Vertrauen seiner Berufsgenossen betraute ihn in den Jahren 1838—1840 mit der Leitung der Vereinsangelegenheiten als Börsenvorstand in Leipzig. Bei der Feier seiner 50jährigen Wirksamkeit als Buchhändler (1851) erhielt er die Anerkennung von Seiten der Universität in Heidelberg durch Verleihung der Doctorwürde der philosophischen Facultät honoris causa, bei welcher Gelegenheit das betreffende Diplom durch eine eigene dazu ernannte Deputation überreicht wurde. Aber auch von anderen Orten des deutschen Vaterlandes gab sich die Theilnahme an dieser Feier kund. M. setzte seine gewohnte Thätigkeit in seinem Berufe fort, sein Geschäft zu immer größerer Blüthe bringend, bis zu seinem am 29. Januar 1854 erfolgten Tode. Auf ihn passen die Worte, die Herder auf Goethe, Mohr's großen Landsmann, anwendet: „in jedem Schritt ein Mann“.

Frommann, Geschichte des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, Leipzig 1875, gr. 8°. — (Findel,) Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, 1854, Nr. 19. — Lorck, Geschichte des Vereins der Buchhändler in Leipzig, Leipzig 1883, gr. 8°. — Heidelberger Jahrbücher 1852, S. VII; 1854 S. VII, VIII. Kelchner.

Mohr: Johann Georg Paul M., Landschaftsmaler, geb. 1808 als der Sohn eines Landmetzgers zu Bordesholm in Holstein, war erst für das Handwerk des Vaters bestimmt, kam endlich zu einem Decorationsmaler in Hamburg in die Lehre und als Geselle nach Dresden. Durch die schöne Natur und den fleißigen Besuch der Galerie, ebenso durch Professor Dahl gefördert, malte M. besonders bei dem Bischof Mauermann selbständige Decorationen und landschaftliche Darstellungen in Leimfarbe. Seit 1836 in München, durchzog M. das baierische Hochgebirge nebst Salzburg und Südtirol, ging dann auf vier Jahre nach Kopenhagen und schließlich wieder nach München, wo er aber schon im Herbste 1843 starb. In dankbarer Erinnerung an den Pfarrer Göttsche in Bordesholm, welcher ihm den ersten Schritt zur Kunst erleichtert hatte, heirathete er dessen Tochter. Seine Bilder waren durch breiten, geistvollen Vortrag und außerordentliche Frische und Wahrheit ausgezeichnet. Zu seinen besten zählt ein „Verfallenes Schloß an der schwedischen Küste“, „Der Prager Judenkirchhof“, eine große Landschaft am Inn mit Fähre und mehrere Waldpartien, welche zu den schönsten Hoffnungen für den leider so frühe seinem Schaffen entrissenen Künstler berechtigten.

Vgl. Raczynski II, 373; III, 599. Nagler 1840, IX, 351. Kunstvereinsbericht für 1843, S. 91. Hamburgisches Künstlerlexikon 1854, S. 169. Seubert 1878, II, 586. Hyac. Holland.

Mohr: Johann Melchior M., ehemaliger helvetischer Minister, geb. im J. 1762, † am 25. Mai 1846, aus einem angesehenen luzernerischen Patriziergeschlecht, studirte einige Jahre an dem von Exjesuiten geleiteten Gymnasium seiner Vaterstadt und trat dann, fast noch im Knabenalter, in französische Dienste, kehrte jedoch bald wieder in die Heimath zurück, um Theologie zu studiren. Zum Priester geweiht, wirkte er eine Zeit lang als Pfarrer in Geiß und wurde schon 1792 zum Canonicus am Collegiatstift zu Luzern befördert. In den aufgeregten Zeiten der französischen Revolution verließ jedoch M. den geistlichen Stand und ward, als im October 1798 der Sitz der helvetischen Regierung von Aarau nach Luzern verlegt wurde, Secretär beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, wo er sich unter Leitung des Wadtländer Begoz schnell in das Verwaltungsfach hineinarbeitete. Er wurde schon im December 1800 Minister

des Unterrichts. Auf seine Anregung faßte die Vollziehungsbehörde den Beschluß, jede Gemeinde habe unter Androhung von Strafe für eine Schule zu sorgen, und jeder Hausvater sei verpflichtet, seine Kinder gehörig unterrichten zu lassen. Ebenso wurde unter seiner Verwaltung Pestalozzi's neue Lehrmethode geprüft und unterstützt, die medicinische Schule in Bern gegründet und manches Andere für Wissenschaft und Volksbildung gethan. Als jedoch in Folge der Ereignisse vom 27./28. October 1801 die helvetische Tagsatzung aufgelöst und an die Stelle derselben ein Senat gesetzt wurde, nahm M. mit den sogenannten Einheitsfreunden die Entlassung und kehrte mit Rüttimann und Meyer nach Luzern zurück, wurde jedoch schon im April 1802 beim Siege der Einheitsfreunde in den neuen unter dem Namen der Notabeln bekannten Verfassungsrath nach Bern zurückberufen. Die Versammlung der Notabeln constituirte sich den 30. April, ernannte M. zu ihrem Präsidenten und beschloß, den Verfassungsentwurf vom 29. Mai 1801 durch eine Siebenercommission, in welche auch M. gewählt wurde, prüfen zu lassen. Am 20. Mai genehmigten die Notabeln die endgiltige Redaction und es wurde die Abstimmung durch eine Proclamation des Kleinen Rathes vom 26. Mai 1802 eröffnet. Im Kanton Luzern, wo ein großer Theil der katholischen Geistlichkeit, der Fürstbischof von Constanz und der bischöfliche Commissar Thaddäus Müller an der Spitze, für die Annahme dieser Verfassung wirkten, ergab sich für dieselbe die absolute Majorität der Stimmfähigen. M., zum Mitglied des ersten constitutionellen Senats ernannt, schloß sich in seiner Zuschrift an die Gemeinden Willisau und Hochdorf, welche ihn zur Annahme der Senatorstelle eingeladen hatten, der Auffassung des bischöflichen Commissars an, wornach die neue Verfassung nichts gegen die Lehre der katholischen Kirche enthalte, weist, ausdrücklich versichernd, er habe sich in der Notabelnversammlung stets bemüht das Ansehen der Religion und die Rechte der Kirche durch die neue Verfassuag zu sichern, darauf hin, daß das theologische Studium von der für Helvetien allgemeinen Lehranstalt nur deswegen ausgeschlossen worden, damit der katholische Jüngling, welcher sich dem Priesterstand widme, von katholischen Lehrern, in katholischen Seminarien seinen Unterricht erhalte, der Kirche aber ihr Eigenthum durch die Verfassung gesichert worden sei, indem der Grundsatz Aufnahme gefunden, daß die Kirchengüter weder veräußert noch ihrer gegenwärtigen Bestimmung entzogen werden dürften und im Kirchlichen endlich weder vom Senat, noch von der Tagsatzung irgend eine Veränderung vorgenommen werden könne, über die man sich vorher nicht mit der oberen geistlichen Behörde berathen und ihre Einwilligung dazu erhalten hätte. Der am 3. Juli eröffnete constitutionelle Senat wählte dann den Landesstatthalter V. Rüttimann zum Interimspräsidenten und M. neben Pidou als Secretär, sodann wurde M. auch in die Commission für Berathung des Reglements und am 8. Juli mit Sprecher, Morell und Mittelholzer in die der inneren Angelegenheiten berufen. M. hat als Senator an allen Schicksalen der Regierung theilgenommen, sich mit ihr nach Lausanne begeben und ist später mit ihr wieder nach Bern zurückgekehrt, nachdem er noch im November 1802 als Staatssecretär das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übernommen und mit Wieland und Sprecher sich der Wahl zum Suppleanten des Vollziehungsraths unterzogen. Als Staatssecretär des Auswärtigen desavouirte er die harten Maßregeln des französischen Gesandten, General Ney, welcher die angesehensten Männer der alten eidgenössischen Partei verhaften und als Staatsgefangene auf die Festung Aarburg abführen ließ, sandte den Senator Stockar von Schaffhausen als außerordentlichen Gesandten nach Regensburg, erlangte durch ihn bei der deutschen Theilungs- und Säcularisationsfrage für die Schweiz günstigere Entschädigungsbedingungen als zu hoffen war und wurde besonders durch die Arbeiten der Consulta in Paris und die ununter-

brochene Correspondenz mit dem schweizerischen Gesandten daselbst in Anspruch genommen. Nachdem M. sodann an die fremden Gesandten eine Abschiedsnote der helvetischen Regierung gerichtet, das Inventarium der Archive dem neuen Landammann d'Affry nach Freiburg überbracht und damit die unvolksthümliche Periode der Helvetik abgeschlossen hatte, zog er sich, der in den helvetischen Räthen stets zur Partei der Gemäßigten hielt und dem von seinen Mitbürgern das schöne Lob ertheilt wurde: „von den Parteien unabhängig stets nur nach seiner besten Ueberzeugung für das Wohl des Vaterlandes gehandelt zu haben", wieder auf sein Canonicat zurück. Von seiner Regierung zweimal zum infulirten Propst und Prälaten seines Stifts ernannt, lehnte er beide Male diese Würde ab und nahm, von allen höheren Stellen und Aemtern zurückgezogen, das extreme Parteigetriebe perhorrescirend, am kirchlichen und politischen Leben stets mit gleicher Liebe zum Vaterland regen Antheil. Nachdem er noch zum Senior seines Stifts vorgerückt, machte am 25. Mai 1846 Morgens 7 Uhr ein Schlagfluß seinem Leben im 84. Altersjahr ein rasches Ende. — Von M. besitzen wir eine Schrift: „Analytischer Versuch zu einer Modification der Einheit im Staate mit Hinsicht auf die Schweiz", Luzern bei Meyer, 1800. M. hält dafür, die Schweizer seien bis anhin nur dem Namen nach ein und dasselbe Volk gewesen. Es seien gegenwärtig (1800) noch nicht 30 Monate verflossen, seitdem die Kantone durch eine fremde Hand zu einem untheilbaren Staate zusammengeschmolzen worden: wie könne man nun da vermuthen, daß in dieser kurzen, jammerreichen Epoche jener Geist der Unabhängigkeit, der in glücklicheren Zeiten bei jedem von ihnen so tiefe Wurzeln geschlagen habe, bereits bis auf die letzte Spur vertilgt sei? Wem es also Ernst damit sei, die Ein- und Untheilbarkeit der helvetischen Republik zu behaupten, der habe darauf bedacht zu sein, diese kleinen Völkerschaften stufenweise zu einem Volke heranzubilden, um endlich einen Nationalcharakter und ein Nationalinteresse herauszubringen. Damit aber jener Geist der Selbstthätigkeit, der noch in den einzelnen Kantonen rege sei, nicht unnöthig gekränkt, sondern ihm vielmehr eine glückliche Richtung zum Nutzen des Ganzen gegeben werde: so will der Verfasser den Abtheilungen des helvetischen Bodens alle jene Freiheit gestatten, welche sie der allgemeinen Wohlfahrt unbeschadet genießen könnten; auf diese Weise will er das Recht mit dem Interesse des Schweizervolkes ausgleichen und beiden Genüge leisten. Dieses große Geschäft der allmählichen Vereinigung zur Einheit werde aber hauptsächlich durch die Erziehung bewirkt, weswegen M. ihre Organisation nirgends weniger als in Helvetien den einzelnen Abtheilungen überlassen will.

Neuer Nekrolog der Deutschen XXIV (1846), 2. Thl., S. 988 u. ff., das Zeitungsblatt „Der Republikaner" von 1802 u. Geschichte des Kantons Luzern von Dr. Casimir Pfyffer, 2. Bd.

P. Meyer von Schauensee.

Mohr: Theodor von M., schweizerischer Historiker; † 1. Juni 1854 in Chur. — M., der unter obigem Namen seine Schriften veröffentlichte, eigentlich aber die Taufnamen Theodosius Conradin trug, wurde am 15. Mai 1794 zu Süs im Unter-Engadin geboren, wo sein Vater Jacob Conradin M. († 1830) evangelischer Pfarrer war. Erst der Theologie, später dem Rechtsstudium sich widmend, ließ M. sich als Rechtsanwalt anfänglich in seinem Heimathorte, dann in Chur nieder, wo er für seinen Beruf einen ausgedehnteren Wirkungskreis und im Umgange mit den Bürgermeistern Christoph von Albertini und Joh. Friedrich von Tscharner, mit Vincenz von Planta und andern hervorragenden Männern die gewünschte geistige Anregung fand. Von seinem heimathlichen Gerichte Ob-Tasna mehrmals in den Großen Rath des Kantons gewählt, trat M. in die öffentlichen Geschäfte, war Mitte der zwanziger Jahre Vice-Canzlei-

director des Kantons Graubünden, 1827 Mitglied der bündnerischen Gesandtschaft an der eidgenössischen Tagsatzung und 1836 Rathsherr der Stadt Chur, wo er sich 1834 das Bürgerrecht erworben hatte. 1842 und wieder 1846 wurde er zum Stadtvogte daselbst erwählt; 1843 vom Großen Rathe zum Bundesstatthalter für den Gotteshausbund. Allein zu der politischen Strömung, die um diese Zeit die Eidgenossenschaft ergriff und bald auch im Kanton Graubünden die Oberhand gewann, fand M. bei seinen sehr entschieden conservativen Grundsätzen sich mehr und mehr im Widerspruch, so daß seine Laufbahn im Staatsdienste seines Kantons mit der kurzen Bekleidung jenes Bundesstatthalteramtes schloß. Seinem Berufe als Anwalt und städtischen Beamtungen zugewandt, widmete er sich jetzt zugleich immer völliger Studien und Arbeiten, die ihn von jeher vorzüglich angezogen. Schon als Studirender in Bern hatte er Abschriften schweizerischer und bündnerischer Urkunden gesammelt, faßte allmählich den Gedanken, eine vollständige Sammlung von Abschriften aller auf die Geschichte von Graubünden bezüglichen Documente anzulegen, und verfolgte mit rastlosem Fleiße dieses Ziel, dem er alle seine Mußezeit widmete. Im gleichen Bestreben gründete er mit Freunden die geschichtforschende Gesellschaft von Graubünden, deren Eröffnung am 21. Mai 1826 durch einen Vortrag von M. eingeleitet wurde, und welcher M. selbst später fast ununterbrochen bis zu seinem Lebensende vorstand. Auch an der Gründung der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz im Herbste 1840 nahm er als Stellvertreter seines Kantons Antheil und stand ihr im Jahr 1851 vor. Für beide Vereine war M. nun eifrig thätig. Für die schweizerische Gesellschaft übernahm er die Leitung des von ihr begründeten Regestenwerkes, das er in ihrem Auftrage 1851 bis 1854 (Chur, bei L. Hitz) in zwei Quartbänden herausgab. Die Regesten des Klosters Disentis in dieser Sammlung sind von M. selbst bearbeitet. Der bündnerischen geschichtforschenden Gesellschaft dienten das von M. ins Leben gerufene „Archiv für die Geschichte der Republik Graubünden“ und der damit verbundene: „Codex diplomaticus. Sammlung der Urkunden zur Geschichte Chur-Rätiens und der Republik Graubünden“. Das Archiv veröffentlichte theils deutsche Bearbeitungen der lateinischen Werke älterer Bündner Historiographen, wie Campell’s (s. Bd. III, 737) und Fortunat Sprecher’s, theils Denkwürdigkeiten bündnerischer Staatsmänner. Der Codex diplomaticus schöpfte aus Mohr’s Sammlung, die in jahrelangen Arbeiten zu gewaltigem Umfange gelangt war. Kann auch Manches in demselben vor einer eingehenden Kritik nicht bestehen, so bildet der Codex dennoch eine sehr werthvolle Sammlung, durch welche die ältesten Documente zur rätischen Geschichte zuerst in vollem Maße zugänglich wurden, und welche neben Eichhorns (Bd. V, 729) Episcopatus Curiensis die wichtigste Quelle zur älteren Geschichte des Landes bleiben wird. Vom Archive und vom Codex erschienen unter Mohr’s Leitung und Namen je zwei Bände 1848—1853 (Chur, bei Leonh. Hitz). Der Codex reicht darin bis zum Jahr 1360. Beide Publicationen setzte der Sohn und Mitarbeiter von M., Conradin von Moor (wie die Familie jetzt sich schreibt), nach des Begründers Tode fort. In seinen letzten Lebenswochen war M., längst genährten Anschauungen folgend, zur katholischen Kirche übergetreten, was in den graubündnerischen Kreisen großes Aufsehen erregte.

Eigene Erinnerung. — Mittheilungen des Herrn C. von Moor. — Bündner Zeitungen und Zeitschriften von 1854. G. v. Wyß.

Mohren: Johannes M. wurde am 29. August 1754 zu Langerwehe, unweit Düren, geboren. Seine Eltern ließen ihn, da er Anlagen zeigte, das Gymnasium zu Düren besuchen. Nachdem er den üblichen philosophischen Cur-

sus bei den Jesuiten in Köln absolvirt hatte, widmete er sich dem Studium der Theologie, dem er vier Jahre, 1773—1777, in Köln oblag. Im folgenden Jahre empfing er die Priesterweihe und wurde zum Leiter der Theologie im Kölner Seminar ernannt, welches Amt er zehn Jahre bekleidete, dann übernahm er die Pfarrei Worringen, kehrte aber bald zu seiner früheren Wirksamkeit im Kölner Seminar zurück. Der Kurfürst Clemens August, der eine Zeit lang Mohren's Schüler gewesen, verlieh ihm ein Canonicat an der Collegiatkirche zum heiligen Cunibert in Köln, daneben setzte M. seine Lehrthätigkeit am Seminare noch fort bis 1828, wo er gleichzeitig das Jubiläum seiner Priesterweihe und des Lectorats feierte. Letzteres gab er von da an auf. Er starb am 20. October 1836. Geraume Zeit nach seinem Tode wurden die von ihm hinterlassenen Schriften und Vorträge von verschiedenen Schülern herausgegeben und zwar von P. J. Houben, damals Pfarrer zu Thorr, die Betrachtungen, 210 an der Zahl, die er im Kölner Seminar vor den Zöglingen gehalten hatte unter dem Titel: „Piae meditationes Johannis Mohren etc.“, Coloniae 1843. Von seinen liturgische Gegenstände betreffenden Manuscripten gab der Kölner Domcapitular und Seminarpräses J. L. S. Weitz das „Compendium rituum ac caerimoniarum missae“, Köln 1844, heraus. Seine Vorlesungen und Dictate über Liturgik waren auf das alte Kölner Brevier und Missale, nicht auf das römische berechnet und wurden herausgegeben mit eigenen Zuthaten von Maria del Monte unter dem Titel: „Expositio ss. missae atque rubricarum seu catechismus liturgicus“, Trier 1847. Alle drei Herausgeber sprechen in den Vorreden mit Achtung von den Vorträgen Mohren's und bekunden, daß dieselben einen nachhaltigen Eindruck auf die Zuhörer gemacht haben.

K. A. H. Kellner.

Mohrenheim: Joseph Jacob Freiherr v. M., Chirurg, war Magister derselben, der Geburtshülfe und der Augenheilkunde, begann seine ärztliche Praxis in Wien und wurde daselbst in der k. k. medicinisch-chirurgisch praktischen Lehranstalt als zweiter Wund- und Augenarzt angestellt. Er wurde später Doctor der Medicin und Chirurgie, gab heraus: „Wienerische Beyträge zur Arzneykunde, Wundarzneykunst und Geburtshilfe“, 2 Bde., Wien 1781, Dessau 1783, und „Beobachtungen verschiedener chirurgischer Vorfälle“, 2 Bde., Wien 1780, Dessau 1783. Im J. 1783 folgte er einem Rufe nach St. Petersburg, wo er als kaiserlich russischer Hofrath und Professor der praktischen Chirurgie und an der Hebammenschule thätig war. Er gab daselbst heraus: „Abhandlung von der Entbindungskunst, verfaßt auf höchsten Befehl Ihrer Majestät der Kayserin aller Reußen zum Nutzen Ihres Reiches“, St. Petersburg 1792 Fol., mit Kupferstichen, Leipzig 1803, ein Prachtwerk, das auf Kosten der Kaiserin Katharina erschien. Er starb im J. 1799. — M. war ein sehr tüchtiger praktischer Chirurg und Augenarzt, dem verschiedene interessante Beobachtungen zu danken sind. Am Bekanntesten ist sein Name durch ein Instrument (Compressorium) geworden, das freilich ohne praktischen Werth ist, mit welchem er die Zusammendrückung der Unter-Schlüsselbein-Schlagader bewirken wollte; die Körperstelle, an der er dies vorzunehmen empfahl, wird noch heutigen Tages die Mohrenheim'sche Grube genannt.

J. G. Bernstein, Geschichte der Chirurgie, Thl. II, 1823, S. 212. — v. Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 18, S. 442.

E. Gurlt.

Möhring: Paul Heinrich Gerhard M., geb. am 21. Juli 1710 zu Jever, † am 28. October 1792 daselbst, war ein Sohn des aus dem Anhalt-Zerbstischen gebürtigen Rectors zu Jever, Gottfried Victor M., nachmaligen

Pastors zu Neuende. Nachdem er seine Vorbildung auf der Schule seiner Vaterstadt erhalten hatte, bezog er 1729, um sich dem Studium der Medicin zu widmen, das Gymnasium Academicum zu Danzig und 1732 die Universität Wittenberg, wo er 1733 zum Doctor promovirt wurde. Er ließ sich dann zu Jever als Arzt nieder, gewann rasch in seltenem Maße das Vertrauen des Publicums und eine ausgedehnte Praxis und wurde von dem Fürsten zu Anhalt-Zerbst, zu dessen Besitzungen die Herrschaft Jever gehörte, 1742 zum Garnisonmedicus und zum Stadt- und Landphysicus und 1743 zum Leibmedicus und Hofrath ernannt. Als Schriftsteller erwarb sich M. nicht nur auf dem Gebiete der Medicin, sondern vorzugsweise auch auf dem Felde der Ornithologie und der Botanik großes Ansehen. Neben umfangreicheren Abhandlungen („Historiae medicinales“, 1739; „Avium genera“, 1752) verfaßte er zahlreiche kleinere Aufsätze, von denen die meisten, in lateinischer Sprache geschrieben, in dem Commercio litterario Noribergensi und den Actis Acad. naturae curiosorum veröffentlicht sind. Die Schrift, welche seinen Namen in der Gelehrtenwelt am bekanntesten gemacht hat, die „Avium genera“, wird als grundlegend für die Eintheilung der Vögel hervorgehoben und hat wiederholte Auflagen erlebt; die Anerkennung seiner Verdienste um die Botanik hat dadurch Ausdruck gefunden, daß Linné eine zu der Familie der Caryophylleae gehörige Pflanzenart nach seinem Namen (Moehringia) benannte. Schon seit 1736 unter dem Namen Diocles secundus unter die Mitglieder der kaiserlichen Akademie der Naturforscher aufgenommen, stand er mit den bedeutendsten Aerzten und Naturforschern in lebhaftem Briefwechsel, der in lateinischer, französischer und holländischer Sprache geführt wurde; es genügt van Doevern in Leyden, Werlhof in Hannover, Hans Sloane in London, den Gründer des britischen Museums, Albrecht v. Haller und Linné zu nennen. Nach einer fast 60jährigen Praxis, die er selbst dann nicht aufgab, als er beinahe erblindet war, und nachdem er noch in seinem 80. Lebensjahre (1790) die Wahl zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg freudig entgegengenommen hatte, starb er 82 Jahre alt, geehrt in seiner Heimath und geachtet im Kreise der Gelehrten.

Ein Verzeichniß seiner Schriften bei Meusel, Lexicon, Bd. IX, S. 205 ff.

Mutzenbecher.

Mohs: Friedrich M., k. k. Bergrath, früher Professor der Mineralogie an der Universität in Wien, einer der bedeutendsten Schüler Werner's und Mitbegründer der wissenschaftlichen Mineralogie, namentlich in Bezug auf Krystallographie, war am 29. Januar 1773 zu Gernrode im Anhalt-Bernburgischen als der Sohn eines Kaufmanns geboren und zur Fortführung des väterlichen Geschäftes bestimmt. Indessen zogen den jungen Mann der Drang nach höherer, wissenschaftlicher Ausbildung und eine entschiedene Neigung zur Naturwissenschaft und Mathematik von diesem Lebenswege ab und führten ihn nach mühsam durch Privatstudium erworbenen Vorkenntnissen 1797 in bereits weit vorgeschrittenem Lebensalter erst auf die Universität Halle a. S., dann auf die Bergakademie in Freiberg, wo er in der Mechanik eine nützliche Anwendung der mathematischen Wissenschaft kennen zu lernen und in Bezug auf Mineralogie sein Wissen in Physik und Chemie vervollständigen zu können hoffte. Hier in Freiberg war es vor Allem Werner, der berühmte Mineraloge und Geognost, welcher den strebsamen M. mächtig anzog und selbst in ein dauerndes inniges Freundschaftsverhältniß zu ihm trat. Dabei versäumte M. insbesondere nicht, sich während seines zweijährigen Aufenthaltes in Freiberg in allen Zweigen des praktischen Bergbaues gründlich auszubilden. Im J. 1804 nahm er, um sich einstweilen praktisch zu beschäftigen, den bescheidenen Dienst eines Steigers bei einem Bergwerke zu Neudorf in seinem Geburtslande an, verließ aber bald wieder diese Stellung, als er zur Einsicht kam,

daß in diesem verwirthschafteten Bergbau ohne Gewährung beträchtlicher Geldmittel zu neuen Anlagen, die ihm jedoch nicht zur Verfügung gestellt wurden, nichts Ersprießliches geleistet werden könne. M. wandte sich wieder nach Freiberg, wo er sich um die durch Lempe's Tod erledigte Mathematikprofessur, jedoch ohne Erfolg, bewarb, dann aber für die Uebernahme einer ihm angebotenen Lehrerstelle an der damals nach dem Muster der Freiberger Bergakademie projectirten neuen Bergschule in Dublin sich vorbereitete. Nebenbei war er bemüht durch eine genaue Schilderung der damals berühmtesten Freiberger Grube „Himmelsfürst“ einen Leitfaden für das Studium der Bergbaukunde zu entwerfen. Diese meisterhafte Arbeit erschien 1804 in Wien unter dem Titel „Beschreibung des Grubengebäudes Himmelsfürst“ als Mohs' erste Publication. Die Errichtung einer Bergakademie in Dublin zog sich indeß in die Länge und unterblieb endlich gänzlich. Deshalb übernahm M. einen anderen Auftrag, der ihm inzwischen zugekommen war, nämlich über die große Mineraliensammlung des Bankiers van der Null in Wien eine ausführliche Beschreibung zu liefern. Bei dieser Arbeit wurde M., wie schon früher, trotz der großen Anhänglichkeit an seinen Lehrer immer mehr dahin gedrängt, an der Richtigkeit der von Werner in der Mineralogie in Anwendung gebrachten systematischen Grundzüge zu zweifeln, weßhalb er sich bemühte, nach besseren Grundlagen zu suchen. Vorläufig veröffentlichte er die oben erwähnte Beschreibung unter dem Titel „Des Herrn van der Null Mineralien-Cabinet“, 1804, 2 Bde. — Kleinere Aufsätze mineralogischen Inhaltes desselben Verfassers brachten Moll's Ephemeriden und Annalen zur Publication, während M. auf vielfachen größeren Reisen und während einer vorübergehenden technischen Verwendung im Bergbaue von Bleiberg in Kärnthen reiche wissenschaftliche und praktische Erfahrungen sammelte. 1810 erhielt er von der österreichischen Regierung den Auftrag, Oesterreich und Böhmen auf das Vorkommen von Porzellanerde zu untersuchen. Bei dieser Gelegenheit machte M. die Bekanntschaft des Erzherzogs Johann, der sodann veranlaßte, daß M. nach Graz zum Ordnen und zur Aufstellung der Mineralien in dem Johanneum daselbst berufen wurde. Hier galt es nun an die Stelle des von M. schon längst als mangelhaft erkannten Werner'schen Mineralsystems ein neues besseres aufzustellen, bei welchem die rein naturhistorische Methode im Sinne Linné's sollte zur Durchführung gebracht werden. Ein kleines Werkchen, „Versuch einer Elementarmethode zur naturhistorischen Bestimmung und Erkennen der Fossilien“, 1812, enthält die Grundgedanken dieses neuen Systems. Inzwischen war M. zum Professor der Mineralogie an dem Johanneum in Graz ernannt worden und fühlte nun als Lehrer erst recht das Bedürfniß nach einer entsprechenden Methode in der Mineralogie und insbesondere der Krystallographie, da die seit Werner übliche, blos beschreibende Behandlung ihm völlig ungenügend schien. Während er unterstützt von seinem Schüler, dem später als Mineraloge hervorragenden W. v. Haidinger die Sammlung aufstellte, arbeitete er zugleich in einem größeren Werke seine Ideen über die naturgemäße Systematik der Mineralien aus, um es seinem Freiberger Freunde, dem Professor der Mineralogie in Dublin, Jameson, zur Beurtheilung vorzulegen. Letzterer erkannte die Wichtigkeit der hier durchgeführten Principien und veranlaßte den Druck in dem Ed. philos. Journal, in welchem es 1816 unter dem Titel „General reflections on various import subjects in Mineralogy“ erschienen ist. Eine größere montanistisch-mineralogische Reise, welche M. kurz darauf mit dem Grafen Bruner unternahm, führte ihn über Berlin, wo er Weiß persönlich kennen lernte, nach England, wo er mit den damals berühmten Gelehrten Brewster, Playfair, Jameson u. A. lebhaft verkehrte. In diese Zeit fällt der Tod Werner's in Freiberg und M. erhielt den ehrenvollen Ruf, die erledigte Stelle einzunehmen. Nach langem Schwanken

bezüglich seiner Verpflichtungen gegen Graz und den Erzherzog Johann nahm M. die Professur in Freiberg an, welche ihm, nach seinem eigenen Ausspruche, die höchste, auf wissenschaftlichem Gebiete zu erreichende Stellung dünkte. Um Michaelis 1817 trat er seine Professur in Freiberg an, in der er, obwol abweichend von Werner lehrend, doch bald ein ähnliches Ansehen sich erwarb, wie sein großer Vorgänger. Aus dieser Zeit stammt das für seine Vorlesungen bestimmte Werk „Die Charakteristik der Klassen, Ordnungen, Geschlechter und Arten der Mineralien“, 1820 (zugleich auch in englischer Uebersetzung und 1821 in einer 2. Auflage erschienen). Diese Schrift, in welcher M. zuerst ein System der Krystallographie aufstellte, brachte ihn in einen lebhaften Streit mit dem Berliner Mineralogen Weiß, welcher behauptete, M. habe das auf Krystallographie Bezügliche von ihm, ohne ihn zu nennen, entnommen. Hierüber wurden mehrere Streitschriften gewechselt und es ist nicht zweifelhaft, daß beide Mineralogen unabhängig von einander in Bezug auf die Betrachtung der Krystalle zu neuen, nahezu gleichen Anschauungen gelangt waren. In weiterer Ausführung seiner Grundsätze ließ M. 1822 den ersten, 1824 den zweiten Band eines „Grundrisses der Mineralogie“ (in englischer Uebersetzung von Haidinger besorgt) erscheinen, in welchem er hoffte die Mineralogie zu einer vollendeten Wissenschaft erhoben zu haben. Als 1826 ein Ruf von Wien an ihn erging, die Professur der Mineralogie an der dortigen Universität zu übernehmen, siedelte M. nach Wien über, wo er zugleich den lebhaftesten Antheil an den Arbeiten in dem Hofmineraliencabinet nahm, dessen Neuaufstellung er bethätigte. Seine Vorträge setzte er bis 1835 fort und benutzte hierbei sein 1832 erschienenes Werk „Leichtfaßliche Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreichs“. 1835 tauschte er seine Professur gegen die mehr mit praktischen Arbeiten verknüpfte, ihm besser zusagende Stellung eines k. k. Bergrathes bei der Hofkammer für Berg- und Münzwesen um, weil er, im Begriffe sich mehr den geognostischen Studien zuzuwenden, hoffte, hier reichere Erfahrungen auf diesem Felde sammeln und durch die dabei gewonnenen factischen Ergebnisse die Schwächen der Werner'schen Lehre der Geognosie beseitigen zu können. Zu diesem Zwecke benutzte er die vielfachen Dienstreisen, welche er bei dieser Stellung in alle Theile des ausgedehnten Landes zu unternehmen Gelegenheit fand. Als die erste Frucht dieser neuen praktischen Aufgabe, die ihm gestellt war, veröffentlichte M. 1838 eine wesentlich auf geognostische Erfahrungen gegründete „Anleitung zum Schürfen“, die in demselben Jahre noch eine 2. Auflage erlebte. M. wollte sich von nun an so ausschließlich geognostischen Studien widmen, daß er selbst die weitere Ausführung des zweiten Bandes seiner Mineralogie — die Physiographie — seinem ausgezeichneten Schüler, dem Professor der Mineralogie in Prag, Zippe, überließ. Doch war es ihm nicht mehr lange vergönnt, sich dieser neuen Thätigkeit widmen zu können. Schon in Freiberg erschien seine Gesundheit geschwächt und in Wien wurde er wiederholt, selbst auf seinen Reisen vielfach von Krankheitsanfällen heimgesucht. Trotzdem hatte M. für den Sommer 1839 eine große Reise in das Gebiet der süditalienischen Vulkane geplant. Auf der Reise dahin überfiel ihn zu Agordo in Südtirol eine heftige Krankheit, welcher er am 29. September 1839 hier erlag. Eine schon 1838 verfaßte Schrift „Die ersten Begriffe der Mineralogie und Geognosie für angehende Bergbeamte“ erschien erst nach seinem Tode 1842 in 2 Bänden. M. war ein vortrefflicher Lehrer, sein Vortrag war klar, streng logisch geordnet und fließend. Er faßte alle Wissenschaft nur als das Ergebniß von Erfahrungen auf. Sein Hauptverdienst um den Fortschritt der mineralogischen Wissenschaften beruht auf seinen Arbeiten über systematische und krystallographische Mineralogie. In erster Beziehung kann M. geradezu als Begründer der auf naturhistorischer Grundlage beruhenden Systematik angesehen werden.

Während Werner sein Mineralsystem (1798) auf die natürliche Verwandtschaft begründete, welche aus der Mischung zu erkennen sei, wobei aber nicht die vorwaltenden Mischungstheile, sondern die charakteristischen für die Zusammengehörigkeit bestimmend seien, glaubte M. sein System blos auf die Annahme gründen zu dürfen, daß die naturhistorischen Eigenschaften der Kennzeichen der Mineralien durch die Gestalt, Theilbarkeit, durch die Härte und das specifische Gewicht gegeben seien, wogegen — in schroffstem Gegensatz zu der Berzelius'schen Auffassung — das chemische Verhalten und die chemische Zusammensetzung solche Anhaltspunkte nicht bieten könne. M. stellt sich ganz auf den Standpunkt des systematisirenden Zoologen und Botanikers, verfährt bei Aufstellung seines Systems zwar sehr scharfsinnig und consequent, setzt aber offenbar die Methode über die Natur der Sache, welche unbestreitbar aufs innigste mit dem chemischen Wesen eines Minerals zusammenhängt. Es hat sich daher auch das Mohs'sche Mineralsystem trotz seiner Vorzüge in der Wissenschaft dauernde Geltung nicht zu erringen vermocht. Die seinem System logisch angepaßte Nomenclatur schließt sich eng an die Linné'sche Bezeichnungsweise an, indem durch einen Beisatz zu dem Ordnungsnamen das Geschlecht und durch ein weiteres Beiwort die Species bezeichnet wird, wie z. B. Ordnung: Spath, Geschlechtsname: Triphan-Spath und Species: prismatischer Triphan-Spath (sonst Spodumen) und axotomer Triphan-Spath (sonst Prehnit) 2c. Diese streng logisch durchgeführte Bezeichnungsweise würde in der That sich sehr empfehlen, wenn es nur ein einziges, allgemein gültiges Mineralsystem gäbe. Da dies aber nicht der Fall ist, so würde für jedes neues Mineralsystem auch eine neue Nomenclatur erforderlich sein, was zu grenzenloser Verwirrung führen müßte. Dauernderes leistete M. auf dem Gebiete der Krystallographie und es kann gesagt werden, daß eine genauere krystallographische Unterscheidung der ähnlichen Mineralspecies erst mit M. und seiner Schule beginnt. Er theilt mit seinem Zeitgenossen S. Weiß in Berlin sich in die Ehre, nach Romé de l'Isle und Hauy das Meiste zur Förderung dieses Zweigs der Mineralogie gethan zu haben, indem er die Krystalle in bestimmte Systeme zu bringen lehrte, die krystallographischen Begriffe schärfer bezeichnete, die Terminologie regelte und den Unterschied zwischen Krystallreihen und Krystallsystemen scharf hervorhob. Auch sprach er die Gesetze der Krystallcombinationen bestimmter aus. M. stand in Wien in großem Ansehen und erwarb sich durch seinen anziehenden Vortrag und liebenswürdigen Umgang eine große Anzahl dankbarer Schüler, die im Verein mit den Montanbeamten ihm im Garten des Johanneum in Graz ein Monument errichteten. Eine Abänderung von Titaneisen hat zum Andenken an den vortrefflichen Mineralogen die Bezeichnung Mohsit erhalten.

F. Mohs und s. Wirken in wissensch. Hinsicht, Wien 1843. — v. Kobell's Geschichte der Mineralogie. v. Gümbel.

Moehsen: Johann Karl Wilhelm M., Arzt, ist den 9. Mai 1722 in Berlin geboren, wo sein Großvater Horch als Leibarzt am Hofe des Königs Friedrich Wilhelm I. lebte. — Von der lebhaftesten Neigung für die medicinische Laufbahn erfüllt, studirte er zuerst in Jena, später in Halle (unter Hoffmann) Medicin und wurde hier nach Vertheidigung seiner Inauguraldissertation „De passionis iliacae caussis et curatione“ 1741 zum Doctor der Medicin promovirt. Er habilitirte sich im Jahre darauf in seiner Vaterstadt als Arzt und trat hier alsbald die früher von seinem Großvater bekleidete Stelle eines Arztes am Joachimsthal'schen Gymnasium an, wo er sich nicht nur durch seine Bemühungen um das leibliche Wohl seiner Pflegebefohlenen, sondern auch durch das humane Entgegenkommen, das er ihnen erwies, die allgemeine Liebe erwarb. Schon im J. 1747, in einem Alter von 25 Jahren, wurde er zum Mitgliede des Ober-Medicinalcollegiums und alsbald zum Physikus des Teltow'schen

Kreises, 1763 zum Mitgliede des Ober-Sanitätscollegiums, 1766 zum Arzte am Cadettencorps und an der Ritterakademie und 1778 zum Leibarzte Friedrich des Großen ernannt, den er auf dem Feldzuge im bairischen Erbfolgekriege begleitete. Diesen glänzenden Erfolgen in der von ihm eingeschlagenen medicinischen Laufbahn entsprach die Anerkennung, welche seinen wissenschaftlichen Leistungen von zahlreichen gelehrten Gesellschaften, der Leopoldinischen Akademie der Naturforscher, der Berliner Akademie der Wissenschaften, der medicinischen Gesellschaft zu Paris u. A. durch seine Wahl zu ihrem Mitgliede zu Theil geworden ist. — M. starb, von der wissenschaftlichen Welt, seinen Freunden und Mitbürgern, unter welchen er als stark beschäftigter Arzt viele zu seinen Clienten zählte, tief betrauert, am 22. September 1795, nachdem es ihm vergönnt gewesen war einige Jahre zuvor sein 50jähriges Doctorjubiläum zu feiern. — M. ist eine ungemein glücklich veranlagte Natur gewesen. Mit einer seltenen Allgemeinbildung in Künsten und Wissenschaften ausgestattet, die ihn zu einem der gelehrtesten und gebildetsten Aerzte seiner Zeit erhob, verband er einen philosophisch geschulten Geist und ein volles Verständniß von dem Werthe historischer Forschungen für die wissenschaftliche Ausbildung der Medicin. — Neben der praktischen Ausübung der Heilkunde als Arzt und Beamter bildete denn auch das Gebiet der Geschichte der Wissenschaft den Hauptgegenstand seiner Thätigkeit; die Ziele, welche er sich für seine Forschungen auf demselben gesteckt hatte, erstreckten sich anfangs über weitere Kreise, später beschränkte er sich wesentlich auf ein engeres Gebiet, auf sein Vaterland, die Mark Brandenburg, alle seine historischen Arbeiten aber tragen den Stempel exactester Gründlichkeit und Treue und bieten ein besonderes Interesse durch die gleichzeitige Benutzung von Kunst-, speciell Münz- und Medaillen-Sammlungen, welche er zum Theil selbst angelegt, zum Theil in den königlichen Instituten vorgefunden und deren Studium er für die Erweiterung und Befruchtung der Buchgelehrsamkeit richtig beurtheilt hatte. Nicht mit Unrecht stellt ihn sein Biograph Meierotto daher an die Seite von Charles Patin, dem er aber an ästhetischem Geschmack, philosophischem Geiste und Bescheidenheit weit überlegen war. — Außer einigen kleineren litterar-historischen Arbeiten („De manuscriptis medicis, quae inter codices Bibliothecae regiae Berolinensis servantur“ II Epistolae 1746, 1747. — „Versuch einer historischen Nachricht von der künstlichen Gold- und Silberarbeit in den ältesten Zeiten“, 1757. — „Commentatio de medicis equestri dignitate ornatis“, 1768) und einigen medicinisch-forensischen Journalartikeln (abgedruckt in dem Magazin für gerichtliche Arzneikunde und medicinische Polizei und in Pyl’s Repertorium für die öffentliche und gerichtliche Arzneiwissenschaft) hat er veröffentlicht: „Verzeichniß einer Sammlung von Bildnissen größtentheils berühmter Aerzte ꝛc.“, 1771, mit zahlreichen Anmerkungen zur Geschichte der Arzneikunde und der Kunst, auch mit einigen radirten Vignetten versehen, ferner „Beschreibung einer Berlinischen Medaillensammlung, die vorzüglich aus Gedächtnißmünzen berühmter Aerzte besteht ꝛc.“, 2 Thle., 1773, 1781, der zweite Theil auch unter dem Titel „Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg, besonders der Arzneiwissenschaft, von den ältesten Zeiten an bis zum Ende des 16. Jahrhunderts ꝛc.“, in welchem auch zahlreiche Nachrichten über die Geschichte der Mark in dem älteren und mittleren Zeitalter, über die Einwohner, über Handlung, Münzwesen ꝛc. mitgetheilt werden. Seine letzte Arbeit sind „Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg von den ältesten Zeiten an bis zu Ende des 16. Jahrhunderts“, 1783, welche das Leben Leonhard Thurneisers zum Thurm, als Beitrag zur Geschichte der Alchymie und der Wissenschaften und Künste jener Zeit in der Mark Brandenburg, ferner Fragmente zu einer Geschichte der Chirurgie (1417—1498) und ein Verzeichniß der Dom- und Collegiatstifter, sowie der Mönchs- und Nonnen-

klöster, welche in der Mark Brandenburg bestanden hatten oder von den Landesfürsten außerhalb der Mark gestiftet waren, umfassen. — Auch ist M. der Bearbeiter des 2. und 3. Stückes der „Sammlung merkwürdiger Erfahrungen, die den Werth und großen Nutzen der Pockeninoculation näher bestimmen“, 1775, mit historischen Nachrichten über die erste Einführung von Tauf- und Sterbelisten. — Die hinterlassenen Kunstsammlungen Moehsen's sind den königlichen Sammlungen in Berlin einverleibt worden.

Ueber M.'s Leben und Schriften vgl. Meierotto, Beitrag zur Geschichte Herrn J. C. M. als Schriftsteller, 1799 (Gedächtnißrede in der Akademie der Wissenschaften in Berlin d. 26. Jan. 1797 gehalten) und Schmidt und Mehring, Neuestes gelehrtes Berlin, Berl. 1795, Bd. II S. 37—41.

A. Hirsch.

Moibanus: Ambrosius M., ein um die Einführung der Reformation in Breslau hochverdienter Theologe, war der Sohn eines wohlhabenden Schuhmachers und am 4. April 1494 in Breslau geboren. Nachdem er die Schulen seiner Vaterstadt wie die in Neiße absolvirt und eine Zeit lang an der Schule zum heiligen Leichnam in Breslau als Unterlehrer (synergus) selber unterrichtet hatte, begab er sich zur Vollendung seiner Studien nach Krakau und von dort nach Erwerbung des Baccalaureats nach Wien, wo er Magister wurde. Nach seiner Rückkehr bestellte ihn Bischof Thurzo 1518 zum Rector der Domschule, von welcher er jedoch 1520 vom Breslauer Rath als Rector an die Magdalenenschule berufen wurde. Die Ereignisse in Wittenberg bestimmten M., seine Studien noch einmal aufzunehmen, und ein Stipendium des Raths gewährte die dazu erforderlichen Mittel. Die Nachricht, daß er, um hebräisch zu lernen, zu Reuchlin nach Ingolstadt und mit diesem alsdann nach Tübingen gegangen sei, ist mit anderweitig urkundlich bezeugten Daten indeß nicht vereinbar; M. begab sich vielmehr nach Wittenberg, wo er am 16. April 1523 inscribirt worden ist. Von dort berief ihn der Breslauer Rath 1525 zum Pfarrer an die vom Meister von St. Matthias der Stadt unmittelbar zuvor abgetretene Elisabethkirche unter der Bedingung, sich in Wittenberg zuvor das Doctorat der Theologie zu erwerben, welches ihm am 26. Juni 1525 ertheilt wurde. In Breslau dachte damals noch Niemand an die Möglichkeit einer Kirchentrennung und so bestätigte der Bischof M. in dem ihm übertragenen Amte gegen das Versprechen, das Wort Gottes ohne Tumult und Aufruhr zu predigen, hinter dem Rücken des Bischofs in den Ceremonien auf eigne Hand nichts zu ändern, ihn, den Bischof, als seinen Vorgesetzten anzuerkennen und sich die höheren Weihen (M. war blos Acoluth der Breslauer Kirche) nach Vorschrift der römischen Kirche in der dazu bestimmten Zeit ertheilen zu lassen. Das Letztere ist unterblieben, da der Weihbischof die Ordination, zu deren Ertheilung außerhalb der dazu vorgeschriebenen Zeit es einer besonderen päpstlichen Erlaubniß bedurfte, für den Augenblick versagen mußte und M. in dem Segenswunsche, mit welchem ihn der Bischof entlassen hatte: „Gehe hin und predige das Evangelium Christi!“ den Ersatz für die ihm fehlende Priesterweihe erblickte. Seine Gegner haben ihm diesen Mangel nie verziehen. Qui absque sacrorum ordinum susceptione, schreibt Cochläus 1547 über ihn an den Cardinal Contarini, pastoralem sibi usurpat curam in hac urbe. Ueberall ging M. mit seinem Amtsgenossen Heß an der Magdalenenkirche Hand in Hand und obschon beide sich verheiratheten, so hörte Bischof Jacobus von Salza doch nicht auf, sie nach wie vor als seine ihm untergebenen Söhne zu betrachten, wie andererseits auch M. den Nachfolger Jacobs auf dem bischöflichen Stuhl, Balthasar v. Promnitz, in einem lateinischen Gratulationsschreiben als seinen Bischof auf das herzlichste begrüßte. M. war mehr Gelehrter als Prediger.

Ueber sein Predigen urtheilt Andreas Osiander sehr absprechend. Zur Befestigung der Jugend in der evangelischen Lehre verfaßte M.: „Catechismi capita X, primum quibusdam thematis, deinde etiam colloquiis puerilibus illustrata, juventuti Vratislaviensi proposita“, dessen zweite Ausgabe 1538 mit einer Vorrede Melanchthon's erschien. Moibanus' Dedication ist datirt 1537 die Ambrosii (4. April). Der Katechismus besteht aus einer Anzahl kurzer Sätze (themata) über die evangelischen Hauptlehren (Justitia, lex, evangelium, Christus, duo sacramenta, baptismus, eucharistia, caritas, vocatio, oratio), etwa 11 Octavseiten füllend, welche in 15 Colloquien ausführlicher erläutert werden. 1535 erschien eine deutsche Ausgabe desselben mit einer Vorrede von Caspar Cruciger unter dem Titel: „Catechismus Auff zehen Artikel Götlicher schrifft gestellet, wie man fur Gott und den menschen ein Christlich frumes leben füren sol. Durch D. Ambrosium Moibanum, Pfarrer zu Breslaw“. 8⁰. 156 Blätter. Die themata des lateinischen Katechismus kehren hier als „Aussprüche“ in wörtlicher Uebersetzung wieder, die Begründung und Ausführung derselben aber ist eine neue, selbständige Arbeit. Daß M. 1539 dem Bischof als Anhänger Zwingli's verdächtigt werden konnte, erklärt sich aus seiner milden, in erster Linie die geistige Aneignung des Segens des Todes Jesu betonenden Abendmahlslehre; er beruft sich weder auf Luther noch Zwingli, noch irgend eine menschliche Autorität, sondern allein auf die heilige Schrift. Auch war er unbefangen genug, Calvin's Verdienste um die Reformation anzuerkennen und in einem warmen, freundschaftlichen Briefe litterarische Verbindung mit ihm anzuknüpfen. Um die Kenntniß der Grundsprachen der heiligen Schrift zu verbreiten, fing er 1547 an das Hebräische öffentlich zu lehren. In seinen Studien war er so unermüdlich, daß er 1551 noch daran dachte arabisch zu lernen, wie wir aus einem Briefe an seinen in Padua studirenden Sohn erfahren, dem er aufträgt, eine in Venedig erschienene arabische Grammatik für ihn zu kaufen. Tief betrauert von seiner Gemeinde wie vom Rathe der Stadt starb er den 16. Januar 1554.

Kundmann, Silesii in nummis, p. 279 ss. Fibiger, Gewaltthätig eingerissenes Lutherthum, I. 153 ff. Ehrhardt, Presbyterologie, I. 90 ff., 175 ff. Schmeidler, Geschichte der Elisabethkirche. Köstlin, Johann Heß, in der Zeitschrift für Geschichte u. Alterthum Schlesiens, VI. 118 ff., 210 ff., XII. 418.

Schimmelpfennig.

Mojsisovics: Georg M., Edler von Moisvár, Chirurg, war am 20. April 1799 zu Ivankofalva im Thuroczer Comitat in Ungarn geboren, studirte in Pest und Wien, wurde daselbst 1826 Doctor und 1827 in das k. k. Operationsinstitut aufgenommen, wo er 1829 das Diplom eines Operateurs erhielt, nachdem er schon 1828 zum Assistenten der chirurgischen Schule an der Wiener Universität ernannt worden war. Er wirkte in dieser Stellung mit großem Eifer, erhielt 1832 die Stelle eines Primarwundarztes am Allgemeinen Krankenhause und versah fünf Jahre lang die chirurgische und Augenkranken-Klinik. Sein auf den Fortschritt der Wissenschaft gerichteter Sinn benutzte das ihm zu Gebote stehende sehr bedeutende Beobachtungsmaterial, um feste Principien für die Diagnose und Behandlung der ihn besonders angehenden Erkrankungen und Verletzungen zu gewinnen und führte ihn dahin, unter Verwerfung aller complicirten und kostspieligen Maschinen nur die einfachsten, überall leicht herzustellenden Vorrichtungen anzuwenden. Zu seinen Erfindungen gehört eine sehr eigenthümliche, von der gewöhnlichen vollständig abweichende Behandlungsweise der Oberschenkelbrüche, durch die er eine Heilung ohne Zurückbleiben von Verkürzung herbeizuführen hoffte. Das Verfahren ist beschrieben in seiner „Darstellung der Aequilibrial-Methode zur sicheren Heilung der Oberschenkelbrüche ohne Verkürzung“, Wien 1842, mit vier Tafeln. Für die Behandlung

der Syphilis empfahl er statt des Quecksilbers dringend die Jodpräparate in einer Schrift: „Darstellung einer sicheren und schnellen Heilmethode der Syphilis durch Jod-Präparate", Wien 1845. Auch den Bädern sowol in seinem engeren Vaterlande Ungarn (zu Szliacs, Fösteny, Füred, Mehadia), als denen in Oesterreich (Karlsbad, Ischl, Gastein) wendete er durch Abhandlungen in den Oesterreichischen medicinischen Jahrbüchern und anderen Fachblättern seine besondere Aufmerksamkeit zu und war namentlich um die Einführung der Molke und deren zweckmäßige Bereitung in den verschiedenen Kurorten bemüht. Nach der Gründung der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien war er eines der thätigsten Mitglieder derselben und wurde im J. 1858 wegen seiner Verdienste um die Wissenschaft mit dem obengenannten Prädicate in den Adelstand erhoben. Er starb am 10. März 1860, nachdem er sich in der Chirurgie ein ehrenvolles Denkmal gestiftet hatte.

v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 18 S. 450.

E. Gurlt.

Moker: Anton M., Schulmann und Universitätslehrer, stammte aus einer ehrsamen Bürgerfamilie Hildesheims und wurde als Sohn des Michael M. und der Katharina Roder um das Jahr 1540 geboren. Seine erste Bildung empfing er auf der Andreasschule seiner Vaterstadt, trat dann, nach dem frühen Tode des Vaters, als Instructor in das Haus des Bürgermeisters Johann Kniphoff und bezog Ostern 1560, unterstützt von seinem kinderlosen und bemittelten Oheim Heinrich Roder, dem Bruder seiner Mutter und Bürgermeister der Neustadt Hildesheim, die Universität Erfurt, wo er in dem von Tilemann Brandis, Canonicus und Propst zum heiligen Kreuz in Hildesheim, im J. 1521 für Hildesheimer Stadtkinder gegründeten Collegium Saxonicum Aufnahme fand. 1564 erwarb er die Magisterwürde der artistischen Facultät und begann damit zugleich seine akademische Lehrthätigkeit im Fache der beiden classischen Sprachen. Diese war in erster Linie den Angehörigen des Collegium Saxonicum gewidmet, da er schon im J. 1562 zum Decan desselben erwählt worden war, was er bis 1572 blieb, und als solcher neben der Besorgung der ökonomischen Angelegenheiten des Collegs auch die wissenschaftliche Weiterbildung und die Lebensführung der Mitglieder zu überwachen hatte, bezog sich aber auch auf weitere Kreise. Namentlich hatte er im Auftrage des jeweiligen Decans der Facultät bei den Magisterpromotionen schwierigere Fragen aus den Schriften des Aristoteles selbst zu erörtern oder von Promovenden erörtern zu lassen, zuerst im J. 1565. Auch größere Reden pflegte er bei solchen Anlässen zu halten, so 1566 „De dignitate, necessitate, utilitate et iucunditate scholarum atque vitae studiosorum", 1579 „De artibus et philosophia eiusque cultoribus". Er übernahm dann die Professur der Poesie, 1581 auch die des Griechischen und las in dieser Stellung in den ersten drei Semestern über Hesiod, seit 1582 über Homer's Iliade, ein Colleg, das er mit der Oratio de Homero et poemate ipsius einleitete, im Ganzen der Auffassung Plutarch's folgend, daher für ihn der Werth der Homerlectüre auf der Fülle der Wörter, der poetischen und rhetorischen Kunst, der lebendigen Schilderung bedeutender Menschen, den aus Homer zu entnehmenden mythologischen, historischen und sonstigen positiven Kenntnissen, endlich den zahlreichen Weisheitssprüchen des Dichters beruht. Daneben erklärte er Ovid's Metamorphosen, so im Winter 1587/88. Eine Erweiterung erfuhr seine Lehrthätigkeit noch durch die Professur der Ethik, die er mit Beginn des Sommersemesters 1589 übernahm und zwar mit der einleitenden „Oratio in commendationem et laudem Ethicorum Aristotelis ad Nicomachum". Inzwischen hatte seine bewährte Tüchtigkeit ihm die Ehre gebracht, am 11. October 1587 zum Rector der Universität für das Stu-

dienjahr 1587/88 erwählt zu werden. Angesichts des nicht eben blühenden Zustandes derselben und der schwierigen Zeitverhältnisse, die nach allgemein, auch von M. geglaubten Prophezeihungen sich im J. 1588 besonders unheilvoll gestalten sollten, nahm M. das Amt erst nach dreitägiger Bedenkzeit widerstrebend an, wurde aber dann trotz seiner Abneigung auch für das Jahr 1588/89 wieder gewählt. Jedenfalls hat er sich seiner Aufgabe mit großem Eifer gewidmet. Namentlich suchte er auf ein gesitteteres Verhalten der Studentenschaft hinzuwirken und ihr den Geist der Ehrfurcht vor der Obrigkeit und den kirchlichen Institutionen einzupflanzen. Er ergriff deshalb die Gelegenheit bei den großen Kirchenfesten durch längere Proclamationen die Jugend zur Vermeidung jeglichen Unfugs, zu bescheidenem, angemessenem Lebenswandel, zum regelmäßigen Besuche des Gottesdienstes aufzufordern und benutzte in ähnlichem Sinne die Begräbnisse von Angehörigen der Universität oder von Magistratspersonen, an denen Professoren und Studenten sich zu betheiligen hatten. Wie weit er damit Erfolge erzielte, mag dahingestellt bleiben; sicher ist, daß die Frequenz der Universität während seiner Rectoratsjahre erheblich wuchs. Waren 1585 65, 1586 94 Studenten immatriculirt worden, so stieg diese Zahl im J. 1587 auf 168, im J. 1588 belief sie sich auf 140, während sie nachher wieder sank. Am 17. November 1589 legte M. sein Rectorat in der üblichen Weise nieder, um sich nun ganz seiner Lehraufgabe zu widmen. Diese bezog sich nun keineswegs nur auf die Universität. Er war vielmehr schon bald nach 1564 auch als Schulmann thätig und zwar zuerst als Leiter einer der städtischen Parochialschulen, nämlich der zu St. Michaelis; 1583 aber wurde er auf Vorschlag der Rathsinspectoren zum Rector des Rathsgymnasiums gewählt, das im J. 1561 aus der Abtrennung der beiden obersten Klassen von der Severischule entstanden war und seinen Sitz im altberühmten Augustinerkloster erhalten hatte (daher Paedagogium in coenobio Erphordiano ad S. Augustinum). Den Lehrplan und die Disciplinarordnung der neuen Anstalt hatte zunächst der erste Rector Paul Dumerich (1561—1583) entworfen, der treffliche Basilius Faber, sein Mitarbeiter, der Leiter des Alumnats und des Chores (paedagogarcha) (s. VI, 488 ff.), im J. 1571 in manchen Einzelheiten modificirt. Auch M. hielt manche Aenderung für zweckmäßig. Die Zahl der lateinischen Stunden, die Faber in Prima von 13 auf 9, in Secunda von 19 auf 11 herabgesetzt hatte, erhöhte er in der ersteren Klasse wieder auf 12, in der letzteren auf 14, während dem Griechischen wie bisher in jeder Klasse nur vier Stunden verblieben. Dagegen beseitigte er den besonderen Unterricht in der Rhetorik (2 Stunden), deren wesentliche Punkte bei Gelegenheit der Lectüre von Cic. pro Archia zur Erörterung kommen sollten, weiter die Arithmetik (nur die vier Species sollten in wenigen Stunden eingeübt, alles Weitere der Universität überlassen bleiben), endlich den von Faber — eine merkwürdige Ausnahme! — eingeführten Unterricht in der Weltgeschichte (2 Stunden combinirt), wofür allerdings 2 Stunden biblische Geschichte in Secunda nach Georg Fabricius' Historiae sacrae eintraten, während weltgeschichtliche Daten bei den lateinischen Exercitien eingeprägt werden sollten. Zu dem zweistündigen combinirten Religionsunterricht fügte M. noch zwei Stunden Lectüre der Psalmen nach Eoban Hesse, unverändert ließ er Dialectik (2 Stunden in I) und Musik (2 Stunden combinirt). Einigermaßen erweitert erscheint der Kreis der lateinischen und griechischen Lectüre. Dort wurden Cic. Epist., pro Archia, Vergil. Aeneis und Bucol., Terenz und Ovid's Tristien gelesen, hier Theognis in Prima durch leichtere Reden des Isokrates ersetzt; der Secunda blieb Phocylides. Der Lehrplan von 1588 änderte an alledem nichts wesentliches; nur im Griechischen schrieb er wieder Theognis und nach ihm Hesiod vor. In denselben Jahren (1561, 1571, 1583) erschienen die verschiedenen Redactionen der Schulordnung, die erste von Dumerich, die

zweite von Faber, speciell für die Chorschüler berechnete Bestimmungen enthaltend, die dritte von M., der dann in der Redaction vom Jahre 1588 die Schulgesetze in Distichen brachte (mit der Lehrordnung abgedruckt im Anhang zu Moker's „Historia passionis", Erfurt 1588, im Auszuge bei Weißenborn, Hierana II, 1862, 42 ff., die versificirten Schulgesetze daselbst im Anhange S. 1 ff.). Die Bestimmungen sind die aus der Natur der Sache sich ergebenden und deshalb immer wiederkehrenden; besonderes Gewicht wird auf die Pflege sittlich religiösen Geistes und auf die unausgesetzte Uebung des Lateinsprechens gelegt, dessen Versäumniß selbst im Verkehr der Schüler untereinander streng bestraft wird, alles im Geiste Melanchthon's und Johann Sturm's. Welches Ansehen M. auch als Schulmann sich erworben, beweist namentlich das von ihm verlangte Gutachten über die Organisation der Erfurter Parochialschulen, die er theils als höhere Bürgerschulen, theils als Vorbereitungsanstalten für das Rathsgymnasium betrachtet; daher die Betonung des confessionellen Religionsunterrichts und des Latein (1588, gedruckt im Anhange zu den Schulgesetzen von 1588, s. Weißenborn a. a. O. 45 f.). — Bis 1602 hat M. das arbeitsvolle Doppelamt eines Universitätsprofessors und Gymnasialrectors getragen; in jenem Jahre zog er sich auf seine akademische Stellung zurück, welche ihm übrigens noch dreimal, in den Jahren 1598, 1600 und 1601 das Decanat der philosophischen Facultät brachte, und wohnte seitdem in der sogenannten Engelsburg hinter Allerheiligen, um dem Collegium magnum näher zu sein. Daß er in der Bierbrauerei, zu der die Berechtigung wol auf seinem Hause lag, einen Nebenerwerb suchte, wurde ihm damals schwerlich verargt, wie denn Aehnliches auch anderwärts vorkam. Ein gewisser praktischer Sinn scheint ihm überhaupt eigen gewesen zu sein, das bezeugen nicht nur manche Abschnitte seiner „Hyldesia Saxoniae", sondern auch seine Wahl in den Rath als Untergelderherr (1605). Er starb im J. 1605. Von seinen Familienverhältnissen wissen wir nur, daß er im J. 1572 mit Lydia, Tochter des Johann v. Reis, Bürgermeisters der freien Reichsstadt Mühlhausen i. Th., sich vermählte. Moker's schriftstellerische Thätigkeit ist durchweg aus seinem Lehrberufe herausgewachsen. Seine erste Publication waren die „Poemata in III libros distributa", Erfurt 1564. Dieser folgte die „Hyldesia Saxoniae" (Frankfurt 1573), hervorgegangen aus seiner Verpflichtung, seinen Zöglingen ein Musterbeispiel für eine laudatio patriae vorzuführen, daher auch studiosis Erphordiae in Saxonico Collegio proposita, keine wissenschaftliche Arbeit, wie er selbst betont, in ihrem historischen Theile besonders nach des trefflichen Albert Krantz „Saxonia" (s. XVII, 43 f.), von der im J. 1563 Moker's College Faber eine deutsche Uebersetzung herausgab, geschrieben, aber eine Zusammenfassung des Wesentlichen aus der Geschichte Hildesheims im Anschluß an die Reihe seiner Bischöfe und nicht ohne eine gewisse Kritik, die sich namentlich in der ablehnenden Behandlung der Gründungsfabeln kundgibt, selbständig in der Beschreibung der Stadt und hier an C. Celtes' berühmte Schilderung Nürnbergs erinnernd, in jedem Falle ein Zeugniß warmer Anhänglichkeit an die Heimath und jener halbantiken Gesinnung des Humanisten, die in den blühenden Stadtgemeinden Deutschlands Abbilder der politischen Gestaltungen des Alterthums sah. Ebenso in usum scholasticae iuventutis bestimmt war die „Historia passionis, mortis, sepulturae et resurrectionis Jesu Christi, heroico carmine reddita" (1588); in der Fastenzeit ließ er sie in seinem Gymnasium lesen. Eine Sammlung endlich von Universitäts- und Schulschriften ist sein „Opusculum, continens orationes et programmata sive intimationes publice recitatas et propositas sub biennali rectoratu in academia Erphordiana, item aliquot quaestiones philosophicas, publicis congressibus et magistrorum promotionibus explicatas", Erfurt 1591, wichtig auch für die Kenntniß seines Lebens. Umfassende Belesenheit in beiden antiken

Litteraturen, Geschick in der Auffassung und Gestaltung des Gegenstandes, ernster Eifer für die sittlich-religiöse und wissenschaftliche Bildung der Jugend zum Dienste nicht nur der Kirche, sondern auch des Staates, warme Anhänglichkeit an seine Vaterstadt und die lutherische Kirche treten in allen seinen Schriften hervor.

Motschmann, Erfordia litterata I, 46 ff. Weißenborn, Hierana II (1862), 40 ff., III (1867), S. 117. Acten der Erfurter Universität, hrsg. von Weißenborn II (1884), 399, 461 f., 466, 469, 485, 494. Für sein früheres Leben bietet die wichtigsten Daten das Carmen nuptiale des Mag. Ludolf Elckenrodt v. 1572, im Opusc. 235 ff., für seine akademische Thätigkeit das Opusculum u. die Acten der Universität. Der Name lautet Möker, Möcker, am häufigsten Moker mit langer Stammsilbe. Otto Kaemmel.

Molanus: Gerhard Wolter M., Abt von Loccum, einflußreicher lutherischer Theolog und Kirchenpolitiker des 17. Jahrhunderts, geb. am 22. November (1. October) 1633 zu Hameln, † am 7. September 1722 zu Hannover. — Er war der Sohn eines Advocaten und Syndicus zu Hameln, N. van der Muelen, besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, studierte zu Helmstädt unter Georg Calixt († 1656) und dessen Collegen und Schülern Titius, Hildebrand, Conring u. A. Philosophie und Theologie und eignete sich hier sowol den milden und irenischen theologisch-kirchlichen Standpunkt als die Universalität des Wissens an, die zum Charakter der Juliusuniversität im 17. Jahrhundert gehörten. 1659 wurde er an die hessische Universität Rinteln berufen, wo damals nach Beendigung des strengen Lutherthums die irenische Richtung der Helmstädter die herrschende wurde. Dort wirkte er im Ganzen 15 Jahre, zuerst als ordentlicher Professor der Mathematik in der philosophischen Facultät, dann seit 1664 als außerordentlicher, bald als ordentlicher Professor der Theologie, wurde Dr. theol. und Decan in beiden Facultäten, dreimal Rector der Universität, zuletzt Professor theol. primarius und landgräflich hessischer Kirchen- und Consistorialrath. Seine Schriften aus dieser Zeit waren theils mathematischen Inhalts, wie seine Antrittsrede „De ineptiis astrologorum“ und seine „Theses mathematicae“, theils theologischen, wie seine Inauguraldissertation über die Idiomencommunication 1665 und eine Dissertation „De studio theologico“, worin formell und materiell ganz die Richtung und Methode G. Calixt's sich zeigt. Nachdem er schon 1671 von seinem Schwager, dem Abt Kotzebue, zum Conventualen des Stiftes Loccum, 1672 zum Coadjutor des Abtes gewählt war, wurde er 1674 von dem katholischen Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Calenberg nach Hannover berufen, um als Nachfolger von Justus Gesenius († 1673) die Direction des hannoverschen Consistoriums und ebendamit die Leitung des lutherischen Kirchenwesens im ganzen Herzogthum zu übernehmen. Nach dem Tode des Abtes Kotzebue wurde M. unter dem Namen Gerhard I. 53. Abt des Klosters Loccum und als solcher am 10. März 1677 mit den gewöhnlichen Ceremonien feierlich eingeführt. Da er früher dem Convent durch einen Revers versprochen hatte, beim Antritt der Abtei alle seine übrigen Aemter niederzulegen, so wurde er jetzt von diesem Versprechen entbunden und vereinigte somit in seiner Hand zwei Stellen, von denen jede schon einzeln den thätigsten Mann beschäftigen konnte: die Würde eines Abtes „des freien kaiserlichen Klosters Loccum“, mit dem Amte eines lutherischen Consistorialdirectors, die Leitung der braunschweig-lüneburgischen Landeskirche hannoverschen, später auch Celleschen Antheils mit dem Amte des ersten Land- und Schatzrathes der Calenberger Landschaft, des dirigirenden Mitglieds der hannoverschen Stände. Der Umfang seiner Geschäfte war außerordentlich groß, da er nicht blos seine reiche Abtei zu verwalten, die Klosteröconomie zu reorganisiren, schwierige

Processe zu führen, das Schul- und Unterrichtswesen seines Klosters zu leiten hatte, sondern daneben an der kirchlichen wie politischen Landesverwaltung einen hervorragenden Antheil nahm. Sein Einfluß war um so größer, da sowol der katholische Herzog Johann Friedrich († 1679), als dessen lutherische Nachfolger, die Herzoge und Kurfürsten Ernst August (1679—98) und Georg Ludwig (1698—1727) ihm die Leitung des Kirchenwesens fast ganz überließen, während M. andererseits so klug war, den wiederholt an ihn herantretenden Lockungen zum Uebertritt in die katholische Kirche zu widerstehen. Treu der irenischen Richtung der Schule Calixt's und seinem eigenen Symbolum Beati pacifici, nimmt er auch in seinem kirchenregimentlichen Wirken eine möglichst friedliche und conservative Haltung ein, überall darauf bedacht, die Gegensätze auszugleichen, die Leidenschaften zu beruhigen, Streit und Aufregung fern zu halten, die Reibungen der Parteien, die Konflikte mit der weltlichen Bureaukratie und dem landesherrlichen Kirchenregiment zu vermeiden und so durch kluge Schmiegsamkeit und vorsichtiges Handeln sich selbst und seiner Landeskirche einen behaglichen und gedeihlichen Friedensstand zu erhalten, wie er selbst einem seiner Freunde als sicherstes Mittel zu einer glücklichen Lebensführung die drei Regeln empfiehlt: Superioribus reverentiam praesta; officium tuum fac taliter qualiter; stultum est laborare, ubi quiescere possis. Er selbst freilich widerstand keineswegs den Versuchungen, die in einer solchen exceptionellen Stellung lagen. M. war allerdings, wie einer seiner Biographen sagt, einer von den außerordentlichen Menschen, dergleichen selten geboren werden, weltgewandt und geschäftstüchtig wie Wenige, aber auch erfüllt von einem grenzenlosen Egoismus, der in Eitelkeit, Ehrgeiz, Herrschsucht, im höheren Lebensalter sogar in gemeinen Geldgeiz ausartete und ihn in der Wahl der Mittel zur Befriedigung dieser Leidenschaften als nicht immer ganz gewissenhaft erscheinen läßt (Weidemann, S. 88 ff.). Seine glänzenden Einkünfte und seine freiwillig erwählte Ehelosigkeit gewährten ihm die Mittel nicht blos zu einem behaglichen und sorgenlosen Lebensgenuß, sondern auch zur Sammlung einer werthvollen, an allerlei Seltenheiten reichen Bibliothek, deren Geldwerth auf 12 000 Thaler, und eines kostbaren Münzcabinets, das auf 66 000 Thaler taxirt wurde. Ueber den Eingang zu beiden Sammlungen setzte er die Inschrift: Fructus sancti coelibatus. Ein gedruckter Catalog seiner Bibliothek erschien zu Hannover 1729; sie kam später theils in die königliche Bibliothek zu Hannover, theils nach Göttingen.

Aber weit über die Mauern seiner schönen Abtei und seines in der Stadt Hannover belegenen Loccumer Hofes, weit über die Grenzen der hannoverschen Landeskirche hinaus erstreckte sich Molanus' Ruhm und Einfluß durch seine Betheiligung an den damals in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von verschiedenen Seiten her in Angriff genommenen theologisch-kirchlichen Unions- und Reunionsverhandlungen zwischen den getrennten christlichen Confessionskirchen. Zu Unionsverhandlungen zwischen Lutheranern und Reformirten hatte M. schon in Rinteln Anlaß, wo die hessische Regierung nach dem Casseler Religionsgespräch vom J. 1661 reformirte Prediger und Professoren eingesetzt und den Reformirten eine Kirche eingeräumt hatte. Aber eben die hier gemachten Erfahrungen machten ihn später bedenklich gegen künstliche Unionsversuche, da er fand, daß durch solche von obenher eingeführte Toleranz die Lage der evangelischen Kirche eher schlimmer als besser werde. Ebendaher sprach er sich später in Hannover im J. 1690, als nach der Aufhebung des Edicts von Nantes französische Reformirte Aufnahme im Lande fanden, in einem mit Leibniz gemeinsam erstatteten Gutachten gegen eine Union aus. Und als später in Folge der Verheirathung der hannoverschen Prinzessin Sophie Charlotte mit dem Kurfürsten von Brandenburg, nachmaligen König Friedrich I. von Preußen Unions-

verhandlungen zwischen Berlin und Hannover begannen, so wurde zwar neben Leibniz auch M. mehrfach zu Gutachten und Besprechungen herangezogen, lehnte aber jede directe Betheiligung ab in der festen Ueberzeugung, daß eine kirchliche Vereinigung sehr wünschenswerth, daß aber die Kirchen dazu nicht reif seien, weshalb von solchen Versuchen lediglich neue Verwirrung und gegenseitige Verketzerung zu fürchten sei. Die Verhandlungen wurden dann auch in Folge der veränderten politischen Situation 1706 plötzlich abgebrochen, ohne zu einem positiven Resultat geführt zu haben (vgl. Schlegel, Hannov. Kirchengeschichte III, 291 ff.; Hering, Geschichte der kirchl. Unionsversuche II, 313 ff.). Ebenso erfolglos, aber ungleich bedenklicher für Molanus' eigene Stellung und für seinen Ruf bei Mit- und Nachwelt waren die Reunionsverhandlungen zwischen Katholiken und Protestanten, welche damals von verschiedenen Seiten her in Aussicht genommen wurden und bei welchen gerade der hannoversche Hof und die zwei einflußreichsten Persönlichkeiten Hannovers zu jener Zeit, Leibniz und M., eine Hauptrolle spielten. Der schon 1651 auf einer italienischen Reise zu Assisi zur römischen Kirche übergetretene, seit 1665 in Hannover zur Regierung gelangte Herzog Johann Friedrich (Allg. d. Biogr. XIV, 177) wünschte nichts dringender, als den einflußreichsten lutherischen Theologen seines Landes sich nachzuziehen. Er machte M. das Anerbieten, ihn für den Fall seines Uebertritts zum katholischen Bischof seines Landes zu machen mit einer Dotation von 100 000 Thaler. M. widerstand der Lockung und schlug dem Herzog statt seiner den dänischen Arzt und Convertiten Niels Stensen (Nicolaus Steno) vor, der dann auch 1677 vom Herzog zum Hofprediger und Beichtvater angenommen, vom Papst aber zum Bischof von Tripolis i. p. und zum apostolischen Vicar des Nordens ernannt wurde (s. O. Mejer, Geschichte der Propaganda II, 248 ff.; Plenkers, S. J., der Däne N. St., Freiburg 1884). Um dieselbe Zeit aber begannen die Reunionsversuche des Spaniers Rojas von Spinola, Bischofs von Wienerisch-Neustadt, der mit seinen Vereinigungsvorschlägen im Auftrag des Kaisers und Papstes in Deutschland umherreiste und zweimal, zuerst 1676 unter Johann Friedrich, dann wieder 1683 unter Herzog Ernst August in Hannover erschien, wo er das erste Mal wegen der katholischen Religion des Herzogs, das zweite Mal wegen der Annäherung des hannoverschen an den Wiener Hof einen günstigen Boden für seine Projecte zu finden hoffte. Beidemal wurde M. beauftragt, mit ihm zu verhandeln; sie arbeiteten gemeinsam zu Loccum einen Unionsentwurf aus, der in lateinischer und französischer Sprache gedruckt wurde unter dem Titel: „Regulae circa christianorum omnium ecclesiasticam unionem etc.“ 1691; lateinisch und französisch in Bossuet's Werken (ed. Versailles t. XXV, 205; ed. Migne IX, 1070 ff.). Daran schlossen sich weitere Verhandlungen zwischen Abt M. und Bischof Bossuet von Meaux, der durch die Aebtissin Luise von Maubuisson, eine Schwester der Kurfürstin Sophie von Hannover, in die Sache hineingezogen und zu einer geheimen Correspondenz mit dem Abt von Loccum veranlaßt wurde, an welcher auch Leibniz sich betheiligte. M. sandte an Bossuet einen lateinischen Aufsatz unter dem Titel: „Privatgedanken“, geschrieben im November bis December 1691, worin er eine Wiedervereinigung der Protestanten mit der katholischen Kirche für ebenso möglich wie wünschenswerth erklärt, aber auch fordert, daß eine solche von beiden Seiten mit unverletztem Gewissen und ohne Verletzung der eigenthümlichen Principien beider Kirchen erfolgen müßte. Bossuet beantwortet Molanus' Privatgedanken in einem ausführlichen Gutachten (lateinisch und französisch), worauf M. noch einmal replicirt in einer „Explicatio ulterior methodi reunionis etc.“, worin er besonders über die Auctorität des Tridentiner Concils sich ausspricht (August 1693). Damit zog sich M. von der Correspondenz zurück, die zwischen Bossuet und

Leibniz noch eine Zeitlang weitergeführt wurde. Nach Spinola's Tod († 1695) kam dessen Nachfolger im Bisthum Wienerisch-Neustadt, Graf von Buchheim, nach Hannover, um im Auftrag des Kaisers die Verhandlungen noch einmal aufzunehmen. Unterdessen aber war Kurfürst Ernst August gestorben († 1698); sein Nachfolger Georg Ludwig hatte kein kirchliches Interesse und fand es mit Rücksicht auf die englische Succession gerathen, jeden Schein katholisirender Bestrebungen zu vermeiden. Und auch M., der längst bei seinen Glaubensgenossen im Verdacht papistischer Meinungen und Neigungen stand, fand sich bewogen, solchen Beschuldigungen in Briefen und Schriften entgegen zu treten und hinfort über confessionelle Fragen in vorsichtigster Weise sich zu äußern, weshalb er dann auch in einem späteren Fall im J. 1705 (beim Uebertritt der braunschweigischen Prinzessin Elisabetha Christine, der nachmaligen Gemahlin Kaiser Karl VI.), in einem sehr vorsichtig, aber auch sehr bestimmt gehaltenen Responsum gegen die sittliche Zulässigkeit eines solchen Schrittes sich aussprach (abgedruckt in K. Fr. Moser's patriot. Archiv XI, 38 ff.).

In seinen letzten Lebensjahren stellten sich die Gebrechen des Alters bei dem früher so gesunden und kräftigen Manne ein und begannen seine zuvor so unermüdliche Thätigkeit für Kloster- und Kirchenregiment in bedenklicher Weise zu lähmen. Er ließ seinen Vetter Christian Ludwig M. zum Conventualen und Prior, seinen Neffen, den Helmstädter Professor Just Christoph Böhmer zum Coadjutor und event. Nachfolger wählen. Seine eignen Kräfte nahmen so sehr ab, daß er kaum noch seinen Namen schreiben konnte. Zuletzt soll der große Mann, wie eine freilich nicht sicher beglaubigte Sage behauptet, so geistesschwach geworden sein, daß er sich selbst für ein Gerstenkorn hielt (Zimmermann, Ueber die Einsamkeit II, 77). Er starb auf seinem Loccumer Hof in Hannover und wurde auf dem hohen Chor zu Loccum mit großem Pomp begraben; ein prunkendes Denkmal hatte er sich schon bei seinen Lebzeiten setzen lassen und dem Convent seines Klosters eine eigenhändig auf Pergament geschriebene Urkunde übersandt unter dem Titel: „Bonorum operum Gerardi Abbatis Lucc. Decas I—VI". Zum Wahlspruch hatte er sich das apostolische Wort erwählt: Qui se existimat stare, videat ne cadat.

M. hat nicht viel geschrieben, „wozu er auch wegen seiner wichtigen Functionen fast keine Zeit übrig hatte". Gedruckt sind von ihm folgende Schriften: 1. „Theses mathematicae"; 2. „Diss. de studio theol."; 3. „De communicatione idiomatum"; 4. „Ueber die Zeit der Abendmahlseinsetzung"; 5. „Diss. philologicae"; 6. „Series abbatum Luccensium", herausgegeben von Leibniz; 7. „Leichenrede für Landgraf Wilhelm von Hessen 1663"; 8. „Lipsanographia, oder Beschreibung des hannoverschen Reliquienschatzes", 1697 und 1713; 9. „Responsum wegen Religionsveränderung"; 10. „Nugae venales, Widerlegung des Verdachts der Apostasie"; 11. „Epistola ad J. Meierum" über eine seltene Münze; auch besorgte er 12. eine neue Ausgabe des von Gesenius und Deneke redigirten hannoverschen Gesangbuchs, wozu er selbst einige Lieder geliefert hat (vgl. Bode, Quellennachweis zum hannoverschen Gesangbuch 1881. S. 115 ff.). Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften bei Dolle und Strieder a. a. O.

von Einem, Das Leben Molani, 1734 (enthält den Abdruck seines merkwürdigen Testaments und Glaubensbekenntnisses S. 32 ff., vgl. Unschuld. Nachr. 1738, S. 634; 1761, S. 309); Dolle, Lebensbeschreibung aller Professoren theol. zu Rinteln. 1752 II, 331 ff.; Strieder, Hess. Gel.-Geschichte IX, 103; Jöcher, Gel.-Lex. III, 584; Hirsching, Handbuch V, 65; Weidemann, Chr. E., Geschichte des Kl. Loccum. 1822. 4. S. 87 ff.; Schlegel, K.-Gesch. von Hannover III, 258 ff.; Hering, C. W., Gesch. der kirchl. Unionsversuche. II, 214 ff.; E. Henke, in der theol. Real-Enc. X, 150 ff.; Tholuck,

kirchl. Leben im 17. Jahrh. II, 57; Frank, Gesch. der prot. Theol. II, 287; Köcher, Publicationen aus dem hannov. Archiv; A. Bogen, Rom u. Hannover, in der Ztschr. f. histor. Theol. 1862, II, S. 239 ff. Wagenmann.

Molart: Hanns v. M., Freiherr zu Reineck und Drosendorf, kaiserlicher Feldmarschall, General-, Land- und Haus-Zeugmeister, Hofkriegsrathspräsident, geheimer Rath, Kämmerer und Obrister der Wiener Stadt-Guardia, unbekannt wann und wo geboren, starb im Juli 1619 zu Wien, allseits geehrt als gewissenhafter Staatsmann und erfolgreicher Berather auf dem Gebiete des Militärwesens. Dessen Ahnen, ursprünglich in Burgund ansässig, übersiedelten im J. 1490 nach Oesterreich, wo Molart's Vater, der Ritter Peter v. M., auf Reineck und Drosendorf im J. 1571 in den Freiherrnstand erhoben wurde und im J. 1576 verschied. Sohin dürfte M., als drittgeborener einer zahlreichen Nachkommenschaft, etwa Mitte des 16. Jahrhunderts zur Welt gekommen sein; die ersten Nachrichten über ihn reichen jedoch nur bis 1589, in welchem Jahre er das letzte jährliche Ehrengeschenk des Kaisers an den Sultan im Betrage von 30 000 Ducaten nach Konstantinopel überbrachte. Eine andere kaiserliche Vertrauensmission ergab sich ihm am 30. Januar 1594 beim Einzuge des Erzherzogs Ernst zu Brüssel, denn hierbei führte er „Ihrer Durchlaucht Leib-Guardi". Im J. 1599 wurde M. in den Hofkriegsrath berufen; als Mitglied desselben begab er sich im J. 1602 zur Hauptarmee nach Altenburg, besorgte im Auftrage des Oberbefehlshabers Erzherzogs Mathias die Kriegsausrüstung und Kampfesbereitschaft der Grenzfestungen Ujvár, Comorn und Raab, worauf er im J. 1606 als erster Bevollmächtigter des Kaisers an dem Abschlusse des am 11. November vereinbarten und am 9. December ratificirten Friedensvertrags von Zsitva-Dorog (Dorog am Flusse Zsitva bei Gran) nachdrücklichst mitwirkte. Als sein Hauptverdienst hierbei gilt das vom Sultan erlangte Zugeständniß, den Kaiser, im Hinblicke auf dessen Oberhoheit in einem Theile des nördlichen Ungarn, künftighin statt als König von Wien, als König von Ungarn anzuerkennen. Damals nannte sich M. gelegentlich der Unterfertigung des Friedensactes: „der Römisch Kayserlichen Mayestät Kriegs-Rath, Ober-Haubtmann zu Comorn und Obrister über die Artollerey auf den Gränitzen", doch scheint seine Machtsphäre eine weiterreichende gewesen zu sein, da er auch die Besetzung der obersten Staatsämter zu beeinflussen suchte. Jedenfalls stand er im vollen Vertrauen des Kaisers, der ihn im J. 1609 beim Abgange nach Preßburg mit dem Oberbefehl von Wien beauftragte, im J. 1610 dessen Ernennung zum Hofkriegsrathspräsidenten vollzog und im J. 1611 durch M. jene Resolution an Erzherzog Mathias übergeben ließ, welche bezüglich des Letzteren Krönung und Eidesleistung als König von Böhmen die erforderlichen Verfügungen traf. Auch Cardinal Klesl, der Director des geheimen Rathes, schätzte Molart's Pflichttreue und Hingebung für das Staatswohl, wenngleich er mit demselben hinsichtlich der anzuwendenden Mittel fast nie in Uebereinstimmung sich befand. Solch ein Fall von ernster Bedeutung waren die Verhandlungen im J. 1612 behufs Einführung deutscher Truppen in die ungarischen Festungen, welche Maßregel Klesl als eine Verletzung des gegebenen Wortes widerrieth. Da nun aber M. unter allen Umständen eine seltene Arbeitskraft bei umfassender Kenntniß der bestehenden politischen und militärischen Verhältnisse bethätigte, so wurde im Rathe der Krone auf Molart's Mithilfe jederzeit ein besonderes Gewicht gelegt. Dies war auch der Grund, daß er im J. 1613 während der Abwesenheit des Kaisers in Regensburg zu einem der Assistenzräthe des in Ober- und Unterösterreich „gubernirenden" Erzherzogs Ferdinand ernannt worden ist. Als solcher hatte er den wichtigsten Theil der Regierung, nämlich „die ungarischen, siebenbürgischen und türkischen Geschäfte" zu leiten und haben ihm bei dieser Gelegenheit seine für den Kaiser bestimmten

Berichte, dann der mit Klesl drei Monate lang über den genannten Gegenstand geführte Briefwechsel die ehrendste Zufriedenheit verschafft. Diese betraf ganz besonders Molart's scharfe Beobachtungen, sowie seine freimüthigen Urtheile, welch letztere weder den Palatinus noch die Ungarn schonten und die Einmischung der geheimen Räthe in den Wirkungskreis des Hofkriegsrathes als höchst schädlich bezeichneten. Trotz dieser befriedigenden Verwendung entwand ihm Klesl im J. 1614 die Führung der türkischen Geschäfte, woran sich bald eine heftige Gegnerschaft hinsichtlich der Erwerbung Siebenbürgens schloß. Nach den Ansichten beider Staatsmänner war die Besitznahme dieses Landes eine Nothwendigkeit; da jedoch M. das vorgesetzte Ziel mittelst sogleicher Eröffnung des Krieges zu erreichen strebte, während Klesl die fragliche Angelegenheit vorerst mit den Ständen berathen und von denselben das erforderliche Geld erlangen wollte, so scheiterte schließlich an dem nicht ausgleichbaren Gegensatze das ganze Vorhaben. Nun versuchte Klesl im J. 1615 M. die Betheiligung an den Unterhandlungen rücksichtlich Erneuerung des Friedens von Zsitva-Dorog zu entreißen, doch ist ihm dies nur zum Theile gelungen, denn M. unterzeichnete, „nachdem er mit den türkischen Gesandten fleißig tractiret", den Friedensact. Auch überbrachte er denselben als kaiserlicher Botschafter unmittelbar nach der von ihm und mehreren anderen durchgesetzten Entfernung Klesl's aus seiner Stellung nach Konstantinopel, wobei er gleichzeitig den Sultan Osman im Namen des Kaisers zur Thronbesteigung beglückwünschte. Kurz nach der Rückkunft von Konstantinopel im J. 1619 starb M. zu Wien. Er zählte nächst Klesl und Trautmannsdorf zu den bedeutendsten Staatsmännern der Kaiser Rudolf und Mathias und genoß allezeit das Vertrauen dieser Regenten. Selbst Klesl, sein politischer Gegner und durch seine Stellung zunächst der Person des Kaisers von mächtigerem Einflusse, würdigte wiederholt Molart's hervorragende Treue zu Kaiser und Reich; er lobte ferner „dessen guten Verstand, Eifer, Resolution, Discretion, Arbeitsamkeit, sowie seine Höflichkeit und seinen Respect gegen die Geistlichkeit". Daß M., dessen Privatverhältnisse der Unterstützung Klesl's bedurften, dennoch in Fragen des Staatsrechts seine Meinung rückhaltlos vertrat, kennzeichnet seinen pflichtbewußten, streng rechtlichen Charakter. Als Hofkriegsrathspräsident, welches Amt M. als die geeignetste Persönlichkeit hierfür bis zu seinem Tode bekleidete, hat er mehrfache Besserungen in den Kriegseinrichtungen veranlaßt; unter ihm wurde auch der Fortbestand des Hofkriegsrathes bestätigt und dessen Organisirung insoferne neu geregelt, als derselbe künftig aus einem Präsidenten und sechs wohlqualificirten und kriegserfahrenen Räthen zu bestehen hatte, welche jedoch ohne Bestallung bei der Armee bleiben mußten.

Die Hofkriegsrathspräsidenten 2c. d. österr. Armee, Wien 1874. Khevenhiller, Annales Ferdinandei etc., Leipzig 1721—1726. Hammer-Purgstall, Khlesl's Leben, 2., 3. Bd., Wien 1847, 1850. Oesterreichische Geschichte für das Volk, 7. Bd., Wien 1879. Schz.

Molckenbuhr: Marcellin M., geb. am 1. September 1741 zu Rheine in Westfalen, 1758 Noviz der Observanten in Hamm, 1764 Priester, in mehreren Klöstern seines Ordens Lector der Philosophie und Theologie, 1786 Guardian in Paderborn, seit 1789 dreimal Provinzial der 700 Mönche zählenden westfälischen Provinz, 1796 von Heidelberg zum Dr. theol. hon. causa promovirt, zuletzt als Jubilar im Franziscanerkloster zu Münster lebend, seit dessen Aufhebung (1811) in Rheine, seit 1815 im Kloster zu Paderborn, wo er am 16. Juni 1825 starb. M. zeichnet sich unter den katholischen Theologen des 18. Jahrhunderts durch eine schriftstellerische erstaunliche Fruchtbarkeit aus. Er schrieb eine Menge von Abhandlungen, darunter 26 lateinische Dissertationen,

über historische, theologische, insbesondere patristische Gegenstände, eine Reihe canonistischer, viele polemische; das Fastenwesen, der Cölibat, die Unauflöslichkeit des Ehebandes, die Superiorität des Papstes über das allgemeine Concil ꝛc. geben den Stoff. Um seine Ansichten zu beweisen, erschöpft er sich in einer vielfach höchst unhistorischen Hyperkritik, sucht die Unechtheit bezw. Illegitimität der Synoden von Elvira, Ancyra, Neocäsarea, Gangra, Laodicea, der Trullanischen, der Acten des 6. allgemeinen Concils darzuthun, zu beweisen, daß P. Honorius nicht anathematisirt sei, Cephas im Briefe an die Galater II, 11 nicht Petrus sei, tritt auf gegen den Mainzer Theologen Jung u. A. Gegenüber manchem Gegner und auch überhaupt anderen Schriftstellern seiner Zeit ragt er durch positive Kenntnisse hervor.

Seine sämmtlichen Dissertationen sind aufgezählt in: Felder, Gel.-Lex. II, 18 ff. Raßmann, Nachrichten, S. 219. v. Schulte.

Moldenhawer: Daniel Gotthilf M. war in Königsberg i. Pr. am 11. December 1753 geboren. Sein Vater war derzeit Professor der Theologie an der Universität daselbst, † 1790 als Domprediger in Hamburg. Er studirte vorzugsweise in Göttingen und war dort namentlich in philologicis Schüler des großen Heyne und behielt die Philologie auch lieb bis an sein Ende, obwol sein Hauptfach die Theologie war. Nach vollendeten Studien ward er 1776 zuerst Repetent an der theologischen Facultät in Göttingen, aber noch in demselben Jahre nach Kiel berufen als prof. extraord. der Philosophie und Adjunct der theologischen Facultät. Im folgenden Jahre ging er als prof. extraord. ganz in die theologische Facultät über, ward 1779 prof. ordin. und 1780 Dr. theol. daselbst. 1782 erhielt er ein königliches Reisestipendium und brachte nun zwei Jahre auf Reisen zu in Holland, England, Frankreich, Spanien und Italien. Bei seiner Rückkehr folgte er einem Rufe nach Kopenhagen 1784. Hier ward er 1788 zum Oberbibliothekar der großen königlichen Bibliothek ernannt. C. Molbech hat in einer eignen Schrift seine Verdienste um diese Bibliothek beschrieben: „Conferenzraad M. som Bibliothekar og hans Fortjenester om det store Kongel. Bibliothek“, Kjöbenhavn 1824. 1789 ward er auch Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, 1804 Etatsrath, 1805 endlich ward er der Professur entbunden und dafür Mitglied der königlichen Direction für die Universität und die gelehrten Schulen, 1809 Ritter vom Danebrog, 1811 Conferenzrath, 1817 aber unter Beibehaltung seines Gehaltes völlig emeritirt. Er lebte noch bis zum 21. November 1821. — Von ihm war erschienen eine Uebersetzung des Buches Hiob 1780 in 2 Bänden, woran damals Geschmack und Feile gerühmt ward. Später machte Sensation seine Schrift: „Proceß gegen den Orden der Tempelherren. Aus den Originalacten der päpstlichen Commission in Frankreich“. 1792. — In den Schriften der skandinavischen Litteraturgesellschaft 1806 Bd. II S. 122 ff.: „Uebersicht der Begünstigungen und Vorrechte der Juden in Spanien im Mittelalter“. Uebersetzt in Falck's Neuem Staatsbürgerl. Magazin I, 726. Als Theologe zählt Dr. Tholuck (Geschichte der Umwälzung ꝛc., Vermischte Schriften I, 136) ihn zu der Klasse derjenigen, die bezeichnet werden können als einer, in Theorie und Praxis mit dem neuen System accordirenden, matt supranaturalistischen Richtung angehörig.

F. O. Thieß, Gelehrtengesch. d. Univ. Kiel, II. 235. Erslev, Forfatterlexikon, Kopenh. 1847, II. 290. Pütter, Akademische Gelehrtengesch. v. Göttingen, 1788, II. S. 96. Bouginé IV. 504. Carstens, Gesch. d. theol. Facultät zu Kiel, 1875, S. 43. Carstens.

Moldenhawer: Johann Heinrich Daniel M., auch Moldenhauer genannt, wurde am 29. October 1709 zu Halle a. S. geboren, wo sein Vater damals geheimer Kriegsrath und Salzdirector war. Der Vater wurde im

J. 1713 nach Magdeburg und darauf 1721 nach Königsberg versetzt. Hier besuchte unser M. das Collegium Fridericianum. Er wollte Jurisprudenz studiren, wandte sich dann aber auf besonderen Wunsch seiner Mutter zur Theologie. Nach Vollendung seiner Studien war er Hauslehrer bei den Stiefkindern seines Bruders, ward darauf Lehrer am Collegium Fridericianum und, nachdem er den Werbern glücklich zweimal entgangen war, im J. 1733 Diaconus zu Kreuzburg in Ostpreußen. Von hier ward er im J. 1737 wieder nach Königsberg an die Sackheimische Kirche zurückgerufen. Bei der Jubiläumsfeier der Universität im J. 1744 ernannte ihn der König zum außerordentlichen Professor der Theologie; im J. 1756 ward er Kirchenrath und Bibliothekar der Wallenrod'schen Bibliothek. Im J. 1764 ward er ordentlicher Professor. Bei einer am 11. November 1765 ausgebrochenen Feuersbrunst verlor er mit seiner Wohnung und allem Mobiliar auch seine ungemein bedeutende Bibliothek; auch seine Kirche war abgebrannt. Schon zweimal hatte er einen Ruf nach Halle abgelehnt, weil er die Mühe und die Kosten scheute, die mit der Fortschaffung seiner Bibliothek verbunden gewesen wären. Jetzt war er bereit Königsberg zu verlassen und erklärte, als er hörte, man denke in Göttingen und in Hamburg an ihn, er werde dem Rufe folgen, der zuerst an ihn käme. Dies war der nach Hamburg, wo er am 4. April 1765 in die zweite Lectur am Dom erwählt ward. Nachdem ihm in Folge besonderer Verwendung der Hamburger beim König Friedrich II. seine Entlassung ertheilt war, trat er noch im J. 1765 sein neues Amt an. Der lector secundarius war damals, nachdem seit bald zwei Jahrhunderten die mit der Superintendentur verbundene erste Lectur am Dom eingegangen war, der einzige Prediger am Dom und stand seinem Range nach ungefähr den Hauptpastoren gleich. Das Amt ließ für gelehrte Arbeiten reichliche Muße und gerade dieser Umstand scheint es M. besonders lieb gemacht zu haben. Er war wenigstens so gern in dieser Stellung, daß er ehrenvolle Berufungen nach Kiel und nach Helmstädt ausschlug. Er starb am 8. April 1790 als der letzte Domprediger. Er war dreimal verheirathet gewesen; von 15 Kindern überlebten ihn sechs. — M. war ein sehr fleißiger und äußerst wohlwollender und rechtschaffener Mann. Als Theologe war er nicht gerade bedeutend; aber von einem milden und versöhnlichen Standpunkte aus suchte er in zahlreichen Schriften nicht ohne Gelehrsamkeit den Inhalt der heiligen Schrift den Gebildeten nahe zu bringen: zu diesem Zwecke gab er namentlich die einzelnen biblischen Bücher in einer neuen Uebersetzung mit Erläuterungen heraus. Unter seinen übrigen Schriften sind diejenigen hervorzuheben, in welchen er sich gegen die „Wolfenbütteler Fragmente“ wandte; andererseits wechselte er auch einige Streitschriften mit Goeze, namentlich über die Berechtigung der Ehe mit der Schwester der verstorbenen Frau (M. lebte selbst in einer solchen Ehe) und über die Seligkeit der Heiden. Vgl. die Titel seiner Schriften bei Meusel, Döring und besonders im hamburgischen Schriftstellerlexikon.

Meusel IX, S. 235 ff. Rotermund zum Jöcher IV, Sp. 1916 f. Heinrich Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands, 2. Bd., S. 557 ff. Lexikon der hamb. Schriftsteller u. s. f. V, S. 333 ff. (Am letzteren Orte werden seine Schriften im Fragmentenstreit unter Nr. 69, 70, 73, 74, 76 und 82 aufgeführt; Karl Lessing in „Gotthold Ephraim Lessing's theologischer Nachlaß“, Berlin 1784, S. 12, führt auch die vor 1784 erschienenen nicht vollständig an.) Die weitere Litteratur über ihn geben Meusel und das Lexikon an.

l. u.

Moldenhawer: Johann Jacob Paul M., Bruder des Daniel Gotthilf M., war geboren in Hamburg den 11. Februar 1766. Er widmete sich erst dem theologischen Studium und lebte als Cand. theol. in Kopenhagen, fühlte

sich aber mehr und mehr von den naturwissenschaftlichen Studien angezogen und gab sich ganz denselben hin. Nach dem von ihm erschienenen „Tentamen in historiam plantarum Theophrasti“, Hamb. 1791, ward er 1792 als außerordentlicher Professor der Philosophie an die Universität Kiel berufen, wo er bis an sein Ende verblieb. Er veröffentlichte hier „Beiträge zur Anatomie der Pflanzen. Mit 6 Kupfern“, 1812, die sein Hauptwerk sind. 1813 ward er Ritter vom Danebrog, 1824 königlicher Justizrath. Er starb am 21. August 1827.

Kordes, S.-H. Schriftstellerlex., 222. Lübker-Schröder 375. Rüder's Conversationslex. III, 185. Seebode's krit. Bibliothek 1828 Nr. 12 S. 96. Chronik der Univers. Kiel III, 7. Carstens.

Mölen: Albert van der M., † am 3. September 1480, aus dem alten mächtigen Patrizier- (Salzjunker-) Geschlechte Lüneburgs und zwar dem seit 1297 nachweisbaren Zweige mit den drei Mühlrädern, war nächst Johann Springintgut (s. d.) der bedeutendste Staatsmann dieser Stadt im „Prälatenkriege“, der auch nach jenes Tode die Herrschaft der Stadt über die wichtige „Sülze“ (Saline) durchsetzte und durch Verhandlungen mit den Fürsten und dem Papste, namentlich aber den Hansestädten die auswärtigen geistlichen Pfannen-Eigenthümer („Pleter-Prälaten“) zwang, die gesammten Stadtschulden zu übernehmen und abzutragen. Durch Springintgut's tragischen Tod ist dessen Name vorzugsweise in die zahlreichen Volkslieder jener Zeit übergegangen; der van der Mölen's aber zurückgetreten. So scheint er auch der wesentliche Betreiber des festen Zusammenschlusses jenes aus den Salzpfannenpächtern oder Sülf- oder Salzjunkern entstandenen Patriciats in der St. Theodori-Gilde gewesen zu sein, wodurch dessen feste Herrschaft in der Stadt bis zur Reformationszeit hin gesichert wurde. Er ward zu Rath gekoren 1446, Bürgermeister 1453, ging als Gesandter nach Rom, hatte das herzogliche Schloß Winsen in Pfandbesitz, wurde in dem communistisch auslaufenden Prälatenkriege 1455 entsetzt, und wieder eingesetzt durch herzogliches Eingreifen am St. Theodorustage (9. November) 1456. Einer seiner Hauptgegner war seines eignen Stammes, Johann van der M., der Großsohn des seit 1354 genannten, seit 1358 als Rathsherr, seit 1369 als Bürgermeister vorkommenden Ritters Heinrich v. d. M., der in dem berühmten Ueberfall von 1371 in Vertheidigung der Stadt sein Leben verlor. Johann trat 1420 in den Rath, hielt sich aber als nahe verschwägert mit dem Hauptführer der Prälaten, Dietrich Schaper, zu dessen Partei gegen den Rath. Deshalb 1451 entsetzt und in sein Haus „eingelegt“, wurde er im Aufruhr 1455 Bürgermeister im „neuen Rath“, dann aber nach dessen Sturz 1456 verbannt. Er starb in Uelzen. Dieser Zweig der van der Mölen starb 1577 aus, der andere, mit drei Jungfernköpfen im Wappen, war schon 1484 erloschen. Ein Register der Sülzeinkünfte der v. d. M. ist im Manuscript in der Bibliothek des mecklenburgischen Vereins für Geschichte und Alterthum in Schwerin erhalten, in demselben sind die den Prälatenkrieg betreffenden Volks- und Spottlieder verzeichnet.

J. H. Büttner, Genealogiae etc. der .... lüneburgischen adlichen Patriziergeschlechter, Lüneb. 1704 Fol.; Mittendorf im Vaterländ. Archiv des histor. Vereins für Niedersachsen, 1843; Volger, Patrizier, S. 14; Lisch, Jahrb. und Jahresb. 1838, Bd. III, B, S. 32—34. K. Goedeke, Gesch. d. deutschen Dichtung, § 141, S. 262, 264. Krause.

Molenaer: Cornelis M., Landschaftsmaler, geb. zu Antwerpen um 1540, † ebenda um 1589. Er hatte den Beinamen Strabo, oder Neel de Scheeler (der Schielende). Man schätzte dessen Landschaften, besonders den Baumschlag und legte einen Nachdruck darauf, daß er seine Bilder ohne Zuhilfenahme eines Malerstocks ausführte. Aus seinem Leben weiß man nichts zu erzählen, als daß er sich später dem Trunk ergab und damit seine Kunst vernachlässigte und in eine

große Noth gerieth. Nach seinem Tode nahm man sich nicht einmal die Mühe, sein Todesjahr der Kunstgeschichte aufzubewahren. Im J. 1564 wurde er in die Gilde seiner Vaterstadt aufgenommen. In seiner letzten Zeit fristete er sein Leben, indem er um niedrigen Taglohn anderen Künstlern die Hintergründe malte. Seine Bilder sind sehr selten. Das Berliner Museum besitzt eine waldige Landschaft, zu der die Plünderung des Reisenden nach Jericho (aus dem Gleichniß des barmherzigen Samariters) die Staffage bildet. Die beiden Bilder des Braunschweiger Museums mit Flußlandschaften, die früher ebenfalls unserem Künstler zugeschrieben wurden, führen jetzt den Namen Nicolas Molenaer, der 1676 gestorben ist. Einzelnes ist auch gestochen worden, doch ist bei Stichen oft schwer nachzuweisen, ob sie wirklich nach Bildern des Cornelis ausgeführt worden sind. Der nachfolgende Künstler gehört seiner Familie nicht an.

van Mander. Immerzeel. Michiels VI. Wessely.

Molenaer: Jan Mienſe M., Genremaler und Radirer, geb. zu Harlem ca. 1600—1605, † ebenda und begraben am 19. September 1668 in der St. Bavonskirche. Die ungleiche Malweise in seiner früheren und späteren Lebenszeit hatte W. Bode verleitet, zwei verschiedene Künstler anzunehmen; als sich aber Gemälde seiner Hand fanden, welche diese Ungleichartigkeit vermitteln, kam derselbe von der Annahme zurück und es kann darum nur von einer Person die Rede sein. In seiner früheren Zeit pflegte der Künstler das M seines Namens mit einem R zu verschmelzen, so daß (z. B. auf dem Braunschweiger Bilde) J. M. Rolenaer zu lesen wäre. Riegel hält darum an einem sonst gänzlich unbekannten Rolenaer fest. Man glaubt, daß M. sich unter dem Einfluß von Fr. und Dirk Hals zum Künstler gebildet habe, da er in seinen frühesten Bildern den Einfluß dieser Künstler verräth. Später wird Ostade es gewesen sein, dessen wärmere Farbe er adoptirte. Von seinen Lebensschicksalen ist nichts bekannt. Zu den bekannten Bildern seiner ersten Periode gehört das des Braunschweiger Museums, das die Jahreszahl 1630 trägt. Es stellt einen Zahnreißer vor, der von mehreren Personen umgeben, einem jungen Manne den Zahn ausreißt. Die graue Farbe, die kecke Ausführung deutet auf Hals hin. In Berlin ist das Atelier eines jungen Malers (vom J. 1631 und ebenfalls J. M. Rolenaer bezeichnet), der einen tanzenden Hund malt, welchen ein Zwerg vor ihm tanzen läßt. Auch das Bild in der Gallerie zu Kopenhagen, ein fröhliches Dreikönigsfest, gehört noch dieser Zeit an. Als Bilder, die den Uebergang zu der letzten Malweise des Künstlers darstellen, gehören das Bildniß eines rauchenden Mannes in Frankfurt a. M. und das Bohnenfest in der Gallerie Liechtenstein in Wien. Der letzten Periode gehören dann die beiden Bilder des Berliner Museums: „Bänkelsänger“ und „Eine Dorfschenke mit ausgelassener Gesellschaft“. Letzteres trägt das Jahr 1659. Weiter wären noch zu nennen zwei Bauerngemächer mit Rauchern, Trinkern und verliebten Paaren, die das Museum in Brüssel besitzt. In Privathäusern befinden sich ebenfalls einzelne Bilder unseres Meisters. Parthey's Nachweisungen bei M. sind unzuverlässig. M. wußte auch die Radirnadel zu handhaben; Bartsch beschreibt ein Blatt, eine lustige Bordellscene, R. Weigel hat noch ein weiteres entdeckt, welches eine Kuchenbäckerin darstellt und dem Jahre 1641 angehört. Einzelne seiner Compositionen sind auch durch andere Stecher reproducirt worden.

Noch ist zu nennen ein Nicolas oder Claas M., ein Harlemer Künstler, von dem man nur weiß, daß er 1651 daselbst in die Gilde aufgenommen wurde und 1676 starb. Auf dem Bilde mit einer Bauerngesellschaft (ehedem im Besitze von J. Gildemeester) soll man gelesen haben: K. Iz. Molenaer, was man lesen könnte: Claas Sohn des Jan. Man könnte also vermuthen, daß er ein Sohn des obigen Künstlers war; die documentirten Jahreszahlen würden nicht dagegen

sprechen. Urkundliche Nachrichten dürften noch manchen Zweifel tilgen; die Forschung hat hier noch nicht das Endresultat erreicht.

Immerzeel. Kramm. van der Willigen, Les artistes de Harlem. Bartsch, P.-Gr. VI. R. Weigel, Suppl. Riegel, Die niederl. Schulen. W. Bode, Studien. Wessely.

Molhem: Gielis van M., so nennt sich der niederländische Uebersetzer des vom Renclus de Mollens in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts gedichteten Miserere in den zwei dieser Uebersetzung vorausgehenden Strophen. Er ahmt genau die Form des Originals nach (12zeilige Strophen mit der Reimstellung aabaabbbabba) und ist selbst im Bau der Verse regelmäßiger als sonst die mittelniederländischen Dichter. Er übersetzt Strophe für Strophe und ändert den allegorisch-ascetischen Inhalt nur soweit es die künstliche Form verlangte. Doch vollendete er mit 96 Strophen nur etwa ein Drittel seiner Aufgabe. Nach längerem Zwischenraum, wie es scheint, nahm sie ein gewisser Hendrik wieder auf; der fragmentarische Zustand der Ueberlieferung, welche von ihm nur noch 25 Strophen enthält, läßt nicht erkennen, wie weit er kam. Beide Dichter gehören wol noch dem 13. Jahrhundert an. Ein Geschlecht des Namens van M. ist in und bei Brüssel nachgewiesen worden. Die niederländische Version ist veröffentlicht worden von Serrure, Vaterlandsch Museum 3, 225—286; vgl. auch 5, 265; das französische Original von A. Mayer, Programm der Studienanstalt Landshut, 1881/82. Martin.

Molinaeus: Carolus M. (auch Charles Du Molin, Du Moulin), Rechtslehrer und juristischer Schriftsteller, geb. zu Ende 1500 in Paris, † am 27. Dezember 1566 daselbst. M. entstammt einem angesehenen, begüterten Edelsgeschlechte der Isle de France, dessen protestantische (von Dionys, früherem Erzbischofe zu Toulouse gegründete) Linie aus den beiden Zweigen: „de Mignaux und de Lorme Grenier“ besteht. Das Haupt des ersteren, Jean Dumoulin, heirathete nach glaubhafter Ueberlieferung eine Verwandte der unglücklichen Anna Boleyn, Mutter der Königin Elisabeth. Einer von dessen Söhnen, der gleichfalls den Namen Jean führte, besaß die Herrschaften Villefavreuse, Goyencourt, de Mignaux, und war ein sehr geachteter Parlamentsadvocat zu Paris; dessen älterer Sohn Charles ist unser Gelehrter, welcher, damaliger Sitte folgend, sich beim Gebrauche der lateinischen Sprache „Molinäus“ nannte, außerdem aber Du Molin unterzeichnete. M., eine Hauptzierde der französischen Rechtswissenschaft und einer der größten Juristen des 16. Jahrhunderts, ein Mann von durchdringendem Verstande, staunenswerthem Wissen und glühender Vaterlandsliebe, ein geistvoller Schriftsteller von glänzender Darstellungsgabe, widmete den Hauptheil seiner nie ermüdenden Thätigkeit seinem Vaterlande Frankreich; auf Deutschland fallen nur vier — allerdings vielbewegte Jahre reiferen Alters.

M. begann die humanistischen Studien an der Hochschule seiner Geburtsstadt, besuchte von 1517 bis 1521 die damals blühenden Rechtsschulen von Orleans und Poitiers, hielt an ersterem Orte 1521 juristische Vorträge, wurde im folgenden Jahre nach glänzend abgelegter Prüfung Anwalt, und plaidirte unter Leitung seines geschäftskundigen Vaters drei Jahre beim „Grand chastelet“, damals dem größten Pariser Gerichtshofe erster Instanz, dann beim Parlamente; beschränkte sich jedoch später wegen eines angeborenen Sprachfehlers auf consultative Praxis und juristische Schriftstellerei. Behufs ununterbrochener Pflege der Wissenschaft mied er jede Zerstreuung; ja er ließ sich sogar — entgegen der herrschenden Mode — den Bart rasiren, weil ihm dessen Pflege zu viel der kostbaren Zeit kostete. Aus dem gleichen Beweggrunde faßte er den Entschluß, ehelos zu bleiben und übergab deshalb 1531 den größten Theil seines hübschen Vermögens seinen vier Geschwistern, namentlich seinem jüngeren Bruder Ferry.

Ein höchst übereilter Schritt! Denn trotz dieser Schenkung führte M. zu Anfang des Jahres 1538 eine Gattin heim, Louise de Beldon, Tochter Jean de Beldon's, „secrétaire du Roy“ und „greffier du Parlament“. Die Wahl erwies sich als eine recht glückliche. M. selbst rühmt die Geistes- und Charaktervorzüge seiner Gattin; er schildert sie als treffliche Mutter und Hausfrau, als treue Gefährtin seiner Studien, welche durch ihre Eigenschaften die bescheidene Mitgift vielfach aufzuwiegen im Stande war. Louise gebar zwei Söhne (Charles und Louis) und eine Tochter (Anne); dieser Kindersegen nöthigte das Familienhaupt, bei dessen knappen Mitteln die dem unwürdigen und undankbaren Bruder (Ferry) zugewandte Schenkung in einem siegreichen Processe (1547—50) zu widerrufen. — Nach dreizehn Jahren anstrengender und angestrengter Vorarbeiten (1523—1535) und nach vier Jahren ununterbrochener Ausarbeitung (1536—1539) veröffentlichte M. im September 1539 den ersten, von den Lehen („de fiefs“) handelnden Hauptheil seines aus drei Partien bestehenden Commentars über die verschiedenen Titel der Rechtsgewohnheiten der Stadt Paris („Commentariorum in Consuetudines Parisienses Pars I.“, Paris 1539 fol.). Trotz solch langwieriger Studien bezeichnete später der Verfasser selbst die Ausgabe als eine übereilte, und besorgte 1558 eine neu geordnete und wesentlich vermehrte Auflage, welcher 1564 eine dritte, abermals verbesserte folgte. Dieses Werk, König Franz I. gewidmet, vom Barreau des Parlamentes sehr anerkennend aufgenommen, zuletzt von Denis Godefroy (Dionysius Godefredus) mit Noten neu aufgelegt (Frankf. 1597, Fol.), durch Henrion de Pensey's geistvolle „Analyse de Fievs“ etc. (Paris 1773, 4°) meisterhaft erläutert und sofort nach seinem Erscheinen als außergewöhnliche Leistung begrüßt, — dieses Werk hat den Verfasser rasch zum Ruhm und zu einer glänzenden Stellung in der Literatur des französischen Rechtes geführt.

Als Commentator der Rechtsgewohnheiten von siebzehn weiteren Municipien wurde M. Frankreichs berühmtester Schriftsteller dieser Gattung, zugleich einer der Gründer und Vertreter der sogenannten „coutumiären“ oder nationalfranzösischen Richtung, weshalb er neben Cujas (Cujacius), dem Vater der romanistischen Schule, heute noch bei den französischen Juristen in gefeiertem Andenken steht.

Wollte man jedoch in M. wegen dessen langjähriger exegetischer Arbeiten einen trockenen, einseitigen Büchergelehrten vermuthen, würde man sehr fehl gehen. Von lebhaftem, offenem Wesen, geradem Sinne und begeisterter Vaterlandsliebe nahm er an den großen, kirchenpolitischen Fragen, welche die Geister des 16. Jahrhunderts so gewaltig bewegten, unmittelbar regsten Antheil. König Heinrichs II. Verbot der Geldsendungen nach Rom wegen Pfründenverleihungen und dergl. (1550, das sogen. Edictum Henrici contra parvas datas) erweckte in unserem Forscher das Verlangen, bei Heilung der Schäden der Kirche mitzuwirken, und so griff er in seinem Commentar zu diesem Edicte (wie schon aus dessen Titel erhellt: „Comment. ad edict. Henr. II contra parvas datas et abusus curiae Romanae et in antiqua edicta, contra annatarum et id genus abusus, multas novas decisiones juris et praxis continens“, Lugd. 1552. 4°) die verrotteten Mißbräuche und Geldoperationen Roms bei Ertheilung von Dispensen, Beneficien und Aehnlichem mit vieler Schärfe an. — Das Werk wurde öfters verlegt, zuerst in Leyden 1552, 4° — dann in Paris 1552, 8° — in Basel 1552, 4° — ebend. 1605 und 1610, 8°; — ferner von M. selbst unter dem Titel: „Les commentaires analytiques tant sur l'edict des petites dates et abus de la cour de Rome“ etc., Lyon 1554, 4° (sehr vermehrt, ebenda 1564) ins Französische übertragen; dann in Italien zur Täuschung der Inquisition unter dem Pseudo-

nym Gaspar Caballinus de Cingulo nachgedruckt, und in Deutschland von Scherzer noch 1677 (Lips. 4°) in seine bibliotheca pontificia aufgenommen. Das Werk war somit in mehreren tausend Exemplaren in der ganzen gebildeten Welt von Oxford bis Lissabon, von Neapel bis Upsala verbreitet, und es gab wol keinen Gelehrten des 16. Jahrhunderts, der nicht Molinaei commentar. contra parvas datas gekannt hätte! Mit Recht durfte daher Molinäus' mächtiger Gönner, der Herzog von Montmorency und nachmalige Connetable Frankreichs, im Schlosse zu Fontainebleau die Ueberreichung des dem Könige zugeeigneten Werkes mit den bekannten Worten begleiten: „Sir, was Euere Majestät mit 30000 Mann nicht vermocht, den Papst zum Frieden zu nöthigen, das hat dieser kleine Mann mit dieser kurzen Schrift vermocht!" Denn in der That hat dieser Commentar zur Friedensliebe des Papstes Julius III. wesentlich beigetragen; die Schlußworte jener Anrede aber enthalten eine Anspielung auf den unansehnlichen Wuchs des M. und auf den nur dreißig Artikel zählenden Umfang der Brochüre. M. konnte indes seine Triumphe nicht lange genießen. Bald gesellte sich zum Lorbeerkranze die Dornenkrone. Beständigen Anfeindungen ausgesetzt, war er zu einem unsteten, ruhelosen Leben wie kaum ein zweiter Gelehrter verurtheilt; einem Leben, an dem er durch schroffes Wesen theilweise selbst Schuld trug. — Er sollte alsbald erfahren, was es heißt, in Rom zu den „bestgehaßten" Personen zu gehören. Clemens VIII. übergab dessen Schriften den Flammen und setzte sie auf den Index jener Werke, welche nur mit päpstlicher Genehmigung gelesen werden dürfen, und selbst diese wurde in der Regel bei „Machiavelli und dem gottlosen M." versagt! Aber auch in Paris ging es ihm nicht besser. Obwol der Commentar mit Privilegium des Königs erschien, diesem gewidmet war, und der Krone wesentliche Dienste leistete, ließ letztere es doch geschehen, daß die Anhänger des Papstes am 2. Mai 1552 durch die königl. Fiscale wider den Verfasser des Commentars und dessen Zueignungsschreiben vor dem Parlamente peinliche Anklage erhoben, und die Sorbonne (die Pariser Theologenfacultät) — vertreten durch 73 Doctoren und den Doyen — beeilte sich, schon am 9. Mai über die „ketzerische, schismatische, gotteslästerliche und staatsgefährliche" Schrift das Verdammungsurtheil auszusprechen. Da trotzdem der Proceß den von Molinaeus' Gegnern gewünschten Fort- und Ausgang nicht zu nehmen schien, wurde die Menge aufgewiegelt und Molinaeus' Haus geplündert, was ihm noch dreimal (1552, 1556 und 1562) widerfuhr. Er selbst in Lebensgefahr mußte sein Heil in der Flucht suchen.

Es ist für die Entwickelung unseres Rechtes eine beachtenswerthe Erscheinung, daß im zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts eine Reihe der tüchtigsten französischen Juristen als Hugenotten in der Heimath verfolgt, sich an protestantische Fürstenhöfe und Hochschulen Deutschlands wandten, und daß auf diesem Wege die deutschen Gelehrten und Praktiker mit der hochentwickelten französischen Jurisprudenz vertraut wurden. Unter solch' Halbverbannten finden wir: Franciscus Hotomanus (Hotman) aus Paris (geb. 1524, † 1590), — Matthäus Gribaldus aus Quiers (geb. nach 1500, † 1564), — Hugo Donellus (Doneau) aus Chalons s./S. (geb. 1527, † zu Altdorf 1591), — Franc. Balduinus (Baudouin) aus Arras (Dumoulin's begabtester Schüler, dessen unstätes Leben an jenes des Meisters erinnert, geb. 1520, † 1573), — Dion. Gothefredus (Godefroi) aus Paris (geb. 1549, † 1622), — Petrus Loriotus oder Laureolus (Loriot) aus Evernay bei Salins (geb. nach 1500, † 1573), — Michel Bignon (der zu jener Zeit in Wittenberg lehrte) und einige Andere.

In ähnlicher Lage wie die genannten sah sich M. Er eilte zu dem jungen Landgrafen von Hessen, dem durch seine Verdienste um die Astronomie später bekannt gewordenen Wilhelm IV., dem ältesten Sohne des damals in kaiserlicher

Gefangenschaft befindlichen Philipp des Großmüthigen. M. hatte für jenen Ende 1550 in Paris wegen des Verlustes von Katzenellenbogen und anderer Herrschaften vier Beschwerdeschriften gefertigt (consult. XVIII—XXI in Bd. II, S. 861 ff. der Gesammtausg. von 1681) und erwirkte nun nach seiner Angabe durch persönliche Bemühung beim Reichskammergerichte zu Speyer in jener verwickelten Angelegenheit für seinen hohen Clienten einen günstigen Ausspruch. Allein es zog ihn mächtig nach der Heimath; von heißem Verlangen erfüllt, seine Sache selbst vor dem Könige Heinrich zu führen, begab er sich auf die Nachricht von dessen Rückkehr nach Paris Ende Juli 1552 dorthin, und traf nach kurzer Rast in Basel (wo man ihm eine Rechtsprofessur, — jedoch vergeblich — anbot) über Lausanne und Genf Mitte September in Paris ein. Jedoch schon am dritten Tage seiner Ankunft brach ein Aufstand wider ihn los, das Haus wurde abermals geplündert und M. mußte abermals die ihm theuere Hauptstadt verlassen. Er floh zunächst nach Genf, dem damaligen Hauptsitze der französischen Hugenotten, lebte seit Ostern 1553 in Neuenburg (wo er im Namen der dortigen Fürsten den Vorsitz bei einer Synode führte) und zog nach einjährigem Aufenthalte in der Schweiz im September 1553 nach Straßburg, woselbst er durch Vermittlung des aus der Stadtgeschichte wohlbekannten Johannes Sturm den Lehrstuhl der Rechte mit dem Rathstitel erhielt. Doch war dort seines Bleibens nur kurze Zeit. Sein Gönner Sturm starb unerwartet noch in demselben Monat; M. trachtete deshalb, seinen Aufenthalt mit einem anderen zu vertauschen. August, Herzog zu Sachsen, Friedrich Pfalzgraf bei Rhein, (Heinrich — Otto) Christoph, Herzog von Württemberg und Wilhelm, Landgraf zu Hessen ließen ihm auch sofort günstige Anerbietungen zugehen, in Folge deren er mit städtischem Urlaube nach damaliger Reiseweise zu Pferd nach Heilbronn ging, wo die Genannten (Verbündete Heinrichs II.) eben tagten, und dem Ankömmlinge in seiner dreifachen Eigenschaft als hervorragendem Juristen, eifrigem Hugenotten und französischem Unterthanen einen sehr huldvollen Empfang bereiteten; doch gediehen die eingeleiteten Unterhandlungen noch nicht zum Abschluß. M. begleitete den Landgrafen nach Cassel, besuchte mit dessen Unterstützung den Dresdener Hof, an dem er während acht Tage sehr ehrenvolle Aufnahme fand, besprach sich in Marburg mit Joh. Oldendorp (dem größten deutschen Juristen jener Zeit) und mit Jakob Lersner über die Rechtsangelegenheiten des Landgrafen, lehnte jedoch deren Vorschlag: in Marburg an der Hochschule zu bleiben, gleich dem früheren Rufe nach Leipzig, ab, weil er sich mittlerweile für Tübingen entschieden hatte. Nach dem im September 1552 dort erfolgten Tode Sichardts von Bonifaz Amerbach dem Herzoge Christoph neben mehreren Andern empfohlen, griff der Herzog sofort nach M., der mit dem Titel eines herzoglichen Rathes und einer gegenüber seinen Vorfahren namhaft erhöhten Besoldung als Primarius an die Spitze der Juristenfacultät in Tübingen trat. Er verabschiedete sich in Straßburg, wo er Bücher, Schriften und Gepäck gelassen hatte, und traf am 1. December 1553 zur Eröffnung seiner Vorlesungen über Stuttgart an der württembergischen Hochschule ein. — (Die Straßburger Professur bekam sein vorgenannter Schüler Franc. Baudouin, welcher dort und von 1556—61 in Heidelberg mit glänzendem Erfolge wirkte.) M. benützte nach kurzem Aufenthalte an seinem neuen Wirkungskreise die Weihnachtsferien, um seinem Versprechen gemäß den Baseler Freunden, an deren Spitze Jakob Foulquer stand, einige juristische Vorträge zu halten. Nur ungerne ließ man ihn dort wieder ziehen, und M. begann nun am 26. Februar 1554 mit einer berühmt gewordenen, solennen Antrittsrede seine regelmäßigen öffentlichen Vorträge zu Tübingen, indem er an den Vormittagen die ersten sechs Titel des Codex, an den Nachmittagen den Pandektentitel: de verborum obligationibus erklärte.

Diese „lectura Tubingensis“ erschien später im Drucke. Die nachmittäglichen Vorlesungen führen den Titel: „Nova et analytica explicatio rubricae de V. O.“ (Lugd. 1562 Fol. — Jenae 1588), die vormittäglichen: „Commentarius in sex primos libros Codicis“, 1604; beide sind in Vol. III, p. 5—88 und 547—752 der Gesammtausgabe von 1681 abgedruckt.

Angezogen von dem Rufe, dem eleganten Vortrage, der zierlichen Latinität und der neuen Methode des Meisters, welche in „analytischer“ Ermittlung des „novus ac sincerus intellectus legis suo sensui restitutae“ bestand, — angezogen von diesen Umständen, fanden sich nun in Tübingen zahlreiche Schüler ein, Rechtscandidaten und reifere Männer, Doctoren und Praktiker, welche den berühmten Juristen und dessen Methode kennen lernen wollten. Der Andrang war so groß, daß die gewöhnlichen Privatwohnungen zur Aufnahme der Hörer nicht ausreichten, weshalb die später Angekommenen in Gasthäusern und Herbergen Unterkunft suchen mußten. — Erwähnte Antrittsrede „de dignitate, potestate et usu legum civilium et imperalium, de praecellentia sacrosanctae theologiae, et utriusque differentia, corruptione etc.“ ist wol der schärfste wissenschaftliche Tadel, der jemals von solcher Stelle gegen Rom geschleudert wurde. — Die Rede war daher von der Curie streng verpönt, und erschien auch in Frankreich erst in der mehrgenannten Gesammtausgabe (Bd. V, S. IV ff.). In Deutschland veröffentlichte sie mit einer Vorrede an die studirende Jugend (Tübingen im Mai 1554) der bekannte Paul Vergerio, früher Bischof in Capo d'Istria, der einzige italienische Kirchenfürst, der zur Reformation übertrat. (Ueber letztern siehe: Sixt, Das Leben des Reformators P. Vergerio.)

Häufige Einmischung theologischer Controversen in die Pandekten-Vorträge führte bald zu Reibungen mit den Theologen, später auch zu Beschwerden, welche Letztere sogar beim Herzog selbst anbrachten.

Zur Verantwortung aufgefordert bricht M. in einer umfassenden Denkschrift ad serenissimum in bittere Klage aus, daß bei diesen „factions avaricieuses, hypocritiques et envieuses“, bei solcher Ketzerriecherei, Heuchelei und geheimer Angeberei die Universität, welche sonst sehr blühend sein könnte, zu Grunde gehen müsse. Er führte zu diesem Zwecke Beispiele an, wie unschuldige Aeußerungen beim Mahle, wo man damals gerne religiöse Streitfragen berührte, geflissentlich zur Verdächtigung ausgebeutet wurden. — Der Herzog, dem Angegriffenen gewogen, mahnte ihn laut Zuschrift vom Mai 1555 seine Vorträge fortzusetzen und guten Muthes zu sein; befahl ihm indeß, mit seinen Räthen und Theologen Frieden zu halten und bei seinen Vorträgen stets bei der Sache zu bleiben!

Zu diesen Streitigkeiten Molinaeus' gesellten sich bald Differenzen über die Bedingungen seiner Anstellung und Mißhelligkeiten mit einzelnen Facultätsgenossen, welche wohl mit Scheelsucht auf den bevorzugten Neuling blickten, der als primarius den ersten Rang einnahm, den höchsten Gehalt bezog, die meisten Zuhörer hatte und sich der Huld des Herzogs erfreute. Die fortgesetzten Intriguen der Gegner machten die Stellung des Berufenen allmählich immer unhaltbarer und führten zuletzt, im Frühjahre 1555, zu dessen Entlassung. Die Angabe Brodeau's (des Hauptbiographen Molinaeus'), welche alle späteren französischen Biographen getreulich nacherzählen: M. sei als Ubiquist (Anhänger der Lehre von der Allgegenwart des Leibes Christi) von den Tübinger Theologen verdrängt worden, diese Angabe hat bereits Hugo in seiner Litterärgeschichte (Bd. VI, S. 260 Aufl. 3) durch die richtige Bemerkung widerlegt, daß sich unter letzteren selbst mehrere Ubiquisten befunden hätten.

An Stelle des Entlassenen trat auf Empfehlung Vergerio's der Piemontese Matthäus Gribaldus Mopha, zuletzt Rechtslehrer in Valence, das er wegen reli-

giöser Anfeindungen verließ. Aber auch aus Tübingen mußte er schon 1557 wegen „abscheulicher, unchristlicher errores" schleunigst fliehen, und wurde zu Bern des Socinianismus (Läugnung der Göttlichkeit in der Person Christi) verdächtig, verhaftet. — M., angewiesen, die Stadt sofort zu verlassen, reiste unverzüglich nach Straßburg, verweilte hierauf bei dem Landgrafen Wilhelm in Worms, leistete ihm in der früher erwähnten Katzenellnbogen'schen Streitsache weiter ersprießliche Rechtshilfe, und machte sodann dem seit 1552 aus der kaiserlichen Gefangenschaft befreiten Kurfürsten Philipp, Wilhelm's Vater, zu Cassel seine Aufwartung. Am Hoflager mit großer Auszeichnung behandelt, blieb er, mit Rechtsgutachten beschäftigt (consil. No. XXIII der Consil.-Sammlung), zwei Monate. Ende August ging er im Gefolge des Landgrafen Ludwig von Hessen, eines jüngeren Sohnes Philipps, und des ersteren Schwester, Barbara, nach dem Städtchen Richwiller (Reichweiler), wo deren Vermählung mit dem Grafen Georg von Montbelliard (Mömpelgard) mit fürstlichem Gepränge gefeiert wurde. Mittlerweile hatten die verbündeten protestantischen Fürsten Deutschlands und der einflußreiche Herzog von Montmorency bei Heinrich für M. die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich erwirkt. M., hierüber hoch erfreut, schlug voll Sehnsucht nach der theuern Heimath die ihm eben zugegangene Aufforderung: für den verstorbenen Zasius in Freiburg im Breisgau den Lehrstuhl der Pandekten zu übernehmen, aus, und machte sich sofort auf den Heimweg. Da ihn dieser durch die Grafschaft Mömpelgard führte, sprach er aus Höflichkeit bei dem Grafen Georg vor, der ihn einige Zeit bei sich festhielt, weil er in theilweise faule Rechtshändel verwickelt, dessen Rechtsbeistand wünschte. — Endlich gelang unserem Gelehrten vor Mitte November nach Dôle aufzubrechen, wo ihm ein Empfang zu Theil wurde, wie er sonst nur bei gekrönten Häuptern üblich. Die Parlamentsmitglieder der Franche-Comté mit ihrem Präsidenten Claude Montfort, die Professoren der Universität, geführt vom Rector Nicol. Foucher, die Spitzen der städtischen Behörden, sie beeilten sich, in feierlichem Aufzuge dem hohen Gaste ihren Willkomm zu bringen und baten ihn zugleich um einen Cyklus juristischer Vorträge, wofür sie ihm die Summe von 25 Ecusd'or (beiläufig 275 M.) anboten. Solch' ehrende Aufforderung konnte M. nicht ablehnen, er hielt somit vom November 1555 bis Mitte Juni 1556 fünf größere Vorträge über verschiedene Pandektenstellen unter bisher unerhörter Betheiligung, denn die lernbegierigen Hörer strömten massenhaft auch aus ferneren Gegenden — selbst bis von Tübingen her zusammen. Auch hier war es die neue, von M. durch besondere Anschläge angekündigte „Methode", welche das Interesse der Fachmänner erregte. (Die Vorträge finden sich unter dem Titel „quinque solennes lectiones Dolanae" in B. III, S. 387 u. ff. d. Ges.-Ausg. von 1681.) Während dieser Zeit wurde unser Gelehrter als Rechtsconsulent und Berather von Graf Georg öfter nach Mömpelgard gerufen; M. ging nur widerwillig, weil zwischen seinen Rechtsanschauungen und jenen des Grafen häufig eine unüberbrückbare Kluft bestand. Als M. nach der vierten, am 9. Januar 1556 gehaltenen Lection auf ergangene Einladung abermals sich zum Grafen begab, wurde er zu seiner nicht geringen Ueberraschung auf gräflichem Gebiete von dessen Leuten unter dem Vorwande der Prävarication verhaftet, in Wahrheit aber, um ihn für die Pläne und Ränke des Grafen gefügiger zu machen. Behufs besserer Ueberwachung brachte man ihn unter starker Escorte nach dem festen Blamont. Allein M., ein ehrenhafter Charakter von strengen Rechtsgrundsätzen ließ sich durch solche Gewaltacte nicht einschüchtern, sondern beharrte mit Entschiedenheit auf seiner Meinung. Er führte Beschwerde beim Reichskammergericht, und ließ seine Frau aus Paris kommen. Louise von Beldon, nach ihres Gatten Zeugniß eine ebenso geistvolle als thatkräftige Dame, ritt obwohl vom Wechselfieber ge-

plagt, mit ihrem der Wiege kaum entwachsenen Töchterchen spornstreichs nach Montbelliard, und schlug dort gegenüber den Winkelzügen des Grafen und dessen Helfershelfer solchen Lärm auf, daß dieser den Gefangenen nach beschworener Urfehde gleichwohl Ende Mai frei gab. Demungeachtet konnte M. die Stadt noch nicht verlassen, da er wegen seiner Weigerung: dem Ansinnen des Grafen gemäß, noch zwei Jahre im gräflichen Gebiete wohnen zu wollen, unter strenge Polizeiaufsicht gestellt wurde .... Aber schon nach wenigen Tagen — am 5. Juni — gelang ihm, nach einer Prophezeiung seiner Gattin während eines belebten Marktes am hellen Nachmittage in Verkleidung eines begleitenden Dieners aus dem Weichbilde der verhaßten Stadt zu entkommen. Die zechenden Häscher bemerkten die Entweichung der Flüchtlinge, welche außerhalb der Stadt bereit gehaltene, flinke Rosse bestiegen, erst Abends, weßhalb Letztere Dôle unbehelligt erreichten, wo M. als „Wiedererstandener" begrüßt, und seine Rückkehr als städtisches Fest gefeiert wurde. M. schickte nun seine Frau mit dem Töchterchen voraus nach Paris; er selbst hielt am 12. Juni 1556 in überfülltem Hörsaale seine fünfte Vorlesung und reihte hieran auf inständige Bitten seiner Verehrer noch einige Lectionen über L. 2—5. D. de verborum obligationibus, wofür ihn seine dankbaren Schüler im Juli in die großartigen Sud- und Salz-Werke von Salins führten. Zur selben Zeit fanden sich aus Gent Abgesandte Philipp II. ein, sie zogen M. nach dessen Vorlesung zur Tafel und trugen ihm den ersten juristischen Lehrstuhl dort oder zu Löwen an, welche Mittheilung mit Rücksicht auf den folgenden Vorfall etwas befremdend klingt, indeß von M. selbst herrührt. So schmeichelhaft nun auch diesem gewesen sein mag, neuerdings zwischen zwei Hochschulen des Reiches als Professor zu wählen, so überwog doch die Sehnsucht nach der theuern Heimath und die Abgeordneten kehrten unverrichteter Dinge nach Hause.

Es verstrichen einige Monate, da erhielten „die lieben und hochgetreuen (très-chiers et féaulx) Unterthanen von Dôle aus Gent, den 12. October 1556, eine vertrauliche Königsbotschaft, in welcher sie angewiesen wurden, einen zu Dôle weilenden Ausländer, den Magister Charles M., dessen Benehmen und Werke nicht frei vom Verdachte der Ketzerei und dessen Unterricht nicht zuträglich für die Jugend sei, in höflichster Form und ohne Aufsehen aus der Stadt zu entfernen. Der Vollzug solch unliebsamen Befehls hatte für die Behörden von Dôle gerade keine Eile! Endlich, am 13. November 1556, fand sich ein Hauptmann mit nöthiger Executionsmannschaft bei M. mit der Aufforderung ein, binnen drei Tagen den Platz zu verlassen und wurde jede Bitte um weiteren Aufschub abgeschlagen. Die Nachricht von diesem Ausweisungsbefehle rief namentlich unter den Studenten große Aufregung hervor. Lärmend und tobend zogen sie vor das Stadthaus, dann die Universität; sie zertrümmerten Bänke und Tische; ja es drohte weiterer Unfug, zu dessen Abwendung M. rasch eine Abschiedsvorlesung in seiner Privatwohnung anzeigte, welche er nach eigener Erzählung „petasatus et ocreatus" (gestiefelt und gespornt) unter unerhörtem Zudrange hielt.

Als er geendet empfing er hundertfältige Scheidegrüße aber auch schriftliche Huldigungen in Prosa und Versen, in französischer und lateinischer Sprache, (welche dem Bd. III der Gesammtausgabe, den erwähnten „Fünf Vorlesungen" beigegeben sind). M. beabsichtigte nun auf kürzestem Wege heimzukehren. — Allein von dem reichsfreien Besançon (dem ehemaligen Vesontium), welches eine aufblühende Hochschule besaß, auf das Dringendste eingeladen, reiste er am 16. November dorthin, zumal ihm die Väter der Stadt den Rückersatz seiner in Montbelliard gelassenen Schriften und Bücher, die er schmerzlich vermißte, ganz bestimmt zusicherten. Zahlreiche Studenten mit flottem Federbarette, junge

Doctoren, den Degen an der Seite, protestantische Geistliche, Anwälte und ergraute Rathsherrn, auch reiche Einwohner von Dôle mit ihren Dienern, wol an 80 Mann, hoch zu Roß bildeten das prächtige Geleite, mit dem M. in der alten Reichsfeste einritt, gastlich begrüßt von dem Senator Humbert Jeantet, welcher ihn zu seiner Wohnung neben der „école de Grandvelle“ führte. Nach Ankündigung seiner Vorlesung (einer Fortsetzung der in Dôle begonnenen Erklärung einiger Gesetze des Pandektentitels de verb. obligationibus) erhielt er am späten Abend des 6. Januar 1557 die Kunde von dem zu Weihnachten erfolgten Ableben seiner Gattin in Paris. Obwol hierdurch tief erschüttert, glaubte er doch seinen Schmerz verbergen und pflichtgemäß das gegebene Wort einlösen zu müssen. An den drei folgenden Tagen bestieg er den Katheder zu mehrstündigen Vorträgen, welchen über tausend Personen mit gespanntester Aufmerksamkeit folgten, die nach beendeter Vorlesung, von dem Trauerfalle unterrichtet, zahlreiche Beweise aufrichtigster Theilnahme für M. an den Tag legten. Aber auch für die Hochschule wollte man ihn gewinnen und bot ihm neben anderen Vortheilen einen für die damaligen Verhältnisse geradezu unerhört hohen Jahresgehalt von 2000 écus d'or (beiläufig 7400 Thaler oder 22 000 Mark), und als er trotzdem unaufhaltbar fortreiste, begleitete ihn eine große Anzahl von Verehrern und Freunden weit über die Thore der Stadt und versprach ihm für den Fall der Wiederkehr Alles zu thun, was die Stadt nur immer zu leisten vermöge. Hätte unser Gelehrter dieser herzlichen Bitte Folge gegeben, wäre ihm manche Widerwärtigkeit, manche Kränkung der späteren Jahre erspart geblieben!

Mit dem Abzuge aus Besançon, das sammt der „Freigrafschaft“ zum burgundischen Kreise, somit zum deutschen Reiche gehörte, findet Molinaeus' Thätigkeit in Deutschland ihr Ende. Der Rest seiner Jahre gehörte Frankreich; es sollen daher die folgenden Zeilen nur dazu dienen, das begonnene Lebensbild zum Abschluß zu bringen. —

Am 21. Januar 1557 in Paris eingetroffen, fand M. sein Haus seit der Gattin Tod verwaist und von Pöbelhausen zum dritten Male geplündert. Nach dessen Einrichtung waren ihm endlich vier Jahre der Ruhe gegönnt. Innerhalb dieses Zeitraumes (am 30. Juni 1558) schritt er zu einer zweiten Ehe mit Johanna du Vivier, welche Ehe kinderlos blieb. Die ersehnten Jahre der Ruhe waren leider nicht von langer Dauer! Schon im Frühjahre 1562 brachen die Hugenottenverfolgungen aufs neue los; M. sah sein Haus zum vierten Male plündernden Rotten preisgegeben; er selbst floh mit den Seinen am 3. Juni aus Paris und ließ sich nach unstätem Umherirren am 30. Juni zu Orleans nieder, wo er binnen Kurzem den Verlust seines jüngeren Sohnes Ludwig zu betrauern hatte. Oeffentlich gehaltene theologische Vorträge verwickelten ihn alsbald in ernste Streitigkeiten mit den reformirten Predigern. Genöthigt Orleans zu verlassen, wählte er Allone in Beausse, dann Villereau zum Wohnort, wo er einen kleinen Katechismus in lateinischer und französischer Sprache verfertigte, welcher später von Ludwig de Villereau ins Griechische übersetzt wurde. Von herumstreifenden Soldknechten des Herzogs von Guise bedroht und belästigt, kehrte er nach Orleans zurück; nach aufgehobener Belagerung dieser Stadt nach dem erwähnten Allone, und lebte zuletzt behufs größerer persönlicher Sicherheit in Lyon, wo er mehrere druckfertige Arbeiten, darunter seinen Katechismus, in die Presse gab. In Lyon begannen die religiösen Verfolgungen aufs Neue. Wegen des letzteren auf Andringen der unduldsamen Reformirten am 15. Juni 1563 gefänglich eingezogen, jedoch nach zwanzigtägiger Haft wieder freigegeben, ließ er sich im Januar des folgenden Jahres in Paris nieder. Hier schrieb er sein bekanntes Werk: „Conseil sur le fait du concile de Trente réception ou reiect d'icelui“ (Lyon 1564. 8°), worin er in 100 Artikeln Inhalt,

Bedeutung und Tragweite dieser Concilsbeschlüsse zergliedert und beleuchtet und dringend vor deren Annahme warnt, da er (ein Gegner der Jesuiten) eine Unterdrückung der Freiheiten der gallikanischen Kirche und eine bisher nicht gekannte Machtentfaltung der römischen Curie befürchtete. Es ist leicht begreiflich, daß in jener Zeit eine polemische Schrift Molinaeus' über die Tridentiner Beschlüsse die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, und daß diese Schrift, überall mit Interesse gelesen, den Weg in die fernsten Theile der gebildeten Welt fand. In der Heimath trug sie dem Verfasser schlimme Früchte, da er beim Parlamente in Anklagestand versetzt, am 7. Juni verhaftet wurde. Indessen war es seinem nach Lyon, an das Hoflager, geeilten Schwiegersohne, dem Amtsrathe Simon Bobé aus Coulommiers, gelungen, durch einflußreiche Persönlichkeiten am 21. Juni einen königlichen Gnadenbrief zu erwirken, kraft dessen die Haft am 5. Juli gemildert, dann in Hausarrest, später in Confinirung umgewandelt und zuletzt ganz aufgehoben wurde. —

1566 bedenklich erkrankt, beschäftigte sich M. wie in gesunden Tagen lebhaft mit religiösen Fragen. Der Einwirkung des von M. hochgeschätzten Claude d'Espence wird es zuzuschreiben sein, daß er noch auf dem Todtenbette in feierlicher Weise in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrte. M. starb am 27. December 1566, 66 Jahre alt und wurde ohne jedes Gepränge auf dem Andreas-Kirchhofe seiner Pfarrei bestattet. Er wurde von seinem Sohne Carl, Herrn v. Allone, beerbt, welcher jedoch schon 1570 seinem Vater folgte, und von seiner Tochter Anna, der Gattin des vorerwähnten Simon Bobé, welche in der Sonntagsnacht des 19. Februar 1572 mit ihren zwei Töchtern und zwei Mägden in Abwesenheit ihres Mannes von unbekannter Mörderhand in geheimnißvoller Weise ums Leben kam.

M., offen und ehrenfest, ein Jurist von seltener Geistesschärfe, ein hinreißender Lehrer von unübertroffenem Wissen, besaß ein stark entwickeltes Selbstgefühl, welches durch die vielfachen Auszeichnungen, die er in Deutschland empfing, wesentlich genährt wurde. Namentlich steigerte der ehrenvolle Empfang, welchen er an Fürstenhöfen und in Reichsstädten fand, und die glänzenden Berufungen an elf Hochschulen des Reiches (nach Basel, Straßburg, Heidelberg, Leipzig, Marburg, Tübingen, Freiburg, Dôle, Besançon, Gent und Löwen), dessen Selbstgefühl zur persönlichen Ueberhebung, welche sich in verletzender Geringschätzung des wissenschaftlichen Gegners äußerte; denn schonungslos geißelte er ohne Rücksicht auf die Person jeden, der nicht seiner Ansicht huldigte.

M. nannte sich ursprünglich „Ictus Parisiensis“; seit dem Tübinger Aufenthalte (1555) „J. U. Dr. antiquus Franciae, nunc Germaniae quoque Ictus, consiliarius et primarius Juris Professor“.

Die Gutachten der letzteren Jahre pflegte er mit dem hochtrabenden Satze zu bekräftigen: „Et ita fateor ego, Carolus Molinaeus, J. U. Doctor, qui nemini cedo, et qui a nemine doceri possum!“ eine Behauptung, welche selbst in dem Munde eines M. aufgeblasen und prahlerisch klingt. Eine Schattenseite des an Lichtpunkten so reichen Charakters unseres Gelehrten bildet auch dessen schwankende Haltung in Glaubenssachen. Katholisch geboren und erzogen, wandte er sich 1542 dem Calvinismus zu, trat während seines Aufenthaltes in Deutschland zum lutherischen Bekenntniß über und kehrte kurz vor seinem Tode in den Schooß der katholischen Kirche zurück; — Wandlungen, welche die Zahl seiner Gegner empfindlich mehrten!

In Anbetracht der unstäten Lebensweise und der mannigfachen Beschäftigungen ist die Zahl der hinterlassenen Schriften (das Verzeichniß führt über 40 Nummern auf), eine erstaunlich große, deren Umfang noch dadurch wächst, daß M. alle namhafteren Arbeiten in französischer und lateinischer Sprache ver-

öffentlichte und sie bei Neuauflagen überdieß wesentlich bereicherte. 1618 erschien zu Paris die erste noch ziemlich lückenhafte Gesammtausgabe seiner Werke in 3 Foliobänden, welcher 1624 und 25 die zweite in 3, 1657 die dritte in 4 Bänden folgte; die vollständigste und sorgfältigste ist die vierte von 1681, welche der Parlamentsadvocat Franz Pinsson mit einigen Collegen unter dem Titel: „Caroli Molinaei Franciae et Germaniae celeberrimi Jurisconsulti, et in supremo Parisiorum Senatu antiqui advocati omnia quae extant opera etc. etc., editio novissima auctior et emendatior“ (Parisiis sumptibus C. Osmont, in aula regii Palatii magna) herausgab. Das sehr sorgsam redigirte und mit vielem Geschmack ausgestattete Werk erfreute sich eines königlichen Schutzbriefes und umfaßt fünf ansehnliche Folianten, von denen die beiden ersten neben Brodeau's Biographie die Schriften des französischen Rechtes, der dritte jene des römischen, die beiden letzten endlich die des canonischen Rechtes nebst den bezüglichen Vorreden, Einleitungen, Widmungen und Huldigungen zum Gegenstande haben. —

Seit Molinäus' Auftreten in der französischen Rechtsliteratur waren nahezu hundert Jahre verflossen, bis eine erschöpfende Biographie desselben ans Licht trat. Der Parlamentsadvocat Jul. Brodeau war es, der aus den Quellen unter Angabe derselben mit vielem Fleiße ein umfassendes Lebensbild des Gefeierten herstellte (Paris 1654. 4°) (Gesammtausgabe von 1681 Bd. I S. 1—60), welches allerdings durch dessen Briefe, namentlich durch die zahlreichen in der Basler Museumsbibliothek aufbewahrten, muthmaßlich auch durch Documente in den Archiven von Marburg, Straßburg, Paris und anderen Aufenthaltsorten Molinäus' in einzelnen Punkten noch bereichert und vervollständigt werden könnte. M. selbst hat über seinen Aufenthalt in Deutschland am Ende seiner Glossen (§ 15) zum dritten Titel des Commentars über die alte Pariser Coutüme in lateinischer Sprache nähere Angaben gemacht, die sich im Bd. I S. 840 mehrgenannter Gesammtausgabe von 1681 finden. — Ein nach einem Oelgemälde gefertigter Stich in klein 8° zeigt M. in vorgerückten Jahren mit starkem Vollbarte in der Gelehrtentracht jener Zeit. —

Die ältere Litteratur über Molinaeus ist sehr reichhaltig; das Hauptwerk ist die bereits angeführte Biographie von Jul. Brodeau. Von neueren Arbeiten sind hervorzuheben: Eug. et Em. Haag, la France protestante tome IV. p. 411 u. f. Dort findet sich ein genaues Verzeichniß der Schriften mit sorgfältiger Aufzählung aller Ausgaben (S. 416 u. ff.). Villequez, les écoles de droit en Franche-Comté et en Bourgogne in Laboulaye, Revue de législation (Année 1872 p. 288—305). — Klüpfel, Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen S. 78 und 79. — M. Michaud, biogr. univers. T. II. p. 538. — Warnkönig, Französ. Staats- und R.-Geschichte Bd. II S. 116. — Stintzing, Gesch. d. deutschen Rechtsw. 1. Abtheil. (im Namensverz. voce Molinaeus). Eisenhart.

Molinaeus: Petrus M. (du Moulin), reformirter Theolog, 1568 zu Berin in Frankreich geboren, wo sein Vater Prediger war, verdankte als Knabe der Treue einer Dienstmagd sein Leben, indem sie ihn und seine Brüder dem Blutbade der Bartholomäusnacht zu entreißen wußte. Zu Sedan erhielt er seine wissenschaftliche Erziehung und setzte seine Studien in England fort, da ihm das Studium an der Pariser Universität durch den Bürgerkrieg unmöglich gemacht ward. Als aber Franciscus Junius 1592 das Professorat der Theologie zu Leiden angetreten hatte, zog er dorthin, zeichnete sich bald durch Gelehrsamkeit dergestalt aus, daß er eine Lehrerstelle an der lateinischen Schule erhielt und 1593 zum außerordentlichen Professor der Eloquenz und Naturaltheologie ernannt wurde. Neben rühmlicher Erfüllung seiner Lehraufgabe gab er gediegene Proben seiner Gelehrsamkeit in den „Elementa logica“ und der

„Meditatio in psalm. CXXIII“. Es war daher ein wahrer Verlust für die Leidener Hochschule, als M. 1598 einem Ruf nach Paris folgte, wo seine maßvolle Gesinnung und seine Verdienste als Theolog immer glänzender hervortraten. Umsonst versuchte die Leidener Universität ihn 1611 wieder zu gewinnen; auch 1619 erneuerte sie ohne besseren Erfolg ihr Anerbieten eines theologischen Lehrstuhles. Glücklicher war die protestantische Universität zu Sedan, deren Ruhm er dann bis an seinen Tod (1658) blieb. Hier trat er als Vertheidiger des Protestantismus wider die Katholischen so wie als Gegner des freier denkenden Moysis Amyrault auf, und verfaßte zahlreiche, treffliche Schriften, die ihn als Verehrer eines milderen Calvinismus zeigen. Der „Thesaurus dissertationum theologicarum in alma Sedanensi habitarum“, Genev. 1661 enthält manche wichtige Beiträge von seiner Hand. Besonderen Beifall erwarb sich sein „Tractatus de peregrinationibus superstitiosis et de altaribus et sacrificiis Christianorum“, Han. 1607, wie auch die „Defensio fidei Catholicae pro serenissimo Majoris Brittanniae rege Jacobo“, der „Theophilus sive de amore Dei“ und sein „Examen de la doctrine de Messieurs Amyrault et Tétard touchant la prédestination“, Amst. 1638.

Saxe, Onomast. IV. p. 179 sq., Glasius, Godgel. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb., welche die Quellen für seine Biographie aufführen.

van Slee.

Molique: Wilhelm Bernhard M., einer der größten Geigenvirtuosen aller Zeiten und zugleich vorzüglicher Componist, wurde am 7. October 1802 zu Nürnberg geboren. Von seinem Vater, welcher dortselbst Stadtmusikus war, erhielt er den ersten Unterricht nicht nur auf der Violine, sondern überhaupt beinahe in allen musikalischen Instrumenten; doch das merkwürdige Violinspiel des sechsjährigen Knaben setzte schon damals Kunstkenner in Erstaunen, und er wandte bald seine ganze Zeit und Aufmerksamkeit dem Studium der Violine zu. Im J. 1816 ließ ihn König Maximilian I. von Baiern, welcher auf das wunderbare Talent des Knaben aufmerksam gemacht worden war, nach München kommen, damit er beim ersten Soloviolinisten der Hofcapelle, dem berühmten Pietro Rovelli sich weiter ausbilde. Nachdem M. zwei Jahre ernstem Studium obgelegen, ging er nach Wien, woselbst er eine Stelle in dem Orchester des Theaters an der Wien erhielt. Ein Jahr darauf (1820) kehrte er nach München zurück, um die Stelle seines inzwischen in seine Vaterstadt Bergamo zurückgekehrten Lehrers Rovelli einzunehmen. Es möge hier gleich bemerkt werden, daß M. außer von seinem Vater und Rovelli von keinem andern Meister jemals Unterricht im Violinspiel erhalten hat und niemals ein Schüler Spohr's gewesen ist, wie so oft irrthümlich behauptet worden. Im J. 1822 machte M., welcher auch ein fertiger Clavierspieler war, seine erste Kunstreise, welche ihn nach Leipzig, Dresden, Berlin, Hannover, Cassel u. s. w. führte und vom glänzendsten Erfolge gekrönt war. 1825 vermählte er sich mit der Nichte des Capellmeisters von Winter in München, Marie Wanney, um ein Jahr darauf einem Rufe als Musikdirector und erster Violinist nach Stuttgart zu folgen. Hier sollte sich auch sein erstaunliches Directionstalent immer mehr bewähren. Die jährlichen Kunstreisen, welche er von Stuttgart aus unternahm, verschafften ihm bald einen europäischen Ruf und die glänzendsten Anerbieten wurden von auswärts ihm gemacht; er lehnte dieselben jedoch alle ab, da es ihn immer wieder zu seinem Stuttgart zog. Ja, als im J. 1844, während seiner Anwesenheit in Petersburg, woselbst die Aufnahme seitens des Publicums eine glänzende war und die kaiserliche Familie ihn mit Ehren überhäufte, Kaiser Nicolaus ihm durch Baron Zoller sagen ließ, er möge sich einen Beweis seiner Huld ausbitten, da bat M. einfach um die schnelle Ausfertigung seines Passes. 1848 brachte er

die Saison in London zu; auch im Jahre 1849 ging er wieder nach England, um sich dann für immer dort niederzulassen, da die politischen Unruhen in Deutschland ihn bewogen hatten, den König von Württemberg um seine Entlassung zu bitten. Er blieb in London hochgefeiert und geschätzt, sowol als ausübender Künstler wie als Lehrer, namentlich in der Composition, bis zum J. 1866, in welchem Zeitraume er nur einmal, 1859, Deutschland besuchte. Eine schwere Erkrankung führte ihn 1866 nach seinem Vaterlande zurück; er ließ sich in dem Stuttgart benachbarten Cannstatt nieder, dort vergebliche Heilung seines Leidens suchend, welchem er am 10. Mai 1869 erlag. Die Section constatirte ein Geschwür im Gehirn. — M. war nicht nur einer der bedeutendsten Geiger aller Zeiten, sondern auch ein tüchtiger, mit reicher und gesunder Erfindung begabter Componist. Namentlich sind es seine 6 Concerte für Violine und Orchester (op. 4, 9, 10, 14, 21, 30), sowie seine Duos für Clavier und Violine (op. 33, 20, 24), welche zum Bedeutendsten der musikalischen Litteratur dieser Gattung gehören. Was Kraft und Originalität der Erfindung, thematische Arbeit und Noblesse der Factur betrifft, verdienen diese Werke das Prädicat klassisch in der vollsten Bedeutung des Wortes, und überragen die Spohr'schen Compositionen ganz entschieden. Das gleiche gilt von seinen acht Streichquartetten (op. 16, 17, 18, 28, 42 und 47) und seinen beiden Trios für Clavier, Violine und Violoncell op. 27 und 52. — Im Druck sind 68 Opera erschienen, unter denen wir außer seinen oben angeführten Compositionen noch sein Oratorium „Abraham“ op. 67 und seine Messe op. 72 hervorheben möchten. Auch eine Harmonielehre in englischer Sprache liegt im Druck vor, und in seinem handschriftlichen Nachlaß befindet sich u. A. eine Symphonie, ein Clavierconcert, eine Ouvertüre, Motetten u. s. w.

Wiener Zeitschrift vom 12. Januar 1839; Schwäbischer Mercur vom 21. Mai 1869. Familiennachrichten. Sittard.

Molitor: Peter Franz M., Maler, von welchem Dlabacz mit der Bezeichnung der Jüngere, der Pole Rastewiecky in seinem Lexikon der polnischen Maler als von einem gebürtigen Böhmen Notiz nimmt, war unzweifelhaft Sohn des J. P. M., und genoß um 1750 das Ansehen eines vorzüglichen Prager Malers, denn es wurde von Reichenberg aus, nach Vollendung des Kreuzkirchenbaues, 1756, durch die Tuchmacher für den von ihnen gestifteten Zunftaltar, ein heil. Severin bei ihm bestellt. Die bezügliche Notiz des Kirchenarchivs lautet: „Die ehrsame Zunft zahlte für den Altar 500 Gulden, und für das vom jüngeren Molitor in Prag gemalte Altarblatt 60 Gulden“. Zwei weitere Seitenaltäre dieser Kirche kamen 1760 zur Vollendung, und wurden, wie weiter zu lesen ist, die Altarblätter vom Grafen Philipp Joseph von Gallas beigestellt, „deren eines den heil. Laurenz vorstellend, von dem jüngeren Molitor gemalt war“. — In Uebereinstimmung damit steht auch was der Chronist Rohn in seinem Buche „Antiquitas Ecclesiarum, Capellarum et Monasteriorum“ schreibt: „Tertia S. Laurentii, et quarta S. Severi Episcopi, Patroni Pannificum (imagines) quas pinxit D. junior Molitori „Pragensis“. — Nachdem in jüngster Zeit das Laurentibild durch ein den heil. Aloisius vorstellendes verdrängt, von der Patronatsherrin, Gräfin Clam-Gallas, für eine Kirche auf ihrer mährischen Besitzung Saar übernommen wurde, in Reichenberg also nur noch das von S. Severus der Beurtheilung zugänglich, läßt sich doch daraufhin aussagen, daß M., der jüngere, ein ganz tüchtig geschulter Künstler war, ausgestattet mit allen seinem Vater nachgerühmten Eigenschaften, besonders eines mit gutem Geschmack betriebenen Naturstudiums. Die überlebensgroße Gestalt des Heiligen ist voll Würde, die technische Ausführung des Ganzen zeigt eine eben so gewandte wie sichere Pinselführung, indeß das Colorit zugleich den Frescomaler verräth.

Werden nun die von Rastewiecky gebrachten Daten: daß M. um Mitte des 18. Jahrhunderts „in Krakau Fresken und Oelbilder mit großem Geschick malte, lange Zeit im Hause des Markgrafen Myskowski-Wielopolsky mit Aufträgen beschäftigt war“ — zusammengehalten mit der voranstehenden Biographie, dann ergibt sich wol schon durch die Jahreszahlen, daß der in Krakau, im Beginne seiner Ausführungen, 1756 gestorbene Joh. Peter M., den Sohn Peter Franz, als Nachfolger und Vollender hinterließ. — Von durch diesen 1765 vollendeten Werken werden genannt: die Fresken des Plafonds in der Barbarakirche zu Krakau, vorstellend die apostolischen Thaten des Ordens der Gesellschaft Jesu. Rudolf Müller.

Molitor: Johann Peter M. (auch Müller), Maler, geb. 1702 auf der Herrschaft Westerburg im Nassauischen, † 1756 zu Krakau, erhielt den ersten Kunstunterricht bei einem gewöhnlichen Landmaler, von welchem er behufs höherer Ausbildung nach Bonn zog, und dann in Berlin, hauptsächlich aber in Dresden, zum ausübenden Künstler heranreifte, um sich dann, der Aufforderung eines Verwandten folgend, 1735 als Maler in Prag niederzulassen. Durch bescheidene Anfänge, kleinere Genrebilder aus dem Dorfleben, landschaftliche Aufnahmen und Portraitchen solidester Ausführung allmählich ins Publicum dringend, bekannt geworden mit dem genialen Frescomaler Wenz. Reiner und angeregt von ihm zu größeren Ausführungen, kam es wol von selbst, daß sich M. seiner Leitung überließ und eine Zeit lang als sein Gehilfe der Frescomalerei oblag. Für die Ersprießlichkeit einer solchen Erweiterung der Leistungsfähigkeit spricht, daß M. demnächst schon einen größeren, selbständig durchzuführenden Auftrag erhielt und zwar die Ausschmückung der Kirche zu Liboch mittels Fresken. Damit im Fache der Kirchenmalerei zu Ruf gekommen, erhielt er überdies Bestellungen für Altarbilder, von welchen besonders das in Oel ausgeführte Hauptbild in der Stiftskirche zu Tepl und das Gemälde, St. Hermann Joseph vorstellend, im Stifte Strahow zu Prag erwähnenswerth sind. — Im J. 1756 nach Krakau behufs umfangreicher Ausführungen berufen, ereilte ihn dort selben Jahres der Tod. — Nach zeitgenössischen Berichten nahm es M. mit der Kunst sehr ernst, er begann kein Werk ohne vorausgehende gründliche Studien, sei es nach der Natur, oder durch Beihilfe von Gypsmodellen gemacht zu haben. Vermöge dieser Gründlichkeit überragte er auch gemeinschaftlich mit Reiner die Vertreter der damaligen Prager Malergilde. — Die Gemäldegallerie patriotischer Kunstfreunde zu Prag enthielt während ihres früheren Bestandes zwei geistvoll gemalte Bildskizzen, catalogisirt: „Die heilige Clara mit auf der Brust gekreuzten Händen, links von ihr ein schwebender Engel mit dem Kruzifix“ und „Der heilige Moritz mit einem Palmzweige in der Rechten“. — Viele treffliche Portraits und geschmackvoll angeordnete Blumen- und Fruchtstücke bergen namentlich die klösterlichen Gemäldesammlungen Böhmens.

Dlabacz, Allgem. Künstlerlex. — Müller-Klunzinger, Die Künstler aller Zeiten 2c. — Nagler, Allgem. Künstlerlex. Eigene Notizen.

Rudolf Müller.

Molitor: Joseph Franz M., geb. am 8. Juni 1779 in Ober-Ursel im Obertaunuskreis, † in Frankfurt a. M. am 23. März 1860, Sohn eines kurmainzischen Beamten, machte seine Vorbereitungsstudien in Bingen und Aschaffenburg und bezog dann (1797) die damalige Universität Mainz, von wo er 1799 nach Marburg überging. Ursprünglich zum Juristen bestimmt, gab er dieses Studium bald auf und beschäftigte sich mit Geschichte und Philosophie, d. h. hauptsächlich mit Kant, Reinhold, Fichte und Schelling. Von der damaligen Identitätsphilosophie des Letzteren begeistert, begann er gemeinschaftlich mit Kollmann die Herausgabe einer „Zeitschrift für eine künftig aufzustellende Rechtswissen-

schaft nach dem Princip eines transscendentalen Realismus“ (1802), welche jedoch bald wieder einging; und nachdem Schelling durch seine Schrift über Philosophie und Religion (1804) seine bekannte höchst bedenkliche Wendung eingeschlagen hatte, durfte auch M. in seinen „Ideen zu einer künftigen Dynamik der Geschichte“ (1805) einen dunkleren Weg betreten, indem er forderte, daß mit der Schelling'schen Philosophie die Grundsätze eines Friedr. Schlegel und eines Görres verbunden werden sollen. Ebenso erklärlich ist es, daß auch die Theosophie Baader's jenen Einfluß ausübte, welcher in zwei Schriften Molitor's ersichtlich ist, nämlich „Ueber den Wendepunkt des Antiken und Modernen, ein Versuch, den Realismus mit dem Idealismus zu versöhnen“ (1805) und „Ueber die Philosophie der modernen Welt, eine Epistel an Geh. Rath Sinclair in Homburg“ (1806). Eben um diese Zeit stiftete der Fürst-Primas v. Dalberg in Frankfurt ein zur Hebung des Judenthums bestimmtes Philanthropinum und M. trat in die Vorstandschaft dieser Anstalt ein (1806), zog sich aber bald zu einer bloßen Lehrthätigkeit an derselben zurück, woneben er auch (seit 1806) am Gymnasium Fridericianum Unterricht in Geographie und Physik ertheilte. Durch das Philanthropinum hatte er Gelegenheit, sich mit mannigfachen Seiten des Judenthumes bekannt zu machen und der Einblick in die dort geübte Symbolik gab ihm die Veranlassung, in den Freimaurer-Orden einzutreten (1808). Als Dalberg in Frankfurt nach französischem Muster ein Lyceum einrichtete (1812), erhielt M. an demselben die Professur der Philosophie, wofür er seine Stelle am Friedrichsgymnasium aufgab, und da jenes Lyceum im J. 1814 wieder einging, bezog er eine bleibende Pension, durch welche zusammen mit dem Ertrage verschiedenen Privatunterrichtes der Nothdurft des Lebens genügt war. Unterdessen hatte er (1813) einen in Offenbach lebenden Juden Metz kennen gelernt, welcher ihn auf die Kabbalah hinwies, und hiermit war seiner ganzen folgenden Thätigkeit Richtung und Gegenstand gegeben; er überwand mit hingebendstem Fleiße die Schwierigkeit der Erlernung des Hebräischen und Aramäischen, eignete sich den Inhalt des Talmud an und beschäftigte sich dann hauptsächlich mit dem Buche Sohar. Das erklärliche Ergebniß in Folge seiner ganzen Geistesrichtung war, daß er nunmehr mit vollen Zügen aus einer mystischen Theosophie schöpfte, mittelst deren er Kabbalah und Christenthum in wechselseitige Verbindung setzte, wobei ihm neben der späteren Richtung Schelling's und den Anschauungen Baader's auch die theosophischen Gedanken Eschenmayer's, Schubert's Just. Kerner's dienstbaren Stoff boten. Als Frucht mehrjähriger Arbeit veröffentlichte er 1824 den ersten Band eines schließlich unvollendet gebliebenen Bandwurmes, betitelt „Philosophie der Geschichte oder über die Tradition“, worin er in einer nicht sehr genießbaren Darstellungsweise über den Inhalt und Werth der mündlichen Ueberlieferung bei den Hebräern handelte. Bei Leuten einer bestimmten Richtung erweckte er durch dieses Buch warmes Interesse und so konnte er bald die angenehme Erfahrung machen, daß ihm durch Christian VIII., durch den Großfürsten Constantin und durch den König Ludwig von Baiern Unterstützungen zuflossen, so daß er jetzt die Lehrstelle am Philanthropinum aufgab. Ja allmählich wurde seine Wohnung der Sammelpunkt für hoch oder nieder gestellte Dilettanten der Philosophie (auch Frauen), welche gerne mit dem liebenswürdigen Theosophen über höchste Fragen der Menschheit plauderten. Im J. 1834 folgte der zweite Band des Werkes, welcher einen Abriß des kabbalistischen Systemes und den Hinweis auf die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung enthält, hierauf 1839 der dritte, in welchem zunächst im Allgemeinen über Heidenthum, Judenthum und Christenthum, dann insbesondere über die jüdische Lehre von der Unreinheit und zuletzt über Reinheit und Versöhnung gesprochen wird; sodann 1853 erschien eine gänzlich umgearbeitete

zweite Auflage des ersten Bandes und gleichzeitig eine erste Abtheilung des vierten Bandes, worin die Bedeutung erörtert wird, welche die Kabbalah für das Christenthum habe. Der Rest und ein beabsichtigter fünfter Band hätten die Darstellung der ganzen Kabbalah selbst enthalten sollen. Der Grundgedanke des Werkes, welcher seine polemische Seite in der Bekämpfung des Pantheismus, des Atheismus und des Materialismus findet, beruht auf der Annahme, daß in der Kabbalah eine höhere Mystik liege, mit welcher die jetzt geforderte Philosophie des Christenthums zusammentreffen müsse, da eben letzteres nur ein mystisch verklärtes Judenthum sei.

Allgem. Zeitung, 1860, 21. April, Beilage. J. E. Erdmann, Grundriß d. Gesch. d. Philos., 3. Aufl., Bd. II, S. 506 f. Prantl.

Molitor: Martin von M., Landschaftsmaler, geb. in Wien 20. Febr. 1759. Als Schüler der Akademie daselbst schloß er sich dem Landschafter Christian Brand, Professor jenes Institutes, an. Im J. 1784 lieferte er sein Aufnahmsstück: Gegend in der Rossau an der Donau bei Wien (noch in der Galerie der Akademie), und wurde dadurch Mitglied. Seine Erziehung hatte ihn mit wissenschaftlichen Kenntnissen ausgestattet, wodurch seine Werke zu geistvollen und klargedachten Compositionen gediehen. Die Auffassung der Natur ist bei ihm eine ideale, die Stimmung fein, das Colorit sonnig. Charakteristik und scharfe Individualisirung geht ihm jedoch ab. Mit ihm und seinem Schüler Joseph Mößmer schließt die barocke Tradition der Landschaftsmalerei in der Wiener Schule ab. Zu den besten Bildern Molitor's gehören: „Waldweg mit Gebirgsaussicht", „Austrieb einer Heerde ins Gebirg", „Ebene mit einer Hütte" (sämmtlich in der Galerie der patriotischen Kunstfreunde in Prag). In späterer Zeit beschäftigte sich der Künstler so eifrig mit dem Zeichnen, der Radirnadel und Gouachemalerei, daß er darüber die Palette mehr vernachlässigte. Doch gehören jene Leistungen zu dem besten, was der Künstler geschaffen hat, es sind meist kleine liebliche Landschaftsbildchen von großem Reize, besonders eine auf blauem Papier ausgeführte Suite ist sehr verdienstvoll. Von seinen Radirungen hat Adam von Bartsch ein Verzeichniß edirt. Nach M. sind mehrere Gemälde gestochen, so Schloß Tirol von Bartsch, das Lechthal bei Reutte von Duttenhofer, anderes von Piringer. Später wurde er Custos der Hofbibliothek in Wien, wo er den 16. April 1812 starb. A. Ilg.

Molitor: Nicolaus Karl M., Arzt, ist am 4. November 1754 auf dem Forsthause Weißenbach im ehemaligen kurfürstlich-mainzischen Oberamte Bischofsheim geboren, wo sein Vater als kurfürstlicher Förster lebte. Von seinen Eltern zum Gelehrtenstande bestimmt, besuchte er zuerst das Gymnasium in Bischofsheim und studirte später in Mainz Philosophie, um sich zum Lehrer auszubilden. 1774 begab er sich nach Wien, wo er, von dem Prof. Jacquin als Hauslehrer engagirt, bei diesem Gönner Botanik und Chemie und bei dem Schwager desselben, dem Professor Ingen-Housz Physik studirte; gleichzeitig besuchte er die medicinischen Lehranstalten Wiens, namentlich die von Stoll geleitete medicinische Klinik. Nach einer im Jahre 1783 auf Kosten der Mainzer Universität in die ungarischen Bergwerke angestellten wissenschaftlichen Reise, erhielt er einen Ruf als Professor der Chemie, Pharmacie und Heilmittellehre nach Mainz und trat im Jahre darauf diese Stelle an. Nach Aufhebung der Mainzer Universität wurde er zum Professor der Chemie an der daselbst begründeten Realschule und später, nach Aufhören dieser Schule, in gleicher Eigenschaft an der provisorisch gebildeten medicinischen Schule ernannt, und in diesem Amte verblieb er bis zur Unterbrechung des Unterrichtes; dann wurde er Mitglied der Jury médical des Departements vom Donnersberg und endlich Mitglied des von den deutschen Behörden in Mainz gebildeten Medicinalcollegiums, an dessen Arbeiten er sich

bis zu seinem am 27. September 1826 erfolgten Tode betheiligt hat. — M. erfreute sich als Lehrer und Arzt nicht weniger, wie als Menschenfreund der höchsten Anerkennung; rühmlich wird seines Eifers gedacht, den Fortschritten der Wissenschaft gefolgt und in dem Unterrichte denselben aufs gewissenhafteste gerecht geworden zu sein. Seine litterarischen Arbeiten sind unbedeutend.

A. Hirsch.

Molitoris: Ulrich M. (Molitor), Decretorum Doctor, Advocat und Procurator, stammt aus Constanz. Er hat in Freiburg studirt und bei Conrad Stürzel von Kitzingen Vorlesungen gehört. Dieser las in den ersten Jahren nach Gründung der Universität Freiburg über Grammatik und Philosophie, seit 1469 etwa bis 1486 über canonisches Recht. Vor 1470 wurde M. in Pavia zum Decretorum Doctor promovirt. Er hat dann an mehreren Orten, besonders auch zu Rom als Advocat und Procurator praktizirt, namentlich aber längere Jahre am bischöflichen Hofgericht zu Constanz, woselbst auch der damalige Landesherr in Vorderösterreich, Erzherzog Sigismund, sich seines Rathes bediente. In späteren Jahren war er Procurator und Redner am kaiserlichen Kammergericht, besonders bezeugt ist dies von den Jahren 1495 und 1501. Von den beiden von ihm überlieferten Schriften hat die über die Hexen: „De laniis et phitonicis mulieribus“, in deutscher Uebersetzung: „Von den Unholden oder Hexen“ (zuerst o. O. u. J. jedoch zu Köln 1489 gedruckt) großes Ansehen und weite Verbreitung erlangt. Sie enthält ein dem Erzherzog Sigismund im J. 1489 über den Streit der Meinungen in der Sache erstattetes Gutachten. M. verwarf darin die meisten der den Hexen zugeschriebenen Verbrechen und Frevel als Erdichtungen und die von den Hexen gemachten Geständnisse als unglaubwürdig, hielt jedoch daran fest, daß die Hexen in einem Bündnisse mit dem Teufel ständen und hielt sie wegen haeretica pravitas der Todesstrafe für würdig. Nicht von gleicher Bedeutung ist die in deutscher Sprache geschriebene Abhandlung: „Lantfrids auch ettlicher camergerichtlicher artikel und zu dyser zeit lantleuffiger hendel disputirung“, Nürnberg 1501. Dieselbe hat die Form eines Gesprächs zwischen Vater und Sohn und handelt von Krieg und Frieden, dem Friedensbruch und seinen Strafen u. s. w. Es liegt ihr der ewige Landfrieden von 1495 zu Grunde. Auf Grund seiner Erfahrungen an fürstlichen Höfen warnt M. seinen Sohn vor denselben. Ein 1500—1504 als Stadtschreiber in Freiburg erwähnter Ulrich Molitoris von Constanz, der „Meister“, nicht Doctor genannt wird, ist vielleicht ein Sohn des Decretorum Doctor.

Stintzing, Geschichte der populären Litteratur des römisch-canonischen Rechts in Deutschland (Leipzig 1867) S. 471—475. K. Schulz.

Moll: Karl Marie Ehrenbert Freiherr v. M., Geheimer Rath und Secretär der mathematisch-physikalischen Classe der baierischen Akademie der Wissenschaften in München, ein ausgezeichneter, praktischer Verwaltungsbeamter, Staatsmann und zugleich umfassender Naturforscher, namentlich auf mineralogisch-montanistischem Gebiete, war geboren am 21. December 1760 im Dorfe Thalgau im Salzburgischen, wo sein Vater die Stelle eines fürstl. salzburgischen Pflegers versah. Nachdem M. in seinem Elternhause den Grund zu einer tüchtigen Bildung gelegt hatte, setzte er in seinem 13. Lebensjahre auf der Ritterakademie zu Kremsmünster seine Studien fort und bezog schließlich die Universität Salzburg (1780), wo er sich vorzugsweise der Rechtswissenschaft widmete. 1782 erhielt er eine erste Anstellung als Accessist in Zell im Zillerthale und stieg nun rasch in dem Verwaltungsdienste, in dem er sich durch rastlose Thätigkeit, practischen Sinn und energisches Handeln hervorthat, von Stufe zu Stufe empor, so daß M., erst 30 Jahre alt, bereits 1790 als Director der Hofkammer in Salzburg an die Spitze der Finanzbehörde des Landes gestellt war. Mit diesem

Dienste vereinigte er im folgenden Jahre noch die Direction des Salz-, Münz- und Bergwesens. Während dieser mit staatsmännischer Klugheit und Umsicht geführten, von Freisinnigkeit, Offenheit und Wohlwollen geleiteten Vorstandschaft wurden auf seine Veranlassung und unter seiner unmittelbaren Ueberwachung die großartigsten Unternehmungen zur Verbesserung des Landes, zur Hebung der Land- und Forstwirthschaft, sowie des Berg- und Hüttenwesens ins Leben gerufen und segensreich durchgeführt. Dahin gehören die Entwässerungen des Gasteiner Thals, die Entsumpfungsarbeiten im Pinzgau, die Regulirung der Salzach, die Cultivirung zahlreicher versumpfter und vertorfter Gegenden, wodurch für die Landwirthschaft große Strecken nutzbar gemacht wurden, sowie der Bau guter Wege und Straßen und viele Vorkehrungen, welche den Handel und Wandel des salzburgischen Landes belebten und förderten. Mit besonderer Vorliebe, welche aus seiner angeborenen Neigung zur Naturwissenschaft entsproßte, wendete M. seine Aufmerksamkeit der Förderung und Verbesserung im Berg- und Hüttenwesen zu und führte selbst vielfache Einrichtungen ein, die wesentlich zum Aufblühen der Montanindustrie beitrugen. Für die zahlreichen Montanarbeiter sorgte er mit väterlicher Liebe durch Errichtung und zweckmäßige Einrichtung der sogenannten Bruderladen (Knappschaftsvereine) zum Zwecke der Unterstützung in Krankheitsfällen und der Erziehung. Trotz dieser vielfachen und umfassenden Thätigkeit eines verantwortungsvollen ersten Verwaltungsbeamten des Landes fand M. bei seiner eminenten Begabung noch Zeit genug, um auch der wissenschaftlichen Beschäftigung und der Pflege der Musik, die er sehr liebte, einen guten Theil seiner Kräfte zu widmen. Er unterhielt nicht nur mit den bedeutendsten Gelehrten einen lebhaften Briefwechsel, sammelte auf seinen vielfachen Reisen im Lande mit größtem Eifer, seltenem Verständnisse und mit dem scharfen Auge eines Naturforschers und Culturhistorikers die mannigfachsten Naturgegenstände, besonders Mineralien, Käfer und Pflanzen, dann Bücher, Manuscripte, Bilder, Kupferstiche und culturhistorische Sachen, sondern trat auch schon frühzeitig als Schriftsteller auf. Bereits 1783 erschien anonym von ihm verfaßt ein Brief: „So macht ichs mit den Mönchen“, worin er mit gerechter Entrüstung und großem Freimuth gegen die Volksverdummung aus Veranlassung des durch die Kapuziner von Tamsweg geübten Verkaufs von Mitteln gegen die Hexerei eiferte. Eine Abhandlung Linné's über die Schädlichkeit der Insecten übersetzte er aus dem Lateinischen (2 Bde. Salzburg 1783), um den Inhalt einem größeren Kreise zugänglich zu machen. Schon 1784 folgte ein in sehr heftigem Ton geschriebener Brief in Josephinischem Sinn, in welchem er einen Hirtenbrief seines von ihm hochgeehrten Erzbischofs Hieronymus Colloredo gegen die Angriffe von sogenannten Contravertisten vertheidigte. Von ganz besonders hervorragender Bedeutung und Wichtigkeit für die Landeskunde sind seine: „Naturhistorischen Briefe über Oesterreich, Salzburg, Passau und Berchtesgaden“, welche er in Gemeinschaft mit dem ihm nahe befreundeten Paula Schrank in zwei Bänden 1785 publicirte, und in welchen er eine Fülle alle Wissenszweige umfassender Bemerkungen über den bezeichneten Landstrich mittheilte. In gleichem Geiste schrieb er in Verbindung mit anderen Gelehrten 1787: „Oberdeutsche Beiträge zur Naturlehre und Oeconomie für das Jahr 1787“. Ferner besorgte er die Veröffentlichung des Werks: „Canestrini historia de utero duplici etc.“ und 1796 die Fortsetzung von Müllenkampf's Sammlung der Forstordnungen verschiedener Länder (neun Waldordnungen von Salzburg, drei des österreichischen Landes). Mit den „Nebenstunden des Berg- und Hüttenmanns“ legte er 1797 den Grund zu einer fortlaufenden Reihe von Publicationen über Gegenstände der Montanwissenschaft, der Mineralogie und Geognosie, welche eine würdige, höchst schätzenswerthe Vorläuferin der später von

Leonhard und Bronn herausgegebenen Jahrbücher für Mineralogie, Geognosie und Paläontologie bilden. Diese periodischen Schriften erschienen 1797—1801 zuerst unter dem Titel: „Jahrbuch der Berg- und Hüttenkunde" in 5 Bänden, dann von 1801—1805 als „Annalen der Berg- und Hüttenkunde", ferner 1805—1809 als „Ephemeriden der Berg- und Hüttenkunde" in 5 Bänden und endlich seit 1809—1826 als „Neue Jahrbücher der Berg- und Hüttenkunde" in 6 Bänden. Diese Jahrbücher enthalten sehr werthvolle Originalaufsätze und Abhandlungen verschiedener Gelehrten, Referate, bio- und bibliographische Notizen, statistische Angaben und Litteraturverzeichnisse, welche sie zu dem wichtigsten Quellenwerk der mineralogischen Wissenschaften jener Zeit machen. M. selbst lieferte darin sehr inhaltsreiche Aufsätze namentlich über die Montanverhältnisse Salzburgs, während er in anderen naturwissenschaftlichen Fächern vielfache Publicationen in den entsprechenden Fachzeitschriften zur Veröffentlichung brachte, wie z. B. in Füßly's Magazin für Entomologie ein Verzeichniß der salzburgischen Coleopteren, in den Schriften der naturforschenden Freunde in Berlin: „Entomologische Nebenstunden &c.". Auch mit Sprachforschungen beschäftigte sich M. eingehend und verfaßte für Hübner's Beschreibung Salzburgs ein salzburgisches Idiotikon. Der ihm gewogene Fürst-Erzbischof zollte ihm 1800 seine volle Anerkennung durch Erhebung zum Geheimen Rath. Mit der Wende des Jahrhunderts trat auch für M. eine großartige Umgestaltung der Lebensverhältnisse ein. Nach der unglücklichen Schlacht von Hohenlinden bemächtigten sich die Franzosen des Landes und setzten nach der Flucht des Erzbischofs eine Statthalterschaft aus fünf Mitgliedern ein, zu welcher auch M. gehörte. Als dann nach dem Friedensschlusse von Luneville das Erzstift säcularisirt wurde, trat M. als Mitglied in die Regierungsconferenz über, welche der neue Fürst, Erzherzog Ferdinand, errichtete. Auch in diesen schwierigen Stellungen bewährte sich M. als ächter und rechter Patriot. 1803 wurde er von seinem neuen Landesherrn erst zum Director, dann (28. November 1803) zum Regierungspräsidenten erhoben. In diesen hohen Stellungen wirkte der rastlose Mann mit nie ermüdendem Eifer segensreich für das Wohl seines engeren Vaterlandes. Doch war ihm bereits sein Wirkungskreis zu enge geworden. Um diese Zeit suchte Erzherzog Johann, mit dem M. schon lange in wissenschaftlichem Verkehr stand, ihn für die Uebernahme der erledigten Stelle eines Directors des Hof-Naturaliencabinets in Wien zu gewinnen. Diese Verhandlungen aber zerschlugen sich an Moll's Forderung einer Censur- und Portofreiheit für seine Person. Glücklicher verlief die Unterhandlung, ihn für die Förderung der wissenschaftlichen Bestrebungen in Baiern nach München zu ziehen. Als ihm 1804 ein Sitz in der Akademie der Wissenschaften zugesichert wurde, entschloß sich M., wol in der feurigen Hoffnung, in Baiern unter der Aegide des freisinnigen, kühn fortschreitenden Grafen Montgelas einen raschen und weitgreifenden Aufschwung in der Wissenschaft ins Leben rufen zu können, zum Uebertritt in den kurbaierischen Dienst (7. December 1804). Erst Mitglied, dann seit 1807 Secretär der mathematisch-physikalischen Klasse der Akademie, versuchte M., in seinen früheren Stellungen an strammen Dienst gewöhnt, auch in der Akademie in freiem und liberalem Sinne reformatorisch vorzugehen, stieß aber auf ungehoffte Schwierigkeiten, die sein redliches Streben beengten. Dieser Umstand ließ ihn anfangs seinen Uebertritt nach Baiern bereuen. Trotzdem setzte er aber nach allen Richtungen seine Arbeiten fort und brachte seine Sammlung, für welche er in dem aufgehobenen Kloster Fürstenfeldbruck zur Aufstellung große Räume pachtweise erhalten hatte, zu einer erstaunlichen Größe. Seine Bibliothek wuchs bis auf 80 000 Bände, seine Mineraliensammlung enthielt 5000 vorzüglicher Exemplare,

sein Herbarium 2000 Pflanzenarten meist der Alpenflora. Dazu kamen reiche Sammlungen von Insecten, Conchylien, Fischen und höheren Thieren, zahlreiche culturhistorische Gegenstände, eine Porträtsammlung in 62 Bänden, Kupferstiche (269 Blätter vorzüglicher Meister), Städteansichten, Schlachtenbilder und Manuscripte. Ein großer Theil dieser Sammlungen ging in den Besitz der baierischen Akademie und der Staatsbibliothek über, ein anderer Theil der Bibliothek kam an das britische Museum und die Bibliotheken in Moskau, Würzburg und Erlangen. Vieles, namentlich die Kunstgegenstände, verblieb in dem Besitz eines Zweigs seiner Familie, da M. nicht verheirathet war, und befindet sich auf einer Villa bei Roveredo aufbewahrt. Während M. in der ersten Periode seines Lebens hauptsächlich im Verwaltungsdienste unvergängliche Verdienste sich erwarb und nur nebensächlich den wissenschaftlichen Arbeiten sich widmen konnte, war in der zweiten Periode nach dem Uebertritt an die Akademie in München sein eifrigstes Bestreben, sich ganz dem Dienste der Wissenschaft und ihrer Förderung zu widmen. Als Berather im Directorium und als Führer der Klasse der Akademie suchte er hier, unterstützt von einem ihm innig befreundeten Kreis von Gelehrten, wie Schlichtegroll, Generalsecretär der Akademie, dem Director der Staatsbibliothek J. Scherer, dem berühmten Anatomen Sömmering, dem Historiker Westenrieder und dem Botaniker Martius die Thätigkeit der Akademie bestimmteren Zielen zuzuführen und zu steigern. Da er nicht durchzudringen vermochte, wendete er sich später mehr und mehr der Verfolgung seiner persönlichen Studien, namentlich dem mineralogisch-geognostischen Zweige zu, wie die Fortsetzung der schon erwähnten Jahrbücher für Berg- und Hüttenwesen beweist. Am klarsten gestattet der von ihm unter dem Titel „Des Freiherrn K. E. v. Moll Mittheilungen aus seinem Briefwechsel als Prodromus seiner Selbstbiographie“ in vier Bänden 1829—1835 publicirte Briefwechsel, der sich durch einen kernigen Stil, scharfe Zeichnung, gerechte Kritik, oft herbe sarkastische Schärfe und eigenthümliche Schreibweise kennzeichnet, einen tieferen Einblick in das Innere dieses großen Geistes. Er zeigt sich hier als ein hervorragender Vertreter der freisinnigen Litteraturbestrebungen im Sinne und Geiste der Josephinischen Zeit mit einem seltenen Reichthum von Wissen auf den verschiedensten Gebieten, als ein entschiedener Freund der Aufklärung, der Befreiung von Vorurtheilen, freiheitlicher Entwickelung der Wissenschaft für das Leben, uneingeengt von dem Zwang philosophischer Schulen. Er schloß sich daher, persönlich zwischen F. H. Jacobi und Schelling gestellt, keiner Doctrin dieser Philosophen enger an, noch weniger aber befreundete er sich mit den theosophischen Anschauungen seines Collegen Franz v. Baader. Moll's auf das Reale und Praktische gerichteter, nüchterner und klarer Geist neigte sich mehr der Natur- als Glaubensphilosophie zu und fand an sich eine innere Beruhigung über die letzten Dinge ohne irgend eine doctrinäre Vermittelung. In allen seinen Handlungen äußerte sich eine Rechtschaffenheit und ein zielbewußtes Vorgehen, eine Geradheit der Gesinnung und eine Reinheit der Mittel, die er zur Verfolgung seiner Zwecke in Anwendung brachte. „Das Rechte ist das Nothwendige“, äußerte er, „darum wird es am Ende siegen, gleichwie das Licht über die Dunkelheit“. Große Weltkenntniß und umfassende Erfahrungen hatten ihm die rechten Wege einzuschlagen gelehrt; er bekämpfte zwar entgegengesetzte Meinungen energisch und oft mit Schärfe, aber stets offen aus voller Ueberzeugung und ohne Rückhalt. In politischen Dingen urtheilte M. als ein Mann besonnener Aufklärung in freiheitlicher Richtung ohne Ueberstürzung; besonders huldigte er dem großen Geist eines Kaisers Joseph II. und Königs Friedrich II. Dagegen konnte er in seinem offenen, alpinen, schlichten Wesen sich mit dem sonst ihm geistesverwandten Grafen Montgelas wegen dessen französischer Art nicht inniger befreunden und darin mag z. Th. die Erklärung zu

finden sein, daß M. sich nach und nach von seinem Wirkungskreise zurückzog. Dazu kam, daß ihn in dem letzten Lebensabschnitte ein Augenleiden heimsuchte. Gleichwol ließ er sich nicht abhalten, seine in letzter Zeit besonders eifrig betriebenen, vergleichenden, linguistischen Studien zu verfolgen und auf etwa 20 verschiedene Sprachen auszudehnen. In den letzten Jahren seines Lebens, besonders nach seinem Rücktritt von der Stelle eines Klassensecretärs der Akademie (1832), lebte M. im Sommer auf seinem Landsitze Mollsheim bei Dachau, im Winter in Augsburg, wo er auch am 1. Februar 1838 starb, nach einem inhaltsvollen, thatenreichen Leben, hoch geehrt durch Verleihungen vieler Orden und Ernennungen zum Mitgliede von 22 Akademien und zahlreichen gelehrten Gesellschaften. Mehrere Arten von Thieren und Pflanzen sind auf den Namen Moll's eingeschrieben.

v. Martius, Akad. Denkreden, 95. v. Wurzbach, Biogr. Lexicon, 19.

v. Gümbel.

Moll: Karl Bernhard M., Dr. theol., Oberhofprediger und Generalsuperintendent der Provinzen Ost- und Westpreußen, geb. am 20. November 1806 zu Wolgast in Vorpommern, einziger Sohn eines Malers, besuchte das Gymnasium in Stettin, studirte 1825—28 zu Greifswald und Berlin, wo Hegel und Schleiermacher in ihm die Vorliebe für speculative Theologie erweckten, während doch sein religiöses Gemüth rang, aus der Hegel'schen Dialektik zur Philosophie der Offenbarung hindurchzudringen. Nach kurzer Hauslehrerzeit trat er 1830 in das geistliche Amt als Prediger an der Strafanstalt zu Naugard; 1834 wurde er Pfarrer im Dorf Löcknitz mit zwei Filialen unweit Stettin; 1845 in Folge eines hervorragenden Referats in der Provinzialsynode über die Vermehrung der seelsorgerischen Kräfte, durch welches er die Aufmerksamkeit des Bischofs Ritschel erregte, erster Pfarrer an St. Petri in Stettin, wo er als Prediger großen Erfolg hatte. Als im Revolutionsjahr 1848 eine aufrührerische Schaar von Schiffszimmerleuten aus seiner vorstädtischen Gemeinde gegen Stettin heranrückte und der Commandant die Thore schließen und Generalmarsch schlagen ließ, ging M. muthig vor das Thor, beschwichtigte mit seinem Wort den Aufruhr und verhütete Blutvergießen, eine That, für welche der König ihm den Hohenzollern'schen Hausorden verlieh. Eine Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen veranlaßte seine Berufung 1850 als ordentlicher Professor der Theologie nach Halle, wozu 1853 auch das Oberpfarramt an der St. Ulrichskirche daselbst kam. 1857—58 war M. Rector der Universität. Nachdem er eine Berufung als Generalsuperintendent der Provinz Sachsen abgelehnt hatte, übernahm er, den dringenden Vorstellungen des evangelischen Oberkirchenraths folgend, 1860 die Generalsuperintendentur der Provinz Preußen mit dem Wohnsitz in Königsberg. Aus Anlaß der Krönung König Wilhelms am 18. October 1861 in der Schloßkirche zu Königsberg wurde er zum Oberhofprediger ernannt. Sein Amt als Generalsuperintendent der größten Provinz der Monarchie hat er 18 Jahre lang mit vielem Segen verwaltet. Er starb am 17. August 1878. Was ihn auszeichnete, war die Verbindung theologischer Gelehrsamkeit mit den Gaben des geistlichen Amts in einer ächt christlichen Persönlichkeit. Er würde als Christ derselbe gewesen sein, auch wenn er kein Geistlicher gewesen wäre. Moll's Erstlingsschrift war eine Streitschrift über „Confession und Union" gegen Pastor Nagel, ein Haupt der altlutherischen Separation in Pommern. Aus seinen Erfahrungen als Strafanstaltsprediger erwuchs die Schrift: „Die Besserung der Strafgefangenen", 1841. — Mehr noch wurde Moll's Name bekannt durch seine Schrift: „Die gegenwärtige Noth der evangelischen Kirche Preußens, deren Ursachen und die Mittel zu ihrer Abhilfe", 1843. Mehrere Jahre gab er ein Kirchenblatt für Pommern heraus, in welchem er größere, zum Theil dogmatische,

Abhandlungen veröffentlichte, unter andern: „Ueber die Unterscheidung und Verbindung des Göttlichen und Menschlichen in Schrift- und Kirchenlehre, ein Beitrag zur Inspirationslehre“; „Die Entwickelungsgeschichte des christlichen Glaubens und ihre Hauptwendungen“; „Die gegenwärtige Lage der evangelischen Kirche in Preußen und die daraus entspringende Aufgabe“; „Kirchliche Rundschau“; „Aug. Henry Layard: Ninivéh und seine Ueberreste“. In Halle erschien 1853 sein „System der praktischen Theologie im Grundrisse dargestellt“, eine nicht umfangreiche, aber gelehrte geistvolle Schrift, die ins Holländische übersetzt worden ist. Aus dieser Zeit in Halle stammen die Programme: „de justo attributorum Dei discrimine“, 1855 und „Christologiae in ep. ad Hebraeos scripta propositae pars I. II. III.“ In Halle sind auch die beiden einzigen Predigtsammlungen Moll's erschienen: „Das Heil in Christo“, 1852 und „Zeugnisse vom Leben in Christo“, 1856, von einem Gemeindeglied, da M. stets frei sprach und ohne daß dieser es wußte, nachgeschrieben und von ihm nur zum Druck vorbereitet. Die Macht der Rede, entsprungen aus dem ihm eigenthümlichen Tiefsinn und der Unmittelbarkeit entstehender Gedanken, verbunden mit hoher Begeisterung für seinen Heiland, ist ihm geblieben bis zu seiner letzten Predigt am Pfingstfest 1878 in der Schloßkirche zu Königsberg bei der Bußfeier nach dem Attentat auf den Kaiser. Seine letzten größeren Arbeiten waren exegetische mit praktischer Tendenz, die Erklärungen des Hebräerbriefs 1861 und des Psalters 1869 im Lange'schen Bibelwerk, deren erstere rasch drei Auflagen erlebte; beide wurden ins Englische übersetzt. Nebenher ging eine größere Anzahl von Vorträgen in Pastoralconferenzen und vor Gebildeten, z. B. in Berlin 1859 „über die Versuchung Christi“, im Stadtverein für innere Mission in Königsberg: „über die sociale Frage der Gegenwart“, 1872, sowie eine große Zahl theologischer Abhandlungen und Recensionen in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, der kirchlichen Zeitschrift von Längerich und in der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung. Als Mitarbeiter an dem sogenannten „Piper'schen Kalender“ hat er über „die Verklärung Christi“, „Apostel Philippus“, „Bischof Basilius“ und „Johann Wessel“ Beiträge geliefert. In den letzten Jahren arbeitete er an einer Dogmatik, in welcher er seine christliche Gesammtanschauung, sein Glaubensbekenntniß wissenschaftlich zusammenfassend, darlegen wollte; die Ausführung oder doch der Abschluß ist durch seinen Tod verhindert worden. Wie Wenige ist M. in die Tiefen der heiligen Schrift eingedrungen; aber nicht nur um gelehrte Forschungen war es ihm zu thun, sondern um die Heilsgedanken Gottes; alle seine Schrifterkenntniß sollte dem christlichen Leben und dem geistlichen Amte zu gut kommen. Für die Schwierigkeiten seiner amtlichen Stellung, welche hauptsächlich in der Ausdehnung der damals durch Eisenbahnen noch wenig durchzogenen Kirchenprovinz und in ihrer an das geistliche Amt große Anforderungen machenden, zum Theil nur littauisch, zum Theil masurisch-polnisch redenden Bevölkerung lagen, reichten Moll's körperliche Kräfte in den letzten Jahren nicht völlig aus. Dazu kam, daß seine innerlich gerichtete Natur, sowie seine edle Demuth, ein Hinaustreten in die Oeffentlichkeit zumal in den späteren Jahren mehr scheute als suchte. Andrerseits litt er selbst unter dem Gefühl, der großen Zahl der seiner oberhirtlichen Leitung anvertrauten Gemeinden und Geistlichen nicht öfter persönlich nahe zu treten. Die Art und Weise, wie bei der Berathung des Cultusetats im J. 1874 der Minister Falk die Nothwendigkeit, in Königsberg einen juristisch gebildeten Consistorialpräsidenten anzustellen, begründete, war für M., der seit dem Tode des Oberpräsidenten Eichmann fünf Jahre lang in Gemeinschaft mit dem ersten juristischen Rath die Präsidialgeschäfte des Consistoriums verwaltet hatte, eine Kränkung, die der verdiente Mann still getragen hat, ohne um persönlicher Verstimmung willen aus dem

Amt zu scheiden. Obwol ein bibelgläubiger Theolog, war er als aufrichtiger Freund der Union der neuerdings erstarkenden confessionellen Richtung in der preußischen Landeskirche abhold. In der Generalsynode gehörte er der Mittelpartei an. In kirchlichen Versammlungen verhältnißmäßig selten das Wort ergreifend, sprach er sich in einer der letzten, der er beiwohnte, mit Mannesmuth gegen alles Schwanken unter dem Einfluß kirchlicher Zeitströmungen aus. Bei allen äußeren Ehren, die ihm in seiner hohen kirchlichen Stellung zu Theil wurden, gedachte er oft fast mit Heimweh an die Jahre seiner akademischen Thätigkeit in Halle. — Von Gestalt war M. klein und schwächlich, im Alter etwas verwachsen; sein tief durchfurchtes Gesicht beherrschten die großen, oft traurig blickenden Augen; ähnlich dem Apostel Paulus, Philipp Melanchthon und Schleiermacher, denen er auch geistig verwandt war, hatte er in zartem Körper eine große Seele. Sobald er sprach, war es, als wüchse seine Gestalt. War sein feinempfindendes sittliches Bewußtsein verletzt, so äußerte er dies mit einer Heftigkeit, die an dem sonst als mild geartet geltenden Mann überraschte. Frau und Kinder, wie Kindeskinder verehrten in ihm das Haupt der Familie. Am Tage vor seinem Tode ließ er sich noch einmal an das Fenster führen, um sich an der ihm besonders lieben Aussicht über die Pregelniederung zu freuen und sprach dabei fest: „Das ist nun das letzte Mal“. Die Leichenfeier wurde ihm in der Schloßkirche gehalten; auch im Tode war nach altkirchlichem Brauch sein Angesicht der Gemeinde zugewendet. Zumal durch die große Schaar der Geistlichen ging ein Gefühl, als ob sie einen Vater verloren hätten. Sie haben ihm auf seinem Grab ein Denkmal errichtet mit dem Psalmspruch, über den er sein letztes amtliches Wort geredet hatte: „Ich will den Herrn loben allezeit“.

C. Alfred Hase.

Mollart: Ernst Freiherr von M., zu Drosendorf und Reineck. Geburtsjahr unbekannt, † nach 1620. Aeltester Sohn Peters I. und Annas von Castelampf. Anfangs Kämmerer der drei älteren Söhne des Kaisers Maximilians II., erhielt er am 12. Juli 1576 die gleiche Stellung bei diesem selbst und dann, nach dessen Tode, bei Erzherzog Ernst. Den 22. October 1585 wurde er überdies niederösterreichischer Regimentsrath. 1593 wurde er Oberstkämmerer und Obersthofmeisteramtsverwalter Ernsts und begleitete denselben nach Belgien. Dessen Tod führte ihn nach Oesterreich zurück, wo er am 22. Juni 1596 die frühere Rathsstellung wieder erhielt. 1599 begleitete er die Erzherzogin Margarethe von Graz nach Spanien. Am 8. April 1600 ernannte ihn Rudolf II. zum Hofkammerrath und am 23. December 1601 zum Statthalter von Niederösterreich und zugeordneten Rath des Erzherzogs Matthias. In dieser Stellung schein er, der mit Khlesl verfeindet war, von Rudolf II., als derselbe sich mehr und mehr mit Mißtrauen gegen Matthias erfüllte, mit dessen Ueberwachung betraut worden zu sein und gegen denselben gehetzt zu haben. 1606 bevollmächtigte ihn Rudolf zu den Friedensverhandlungen mit den Ungarn und ernannte ihn am 1. October gleichen Jahres zum Obersthofmarschall. Anfangs genoß er die besondere Gunst des Kaisers. Nach wenigen Wochen fiel er jedoch in Ungnade, weil er eifrigst auf Anerkennung des mit den Türken verabredeten Friedens von Zsitvatorok gedrungen hatte, und er verließ deshalb Ende März 1607 Prag. Im Juli kehrte er zurück, konnte jedoch nicht wieder zu Gnaden gelangen, und als Matthias sich zur offenen Empörung gegen den Kaiser anschickte, wuchs Rudolfs Mißtrauen und Unwillen gegen M. so sehr, daß er sich Anfang März 1608 auf eins seiner österreichischen Güter zurückzog. Erst im Juli 1609 kam er von dort nach Prag zurück und übernahm sein früheres Amt. Jetzt gewann er wieder die Neigung des Kaisers und er durfte im December 1609 versuchen, durch eine Reise nach Wien mit Hilfe seines Bruders Hans, der bei

Matthias großen Einfluß besaß, die Aussöhnung zwischen diesem und Rudolf anzubahnen. Die Reise blieb ohne Ergebniß, doch fuhr er in seinen Bemühungen fort. Der Berufung des Passauer Kriegsvolkes nach Prag widersetzte er sich 1611, blieb jedoch dem Kaiser bis zu dessen Tode treu. Matthias, der M. wesentlichen Antheil an der zwischen ihm und Rudolf erwachsenen Feindseligkeit zuschrieb, hatte demselben schon 1608 die Statthalterschaft von Niederösterreich entzogen und nahm ihn nach Rudolfs Tode nicht in seine Dienste, doch bestätigte er ihm den Besitz des Reichslehens Frinchi in Piemont, welches ihm Rudolf am 27. April 1611 verliehen hatte. Seine letzten Jahre brachte M. in Zurückgezogenheit ohne Antheil an politischen Geschäften zu. Er war wie ein entschiedener Vorkämpfer des kaiserlichen Ansehens, so auch ein eifriger Anhänger der Restaurationspartei; 1600 stiftete er den Kapuzinern das Kloster St. Ulrich zu Wien. Verheirathet war er mit Anna Colonna von Fels und dann seit dem 8. Juni 1607 mit Anna Maria Freiin von Kollonitsch. Seine Nachkommen wurden in den Grafenstand erhoben.

J. Bergmann, Medaillen II, 376; Hammer, Khlesl; Briefe und Acten z. Gesch. des dreißigjähr. Krieges und ungedruckte Acten. Stieve.

Mollenbeck: Bernhard Ludwig M., Rechtsgelehrter, geb. zu Lemgo, einer früheren Hansestadt unweit Detmold, am 30. October 1658, † zu Gießen am 18. Januar 1720. — Schon Mollenbeck's Großvater, Johannes M., widmete sich dem juristischen Lehrfache. 1592 zu Lemgo geboren wurde er nach dem Besuche der Universitäten Rostock und Helmstädt 1618 Rath und ordentlicher Professor der Rechte am Gymnasium zu Stadthagen, bei dessen Umwandlung zu einer Universität in Rinteln (1621) Pandektist, und starb in dieser Eigenschaft am 4. September 1624. Er hinterließ acht bei Strieder Bd. IX S. 145 genau aufgezählte Dissertationen. — Dessen einziger Sohn Anton Heinrich M. betrat die Fußstapfen seines Vaters. Geboren zu Rinteln am 14. März 1622, gebildet auf den Hochschulen zu Rinteln, Rostock, Köln und Gröningen, erhielt er nach einer längeren Reise durch Holland 1650 das Stadtsyndikat seines Geburtsortes, am 15. Juni 1653 den Doctorgrad daselbst und im August 1669 die ordentliche Professur der Rechte in Gießen, wo er am 29. October 1693 mit Tod abging. Er schrieb „Radices et primordia jurisprudentiae" (1. Aufl. Rint. 1653, 4. Aufl. Gießen 1674, 4°) und mehrere civilrechtliche Disputationen. — Sein ältester Sohn aus erster, am 2. November 1652 mit der Professorstochter Beata Frider von Rinteln eingegangenen Ehe, unser Bernhard Ludwig M., wählte gleichfalls die akademische Laufbahn. Er besuchte das Gießener Pädagogium, bezog schon im Herbste 1672 — also im frühen Alter von 14 Jahren — die Hochschule zu Gießen, 1677 Jena, wo er neben G. Ad. Struv hauptsächlich Nic. Christoph Lynker hörte und einige Streitschriften vertheidigte. 1680 kehrte er nach Gießen zurück, schrieb in demselben Jahre zur Erlangung der juristischen Licentiatenwürde die Inauguraldissertation „De comitibus sacri palatii" (Giess. 1680, 4°) und erwarb 1686 den Doctorgrad. Am 16. October 1681 in die Zahl der ordentlichen Regierungsadvocaten aufgenommen, erhielt er 1683 die Professur der Ethik in Gießen, daneben 1690 die der Politik. 1692 lehnte er eine ihm zugedachte Regierungsrathsstelle in Darmstadt ab; im nächsten Jahre (1693) ohne sein Nachsuchen zum ordentlichen Professor der Rechte in Gießen ernannt, war er auf kurze Zeit Amtsgenosse seines in diesem Jahre verstorbenen Vaters Anton Heinrich M. Am 8. März 1710 wurde ihm der Titel eines fürstlichen Rathes, am 26. September desselben Jahres das Inspectorat der ökonomischen Universitätssachen verliehen, und am 29. April 1715 stieg er zur Würde eines Universitätskanzlers empor, welcher Auszeichnung 1719 die Ernennung zum geheimen Rath folgte. Als Franz Christoph Edler v. Menshungen aus Nieder=

österreich am 12. März 1716 unter Mollenbeck's Vorsitz die von diesem verfaßte Dissertation „De juribus Caesaris circa negotium pacis, vom Rechte des Kaisers einen Reichsfrieden ohne die Stände zu schließen“ (Giess. 1716, 4°, Halae 1728, 4° und Viennae 1736, 4°) vertheidigte, wohnte der Kammergerichtspräsident v. Ingelheim aus Wetzlar als kaiserlicher Minister der Disputation bei und überreichte am Schlusse der Feierlichkeit im höheren Auftrage dem Vorsitzenden eine kaiserliche Gnadenkette von Gold. So ehrenvoll sich diese Disputation für M. gestaltete, so hatte sie andererseits eine Schmälerung der akademischen Privilegien zur Folge, weil von nun an keine zum Staatsrecht gehörige Dissertation ohne vorgängige Censur des Darmstädter geheimen Rathscollegiums in Gießen gehalten werden durfte. Gegenwärtige Schrift erregte aber auch durch den darin verfochtenen Grundsatz ungewöhnliches Aufsehen und rief ein Paar Gegenschriften ins Leben; so von dem Generalsuperintendenten J. G. Meuschen (Jenae 1718, 4°) sowie von Hofrath G. S. Treuer (Helmstädt 1730). In demselben Jahre, in welchem M. zum Professor der Ethik ernannt wurde, vermählte er sich mit der Tochter des hessischen Kammerrathes und Landschreibers Tauben, welche Ehe mit vier Söhnen und vier Töchtern gesegnet war; die jüngste derselben, Maria Clara, wurde die Gattin des Darmstädter Kanzlers und Gießener Professors M. D. Grolmann. M. schrieb keine größeren Werke, dagegen von 1680—1718 eine namhafte Zahl geschätzter Dissertationen, von welchen Strieder ein genaues Verzeichniß herstellte. Neben M. ist auch dessen jüngerer Bruder Johann Heinrich M. als juristischer Docent und Schriftsteller zu erwähnen. Geboren am 7. August 1669 zu Rinteln, 1684 akademischer Bürger in Gießen, seit 1689 solcher zu Wittenberg, erlangte er im März 1690 unter dem Vorsitze seines obengenannten Bruders in Gießen die juristische Licentiatenwürde, sodann die Regierungsadvocatur. 1694 machte er als Vertreter der hessen-darmstädtischen Ministersgattin v. Gemmingen in einer am Gröninger und Omelander Gerichtshofe anhängigen Streitsache eine an gelehrten Bekanntschaften fruchtbare Reise; im August 1695 heimgekehrt wurde er am 20. November 1696 außerordentlicher Professor in der Gießener Juristenfacultät, daneben am 28. December 1697 ordentlicher Professor der Politik, am 30. März 1699 Doctor der Rechte. Mit dem Titel eines herzoglichen Rathes unterm 13. März 1720 der Professuren enthoben, starb er, seit 1708 verehelicht, am 10. Mai 1739 ohne Nachkommenschaft, da seine drei Kinder vor ihm aus dem Leben gegangen waren. Er schrieb „Parascevasmata, Aphorismi prudentiae civilis“ (Giessae 1700, 4°, dann 1701, 8°), auch einige Dissertationen, und gehört durch seinen „Thesaurus Juris civilis s. succincta explanatio compendii Digest. Schurzio-Lauterbachiani etc.“, Lemgov. 1717, zu den zahlreichen Commentatoren der Lauterbach'schen Pandekten. Ein vollständiger Schriftenkatalog bei Strieder S. 161—164.

Ueber sämmtl. Mollenbeck's siehe Strieder, Hess. Gel.-Gesch., Bd. IX, S. 145 u. 46, 146—50, 150—58, 159—64. — Ueber Bernh. Ludw. M. noch Neubauer, Nachr. v. Theol., S. 787, 4°. Eisenhart.

Möllenbrock: Valentin Andreas M. wurde zu Frankfurt geboren, promovirte 1650 in Jena und wurde zunächst Professor der Medicin in Erfurt, dann Stadtphysicus in Halle, schrieb verschiedene medicinische und naturwissenschaftliche Abhandlungen in „Miscellanea Academiae naturae Curiosorum“. M. starb am 8. August 1675. W. Heß.

Möllendorff: Johann Karl Wolf Dietrich v. M., preußischer General der Infanterie, am 20. März 1791 auf dem väterlichen Gute Rheinsberg bei Halle geboren, wohnte als Fähnrich im Infanterieregiment Koenig der Schlacht bei Auerstädt bei, wurde auf dem Rückzuge gefangen und trat 1810, nachdem die Immediatcommission sein Benehmen während des Krieges für vorwurfsfrei erklärt

hatte, als Secondelieutenant im Regiment Garde in Potsdam von Neuem in den Dienst. Dem Gardecorps gehört sein ganzes Dienstleben an; er war das Prototyp eines Gardeoffiziers damaliger Zeit, mit allen Vorzügen eines solchen und fast ohne dessen Schwächen, ritterlich in Gesinnung und Auftreten, militärisch strebsam, voll Hingebung an den Dienst und das Königshaus; ein launiges Gedicht, welches in der unten angegebenen Quelle für diese Skizze mitgetheilt ist, gibt eine getreue Schilderung seiner Persönlichkeit. In den Befreiungskriegen befehligte er eine Compagnie; bei der Einnahme von Paris am 31. März 1814, das einzige Mal, wo er ins Gefecht kam, zeichnete er sich aus. Im J. 1848 war er Generalmajor und Commandeur einer in Berlin garnisonirenden Brigade; am 18. März wurde ihm der Schutz des königlichen Schlosses anvertraut; am Nachmittage ging er von hier gegen den Alexanderplatz vor und nahm in blutigem Kampfe den zwischenliegenden Stadttheil. Als am 19. die Feindseligkeiten eingestellt wurden und er dies in der Alexanderkaserne mittheilen wollte, wurde er vom Pöbel hinterrückisch ergriffen und zum Gefangenen gemacht, erhielt aber durch Vermittelung rechtlicher Leute bald seine Freiheit wieder. Seine Brigade ward darauf nach Schleswig-Holstein gesandt, wo er an ihrer Spitze am 23. April in der Schlacht bei Schleswig focht; er führte die rechte Flügelkolonne und nahm mit derselben Bustorf und die Friedrichstadt. 1850 erhielt er das Commando der Gardeinfanterie, nahm 1857 den Abschied und starb am 6. November 1860 in Berlin.

Soldatenfreund, 28. Jahrgang, 11. Heft, S. 893, Berlin 1861.

Poten.

Möllendorff: Wichard Joachim Heinrich v. M., preußischer Generalfeldmarschall, am 7. Januar 1724 auf dem väterlichen Gute Lindenberg in der Priegnitz geboren, † am 28. Januar 1816 zu Havelberg, auf der Ritterakademie zu Lüneburg erzogen, machte als Page König Friedrichs des Großen den ersten und als Fähnrich im 1. Bataillon Leibgarde den zweiten schlesischen Krieg mit; bei Soor wurde er schwer verwundet. In Tome II der Histoire de mon tems belobt ihn der König wegen tapferer und geschickter Führung eines Convoi. 1746 ernannte ihn der König zum Capitän beim Regiment Garde. Als solcher focht er bei Roßbach und bei Leuthen, erhielt für die Wegnahme des Dorfes Leuthen den Orden pour le mérite, ward 1758 Commandeur des dritten Bataillons Garde, mit dem er dem Ueberfall von Hochkirch beiwohnte, und 1760 Commandeur des Regiments Garde. Mit diesem focht er bei Liegnitz und bei Torgau, nach ersterer Schlacht wurde er zum Oberstlieutenant befördert, gegen Ende der letzteren erstürmte er, einen von den Oesterreichern zu früh preisgegebenen Weg geschickt benutzend, unter General v. Saldern die Siptitzer Höhen, nahm die dort befindlichen Geschütze und behauptete sie mit außerordentlicher Tapferkeit, wurde dann aber gefangen, bald nachher jedoch ausgewechselt und gleich darauf zum Oberst, 1762 aber zum General ernannt. Seit 1757 war er vom Capitän bis zum General aufgestiegen. Seine hervorragendste Leistung im siebenjährigen Kriege war sein Antheil an dem Treffen von Burkersdorf am 21. Juli 1762, dessen glücklicher Ausgang die Belagerung von Schweidnitz ermöglichte. Nach Friedensschluß erhielt er zunächst die märkische Infanterieinspection in Potsdam, dann die pommersche und 1783 die berlinische in der Hauptstadt, zugleich ward er Gouverneur der letzteren. In dieser Stellung erwarb er sich ein besonderes Verdienst, indem er mit Erfolg auf eine menschlichere Behandlung der Soldaten hinarbeitete; er wollte, wie er in einem Rundschreiben vom 10. Juni 1785 sagt, „die barbarisch geringschätzige Art der Offiziere gegen den gemeinen Mann ausmärzen“ und auf letzteren durch das Ehrgefühl, statt durch den Stock, wirken. In der Zeit nach dem Hubertsburger Frieden bis zu König Friedrichs Tode war

er einer von dessen gern gesehenen Gesellschaftern. Nachdem er im baierischen Erbfolgekriege unter dem Prinzen Heinrich ein eigenes Corps commandirt und für ein glückliches Gefecht bei Brüx am 5. Februar 1779 den schwarzen Adlerorden erhalten hatte, übernahm er, seit 1793 Feldmarschall, im Januar 1794 an des Herzogs von Braunschweig Stelle das Commando der preußischen und sächsischen Truppen am Rhein, welche damals eine Stellung zum Schutze von Mainz inne hatten. Nachdem durch einen neuen Subsidientractat mit England Preußens fernere Theilnahme am Kriege sichergestellt war, schritt er zum Angriffe auf die Franzosen, nöthigte sie durch das Treffen bei Kaiserslautern am 23. Mai zum Rückzuge, wurde aber durch ihr Vorgehen schon Mitte Juni genöthigt, die errungenen Vortheile wieder aufzugeben. Die Verhältnisse der Verbündeten gestalteten sich immer ungünstiger und veranlaßten im Herbst auch M., auf das rechte Rheinufer zurückzugehen. Die Feindseligkeiten, deren Beendigung er schon lange gewünscht und betrieben hatte, hörten damit auf; am 5. April 1795 folgte der Friede von Basel. — Als im J. 1806 der Kampf zwischen Frankreich und Preußen von neuem entbrannte, war der 82jährige M. körperlich noch leidlich rüstig; seine geistigen Fähigkeiten aber reichten nicht mehr aus, um zu leisten, was der Krieg vom Feldherrn fordert; in der methodischen Kriegführung des 18. Jahrhunderts groß geworden, hatte er außerdem die Neuzeit nicht begriffen. Gegen die Pläne für organisatorische Aenderungen der Armee verhielt er sich ablehnend; sie seien ihm „zu hoch“, sagte er. Er begleitete die Armee, ohne ein Commando zu führen, in das Feld, befand sich in der Schlacht von Auerstädt an des Königs Seite, gelangte mit einem Theile der Armee nach Erfurt und wurde durch die Capitulation, an der er jedoch keinen Antheil hatte, weil er besinnungslos und krank war, kriegsgefangen. Auf Ehrenwort entlassen, ging er nach Berlin, wurde von Napoleon mit Auszeichnung behandelt, was ihm nicht ungerechtfertigte Vorwürfe zuzog und nahm später seinen Wohnsitz in Havelberg, wo er am 28. Januar 1816 starb. Buchholz wirft ihm in der „Gallerie preußischer Charaktere“, Germanien 1808, eine zu große Liebe zum Gelde vor, welche in Preußens Unglückszeit in krasser Weise zu Tage getreten sei. Er ist der Stifter des Majorats Gadow in der Priegnitz.

Genealogisch-militärischer Kalender auf das Jahr 1785, Berlin. — Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, 3. Thl., Berlin 1790.

Poten.

Möllenhof: Christian Nicolaus M., Theologe und Dichter geistlicher Lieder, wurde am 4. April 1698 zu Lübeck geboren; sein Vater, der Prediger Christian M. an der Heiligengeistkirche zu Lübeck, war schon am 11. August 1697 gestorben. Unser M. kam im J. 1706 mit seinem Stiefvater, dem Pastor Dürkop nach Kopenhagen, wo er vom J. 1716 an die Universität besuchte. Hernach studirte er noch in Wittenberg, Leipzig und Halle, ward 1726 Hauslehrer in Kopenhagen, 1728 dänischer Gesandtschaftsprediger in Wien und schließlich 1735 Pastor primarius in Delmenhorst, als welcher er am 10. December 1748 starb. M. hat sich mehrfacher Hinsicht um die Evangelischen in Oesterreich und Ungarn verdient gemacht; ihm verdankt auch Raupach Mittheilungen über die Geschichte der Evangelischen in Oesterreich, die er für sein bekanntes Werk benutzte. In größeren Kreisen ward M. bekannt durch eine Sammlung geistlicher Lieder (in der 2. Auflage sind es 1018), die er zuerst im J. 1732 unter dem Titel: „Kern geistlicher lieblicher Lieder“ in Nürnberg erscheinen ließ; 2. Aufl. 1733, 4. Aufl. 1748. In diese Sammlung nahm er auch ein eignes Lied auf: „Lob, Ehr und Dank sei dir, o großer Gott, gesungen“, ein Danklied nach überstandener Wassersnoth.

Wetzel, Analecta hymnica II, S. 342. — Rotermund zum Jöcher IV, Sp. 1844 f. — Richter, Biograph. Lexikon, S. 239. — Rambach, Anthologie IV, S. 368 f. l. u.

Moller: Bartold M., auch Molre, Molitor, † am 12. März 1530 als Rector der Universität Rostock, war einer der bedeutendsten katholischen Theologen Norddeutschlands aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, von großer Geschicklichkeit und Lehrgabe, dessen Kraft sich aber im vergeblichen Kampfe gegen die Reformation aufrieb. M. stammte aus der Hamburger Bürger- und Rathsfamilie der Moller (vom Baum), die unter dem Namen Möller noch fortlebt, sein Vater war Lutke M., sein Bruder der Dr. jur. Johann Moller zu Hamburg. Er wird um 1460, vielleicht früher, geboren sein; ob er der in Schröder's papistischem Mecklenburg 2, 2304 zu St. Johannes in Rostock im J. 1480 genannte Bartoldus Molre sei, ist fraglich; er wäre dann Dominicaner gewesen. 1485 im Frühling wurde er an der Rostocker Universität immatriculirt, sein Lehrer war Albert Krantz; 1502—1504 vertrat er seinen mit Herzog Erich in Italien weilenden Freund Dr. theol. Boger (A. D. Biogr. III, 39) im Rostocker Domdecanate, 1505 wurde er zum ersten Male Rector in der Würde eines Mag. art. et theol. baccalarius. Mit dem berühmten Drucker Hermann Barkhausen (A. D. B. II, 67) stand er in näherem Verkehr, bei ihm wurde 1505 sein seltener großer Donat gedruckt; ebenfalls überwachte er hier 1506 die Herausgabe von Albert Krantz' „Culta et succincta grammatica“ etc. und vom „Spirantissimum opusculum in officium missae“. Zwischen 1506 und 1508 wurde er Boger's Nachfolger als Domdechant zu Rostock und Rath der Herzoge von Mecklenburg; den von Greifswald flüchtenden Hutten hatte er wohlwollend mit aufgenommen; jener dankte durch ein Tetrastichon (Opp. Vol. I p. 12 ed. Boecking), ebenso lobte ihn Johannes Hadus (A. D. B. X, 307) in seinen „Camene“. 1516 war er zum päpstlichen Ablaßcommissarius in Rostock ernannt und so von vornherein Gegner der Reformation. Zu seinen Schülern in dieser Zeit gehören die Hamburger Reformatoren Steffen Kempe und Johann Fritze, dem M. als „Pfaffenkinde“ einen Freitisch gab und seine Aufnahme in den Klerus ermöglichte. Dessen persönliches Auftreten gegen ihn 1528 in Hamburg empfand M. daher bitter. 1519 wurde er als Dr. theol. in zwiespältiger Wahl zum lector primarius am Dom zu Hamburg erkoren, lehnte aber ab. 1523 untersiegelte er mit den anderen Mecklenburger Prälaten und der Ritterschaft ein Unionsbündniß, um sich gegenseitig zu schützen, und 1525 wollte er das Präsidium einer Disputation übernehmen, in der Antonius Becker den Rostocker Reformator Joachim Slüter zu besiegen hoffte, die aber der Rath verbot. Das Festhalten am Papstthum verödete indessen die Universität völlig, als daher 1526 M. wiederum zum lector prim. in Hamburg gewählt wurde, folgte er dem Rufe auf den schon wankenden Boden, verzichtete aber auf seines Bruders Rath vorsichtig noch nicht auf das Decanat. In Hamburg trat er fest, aber in versöhnender Form auf, geachtet auch bei den Gegnern, denen er die Richtigkeit des Kelches zugab, doch sei er unnöthig, da im Fleische (Leibe) auch Blut sei, und so solle man bei den Satzungen der Kirche und der Concile bleiben. Die Heftigkeit anderer Priester, namentlich des Nicolaus Bustorp, verflocht ihn schon 1527 in den Streit und trieb 1528 die Sache zum Bruche und die Reformation zum Siege. Vorsichtig hatte M. wieder nur drei Sätze durchzubringen gesucht: Das Abendmahl sei auch in einerlei Gestalt recht und wahrhaft; der Canon der Messe könne auch nach der heiligen Schrift bestehen; der englische Gruß (Ave Maria) sei nicht allein als Gruß, sondern auch als Gebet zu brauchen. Davon wollte er nicht weichen; so wurde er mit Bedauern entlassen; er ging nach Rostock in sein Decanat und Lehramt zurück. Der Hamburger Rath bat ihn vergeblich um eine

Zusammenkunft mit Bugenhagen, der mit Moller's Einwilligung auf dem Lecturhofe untergebracht war. 1529 wurde M. wieder zum Rector der Universität gewählt, 1530 starb er in diesem Amte. Zum Leichenbegängniß strömte ein großer lärmender Haufe zusammen und verhöhnte fast den Todten, wie sein Freund der Karthäuser Johann Kruse (A. D. B. XVII, 265) klagte. Auch sein Bruder, der Dr. jur. Johann M., war Domherr in Hamburg, scheint aber nach dem Tode eines älteren Bruders Ludolf (1509) wieder in den Laienstand zurückgetreten zu sein, um die Familie fortzupflanzen, seine Frau war Elsabe von der Hoye. Die von ihm hinterlassenen Nachrichten über die Reformationsjahre 1527 und 1528 hat Lappenberg herausgegeben, der auch einige gegen die Evangelischen gerichteten Hamburger Lieder ihm zuschreibt.

Krabbe, Gesch. der Univ. Rostock. Lappenberg, Hamburger Chroniken in niedersächs. Sprache. Ztschr. f. Hamb. Geschichte 2, 230 ff. Ed. Meyer, Gesch. des Hamb. Schulwesens im Mittelalter, Hamburg 1843. Jahrb. für Meckl. Gesch. und Alterth. Register über 1—30 und Bd. 47 S. 120 ff. Krey, Andenken an die Rostock. Gelehrt., Anhang S. 18. Ueber das Geschlecht der Moller vom Baum s. „Die Hamburgische Familie Moller" (von Dr. P. U. Möller). Krause.

Moller: Christian Friedrich August v. M., preußischer Generallieutenant, am 27. Mai 1734 zu Berlin geboren, ein Bruder des im siebenjährigen Kriege vielgenannten Artillerieoberst v. M. (s. u. S. 127), trat 1748 in die nämliche Waffe, in welcher er 1750 Offizier wurde, und focht mit Auszeichnung im siebenjährigen, demnächst auch im baierischen Erbfolgekriege. Seine Hauptverdienste liegen indeß auf dem Gebiete der Verwaltung der artilleristischen Angelegenheiten, welche ihm am 11. December 1785, als General v. Holtzendorff gestorben war, allein übertragen wurde. Als dann 1787 das Oberkriegscollegium errichtet ward, wurde er Assessor beim dritten Departement und 1792 Chef und Generalinspecteur der ganzen Waffe. Nach der Kanonade von Valmy begab er sich in das Hauptquartier, befehligte 1793 die Belagerungsartillerie vor Mainz und ward am 18. September 1795 pensionirt. 1802 ist er zu Berlin gestorben. Nach ihm heißt die Mollergasse hinter dem Berliner Zeughause; hier besaß er dasselbe Haus, in welchem früher der General der Artillerie v. Linger gewohnt hatte.

v. Schöning, Historisch-biographische Nachrichten zur Geschichte der brandenburgisch-preußischen Artillerie, 2. Bd., Berlin 1844. Poten.

Moller: Daniel M. (Möller, Müller), Dr. jur. Derselbe wurde zu Braunschweig geboren und soll, 56 Jahre alt, am 14. März 1600 zu Leipzig verstorben sein. Dort war er kurze Zeit im Hofgericht thätig, alsdann, weil „in jure wohlerfahren", an des kranken Bürgermeisters Peter Buchner Stelle Adjunct im Schöppenstuhl und nach kaum einem Jahre (1580) wurde er, als Dr. Hieronymus Pantzschmann „abzog", Ordinarschöppe. Als solcher beschwerte er sich 1585 bei dem Kurfürsten August darüber, daß die nach der Fundationsurkunde vom 6. November 1574 den neuen Schöppen belassenen Nebeneinnahmen denselben mehr und mehr entzogen würden. Erst Christian I. beantwortete jene Schrift und zwar dahin: „so lassen Wir es doch aus bewegenden Ursachen bei dem wie es bishero mit solchen Gerichtshändeln gehalten, noch zur Zeit bewenden". Am 3. Juni 1588 leistete M. dem genannten Kurfürsten die Rathspflicht in der Landesregierung zu Dresden. In den letzten Jahren seines Lebens war er wieder in Leipzig und ausschließlich schriftstellerisch thätig. Wir besitzen von ihm: „Semestrium libri quinque", edit. III, Lips. 1631 (4^o) und „Ordinationes et Constitutiones Augusti de processu judiciario dubiisque aliquot, et in jure controversiis casibus", Lips. 1599 (Fol.).

K. S. Hauptstaatsarchiv: Fundatio etc., 1. Buch 1574 ff. Loc. 10367; die Ersatzung rc. I. Loc. 10368; Anhang zum Original der Kanzleiordnung v. J. 1587 u. Loc. 10061 „Kanzleiordnungen“ (1591) Bl. 145. — Moller's Dedication in den Semestr.; Witte, Diar. biogr., 1688 — (Zedler, Jöcher).

Theodor Distel.

Moller: Daniel Wilhelm M. (nicht Möller), geb. den 26. Mai 1642 zu Preßburg, erhielt an dem Gymnasium seiner Vaterstadt seine grundlegende Ausbildung und besuchte hierauf, von Haus aus Protestant, mehrere Jahre lang die Universität Wittenberg, wo er sich den verschiedensten Wissenschaften, in erster Linie aber der Theologie und Philosophie, den Sprachen und der Geschichte widmete. Er kann in dieser Beziehung als ein vollendeter Repräsentant der Polyhistorie, wie sie in seiner Zeit an der Tagesordnung war, betrachtet werden. Zu Wittenberg hat er sich (1663) auch die Würde eines Magisters l. a. erworben. Darauf folgte (1664) ein längerer Aufenthalt in Straßburg, wo er bereits als öffentlicher Lehrer auftrat, ohne aber eine feste Stellung zu erlangen oder zu suchen. Der Trieb, die Welt kennen zu lernen, arbeitete jedenfalls noch mächtig in ihm. Er hat den größten Theil von Deutschland und einen guten Theil von Europa auf seinen Reisen kennen gelernt. Längere Zeit hat er in Italien, im Besonderen in Rom verweilt und dort u. a. mit Athanasius Kircher (s. Bd. IX, S. 1 ff.) viel verkehrt. Im J. 1670 kam M. nach Preßburg zurück und wurde ihm hier das Amt eines Subrectors am Gymnasium übertragen. Gerade in diesen Jahren (1668—1671) war aber die bekannte Erhebung der arg gedrückten ungarischen Protestanten im Gange, die so grausam niedergeworfen worden ist. Im Interesse seiner Glaubensgenossen übernahm M. eine Mission an den kaiserlichen Hof nach Wien, um bei Kaiser Leopold I. für eine mildere Behandlung derselben zu wirken. Das Ergebniß dieser seiner Anstrengungen war jedoch, daß er den Haß der extremen katholischen Partei auf sich zog und sich gezwungen sah, ohne seine Vaterstadt wieder zu sehen, sein Heil durch die Flucht in das Reich zu suchen. Hier wurden ihm bald verschiedene Stellungen angeboten, unter welchen er der eines Professors der Geschichte und Metaphysik an der nürnbergischen Hochschule Altdorf den Vorzug gab. Vom J. 1674 bis zu seinem am 25. Februar 1712 erfolgten Tode hat er in diesem Lehramte, zu welchem sich noch das des Universitätsbibliothekars gesellt hat, mit unermüdlichem Eifer gewirkt. Seine Schriften, die fast ausschließlich in der Gestalt zahlreicher kurzer Abhandlungen auftreten, bezeugen sämmtlich im eminenten Sinne den erwähnten polyhistorischen Charakter seiner gelehrten Richtung und behandeln zum Theile recht wunderliche Themata, wie das bei der vorherrschenden Geschmacklosigkeit jener Epoche nur allzu häufig Sitte war. Am werthvollsten erscheinen verhältnißmäßig seine „Disputationen“ über eine längere Reihe von römischen und auch neueren Geschichtschreibern; eine Anzahl von ihnen hat daher noch nach seinem Tode (1726) eine neue Ausgabe erlebt. Die Geschichte war am Ende doch sein Lieblingsstudium, wie er denn auch dem damals von Paullini und Ludolf betriebenen „historischen Reichscolleg“ seine lebhafte Theilnahme zugewendet hat. Die Vorschläge, die er zu diesem Zwecke machte, verrathen ein gesundes Urtheil und eine löbliche patriotische Gesinnung. — M. war in zweiter Ehe mit einer Tochter des bekannten Altdorfer Professors Joh. Christoph Wagenseil vermählt, die mit Recht zu den gebildetsten und gelehrtesten Frauen ihrer Zeit gezählt wurde.

Vgl. G. A. Will, Nürnberger Gelehrten-Lexikon, 2. Thl., S. 640—651. — Die handschriftlichen Akten des historischen Reichscollegs (jetzt in der Universitätsbibliothek zu Jena aufbewahrt), enthalten (Bd. II, Bl. 141) eine Autobiographie Mollers.

Wegele.

Moller: Joachim M., hamburgischer Rathsherr, geb. am 25. März 1500, war einer der 12 angesehenen Männer, welche die Bürger und Einwohner des St. Nicolaikirchspiels in Hamburg am 16. August 1527 zu Verwaltern des von ihnen ohne Rücksicht auf die katholische Geistlichkeit selbständig errichteten Gotteskastens erwählten. Diese Zwölf hatten nicht nur als Armen- und Kirchenvorsteher zu fungiren sondern bald auch zusammen mit den von den anderen Kirchspielen Gewählten die Bürgerschaft dem Rathe gegenüber zu vertreten. Ein Jahr darauf, am 29. September 1528, ward M. zum Oberalten gewählt, d. h. zum Mitglied jenes höheren, aus 12 Personen bestehenden bürgerlichen Kirchencollegiums, welches bestimmt war die Bürgerschaft beständig dem Rathe gegenüber zu vertreten und mit dem Letzteren „das Auge der Stadt und des gemeinen Wesens zu sein“. Wieder ein Jahr später, 1529, avancirte er zum Rathsherrn. Von Jugend auf war er ein eifriger Verfechter der lutherischen Lehre, zu deren schnellem Siege in Hamburg er durch Wort und That wesentlich beitrug. 1534 ging er zusammen mit dem Senatssecretär Sommerfeld nach Kursachsen, um die Aufnahme Hamburgs in den schmalkaldischen Bund zu erwirken. Nachdem er 1549 Amtmann in Ritzebüttel geworden war, starb er als solcher im October 1558. In einem aus dem 16. Jahrhundert stammenden Lobgedicht wird er seiner klugen Rathschläge, seiner Beredsamkeit und seiner Freigebigkeit wegen gepriesen. Obgleich er den Katholiken als gefährlicher Gegner verhaßt war, erhielt er 1561 von Kaiser Karl V. einen Adelsbrief. Von seinen in Hamburg gebliebenen Nachkommen, unter denen sich zwei Bürgermeister befanden, hat Niemand den Adelstitel benutzt. Doch hat sein ältester Sohn Joachim, der sich auch Möller schrieb (vgl. den folgenden Artikel), als fürstlich lüneburgischer Kanzler das Adelsdiplom renoviren lassen.

Dr. O. Beneke, Geschlechtsregister der Hamb. Familie Moller (vom Hirsch), Hamb. 1876, S. II ff. Wilckens, Hamb. Ehrentempel, Hamb. 1770, S. 118. Buek, Die Hamb. Oberalten, Hamb. 1857, S. 11 ff. Buek, Die Hamb. Bürgermeister. W. v. Melle.

Moller: Joachim M. (Möller), Dr. jur., geb. zu Hamburg am 25. Sept. 1521, † am 2. (nicht 11.) August 1588 zu Bardowik als herzoglich lüneburgischer Kanzler, stammte aus der alten Hamburger Bürger- und Rathsfamilie der Moller, die zum Unterschiede von den „Moller vom Baum“ und anderen nach ihrem Helmzeichen „Moller vom Hirsch“ genannt wurde. Sein Vater Joachim M., geb. am 25. März 1500, verheirathete sich schon 1520, wurde Rathmann 1529 und war von 1527—1531 einer der Hauptführer der Lutheraner in Hamburg, Gesandter der Stadt 1539 in Frankfurt a. M. und 1540 in Speier bei den Bundesverhandlungen der Evangelischen. 1541 legte er das „Slechtbôk“, das Geschlechtsbuch seiner Familie an, namentlich um die Verwaltung der alten Stiftungen zu sichern, seinem ältesten Sohne, dem späteren Kanzler, dictirte er es in die Feder. Seine weitreichenden Verbindungen erhellen daraus, daß er, der schon früher Helm und Schild (mit halbem Kammrad, verwandelt in eine halbe Rose) führte, am 27. September 1537 einen Adels- und Wappenbrief als J. Molitor für England von Heinrich VIII. erhielt, und gleichfalls einen kaiserlichen durch Karl V. am 25. Mai 1541. In beiden wurde sein Stammwappen „gemehrt“. Er starb als Proconsul auf Schloß Ritzebüttel 1558, am 9. October nach Lappenberg's Hamburger Chroniken in niedersächsischer Sprache, andere weichen ab vom 5.—28. October. Der Sohn Joachim studirte in Wittenberg, für den an der Hand erkrankten Melanchthon schrieb er Briefe vor dem Colloquium zu Worms 1541 und Regensburg, die in das Corpus reformatorum übergingen, am 9. Februar 1542 promovirte ihn, mit für diese Dienstleistung, die philosophische Facultät zu Wittenberg zum Magister; am 22. December 1547 erhielt

er in Ferrara den Grad eines Doctors beider Rechte. Melanchthon widmete ihm noch 1546 seine Collatio actionum forensium Atticarum et Romanorum; auch 23 Briefe von ihm an M. sind erhalten; darunter einer vom 20. August 1549, der zur Rückkehr aus Italien Glück wünscht. Bald nachher zog ihn die Vormundschaft über die Söhne Herzog Ernst des Bekenners in den Kreis der juristischen Räthe (Havemann setzt das II, 186 viel zu früh), und bald in die Regentschaft für die Herzoge Heinrich und Wilhelm. Er trat streng in die Fußtapfen des alten Kanzlers Hans Forster aus Hessen, der entgegen den Bestrebungen des Urbanus Rhegius alle Klöster einziehen und zur Abtragung der fürstlichen und Landesschulden verwenden wollte, während Rhegius daraus Fonds für Kirchen und Schulen zu bilden strebte. Auch des alten Kanzlers Arbeit, das nach Unabhängigkeit strebende Lüneburg wieder straff unter den Herzog zu beugen, ging auf den jüngeren Nachwuchs über, zunächst auf Forster's Schwiegersohn, den Vicekanzler, dann Kanzler, Lic. jur. Balthasar Klammer aus Kaufbeuren, † 1578, dessen Tochter Anna wieder M. heirathete, wie er auch des Schwiegervaters Nachfolger wurde. Wir finden dann M. als lüneburgischen Rath 1554 bei einer Gesandtschaft nach Worms, darauf als eifrigen Vertreter der herzoglichen Ansprüche gegen die Stadt auf das berühmte Michaeliskloster und die Güter der Prämonstratenser von Heiligenthal. Letztere wurden auch den Lüneburgern entrissen und ihm selbst 1562 gegen ein Kaufgeld als Rittergut zu Mannlehen gegeben, wie später ein Ritterhof zu Rethem und zu Drackenburg. 1563—73 wurde er in mannigfachen Verhandlungen mit dem wüsten Erich von Göttingen verwendet. Da die Regentschaft eine ständische war, unter dem Großvoigt Thomas Grote, so wich ihre Politik wesentlich von der des Herzogs Ernst ab, und M. folgte diesem Zuge. Sein Name steht auch unter dem Recesse über die fürstlichen Mündel vom 1. April 1555. Da ebenso wie das Michaeliskloster auch das Chorherrenstift zu Bardowik auf Andrängen der Stadt Lüneburg und der Ritterschaft erhalten bleiben mußte, so verstand es M., seinen ältesten Sohn, Friedrich, und den sechsten, Adolf in Bardowiker; den fünften, Wilhelm, in ein St. Michaelis Canonicat zu bringen; 1570 ließ er sich den Adelsbrief seines Vaters erneuern, aber erst viel später, nach der Zeit des 30jährigen Krieges, nennt sich die Familie „v. Möller" und gehört noch zur Lüneburger Ritterschaft als Inhaber des Rittergutes Heiligenthal. — Moller's Sohn Friedrich folgte schon 1557 seinem Oheim Ernst Klammer in der Dompropstei zu Bardowik, resignirte die Rente aber 1569 zu Gunsten seines Bruders Adolf und fiel vor Maestricht; der zweite, Joachim, starb als Pfandinhaber des fürstlich lauenburgischen Hofes Anker, der dritte starb früh, der vierte, Balthasar, sollte das Geschlecht mit der Tochter Ludolfs v. Estorff fortsetzen, starb aber gleich nach der Hochzeit 1603; die Güter fielen nun an den Conventualen Wilhelm zu St. Michael in Lüneburg, der 1605 eine v. Appelen heirathete und Stammvater des jetzigen Geschlechts wurde. Der Bardowiker Propst Adolf starb 1596 in Indien, der siebente Sohn Otto 1600. Joachim M. wurde in Bardowik im Dome begraben, die Inschrift seines Leichensteins ist in Schlöpken Chronicon von Bardewick S. 455 mit falscher Jahreszahl abgedruckt. Es hat sich von ihm aus den Wittenberger Jahren eine „Declamatio de exemplo emendati latronis" etc. erhalten. Verdienst erwarb er sich durch die Herausgabe von Albert Krantz' Metropolis, Basel 1548 und 1568.

Dat Slechtbok, Geschlechtsregister der Hamb. Familie Moller (vom Hirsch). Von Otto Beneke. Hamb. 1876; Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig u. Lüneburg, II; Lappenberg, Hamburg. Chroniken in niedersf. Sprache; Schlöpken Chronicon, d. i. Beschr. 2c. Bardewick; Spiel, Vaterländ. Archiv, Bd. II (1820), S. 353 ff. U. F. C. Manecke, Biograph. Skizzen von den Kanzlern der Herzoge von Braunschweig-Lüneburg.

Krause.

Moller: Johannes M., Litterarhistoriker, geb. in der Stadt Flensburg am 27. Februar 1661 als Sohn des damaligen Diaconus, späteren Hauptpastors an St. Nicolai daselbst Claus Moller (Möller, † am 26. Juli 1685). Er besuchte die vaterstädtische Gelehrtenschule vom neunten Jahre an und ward, erst 15 Jahre alt, schon reif für die Universität befunden, studirte dann in Kiel und Leipzig Theologie, aber zugleich sehr eifrig Philosophie und Geschichte. Nach vollendetem akademischen Studium hielt er sich von 1681—84 in Hamburg und 1684/85 in Kopenhagen auf, an beiden Orten sehr sorgfältig die großen Bibliotheken benutzend. Schon als Knabe interessirte ihn vorzugsweise die Litterar- und Personalgeschichte; bis an sein Ende hat er dafür ein ungemein reiches Material gesammelt und sein gutes Gedächtniß ließ ihn mit Nachrichten dieser Art glänzen. 1685 fand er die bescheidene Anstellung als Quintus an der Gelehrtenschule seiner Vaterstadt, in der er auch die übrigen 40 Jahre seines Lebens zugebracht hat. 1687 avancirte er zum Quartus, 1690 ward er Conrector und endlich 1701 Rector scholae, bis er am 2. October 1725 starb. Mehrfache andere Berufungen lehnte er ab, unter Anderem zu Professuren an der Universität, hier sich wohl fühlend. Als Rector gründete er die Schulbibliothek 1711, die bei seinem Tode schon 1300 Bände zählte, jetzt bedeutend ist. Als Lehrer wird ihm nachgerühmt, daß er sein Amt mit großer Treue führte, besonders die Gabe hatte, der Jugend etwas deutlich zu machen, daß er streng auf die Ausführung der gestellten Aufgaben hielt, aber gegen die Schüler, welche wissenschaftliches Interesse zeigten, mittheilsam und freundlich gewesen. Zur Geschichte der Schule lieferte er „Series rectorum in Novis Litt. maris Baltici", 1702, 296. „Kurzer und eilfertiger Entwurf der Historie der Flensburger publiqen Stadtschule", 1717, und im Manuscript hinterließ er „Historia scholae Flensb.", 1725. Seine Zeit außer den Schulstunden benutzte er allersorgsamst für seine litterarhistorischen Studien und Excerpte. Im Drucke erschienen außer seinen Schulprogrammen: „Cimbria litt. prodromus", Slesv. 1687; „Isagoge ad historiam Chers. Cimbr.", Hamb. 1691/92; „Homonymoscopia hist. litt. crit.", Hamb. 1699; „Bibliotheca Septentrionis erud.", Hamb. 1699. Sein Hauptwerk „Cimbria litterata sive historia Script. Ducatus utriusque Slesv. et Hols. litter. tripartita" erschien erst nach seinem Tode von seinem Sohn edirt in drei Foliobänden, 1744. Der erste Band vollständig druckfertig, die anderen 2 Bände zum Theil, jedenfalls war das Material vorhanden. Es ist dies ein bedeutendes Werk für seine Zeit, classisch in seiner Art und noch immer von hohem Werth. Er hat sich hiermit ein Denkmal gesetzt. Leider ist die zeitliche Lücke zwischen M. und Kordes' Schriftstellerlexicon noch nicht ausgefüllt. Schon Bayle (Wörterb. I, 1024) nennt ihn un fort savant homme.

O. H. Moller, Letztes Ehrengedächtniß, welches seinen Eltern aufgerichtet. Nachrichten von ihrem Leben u. Vorfahren, Flensb. 1771. B. u. O. H. Moller, De vita et scriptis J. M., Flenop. 1734. Dr. Königsmann, Gesch. d. Flensb. Stadtschule, 2. Hälfte, 1, Schleswig 1801. O. M. Braasch, Flensb. Latin- og Realskole, I, 85. Cimbr. litt. I, 428. O. Jordt, Oratio de vita et in rem litt. meritis J. M. versibus heroicis conscripta in: Dänische Bibliothek, Kopenh. 1745, St. VII, S. 593—646. (Vgl. auch den Art. Morhof.)

Carstens.

Moller: Karl Friedrich v. M. (anfangs auch Möller geschrieben), preußischer Oberst, kam 1720 als Kanonier zum Artilleriecorps, bei welchem sein Vater Regimentsquartiermeister war, ward 1729 zum Secondelieutenant ernannt, 1737 als Premierlieutenant zur österreichischen Armee gesandt, um am Kriege gegen die Türken theilzunehmen und gelangte im siebenjährigen Kriege zu hohem Ruhme. Schon der Tag von Lobositz brachte dem Major v. M. die Beförderung zum Oberstlieutenant und den Orden pour le mérite. Eine von

ihm befehligte Batterie am Loboschberge hatte so vortreffliche Dienste geleistet, daß der König dem Feldmarschall Schwerin schrieb: „M. hat Wunder gethan und mich auf eine erstaunende Art secundirt“. Durch die Aufstellung einer Batterie von 16 Geschützen auf dem Janushügel trug er wesentlich zu dem Erfolge von Roßbach bei, ebenso focht er mit Auszeichnung vor Prag und vor Olmütz, bei Zorndorf und bei vielen anderen Gelegenheiten. König Friedrich hielt große Stücke auf M. Nachdem dieser ihm einmal mit den Worten zugeredet hatte: „Euer Majestät, es wird Alles gut gehen, mein Genius sagt es mir“ und der Ausgang ihm Recht gegeben hatte, fragte ihn der König in mißlichen Lagen öfter, „was sein Genius ihm sage“. Ob die Erfindung der bei Roßbach gebrauchten brennenden Kartätschen, d. h. Kartätschen, deren Kugeln in einem Brandsatze lagen (vgl. R. v. Bünau, Gründlicher Unterricht zur Artillerie und Feuerwerkerei, Halle 1779), von M. herrührt, ist zweifelhaft. Vor Beendigung des Krieges starb er zu Freiberg in Sachsen am 9. November 1762.

v. Schöning, Historisch-biographische Nachrichten zur Geschichte der brandenburgisch-preußischen Artillerie, 1. u. 2. Bd., Berlin 1844.

Poten.

Moller: Martin M., auch mitunter Möller genannt, lutherischer Prediger und bekannter Dichter geistlicher Lieder, wurde am 9. November 1547 zu Kropstädt bei Wittenberg geboren; sein Vater, Dionysius M., war Bauer. M. besuchte die Stadtschule zu Wittenberg bis in sein neunzehntes Jahr und kam dann nach Görlitz; im J. 1568 ward er Cantor zu Löwenberg. Ohne auf einer Universität studirt zu haben ward er im J. 1572 zum Pfarrer in Kesselsdorf ernannt und kam bald darauf als Diakonus wieder nach Löwenberg; im J. 1575 ward er Pfarrer zu Sprottau. Hier kam er in Folge seines Umganges mit reformirten Geistlichen in den Verdacht, ein heimlicher Calvinist zu sein. Im J. 1600 ward er als Pastor primarius nach Görlitz berufen. Hier gab er eine Postille unter dem Titel: „Praxis Evangeliorum“ heraus in 4 Bänden, 1601 f., welche dem Wittenberger Professor Salomon Geßner (vgl. Bd. IX, S. 121 f.) Veranlassung gab, gegen den Cryptocalvinismus in der Oberlausitz zu eifern und M. auf alle Weise schonungslos anzugreifen, obschon M. ihn über seine lutherische Orthodoxie in einer eingehenden brieflichen Mittheilung zu beruhigen versucht hatte. Als darauf M. seine Postille diesen Angriffen gegenüber zu vertheidigen suchte, ward die Erbitterung gegen ihn nur noch schlimmer. Doch ließ der Stadtrath sich nicht dazu bewegen, gegen ihn einzuschreiten. Im J. 1605 bekam er ein Augenleiden, in Folge dessen er das Gesicht verlor. Dazu kamen dann noch Steinschmerzen, die seine Kraft vollends aufzehrten; er starb am 2. März 1606. Seine geistlichen Lieder finden sich in folgenden Werken: „Meditationes sacrae“ (1. Theil 1584, 2. Theil 1591, beide mehrfach aufgelegt), „Manuale de praeparatione ad mortem“ (1593 und mehrfach wieder abgedruckt) und „Thesaurus precationum“ (1602). Alle diese Werke enthalten Betrachtungen und Gebete, denen Lieder oder einzelne Verse hinzugefügt sind. Die Lieder sind zum Theil Uebersetzungen alter lateinischer Hymnen, im Uebrigen Moller's eigne Dichtung; sie zeichnen sich durch einfaches, warmes Gefühl und richtige Behandlung des Verses aus, und gehören, von einzelnen Provincialismen abgesehen, zu den besten jener Zeit.

Jöcher III, Sp. 574. Rotermund zum Jöcher IV, Sp. 1871. Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., II, S. 211 ff., IV, S. 552. Zöllner, Das deutsche Kirchenlied in der Oberlausitz, 1871, S. 36 ff.

l. u.

Moller: Olaus Heinrich M., Sohn des Rectors Johannes M. (s. o.) und geboren in Flensburg am 9. Mai 1715, besuchte die Flensburger Gelehrtenschule

und genoß nebenbei Privatunterricht von den dortigen Predigern Kall, Cleffel und Gierken. Erst 19 Jahr alt, gab er in Verbindung mit seinem Bruder Bernhard M. († 1750, Diaconus in Drelsdorf) eine „Commentatio de vita et scriptis J. Molleri“, seines Vaters, 1734 heraus, mit einer Anmeldung der Herausgabe von dessen noch ungedruckten Werken, namentlich der „Cimbria litterata“, in der Absicht sich Mittel zur Fortsetzung seiner Studien zu verschaffen, da die Mutter ganz mittellos war. In diesem Jahre bezog er auch die Universität Jena, um Theologie zu studiren, wo er dadurch seine Subsistenz gehabt, daß er hier alle drei Jahre hindurch zugleich als Hauslehrer im Hause des bekannten Kirchenraths und Professors J. G. Walch lebte. Er hörte hier mit besonderem Interesse Litterarhistorie bei dem Professor Stolle. Nach vollendetem akademischen Triennio 1737 nahm er eine Hauslehrerstelle in Kopenhagen bei dem Consistorialrath Rohne an, in der er fünf Jahre verblieb, alle seine freie Zeit fortgesetztem Studium und eifriger Benutzung der königlichen Bibliothek sowie der des Etatsraths Gram widmend, in dessen Haus er Zutritt gefunden. 1742 gab er diese Stellung auf, um sich nun ganz der Herausgabe der Cimbria litt. seines Vaters und der Zeitschrift „Dänische Bibliothek“, deren Stücke 4—9 von ihm, zu widmen. 1744 ward er zum professor ord. historiae literariae an der Kopenhagener Universität ernannt und hielt nun auch Vorlesungen. Von dem Magistrat seiner Vaterstadt Flensburg ward er indeß 1749 zum Rector der Gelehrtenschule daselbst berufen, welchem Rufe er auch Folge leistete und nun bis an sein Ende dort verblieb. Die Schule war inzwischen in Verfall gerathen und hoffte man durch die Berufung dieses jungen angesehenen Gelehrten ihr Ansehen zu heben. Die Schülerzahl nahm auch in seiner ersten Zeit bedeutend zu und wuchs von 29, die bei seinem Antritt anwesend waren, auf 80. Als er älter ward sank freilich wieder das Ansehen der Schule, da er an der alten Methode fest hielt und kein Freund von Neuerungen war. Wegen Augenschwäche sah er endlich sich genöthigt seine Entlassung aus dem Amte zu suchen, die ihm auch, doch nur mit geringer Pension, bewilligt wurde, aber bald erfolgte auch sein Tod, 5. April 1796, nachdem er also über 80 Jahre alt geworden, 6 Jahre als Universitätsprofessor und 45 Jahre als Schuldirector fungirt hatte. Er war ein überaus fleißiger und gelehrter Mann und dabei ein sehr liebenswürdiger Charakter. Viele und zum Theil vielvermögende Freunde hatte er sich erworben und genoß ein reichliches Einkommen. Seine Lieblingsbeschäftigung war die Genealogie, darin er außerordentlich viel geleistet. Das Verzeichniß seiner genealogischen Schriften und Manuscripte (bei Braasch S. 191) ist sehr umfassend: 38 gedruckte und mehr denn hundert in Handschrift. Unter diesen die ausführlichen genealogischen Tabellen über König Christian VII., 1776. Ueber angesehene hochadelige Familien, als derer v. Reventlov 1758, v. Rosenkranz 1759, Graf Holstein 1763, v. Ahlfeldt 1771, G. D. v. Holstein 1772, v. Baudissin 1774, v. Suhm 1775, v. Nettelbladt 1777. Die nichtgedruckten finden sich in der Feddersen'schen Sammlung in Flensburg. Seine übrigen Schriften enthalten auch meist Beiträge zur speciellen Vaterlandskunde. Es sind deren sehr viele (Verzeichniß bei Kordes). Wir nennen nur einige: „Historische Nachricht von den Königen und Fürsten, insonderheit von dem Oldenburger Stamme, welche die Herzogthümer Schleswig und Holstein beherrscht haben“, Flensburg 1770. „Beiträge zur Adelsgeschichte überhaupt, insonderheit der dänischen und schleswig-holsteinischen“, 2 Thle., 1772—75. „Vermischte Nachrichten und Urkunden, welche L. Naamann wie auch den Franciskanerorden und dessen Schicksal in Dänemark besonders zur Zeit der Reformation betreffen“, 1775. Viele und wichtige Beiträge zur vaterländischen Geschichte, namentlich Litterärgeschichte, hat

er geliefert und dadurch sich um das engere Vaterland sehr verdient gemacht. Eine bedeutende Bibliothek, 10000 Bände, hatte er sich gesammelt und dieselbe enthielt seltene Werke, über 100 Paläotypen und werthvolle Handschriften. Der Auctionskatalog ist noch vorhanden.

Kordes u. Lübker=Schröder, Schriftstellerlexicon s. v. O. M. Braasch, Flensborgs Latin- og Realskoles historie I, S. 119, 163, 191.

Carstens.

Moller: Rolof M., Förderer der Reformation und städtischen Verfassung in Stralsund, stammte aus einer alten Patricierfamilie, welche seit 1453 im Rathe und mit den Geschlechtern Wreen, v. Huddesem, Morder, Gyldenhusen u. A. verschwägert war. Sein Vater, der Gewandhausaltermann Rolof M., verheirathete sich nach dem Tode seiner ersten Gattin Barbara Morder (1497) mit Magdalena Wardenberg, einer Schwester des bischöflich schwerinschen Administrators Dr. Zutfeld Wardenberg (s. d. Art.), aus welcher Ehe (c. 1498) M. geboren wurde. Diese Verwandtschaft bestimmte im Zusammenhang mit seinem leidenschaftlichen Temperament seine zukünftige Laufbahn. Der Eifer seines Oheims Wardenberg für die katholische Kirche erweckte in ihm eine entgegengesetzte Strömung, welche ihn für die Reformation empfänglich machte, während ihn die Verbindung mit der Familie Morder in die städtischen Verfassungsstreitigkeiten verwickelte. Seines Vaters Schwester Gertrud war nämlich die Gattin des Bürgermeisters Henning Morder, eines Bruders seiner Stiefmutter Barbara, und der Gattin des zweiten Bürgermeisters Zabel Oseborn (s. d. Art.). Beide Schwäger geriethen in Streit über die Erbfolge in dem Gute Mützkow, welcher eine so erbitterte Form annahm, daß Morder die Stadt verließ, das Gut dem Herzog Bogislav X. als Lehen antrug und die Vermittelung der Hansestädte verschmähte. Durch seine Annäherung an den mit Stralsund verfeindeten Herzog verschlimmerte er seine Lage in dem Grade, daß er seines Amtes entsetzt und Nikolaus Smiterlow II. an seine Stelle gewählt wurde. Mit dem Leben zerfallen starb er 1517 in der Verbannung zu Stettin, indem er testamentarisch seine Neffen Rolof und Nikolaus M. zu Erben einsetzte. Obwol der Streit über Mützkow (1523) zwischen M. und Oseborn durch einen Vergleich beigelegt wurde, vererbte sich doch der Haß, welchen Morder gegen seine Amtsgenossen hegte, vom Oheim auf den Neffen und bildete, im Zusammenhang mit Ehrgeiz und religiösen Motiven, die Haupttriebfeder seines Handelns. Im Besitz eines älteren Kämmererbuches, welches er im Nachlaß seines Großvaters, des Bürgermeisters Rolof M. († 1498), gefunden hatte, richtete er in mehreren Versammlungen der Bürger, welche zur Beilegung der durch Ketelhodt's (s. d. Art.), des Reformators, Predigten entstandenen Unruhen berufen waren, heftige Angriffe gegen den Rath und entflammte die schon durch kirchliche Fragen erregten Gemüther auch auf politischem Gebiete zu einem so hohen Grade, daß die Gemeinde in der Pfingstwoche 1524 das Rathhaus stürmte, wo M., als deren Sprecher, auf Grund der in dem genannten Stadtbuche gefundenen Rechnungen den Rath einer ungetreuen Verwaltung des Vermögens beschuldigte, ein Verfahren, welches namentlich gegen den gehaßten Bürgermeister Oseborn gerichtet, diesen in so empfindlicher Weise berührte, daß er erkrankte und aus der Sitzung in sein Haus geleitet werden mußte. In Folge dieses Sturmes genehmigte der Rath, dessen hervorragendstes Mitglied, der Bürgermeister Nikolaus Smiterlow II., damals in hansischen Angelegenheiten in den nordischen Reichen verweilte, daß ihm ein Collegium von 48 Männern zur Seite gestellt wurde, welches, von den Bürgern gewählt, an den Rathsbeschlüssen theilnahm und die Vermögensverwaltung controllirte, und das in M. seinen Sprecher und Führer behielt. Inzwischen hatte die religiöse Bewegung, von den Bürgern und ihrem Vertreter unterstützt, eine größere Aus-

dehnung gewonnen, Ketelhodt's und Kurcke's Predigten erhielten ebenso zahlreiche Verehrer wie Gegner, deren abweichende Meinungen sich anfangs in gegenseitigen Spottliedern Luft machten, dann aber (10. April 1525) einen wüsten Auflauf mit Bildersturm zum Ausgang hatten. Die in Folge dessen erregte Stimmung benutzten die Anhänger der Reformation, welche eine Reaction des Katholicismus befürchteten, vom Rathe zu verlangen, daß M. und der ihm befreundete Chr. Lorbeer (Bd. XIX S. 169), sowie mehrere lutherisch gesinnte Achtundvierziger, als Bürgermeister und Rathsherren gewählt und damit der neuen Lehre sichere Garantieen geschaffen würden. Lorbeer, ein diplomatischer Charakter, gelangte in dieser Stellung zu großem Einfluß, M. dagegen, ein mehr den Leidenschaften ergebener Mann, verleugnete offen die kirchlichen und politischen Mächte, welche ihn emporgehoben hatten und kam zu jähem Fall und frühem Ende. Er mißachtete die Bürger und ihre Vertreter, die Achtundvierzig, obwol er dies Collegium selber geschaffen hatte, und vereinigte sich mit den Patriciern, welchen er durch Geburt angehörte. Mit diesen und dem Rathe verfeindete er sich jedoch durch ähnliche Mißgriffe wie sein verstorbener Oheim, der Bürgermeister Morder. Er empfing (28. Juni 1525) die Belehnung der Herzoge Georg I. und Barnim XI. nicht nur für Mützkow, sondern auch (2. Juli 1526) mit Pantlitz und zwei Höfen in Neuen Pleen, und verlieh die einem katholischen Geistlichen genommene Pfarre zu Prohn seinem achtjährigen Sohne. Diese Mißbräuche erzeugten einen solchen Unwillen aller Parteien gegen ihn, daß er, während der seit der Verfassungsänderung (1524) in Selbstverbannung lebende Bürgermeister Nik. Smiterlow in sein Amt zurückkehrte, (1527) Stralsund verließ und sich nach Stettin begab, bis er, (1529) mit einem herzoglichen Geleitsbrief in die Heimath zurückgekehrt, dort verstarb. Ein Gobelinteppich aus dem Nachlaß seines Sohnes Georg M., Rathsherrn in Stralsund (1562—78), welcher mit einer Tochter von Joh. Völschow vermählt war, zeigt das Moller'sche Wappen mit einer Mühle im Schild und auf dem Helm, neben dem Völschow'schen Wappen, und befindet sich im Besitz der Universität Greifswald. Seines Bruders Tochter Gertrud M., vermählt mit Georg Smiterlow, hinterließ eine zahlreiche, noch jetzt blühende Nachkommenschaft.

Mohnike u. Zober, Stralf. Chron. I, 32; Dinnies, Stem. Sund. s. v. Morder, Moller u. A.; Fock, Rüg.-Pomm. Gesch. V, 77—231; Fabricius, Die Achtundvierzig; Pyl, Pomm. Geneal. II, 303—310. Pyl.

Möller: Anton M. (identisch mit Antonius Moller), Zeichner und Maler, geb. im J. 1560 zu Königsberg, gilt als Repräsentant der Danziger Malerei im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts. Nach dem Tode des Vaters, der als Wundarzt und Barbier am Hofe des Markgrafen Albrecht I. lebte, heirathete die Mutter den in Königsberg ansässigen Chirurg Johann Weger. Nach Beendigung seiner Lehrzeit von 1578—1587 begab sich der Sohn nach Danzig, wo die Kunst einen günstigeren Boden als in seiner Vaterstadt fand. Dann soll er sich, wie man vermuthet, zu Otto Venius nach Antwerpen begeben und auf dessen Rath auch Italien besucht haben. — In jüngeren Jahren fertigte M. mit großem Geschick Federzeichnungen nach A. Dürer's Passionscyklen und Marienleben, Copien nach anderen Meistern, Caricaturen und allegorische Compositionen an. Handwerksmäßig in Holz geschnitten erschienen von ihm 20 Blätter der Danziger Frauentrachten unter dem Titel „Omnium statuum foemini sexus ornatus et usitati habitus Gedanenses ad oculos positi et divulgati ab Antonio Moellero ibidem pictore. Anno Salutis 1601 die 4 Junii“ im Verlage von Jacob Rhode in Danzig. Bereits in den neunziger Jahren nach Danzig zurückgekehrt, führte er im J. 1602 sein Hauptwerk aus, „Das jüngste Gericht im Artushof zu Danzig“, ein Wandgemälde in Oel mit zahlreichen biblischen und allegorischen Figuren, 26 Fuß hoch und 22 Fuß breit, welches weniger befriedi-

gend durch die Conception und das Colorit als durch tüchtige Zeichnung wirkt. Anspruchsloser in der Erfindung und Composition erscheint ein zweites umfangreiches jüngstes Gericht zu Königsberg, im Schwurzimmer des Stadtgerichts aufgestellt. Die Zahl der übrigen Werke Möller's, unter welchen die historisch-allegorischen Darstellungen für ihn charakteristisch sein mögen, scheint nicht beträchtlich zu sein und bedarf überdies noch einer genaueren Feststellung. Er starb zu Danzig im J. 1620.

Vgl.: Ueber die Künstler Anton Müller und Joachim Bering und ihre Arbeiten. Von A. Hagen in Neue Preuß. Provinzialblätter, 1847, Bd. IV.

v. Donop.

Möller: Bernhard M., Poet und Antiquar, katholischer Geistlicher, war zu Münster in Westfalen anscheinend kurz vor der Mitte des 16. Jahrhunderts geboren. Ueber seinen Lebensgang ist wenig bekannt; daß er sich früh mit mathematischen Studien beschäftigt habe und durch den Leibarzt des Bischofs Grafen Johannes von Hoya, den Dr. Gerhard Martellus — spätestens 1570 — an den Münster'schen Hof gekommen sei, erzählt er selbst in der Widmung und dem Prooemium des „Rhenus"; später war er Beichtvater seines bischöflichen Gönners und zuletzt Canonicus am Stifte in Vreden in Westphalen. Hier ist er jedenfalls erst nach 1598, vielleicht erst nach 1607 gestorben. — Von seinen Gedichten ist das weitaus bekannteste und bedeutendste die zuerst 1570 in Köln erschienene, dann öfter — 1596 und später — wieder aufgelegte „Rheni a primis fontibus usque ad Oceanum Germanicum descriptio", in flüssigen Distichen etwas weitschweifig — 320 Seiten — geschrieben; außerdem ist zu nennen: „Georgio-Dracontomachia seu Georgii et Draconis pugna; Poimandro-Satanomachia sive Poimandri Episcopi et Satanicae Veneris pugna." Colon. 1597. „Vernalia Policratis R. Samii et Septem Sapientum Graeciae, actio comica, heroica, sententiosa, peripatetica". Col. 1598. „Respublica christiana." Monast. 1597. „Autumnalia Tarquinii Prisci Rom. R. et XII Sibyllarum, actio comica, tragica, heroica; De praeteritis, praesentibus, futuris rebus in Assyriorum, Persarum, Macedonum, Romanorum imperiis cet.; de Joannis Apocalypsi"; „De ruina Antichristi cet." Col. 1598. Den größten Werth scheint der Verfasser nach den häufigen Citaten selbst auf den „Commentarius in XXX libros Ecclesiados seu Descriptio Arboris Scientiae Boni et Mali, Vineae Judaeorum et Navis Ecclesiae" Monast. 1598, gelegt zu haben. Gratulationscarmina in größerer Zahl — das letzte von 1607 — zeugen für die große Formgewandtheit Möller's, bewegen sich aber in den gewöhnlichen Wendungen und Bildern, für die er Ovid mit Vorliebe benutzte.

Driver, Bibl. Monasteriensis, 1799. — Widmung und Einleitung zur Rhenus-Ausgabe von 1596.

R. Hoche.

Möller: Eduard von M., preußischer Staatsmann, geb. den 3. Juni 1814 in Minden, † 30. November 1880 in Cassel. Der Vater war ein gesuchter Arzt in Minden, der wegen einiger am fürstlichen Hofe im nahen Bückeburg gemachter glücklicher Kuren vom Fürsten von Schaumburg-Lippe in den Adelsstand erhoben war. Die Mutter war die Tochter eines Leinwand-Großhändlers in Bielefeld und Erbin eines großen Vermögens. M. und sein Zwillingsbruder Adolf, welche noch drei ältere Brüder hatten, wuchsen zum Theil auf dem der Familie gehörigen Gute bei Schlüsselburg, nördlich von Minden, in aller Freiheit auf, ohne bis zum neunten Jahre eigentlichen Schulunterricht zu genießen. Nach dem Besuche der Gymnasien in Minden und Bielefeld legte er große Neigung zum Studium der Naturwissenschaften an den Tag; aber der Wunsch der Mutter bewog ihn zur Wahl der Beamtenlaufbahn. Ostern 1832 bezog er die Universität Heidelberg um die Rechte und die Cameralwissenschaften zu

studiren, widmete sich jedoch mehr dem Studentenleben und botanischen Ausflügen. Im Sommer 1833 mußte er Heidelberg verlassen, weil die auf süddeutschen Universitäten studirenden Preußen wegen Theilnahme einiger Studirender am sogenannten Frankfurter Attentat von der preußischen Regierung zurückberufen waren. In der Heimath wurden seine wissenschaftlichen Fortschritte von dem mit seiner Schwester vermählten W. v. Wedell gering befunden; das Nöthige wurde jedoch durch halbjähriges Studium im Elternhause und dann auf der Universität Berlin rasch nachgeholt, sodaß er nach Ablegung der betreffenden Prüfung Ostern 1835 beim Gerichte in Minden als Auscultator eintreten konnte. Hier wußte er sich solches Zutrauen zu erwerben, daß der Director ihm schon bald selbständige richterliche Geschäfte übertrug, obwohl er selbst sich noch nicht für völlig fähig dazu hielt, doch glaubte er auf diese Weise früh gelernt zu haben, überhaupt im Amte dem gesunden Verstande mehr zu vertrauen als der Kenntniß positiver Bestimmungen. Nachdem er noch 1837 Referendar in Paderborn gewesen, ging er, seiner Neigung folgend, in die Verwaltung über und zwar als Referendar bei der Regierung in Coblenz. Bestimmend für diesen Ort war die Aussicht, hier unter dem als sehr tüchtig geltenden Oberpräsidenten v. Bodelschwingh zu arbeiten. An dieser amtlichen Thätigkeit fand er großen Gefallen und wurde auch hier frühzeitig durch selbständige Aufträge ausgezeichnet. Daneben beschäftigte er sich wieder eingehend mit den Naturwissenschaften, namentlich geognostischen Studien in der Umgegend des Klosters Laach, wo er auf der Besitzung der mit seinen Eltern befreundeten Familie Delius zu weilen pflegte. In Coblenz verlobte er sich mit einer Tochter des Landraths v. Schlotheim (ältesten Sohnes des früher königlich westfälischen Hofmarschalls) und der Gräfin Melanie de la Gardie, einer natürlichen Tochter des früheren Königs Jerome von Westfalen, welcher derselben die Domäne Wietersheim bei Minden geschenkt hatte. Durch den Einfluß dieser Frau v. Schlotheim wurde aber die Verlobung wieder aufgelöst, ein Vorgang, der ihn bei seiner empfindsamen Natur tief traf und einen nachhaltigen Einfluß auf ihn ausübte. Großen Reiz gewährte ihm das Anerbieten des Oberpräsidenten wegen Uebernahme des sehr verwahrlosten Landrathsamts in Simmern. Er trat dasselbe im Anfange des J. 1840 an, widmete sich den Geschäften mit großem Eifer, sodaß, wenn er auch öfter mit der Regierung in Coblenz in Mißhelligkeiten gerieth, der Oberpräsident nach Bereisung des Kreises in einem amtlichen Berichte sagte, daß von M. in kurzer Zeit fast Unglaubliches geleistet sei. Nach Ablegung einer zweiten cameralistischen Prüfung wurde er im Ministerium des Innern zu Berlin, in welchem sein Schwager inzwischen Director geworden war, verwendet, um die schon lange schwebende Bearbeitung der rheinischen Gemeindeordnung zu beenden. Die Arbeit fiel so sehr zur Zufriedenheit des Ministeriums des Innern aus, daß dieses ihn im Herbst 1843 abermals zu neuen gesetzgeberischen Vorarbeiten nach Berlin berief. Zu diesen kam es jedoch nicht, da er auf plötzlichen Antrag des Finanzministers v. Bodelschwingh das neu gegründete Amt eines Staatscommissars bei der Köln-Mindener Eisenbahn in Köln annahm. Als solchem lag ihm ob, dieses damals noch neue Verkehrsmittel vielen alten und neuen Interessen dienstbar zu machen. Daß er diese Aufgabe bestens gelöst, wurde von den Gewerbtreibenden und den Kaufleuten am Rhein sowie von der Regierung anerkannt, welche sein Commissariat bei jener Bahn zu einem für alle westlichen Provinzen erweiterte. 1848 wurde M. von verschiedenen Ministerien nach Berlin berufen, um bezüglich der Gährung in der Rheinprovinz Rath zu ertheilen. Als der Oberpräsident der letzteren, Eichmann, als Minister des Innern in das am 21. September 1848 gebildete Ministerium v. Pfuel trat, wurde M. zum Regierungspräsidenten in Köln ernannt und zugleich beauftragt, das Oberpräsidium zu verwalten. Seine

erste Amtshandlung in dieser Stellung war die Verhängung des Belagerungszustandes über Köln und Düsseldorf. Nach dem Rücktritte des Ministeriums v. Pfuel übernahm Eichmann wieder jenes Oberpräsidium und wollte seinen bisherigen Vertreter auf die Candidatenliste des neu zu bildenden Ministeriums gesetzt wissen; dieser zeigte sich jedoch nicht geneigt, in das Ministerium des Grafen v. Brandenburg zu treten; dagegen ließ er sich vom Bezirke Duisburg-Rees in die zweite Kammer der ersten Legislaturperiode wählen, welche am 27. April 1849 aufgelöst wurde. Hiernach widmete er sich lediglich dem Regierungspräsidium in Köln, wo er 23 Jahre lang eine segensreiche Thätigkeit entfaltete. Er bewirkte im besondern die Ausbildung eines Systems von Wegen durch den ganzen Bezirk, er griff fördernd ein bei Errichtung von Anstalten für Kunst und Unterricht, er hielt zahlreichen Angriffen gegenüber den Plan der Erbauung einer festen Rheinbrücke bei Köln fest, ließ sich hierbei weder durch die Klagen der den Untergang ihres Gewerbes fürchtenden Schiffer noch durch die Warnungen vor Frankreich beirren, schrieb eine Broschüre für diese Sache und veranlaßte die Herausgabe anderer solcher Schriften. Der während des Ministeriums v. Manteuffel in Berlin maßgebenden Partei galt M. als liberal; dieselbe konnte ihm aber schwer beikommen, da seine Verwaltung keine Blößen darbot und er gerade durch Besonnenheit, Mäßigung und Loyalität unausgesetzt sich auszeichnete; seine Stellung wurde ihm aber durch die Gegnerschaft der Kreuzzeitungspartei sehr erschwert. Diese hatte auch einmal in Verbindung mit rheinischen Ultramontanen seine Versetzung nach Gumbinnen durchgesetzt, doch wurde dies durch den Prinzen von Preußen wieder rückgängig gemacht, welcher seit 1849 öfter in Coblenz wohnte, M. werthschätzte und in Köln bei ihm abzusteigen pflegte. Mit großem Eifer suchte M. die Vollendung des Kölner Dombaues zu fördern, insbesondere verhinderte er einst durch Vorstreckung einer bedeutenden Summe aus eigenen Mitteln die Auflösung der Bauhütte. 1865, bei der Feier der Vereinigung der Rheinlande mit Preußen, wurde der Grundstein zum Denkmal Friedrich Wilhelms IV. an der festen Rheinbrücke gelegt. Hierbei hielt M. eine Rede, welche durch die lebendige Berührung der nationalen Sache damals sehr bemerkenswerth erschien. Beim Beginne des Kriegs von 1866 wurde er nach Berlin berufen, wo ihm die Verwaltung des durch das Corps des Generals Vogel v. Falkenstein besetzten Königreichs Hannover übertragen werden sollte. Es kam jedoch nicht dazu, weil inzwischen letzterer bereits Herrn v. Hardenberg zum Civilcommissar bestellt hatte. Darauf erhielt M. Mitte Juni den Auftrag, als Civilgouverneur für das ebenfalls von preußischen Truppen besetzte Königreich Sachsen nach Dresden zu gehen. Hier angelangt, sah er alsbald, daß es sich zunächst nur um die Vermittlung kleiner militärischer Interessen handelte, wozu der schon dorthin gesandte Landrath v. Wurmb ausreichend erschien, und so stellte sich M. für eine etwaige bessere Aufgabe in den besetzten Ländern zur Verfügung. Diese Gelegenheit kam bald. Nachdem die preußischen Truppen am 18. Juni die Grenzen Kurhessens überschritten und am 24. Juni Kassel besetzt hatten, erließen General v. Werder und M. am 28. Juni dort gemeinsam eine Ansprache an dieses Land. Darin hieß es, der König von Preußen habe die Regierung des Kurfürsten suspendirt und sie im Interesse des Landes selbst übernommen; v. Werder sei zum Militär-Gouverneur ernannt, „unter dessen Autorität M. als Commissarius Sr. Majestät die Verwaltung des Kurfürstenthums leiten“ werde. „Indem wir“, hieß es weiter, „die Functionen antreten, ertheilen wir dem kurhessischen Volke die Zusicherung, daß die Landesverfassung beobachtet und aufrecht erhalten und daß nach den rechtmäßigen Landesgesetzen verwaltet werden soll. Wir werden die Interessen des Landes gewissenhaft wahrnehmen, die Lasten, welche der Kriegszustand dem-

selben auferlegt, soweit wir vermögen, zu mildern und die Wohlfahrt des Landes, soweit unsere Kraft reicht, zu fördern suchen.“ Diese Ansprache machte einen guten Eindruck in der Bevölkerung, welche seit Jahren durch die Regierungsweise bezw. den fast gänzlichen Stillstand der kurfürstlichen Regierung ihre Interessen benachtheiligt sah und lange Zeit ein wohlwollend klingendes Wort von der regierenden Stelle nicht vernommen hatte. Auch Möller's erste Maßregeln wurden mit allgemeiner Befriedigung aufgenommen. Sie bestanden einfach in der raschen Abstellung einer Reihe empfindlicher Mißstände. Ebenso wurde die prompte, rein sachliche und gegen bisher in jeder Weise vortheilhaft abstechende Art der Verwaltung in allen Zweigen auch fernerhin allseitig mit Zufriedenheit anerkannt; allein sehr bald riefen die auf die Uebergangszeit bezüglichen Fragen bei einem Theile der Bevölkerung Mißstimmung gegen M. hervor, welcher gegen gewisse empfindlich berührende, von Berlin aus ergangene Anordnungen Einsprache nicht erhoben hatte. So sehr Kurhessen nach Besserung seiner arg vernachlässigten materiellen Lage lechzte, so wenig war es, selbst nach dieser Befreiung, sogleich auf Vernichtung seiner vielhundertjährigen Selbständigkeit gefaßt. Einsprachen gegen die Art, wie die Verfassungsfragen in Berlin behandelt wurden, gingen nicht von den kurfürstlich gesinnten Particularisten, sondern wiederholt von dem ansehnlichsten Theile der Bevölkerung und an ihrer Spitze von den berufensten Mitgliedern der nur vertagten Landesvertretung aus. Die Vorstellung, daß man in Berlin ein Arrangement beabsichtige, wobei die Verfassung von 1831 im Wesentlichen bestehen bleiben könne, erschien durch General v. Beyer's offene Zusicherungen vom 18. Juni, sowie durch Möller's und Werder's obige Verheißungen nicht blos bestätigt, sondern sogar hervorgerufen; als sich dann aber schon bald zeigte, daß man in Berlin auf Einverleibung ausgehe, machte sich das Land, welches allezeit entschieden und aufopferungsvoll für die deutsche Sache aufgetreten war, auch mit dem Verluste der staatlichen Selbständigkeit vertraut; um so abgeneigter aber war es, gewisse wichtige Rechte aufzugeben, welche die in Jahrzehnte langen Kämpfen mit größter Zähigkeit vertheidigte und erst vor wenigen Jahren mit den größten Anstrengungen und schließlich gerade durch Preußens Nachhilfe wieder erlangte Verfassung gewährte. Man hatte nicht anders geglaubt, als daß M. die Schritte unterstützen werde, welche von Hessen aus unternommen wurden um für die Zwischenzeit bis zur Einverleibung mit der bisherigen Ständeversammlung als dem einzigen Organe des Landes einen Zustand anzubahnen, bei welchem in mehr conservativem Sinne die wesentlichsten Theile des bestehenden Landesrechts mit den veränderten Verhältnissen harmonisch vereinigt und so eine organische Ueberleitung geschaffen werde, bei welcher auch das Rechtsprincip möglichst gewahrt erscheine, um welches, wesentlich mit Rücksicht auf die deutsche Frage, der Verfassungsstreit von 1860—62 mit geführt war. Da M. den Zusammentritt des Landtags nicht veranlaßte, ließ der größte Theil der Abgeordneten am 20. August durch eine Deputation ein in obigem Sinne bearbeitetes Verfassungsstatut in Berlin vorlegen; auch eine Abordnung der Stadt Kassel richtete sich, mit Umgehung Möller's, am 27. August an den König von Preußen und bat, an dessen Botschaft vom 16. August erinnernd, um Schonung der Eigenthümlichkeiten des Landes. Die Commission des preußischen Abgeordnetenhauses über die Vorlage wegen der Einverleibung schien einem organischen Uebergange geneigt zu sein und in diesem Sinne hatten 12 hessische Abgeordnete ihre Zustimmung zu dem Gesetze in Berlin abgegeben. Als aber das Gesetz dennoch die einfache Dictatur einführte, wandten sich am 19. September 43 hessische Abgeordnete an M. und machten unter Hinweis auf die sonst eintretende „tiefe Erschütterung des Rechtsbewußtseins“ einen letzten Versuch, einen dem Lande zusagenden

Zwischenzustand zu erlangen, jedoch vergebens. Man nahm an, M. hätte in seiner freien Stellung dieses Anliegens Kurhessens sich annehmen können; schien er doch auch in anderen Fragen sich nicht als blos abhängigen Beamten betrachten zu brauchen. Man hatte erwartet, daß gerade durch das Auftreten eines so wohlwollenden Mannes Manches sich hätte angemessener gestalten lassen. Die Enttäuschung rief eine Mißstimmung gegen M. hervor, die in nicht geringen Kreisen der Bevölkerung lange gewichen ist. Es entstand dadurch ein Gegensatz innerhalb der bisherigen Verfassungspartei Hessens, der für die nächsten Jahre viele Schroffheiten zur Folge hatte und von den extremen Parteien ausgebeutet wurde. Möller's Verhalten in der Verfassungsfrage ist näher besprochen in einem Aufsatze: „Althessisch und neupreußisch“ in Nr. 21 und 26 der „Grenzboten“ von 1869. Es würde, heißt es dort, gewiß Manches anders gekommen sein, wenn M. noch auf andere Elemente als die Beamten als Vertrauenspersonen sich angewiesen gefühlt hätte. „Man mag auch noch so sehr die Arbeitskraft Möller's bewundern, und wenn auch im ganzen Lande über seinen guten Willen nicht der geringste Zweifel herrscht, so weiß man doch auch, daß seine Bemühungen für Hessen mit ganz anderem Erfolge gekrönt wären, wenn sie von einflußreichen Personen oder tüchtigen althessischen Beamten in Berlin nachdrücklich wären unterstützt worden“, aber der Adel habe sich zur Erhaltung seiner Vorrechte zurückgezogen, die letzten hessischen Minister seien unbedeutend und Möller's vortragende Räthe kaum geeignet gewesen, für die Ueberleitung in die neuen Verhältnisse Dienste zu leisten. Den Befürchtungen derer, welche sich vergeblich an M. gewandt, gaben die Thatsachen Recht. Die Mißstimmung über einige während der Dictaturzeit erlassene Verordnungen wuchs derart, daß am 15. August 1867 der König in Kassel erschien und anerkannte, es seien Fehler vorgekommen. M., welcher am 8. October 1866 den Act der Einverleibung öffentlich vorgenommen hatte, wurde am 15. October als Civiladministrator an die Spitze der Verwaltung gestellt, am 9. März 1867 zum Präsidenten der Regierung in Kassel ernannt und zugleich mit der einstweiligen Wahrnehmung der Geschäfte eines Oberpräsidenten für die Regierungsbezirke Kassel und Wiesbaden beauftragt. Am 8. April 1867 erfolgte seine Ernennung zum Oberpräsidenten. Mittels Erlasses vom 17. August 1867 sprach der König M. die Erwartung aus, daß das ihm in Kassel kundgegebene Vertrauen M. auch ferner in seinem „erfolgreichen Wirken“, für welches er ihm seine ganze Anerkennung ausspreche, unterstützen möge. Mit dem 1. October 1867 hörte die „Landesadministration“ auf und M. fungirte einfach als Oberpräsident weiter. Am 25. Januar 1868 wurde ihm Herr v. Hardenberg als Vicepräsident der Regierung beigegeben. Derselbe hatte statt des unverheiratheten M. auch die Repräsentation zu übernehmen. Des letzteren Verwaltung verlief ferner ohne Störungen. Da der Kurfürst, der sich schon im Januar 1867 beim König über M. wegen der ihn „schwer verletzenden Art der Ausführung des Stettiner Vertrags“ beklagt hatte, mit Kundgebungen fortfuhr, so ließ M. im Februar 1868 ihn wissen, daß bei Fortsetzung dieses Verhaltens sein Vermögen werde mit Beschlag belegt werden. Außerdem hatte er nur gegen die reformirten Pastoren Niederhessens scharf aufzutreten, welche das neue Gesammtconsistorium nicht anerkannten und sich zu einer kurfürstlichen Partei vereinigten. Nachdem am 7. December 1868 die Bezirke Kassel und Wiesbaden zu einer Provinz zusammengelegt waren, fungirte M. über beide als Oberpräsident. Seine Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rath mit dem Prädicate Excellenz erfolgte am 3. September 1869. Die Stadt Kassel wurde ihm besonders zugethan, weil er die Anregung zur Anlegung einer schönen Straße gab und weil er bewirkte, daß aus den gesetzlich beschlagnahmten Einkünften des kurfürstlichen Hausfidei-

commiß-Vermögens ein würdiges Gebäude für die zu diesem gehörende Gemäldegallerie errichtet wurde, welche unter der preußischen Herrschaft in Gemäßheit eines Landesvertrags von 1831 dem Publicum zugänglicher gemacht war als unter dem Kurfürsten. Schon am 10. December 1866 hatte die Stadt Kassel M. das Ehrenbürgerrecht verliehen. Am 4. September 1871, beim Ausscheiden aus seiner Stellung, überreichten ihm die Kasseler Stadtbehörden eine Adresse, in der es hieß: „Jeder gute Gedanke fand bei Ihnen Gehör und Förderung. Die mit großen politischen Veränderungen unzertrennlich verbundenen Härten zu mildern und auszugleichen, waren Sie stets eifrig bemüht.“ Von fast allen Seiten sah man M. ungern scheiden. Solch frische Initiative hatte man noch selten in Hessen schätzen gelernt. Die glückliche Erledigung der Geschäfte der laufenden Verwaltung wurde reichlich anerkannt, sein Takt, guter Wille, Vertrautheit mit technischen Dingen wurde sehr gerühmt. Seine Berufung zum Oberpräsidenten von Elsaß-Lothringen war ein neues Zeichen außerordentlichen Vertrauens des Kaisers und erfolgte offenbar wieder in der Ueberzeugung, daß es dem natürlichen Geschick und dem Wohlwollen Möller's gelingen werde, die Reichslande versöhnlicher für Deutschland zu stimmen. Er trat die Verwaltung in einer kurzen Bekanntmachung an und erkannte alsbald, daß es zunächst darauf ankomme, für eine volle Anerkennung des bestehenden Rechtszustandes zu sorgen. Unter der bisherigen Verwaltung war in Folge mangelnder Uebereinstimmung der obersten Behörden und durch die ungenügende Werthschätzung, welche die Verwaltung den vorgefundenen Landeseinrichtungen hatte zu Theil werden lassen, ein Gefühl der Rechtsunsicherheit entstanden. Dieses begann bereits durch die erste unter Möller's Verwaltung ergangene Maßregel, das Gesetz vom 10. December 1871 über die Einrichtung der Verwaltung, zu weichen. Darin hatte M., wohlbelehrt durch die während der Dictaturzeit Kurhessens gemachten Erfahrungen, unter durchgängiger Anknüpfung an die französisch-rechtlichen Einrichtungen, die Rechtscontinuität herzustellen versucht. Sodann sorgte er für die Ordnung des Verhältnisses der Verwaltung zur protestantischen Kirche. Während die vorige Verwaltung Miene gemacht hatte, eine Aenderung etwa im Sinne der preußischen Unionsbestrebungen vorzunehmen und dadurch eine tiefgehende Unzufriedenheit entstanden war, kehrte M. zu dem bewährten französischen Systeme zurück, in völliger Neutralität die vier protestantisch-kirchlichen Parteien ihre Streitigkeiten unter einander auskämpfen zu lassen, ein Verhalten, welches der evangelische „Kirchenbote für Elsaß-Lothringen“ dankbar anerkannte. Mit allen Kräften hielt er den kirchenpolitischen Kampf vom Lande fern, wozu die französische Gesetzgebung genügte. Da das Reichsland zunächst unter dem Reichskanzler und der Abtheilung des Reichskanzleramts für Elsaß-Lothringen stand, so war nicht immer deutlich erkennbar, welchen Antheil M. an den wichtigeren Maßnahmen hatte. Doch darf man es wohl zu einem großen Theile auf seine Anregung zurückführen, daß die französische Sprache aus dem Elementarunterricht entfernt, die Aufsicht und Leitung des Unterrichtswesens den Staatsbehörden übertragen, wegen Opposition hiergegen das bischöfliche Knabenseminar in Straßburg geschlossen und die Schulbrüder von der Leitung der Elementarschulen entfernt wurden. Die strenge Durchführung des vaterländischen Gedankens, welche alle seine Maßnahmen bestimmte, bewog ihn auch zu dem Rathe, die allgemeine Wehrpflicht kühn einzuführen. Die Erfolge des betreffenden Gesetzes vom 23. Januar 1872 waren freilich Anfangs gering, allmählich aber hat sich diese Einrichtung als wichtiges Mittel zur Verdeutschung des Landes erwiesen. In unwesentlichen Dingen ließ M. gern die Freiheit des Handelns. Nach verschiedenen im Laufe der Zeit laut gewordenen Stimmen soll er hierin mitunter zu weit gegangen sein, wenigstens

weiter als die Geduld deutscher Beamten gegenüber deutschfeindlichen Kundgebungen reichte. Gegen diese suchte er polizeiliches Einschreiten zu vermeiden, damit es den Betroffenen nicht zum Martyrium gereiche. Sein ächt menschliches Wohlwollen bethätigte er in möglichster Heilung der durch den Krieg verursachten Schäden. Namentlich bewirkte er, daß die Entschädigung nicht auf die Vermögensverhältnisse beschränkt blieb, sondern auch den durch Verwundungen in der Erwerbsthätigkeit Beeinträchtigten, sowie den Wittwen und Waisen der Gefallenen zu gute kam. Er ging ferner davon aus, allen Kreisen, welche sich in die neue Ordnung der Dinge nicht zu fügen vermöchten, den politischen Boden zu benehmen. Dagegen wollte er gewinnen durch gute Verwaltung, durch Heranziehung zum Heerdienst und durch die Schule; Allen, welche sich den Landesinteressen widmen wollten, sollte es möglich gemacht werden, einen berechtigten Einfluß auf die Verwaltung des Landes zu üben. Er war für möglichste Milde in Behandlung der Optanten, sorgte für Erhaltung der Kunstdenkmäler des Landes, sowie für Herstellung alter Kirchenbauten und veranlaßte, daß mit einer Kunststatistik und umfangreichen geschichtlichen Arbeiten begonnen wurde. Auch wandte er der neuen Universität in Straßburg großes Interesse zu. Zum Theil auf Grund des durch diese Art von Verwaltung hervorgerufenen Vertrauens entstand die Autonomistenpartei, welche zunächst in den Kreis- und Bezirkstagen, später im Landesausschusse wirksam auftrat. Letzterer ward, obwol die Reichstagswahlen fortwährend auf Protestler fielen, auf Möller's Rath und nach einem von ihm herrührenden Entwurfe durch kaiserliche Verordnung vom 24. October 1874 ins Leben gerufen; bei der Eröffnung des ersten Landesausschusses am 17. Juni 1875 machte M. denselben darauf aufmerksam, daß sein Einfluß um so größer sein und er um so sicherer die Grundlage zur Heranbildung eines eigenartigen Staatswesens gewinnen werde, je fester er vor Augen behalte, daß die Interessen des Landes unlösbar mit denen des Reichs verbunden sind. Der Ausschuß hat seinerseits in jeder Session Möller's Bemühungen, das Land selbständiger zu machen, dankbar anerkannt, insbesondere hob der Vorsitzende bei der Eröffnung des Ausschusses am 5. Februar 1877 rühmend Möller's versöhnliche Grundsätze hervor. Der den Wünschen des Landes sehr entgegenkommende Erlaß des Reichskanzlers vom 15. März 1877 bezüglich der Naturalisation der zurückkehrenden Optanten, sowie das den Ausschuß zum wirklichen Factor der Gesetzgebung erhebende Gesetz vom 2. Mai 1877 sind nur durch Möller's gewinnende Politik und besondere Befürwortung zu Stande gekommen. Andererseits mußte er entschieden auftreten gegen Geistliche, welche 1873 einen feindseligen Hirtenbrief des Bischofs von Nancy verlesen hatten; gegen den Generalvicar Rapp, welcher als Leiter eines für Frankreich wirkenden Vereins aus dem Lande gewiesen, gegen Bürgermeister Lauth von Straßburg, welcher wegen deutschfeindlicher Haltung abgesetzt werden mußte; gegen das Organ der Protestpartei, welches im Juli 1877 unterdrückt wurde. Diese und die Ultramontanen richteten einige Male im Reichstage Angriffe auf Möller's Verwaltung. Gegen den Angriff vom 16. Mai 1873 wurde er dort vom Fürsten Bismarck vertheidigt. Als 1874 die Aufhebung der M. für besondere Fälle übertragenen außerordentlichen Befugnisse beantragt war, konnte kein Fall festgestellt werden, in welchem er seine Befugnisse überschritten habe. Auch der Kaiser sprach sich, nachdem er im Mai 1877 das Reichsland besucht, wieder voll Anerkennung für Möller's Verwaltung aus und vollzog auf dessen Empfehlung am 22. September 1878 den Gnadenerlaß für die Militärpflichtigen, welche sich dem Militärdienste entzogen hatten. Nicht mindere Berücksichtigung fand Möllers Befürwortung des vom Landesausschusse im December 1877 gestellten, im März 1878 wiederholten Ersuchens um Erhebung des

Reichslands zu einem Bundesstaate mit dem Sitze der Regierung in Straßburg und mit Vertretung im Bundesrathe. Nach den im März 1879 im Reichstage geführten Verhandlungen stand die Erfüllung des Wunsches in Aussicht. Nachdem somit M. das Reichsland bis vor die Schwelle der Selbständigkeit geführt, sprach am 23. April 1879 der Präsident des Landesausschusses beim Schluß der Session die Hoffnung aus, daß bei der Neuordnung „unser verehrter, beliebter Oberpräsident berufen sein werde, auch ferner dem Lande seine hervorragenden Dienste zu leisten“. Hierzu kam es jedoch nicht. Im Anfang August nahm M. bis zum Ende seiner Stellung Urlaub; der Kaiser sprach aber den Wunsch aus, ihn im September in Straßburg zu sehen. Der Senat der Straßburger Universität sprach ihm am 7. August in einer Adresse die dankbare Anerkennung der um Gründung und Emporblühen der Universität erworbenen Verdienste aus. Die juristische und die philosophische Facultät verliehen ihm den Doctorgrad. Auch das Oberconsistorium und das Capitel des Thomasstifts in Straßburg überreichten Dankadressen. Auch erhielt er das Großkreuz des rothen Adler- und das des Zähringer Löwenordens. Kurz bevor das die Neuordnung der Verhältnisse des Reichslands betreffende Gesetz vom 4. Juli 1879 ins Leben trat, machte der Kaiser wiederum eine Reise dorthin und sprach am 20. September in einer Tischrede in Straßburg vor den versammelten Notabeln M. herzlichen Dank dafür aus, daß er durch seine Verwaltung den Grund zu den von der Bevölkerung kundgegebenen ihm freundlichen Gesinnungen gelegt habe. Hatte sich auch hierdurch gezeigt, daß der Kaiser M. fortdauernd wohlgesinnt war, so schien doch unter den neuen Verhältnissen kein Raum mehr für ihn vorhanden; als Statthalter wurde eine andere Persönlichkeit geeigneter befunden. Ob M. selbst zu weiteren Diensten bereit gewesen wäre, steht dahin, da er in den letzten Jahren in amtliche Conflicte gerathen und körperlich leidend geworden war. In seinem am 30. September 1879 erlassenen Abschiede sagte er: „Ich hinterlasse dem Lande eine regelmäßige und auf allen Gebieten erfolgreiche Verwaltung, Ordnung und Gleichgewicht der Finanzen bei Verminderung der Staatsabgaben und eine politische Vertretung, durch welche es sich auf dem rechten Wege weiter helfen kann“. Auf Einladung des Stadtraths von Kassel nahm er hier seinen Wohnsitz. Im Frühjahr 1880 sandte ihm der elsaß-lothringische Landesausschuß eine Broncestatue, um seinen „oft bezeugten Gefühlen der Verehrung und Erkenntlichkeit für die unermüdliche und erfolgreiche Hingebung“ Ausdruck zu verleihen. Kassel verließ er nur noch im December 1879 um sich in Straßburg ein Fußübel operiren zu lassen und am 15. October 1880 zur Theilnahme am Feste der Vollendung des Kölner Domes, wobei ihn der Kaiser aufs herzlichste begrüßte und auszeichnete. Am 3. November 1880 starb er in Kassel. An der Beerdigung nahm auch eine Deputation der Landesregierung, des Landesausschusses von Elsaß-Lothringen, der Stadt, der Universität und des Theaters in Straßburg Theil. Was die Nekrologe in der Presse betrifft, so urtheilte die Hessische Morgen-Zeitung in Kassel (Nr. 10008 vom 3. November): „Mit einer tüchtigen, in mancher Beziehung autokratischen Amtsführung wußte M. eine vertrauenerweckende Liebenswürdigkeit zu verbinden“. Die „Elsaß-Lothringische Zeitung“ vom 4. November sagte: „Aus dem Reichslande ist ihm die Anerkennung nicht versagt geblieben, daß sein Streben ein redliches, wohlwollendes, von den besten Absichten getragenes war“. Die National-Zeitung äußerte: „Preußen und Deutschland haben in M. einen Mann verloren, dessen Name stets neben denen genannt werden wird, welche den Ruhm des deutschen Beamtenstandes ausmachen“. Im „Hannov. Courier“ (Nr. 10626) widmete ihm Arthur von Lay einen Nachruf. Die „Kölnische Zeitung (Nr. 305) bemerkte: „Was M. in seinem Leben Großes und Gutes gewirkt hat und daß

er nicht blos zu den hervorragendsten, sondern auch zu den hochherzigsten Staatsmännern unserer Zeit gehörte, das wird ihm unvergessen bleiben in der Geschichte des neu erstandenen Deutschlands". Das „Elsässer Journal" hob hervor, daß er sich „die Sympathie aller Parteien aus allen Bevölkerungsschichten" erworben habe. Die „Lothringer Zeitung" und die „Gazette de Lorraine" widmeten ihm warm empfundene Artikel. Nur die Straßburger „Union Elsaß-Lothringens" verurtheilte Möller's System mit dem Bemerken, er habe eine Partei mit der Gesammtheit des Landes verwechselt und sich als unversöhnlicher Feind der katholischen Partei erwiesen. Die Kreuzzeitung des Jahres 1883 brachte in Nr. 302—3 eine abfällige Kritik des Möller'schen Systems in Elsaß-Lothringen, während die Elsaß-Lothringische Zeitung vom 30. December 1883 (Nr. 304) desselben lobend gedachte. Am 27. October 1883 wurde ihm vor der Bildergallerie in Kassel ein Denkmal gesetzt.

Hessische Morgen-Ztg. (Kassel) vom Juni 1866 bis Sept. 1871; Augsb. Allgem. Ztg. (Nr. 231 vom 19. Aug. 1879; Art.: Das Staats-Kirchenrecht in Elf.-Lothr. und Nr. 282 vom 9. Oct. 1879; Art.: Die Möller'sche Verwaltungsperiode in Elf.-Lothr.); Die deutsche Verwaltung in Elf.-Lothr. 1870—1879. Denkschrift mit Benutzung amtlicher Quellen bearb. von Freiherrn Max du Prel (Straßb. 1879); Dr. A. Schricker, Ed. v. M., Oberpr. von Elf.-Lothr. Ein Lebensbild. (Kassel 1881). Pfaff, Erinnerungen (Gotha 1883) S. 158 f.; Hess. Morgenzeitung Nr. 11835.

Wippermann.

Möller: Gustav v. M., geb. am 27. März 1770 zu Greifswald, † ebendaselbst am 21. Januar 1847, war der einzige Sohn des Greifswalder Professors Johann Georg Peter M. (s. u.) und überkam von seinem Pathen, dem schwedischen Kronprinzen, nachmaligem Könige Gustav III., dessen Namen. Unter der sorgsamen Obhut seines hochgebildeten Vaters und auf dem Gymnasium zu Greifswald erhielt er eine ebenso wissenschaftlich belebende wie streng religiöse Erziehung, studirte dann seit 1788 in der Vaterstadt und von 1790—92 in Göttingen die Rechtswissenschaft unter Pütter, Waldeck, Runde, Klaproth u. A., lernte aber auch die Vertreter der übrigen Facultäten näher kennen, so daß es ihm noch im hohen Alter ein besonderer Geistesgenuß blieb, von den Reden Spittler's und Feder's und von charakteristischen Zügen der damals bekanntesten Göttinger Professoren zu erzählen. Heimgekehrt erhielt er 1792 die Licentia advocandi vom königlichen Hofgericht und wurde 1794 Tribunalsadvocat. Nachdem er wegen seiner rühmlichen Thätigkeit als Secretär der 1798 allerhöchst angeordneten Visitationscommission des königlichen Hofgerichts und geistlichen Consistorii 1799 den Charakter eines königlichen Hofraths erhalten hatte, trat er zugleich in demselben Jahre als ordentlicher Referendarius mit Sitz und Stimme in das Hofgericht und wurde im J. 1806 zum ordentlichen Assessor desselben ernannt. Während der nunmehr folgenden französischen Kriegsunruhen, welche Schwedisch-Pommern Jahre lang erschütterten und bedrückten, waren seine Bestrebungen mit unermüdlichem Eifer und glücklichstem Erfolge auf gewissenhafte Erhaltung und unparteiische Pflege des Rechts gerichtet. Viele Familien, welche in Folge der Unsicherheit und Zerrüttung in allen Verhältnissen Gefahr liefen, ihre Güter zu verlieren, haben es vorzugsweise seinem innigen Mitgefühl, seiner Umsicht und Geschäftskenntniß zu verdanken, daß sie vor der Willkür und Gewalt des Feindes die geeignetsten Rettungsmittel fanden. Wegen solcher patriotischen Bemühungen und Verdienste allgemein geschätzt, ward er 1813 zum Director und Chef des Hofgerichts, 1832 zum Präsidenten desselben ernannt. Nach der definitiven Ordnung und Befestigung der Dinge seit der Vereinigung Neuvorpommerns mit Preußen blieb er dem bisher geltenden gemeinen Rechte entschieden zugeneigt,

ließ jedoch keine einseitige oppositionelle Richtung gegen die preußischen Institutionen hervortreten und war selber Mitglied der seit 1815 angeordneten Commission zur Vorbereitung der Einführung des preußischen Rechtswesens in Neu-Vorpommern. Es kam indeß weder damals noch später zur Durchführung der beabsichtigten Justizorganisation, und wenngleich er nun an der promptesten Ausübung des Alten gewissenhaft festhielt, so ließ er doch die jungen Kräfte und Organe neuerer Richtungen, wo es ihm irgend förderlich schien, gerne gewähren, wie er denn überhaupt gegen die Mitglieder seines Collegiums stets ein anspruchsloses, wahrhaft collegialisches Verhalten und nicht minder gegen die unteren Beamten ein sehr gütiges, humanes Benehmen sich angelegen sein ließ. Während seiner Laufbahn wurden ihm zugleich die ehrenvollsten Beweise der Anerkennung zu Theil; Karl XIII. erhob ihn 1814 in den Adelsstand; die Universität Greifswald ertheilte ihm 1817 das Ehrendiplom des Doctors der Rechte; seine Amtsgenossen aber ehrten ihn bei seinem 50jährigen Amtsjubiläum durch Aufstellung seines Porträts im Hofgerichtsgebäude. In der Praxis verband er Leichtigkeit der Auffassung, Klarheit und Gewandtheit der Darstellung mit Feinheit und Sicherheit in der Behandlung der Gegenstände wie in der Vermittlung zwischen Parteien. Die wohlwollende Gesinnung seines echt humanen Charakters schützte ihn vor jeder Schärfe des Urtheils und Beeinträchtigung Anderer, ohne jedoch die entschiedene Aeußerung und Durchführung seiner gewonnenen Ueberzeugung zu hemmen. Zugänglich für Jedermann, zuvorkommend und höflich gegen verdiente Männer aller Stände, liebenswürdig im Umgang bewährte er jenes gemessene und tactvolle Wesen, welches an die feine Sitte des vorigen Jahrhunderts erinnerte. Besonders gern weilte er in der zuletzt durch ihn als Meister vom Stuhl geleiteten Loge. Das glücklichste Familienleben hatte er im Laufe der Zeit um sich erblühen sehen. Seit 1800 war er mit Carolina v. Vahl vermählt und aus dieser Ehe erwuchsen ihm drei Kinder. Sein Sohn Gustav, geb. am 23. Juni 1803 zu Greifswald, stieg durch verdienstvolles Wirken rasch zu hohen Stellen im Staatsdienst auf und starb als Appellationsgerichtspräsident in Breslau am 27. Februar 1868. Während einer von ihm selbst geleiteten Sitzung des Hofgerichts erkrankte er plötzlich und verschied wenige Tage darauf, sanft und männlich gefaßt.

Nekrolog in der Stralsunder Zeitung 1847 Nr. 19; Privatmittheilungen.

Häckermann.

Möller, Heinrich M.: s. **Heinrich** von Zütphen Bd. XI S. 642.

Möller: Heinrich Ferdinand M., Schauspieler und Dramatiker, wurde zu Olbersdorf in Schlesien 1745 geboren, widmete sich 1760 dem Theater, spielte in Prag (Teuber Bd. II), gehörte seit Mitte der siebziger Jahre der Seyler'schen Truppe an, wirkte im folgenden Jahrzehnt als Regisseur des markgräflichen Theaters zu Schwedt und starb auf einer Reise zu Fehrbellin am 27. Februar 1798. Als Mime wenig hervortretend, brachte er es als Repertoiredichter, indem er allen platten Liebhabereien des großen Haufens fröhnte, zu geräuschvollen Erfolgen. Er begann 1775 mit einem Lustspiel, dem im nächsten Jahr ein bürgerliches Trauerspiel folgte. Letzteres überbot er sogleich durch die Tragikomödie „Der Graf von Walltron oder die Subordination“, 1776, das eine Reihe von Auflagen und Nachdrucken erlebte, von Eberts ins Französische übersetzt („Le comte de Waltron ou la subordination“, Paris 1781) und noch von Mad. Birchpfeiffer erneuert wurde. Letzterer Umstand zeugt allein für die sinnfällige Theatermache. Ein wirklicher Vorfall, hier — wieder echt theaterfabriksmäßig — gegen die Zeitungsberichte mit glücklichem Ausgang gekrönt, liegt zu Grunde. Capitän Graf Walltron, ein ruhmgekrönter edler Hitzkopf, hat gegen seinen Oberst und Schwager den Degen gezückt und soll erschossen werden. Seine Frau führt

einige Wahnsinnsscenen auf. Soldaten- und Lagerleben; alle von Tapferkeit, Ehre, Großmuth überströmend und darin wetteifernd; viel moralisches Gerede, Monologe, Verlesung eines mit Wohlthaten gestopften Testamentes, Verhör und Standrecht mit allem Detail, wohlfeile Spannungen; im letzten Moment kommt der Pardon und ein dankbarer Prinz, den Walltron kürzlich gerettet, überschüttet ihn mit Auszeichnungen. Dies von Schiller „elend“ gescholtene, hohle und phrasenhafte, aber geschickt aufgestutzte Soldatenstück feierte überall Triumphe, stach in Berlin die „Minna von Barnhelm“ aus (14. Januar 1777), gefiel in Wien und Prag (schon im Januar 1776) sehr, machte in Leipzig wie in Lübeck volle Kassen und trug in Frankfurt dem Autor den Hervorruf ein, was in Deutschland noch keinem Dichter, in Frankreich nur Voltaire widerfahren war. Auch die nächsten Dramen wurden Zugstücke. 1777 das dreiactige Schauspiel „Sophie, oder der gerechte Fürst“, auf einer Wiener Begebenheit fußend (vgl. Thalia III, Heft 9, S. 41 ff.). Empfindsame oder krasse Vorführung des Kerkerlebens; Befreiung eines unglücklichen Opfers durch den Fürsten, mit dem Joseph II. gemeint ist; billige Verschwendung banaler Regierungsmaximen und eine Fülle platter Humanität vom Herrscher und General zum Kerkervogt, Prügelknecht und Tischler herab; Kotzebue’sche Sittlichkeit, Bestrafung und Demüthigung des Lasters und des Leichtsinns, ausgesponnene Kinderscenen. Die edle Sophie, unschuldig in Bigamie verstrickt, geht endlich ins Kloster. Im Gefängniß erscheint ein Räuber Mutowsky, der sich als frecher Kraftflegel benimmt, die Wachen Hunde schimpft und prügelt, Branntwein säuft und nur darin mit Karl Moor vergleichbar ist, daß er nach Möller’s Absicht ein Exempel verirrter Energie, die auch im Räuberthum Unterdrückten beistand und Menschenschinder strafte, darstellt. „Die Zigeuner“, 1777 (schon im Gothaer Taschenbuch auf 1776 als ungedrucktes „Lustspiel mit Tänzen“ erwähnt), ein fünfactiges Lustspiel mit Gesang, hat zur Quelle dieselbe Erzählung des Cervantes, aus welcher Wolff’s „Preciosa“ stammt, und wirthschaftet ohne innerliche Motive mit Liedern, Schenkenscenen, zigeunerischer Gerichtsbarkeit, satirischem Wahrsagen und andern unnützen Episoden. Die Erkennungen machen den Schlußeffect, worauf sich Wallburga prophezeihend an das Parterre wendet und ein Ballet getanzt wird. 1778 „Angela oder der Sieg der Unschuld, ein rührendes Lustspiel in fünf Aufzügen“. Die Widmungsvorrede dieses Kölner Druckes sagt nichts von einer früheren Fassung; ist Goedeke’s (resp. Kayser’s) „Luise oder der Sieg der Unschuld, Schauspiel, Prag 1775“ correct? Die Liebe eines jungen Grafen zu einer armen adeligen Waise von engelhaftem Gemüth besiegt die scheußlichen Ränke der niederträchtigen Tante Angelas und einer hohen Familie. Brave Domestiken, ein ausgezeichneter älterer Freund, der Fürst greift belohnend und bestrafend ein. Caricatur oder Schönfärberei. Als Beispiel eines Möller’schen Abgangs diene der Schluß des vierten Actes: „Drei Dinge sind mir immer heilig gewesen, meine Religion, mein Gewissen und mein Vaterland. Du rufst mir zu, die leidende Unschuld zu schützen (auf die Brust deutend), Du sollst mein Beistand (auf den Degen weisend) und Du (gen Himmel sehend) mein Führer sein.“ Das Trauerspiel „Emanuel und Elmire“ 1778 wird in den Frankfurter gelehrten Anzeigen 1778, S. 350 f. als sinnloses Plagiat aus dem Roman „Isabella von Miranda“ verurtheilt, die mit Gift und Dolch, Raserei und Leichengepränge arbeitende Tragödie desselben Jahres „Heinrich und Henriette“ ebenda S. 829 „unter der Kritik“ genannt. Ein tragischer Fünfacter „Ernst und Gabriele“ blieb ungedruckt. „Wikinson und Wandrop, ein Schauspiel in fünf Aufzügen“, 1779, mit Klinger’schen Sprachpröbchen, führt nach kraß unwahrscheinlichen Voraussetzungen die Wiedervereinigung versprengter Familien vor, leistet in Contrasten von Bankerott und Rettung, Einkerkerung und Erhebung, Gefahr und Sieg, in Erkennungen und Retardationen, Domestiken-

biedersinn und Heroismus der Liebe das menschenmöglichste und fordert durch einen Nabob, der außer einem Trupp befreiter Sclaven auch die Gouverneurstochter und ihr schwarzes (!) Bübchen mitbringt, die Parodie heraus. M. hat von Vorgängern und Zeitgenossen nur Aeußerlichkeiten gelernt, die auf der Hand liegen. Ihn mit gleichzeitigen Schauspielerpoeten wie Großmann und mit späteren Repertoiredichtern wie Iffland und Kotzebue zu vergleichen ist nicht uninteressant. Gemeine Mache hat er reichlich. Ueber lustige Satiren gegen ihn (von Cranz?), Möller's schwächliche Antwort und den 1777 gegen den Pasquillanten eröffneten Proceß vgl. meinen „Heinrich Leopold Wagner" [2] S. 149 und „Archiv für Litteraturgeschichte" 9, 189 ff. — Das nach langer Pause erschienene Schauspiel „Wladislaus II.", Leipzig 1791, kenne ich nur aus der Ausführung bei Goedeke, der S. 919 eine Abhängigkeit Schiller's von der „Sophie" und gar den „Zigeunern" nicht hätte behaupten sollen (vgl. schon M. Bernays, Kölnische Zeitung 1865). — Für Möller's Leben standen keine näheren Data zu Gebote.

Erich Schmidt.

Möller: Johann M., Dichter, geb. am 1. Januar 1623 in Greifenberg in Hinterpommern, † daselbst am 6. Mai 1680. Sein Vater, der Grobschmied Michael M., stammte aus Golnow, seine Mutter hieß Anna Vicke. Da beide Eltern 1633 starben, wurde der Knabe von seinem Vaterbruder, dem Bürgermeister Matthias M. in Greifenberg, angenommen, und nachdem er in der Schule seiner Vaterstadt einen tüchtigen Grund im Lateinischen gelegt hatte, 1637 auf die Colberger Schule zum Rector Friedeborn gebracht. Schon im folgenden Jahre verschaffte der Rathskämmerer Michael Beggerow in Stolp, ein um die Unterstützung armer, talentvoller Schüler wohlverdienter Mann, ihm freies Unterkommen auf der Schule in Stolp, wo M. zugleich die Kinder des Rathsherrn Tessen fünf Jahre lang unterrichtete. 1643 bezog er die Universität Königsberg, um die Rechte zu studiren, konnte aber seiner beschränkten Mittel wegen nur ein Jahr lang bleiben und mußte, 21 Jahr alt, das ihm angebotene Rectorat an der Stadtschule seiner Vaterstadt übernehmen, das er bis 1650 bekleidet hat. Dann wandte er sich zur juristischen Praxis, wurde 1651 beim Hofgericht zu Stettin als Advocat immatriculirt, in demselben Jahre in Greifenberg zum Rathsherrn und am 1. October 1657 zum Kämmerer und Bürgermeister gewählt. Nach dem Landtagsreceß vom 11. Juli 1654 war Greifenberg die vierte, später die dritte der auf den hinterpommerschen Landtagen den Vorsitz führenden Städte und M. daher eine einflußreiche Persönlichkeit, zumal die angesehenen Geschlechter der v. d. Osten und v. Blücher auf Plate und v. Borcke auf Regenwalde ihn auch zu ihrem Gerichtsverweser wählten. 1669 war M. im Pfandbesitz des Gutes Pribbernow. Einen bleibenderen Namen hat er sich aber gemacht durch Stiftung einer zu damaliger Zeit in Pommern wol einzig dastehenden Gesellschaft, eines Gesangvereins, der unter dem Namen „Die Gottsingende Gesellschaft" in Greifenberg seinen Sitz hatte und aus Mitgliedern des Raths und der umwohnenden Adelsgeschlechter bestand. Die Zeit der Stiftung ist unbekannt, die Gesellschaft sang neben geistlichen auch weltliche, „jedoch höfliche" Lieder; ein großes Brandunglück, das die Stadt im J. 1658 heimsuchte, wurde als Fingerzeig angesehen, daß Gott nur geistliche Lieder wolle. In der nunmehr gebrauchten Liedersammlung „Greifenbergische Psalter- und Harfenlust", 4 Theile in Folio, 1673—75 gedruckt bei Dan. Starke in Stettin, sind die Texte meist von M. gedichtet, die Melodien vom Pastor Theodor Hoppe in Kensekow für mehrstimmigen Gesang und Instrumentalbegleitung componirt. Die meisten Lieder verdanken ihre Entstehung besonderen Veranlassungen, einem Gewitter, einer Feuersbrunst rc., andere sind das Resultat frommer Betrachtung der Natur, in einigen kommt auch das patriotische Gefühl zum Ausdruck, nach dem entsetz-

lichen Jammer des Krieges wieder einem geordneten Staate anzugehören. Der große Kurfürst wird gepriesen und Gottes Segen für ihn erfleht: „Du aber, großer Held, wirst stehen Im Siege, Segen, Ehr' und Licht! Gott bringet klar Dein Recht herfür Und stehet als ein Held bei Dir!" — — „Gib uns den güldnen Frieden wieder Und hab' auf Friedrich Wilhelm Acht! Bring mehr und mehr sein Recht herfür Und schütze ihn! So singen wir!" Möller's Sprache ist zwar meist breit und schwülstig, aber von wohlthuender ungeheuchelter Frömmigkeit durchweht, und wenn er als Dichter auch nur einen sehr untergeordneten Platz in der deutschen Litteraturgeschichte einnimmt, so ist es ihm und seinen Genossen doch hoch anzurechnen, daß im Elende jener Zeit sie sich noch den Muth und die Kraft zu derartigen geistigen Bestrebungen bewahrt hatten. M., dessen Tod die „Gottsingende Gesellschaft" wol nicht lange überdauert hat, war seit dem 11. October 1652 mit Dorothea Salzsieder, Tochter des Bürgermeisters Matthias Salzsieder in Greifenberg, vermählt. Sein einziger Sohn Matthias M., geb. am 13. Juli 1658, † 1705, war ebenfalls Bürgermeister in Greifenberg.

Th. Hoppe, Prediger in Colberg, Leichenpredigt auf Johann M., gedruckt bei Berger Campe in Stargard. Riemann, Geschichte der Stadt Greifenberg. Ein Exemplar der „Greifenbergischen Psalter- und Harfenlust" mit handschriftlichen Nachträgen befindet sich im Besitz der Gesellschaft f. pomm. Gesch. u. Alterthumskunde in Stettin. v. Bülow.

Möller: Joh. Gottl. M., geb. den 4. Januar 1670 in Danzig, Sohn des Pastors Salom. M. daselbst, wurde nach akademischer Ausbildung auf den Universitäten Rostock und Greifswald 1694 Docent in Rostock, 1696 in seiner Vaterstadt Professor der Philosophie an dem akademischen Gymnasium und Oberbibliothekar. Nur kurze Zeit hat er diese Aemter verwaltet; er starb den 11. Juli 1698. Er ist schriftstellerisch überaus thätig gewesen, besonders für die Kirchenhistorie und speciell für Luthers Leben und Bedeutung.

Pipping, Memor. theolog. Decas IX, mem. 84, p. 1388—92; Ephr. Praetorius, Athenae Gedanenses, 8°, Lips. 1713; A. Charitius, Commentatio historico-literata de viris eruditis Gedani ortis, 4°, Vitemb. 1715, p. 106—109; Christ. Frid. Charitius, Spicilegii ad D. Andreae Charitii commentationem . . . de viris eruditis Gedani ortis pars prior, 4°, Ged. 1729; Programma funebre academiae Rostochiensis, 4° (bei Pipping l. c.); Programma funebre rectoris et professorum gymnasii Ged., 4°, 1698. Bertling.

Möller: Johann Georg Peter M., als Historiker und Sprachforscher verdient, geb. am 19. September 1729 in Rostock, woselbst sein Vater Doctor beider Rechte und zugleich herzoglich holsteinischer Justizrath war, starb am 9. Mai 1807 zu Greifswald. Von Privatlehrern wissenschaftlich vorgebildet, studirte er seit 1745 auf der Universität seiner Vaterstadt Theologie und Philosophie, trat häufig als Opponent bei öffentlichen Disputationen auf und vertheidigte wiederholt eigene Abhandlungen. Nach beendigten Universitätsstudien nach Pommern übersiedelnd, wurde er, 1755 in Greifswald zum Magister promovirt, auf Empfehlung des Propstes Spalding zu Barth Führer des Grafen von Bohlen und in der Folge der jungen Grafen von Schwerin, mit denen er während der Blokade Stralsunds nach Schweden ging und daselbst bis 1764 blieb. Nach Pommern zurückgekehrt, erhielt er am 17. Juni 1765 vom Könige Adolf Friedrich die Bestallung als ordentlicher Professor der Geschichte und Beredtsamkeit auf der Universität Greifswald, verwaltete auch von 1786—1796 die Universitätsbibliothek und nahm seit dem Jahre 1765 schriftstellerisch vorzüglichen Antheil an der Herausgabe der von Zobel und Dähnert redigirten

Greifswaldischen neuen kritischen Nachrichten, in denen unter Anderem Deutschland zuerst mit dem Gange der schwedischen Litteratur bekannt gemacht wurde. Nach Zobel's frühem Tode und Dähnert's freiwilligem Rücktritt übernahm er dann selbständig die Redaction dieser Zeitschrift, für welche er zugleich fortgesetzte Beiträge lieferte. Diese unter dem Titel „Kritische Versuche“ durch Aug. Balthasar's deutsche Gesellschaft 1742 begonnene und 1763 als „Urtheile über gelehrte Sachen“ erneuerte Zeitschrift erhielt durch M. eine erhöhte Bedeutung und erschien seit 1775 unter dem Namen „Neueste critische Nachrichten“ in 33 Bänden, von denen der letzte im Todesjahr des thätigen Mannes 1807 herausgegeben wurde. Indem dieselben das ganze Gebiet der Wissenschaften und Dichtungen einer sorgfältigen kritischen Untersuchung unterwarfen, verfolgten sie im Norden ein ähnliches Ziel wie in Mitteldeutschland die Jenaer Litteraturzeitung und in neuerer Zeit das Literarische Centralblatt sowie die Blätter für literarische Unterhaltung. Auch die Rostockischen gelehrten Berichte, die Wismar'sche gelehrte Zeitung, Gatterer's historisches Journal, Meusel's historische Betrachtungen und Geschichtsforscher, Dohm's Materialien, das politische Journal, Gräter's Bragur, Büsching's Magazin und deutsches Museum nahmen seine unermüdliche Arbeitskraft in Anspruch. Inzwischen hatte er sich durch Herausgabe selbständiger Abhandlungen und Werke ein vielseitiges Verdienst erworben. Von seinen Schriften betreffen einige die pommersche Geschichte und das Andenken verstorbener Gelehrten, andere haben durch Uebersetzung schwedischer historischer, topographischer und staatswissenschaftlicher Werke sowie einiger Dichtungen die Kenntniß derselben südlich des baltischen Meeres zu verbreiten gesucht, während sein schwedisch-deutsches und deutsch-schwedisches Wörterbuch, Stralsund 1782 bis 1790, neue Auflage 1801 eine große praktische Bedeutung erlangte. In Anerkennung seiner vielfachen Verdienste durch Schrift und Lehre erhielt er 1797 den Charakter eines königlichen Kammerrathes, 1798 den Wasaorden, ward auch zum Mitglied vieler gelehrter, insbesondere Stockholmer Gesellschaften, 1778 der „patriotischen Gesellschaft“, 1780 der Akademie der Wissenschaften und 1793 der „Akademie für die Litteratur, Geschichte und Alterthümer“ ernannt. M. war ein vielseitig gebildeter Gelehrter, höchst achtungswerth als Mensch, treu in der Freundschaft, im Stillen wohlthätig, rastlos bemüht für den Ruhm und die Ehre der Universität.

Rühs, Neueste critische Nachrichten, Bd. 33, S. 18 ff. — Selbstbiographie in Koppe's jetztlebendem gelehrten Mecklenburg, 1783, St. I, S. 121—132. — Biederstedt's Nachrichten 2c., Greifswald 1824, S. 134—136, wo sämmtliche Werke desselben chronologisch aufgezählt sind. — Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald, 1857, I, S. 304. Häckermann.

Möller: Johann Friedrich M., Generalsuperintendent der Provinz Sachsen, stammt aus einer alten Erfurter Pastorenfamilie. Zu Erfurt am 13. November 1789 geboren, erhielt er seinen ersten Unterricht von seinem inzwischen nach Stettenheim bei Erfurt versetzten Vater († 1824), besuchte dann das Gymnasium in Erfurt und studirte in Göttingen. Hier hatte unter den Theologen besonders Planck auf ihn Einfluß; weitere Anregung brachte Heyne's Seminar; auch hörte er Heeren und Blumenbach. Im J. 1814 ward er Katechet am Schullehrerseminar zu Erfurt und daneben 1815 Diaconus an der Barfüßerkirche; 1829 ward er Pastor an derselben Kirche, 1831 Senior des geistlichen Ministeriums und 1832 Consistorialrath. Seine kirchliche Stellung war und ward immer mehr eine positiv-evangelische; die positiven Lehren der heiligen Schrift will er der Vernunft der Zeitgenossen vorhalten, die verwandten, im Menschen schon vorliegenden Elemente nachweisen und so zu einer inneren Aneignung der ersteren anleiten. Seine vorwiegende Begabung lag auf dem Gebiete

der Katechese. Daneben hat er eine entschiedene Anlage zur geistlichen Dichtung, ein Erbtheil seiner Mutter, einer Tochter des Generalsuperintendenten Bernhard in Saalfeld. Schon im J. 1816 erschien eine Sammlung geistlicher Lieder von ihm aus Anlaß einer Theuerung, unter der die Armen seiner Gemeinde litten; sie hatte den Titel: „Christenglück und Christenwandel in religiösen Gesängen" (Erfurt 1816); ihr schenkte unter Anderen auch Klaus Harms seinen Beifall. Eine zweite Reihe Lieder veröffentlichte M. im J. 1822 (Erfurt) unter dem Titel „Der christliche Glaube und das christliche Leben; geistliche Lieder und Gesänge für Kirche, Schule und Haus". Hier findet sich sein schönes Osterlied: „O daß ich hätte mit empfunden die Freude u. s. f.", das in mehrere neuere Gemeindegesangbücher übergegangen ist, z. B. in das Hamburger vom Jahre 1842. Besondere Schwierigkeiten bereitete ihm die altlutherische Bewegung in Erfurt in den Jahren 1836—1839. Den Pastor Grabau, der an der Spitze derselben stand, hatte M. selbst ordinirt. Es widerstrebte ihm, gegen diese Leute, die ihrem Gewissen folgten und durchaus brave und ehrenwerthe Bürger waren, einen Glaubenszwang auszuüben, und obschon er selbst vergeblich versucht hatte, die Separation zu hindern, wollte er doch lieber sein Amt aufgeben, als sich zum Werkzeug und Vertreter des Einschreitens der Regierung gegen sie machen. Mitten in diese Bewegung hinein fiel der Einsturz der Barfüßerkirche (Montag, den 8. Januar 1838), bei welchem M. wie alle Anwesenden zwar, ohne Schaden zu nehmen, davonkam, der aber ihm doch eine Erschütterung seines Nervensystems eintrug, die erst später einer Badekur wich. Die Grabau'sche Bewegung endete dann, ohne einen befriedigenden Austrag gefunden zu haben, mit der Auswanderung Grabau's und eines großen Theiles seiner Gemeinde nach Buffalo. — Im Frühjahr 1843 ward M. als Dräseke's Nachfolger zum Generalsuperintendenten der Provinz Sachsen ernannt und mußte seinen Wohnsitz nun nach Magdeburg verlegen. Er hatte in dieser Stellung einen schweren Kampf mit den sogenannten Lichtfreunden zu führen, bei welchem er es weder den Kirchlichen noch den Gegnern derselben recht machen konnte und auch bei der Regierung nicht volle Billigung seiner Ansichten fand. Die Schmähungen und Verdächtigungen, die abseitens der Lichtfreunde gegen ihn gerichtet wurden, konnten wol nur solche, welche nicht im Stande waren, seine Person und sein Verfahren zu beurtheilen, an ihm irre werden lassen. Für ihn selbst war es seiner Natur nach am empfindlichsten, daß es ihm nicht gelingen wollte, auf dem Wege geistlicher Berathung und Auseinandersetzung mit den Gegnern eine Verständigung zu finden. Das Jahr 1848 brachte dann neue Wirren und Mühen. Anfangs 1849 ließ W. Fr. Sintenis als Denkschrift an das Cultusministerium noch einmal eine Schrift voll gehässiger Angriffe gegen M. ausgehen. Die um diese Zeit beginnenden stärkeren Regungen der kirchlich Gesinnten (Kirchentag, innere Mission) fanden Möller's volle Theilnahme und weckten in ihm die Hoffnung auf bessere Zeiten. Von der Politik hielt er sich fern; nur einmal, als ihn Friedrich Wilhelm IV. im J. 1850 zur Theilnahme am Erfurter Parlament berufen hatte, mußte er sich öffentlich mit ihr befassen. Seine Vorliebe für die Katechese, welche mit seiner theologischen Auffassung im Zusammenhang stand, ließ ihn noch einige katechetische Schriften herausgeben, unter denen das Werk „Katechetisch-evangelische Unterweisung in den heiligen zehn Geboten Gottes nach dem Katechismus Lutheri", Magdeburg 1854, nach Umfang (662 Seiten) und Inhalt das bedeutendste ist. Auch eine dritte Liedersammlung erschien um diese Zeit: „Geistliche Dichtungen und Gesänge auf Unterlage der heiligen Schrift", Magdeburg 1852. Im J. 1858 legte er, weil die Kräfte schwanden, die Generalsuperintendentur nieder, nicht lange darnach auch das Pastorat am Dom. Am 20. April 1861 ist er gestorben.

Vgl. Otto Kraus, Geistliche Lieder im 19. Jahrhundert, 2. Aufl., Gütersloh 1879, S. 342—350, wo auch sieben Lieder von M. mitgetheilt sind. — Ein schönes Denkmal hat ihm sein Sohn, der Professor der Theol. Dr. Wilh. Möller in Kiel, in der Realencyklopädie für protest. Theologie und Kirche von Herzog, Plitt und Hauck, 2. Aufl., Bd. X, S. 128—135 gesetzt; hier wird auch eingehend Möller's theologische und kirchenpolitische Stellung gezeichnet. — Das anonym erschienene Schriftchen „Tante Jettchen" (2. Aufl., Gotha 1884, Perthes) enthält auch eine anziehende Schilderung des Familienlebens im Möller'schen Hause; Tante Jettchen ist eine Schwester Möller's, die in seinem Hause lebte. l. u.

Möller: Johann Heinrich M., Orientalist, Historiker und Geograph, geb. den 14. Februar 1792 zu Fröttstedt (Sachsen-Gotha), wo sein Vater, später Cantor in Sundhausen, damals die Stelle eines Schullehrersubstituten bekleidete, erhielt den ersten wissenschaftlichen Unterricht vom Ortspfarrer und besuchte seit 1804 das von Fr. W. Döring geleitete Gymnasium in Gotha, an welchem zu jener Zeit mehrere ausgezeichnete Lehrer, wie Fr. Jacobs und Fr. A. Ukert, wirkten. Zugleich nöthigten ihn die beschränkten Vermögensverhältnisse seiner Eltern in den Schülerchor einzutreten und einen Theil seines Unterhaltes durch Singen vor den Häusern wohlhabender Leute zu verdienen. Seit 1813 studirte er in Jena unter Gabler, Schott u. A. Theologie, besuchte daneben die Vorlesungen Eichstädt's und Luden's, schloß sich aber vornehmlich an G. W. Lorsbach (A. D. B. Bd. XIX S. 203) an, bei welchem er Privatissima über syrische und arabische Sprache hörte und den er auch in den Sommerferien von 1815 nach Gotha begleitete, wo derselbe im Auftrage des Herzogs August (A. D. B. Bd. I S. 681 ff.) die von dem bekannten Reisenden U. J. Seetzen seit 1804 eingesandten zahlreichen orientalischen Handschriften untersuchen und ordnen sollte. Nachdem M. bei diesem Geschäfte Hilfe geleistet hatte, begab er sich zu Anfang des Wintersemesters nach Göttingen, um dort unter Planck, Pott, Stäudlin, Tychsen und Bouterweck seine akademischen Studien fortzusetzen. Als Lorsbach im folgenden Jahre ernstlich erkrankte, eilte er nach Jena, um seinen Lehrer noch einmal zu sehen und brachte nach dessen Tode (29./30. März 1816) die noch ausstehenden orientalischen Handschriften nach Gotha zurück, wozu ihn der Herzog auf Antrag des Oberbibliothekars Fr. Jacobs bevollmächtigt hatte. Ein von dem Letzteren in dieser Angelegenheit verfaßter Bericht machte den Herzog auf M. aufmerksam: er ließ sich denselben vorstellen und forderte ihn auf, sich von nun an den orientalischen Studien ausschließlich zu widmen. Dieser war dazu bereit und kehrte dann, durch ein Stipendium des Herzogs unterstützt, nach Göttingen zurück, wo er Privatunterricht im Arabischen bei Tychsen nahm und sich im Lesen der Handschriften übte. Nach der Berufung des Bibliothekars August Arnold (A. D. B. Bd. I S. 584) an das Gymnasium in Bromberg erhielt er die Stelle eines Amanuensis an der herzoglichen Bibliothek in Gotha (30. Mai 1817) und wurde im nächsten Jahre zum Bibliothekssecretär und zum Gehilfen am Münzcabinet ernannt. 1820 reiste er mit Unterstützung des Herzogs nach Paris, um sich dort in seiner Wissenschaft noch weiter auszubilden. Er hörte bei Silvestre de Sacy, Langlès und Chezy Arabisch, Persisch und Sanskrit, benutzte daneben fleißig die königliche Bibliothek und erweiterte seine Kenntnisse in der Münzkunde mit dem Beistande Oberlin's, eines Sohnes des berühmten Straßburger Philologen. Gegen Ende 1821 kehrte er nach Gotha zurück und erlebte hier bald hernach den vorzeitigen Tod seines großmüthigen Gönners, des Herzogs August (17. Mai 1822), ohne daß aber dieses Ereigniß irgendwelchen Einfluß auf seine amtliche Stellung ausübte. 1830 zum Director des Kunst- und Naturaliencabinets auf dem Friedenstein befördert, machte er sich

als solcher durch eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Neuordnung um diese Sammlung verdient. Nachdem er dann 1838 die Aufsicht über das herzogliche Haus- und Staatsarchiv (das sogenannte Geheimarchiv) mit dem Titel eines Archivsecretärs erhalten hatte, wogegen er die seit 1822 von ihm bekleidete Lehrerstelle für deutsche Sprache und Geographie an der Innungshalle (Handelsschule) aufgeben mußte, wurde er 1842 unter Erhebung zum Archivrathe und zweiten Bibliothekar von der Verwaltung des Geheimarchives entbunden, so daß er fortan bis zu seinem am 12. März 1867 unerwartet schnell erfolgten Tode nur noch auf der Bibliothek beschäftigt blieb. — Möller's wissenschaftliche Verdienste hatten nicht nur daheim, sondern auch im Auslande Anerkennung gefunden. Zweimal ergingen an ihn Berufungen für eine orientalische Professur, von Göttingen und Charkow in Rußland; er war correspondirendes Ehrenmitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, Mitglied der asiatischen Gesellschaft zu Paris, sowie der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig und Ehrenmitglied der Gesellschaft für deutsche Alterthümer zu Halle und der naturhistorischen Gesellschaft des Osterlandes. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er auf dem orientalischen Gebiete, indem er bald nach seiner ersten Anstellung in Gotha als eine Frucht seiner amtlichen Thätigkeit herausgab: „De numis orientalibus in numophylacio Gothano asservatis Commentatio I., numos Chalifarum et Sassanidarum cuficos exhibens“ (1818), eine Abhandlung, die er später in einer „Commentatio II., numos dynastiarum recentiores exhibens“ (1831) zum Abschluß brachte. Dann folgten auf dem gleichen Gebiete der „Catalogus librorum tam manuscriptorum quam impressorum qui jussu divi Augusti Ducis Saxo-Gothani a beato Seetzenio in Oriente emti in bibliotheca Gothana asservantur. Partic. I. et II.“ (1821 und 1826), eine Ausgabe des „Liber climatum auctore Scheicho Abu-Ishako el-Faresi vulgo el-Isstachri“ (1839) nach der gothaischen Handschrift und mit einer vorangehenden „Dissertatio de libri climatum indole, auctore et aetate“, ferner eine der Engelhard-Reyher'schen Buchdruckerei zu deren 200jähriger Jubelfeier gewidmete Schrift „Ueber den Syrischen Nomenclator des Thomas a Novaria“ (1840) und die „Paläographischen Beiträge aus den Herzoglichen Sammlungen in Gotha. Orientalische Paläographie. Heft I“ (1842, mit neuem Titel 1844), ungerechnet die Artikel in Ersch und Gruber's „Allgemeiner Encyklopädie“ (1. Sect. Bd. V—VIII, 2. Sect. Bd. IV—IX, XI, XV und XIX). — Neben seiner Fachwissenschaft pflegte er Geographie und Geschichte mit besonderem Eifer. Die von ihm über die Hauptstadt Frankreichs gemachten Beobachtungen und Studien enthält sein Buch „Paris und seine Bewohner, eine Nachweisung für diejenigen, welche die Hauptstadt Frankreichs kennen lernen wollen, wie sie ist“ (1823); sodann vollendete er das durch den Tod seines Verfassers, des Predigtamtscandidaten Fr. H. Th. Bischoff († am 21. September 1827), unterbrochene „Vergleichende Wörterbuch der alten, mittleren und neuen Geographie“ (1829, eigentlich 1828) von dem Buchstaben N an (S. 772—1016); er lieferte den erläuternden Text zur 12. bis 23. Auflage des „Orbis terrarum antiquus. Schul-Atlas der alten Welt, nach d'Anville, Mannert, Ukert u. A. bearbeitet“ (1838—53) und verfaßte ein lange vorbereitetes, gegen 30,000 Artikel enthaltendes „Geographisch-statistisches Handwörterbuch über alle Theile der Erde mit besonderer Berücksichtigung des Stieler'schen Hand-Atlasses“ (2 Bde., 1840—46), sowie eine „Ethnographische Uebersicht des chinesischen Reichs. Als Wegweiser durch das chinesische Cabinet auf dem Friedenstein zu Gotha“ (1850). — Auf dem historischen Gebiete versuchte er sich zuerst und zwar gemeinsam mit J. C. Hahn in der Herausgabe der unter J. G. A. Galletti's Leitung begonnenen „Cabinets-Bibliothek der Geschichte, oder Geschichte der merkwürdigsten Staaten und Völker der

Erde" und lieferte für diese Sammlung eine „Geschichte von Frankreich" (5 Bdchn. 1829, 2. Aufl. 1832) und eine „Geschichte von Griechenland" (2 Bdchn., 1829, 2. Aufl. 1831), deren geographische Abtheilung als „Schilderung Griechenlands und seiner jetzigen Bewohner, nebst einer geographisch-statistischen Uebersicht des türkischen Reichs" (1830, mit einer Karte) in einem besonderen Abdrucke wiederholt wurde. Dann folgten: „Leben der Kurfürsten von Brandenburg und Könige von Preußen aus dem Hause Hohenzollern. Mit 13 Bildnissen dieser Fürsten" (1836); „Urkundliche Geschichte des Klosters Reinhardsbrunn" (1843); „Historisch-biographisches Handwörterbuch nach den neuesten und besten Hülfsmitteln", 1. Bd. (1848); „Gotha Herzogthum und Stadt in den Jahren 1756—1763. Ein Beitrag zur Geschichte des siebenjährigen Krieges" (1854), die Geschichte des Kreuzklosters, des Augustinerklosters, des Stiftes in Gotha und des Klosters Volkenrode (Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde. Bd. IV—VI, Jena 1860—65), sowie eine Anzahl von Registerbänden zu Heeren und Ukert's Sammlung der europäischen Staatengeschichte. — Von sonstigen litterarischen Arbeiten Möller's sind noch zu nennen: eine „Uebersicht des Herzoglichen Kunst- und Naturaliencabinets" (1834) und die theilweise von ihm besorgte Uebersetzung von Walter Scott's „Leben Napoleon Bonaparte's" in den Bänden 11—19 und 34—43 der von Jos. Meyer herausgegebenen „sämmtlichen Werke" dieses Schriftstellers (57 Bde., Gotha 1826—34).

Gothaische Zeitung, 176. Jahrg., Nr. 63 vom 15. März 1867, S. 3b. — Fr. Jacobs u. Fr. A. Ukert, Beiträge zur älteren Litteratur, 1. Bd., Leipzig 1835, S. 56 f. — Vgl. auch Meusel, G. T. — Außerdem private Nachrichten. — Die bibliographischen Angaben nach eigenen Sammlungen.

Schumann.

Möller: Karl Heinrich M., Bildhauer, ist am 22. December 1802 in Berlin geboren. In der Werkstatt seines als Steinmetz thätigen Vaters handwerklich geschult, genoß er seine künstlerische Ausbildung auf der Berliner Akademie. Rauch nahm ihn als Schüler in sein Atelier auf, wo er nach erlangter Reife zur Selbständigkeit von 1827—1840 ausreichende Beschäftigung fand. Der nachhaltige Einfluß des Lehrers tritt in sämmtlichen durch correcte Ausführung verdienstlichen Arbeiten Möller's hervor, namentlich in den Marmorgruppen „Bacchus mit dem Panther", „Arion auf dem Delphin" und „Amor einen Löwen bändigend", welche im königlichen Stadtschloß zu Potsdam sich befinden. Nachdem M. zu Anfang des Jahres 1840 Rauch's Werkstatt verlassen hatte, meißelte er eine „Gruppe tanzender Kinder", „Das Mädchen mit dem Hunde" und die lebensgroße Porträtstatue des jungen Prinzen Albrecht von Preußen im Schlosse zu Kamenz. Sein Hauptwerk ist die von 1846—1850 für die Berliner Schloßbrücke ausgeführte Gruppe der „Pallas, dem Krieger die Waffen darreichend", der sich die Statue des jugendlichen David im neuen Orangeriegebäude zu Potsdam und die in der Nationalgalerie aufgestellte lebensgroße Gruppe „Knabe mit einem Neufundländer Hunde" anschließen. Außer einigen trefflichen Porträtbüsten und kleinen friesartigen Compositionen lieferte er mehrere decorative Statuen, unter anderen die „Wahrheit" auf dem Berliner Schlosse und die allegorischen Figuren der „Naturkunde" und „Mathematik" auf dem Universitätsgebäude zu Königsberg. M. war königlicher Professor und Mitglied der Akademie der Künste zu Berlin, wo er am 21. April 1882 starb.

Vgl. Katalog der kgl. Nat.-Galerie von Dr. M. Jordan. 1883. — 56. Ausstellung der kgl. Akademie der Künste in Berlin. 1883. S. XVI.

v. Donop.

Möller: Sebastian Heinrich M., evangelischer Theolog, geb. den 8. April 1752 zu Gotha, war der Sohn eines Hofkutschers in Diensten Herzog Friedrich III.

und zeigte ſchon auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, das damals von den Rectoren Johann Heinrich Stuß (ſ. d. Art.) und Johann Gottfried Geißler (ſ. Bd. VIII S. 528) geleitet wurde, eine ausgeſprochene Neigung für die alten Sprachen, wie er denn im Lateiniſchen durch fleißige Lectüre der Claſſiker und häufige ſtiliſtiſche Uebungen frühzeitig eine nicht gewöhnliche Fertigkeit erlangte. Manche wiſſenſchaftliche Anregung mochte er daneben ſeinen Mitſchülern Johann Friedrich Blumenbach (ſ. Bd. II S. 748 ff.), Johann Friedrich Salomon Kaltwaſſer (ſ. Bd. XV S. 49 f.) und Johann Heinrich Voigt (ſ. d.) zu verdanken haben. Auf der Jenaer Hochſchule, die er ſeit 1770 beſuchte, widmete er ſich zwar vornehmlich der Theologie als ſeinem künftigen Lebensberufe, vernachläſſigte aber auch die Alterthumsſtudien nicht. Von den theologiſchen Fächern liebte er vorzugsweiſe die Exegeſe, namentlich diejenige des Neuen Teſtamentes, und der Scharfſinn, welchen er bei ſolchen Uebungen offenbarte, erregte die Aufmerkſamkeit ſeiner Lehrer, ohne daß es jedoch dem Einfluſſe derſelben gelungen wäre, ihn für die akademiſche Laufbahn zu gewinnen. Denn obwol ihn eine erſt ſpäter überwundene Aengſtlichkeit auf der Univerſität vom Betreten der Kanzel zurückſchreckte, erſchien ihm doch gerade das ſtille Wirken eines Landpfarrers als das wünſchenswertheſte Ziel ſeines Strebens. — Als er 1773 nach Gotha heimgekehrt war, trat er nach trefflich beſtandenem Examen in die Reihe der Predigtamtscandidaten ein und gründete nun zur Gewinnung ſeines Unterhaltes eine ſogenannte Candidatenſchule, d. h. eine Vorbereitungsanſtalt für das Gymnaſium, welches zu jener Zeit nur vier Klaſſen (Tertia bis Selecta) umfaßte. Mit großem praktiſchen Geſchick unterzog er ſich dieſer Aufgabe: er verſtand es ſeine Zöglinge zu Fleiß und Eifer anzuregen und ſie vor allem für die claſſiſchen Sprachen zu begeiſtern. Eine Anzahl vorzüglicher Männer, wie Johann Jakob Grabner (ſ. Bd. IX S. 538 f.) und Friedrich v. Schlichtegroll (ſ. d.), iſt aus ſeiner Schule hervorgegangen. Da dieſes pädagogiſche Talent ihn auf den Lehrerberuf hinzuweiſen ſchien, ſo fehlte es nicht an Verſuchen, ihn bei der erziehenden Thätigkeit feſtzuhalten; aber zum zweiten Male widerſtand er im Hinblick auf das ihm vorſchwebende Ziel. Er trat demſelben näher, als er 1780 zum Pfarrſubſtituten in Gierſtedt ernannt wurde. Noch im gleichen Jahre verheirathete er ſich mit der Tochter des dortigen Pfarrers und folgte dieſem 1784 im Amte nach. Seitdem harrte er 43 Jahre treu auf ſeinem Poſten aus, obgleich es nicht an Bemühungen fehlte, ihn aus dem ſtillen Orte fortzulocken. Als Kanzelredner befliß er ſich eines klaren, aber nicht banalen Vortrages: gern wählte er ein Thema, das ſchon an und für ſich die Aufmerkſamkeit der Zuhörer feſſeln konnte und wußte ſeine Predigten durch das Hereinziehen von Zeitereigniſſen zu eigentlichen Caſualreden zu machen. Freundlich und wohlwollend im Umgange, dabei von heiterer Laune und treffendem Witze, erwarb er ſich die Liebe der Gemeindeglieder, ſo daß alle ſeinen am 13. Auguſt 1827 erfolgten Tod als einen ſchmerzlichen Verluſt empfanden. Neben ſeinem Amte beſchäftigte ihn hauptſächlich ſeine Lieblingswiſſenſchaft, die Exegeſe. In ihr war er auch ſchriftſtelleriſch thätig, und gleich die erſte ohne Namen herausgegebene derartige Schrift, die „Kritik des Commentars über das Neue Teſtament von Herrn Dr. Paulus“ (Jena 1804), blieb von den fachmänniſchen Kreiſen nicht unbeachtet. Wachler's „Theologiſche Annalen“ bezeichneten das Buch als „eine ſchätzbare Schrift, über die ſich Herr Dr. Paulus gewiß ſelbſt freuen werde“, und die „Neue allgemeine deutſche Bibliothek“ ſah in dem ungenannten Verfaſſer „einen ſcharfſinnigen Gelehrten, der dem Herrn Dr. Paulus an claſſiſchen philologiſchen Kenntniſſen überlegen ſei“. Erſt nach längerer Pauſe folgte wieder eine exegetiſche Arbeit, durch welche ſich M. abermals als ein gründlicher Ausleger des Neuen Teſtamentes erwies: die „Neuen Anſichten ſchwieriger Stellen aus den vier Evangeliſten“ (1819).

Daneben lieferte er exegetische Beiträge in Augusti's „Theologische Blätter“ und „Theologische Monatschrift“ und in Wachler's „Theologische Annalen“, sowie Recensionen theologischer Werke in die „Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung“ (1804—1815). Andere Arbeiten kamen nicht über die handschriftliche Aufzeichnung hinaus: so eine Uebersetzung des Neuen Testamentes in vier Quartbänden, Summarien zu biblischen Vorlesungen in der Kirche, eine Anzahl Epigramme und eine Sammlung litterarischer Notizen, welche, bereits in den achtziger Jahren begonnen, nichts Geringeres bezweckte als die Zusammenstellung eines Conversationslexikons, ein Gedanke, der erst lange nachher von anderer Seite ausgeführt worden ist. — Neben der Wissenschaft war ihm auch das Unterrichten theuer geblieben. Friedr. Sickler (s. d.) und sein Neffe Joh. Chr. Wilh. Augusti (s. Bd. I S. 685 f.), die Söhne benachbarter Pfarrherren, waren seine Schüler, der Letztere auch im Hebräischen. Hervorragende Männer, wie Joh. Benj. Koppe (s. Bd. XVI S. 692 f.), Löffler (s. Bd. XIX S. 106 f.), Bretschneider (s. Bd. III S. 319 f.) und Friedr. Jacobs (s. Bd. XIII S. 599 ff.), suchten seinen Umgang und schätzten den „Weisen von Gierstedt“, der neben der Wissenschaft auch mit der Hobelbank zu hantieren verstand und, obgleich zu einer höheren Stellung befähigt, doch in dem bescheidenen Wirkungskreise eines einfachen Dorfpfarrers das schönste Glück seines Lebens fand.

J. H. Gelbke, Kirchen- und Schulenverfassung d. Herzogthums Gotha, 2. Thl., 1. Bd., Gotha 1796, S. 225. — Meusel, G. T. — Intelligenzblatt d. Jen. Allgem. Lit.-Zeitung, 1827, Nr. 54, Sp. 430 u. 1828 Nr. 4, Sp. 26 f. — N. Nekr., 5. Jahrg., 1827, S. 764—769.

Schumann.

Mollweide: Karl Brandan M., Mathematiker und Astronom, geb. am 3. Februar 1774 zu Wolfenbüttel, machte seine Studien in Halle, wo er 1811 eine Stelle als Lehrer am Pädagogium erhielt. 1811 ward er als außerordentlicher Professor der Astronomie und zugleich als Observator der Sternwarte nach Leipzig berufen, doch ward er schon im darauf folgenden Jahre ordentlicher Professor und im J. 1814 erhielt er zugleich das durch M. v. Prasse's Tod erledigte Ordinariat der Mathematik. In dieser Eigenschaft gehörte er zu den sogenannten Professoren „alter Stiftung“, welche ausschließlich zur Verwaltung des akademischen Rectorates und des Decanates befähigt waren, und diese letztere Würde hat er denn auch zweimal bekleidet. Bis 1816 wohnte er in dem Thurme der Pleißenburg, in welchem dereinst auf Anrathen des P. Hell die Sternwarte eingerichtet war und mußte deshalb im Winter von 1813 die schrecklichen Folgen der Völkerschlacht in verdoppeltem Maße über sich ergehen lassen, da sowol die Franzosen wie die Verbündeten das Schloß als Hauptspital benutzten. Bald darauf verheirathete sich M. mit der Wittwe des früheren Amanuensis der Sternwarte, Meißner, doch blieb seine Ehe kinderlos. Obwol früh gealtert und durch sein ergrautes Haar in verhältnißmäßig jugendlichem Alter denen auffällig, welche seine Bekanntschaft machten, hatte sich doch M. eine große Rüstigkeit und Arbeitskraft bewahrt, so daß sein baldiger Tod am 10. März 1825 (nicht am 16., wie Voigt in seinem „Nekrolog“ angibt) überraschen mußte.

Praktischer und beobachtender Astronom ist M. eigentlich nie gewesen, obwol seine Berufung ihn wesentlich solcher Beschäftigung zuzuführen schien. Es hat dies wol theilweise darin seinen Grund, daß er gerade während der Kriegszeit sein Amt antrat, wo die Geldmittel nur spärlich eingingen und auch an sonstiger Unterstützung Mangel war. Man kann für diese Auffassung einen Beleg in den erhaltenen Rechnungen des Leipziger Observatoriums finden, aus denen hervorgeht, daß, während M. die Direction führte, nur ein Sextantenstativ und einige Bücher für dasselbe angeschafft wurden. Allein auch abgesehen von diesen äußeren

Gründen scheint er schon aus dem Grunde an fortlaufende Beobachtungen wenig haben denken zu können, weil sowol seine litterarische als auch seine akademische Thätigkeit den größten Theil seiner Zeit und Kraft absorbiren mußten. Man muß bedenken, daß ihm zwei Lehrämter, deren jedes allein schon seinen Mann fordert, übertragen waren, und daß er es auch fertig brachte dieser schweren Aufgabe gerecht zu werden, wobei er freilich oft vier wöchentliche Collegien mit zusammen 14—16 Stunden zu halten hatte. Als Ordinarius der Mathematik las er reine Mathematik nach Vieth, angewandte nach Karsten, Arithmetik, Algebra, Analysis und Geometrie nach Lorenz, Stereometrie, Trigonometrie und analytische Geometrie nach Biot, außerdem hielt er Specialvorlesungen über Kegelschnitte und Wahrscheinlichkeitscalcul. Des Ferneren trug er auch sämmtliche Zweige der Astronomie vor, besonders gerne behandelte er das Kapitel von den geographischen Ortsbestimmungen. Da er aber auch noch dem Lehrauftrage der Physik zu genügen hatte, so hielt er Vorlesungen über mathematische und physische Geographie, Mechanik nach Kästner, Optik nach Karsten und endlich über Experimentalphysik, bei der er sich dem Anscheine nach an kein bestimmtes Compendium hielt. Eine eigenthümliche Marotte, denn anders wird man diese seine Meinung nicht bezeichnen können, veranlaßte M., niemals über höhere Analysis, über Differential- und Integralrechnung, ein Colleg anzukündigen; er huldigte nämlich der Ansicht, daß diese Disciplinen nicht vom Katheder aus gelehrt werden könnten, schon weil es dabei allzuvielen Anschreibens an der Tafel bedürfe. Es erscheint diese Sonderbarkeit gewiß um so auffallender, wenn man aus der Lectüre von Mollweide's Schriften die Ueberzeugung gewonnen hat, daß er das gesammte Gebiet der höheren Mathematik in ungewöhnlich hohem Grade beherrschte.

Wenn wir auf Mollweide's ausgedehnte litterarische Wirksamkeit einen Blick werfen, so haben wir zuerst darnach zu fragen, was er als didactischer Schriftsteller geleistet hat. Er gab im J. 1818 zu Leipzig Wenceslaus Karsten's Lehrbegriff der gesammten Mathematik und ebendaselbst 1821 die von seinem Amtsvorgänger v. Prasse nachgelassenen Logarithmentafeln heraus. Wichtiger ist seine Fortsetzung des Klügel'schen Lexikons. Professor Klügel (s. Bd. XVI S. 253) hatte den Plan gefaßt, ein encyklopädisches Wörterbuch der gesammten Mathematik auszuarbeiten und zwar mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte und Litteratur. Drei Bände der ersten Abtheilung, die reine Mathematik enthaltend, waren noch von Klügel selbst fertig gestellt worden, während für den vierten Band, der von Q bis S reichen sollte, die Vorarbeiten noch kaum begonnen waren. Hier trat M. ein und lieferte eine Fortsetzung, die in jeder Hinsicht mustergültig genannt werden darf. Als besonders gründlich seien die Artikel „Quadratur“, „Rectification“, „Sphäroid“, „Symmetrische Function“ hervorgehoben, in welch letzterem mit Glück der Versuch gemacht wird, die Operationen der sogenannten combinatorischen Analysis der Theorie der höheren Gleichungen dienstbar zu machen. Ganz besonders aber verdienen die Artikel „Summirbare Reihe“ und „Summation der Reihe“ auch heute noch beachtet zu werden, denn wir wüßten kein einziges Lehrbuch der algebraischen Analysis aus neuerer Zeit zu nennen, welches das gesammte Material so vollständig und umsichtig verarbeitet aufwiese. — Wenn M. für Zeitschriften schrieb, so pflegte er v. Zach's „Monatliche Correspondenz“ zu bevorzugen, deren Herausgeber er insoferne zu Dank verpflichtet war, als letzterer die Berufung nach Leipzig allem Vermuthen nach bewirkt hat; einzelne Beiträge erhielten Gilbert's Annalen und Lindenau's Zeitschrift für Astronomie, einige wenige Gehlen's Journal der Physik. Die Naturlehre beschäftigte ihn namentlich in seinen früheren Lebensjahren lebhaft; so behandelte er die Farbenzerstreuung im menschlichen Auge (Gilb. Ann. 1804 und 1808), die angeblich magischen Experimente, welche man mit den sogenannten Schwefelkiespendeln ge-

macht haben wollte (ibid. 1808), die Declination und Inclination der Magnetnadel (ibid. 1808), die Laplace'sche Barometerformel (ibid. 1819), welche er auf eine für die logarithmische Rechnung geschickte Form zu bringen lehrte, die Affinität der Körper gegen das Licht (Gehlen's Journal, 1806). Eine ganze Reihe seiner Publicationen hat es mit der Farbenlehre zu thun, theils in positivem Sinne, indem, neuere Forschungen anticipirend, die Newton'schen Hauptfarben auf weniger als sieben zurückgeführt werden sollen (Gehlen's Journal, 1806), theils auch in polemischem. Die Bekämpfung der Goethe'schen Farbentheorie war ihm eine Herzenssache, wie aus seinen beiden bezüglichen Schriften, „Prüfung der Farbenlehre des Herrn v. Goethe und Vertheidigung des Newton'schen Systems wider dieselbe" (Halle 1810) und „Darstellung der optischen Irrthümer in Herrn v. Goethe's Farbenlehre" (ibid. 1811) hervorgeht. Der große Dichter hatte auch einer Stelle in den neuen Beiträgen zufolge das ganz richtige Gefühl, daß ihm in M. sein entschiedenster Gegner erstanden sei. — Von dessen kleineren, aber selbständigen astronomischen Schriften sind die folgenden zu nennen: „Kurzgefaßte Beschreibung der künstlichen Erd- und Himmelskugeln", Leipzig 1818; „Adversus gravissimos chronologiae mysticae autores et astronomiae patronos", ibid. 1821. Außerdem scheinen erwähnenswerth seine analytische Theorie der Fixsternaberration (Zach's Corresp. 1808), seine Zusammenstellung der für die Längenbestimmung wichtigen Formeln zur Redaction der scheinbaren Distanz zweier Himmelskörper auf die wahre (ibid. 1808), seine Herleitung der Cagnoli'schen Formeln zur Berechnung der Lage des Sonnenäquators (im gleichen Bande), sein Aufsatz über Aberrations- und Nutationstafeln (ibid. 1810), die Bestimmung der Zeit aus den gleichen Höhen zweier Sterne (ibid. 1812). Was wir aber bei M. besonders hoch anschlagen dürfen, das ist seine stete Betonung des geschichtlich-antiquarischen Momentes, dem er in zahlreichen Publicationen Rechnung zu tragen wußte. Schon in seiner akademischen Antrittsschrift von 1811 („De pisce quem occidens Plejas fugit") hatte er den Nachweis geführt, daß in diesem Passus des Ovid nur das Sternbild des südlichen Fisches gemeint sein könne. Geschichtlicher Natur sind seine Bemerkungen über eine Stelle der virgilischen Georgica (Zach's Corresp. 1802, 1813, Zeitschr. f. Astr. 1816), über die Mappirungskunst und über die Optik des Ptolomaeus (Zach's Corresp. 1805, Gilb. Ann. 1812), über den Kalender des Johann v. Gmunden und über Kepler (Zach's Corresp. 1812). Ein wirkliches Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er den wahren Sinn einer höchst eleganten Vorschrift zur Construction der Mittagslinie, welche bei den alten Agrimensoren sich findet, von ihnen aber offenbar nicht richtig verstanden worden war, aufdeckte (ibid. 1813). Was bei diesen Einzelarbeiten schon mehrfach als Mollweide's Tendenz zu Tage getreten war, gründliche Durcharbeitung schwerverständlicher mathematischer Ueberbleibsel aus dem Alterthum, das bekommt feste Gestalt in den verdienstvollen „Commentationes mathematico-philologicae tres" (Leipzig 1813). Dieselben enthalten Erläuterungen einiger Dichterstellen, in welchen von astronomischen Vorgängen die Rede ist, ferner einen Abschnitt über gewisse arithmetische Formeln des Gromatikers Epaphroditus, über welche allerdings erst neuerdings durch die Untersuchungen von M. Cantor volles Licht verbreitet worden ist, und endlich, im Anschluß an das agronomische Werk des Columella, geistreiche Divinationen über das Verfahren, dessen sich die griechischen Geometer bei der Ausziehung der Quadratwurzeln bedient haben mögen. Gerade dieses Kapitel der Commentationen hatte sich einer höchst anerkennenden Recension von Seiten des sonst mit seinem Lobe so sparsamen Gauß in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" zu erfreuen. — Durch die zuletzt besprochene Schrift sehen wir uns ganz von selbst auf Mollweide's Arbeiten im Gebiete der reinen Mathematik geführt, die zum Theile einen für alle Zeiten

bleibenden Werth besitzen. Sein Programm „De quadratis magicis“ (Leipzig 1811) erbrachte den Nachweis, daß die Construction solcher Zauberquadrate, die man wenigstens in Deutschland nur als Curiositätenspiel behandelt hatte, zu ernsten und interessanten mathematischen Problemen Anlaß gebe; ein weiteres Programm (ibid. 1823) suchte die damals zu neuer Bedeutung gelangte Frage einer richtigen Leibrentenversicherung auf die richtige Grundlage zu stellen. Außerdem wären zu nennen die Aufsätze über Vega's Logarithmenwerk (Zach's Corresp. 1810), über die Gauß'schen Summen- und Differenzlogarithmen, deren sich M. als einer der ersten unter den deutschen Mathematikern bemächtigte (ibid. 1813), über die trigonometrische Auflösung quadratischer Gleichungen (ibid. 1810), über die größte einem Viereck einzubeschreibende Ellipse (ibid. 1810), welcher Arbeit auch indirect eine der schönsten Abhandlungen von Gauß ihren Ursprung verdankt, endlich über gewisse Attractionsaufgaben (ibid. 1813). Die monatliche Correspondenz von 1808 brachte ferner einen Artikel von M. mit der unscheinbaren Ueberschrift „Zusätze zur ebenen und sphärischen Trigonometrie“, in welchem jene wichtigen Abänderungen der älteren Napier'schen Analogien sich mitgetheilt finden, die heutzutage zum ehernen Bestand der Elementarmathematik gerechnet werden. Dieselben werden gewöhnlich als Gauß'sche oder Delambre'sche Formeln bezeichnet, obgleich der Letztere ganz gewiß nicht vor M. dieselben veröffentlichte, und jedenfalls hat sich Letzterer vor seinen beiden Rivalen dadurch einen Vorsprung gesichert, daß er den Relationen für das sphärische die entsprechenden Relationen für das ebene Dreieck zur Seite stellte, welche bei der Berechnung der Dreiecksstücke aus zwei Seiten und dem eingeschlossenen Winkel nicht wohl entbehrt werden können. Seinen eigentlichen Triumph als erfinderischer Kopf feierte aber M. in seinen Studien auf dem Felde der geometrischen Kartographie. Wir haben hier vornämlich drei seiner Aufsätze im Auge: Schmidt's Projectionsart der Halbkugelfläche; Beweis, daß die Bonne'sche Entwerfungsart die Länder ihrem Flächeninhalte nach gemäß der Kugelfläche darstellt; Einige Projectionsarten der sphäroidischen Erde (Zach's Corresp. 1805, 1806, 1807). d'Avezac hat erst 50 Jahre später die in diesen Arbeiten leider fast begrabenen Gedanken ihrem wahren Werthe nach zu würdigen begonnen und besonders auch festgestellt, daß die von M. erfundene conforme Kegelprojection fälschlich dem Delisle, die homalographische fälschlich Babinet zugeschrieben werde. Aequivalente Projectionen, d. h. solche, bei denen die ebenen Bilder zweier flächengleicher Kugelfiguren selbst denselben Flächeninhalt besitzen, existirten bereits seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts, wo Stabius eine solche angegeben hatte, allein gerade der Charakter der Aequivalenz war vor M. noch nicht zum Gegenstande eingehenderer Untersuchung gemacht worden. Wir glauben seine bezüglichen Erfolge nicht besser charakterisiren zu können, als wenn wir einige Worte von Berghaus, dem competentesten Beurtheiler kartographischer Dinge, hier wiederholen: „Mollweide's äquivalente Projection gilt für Halbkugelbilder, die von allen am schwierigsten herzustellen sind, als das Beste, was geometrisch geleistet werden kann.“

Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften, 2. Bd., Leipzig 1863, S. 180 ff. — Bruhns, Die Astronomen der Sternwarte auf der Pleißenburg in Leipzig, Leipzig 1879, S. 20 ff. — Wolf, Geschichte der Astronomie, München 1877, S. 147, 557, 633, 771. — Günther, Die quadratischen Irrationalitäten der Alten und deren Entwickelungsmethoden, Abhandl. z. Gesch. d. Math., 4. Heft, Leipzig 1882, S. 66 ff. — d'Avezac, Coup d'oeil historique sur la projection des cartes, Bull. de la soc. géogr. de France, année 1863, S. 338. — Berghaus, Entwurfsarten für Planigloben, Peterm. geogr. Mittheil., 1858, S. 63.

Günther.

Mollyn: Nikolaus M. (Mollin), der erste Buchdrucker in Riga und in den deutschen Ostseeprovinzen überhaupt und darum für dieses ganze Gebiet deutschen Lebens nicht ohne Bedeutung. Er wurde im J. 1588 durch den Syndikus der Stadt, David Hilchen (Bd. XII S. 394), welcher fälschlicher Weise von manchen selbst für den ersten Buchdrucker von Riga gehalten wird, aus Deutschland berufen. Dies that der letztere zwar nicht in seiner amtlichen Eigenschaft, aber Stadt und Staat erkannten die Wichtigkeit der Errichtung einer Presse und gewährten dem neuen Ankömmling bald alle Unterstützung. Der Rath stellte ihn nach einer zweijährigen Probezeit am 1. Januar 1591 gegen ein Jahrgeld von 100 Thalern und unter Befreiung von allen bürgerlichen Leistungen definitiv als der Stadt Buchdrucker und Buchhändler an und verlieh ihm das Recht des Alleinverkaufs von Büchern außerhalb der Meßzeit. Die jeweilige Landesregierung aber, erst König Siegmund von Polen, dann Gustav Adolf von Schweden, unterstützten ihn durch Mandate, welche den Nachdruck seiner Bücher für das ganze Gebiet ihrer Herrschaft verboten. In Folge dieser Privilegien war M. im Stande, vielleicht sogar genöthigt, im J. 1597 einen Theilhaber in der Person seines Schwiegersohnes Peter van Meren anzunehmen, der sodann vom Rath zugleich als Corrector der Druckerei bestellt wurde. Was nun aber die Leistungen Mollyn's als Buchdrucker und wiederum was seine Persönlichkeit anbelangt, so wissen wir darüber fast so gut wie nichts. Seine Drucke sind selten zu finden und noch nirgends zusammengestellt. Es scheint, daß er mehr nur den Bedarf des gewöhnlichen Lebens im Auge gehabt und sich in der Hauptsache auf den Druck von Kalendern, Predigtsammlungen, Schulbüchern u. dgl. beschränkt hat. In Betreff seiner Person aber weiß man nicht einmal, woher er gekommen ist. Wir möchten vermuthen, daß er von Hamburg gekommen, da er während seiner Rigaer Probezeit Briefe erhielt, welche ihn dorthin als Drucker berufen wollten. In Hamburg muß man ihn also wenigstens gekannt haben; ohnedies ist es wahrscheinlich, daß er zu Schiff mit seiner Presse die Reise nach Riga gemacht hat und also von einer deutschen Hafenstadt ausgegangen ist. Auch sein Geburtsjahr ist unbekannt, doch muß es vor 1560 fallen, da er ja 1597 schon einen Schwiegersohn hatte. Sicher ist das Datum seines Todes: er starb zu Anfang des Jahres 1625, worauf sein Nachfolger im Geschäft und, auf des Rathes Verlangen, auch in der Ehe der Buchdrucker Gerhard Schröder wurde. Riga hat von da an niemals mehr einer Presse entbehrt.

Vgl. Liborius v. Bergmann, Kurze Nachrichten von rigischen Buchdruckern u. von den Stadtbuchdruckern insbesondere, Riga 1795 (selten, dem Ref. nicht zu Gesicht gekommen); Stieda, Zur Geschichte des Buchhandels in Riga im Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels VI, 1881, S. 114 ff.

Steiff.

Molther: Philipp Heinrich M., Liederdichter und Prediger der Brüdergemeine. M. wurde am 28. December 1714 zu Imsheim bei Buchsweiler im Elsaß geboren, wo sein Vater als Prediger angestellt war. Von seinen Eltern für das Studium der Theologie bestimmt, besuchte er zunächst das Gymnasium in Buchsweiler und wurde dann ein Jahr lang nach Metz geschickt, um die französische Sprache zu erlernen. Im J. 1735 bezog er die Universität Jena, wo er, bereits innerlich religiös erfaßt, durch die Versammlungen des Magisters Brumhard seiner Sündhaftigkeit und zugleich seiner Siegesgewißheit im Glauben an Jesus Christus gewiß wurde. Da er dem Wunsche seines Vaters, nach Hause zu kommen und eine Pfarrstelle anzunehmen, nicht Folge leistete und deshalb von diesem ohne Unterstützung gelassen wurde, sah er sich genöthigt, seinen Unterhalt durch Unterrichten in der französischen Sprache zu suchen. Dies brachte ihn mit dem jungen Grafen Christian Renatus von Zinzendorf in Verbindung, der

zu Anfang des Jahres 1737 nach Jena kam. M. wurde sein Lehrer in der Musik und französischen Sprache. Auf diese Weise lernte er auch bald den Stifter der Brüdergemeine kennen, der er am 8. Februar 1738 zu Berlin beitrat, wo damals gerade der Graf mit der Pilgergemeinde Aufenthalt genommen hatte. Von diesem Zeitpunkt ab gestaltete sich sein äußeres Leben ungemein bewegt, da er im Dienste der Brüdergemeinde bald dahin, bald dorthin versetzt wurde und den Grafen auf mancher seiner Reisen begleitete. Für den Dienst in Pennsylvanien bestimmt, kam er jedoch nur bis London. Dann finden wir ihn in Frankreich, der Schweiz, in Holland und wieder in England. Im J. 1744 begründete er die Brüderniederlassung zu Montmirail in der Schweiz, welche aber im J. 1748 wieder aufgegeben werden mußte. M. zog mit der dortigen französischen Gemeine zuerst nach Herrenhaag und dann nach Neuwied am Rhein, wo er gleichfalls (October 1750) eine brüderliche Ansiedlung ins Leben rief. Im April 1761 von Neuwied abberufen, ward M. bald darauf zur Gemeine in Dublin versetzt, 1767 aber nach Bedford. Auf der Synode zu Barby im J. 1775 wurde er zum Bischof gewählt. Er starb zu Bedford am 9. September 1780. Von seinen Liedern haben sich noch zwei im Gebrauch der Brüdergemeine erhalten: „O inniglich geliebte Liebe", gedichtet am 28. December 1738, zuerst gedruckt im 7. Anhang zum christlichen Gesangbuch von 1735, 1741, 8°, Nr. 1250, S. 1123 und „Mit inniger Herzensfreud, mein Lamm!", an Zinzendorf den 26. Mai 1740 gerichtet, zuerst gedruckt im 11. Anhang des Gesangbuches von 1741, Nr. 1687, S. 1592. Auch ins Französische übersetzte M. eine ganze Reihe von in der Brüdergemeine üblichen Liedern und ließ sie unter dem Titel „Recueil de cantiques, traduits de l'Allemand", London, Amsterdam, Berlin 1743, 8°, II. partie 1745, 8° erscheinen (2. édition à Basle 1747—1757). Als Componist versuchte sich M. gleichfalls. Das Archiv in Herrnhut bewahrt von ihm 10 Stück Cantaten, Leichencantaten, Cantate auf Zinzendorf's Trauungstag, auf J. v. Watteville's Geburtstag rc.

Nach einem großentheils eigenhändigen Lebenslauf, abgedruckt in den Nachrichten aus der Brüdergemeine, 1873, Heft 7, Gnadau, 8°, S. 603—621.

H. A. Lier.

Moltke: Adam Gottlob Detlef Graf v. M., geb. in Odensee auf der dänischen Insel Fühnen, am 15. Januar 1765, studierte auf verschiedenen deutschen Universitäten, namentlich auch auf der Kieler, wo er sich mit dem nachher berühmten B. G. Niebuhr befreundete, bereiste einen gut Theil des deutschen Landes und lebte nachher, ein wahrer Freiherr, den Wissenschaften auf seinen Gütern, ohne je ein Staatsamt zu bekleiden. Er kaufte das adelige Gut Nütschau bei Segeberg in Holstein, und lebte dort bis zum Jahre 1826, wo er dieses Gut an seinen ältesten Sohn, den nachmaligen dänischen Minister für Schleswig, Graf Karl M., abtrat. Er selbst siedelte mit seiner Familie nach Lübeck über, wo er am 17. Juni 1843 starb. Er war in seinen jüngeren Jahren eine sehr lebhafte Natur, so daß seine Freunde ihn wol als den tollen Moltke bezeichneten. Sein Freund Niebuhr schrieb 1806 über ihn: „Er ist zur Vollendung seiner Natur gediehen, er hat den Löwen in sich, den zu rastlosen Geist gezähmt und sein morgenländisches Feuer zur Belebung griechischer Gestalten gewendet." Zuerst veröffentlichte er: „Reise nach Mainz" 1794/95, 2 Theile. — Dann trat er als Dichter hervor. Als solcher gehörte er zur Klopstock'schen Schule. Dieser lebte damals erst in Kopenhagen, nachher in Altona und verkehrte namentlich viel in den adeligen Kreisen Schleswig-Holsteins, die ihm hohe Verehrung zollten. Es erschienen erst „Oden", Zürich 1806 und dann noch im selben Jahre „Gedichte". Diese poetischen Producte verdienen alle Beachtung. Einzelne Gedichte von ihm erschienen auch später in

Zeitschriften, z. B. im vaterländ. Museum 1810. M. betheiligte sich nachher sehr lebhaft an den unter Dahlmanns Leitung geführten Verhandlungen der schleswigholsteinischen Ritterschaft wegen einer Verfassung. In dieser Veranlassung erschienen von ihm: „Ansichten bei den Ansichten", 1816 und „Eine Erinnerung" (eod. anno). „Was schwere Auflagen schwerer macht", 1818. Als in den dreißiger Jahren durch Lornsen eine politische Bewegung hervorgerufen wurde, war M. auch wieder auf dem Kampfplatz. Er schrieb: „Einiges über die Verfassung Schleswigholsteins und die Ritterschaft", 1833. Später die interessanten: „Radirte Blätter in Anleitung der Schrift: Rechtliches Bedenken eines Zollpflichtigen über das zu Kiel publicirte Votum eines Zollfreien", 1838. — In regem Verkehr stand er auch mit dem bekannten Buchhändler Fr. Perthes, wovon dessen, vom Sohne verfaßte, Biographie reichlich Zeugniß ablegt (Fr. Perthes' Leben 6. Aufl., Gotha 1872, Register). Perthes charakterisirt unsern M. (I, 109) folgender Maßen: „Eine herrliche Männergestalt mit edler Stirn und blitzendem Auge, lebte seit dem Anbeginn dieses Jahrhunderts auf Nütschau, einem holsteinischen Gute, welches er als geringen Ersatz für das verlorne Familienlehn auf Seeland erworben hatte. Ueberbrausend an Kraft und reicher Phantasie war er mächtig von den ersten Eindrücken der französischen Revolution ergriffen worden und gehörte Jahrelang zu den feurigsten, aber gewiß auch zu ihren reinsten Anhängern. Nachdem er einen großen Theil von Europa gesehen und von manchem herben Weh des Lebens getroffen war, zog er sich nach Nütschau zurück, wo er fern von Staatsgeschäften, aber erfüllt von politischem Interesse in gewaltsamer Resignation die eiserne Zeit zu dulden sich bemühte. Nur weniger Stunden Schlafs bedürftig, suchte er das innere Drängen durch ernstes und anhaltendes Studium der Geschichte zu stillen. Namentlich die Entwicklung der italienischen Republiken im Mittelalter kannte und verfolgte er bis ins Einzelne." — 28 Briefe Niebuhr's an ihn aus den Jahren 1795—1808 — leider nicht die Briefe Moltke's an Niebuhr — in Lebensnachricht über B. G. Niebuhr, Hamb. 1838 II, S. 4—92, zeigen von dem innigen Verhältniß, das zwischen ihnen Statt gehabt.

Kordes, Lübker-Schröder und Alberti, Schriftstellerlexicon s. v. Raßmann's Pantheon, S. 221. Rüder's Conversationslexicon III, 187. Neues Staatsk. Magazin X, 472. Falck's Archiv II, 573 und III, 436 (Proben seiner Gedichte); Neuer Nekrolog der Deutschen XXI, 1139. Goedeke, Grundriß II, 1104. Frz. Brümmer, Deutsches Dichterlexicon 1877 II, 49.

Carstens.

Moltke: Gebhard v. M., geb. 1567, † 1644, einer der ältesten mecklenburgischen Adelsfamilien angehörend, gelangte in der Zeit der Zwischenregierung Wallenstein's in Mecklenburg zu besonderem Ansehn. Als einer der wenigen herzogl. Diener, welche der Ermahnung des Herzogs Adolf Friedrich (Bd. I S. 119) Folge leistend auch unter dem neuen Regiment in ihrer Stellung beharrten, leistete M. seinem Vaterlande gerade dadurch den größten Dienst, daß er die aufgeregten Stände und das Volk von vergeblicher Auflehnung gegen den übermüthigen Usurpator abhielt. Von Wallenstein 1628 als Geh. Raths-Präsident an die Spitze der neuen Verwaltung gestellt, leitete M., möglichst die bestehenden Verhältnisse conservirend, mit Geschick in die neuen Bahnen hinüber. Der plötzliche Sturz des Friedländers aber gereichte auch M. und anderen aus dem Adel des Landes, die gleich ihm in lediglich patriotischem Interesse sich in das Unvermeidliche gefügt hatten, zum Verderben. Die Güter dieser Männer wurden confiscirt und sie selber mußten in die Verbannung wandern. Hierbei war wohl besonders des Königs Gustav Adolf Einfluß im Spiele, wie der Umstand zeigt, daß der

Herzog Johann Albrecht II. schwedische Officiere, Tott und hernach Ramsey, mit Moltke's Gütern Toitenwinkel und Wesselsdorf belehnte. M. floh mit den Seinigen nach Lübeck, woselbst er 12 Jahre in der Verbannung lebte. Der Herzog Adolf Friedrich hatte ihm freilich 1637 seine Güter wieder verliehen, wegen der Kriegsunruhen aber war eine gesicherte Besitzergreifung unmöglich, und so kehrte M. erst 1643 nach Mecklenburg zurück und starb ein Jahr später im hohen Alter von 77 Jahren zu Rostock. Seine beiden Gemahlinnen Anna von Walsleben und Anna Rotermund waren vor ihm heimgegangen, und von seinen 8 Kindern überlebte ihn nur ein Sohn Joachim Friedrich.

Mecklenburgische Jahrbücher von Lisch, Bd. 20. L. Schultz.

Momber: Hans M., 1742 zu Danzig geb. und später Kaufmann daselbst, wurde in seiner (mennonitischen) Gemeinde und zwar dem vlämischen Zweige 1781 Diacon, 1788 Lehrer. In dieser Stellung hat er durch viele Talente ausgestattet die Gemeinde bedeutsam gefördert und auch für die mennonitischen Gesangbücher eine große Zahl von Liedern geliefert. 15 Lieder stehen im Danziger Gesangbuch. Er starb am 12. Juni 1815.

Danziger mennonitisches Gesangbuch. Acten der Danziger mennonitischen Gemeinde. Koch, Gesch. des Kirchenl. (3. Aufl. 1877) VII, 406.

Bertling.

Momma: Wilhelm M., berühmter reformirter Föderal-Theologe, geb. 1642 in Hamburg, † 9. Sept. 1677 in Delft, studirte als Sohn eines Kaufmannes fünf Jahre Theologie bei Coccejus in Leiden, nachdem ihn vorher Edzardi in seiner Vaterstadt in den Geist der hebräischen Litteratur eingeführt hatte. Nach Vollendung seiner akademischen Studien machte er eine Reise nach Frankreich und wurde nach seiner Rückkehr von derselben 1666 als Pastor an die reformirte Gemeinde zu Lübeck berufen. Auf diesem Posten hielt er 7 Jahre unter vielen Bedrückungen aus und schrieb daselbst sein bedeutendstes Werk, wodurch er sich in der gelehrten theologischen Welt für alle Zeit einen Namen erworben: „Oeconomia temporum testamentaria triplex, seu de varia conditione ac statu ecclesiae Dei sub triplici oeconomia Patriarcharum ac V. et N. Test. libr. III.", Amstel. 1673, welches öfters wieder aufgelegt und auch ins Holländische übersetzt wurde. In demselben behandelt M. in klarer Weise das Erstevangelium und Gottes Wege mit seinem Volke vor der sinaitischen Gesetzgebung, hierauf die israelitische Kirche bis zur Geburt Christi, wobei in gedrängten Sätzen die Christologie der Propheten zusammengestellt wird, und zuletzt im dritten Buche die Geschicke der Kirche Christi an dem neuen Tage mit besonderer Berücksichtigung der Lebensereignisse Christi und seiner Apostel. Im J. 1674 folgte M. einer Berufung zu der theologischen Professur nach Hamm in der Grafschaft Mark. Nach zwei Jahren zum Pastor nach Middelburg in den Niederlanden berufen zog er dahin. Die Walachrische Synode aber, eine Gegnerin des Coccejus und seiner Schüler, setzte es bei dem Statthalter, dem Prinzen Wilhelm Heinrich von Oranien durch, daß M. schon im Februar 1677 seines Amtes entsetzt wurde mit der gegebenen Erklärung, anderwärts placirt zu werden. Stillergeben suchte er seinen Freund, den gelehrten Pastor Dr. Wilhelm Anslär in Delft auf, bei welchem er seine Studien fortsetzte, in welchen ihn nur zu bald der Tod unterbrach. Nach dem Zeugnisse dieses seines Freundes war M. eine lebendige Bibliothek, so groß war seine Kenntniß der verschiedenen Gebiete der Wissenschaft.

Glasius, Godgeleerd Nederland II, 525 ff. Deiß, Geschichte der reformirten Gemeinde in Lübeck. Lübeck 1866, S. 45 ff. Cuno.

Mommer: Aegidius M., latinisirt auch Mummerius, geb. im Herzogthum Limburg an der Maas, ungewiß an welchem Orte und in welchem

Jahre, aller Wahrscheinlichkeit nach aber im ersten Decennium des 16. Jahrhunderts, wird als von Kindesbeinen an der Wissenschaft zugethan geschildert und erwarb an der 1527 gestifteten Universität Marburg den Grad eines Doctors der Rechte als einer der Erstpromovirten. Er blieb in der Eigenschaft eines Rechtslehrers zu Marburg bis 1558, zu welcher Zeit Herzog Wilhelm III. von Cleve-Jülich-Berg, durch den weitverbreiteten Ruf des tüchtigen Juristen aufmerksam geworden, ihn zum Rath in seinen Diensten ernannte. Von dem weitern Lebensgange Mommer's ist im Ganzen sehr wenig bekannt; wir wissen nur, daß er demnächst, nach der Rückberufung des Konrad Fürstenberg, zum Jülichschen Assessor beim Reichskammergericht in Speyer bestellt wurde, wo er bis 1563 verblieb. Von da ab erscheint er wieder am Düsseldorfer Hofe thätig, und zwar unter eifriger Betheiligung an den daselbst gepflogenen Religionsverhandlungen, durch welche bekanntlich die Fortführung und Erweiterung der Reformbestrebungen Herzogs Johann III. von Cleve-Jülich-Berg, eine „in das Mittel gestellte“ Kirchenverbesserung, die Herstellung so zu sagen einer geläuterten altkatholisch-apostolischen Kirche ohne Bruch mit der überlieferten Kirchenverfassung bezweckt wurde. M., welcher nebst Wilhelm Ketteler, dem ehemaligen Bischofe von Münster, Konrad Heresbach und Georg Cassander unter dem 30. April 1564 den Auftrag zur Theilnahme an den Religionsberathungen erhalten, wohnte nicht nur diesen Conferenzen bei, denen die Zusätze Herzogs Wilhelm III. zu der Kirchenordnung seines Vaters Johann III. zu Grunde lagen, sondern auch den ferneren Verhandlungen im September 1566 und im Januar 1567, welche schließlich zur Aufstellung eines neuen Reformationsentwurfs nebst Katechismus und Agende führten. Es ist nicht zweifelhaft, daß M. mit Ketteler, Heresbach und A. hierbei die der lutherischen Reformation am meisten sich zuneigende Partei gegenüber dem conservativen Clevischen Kanzler Heinrich Bars genannt Olisleger und den mehr oder weniger römisch Gesinnten (wie der Jülichsche Kanzler Orsbeck, die Marschälle von der Reck, Rauschenberg und Gymnich) vertrat. Mommer's Ideal war die Kirche der apostolischen Zeit, das Katholische, sagte er, müsse apostolisch sein, zum mindesten wollte er den Zustand hergestellt wissen, der in den ersten 500 Jahren nach Christi Geburt in der Kirche geherrscht habe. Er nahm nur die „zwei Sacramente der alten Kirche“ an, befürwortete den Gebrauch der deutschen Sprache beim Gottesdienste und erklärte sich gegen die Bilder in den Kirchen; denn diese, das betonte er, seien die Ursache der Spaltung der orientalischen und occidentalischen Kirche gewesen, Karl der Große habe in seiner Kapelle kein Bild gehabt. Den Stillstand und beginnenden Rückgang der kirchlichen Reformbewegung in den drei niederrheinischen Herzogthümern des Hauses Cleve-Jülich noch erlebend, starb M. zu Cleve im Jahre 1570. Er war verheirathet mit Gertrud von Arck, die ihm zwei Töchter, Charitas und Felicitas, geboren hatte. Viele Schriften hat M. nicht hinterlassen (vgl. Pet. Nigidii Elench. professor. acad. Marb. p. 44); erst 1600 wurde sein kurzer Wegweiser zum Studium der Rechtswissenschaft („Epistola de ratione legendi et discendi iura ad Callimachum Hessum Eobani filium“) von Antonius Mathäus (in dessen Notae ad IV libros Institutionum) veröffentlicht.

Hamelmanni Historia renati evangelii in aula Clivensi, in Opp. ed. Lemgov. (1711) p. 1004, 1008; Staatsarchiv zu Düsseldorf, insbes. das. W. Teschenmacheri Elogia virorum illustrium Cliviae Juliae Montium (Ms.).

Harleß.

Momper: Joos (Jodocus) de M., Landschaftsmaler, Sohn und wahrscheinlich Schüler des Bartholomäus de Momper, Malers und Bilderhändlers

in Antwerpen, geb. 1564, kam 1581 in die St. Lucasgilde, als gerade sein Vater Vorstand derselben war. Den 4. Sept. 1590 verheirathete er sich mit Elisabeth Gobyn. Als Schüler empfing er Hans de Cock 1591, Frans van der Borcht, und Loys Sollery 1594, Peer Poppe 1599. Im J. 1610 war er neben Theod. Galle zweiter Decan der St. Lucasgilde, im folgenden Jahre erster. Gegen Ende December 1622 starb seine Frau. Er selbst verschied zwischen dem 2. November 1634 und dem 9. März 1635 zu Antwerpen. Zu Rom in der Schilderbent hatte er den Beinamen Eervrucht erhalten. Van Dyck radirte sein Bildniß, ein energischer Kopf von magern Zügen, bereits in sehr vorgerückten Jahren; L. Vorsterman beendigte diese Radirung mit dem Grabstichel. Ein anderes Porträt erschien im Verlage des H. Hondius, von S. Frisius gestochen. De M. ist auf dem Vorsterman'schen Stiche als pictor montium, Bergmaler, bezeichnet. In der That liebte er gebirgige Gegenden, Felsen zu schildern; im Grunde brachte er gern das Meer an. Er nahm seine Landschaften von weitem Gesichtskreis, seine Malerei ist kühn, etwas manierirt, die Zeichnung ziemlich flüchtig. Der Zeit- und Schulgenosse eines Jan Brueghel ist unverkennbar, aber wie dieser zart war, so er verwegen, öfter bizarr. De Momper's Landschaften sind häufig; man findet sie in Dresden, Berlin, Amsterdam &c., besonders viel in Madrid. Die Staffage verstand Jodocus sehr gut zu behandeln, ließ sich aber trotzdem von Andern, wie Jan Brueghel und Frans Francken, die Figuren malen. Man schreibt ihm auch eine Radirung zu.

W. Schmidt.

Momsen: Hans M., nordfriesischer Autodidact, origineller Geist. Er war im Kirchdorfe Fahretoft an der schleswigschen Westküste geboren am 23. October 1735. Der Großvater war eine Zeitlang Navigationslehrer in Holland gewesen, ehe er sich in der Heimat niederließ. Der Vater Momme Jensen war ein kleiner Bauer, der sich etwas aufs Landmessen verstand, auch als Deichvogt im District fungirte. Dieser hatte noch vier Söhne und eine Tochter. Die Dorfschule leistete damals nur wenig. Der Lehrer war ein ehemaliger Bedienter des Kammerherrn v. Bjelke in Tondern. Der Unterricht wurde ganz mechanisch betrieben und sagte unserm Hans nur wenig zu. Er, geborener Denker, beschäftigte sich auf seine Weise. Als er einst den Vater nach Aufklärung über eine mathematische Zeichnung fragte, bekannte der, daß er sie nicht geben könne, er möge nachsehen unter Großvaters Büchern, die auf der Bodenkammer lagen, nach dem Euklid, da würde er vielleicht finden, was er suche. Er fand auch den Euklid aber — in holländischer Sprache. Doch er wußte Rath, von einem Schiffscapitän lieh er eine holländische Fibel, unter den Büchern des Hauses fand er auch eine holländische Bibel. Diese beiden Bücher verhalfen ihm zum Verständniß der Sprache und nun studirte er unabläßig in seinem Euklid bis er sich volles Verständniß desselben angeeignet. Er war damals 14 Jahre alt. Von den Kindern des Ortspredigers hatte er gleichzeitig Wolfs Auszug aus allen mathematischen Wissenschaften geliehen, darin er sich gleichfalls hineinstudirte. Zugleich beschäftigte er sich viel mit kleinen mechanischen Arbeiten allerlei Art, z. B. verfertigte er metallne Knöpfe und Schnallen, überhaupt er zeichnete, zimmerte, goß, löthete, schmiedete &c. Als eine holländische Windmühle im Dorfe neu gebaut wurde, beobachtete er sorgfältig diesen Bau und verfertigte gleichzeitig eine in verjüngtem Maßstabe, die sauber und schön gearbeitet war. Auch arbeitete er ein Modell zu einem Kriegsschiff, das sehenswerth gewesen sein soll. Nachdem er aber 1752 confirmirt worden war, mußte er nun als einfacher Deicharbeiter sein Brod verdienen. Nicht starken Körpers hat er diese Arbeit doch gethan und seine Karre geschoben im Schweiß des Angesichts. Wenn die andern Deicharbeiter ihre Pausen zum stärkenden Schlaf verwandten,

setzte er sich unterm Deich hin, in seinen Büchern zu studiren, und Abends nach vollbrachtem Tagewerk arbeitete er in seiner mechanischen Werkstatt. Er gehörte zu den Menschen, die wenig Schlaf nöthig haben. Behufs Erweiterung seiner Kenntnisse in den Fertigkeiten hatte er zuweilen versucht, sich bei Handwerkern Raths zu erholen, wurde jedoch meist höhnend abgewiesen und faßte daher endlich den Beschluß, „keinen Unterricht bei Menschen mehr suchen zu wollen“. Nur seine Mutter und ein Dorfschmied nahmen sich seiner noch etwas an. Letzterer hatte ihm 2 Schmelztiegel aus Flensburg verschafft. Als der Vater das erfuhr, verbot er ihm den Umgang mit diesem und schalt ihn wegen seiner unnützen Beschäftigungen. Im folgenden Jahre 1753 beschloß M. nach Dithmarschen zu gehen. Es gelang ihm auch dort Anstellung beim Deichbau als Landmesser zu erlangen und er hatte zugleich Gelegenheit, einen guten Theil der von ihm verfertigten Instrumente zu verkaufen, so daß er, als er zum Herbst wieder nach Hause kam, dem Vater einen vollen Geldbeutel als Ersparniß vom Sommer auf den Tisch setzen konnte. Das wirkte auf den alten Vater, der ihn nun nach Herzenslust und eignem Gefallen wirthschaften ließ. M. trieb das nun einige Jahre so und setzte dabei seine Studien namentlich im Winter eifrigst fort. Auch brachte er es zu immer größerer Fertigkeit in den mechanischen Arbeiten. Als der Vater starb, übernahm er die väterliche Stelle, ward dessen Nachfolger als Deichvogt und verheirathete sich mit einem einfachen, jedoch geistig begabten Bauernmädchen, die ihm 9 Kinder geboren hat. Er wollte indeß nur einfacher Landmann bleiben und kleidete sich ganz nach bäurischer Sitte. Was aber ein energischer Wille vermag, das zeigt sich hier recht. Sein Hauptfach war und blieb das Studium der Mathematik, Astronomie und Naturwissenschaft, darin er Ausgezeichnetes leistete, er war aber auch wohl bewandert in Geographie, Geschichte und selbst Philosophie. Auch Navigationslehre und Theorie der Uhrmacherkunst, sowie Gnomonik trieb er mit Liebhaberei. Dabei hatte er sich, ganz auf eigne Hand, ohne irgend einen Lehrmeister, hinreichendes Verständniß der lateinischen, englischen, französischen, holländischen und dänischen Sprache angeeignet. Nur auf die Aussprache legte er keinen Werth, er wollte ja nur lesen und verstehen, nicht sprechen. In den mechanischen Fertigkeiten brachte er es weit und Alles war sauber und accurat, was ihm von Händen ging. Er band selbst seine Bücher ein, verfertigte Holzschnitte, stach in Kupfer, zeichnete Landschaften nach der Natur, lieferte Baurisse für Häuser, Brücken und Schleusen, drechselte in Holz und Metall, lieferte Drehbänke mit allem Geräth dazu, machte Wasserschnecken, am liebsten arbeitete er in Metall, namentlich in Stahl, er verfertigte Reißzeuge, Zirkelfüße, Reißfedern, Meßboussolen, Astrolabien ꝛc., ferner größere und kleinere Uhren, Wanduhren, eine mit Glockenspiel, vielleicht auch eine Seeuhr, Räderschneidemaschinen für Uhrmacher, Sonnenuhren, Spiegel-Octanten aus Messing. Er schliff und polirte Gläser, dioptrische Fernröhre, reflectirende Teleskopen, Metallspiegel für katastrische Grade. Auch baute er eine Orgel mit 6 Registern, einer Claviatur von 4 Octaven und Pedal von 2 Octaven und 294 Pfeifen. Im Orgelspiel hatte er nur nothdürftige Fertigkeit, eine Tochter von ihm dagegen brachte es zur Virtuosität. In seinem Haus hatte er auch eine Privatschule. Er hatte fortwährend Schüler, die von ihm eigentlich wenig unterrichtet, aber gut gebildet wurden. Einer von diesen, Sohn des Ortspredigers Krebs, war nachher Professor der Mathematik an der Kopenhagener Universität. Vorzugsweise unterwies er in Mathematik, Landmessen und Navigation. Jener Prof. Krebs sandte seinem alten Lehrer stets seine Manuscripte zu, ehe er sie in Druck gab. Auf mehrfaches Anhalten besuchte M. diesen 1793 in Kopenhagen. Dazu kaufte er sich einen Hut, den einzigen, den er gehabt

hat, sonst trug er nur eine wollene Mütze. Dort interessirten ihn vorzugsweise das Observatorium und die Bibliotheken. Er lernte hier angesehene Persönlichkeiten kennen: Die Professoren Bugge und Tetens, den Grafen Moltke u. s. w. — Seine Körperkräfte nahmen endlich ab und zuletzt war er längere Zeit schwach und leidend, aber geistig rüstig blieb er bis ans Ende. Er starb 13. Sept. 1811. Harms im Gnomon nennt ihn einen Zahl-, Maß- und Kraftmann.

Ueber ihn: Fragmente aus dem Tagebuche eines Fremden, Altona 1799. Paulsen, in Schleswig-Holsteinsche Provinzial-Berichte 1813, I, 97. Chr. Sörensen das. 1814, IV, 337. Chr. Feddersen, Historische Blätter, Kellinghusen 1856, S. 43 ff. C. Harms im Gnomon 3. A., S. 44. J. Petersen, Blätter der Erinnerung an den Mathematiker und Mechaniker H. Momsen, Bredstedt 1874.

Carstens.

Monau: Jacob M., herzogl. Liegnitz-Briegscher Rath und einer der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, stammte aus einem alten ritterbürtigen Geschlechte und wurde am 6. December 1546 in Breslau geb. Seine Vorbildung für die Hochschule verdankt er dem Elisabethan seiner Vaterstadt. Nachdem er 1565—1567 in Leipzig unter Joachim Camerarius und Victorin Strigel und 1567—1569 in Heidelberg klassischen und philosophischen Studien obgelegen, begab er sich 1569 nach Wittenberg, um sich durch ein dreijähriges Studium der Rechte unter Matthäus Wesenbeck für einen practischen Beruf vorzubereiten, worauf er weitere drei Jahre zu der damals obligatorischen großen Reise verwendete. Sie beschränkte sich wegen des in Frankreich herrschenden Bürgerkrieges auf Italien und die Schweiz, dafür wurden aber in Padua und Genf längere Zeit die unterbrochenen Studien wieder aufgenommen und auf der Heimreise in Heidelberg, Nürnberg, Augsburg und Wien zahlreiche neue Verbindungen angeknüpft und die bestehenden alten befestigt. Als Melanchthonianer hatte M. 1565 Breslau verlassen, als überzeugter Calvinist kehrte er 1575 im Spätherbst in seine Vaterstadt zurück. Von der Geistlichkeit mit Mißtrauen aufgenommen, entschied er sich, zumal ein Fehler in der Sprache ihn zum Debattiren untauglich machte, für das stille und unabhängige Leben eines Privatgelehrten und ließ sich erst 1590 bestimmen, als Rath in den Dienst des den Reformirten freundlich gesinnten Herzogs Joachim Friedrich von Brieg unter Beibehaltung seines Wohnsitzes in Breslau zu treten, in welcher Stellung er nach Kräften mitgewirkt hat, in den Landen des Herzogs einer freiern Auffassung des Evangeliums Raum zu schaffen. Obwol begeisterter Calvinist, vermied er aus Liebe zum Frieden jedes provocatorische Auftreten und seiner Besonnenheit, sowie seinen einflußreichen Verbindungen ist es zu danken, daß, so lange er lebte, die zahlreichen Reformirten Breslaus, deren Führung nach Cratos Tode auf ihn übergegangen war, im Ganzen wenig behelligt wurden. Literarisch productiv ist M. nicht gewesen. Außer einem von seinem Lehrer Victorin Strigel hinterlassenen Werke („Aristotelis de vita et moribus libri X. conversi de graeco in sermonem latinum et argumentis, tum scholiis quoque illustrati a Victorino Strigelio“, Lipsiae 1572), welches er auf seine Kosten herausgab, hat er nur noch die von seinen zahlreichen Freunden auf sein Symbolum componirten lateinischen und griechischen Gedichte veröffentlicht („Jacobi Monavi Symbolum »ipse faciet«, virorum clarissimorum et amicorum carissimorum versibus celebratum et exornatum“, 1581. Zweite, bedeutend vermehrte Ausgabe, Görlitz 1595). Seine Bedeutung lag in seiner Persönlichkeit. Universale Bildung, anspruchslose Bescheidenheit, tiefe Religiosität gewannen ihm die Herzen seiner Standesgenossen wie der Gelehrten und seine Verbindungen mit den berühmtesten Männern fast ganz Europas machten ihn zum Mittelpunkt, um welchen sich damals das litterarische Leben Schlesiens bewegte. Er starb am 6. October 1603 in Breslau.

Caspar Conrad hat ihm in seiner Schrift „Jacobi Monavi Manes“, Liegnitz 1604 ein poetisches Denkmal gesetzt und der allgemeinen Trauer Ausdruck gegeben. Ein Theil der ausgebreiteten Correspondenz Monau's ist uns in der großen Briefsammlung der Breslauer Stadtbibliothek erhalten geblieben.

Peter M., des vorigen jüngerer Bruder, geb. am 9. April 1551, widmete sich nach mehrjährigen humanistischen Studien in Wittenberg und Heidelberg, von 1575—1578 in Padua der Medicin. Nachdem er sich in Basel das Doctorat erworben, ließ er sich in Breslau als Arzt nieder, wurde aber 1580 auf Crato's Empfehlung zum kaiserlichen Leibarzt ernannt. Als solcher ist er am 12. Mai 1588 in Prag gestorben.

Die Vorreden zu den von Jacob Monau herausgegebenen Schriften. — Melch. Adami vitae germ. jurecons. et politicorum, Francof. 1706, p. 178. — Sigism. Johnii Parnassus Siles. centuria II, p. 111 ff. — Gillet, Crato von Crafftheim und seine Freunde, II, 72 ff. — Ueber Peter Monau, Melch. Adami vitae germ. medicorum, p. 137 u. Gillet.

Schimmelpfennig.

Moench: Konrad M., Prof. der Botanik in Marburg, geb. zu Kassel am 15. August 1744, † zu Marburg am 6. Januar 1805. Die schriftstellerische Thätigkeit Moench's begann mit einer floristischen Arbeit über die Pflanzen von Kurhessen, die im J. 1777 erschien und den Titel führte: „Enumeratio plantarum indigenarum Hassiae praesertim inferioris secundum methodum sexualem dispositarum“. Nach dem Linné'schen System geordnet, sind die hier aufgeführten Pflanzen ganz nach der fast zur Schablone gewordenen Methode beschrieben, wie sie den unmittelbaren Schülern der Linné'schen Schule eigen war. Es ist aber nur der erste Theil des Werkes herausgekommen, der bereits mit der zwölften Klasse abschließt. In deutscher Sprache erschien darauf 1785 ein „Verzeichniß ausländischer Bäume und Stauden des Lustschlosses Weissenstein bei Kassel“, worin namentlich nordamerikanische Holzarten angeführt sind. Mehr als durch die bezeichneten Publicationen hat M. seinen Namen in der Botanik bekannt gemacht durch den Versuch, ein eigenes System der Pflanzen und zwar entsprechend der damaligen Richtung der botanischen Wissenschaft, nach den Grundsätzen einer künstlichen Anordnung aufzustellen. In seinen Grundzügen entwickelte M. sein System in dem kleinen, 1798 veröffentlichten Buche: „Einleitung zur Pflanzenkunde“. Das Büchlein sollte wohl in erster Linie den Studirenden der Botanik einen Leitfaden bieten, mit dessen Hilfe sie über die vielen termini technici, deren Kenntniß zur Pflanzenbeschreibung nothwendig war und zugleich auch den wesentlichsten Inhalt der damaligen wissenschaftlichen Botanik ausmachte, sich orientiren könnten. Für diesen didaktischen Zweck mag das Buch auch seiner Zeit hinlänglich brauchbar gewesen sein. Es enthält nicht nur eine Aufzählung und Erklärung der gebräuchlichen botanischen Kunstausdrücke, es knüpft auch zugleich daran eine Erläuterung der physiologischen Functionen der besprochenen Pflanzentheile. Erst am Schlusse entwickelt der Verfasser, nach einer Uebersicht über die bereits bekannten Pflanzensysteme, die Grundzüge seines eigenen, das sich an das von Gleditsch vor ihm aufgestellte zunächst anschließt. Nach M. zerfallen sämmtliche Pflanzen in 8 Klassen, von denen die 7 ersten, gebildet nach der Insertion der Staubgefäße, die Phanerogamen umfassen, während die achte die Kryptogamen einschließt. Jede der ersten 7 Klassen wird in 9 Ordnungen eingetheilt. Diese unterscheiden sich durch die Verwachsungen der Staubgefäße unter einander, durch die getrennt- oder verwachsenblättrigen Kelche und Blumenkronen und durch das Vorhandensein oder den Mangel des Kelches, der Blumenkrone oder beider. Die Unterabtheilungen der Ordnungen wiederum bilden der ober- oder unterständige

Fruchtknoten und die Verschiedenheiten der Früchte. Die achte Klasse vereinigt die Farne, Moose, Lebermoose, Schorfmoose und Schwämme, zu welchen letzteren wahrscheinlich auch die Algen gerechnet werden, die bereits Gleditsch als besondere Ordnung getrennt hatte. M. wollte mit diesem System eine Verbesserung des Linné'schen Sexualsystems geben. Letzteres hat indessen noch nach 100 Jahren sein Ansehen behauptet; das System Moench's hat das Leben seines Verfassers nicht überdauert. Praktisch angewendet wurde es von M. in seiner Beschreibung der Pflanzen des Marburger botanischen Gartens, die hiernach geordnet sind. Diese Schrift erschien als: „Methodus plantas horti botanici et agri Marburgensis a staminum situ describendi" im J. 1794 und erhielt noch 1802 ein Supplement. E. Wunschmann.

Mönckeberg: Johann Georg M., Licentiat der Rechte und Senator, geb. zu Hamburg, den 7. Nov. 1766, eines Kaufmanns Sohn. Auf der Gelehrtenschule und dem akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt gründlich vorgebildet, und gleichzeitig als Assistent des Stadtbibliothekars seine Neigung zur Litteratur und Bücherkunde bethätigend, studirte er von Ostern 1785 bis Mich. 1788 die Rechtswissenschaft zu Göttingen, woselbst er auch den juristischen Licentiatengrad erwarb. Nachdem er sodann in Wetzlar die reichskammergerichtliche Praxis kennen gelernt, habilitirte er sich 1789 in seiner Vaterstadt als Advocat. In dieser Eigenschaft zeichnete er sich durch ungewöhnliche Gewandtheit, gediegenes Wissen und überlegenen Scharfsinn vor vielen seiner Collegen der Art aus, daß er sehr bald zu den angesehensten und beschäftigtsten Juristen Hamburgs gehörte. Daneben versah er seit 1794 die Functionen eines Consulenten der Commerzdeputation, deren Bibliothek er mit Einsicht und Neigung verwaltete und zu ihrer nachmaligen Höhe zu heben verstand. Seine Verdienste um dieselbe sind später von Dr. F. L. Hoffmann in dessen Schrift „Die Commerzbibliothek in Hamburg" (1849) anerkannt und gewürdigt. Seit 1797 wirklicher Consulent dieser Hamburgischen Handelsbehörde, konnte er freilich den Kaufmannsstand seiner Vaterstadt vor solchen Krisen nicht bewahren, welche eine Folge verderblicher Weltereignisse waren, wohl aber haben unter den schwierigsten Zeitumständen seine klugen Rathschläge die verderblichsten Wirkungen glücklich abgewendet, und seiner handelspolitischen Einsicht verdankte man das Einlenken in günstigere Bahnen und erfolgreichere Handelswege. — Nach Beendigung der französischen Herrschaft in Hamburg erkor das Vertrauen seiner Mitbürger M. zum Mitgliede wichtiger bürgerschaftlicher Commissionen, z. B. 1814 behufs zeitgemäßer Verfassungs- und Verwaltungsreformen, deren Arbeiten er leitete und deren Gutachten er verfaßte; später auch behufs der Organisation des Justizwesens und des Ober-Appellhofes. — Längst hatte man im Publicum die Erwählung des hochbegabten verdienstvollen Mannes in den Senat erwartet, als endlich, den 4. December 1826, das (nach damaliger Verfassung den Ausschlag gebende) Loos ihm diese Würde übertrug. Seitdem wirkte er unermüdet in allen ihm obliegenden Rathsämtern, wie im Obergerichte, als eins der einflußreichsten geschätztesten Senatsmitglieder. Allgemein fand neben seiner vielseitigen geistigen Begabung, auch sein ehrenfester Charakter volle Anerkennung. — Als eine besondere Art Ehrenauszeichnung durfte er seine Ernennung zum Spruchmann im Schiedsgericht des deutschen Bundes betrachten, welche wohlgemeinte, aber wenig praktisch gewordene Institution jetzt wohl völlig vergessen ist. — Ungeachtet seiner im höheren Lebensalter eingetretenen Augenschwäche, blieb er thätig bis an seinen, den 30. April 1842 erfolgten Tod. Seine Beerdigung fand statt am 1. Tage des großen Brandes, welche Calamität Hamburgs er also nicht mehr erlebte. Seine vielseitige Litteraturkenntniß bezeugte die von ihm gesammelte große Privat-Bibliothek, deren werthvollste Seltenheiten größtentheils an

die Stadtbibliothek kamen, während die Hamburgensien vom Staatsarchiv erworben wurden. Unter seinen, sämmtlich dem Gelehrtenstande angehörigen Söhnen ist der bekannteste der Dr. theol. Carl M., Pastor zu St. Nicolai, welcher sich in theologischen und historischen Fächern schriftstellerisch ausgezeichnet hat. Dessen Sohn ist der jetzige Senator Dr. Johann Georg M.

S. Hamb. Schriftstellerlexikon Bd. V, S. 313—315. Serapeum 1855, S. 364—367. Beneke.

Mone: Franz Josef M., Director des großherzogl. badischen General-Landesarchives, geb. zu Mingolsheim bei Bruchsal am 12. Mai 1796, † in Karlsruhe am 12. März 1871. Am Gymnasium zu Bruchsal vorgebildet, bezog M. 1814 die Universität Heidelberg, in deren Lehrkörper er schon 1817 als Privatdocent der Geschichte eintrat, 1818 wurde er als Secretär an der Universitätsbibliothek angestellt, 1819 zum außerordentlichen, 1822 zum ordentlichen Professor der Geschichte ernannt. Seit dem Jahre 1825 war ihm auch die Leitung der Universitätsbibliothek übertragen. Im Jahre 1827 folgte M. einem Rufe als Professor der Geschichte und Statistik an die Universität Löwen. In Folge der belgischen Revolution verließ er 1831 die Universität wieder und kehrte nach Heidelberg zurück, wo er eine Zeitlang als Privatgelehrter lebte. Durch einflußreiche Freunde dem Großherzog Leopold von Baden empfohlen, wurde er vorübergehend mit der Leitung der officiellen „Karlsruher Zeitung“ betraut, im J. 1835 zum Geheimen Archivar und Director des General-Landesarchivs ernannt. In dieser Stellung war er bis zum Jahre 1868 thätig, in welchem er in den Ruhestand trat. — M. besaß bei großem Fleiße und einer unermüdlichen Arbeitskraft eine weit ausgebreitete, umfassende Gelehrsamkeit, insbesondere auf linguistisch-litterarischem und geschichtlichem Gebiete. Seine auf die Erforschung der Urzeit zurückgehenden Arbeiten sind in solchem Grade von der Keltomanie beeinflußt, daß sie heutzutage nur noch einen historiographischen Werth besitzen. So seine 1837 erschienenen „Keltischen Forschungen“, seine „Untersuchungen über die gallische Sprache“ (1851); auch seine „Urgeschichte des badischen Landes“ (2 Bde. 1845), hat sich von diesen keltischen Liebhabereien nicht frei gehalten. Dagegen hat M. sowol auf dem Gebiete der Litteratur als auf dem der politischen und Culturgeschichte eine ganze Reihe von Arbeiten hinterlassen, welche seinen Namen der Nachwelt überliefern werden. Von diesen litterarhistorischen Publicationen bewegen sich die ersten: „Einleitung in das Nibelungenlied“ (1818) und „Geschichte des Heidenthumes im nördlichen Europa“ (2 Bde. 1822—23), ganz in den von Creuzer eröffneten Bahnen. Aus dem Jahre 1821 stammt eine Ausgabe des „Otnit“, 1830 erschien der erste (und einzige) Band der „Quellen und Forschungen zur Geschichte der teutschen Litteratur und Sprache“, 1836 die „Untersuchungen zur teutschen Heldensage“, 1838 die „Uebersicht der niederländischen Volkslitteratur älterer Zeit“. Inzwischen hatte er, zuerst mit dem Freiherrn Hans von Aufseß gemeinsam, dann allein, eine Reihe von Bänden unter dem Titel „Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters“ herausgegeben und darin auf eine Menge unbekannter Materialien hingewiesen. Von großer Bedeutung für die Geschichte des Schauspiels waren seine Editionen: „Altdeutsche Schauspiele“ (1841) und „Schauspiele des Mittelalters“ (2 Bde. 1846). Die „Lateinischen und griechischen Messen“ (1850) und „Lateinische Hymnen“ (3 Bde. 1855—57) brachten wichtige Beiträge zur Kenntniß der Liturgie und kirchlichen Poesie. Speciell der Geschichte seines Heimathlandes widmete er ein 2 Bde. umfassendes „Badisches Archiv“ (1826 bis 1827) und später die im Auftrage der Regierung herausgegebene „Quellensammlung der badischen Geschichte“ (3 Bde. und Bd. 4, Heft 1 1845—1868),

sowie den zweiten Band des „Episcopatus Constantiensis“ von Neugart (1862). Einen viel weiteren Kreis umschrieben seine Arbeiten in der von ihm gegründeten und in Gemeinschaft mit den Archiväthen Dambacher und Dr. Bader von 1850—68 in 21 Bänden herausgegebenen „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“. In dieser seither vom badischen General-Landesarchiv weitergeführten Zeitschrift (1885 erscheint der 39. Band, mit dessen Abschluß die Herausgabe an die badische historische Commission übergeht), ist eine außerordentliche Fülle des mannigfaltigsten Materials zur Kenntniß der Vergangenheit des Rheinlandes, vom Ursprung des Stromes bis in die mittelrheinischen Gegenden herab, zusammengebracht. M. insbesondere darf das Verdienst für sich beanspruchen, zu einer Zeit, in welcher die Historiker im Allgemeinen meist nur der politischen und Rechtsentwicklung ihr Augenmerk zuwandten, die Bedeutung des Wirthschaftslebens für die Geschichtschreibung erkannt und zu dessen Kenntniß sehr viele und reiche Beiträge geliefert zu haben. Wenn einerseits seine urkundlichen Editionen ab und zu die Akribie vermissen lassen, die heute als unerläßlich gilt, und andrerseits seine wirthschaftsgeschichtlichen Untersuchungen zu weitschweifig sind und in ihrer Brauchbarkeit durch seine Neigung, aus vereinzelten Daten sofort fertige Ergebnisse zu ziehen, beeinträchtigt werden, so bleibt sein hohes Verdienst auf diesem Gebiete und der Fleiß, mit dem er das seiner Leitung unterstellte Archiv, wie zahlreiche andere Archive durchforschte, durchaus hoher Anerkennung würdig. — M. war nicht nur ein der katholischen Kirche unbedingt ergebener frommer Mann, sondern er griff auch mit seinem persönlichen Einfluß auf hohe Kreise seines Heimathlandes, sowie durch litterarische Thätigkeit in den seit Beginn der 1840er Jahre neuentbrannten kirchenpolitischen Kampf eifrig ein. Die 1841 ausgegebene Schrift „Die katholischen Zustände in Baden“ und eine 1843 unter dem gleichen Titel nachgefolgte Brochüre, welche auf die gegen die erste gerichtete Antwort des Staatsraths Nebenius replicirte, sind anonym erschienen und erst nach Mone's Tode von ihm nah stehender Seite als seiner Feder entstammend bezeichnet worden. Diese Schriften haben in scharfer und von Leidenschaftlichkeit nicht freier Weise den Kampf zwischen der römischen Kirche und der Regierung in Baden eröffnet. An dessen späteren Stadien hat M. wohl nur als vertrauter Rathgeber der klerikalen Parteiführer Antheil genommen. — Nach seiner Zuruhesetzung lebte M. in vollkommener Zurückgezogenheit, von den Leiden des hohen Alters heimgesucht, bis er am 12. März 1871 starb. Eine Reihe von biographischen und an solche sich anschließenden polemischen Artikeln über M. ist verzeichnet im 25. Bande der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“. v. Weech.

Monhaupt: Ernst M., preußischer General-Lieutenant, als der Sohn eines Militärarztes am 11. April 1775 zu Minden geboren, trat am 1. Mai 1790 bei der reitenden Artillerie, welche damals sämmtlich in Potsdam garnisonirte, in den Dienst; es war die Waffe, welcher lebenslang sein ganzes Streben gewidmet bleiben sollte. Die Rheinfeldzüge von 1793 und 1794, welche er in der Batterie des Hauptmann Lange mitmachte, lehrten ihn den Krieg kennen; nach Beendigung desselben besuchte er die Artillerie-Akademie; am 1. Juni 1796 ward er Offizier. Zehn Jahre später machte er den unglücklichen Krieg gegen Frankreich bei der Batterie des Hauptmann von Zahn mit, commandirte bei Jena vier Geschütze und theilte dann die Schicksale von Blücher's Corps bis zur Kapitulation von Ratkau. Bei der Reorganisation der Armee nach dem Frieden von Tilsit erhielt er das Commando der reitenden Batterie der Garde-Artillerie, nahm aber 1812 den Abschied und trat in die Russisch-Deutsche Legion. Bei Errichtung der Artillerie derselben bewies er große Energie und organisatorisches Talent, wurde deren Commandeur und befehligte sie im

darauffolgenden Feldzuge 1813/14, während dessen die Legion unter Wallmoden an der Niederelbe focht. Von letzterem besonders empfohlen, trat er, als die Legion der preußischen Armee einverleibt wurde, in den vaterländischen Dienst zurück, erhielt bei Ausbruch des Krieges von 1815 das Commando der Artillerie des III. Armee-Corps und kämpfte an ihrer Spitze bei Ligny und bei Wavre mit großer Auszeichnung. Einflußreiche Gönner wünschten ihm nach Friedensschluß das Commando der Garde-Artillerie zuzuwenden; er blieb jedoch, da König Friedrich Wilhelm III. nicht wünschte, den ihm durch seinen Aufenthalt im russischen Dienst zu Theil gewordenen Avancementsvortheilen auch noch diese Auszeichnung hinzufügen, an der Spitze der 3. Artillerie-Brigade. — In dieser Stellung strebte er unausgesetzt für die Ausbildung und die taktische Vervollkommnung seiner Waffe, aus welcher er vor Allem die noch vorhandenen Anklänge an das Constablerthum zu entfernen wünschte; er wollte die Artillerie zu einer der Infanterie und Cavallerie durchaus ebenbürtigen und gleichstehenden Truppe machen, und vor Allem wünschte er die reitende Artillerie zu etwas ganz Besonderem zu machen; er hatte eine hohe Meinung von ihrer Offensivkraft und glaubte ihr, in Verbindung mit Reiterei, eine große Zukunft vorbehalten, größer als sie ihr geworden ist und als die Waffe selbst, Angesichts der Leistungen der übrigen Feldartillerie, beanspruchen durfte. Wenn er aber auch in seinen Ansprüchen und Hoffnungen vielfach über das Ziel hinausschoß und mitunter mit imaginären Werthen rechnete, so war doch in seinen Ansichten viel gesunder Kern und sein Streben ist für die Waffe nicht verloren gewesen; er hat auf die Verwendung der Artillerie, nicht der reitenden allein, sondern der Feldartillerie überhaupt, durch Wort und Schrift einen bedeutenden Einfluß geäußert. Seine Werke erschienen ohne Nennung seines Namens, zuerst „Die reitende Artillerie, was sie ist, sein sollte und sein könnte“, 1818, dann 1823 das „System der reitenden Artillerie“, und 1825 das „System der Feld-Artillerie zu Fuß“, alle fanden in der Presse vielfachen Widerspruch. Nachdem er 1829 Commandant von Wesel geworden war, 1834 seinen Abschied genommen hatte und am 19. Februar 1835 gestorben war, wurden aus seinem Nachlaß noch veröffentlicht: „Ueber den Gebrauch der reitenden Artillerie mit besonderer Rücksicht auf ihre Verbindung mit Reiterei“ 1836, „Taktik der reitenden Artillerie“ 1837, „Die reitende Artillerie im Cavalleriegefecht“ 1838, sämmtlich in Berlin herausgekommen. Monhaupt's Wirken wurde bei seinen Lebzeiten durch die Unduldsamkeit seines Wesens und seine überhebende Schroffheit mannigfach beeinträchtigt.

Militär-Wochenblatt vom 14. März 1835, Nr. 978. — Historisch-biographische Nachrichten zur Geschichte der brandenburgisch-preußischen Artillerie, Berlin 1844—45. — H. Müller, die Entwicklung der Feld-Artillerie, Berlin 1873.
Poten.

Monheim: Johannes M., Schulmann des 16. Jahrh., geb. 1509 auf dem Bauerngut Clausen, das zum bergischen Hofe Barmen, in kirchlicher Beziehung zur Pfarrei Elberfeld gehörte, studierte seit 1526 in Köln, wo er 1529 die Magisterwürde erlangte. Er wurde darauf 1532 an der Stiftsschule von Essen und 1536 an der Domschule zu Köln angestellt. Unter den damaligen Domherrn zu Köln waren manche der Erasmus'schen Richtung zugethan; ihrem Einfluß verdankte wohl M. die Berufung. Dieser erwarb sich rasch den Ruf eines ausgezeichneten Lehrers, und als Herzog Wilhelm zu Cleve und Jülich-Berg 1545 eine fürstliche Landesschule zu Düsseldorf gründete, wurde M. als Rector berufen. Sowol seine Lehrbegabung als auch die Tüchtigkeit der von ihm berufenen Mitarbeiter brachte die Schule bald in solche Aufnahme, daß zur Blüthezeit 1800 Schüler dieselbe besucht haben sollen, z. Th. aus der Pfalz

und der Moselgegend. Anfangs wirkte M. noch ganz im Sinne des Erasmus, der gerade am herzoglichen Hofe zu Düsseldorf im höchsten Ansehen gestanden hatte; so gab er z. B. heraus: „Dilucida Explanatio symboli quod apostolorum dicitur etc. autore Erasmo Rot. in compendium redacta“, (Col. 1551. 1554. 1556); „Christianae religionis Rudimenta ex Des. Erasmi Rot. lucubrationibus“, (Col. 1551). Allein bald schloß er sich mehr der reformatorischen Richtung an, und sein 1560 zu Düsseldorf gedruckter „Catechismus, in quo Christianae religionis elementa syncere simpliciterque explicantur“, (neu abgedruckt durch Ch. H. Sack, Bonn 1847), schloß sich eng an Calvin's „Institutio“ an. Hatte schon 1548 die Inquisition die Lehrer der Düsseldorfer Schule im Geheimen als valde suspecti bezeichnet, so erhob sich jetzt ein gewaltiger Sturm gegen M. und seine Schule. Die theologische Facultät zu Bonn gab eine Gegenschrift heraus (verfaßt von den Jesuiten): „Censura — et docta explicatio errorum Catechismi Joannis Monhemii“ (Colon. 1560), auch beim Herzog wußten die Jesuiten M. zu verdächtigen, so daß ihm verboten wurde, gegen dieselben zu schreiben. Die Widerlegung der Censura geschah deshalb durch einen anderen und zwar pseudonym: „Ad theologastrorum Coloniensium censuram Henrici Artopoei responsio, pro defensione Catechismi Joannis Monhemii praeceptoris sui conscripta — Excudit Gratianopoli Petr. Cephalius Duromontanus, anno MDLXI, Mense Septembri. Verfasser derselben ist nach der wahrscheinlichen Vermuthung von K. Krafft der gelehrte Arzt Johann Kühn (Tolmerus) aus Rheinbreidbach bei Bonn, woher er auch den Namen Breidbach führte. Die Klagen der Jesuiten beim Papst und Kaiser und die Vorstellungen, welche diese dem Herzog machten, gefährdeten die Stellung Monheim's in hohem Grade, zumal da die Curie dem Herzoge für die Universität, welche er in Duisburg gründen wollte, nur unter der Bedingung Privilegien in Aussicht stellte, wenn er M. entlasse. Vgl. den Brief Monheim's an M. Chemnitz (v. 29. Aug. 1562) in den Theologischen Arbeiten aus dem rheinischen wissenschaftlichen Predigerverein III, (Elberfeld 1877), S. 88 f. Zu einer Entfernung Monheim's konnte sich Herzog Wilhelm nicht entschließen, allein die Wirksamkeit des Mannes war eingeschränkt, seine Kraft gebrochen und er starb bereits am 9. Sept. 1564. Sein Nachfolger im Rectorat wurde der bekannte Philologe und Ciceronianer Franz Fabricius aus Düren (1564—73). Gegen die Censura traten außer Chemnitz (Theologiae Jesuitarum praecipua capita ex quadam Censura, quae Coloniae anno 1560 edita est. Lips. 1563) noch H. Hamelmann und Verstegen (Anastasius) auf. — Die Hauptbedeutung von M. beruhte in seiner pädagogischen Wirksamkeit, seine schriftstellerische Thätigkeit bezog sich auch wesentlich auf die Schule (seine Bücher gingen aus einer 1558 zu Düsseldorf neu entstandenen Druckerei hervor). Von großer Bedeutung auch auf die Gründung einer evangelischen Kirche am Niederrhein war es, daß unter Monheim's Leitung eine große Anzahl tüchtig gebildeter Jünglinge heranwuchs, welche als Prediger in den Dienst derselben eintreten konnte.

Vgl. die Biographie Monheim's in der Theologischen Realencyklopädie v. Herzog, (von K. W. Bouterwek in der 1. und von K. Krafft in der 2. Auflage). Crecelius.

Monheim: Johann Peter Joseph M. wurde am 23. März 1786 in Aachen geboren. Er gehörte einer angesehenen Familie an. Sein Vater Andreas Monheim war, nachdem die Franzosen im Herbst des Jahres 1794 bleibend Besitz von Aachen genommen, und am 1. April 1797 vorübergehend den occupirten rheinischen Reichsstädten ihre alte Verfassung zurückgegeben hatten, vom 8. April 1797 bis zum 16. März 1798 Bürgermeister seiner Vaterstadt. Der Sohn, Johann Peter Joseph M., wurde Chemiker und Apo=

theker. Schon im Jahre 1810 gab er mit Dr. G. Reumont die Schrift heraus: „Analyse des eaux sulfureuses d'Aix-la-Chapelle", welcher im J. 1811 folgte „J. P. J. Monheim, analyse des eaux thermales de Borcette, suivie de l'examen du gaz azote sulfuré dégagé des sources sulfureuses tant d'Aix-la-Chapelle que de Borcette". Die Aachener Zeitung vom 11. März 1815 enthält die Mittheilung: „1815, den 6. März sendete die Universität Göttingen dem Apotheker Monheim das Doctordiplom wegen seiner großen Verdienste um die Chemie." Diese Verdienste erhöhte er noch durch sein Hauptwerk vom J. 1829: „J. P. J. Monheim, die Heilquellen von Aachen, Burtscheid, Spa, Malmedy und Heilstein in ihren historischen, geognostischen, physikalischen, chemischen und medicinischen Beziehungen", 411 Seiten. Diese umfassende Schrift enthält sorgfältige Analysen der Quellen der genannten Orte. Als J. von Liebig im J. 1850 auf Veranlassung der Stadtbehörde eine neue Analyse der Aachener Thermalwässer vornahm, erklärte er: Ich schätze mich besonders glücklich, daß die Fortschritte der chemischen Analyse gestattet haben, die Gegenwart von Jod und Brom, Eisen und Kali in den Aachener Quellen nachzuweisen und ihrer Menge nach zu bestimmen; es sind dies, namentlich die drei ersteren, Bestandtheile, welche neben den anderen bereits in der ausgezeichneten Untersuchung des Herrn Dr. Monheim aufgeführten, in der Mischung, die sie zusammen bilden, den Aachener Quellen den ersten Rang unter allen Mineralquellen Europas sichern. Neben seinen Berufs- und wissenschaftlichen Arbeiten fand M. Muße, seinen Drang nach Wohlthun zu befriedigen. Besonders lag ihm die Noth alter hülfloser und unheilbarer Mitbürger am Herzen. Mit großen eignen Opfern und durch Unterstützung Gleichgesinnter, gelang es ihm, in dem vormaligen Annunciatenkloster ein Spital für arme verlassene alte Leute und Unheilbare beider Geschlechter zu errichten, welches den 28. März 1823 am Charfreitage unter dem Namen des Vincenzspitals zunächst für dreißig Personen unter entsprechenden Feierlichkeiten eröffnet wurde. Die schöne pergamentene Stiftungsurkunde unter obigem Datum enthält die Namen des Regierungschefpräsidenten von Reimann, des Generalvicars Fonck, verschiedener Mitglieder des Landgerichtes und der Stadtverwaltung, der Name des Gründers an bescheidener Stelle entzieht sich fast der Aufmerksamkeit des Beschauers. Das Vincenzspital wurde vor einigen Jahren den Elisabetherinnen auf dem Münsterkirchhofe übergeben mit der Modification, daß auch der Pflege bedürftige ältere Männer und Frauen ohne Unterschied der Confession gegen ein angemessenes Honorar Aufnahme finden. Das Bild des Stifters ziert einen der Säle des durch Neubauten heute ansehnlich erweiterten Elisabethspitales. M. war durch seine Bürgertugenden eine der bedeutsamsten Persönlichkeiten der alten Kaiserstadt geworden. In allen wichtigen Fragen des Gemeinwohls stellte er der Vaterstadt seine reife Erfahrung zur Verfügung. Auch vertrat er dieselbe als Abgeordneter auf dem Provinziallandtage. Ueberhaupt geschah in Aachen nichts Wichtiges ohne seinen Beirath. So hatte er einen wesentlichen Antheil an der Errichtung der höheren Bürgerschule, heute Realschule erster Ordnung. M. war ein aufrichtiger Anhänger seiner Kirche, ein getreuer Unterthan seines Königs und ein Vorbild seiner Mitbürger. Mit Recht hat die Stadt das Andenken des würdigen Mannes zu ehren, einer der reizendsten der neuen Straßenanlagen den Namen Monheims-Allee gegeben. M. starb am 1. Dec. 1855.

Man vergl. Haagen's Gesch. Aachens II, 537 f. Haagen.

Monheim s. **Munheim.**

Monkewitz: Johann Kasimir von M., schaumburg-lippescher Obrist-Lieutenant, im August 1722 zu Keydan in Lithauen geboren, machte als preußischer Freicorporal die Schlachten von Hohenfriedberg, Soor und Kesselsdorf

mit, stand von 1751—1755 als Fähnrich bei der gräflich Bentinckschen Schloßcompagnie zu Knyphausen und trat als Lieutenant bei der Infanterie im Juli 1755 in den Dienst des Grafen Wilhelm von Bückeburg, der ihn bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges zum Rittmeister und Commandeur seines 1753 errichteten Carabiniercorps ernannte. An der Spitze dieser Truppe, der „schwarzen Männer“, der „diables de Buckebourg“, hat er sich im Laufe des Krieges als kühner und umsichtiger Parteigänger einen beim Feinde gefürchteten, beim Freunde hochgeachteten Namen gemacht. Wenn derselbe in den größeren Geschichtswerken wenig genannt wird, so liegt dies einestheils darin, daß die Leistungen der kleineren Contingente in diesen Werken häufig zurückgedrängt und in den Schatten gestellt werden, anderentheils aber auch in Monkewitz's anspruchsloser und bescheidener Persönlichkeit. Trotzdem aber ist sein und seiner Truppe Andenken unvergessen. Gleich zu Beginn des Feldzuges von 1757, als die Alliirten die Spitzen ihrer Armee nach Westfalen vortrieben, traten Monkewitz's Carabiniers vortheilhaft hervor, und als nach der Schlacht bei Hastenbeck, an der sie übrigens wenig Antheil gehabt hatten, Herzog Ferdinand von Braunschweig den Oberbefehl übernommen hatte und zu Ansgang Winters 1758 seinen Siegesflug von der Elbe an den Rhein antrat, waren sie — wie im Jahre zuvor bei der Nachhut — jetzt bei der Avantgarde. Am 25. Februar rückte M. in Bremen ein, am 26. März überfiel er bei Bentheim einen bedeutenden feindlichen Transport, für sein tapferes Verhalten im Treffen bei Meer, am 5. August, verehrte ihm Graf Wilhelm einen Säbel. Den Feldzug 1759 machte er bei der „kleinen“ Armee des General von Spörken in Westfalen mit. Ein Ueberfall auf Buer am 4. Mai, wo er durch nachgemachte Geschütze den Feind täuschte und ihm, den erzeugten Schrecken benützend, großen Schaden zufügte, war einer seiner besten Streiche; für das Gefecht bei Klein-Dortmund, am 30. September, ward er vom Herzog Ferdinand belobt. Im Herbst dieses Jahres ward ihm zum ersten Male, und zwar auch auf ausdrücklichen Befehl des Herzogs, das Commando einer größeren Abtheilung, für dieses Mal von 2 Bataillonen und 3 Schwadronen, übertragen. Zur Deckung der Belagerung von Münster mit verwandt, wies er des Feindes Entsatzversuch am 19. November in einem Gefechte bei Notteln zurück. Später wurden ihm solche Commandos öfter zu Theil. Der Winter verging mit Märschen und auf Vorposten. Seit Anfang 1759 Major, machte er den Feldzug des Jahres 1760 wieder unter Spörken mit. Im Laufe desselben widerfuhr ihm das Mißgeschick, in einem Gefechte bei Wolfhagen, am 26. Juli, da sein Pferd, ein junger unbändiger Hengst — die Carabiniers ritten ausschließlich Hengste — mit ihm durchging, in Gefangenschaft zu gerathen. Der Herzog von Broglie entließ ihn sofort auf Ehrenwort, und Herzog Ferdinand sorgte für seine baldige Auswechslung, worauf er wieder an den Feindseligkeiten in Westfalen und an den unruhigen Winterpostirungen an der Lippe Theil nahm. In das Jahr 1761 fällt ein glänzendes, aber verlustvolles Gefecht bei Darfeld, wo er, ohne seine Schuld sehr exponirt, sich am 9. April durch eine starke feindliche Uebermacht durchschlug. Besonders brauchbar erwies er sich für den Kundschafterdienst und das Nachrichtenwesen. Er war deshalb viel beim Erbprinzen von Braunschweig, mit welchem er u. a. am 26. Juni 1762 das von diesem unvorsichtig eingegangene, hartnäckige Reitergefecht bei Westerholt mitmachte. Als der Erbprinz bald darauf nach Hessen abmarschirte, ward M. als Chef des Stabes dem in Westfalen bleibenden General von Huth beigegeben. Als später auch Huth zur Belagerung von Cassel abging und der englische General Lord Cavendish zur Verstärkung nach Westfalen gesandt wurde, empfahl diesem der Herzog „in schwierigen Fällen sich des Rathes des Herrn von M. zu bedienen“.

Nach geschlossenem Frieden verblieb M., obgleich sein Corps, welches bei Beginn des Krieges nur 75 Mann zu Pferde und 50 zu Fuß zählte, im Laufe desselben aber auf eine Stärke von je 100 Mann gebracht war, erheblich reduzirt wurde und bald seine Pferde ganz verlor, im bückeburgischen Dienste; Anerbieten, nach Preußen oder Braunschweig überzutreten, schlug er aus. Er starb am 1. Februar 1789 zu Bückeburg.

G. W. v. Düring, Geschichte des Schaumburg-Lippe-Bückeburgischen Karabinier- und Jäger-Corps, Berlin, Posen und Bromberg 1828. — Zur Erinnerung an den Herrn von Monkewitz von H. F. Froriep, Bückeburg 1789 (in der Bibliothek des Gymnasiums zu Bückeburg). Poten.

Monner: Basilius M., geb. in Weimar zu Anfang des 16. Jahrhunderts, deshalb Basilius Vimariensis (Regulus Selinus) genannt, wurde 1524 Rector des Coenobium Gothanum, ging mit einigen Andern als Gesandter der Protestanten nach Frankreich (1538), promovirte zum J. U. D. in Wittenberg im Januar 1539, bekannt mit Luther, Melanchthon, Göden und Schürpff. Bis 1554 war er Rath am Hofe Johann Friedrichs von Sachsen; bei Errichtung der Universität Jena (1558) wurde er erster Professor der Rechte und las Institutionen, † 6. Januar 1566. Wegen Weigerung der Anerkennung des Augsburger R. A. von 1530 war er (1539) nicht ins Reichskammergericht als Beisitzer zugelassen worden. Unter seinen Schriften befinden sich einige über Eherecht.

v. Stintzing, Gesch. d. Deutschen Rechtswissenschaft, I, 131. — v. Schulte, Geschichte der Quellen und Litteratur d. can. Rechts III, 22. — Muther, Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben, 1866. Teichmann.

Mönnich: Wilhelm Bernhard M., Pädagog, geb. zu Berlin 4. Febr. 1799, als Sohn des Geh. Oberbergraths und Bauraths M., † in Stuttgart 8. Aug. 1868. Am Berliner Gymnasium zum Grauen Kloster Schüler Jahn's im Deutschen und Turnen, dann Harnisch's in Breslau studirte M., nachdem er den kurzen Feldzug von 1815 als Freiwilliger mitgemacht, in Breslau bei Passow und v. d. Hagen, später in Jena bei Reisig und Hand, schließlich als die preußischen Studenten Jena verlassen mußten, in Bonn bei Welcker. Die turnerischen und burschenschaftlichen, sowie die durch K. v. Raumer genährten realistischen Neigungen sind M. zeitlebens geblieben und haben seine Lehrerlaufbahn wesentlich bestimmt. 1821 wurde er durch einen Sohn Fellenberg's nach Hofwyl gezogen; nach 2 Jahren finden wir ihn kurze Zeit an der Secundärschule zu Lenzburg, Kanton Aargau, angestellt. Dann redigirt er die von Menzel, List, Troxler u. A. geschriebenen Europäischen Blätter, bis ihn deren Verbot 1825 nach Stuttgart zu Cotta führt. Hier verheirathet er sich, wodurch er Menzel's Schwager wurde, geht 1828 als Redacteur des Cotta'schen Inland nach München, aber schon 1829 nach Nürnberg als Rector der höheren Bürgerschule. In 16jährigem Wirken, das ihm doch Zeit zu umfassender schriftstellerischer Thätigkeit in Pädagogik, Didaktik, deutscher Sprachlehre und Litteraturgeschichte läßt, erwirbt er sich das Ehrenbürgerrecht der Stadt Nürnberg. Doch der sterbende Fellenberg († 21. November 1844) ruft ihn nach Hofwyl 1845 zurück, wo beide nicht ahnten, daß der Sonderbundskrieg die Anstalt so bald schließen werde. Im Frühjahr 1848 that sich ihm ein neues Feld erfolgreichen Wirkens auf, als er auf die Professur für deutsche Sprache und Litteratur am obern Gymnasium in Stuttgart berufen wurde. 1850 vertauschte er diese Stelle mit der Vorstandschaft des Seminars Urach und 1854 ward ihm das Rectorat des Gymnasiums und der Realschule in Heilbronn übertragen. Durch heftige Gichtleiden in seiner Lehrthätigkeit, die besonders im deutschen Unterricht

eine anregende, begeisternde war, etwas gehemmt, mußte er sich 1860 zur Ruhe setzen lassen.

Autobiographisches in den Neuen Blättern aus Süddeutschl. für Erziehung und Unterricht XII, 1883, 1. 2. J. Hartmann.

Le **Monnier**: Anton, Ritter von Le M., ausgezeichneter österreichischer Beamter und Polizeiorganisator, wurde am 21. December 1819 zu Frankfurt a. M. im Bundespalais geboren als der Sohn des kaiserlich österreichischen Cabinetsofficials und Legationssecretärs Franz Le M., welcher selbst einer altbelgischen in Wien ansässigen Beamtenfamilie angehörte. Die vorzüglichen Dienste des frühe verstorbenen Vaters lohnte Kaiser Franz an dem Sohne Anton Le M. Dieser wurde auf kaiserliche Anordnung und Kosten in dem Löwenburg'schen Convicte zu Wien aufs Sorgfältigste erzogen. Nachdem Le M. seine juristisch-politischen Studien zurückgelegt hatte, trat er in den Staatsdienst und wurde am 17. Mai 1843 bei der Wiener Polizeidirection als Conceptspraktikant beeidigt. Im J. 1847 wurde er zum Hofkanzlisten der obersten Polizei- und Censurhofstelle ernannt. Vom 3. Januar 1849 bis 28. März 1850 war Le M. auf Wunsch des Fürsten Windischgrätz als Armeecommissär für den höheren Polizeidienst bei der operirenden kaiserlichen Armee in Ungarn in außerordentlicher Verwendung und nach Beendigung der Revolution als Kanzleidirector der militärisch-politischen Centralcommission zu Ofen und als Leiter der Commission zur Regelung der ungarischen Sicherheitszustände in verschiedenen Städten Ungarns thätig. Haynau's drakonischem Pacificirungssystem widerstrebend, ließ sich Le M. seiner Stellung entheben und wurde, nachdem er kurze Zeit der Stadthauptmannschaft in Wien zu außerordentlichen Dienstleistungen beigegeben war, am 21. October 1850 provisorisch und am 17. Februar 1851 definitiv zum Polizeiobercommissar in Salzburg und am 10. September 1853 zum Polizeidirector daselbst ernannt. Diese überaus schnelle Carriere erregte damals großes Aufsehen, fand jedoch in den seltenen Fähigkeiten des Mannes und in seinen noch hervorragenderen Leistungen ihre Begründung. Nur ungern sahen die Salzburger ihren Polizeidirector, dem sie das Ehrenbürgerrecht verliehen, scheiden; er wurde am 17. Juli 1860 zum Regierungsrath und Polizeidirector in Brünn ernannt. Auch hier leistete er dem Staate ausgezeichnete Dienste. Er that sich insbesondere hervor während der Internirung der Polen 1863 bis 1865 und während der Arbeiterunruhen. Während des unglücklichen Feldzugs von 1866 wurden Le M. von seiner Regierung wichtige politische Missionen übertragen, welche er zur höchsten Zufriedenheit ausführte, weshalb ihm der eiserne Kronenorden verliehen wurde. Auf Grund dieser Ordensverleihung fand im J. 1870 seine Erhebung in den Ritterstand statt. Am 10. October 1869 ging Le M. im gleichen Range auf Veranlassung des Ministers Dr. Giskra nach Wien, war kurze Zeit Polizeidirectorstellvertreter und wurde am 10. März 1870 nach dem Rücktritte des Polizeidirectors Baron Strobach als Hofrath und Ministerialrath zum Polizeidirector von Wien ernannt. Nun war der Zeitpunkt für Le M. gekommen, seine bereits gereiften Ideen über die Organisirung der Polizei zur Ausführung zu bringen; es begann die Periode der umfassendsten und einschneidendsten Reformen. Auf Grundlage einer neuen Gliederung und zweckentsprechender Ausbildung der Sicherheitswache, die bald ein Elitecorps wurde, erfolgte die scharfe Trennung des Sicherheitsdienstes von dem staatspolizeilichen Dienste und die Errichtung des Detectivcorps. Die Sicherheitswache wurde durch Le M. auf die jetzige Höhe gebracht; in der von ihm durchgeführten Organisation gilt sie thatsächlich als Musterinstitut für die continentalen Staaten und wurde auch vielfach in größeren Städten nachgeahmt. Durch ein Telegraphennetz wurden sämmtliche Commissariate mit der Centrale verbunden; die

öffentliche Escortirung der Verhafteten wurde durch Einführung von Zellenwagen beseitigt und die Sorge für die Sicherheit auch auf die nächste Umgebung Wiens ausgedehnt. Die überaus tactvolle Haltung Le Monnier's im J. 1871 anläßlich der socialdemokratischen Massendemonstration, die Vermittlerrolle, welche ihm während der entsetzlichen Börsenkrisis 1873 zufiel, und welche er zur Erhaltung so mancher Existenz und so manchen Familienglücks durchführte, bilden gleichfalls Denksteine seiner segensreichen Wirksamkeit. Le M. räumte mit den alten, vormärzlichen Polizeianschauungen in weitgehendster Weise auf und erwarb sich durch sein wohlwollendes Wesen die Liebe und Achtung seiner Untergebenen und der gesammten Bevölkerung Wiens. Der Ausspruch Le Monnier's, den er kurz nach dem Antritt seines Amtes als Wiener Polizeidirector that: „Zur Liebe für die Polizei vermag ich Niemanden zu bewegen, aber daß an die Stelle des bisherigen Hasses und der Mißachtung Achtung trete, dafür will ich sorgen!" — kennzeichnet die Auffassung seiner Stellung. Er löste vollkommen die ihm gestellte Aufgabe vermöge seiner unwandelbaren Pflichttreue, seiner strengen Gesetzlichkeit und wahren Humanität. Die Wiener Weltausstellung 1873 nahm die Thätigkeit dieses seltenen Mannes im höchsten Grade in Anspruch und es befiel ihn in Folge dessen im Frühjahr 1873 ein leichtes Unwohlsein, welches, da der geistesstarke Mann sich nicht genügend schonte, in eine schwere Lungenentzündung ausartete, an welcher er am 17. Juni 1873 zu Wien verschied. Wenige Tage vor seinem Tode wurde er noch zum Polizeipräsidenten von Wien ernannt. Mit seltener Uebereinstimmung haben Bevölkerung und Presse Wiens die Verdienste Le Monnier's anerkannt. Unumwunden erklärte die Wiener Presse nach seinem Tod, daß in Le M. das österreichische Beamtenthum eine der hervorragendsten und verfassungstreuesten Zierden, Wien aber den Besten, der je an der Spitze der Polizei gestanden, verloren habe. Cäsar Barazetti.

Monschein: Joseph M., Mitglied des Jesuitenordens, erscheint nach den spärlichen, in Backer's Bibliographie dieses Ordens gesammelten Notizen als Professor der Rhetorik in Dillingen, im J. 1763 als Kanzler der Universität daselbst; ferner als Verfasser einer „Theologia speculativo-dogmatica" in zwei Auflagen (Augsburg und Freiburg i. B. 1763; Wilna 1771).

Werner.

Monse: Josef Wratislaw Edler von M., geb. zu Neustadt in Mähren 18. (15.) Juni 1733, † 6. Febr. 1793 in Olmütz. Nachdem er in Prag mag. phil. und 1762 in Wien Dr. jur. geworden, übte er von 1764 bis 1778 die Advocatur in Olmütz aus, war zugleich seit 1768 Mitglied der Studiencommission, 1772 defensor matrimonii beim geistlichen Gerichte, wurde 1774 Professor des Kirchenrechts daselbst und als solcher mit der Universität 1778 nach Brünn versetzt, kaiserl. Rath und Director der juristischen Facultät, 1780 Beisitzer der Censurcommission, 1782 mit der Universität wieder nach Olmütz versetzt und geadelt. Er veröffentlichte mehrere juristische Schriften, darunter „Triga disquisitionum juridicarum", Wien 1762, 4. „Synopsis juris ecclesiastici", Olmütz 1775. „De antiquitate hodiernae jur. ecclesiastici doctrinae", das. 1777. Sein Standpunkt war der durch die Verordnungen K. Josefs II. vorgezeichnete, er gehörte zu dessen lebhaftesten Vertheidigern und hatte mancherlei Anfeindungen seitens der Geistlichkeit zu tragen. Wissenschaftlich ragt er übrigens nicht hervor.

Weidlich, Biogr. Nachr., II, 36. III. Nachtr., S. 196. IV fortges. Nachr. S. 175. v. Wurzbach, Lex., XIX, 35. Meine Gesch. d. Quellen III, 1, S. 245. v. Schulte.

Monsperger: Jos. Julius M., geb. zu Wiener Neustadt 1724, studirte in Wien die Humaniora, und trat hierauf in seinem sechzehnten Lebensjahre in

den Jesuitenorden. Als Mitglied desselben erwarb er den Doctorgrad in der Philosophie und Theologie, schied aber 1764 aus der Ordensgemeinschaft wieder aus. Zehn Jahre später wurde ihm an der Wiener Universität das Lehrfach des Alten Testamentes und der semitischen Dialekte übertragen, welches er bis 1788 inne hatte; eben dieses Jahr ist muthmaßlich auch das Jahr seines Todes. Als Lehrer des alttestamentlichen Bibelfaches veröffentlichte er einige Lehrbücher („hebr. Grammatik“, „bibl. Hermeneutik mit specieller Beziehung auf die altest. Bücher“ u. s. w.; siehe Wurzbach, biograph. Lex. Bd. 19, S. 38), welche indeß durch die ungleich bedeutenderen Leistungen seines Nachfolgers Joh. Jahn (s. Bd. XIII, S. 665) überboten und außer Cours gesetzt wurden.

Werner.

Montag: Eugen M., letzter Abt der Cistercienserabtei Ebrach in Ostfranken. Er war geboren zu Ebrach am 5. März 1741 als Sohn eines Rechtsconsulenten der altberühmten reichen Abtei, in deren Convent er schon in sehr jugendlichen Jahren, am 16. November 1760, Aufnahme fand, um sodann hier den größten Theil seines Lebens zu verbringen. Seine Gelehrsamkeit und Geschäftsgewandtheit verschaffte ihm weiterhin das wichtige Amt eines Canzleidirectors, womit er an die Spitze der weltlichen Regierung seiner Abtei trat, und lenkte schließlich am 21. Februar 1791 auch die Wahl zum Abt auf seine Person. Diese Würde bekleidete er bis zur Auflösung seines Klosters durch die Säcularisation, in, soweit dies die immer trüber und unruhiger sich gestaltende Zeitlage zuließ, eifriger und rühmlicher Weise. Den Schwerpunkt seiner Thätigkeit haben wir indessen auf dem wissenschaftlichen Gebiete zu suchen. Es war das Gebiet der Geschichte, ganz besonders aber der deutschen Verfassungs- und Rechtsgeschichte, auf welchem M. forschte und arbeitete, mit ebensoviel Scharfsinn als umfassender gründlicher Gelehrsamkeit, so daß wir ihn ohne Bedenken den namhaftesten zeitgenössischen Forschern in diesem Fache, einem J. Möser, St. Pütter u. A. als ebenbürtig anreihen dürfen. Die eigenthümliche rechtliche Stellung seines Klosters ist es gewesen, welche die Richtung seiner Studien zum guten Theil beeinflußt und bestimmt hat. Die Abtei beanspruchte nämlich den Charakter der Reichsunmittelbarkeit, was dagegen von Seite des Hochstiftes Würzburg die lebhafteste Anfechtung erfuhr, indem letzteres die Landeshoheit über Ebrach, und zwar nicht ohne Erfolg, zu behaupten suchte. Dieser Jahrhunderte hindurch zum Theil mit großer Erbitterung geführte Streit hat eine stattliche Litteratur von beiden Seiten hervorgerufen, an welcher sich auch M. unmittelbar wie mittelbar in hervorragender Weise betheiligte. Ein besonderer Vorfall — man hatte in Würzburg das Buch eines Ebracher Conventualen, der auf dem Titelblatt sich Mitglied der „unmittelbaren Reichsabtei“ Ebrach genannt, öffentlich zerrissen — veranlaßte ihn zur Abfassung des 1786 anonym erschienenen Werkes: „Ob der Abtei Ebrach das Prädicat reichsunmittelbar rechtmäßig gebühre ꝛc.“, mit vielen Urkundenbeilagen versehen, eine Arbeit, die den würdigen Abschluß der vorhin angedeuteten Litteratur bildet. Weiterhin zeigte sich aber M. sichtlich bestrebt, weniger in polemischer Weise, als vielmehr auf dem Wege streng historischer Begründung den Charakter der beiderseitigen staatsrechtlichen Stellung nachzuweisen und dadurch mittelbar zur Klärung jener Streitfragen beizutragen. Dahin ist einmal eine große Arbeit über die Anfänge des Klosters Ebrach und die Regierung des ersten Abtes Adam zu rechnen: „Historiae diplomaticae Ebracensis monasterii seculi I. epocha I. ab anno MCXXVI—MCLXVI sive de rebus gestis sub Adamo abbate I“; beigefügt sind drei große Excurse über den Zustand des deutschen Reiches in jenem Zeitraume, über das damalige Münzwesen und über den Briefwechsel des Abtes Adam mit der heiligen Hildegard. Vollendet wurde diese Arbeit in den Jahren

1794—1795. Das einzige davon erhaltene Manuscript — jetzt zu den Beständen des kgl. Kreisarchivs zu Würzburg gehörig — enthält auf dem Titelblatte den Beisatz: „nunquam typis cudendum“. M. hatte also sein Werk lediglich für den Gebrauch innerhalb des Klosters bestimmt, gewissermaßen als ein auf festestem urkundlichem Untergrund ruhendes Fundament für die ganze weitere Geschichte Ebrachs; bis auf den heutigen Tag ist dasselbe ungedruckt geblieben. Nach der anderen Seite hin sollte dagegen die staatsrechtliche Stellung der Bischöfe von Würzburg kritisch beleuchtet und festgestellt werden. Dabei gerieth M. zugleich auf ein anderes vielumstrittenes Gebiet, nämlich die Würzburger Ducatsfrage, d. h. Berechtigung und Umfang der von jenen Bischöfen beanspruchten Herzogsgewalt in Ostfranken. Erst kurz zuvor war diese Streitfrage in zwei Abhandlungen von Gonne und Drümel von ganz entgegengesetzten Standpunkten aus beleuchtet worden. In einer unter dem Pseudonym „Bargildus Franco“ im J. 1778 veröffentlichten Schrift: „Disquisitio de ducatu et judicio provinciali episcopatus Wirceburgensis“ sucht M. einen mehr vermittelnden Standpunkt einzunehmen; er gesteht jener herzoglichen Gewalt ihre Berechtigung zu, allein nur für den Umfang der Stiftslande, nicht für ganz Ostfranken. Trotz mancher Irrthümer gehört diese Schrift mit zu dem Besten, was über den fraglichen Gegenstand geschrieben worden ist. Nebenbei mag hier erwähnt werden, daß jener von Ebrach aus so zäh verfochtene Anspruch auf Reichsunmittelbarkeit M. doch nicht hinderte, auch die Rechte des Abtes als Mitglied der Landstände des Hochstifts Würzburg — der Abt von Ebrach galt sogar als ständiger Primas derselben — ebenso nachdrücklich zu wahren. Trotzdem nämlich die genannten Landstände wiederholt mit Geldforderungen angegangen wurden, hatte man sie doch seit mehr als einem Jahrhundert nicht mehr zu den althergebrachten Versammlungen zusammenberufen. Dem gegenüber glaubte nun M. noch kurz vor der großen Katastrophe des J. 1803 in einer sehr freimüthig gehaltenen Vorstellung an den Fürstbischof Georg Karl von Fechenbach vom 2. August 1802 jene Rechte nachdrücklich wahren zu sollen; „die angeborenen Gerechtsame der Landstände gehen verloren“, schreibt er, „und mit diesen die Freiheit des Landes“. Es erfolgte in der That schon wenige Tage darauf eine sehr entgegenkommende Antwort des Fürstbischofs. Ueberhaupt lebte in M. unverkennbar ein starker Zug, der dahin ging, für althergebrachte Rechte und Freiheiten mit dem ganzen Gewichte seiner umfassenden Gelehrsamkeit, mit streng historischem Aufbau der Argumente einzutreten, und so sind denn einige weitere Arbeiten solchen Untersuchungen über die Geschichte der rechtlichen Stellung der einzelnen Stände gewidmet. Dahin darf in einem gewissen weiteren Sinne seine Schrift: „De milite nobili et ingenuo saec. XI et XII“, Nürnberg 1794, gerechnet werden, besonders aber jenes größere Werk, welches den Abschluß und zugleich die Krone seiner ganzen wissenschaftlichen Thätigkeit bildete, seine „Geschichte der deutschen staatsbürgerlichen Freyheit, oder die Rechte des gemeinen Freyen, des Adels und der Kirchen Deutschlands“. 2 Bände. Würzburg und Bamberg 1812 und 1814. Als im J. 1803 auch Ebrach das Schicksal der anderen geistlichen Herrschaften theilen mußte, zog sich M. auf den ehemaligen Amtshof seiner Abtei zu Oberschwappach zurück, um nach jenem Ereigniß, welches, wie er in der Vorrede zu jenem Werke sagt, den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht, in dem Stillleben ruhiger Beschaulichkeit und weiteren wissenschaftlichen Forschens die gestörte Fassung und Sammlung des Gemüthes wiederzugewinnen. Die Frucht dieser Muße ist das vorgenannte Werk, das wir als einen originellen, trefflichen Versuch zu einer deutschen Staats- und Rechtsgeschichte bis zur Mitte der staufischen Zeit betrachten dürfen. Alle Vorzüge des Autors treten uns hier noch einmal und zwar in gesteigerter, geklärter

Weise entgegen: wohldurchdachte Auffassung und Eintheilung des Stoffes, klare präcise Darstellung, ein oft überraschend scharfer, gesunder Blick und vor Allem eine durchaus solide quellenmäßige Grundlage. Es verdient wol beachtet zu werden, daß M. gegenüber einer mehr absolutistischen Anschauungsweise so mancher zeitgenössischen Staatsrechtslehrer und Publicisten mit besonderem Nachdruck die ursprüngliche Freiheit des gemeinen Mannes klarzustellen sucht; J. Möser's Osnabrück'sche Geschichte und andererseits J. v. Müller und seine Geschichte der Eidgenossenschaft scheinen nicht ohne Einfluß auf ihn gewesen zu sein. Die Mängel und Schwächen des Werkes sind vielfach mehr dem damaligen Stande der Quellenforschung und Publication überhaupt, als dem Autor zuzurechnen. Noch einmal behandelt M. hier eingehend in einem eigenen Abschnitt die Würzburger Ducatsfrage, in einer seine früheren Aeußerungen mitunter etwas modificirenden Weise. — Nur noch die Anfänge der Drucklegung dieses seines Hauptwerkes hat M. erlebt. Er starb am 5. März 1811, dem nämlichen Tage, an welchem er das 70. Lebensjahr vollendet hatte. Seinem Wunsche gemäß wurde er in der Kirche seiner Abtei Ebrach beigesetzt, mit deren Schicksalen sein Lebensgang von der Wiege bis zum Grabe aufs engste verbunden war. In ihm und seinem großen Zeitgenossen Fürstbischof Franz Ludwig v. Erthal hat die geistliche Herrschaft in Ostfranken kurz vor ihrem Aufhören noch einmal die würdigste Vertretung gefunden.

Vergl. P. W. Weigand, Geschichte der fränkischen Cistercienser-Abtei Ebrach. Landshut 1834. — Wegele, Monumenta Eberacensia. Nördlingen 1863. Henner.

Montanus: Jakob M., Humanist, stammte aus Gernsbach, der im jetzigen Baden gelegenen, ehemals zur Grafschaft Eberstein, Speierschen Gebiets, gehörigen Stadt; wegen des letzteren Verhältnisses nannte er sich Spirensis. Geburtsjahr unbekannt. Er machte seine theologischen und philosophischen Studien zu Deventer unter Alexander Hegius, war Mitschüler von Hermann Busch, hielt sich eine Zeitlang bei Rudolf Lange in Münster auf und wurde von diesem als Lehrer in das Fraterhaus zu Herford geschickt; er wurde am 21. September 1486 als Conventual von dem (5.) Pater Rector Wessel Scharnow aufgenommen. Er hat dort auch später als Vorsteher und Beichtvater des dasigen Schwesterhauses gewirkt. Aber er ist nicht fortwährend in Herford geblieben, sondern war, wie schon Hamelmann bestimmt sagt, eine Zeitlang wieder in Münster. Es ist wahrscheinlich, daß der von Murmellius unter den 1503 in Münster verweilenden Gelehrten aufgeführte Jacobus, zugleich als sodalis des Vorstehers des Schwesterhauses Johann Veghe (der 1504 starb) bezeichnet, M. ist. 1509 schrieb Ortwinus Gratius von Köln aus an Jac. Murmellius: Vale feliciter meque Jacobo Montano Spirensi viro doctissimo offer (Zeitschrift für preußische Geschichte, 1880 S. 655), und vom 13. Mai 1511 ist aus Münster datirt Montanus' Vorrede zur vita der hl. Elisabeth. Gleich darnach ist er wieder nach Herford zurückgekehrt, denn 1. Sept. 1512 schrieb Herm. Busch an J. Murmellius, M. fühle sich in Herford nicht wohl propter saeva ingenia populi et propter fortunam loci, quae ad arma et seditiones spectare videtur (s. Krafft-Crecelius S. 56). Sein Aufenthalt von da in Herford ist schon durch seine Briefe an Murmellius von 1513 (irrig Krafft-Crecelius: Erfurt), an Horlenius von 1516 an, an Tilmann Mulle in Attendorn von 1517 bezeugt. H. Busch, Pirkheimer, Murmellius waren mit M. innig befreundet. M. hat verschiedenen Schriften des Murmellius poetische Empfehlungen vorausgeschickt, Murmellius schon 1515 in dem Gedichte Charoleia den M. als Poeten gefeiert und Empfehlungsgedichte zu dessen „Thesaurus latinae constructionis“, den „Odae spirituales“ und der „Vita Elisabethae“ verfaßt. Schon

daraus erhellt die Bedeutung des M. unter den Humanisten; doctos viros et literas colit, hoc unum studet, sagt H. Busch von ihm. Zahlreich sind die Schriften, die wir von ihm besitzen; die dichterischen theologischen Inhalts kennzeichnen ihn als gewandten Poeten in der Weise seiner Zeit, die prosaischen sind großentheils philologischen Inhalts, für die Zwecke des Unterrichts berechnet, und zeugen von guten Kenntnissen der Stilistik und Synonymik; wo er sich in eignen historischen Darstellungen ergeht, weicht seine Latinität von der classischen ab, ist er oft schwülstig. Er nennt sich regelmäßig in seinen älteren Schriften Christi sacerdos J. M. Spirensis. 1509 erschien zuerst (Köln bei Quentell) „Thesaurus latinae constructionis per quindecim regulas digestus atque ex praestantissimorum auctoritate scriptorum electus“ (138 Bl. 4°), ebenso 1509 (nachher öfters aufgelegt) die „Collectanea latinae locutionis“, dedicirt dem Grafen Bernhard von Steinfurt, auch für den Schulgebrauch, und zwar eine Vorübung für Briefschreiben: „Progymnasmata artis componendarum epistolarum“, 1517 (Köln, Euchar. Cervicornus), der „Collectanea opus secundum“ (58 Bl. 4°), nachher ebenfalls öfters aufgelegt, mit Empfehlungsgedicht von Jos. Horlenius, dedicirt Dr. juris Martin Gloden; 1521 „Elegantiae terminorum per Chr. S. J. M. recognitae atque repurgatae“, dedicirt ingenuis ac studiosis scholasticis Hervordiae in Curia studentium commorantibus, charissimis auditoribus suis, Hervordiae Idibus Martiis 1521 (Köln, Euchar. Cervicornus 18 Bl. 4°), meist Auszüge aus Laurentius Valla, alphabet. Handbuch der Synonymik und Stilistik, beginnt: Avarus et avaritia semper in malam significationem sumuntur. Et ideo in scriptura reprehenditur avarus. Avidus et aviditas in bonam partem sumuntur et honestae rei sunt; das letzte Wort ist: utor relatum ad personam significat conversari, ut amico familiarissime utor. Inde usus pro conversatione, ut cum bonis mihi est usus. hoc est conversatio, familiaritas et consuetudo. 1525 erschien, als einer der ersten in Deutschland veröffentlichten Briefsteller, die „Centuria epistolarium formularum sermone cum, ut aiunt, vulgari, tum latino, studiosae iuventuti“ (Köln, Cervicornus 72 Bl. 4°), eine deutsche Briefsammlung zum Uebersetzen ins Lateinische mit Anmerkungen versehen, dedicirt Rodolpho Batrachomylae, eximio studiosae iuventutis moderatori, d. i. Rudolf Möller, Rector der lateinischen Schule am Münster (s. Hamelmann S. 177), der sich der Verbreitung der Reformation in Herford mit Eifer annahm, später durch seine kirchenhistorischen Arbeiten bekannt geworden ist. Endlich 1534 hat M. veröffentlicht „Castigationes in Ambrosii Calepini lexicon una cum Calepini dictionario“ (Köln, Prael). Die große Zahl der grammatischen Schriften zeugt von Montanus' Lehreifer; mit Recht wurde er genannt vir de literis optime meritus, illustris linguae latinae per Westphaliam reformator. Neben der litterarischen Thätigkeit ging die praktische in seiner Stellung am Fraterhause und Süsterhause. Wir schließen auch aus der Dedication der elegantiae terminorum, daß er als Lehrer thätig war an der Alumnatsschule, genannt der Studentenhof, einer Stiftung des päpstlichen Protonotars Nanus oder Dwerg, die damals wol nur noch eine Nebenabtheilung der Schule am Münster war. Die Behauptung also H. Müller's (Vorrede zu Montani vita divae Elisabeth p. XIII), daß M. in Herford nie als eigentlicher Lehrer in Thätigkeit gewesen sei, ist unhaltbar. Mit dem Rector der lateinischen Schule, R. Möller, stand M. in freundschaftlicher Verbindung, so lange nicht Möller seine Angriffe auf das Fraterhaus begann. Aus seiner kirchlichen Gesinnung ging zuerst 1509 der „Liber odarum spiritualium“ (Deventer bei Pafraet), 2. Ausgabe Straßburg 1513, hervor, dem Münster'schen Kanzler Johann von Elen (Hamelmann S. 204, 266) dedicirt, welcher auch von Busch

und Murmellius gefeiert ist; die 28 odae sind Hymnen auf Christus und die Heiligen (40 Bl. 4°). 1511 folgte: „De passione ac morte Christi fasciculus myrrhae coccineo lugubris metri funiculo colligatus“, vorausgehen empfehlende Verse von Ortwinus Gratius und die Dedication an Jacob. Wimpheling und Jodocus Gallus (Köln, Quentell. 44 Bl. 4°, Neudruck Straßburg 1513). 1511 erschien auch, datirt ex Monasterio Westvaliae metropoli 1511, die „Vita illustris ac divae Elisabeth Hungarorum regis filiae“, im Herbste 1510 verfaßt, dedicirt honorabilibus ac Christo Jesu devotis patri fratribusque in urbe Marpurgensi religiosam primitivae ecclesiae vitam agentibus. Das Ganze enthält 34 Capitel. Von der ersten Ausgabe von 1511 befindet sich nur noch ein defectes Exemplar in Marburg, die Vorrede und die vita bis zum ersten Viertel des 9. Capitels enthaltend. Die zweite Ausgabe erschien Köln 1521, dann erschien das Werk in den Sammelwerken von Laur. Surius, de probatis Sanctorum historiis, Tom. VI., Köln 1581 und Henr. Sedulius, historia seraphica Francisci Assisiatis, Antwerpen 1613. Aus der defecten ersten und der zweiten Ausgabe ist das Werk des M. neu herausgegeben von Herm. Müller, Heilbronn 1878. Derselbe hält es für sehr wahrscheinlich, daß die Ausgabe von 1511 in Münster gedruckt sei, bringt aber keinen Grund vor. Unter den vielen Lebensbeschreibungen der hl. Elisabeth ist die von M., deren Stoff nach seiner eigenen Angabe aus verschiedenen Schriften zusammengestellt ist, eine der besten, enthält auch einige unbekannte Einzelheiten, die Sprache ist aber sehr schwülstig, als ob der Gegenstand den noch ganz gläubigen Verfasser seine humanistische Bildung habe vergessen machen. Dem defecten Marburger Exemplar sind zehn Blätter angebunden, mit gleichen Lettern gedruckt, enth. eine am Anfang unvollständige Vita St. Nicolai, am Schluß Hendekasyllaben von Joh. Murmellius. Daß der Verfasser dieser vita ebenfalls M. sei, scheint dem Herausgeber H. Müller (Vorrede S. IX) nicht unwahrscheinlich zu sein. 1518 erschien die „Vita D. Pauli apostoli, carmine heroico descripta“, auch betitelt „Heros Tarsensis“ (Köln, Cervicornus 47 Bl. 4°), dedicirt dem Münster'schen Domcanonicus Dietrich Schade. Aus derselben Zeit mögen die von Hamelmann (S. 176) erwähnten Hymni per dies festos totius anni stammen. — Bedeutender aber noch als die Anregung, welche M. durch seine Schriften gab, sollte sein Einfluß in der neuen kirchlichen Bewegung werden. Die Augustiner in Herford standen früh in Verbindung mit Wittenberg, aus dem Augustinerkloster ging die Reformation der Stadt hervor. Aber die Brüder des gemeinsamen Lebens sind fast überall unter den ersten Freunden der lutherischen Sache zu nennen. Als Landsmann und Freund Melanchthons trat M. mit demselben in lebhaften Briefwechsel, schon 1520 wandte er sich dem evangelischen Glauben zu, der erste in Herford, und gewann dafür den ganzen Convent, den Rector Amelius, Gerhard Wieskamp von Xanten, Gerhard Roggel, Anton Meyer, Heinrich Telgte u. A. Auch mit Luther war M. in Briefwechsel getreten, den er gern um Rath fragte. Im ersten Briefe vom 23. Juli 1523 entschuldigte sich Luther wegen seines langen Schweigens, bestätigte des M. Meinung, daß das Aufzählen der Sünden in der Beichte nicht nothwendig sei, meldet als gute Nachricht den Tod der beiden Märtyrer in Flandern. Der Bischof Erich von Paderborn und Osnabrück, erstaunt über das Umsichgreifen der lutherischen Lehre in seiner Diöcese, lud den Procurator Heinrich Telgte und Gerhard Wieskamp vor sich und hielt sie auf Schloß Dringenberg fest, bis die Aebtissin Anna von Limburg, von der das Fraterhaus abhängig war, trotz ihrer dauernden Anhänglichkeit an den katholischen Glauben, und Graf Simon von der Lippe sich für sie verwandten und ihre Freiheit gegen eine Strafe von 300 Goldgulden und das Versprechen, die lutherische Lehre zu verlassen oder neue

1000 Gulden zu zahlen, erlangten. Die Conventualen aber erklärten den Eid für erzwungen und bekannten sich wieder zum Evangelium. Nach Amelius Tode 1528 wurde Wieskamp Rector (nicht Decan); wir haben Briefe Luthers an ihn vom 1. Januar 1528, 20. October 1528, 2. September 1529; es herrscht ein überaus freundschaftlicher Ton zwischen ihnen, Geschenke gingen hin und her, Erzeugnisse der Brüder von hier, Bücher Luther's von dort; eine pura et munda lampas in Christo, seinen Lampadarius nennt Luther Wieskamp. Auch der Briefwechsel mit M. dauerte fort, vgl. 28. Mai 1529. Wegen der Nichtunterwerfung verlangte Bischof Erich 1531 das Strafgeld, es wurde natürlich nicht gezahlt, er starb 1532; damit hörten von jener Seite die Behelligungen auf. Die katholische Aebtissin war froh, wenn sie selbst nicht weiter beunruhigt wurde, die Reformation war in der Stadt allgemein durchgeführt. Aber es folgte von anderer Seite Bedrängnis für die Conventualen. Kirche und Schule, Prediger Dreier, Rector Möller hofften durch Maßregeln gegen das Fraterhaus Geld zur Verbesserung der Amtsstellen zu erhalten; Dreier, der Verfasser der Kirchen- und Schulordnung, wollte Frater- und Schwesternhäuser aufgehoben wissen. Als die Fratres unter dem Schutz der Aebtissin in ihrem Hause blieben, wurden sie hart angefeindet, von der Kanzel geschmäht, auf ihr Haus beschränkt, obgleich sie ein stilles, arbeitsames Leben führten. Die Aebtissin schrieb deshalb an Luther, und Wieskamp und M. schickten 1532 an ihn ihr Glaubensbekenntniß und eine Schilderung ihrer Lebensweise und Bedrängniß. Da schrieb eigenhändig Luther die schönen Worte zurück: „Ich, Martin Luther, bekenne mit dieser meiner Hand, daß ich nichts unchristliches in diesem Buche finde; wollte Gott, daß die Klöster alle so ernstlich wollten Gottes Wort lehren und halten.“ In einem besonderen Schreiben an die Aebtissin theilt er ihr mit, daß er den Rath gegeben habe, daß die Stadt nicht in fremde Obrigkeit greifen solle. An das feindliche Neunmänner-Collegium der Stadt, die vom Rath für die Untersuchung der verlassenen Klostergüter eingesetzte Commission, die an ihn Abgesandte geschickt hatte, schrieb er, daß die Stadt kein Recht habe, die Fratres in ihrer Wohnung und ihren Gütern zu beirren, daß, wenn jene nicht freiwillig ihre eigene Communion aufgäben, Niemand sie zwingen dürfe, weil sie Pfarrrecht hätten; er rieth dringend zur Friedfertigkeit, er bat sogar den Rath, nicht zu gestatten, daß Jemand Frevel an den armen Leuten verübe. In einem lateinischen Briefe an die Fratres (venerabilibus Viris Domino Gerhardo de Xantis Patri Domus Fratrum et collegis ipsius in Erfordia, suis amicis) theilt er ihnen dies Schreiben an die Neunmänner mit, sagt ihnen, daß er durchaus nicht wolle, daß sie ihre Lebensweise ändern, auch nicht, daß sie ihr Pfarrrecht aufgäben, nur möchte es vielleicht zum Frieden beitragen, wenn sie dies thäten, doch überlasse er ihnen selbst die Entscheidung. Er sandte ihnen hierbei auch das mitgeschickte Geld zurück, damit er nicht Anderen Gelegenheit zu Schmähungen gebe. Darauf bestätigte die Aebtissin am 20. Mai 1532 die Privilegien des Fraterhauses. Doch begnügte sich der Rath nicht dabei, er schickte 1534 R. Möller und den Bürger H. Pottgeter nach Wittenberg, Luther vorzuschlagen, daß das Fraterhaus ganz in eine Schule verwandelt würde. Luther sprach sich entschieden dagegen aus; er wünsche, daß solcher frommen und fleißigen Leute viele wären; die Fraterhäuser seien anders zu behandeln als die Stifter und Klöster; was sie hätten, sei von ihnen erworben, ihnen nicht gegeben; sie huldigten dem Evangelium und führten ein züchtlich Leben nach der Apostel Lehre; er bitte, daß die Stadt sich nicht in schlechten Ruf bringe. Das Wort Luthers fand guten Boden, es wurde wohl noch gegen das Fraterhaus gepredigt, aber 1542 den Fraterherren der Fortbestand ihres Hauses in völliger Exemtion vom Pfarrnexus, unter alleiniger Gerichtsbarkeit der Abtei, durch einen Vergleich zu-

gesichert. Diese Zeit hat M. wohl nicht mehr erlebt, nach 1534 hören wir nichts mehr von ihm. Im Fraterhause ist er gestorben.

Luther's Briefe bei de Wette. — Hamelmann. — Hagedorn, Ravensberg. Reform. Gesch. 1748. — Biedermann, Altes und Neues von Schulsachen. Thl. 4, 283 ff. — Cornelius, Geschichte des Münster'schen Aufruhrs. — Krafft und Crecelius, Beiträge zur Geschichte des Humanismus am Niederrhein und in Westfalen. 2. Heft. — Lipp. Reg. IV, 3133. — Hölscher, Gymn.-Progr. Herford 1869. 1872. — Reichling, Zeitschr. für vaterl. Gesch. Münster, Bd. 36, Abth. I, S. 16—32. — Schulze, Evang. Kirchenzeit. 1881, N. 24.

Hölscher.

Montanus: Martin M., Dichter, geboren nach 1530 in Straßburg, bekannt in schwäbischen Städten, in Dillingen ansässig. Die 113. Nr. im „Andern Theil der Gartengesellschaft", mit ihren Ausfällen gegen die klösterlichen „Hurheuser" und dem Lob des „Lauter" könnte ihn als Protestanten erscheinen lassen, wenn nicht vorsichtige Aeußerungen im „Wegkürzer", der zeitlich so nahe steht, und das Marienlob im Anhang des „Untreuen Knechts" seine katholische Confession bezeugten. Er schriftstellerte „jung und unverstanden", ohne gelehrte Bildung, scheint außer dem Italienischen ein paar lateinische Brocken aufgeklaubt zu haben, bezeichnet sich ausdrücklich als „keinen wolbelesenen Historicus" und spricht in der Widmung des „Andreitzo" an seinen Freund, den „wolgelehrten Jüngling Michael Ziegler, jetzund zu Ulm studirend" sehr bescheiden von seinen Leistungen, welche in die zweite Hälfte der fünfziger Jahre fallen. Seine Voraussetzungen sind besonders Wickram und Frey, H. Sachs, der pseudosteinhöwelsche Boccaz, dem er in seinen Schwankbüchern eine Reihe Nummern abstiehlt. Aus dem Decameron bearbeitete er in kleinen undatirten Separatausgaben (s. Scherer, Die Anfänge des deutschen Prosaromans und J. Wickram von Colmar, S. 12 f.): „Eine sehr schöne lustige vnnd auch klägliche Hystoria von dem thewren vnnd mannlichen Ritter Thedaldo ...." (Dec. 3, 7); „Ein sehr schöne lustige vnd auß der maßen klägliche Hystoria, von zweyen liebhabenden Menschen ...." (Dec. 4, 1, Guiscard und Ghismonda); „Ein schöne vnnd klägliche Hystoria, von zweyen jungen gesellen ...." (Dec. 5, 1, Cimon und Lysimachus); „Ein sehr schön vnnd fast nutzlichs Büchlein, darinn die jungen Gesellen, beuorab die sich frembder Land brauchen wöllen, waß sie sich halten sollen, vnderwisen werden, mit schönen Historien gezieret, vnd newlich durch Martinum Montanum von Straßburg in Truck geben lassen" (Dec. 2, 5, Andreuccio, in Montanus' 2. Schwanksammlung Nr. 96 als „Reichart von Perusa", später von Ayrer dramatisirt). Alle bei Knobloch in Straßburg gedruckt. Der „Andreitzo" ist schlecht nacherzählt, zerrissen, mit Einlagen belastet, widerspruchsvoll angelegt; vorn Widmung und Vorbericht, hinten Moralgerede zum Frommen reisender Jünglinge, eigene Erinnerungen, litterarische Belege aus Wickram's „Knabenspiegel" u. s. w., sehr schlechte Verse, die M. selbst tadelt: „nicht sonderlich gut vnnd Componieret, dann ich kein Poet bin". Vgl. Olla Potrida 1779, S. 179 ff. Auch als Schwanksammler im Gefolge anderer Elsässer (Pauli Wickram Frey) schöpft M. vieles aus Boccaccio, wie er überhaupt im Borgen gar nicht schüchtern ist und die Prosaauflösung von Reimerzählungen, z. B. H. Sachsens, ganz obenhin besorgt; vgl. Goedeke, Schwänke S. XXIII. 1557 erschien der „Weg Kürtzer .... in Gärten, zechen vnd auff dem Feld sehr lustig zulesen", wo gleich der Titel dem Frey nachgebildet ist und später die bekannte Versicherung der Decenz abgegeben wird: „dann wo es vnder die edlen jungfrawen kommen solte, würden sie ir züchtige euglein mit scham niderschlagen vnd dem schreiber dieses buchs wenig eren vnd zucht nachsagen". Wie Frey's „Gartengesellschaft" sich „den andern Theil des Rollwagen-

büchleins" nennt, so heißt der Wegkürzer „das dritte theil des Rollwagens". M. ist meist ausführlicher als seine Vorgänger. Er moralisirt viel, theilt mit andern Elsässern die Neigung „dise Facetias" (Widmung an den Statthalter Jacob Herbrot in Langingen, Martinstag 1557) nahe zu localisiren, und die beiden Frankfurter Ausgaben, welche gelegentlich die eingestreuten Reime bessern, lassen zwei vorgeschobene Geschichten eben in Frankfurt spielen. Manches ist sehr salzlos. Schwänke von verbuhlten Weibern, Mägden, Bauern, Gartbrüdern, Pfaffen, Mördern. Ein Halbdutzend aus Boccaccio, zum Schluß „Historia Titi und Gisippi". In der zweiten Sammlung verwandelt sich „Maseto" nach Pseudosteinhöwel in einen „Lawel". Ansätze zu stofflicher Ordnung werden gemacht; so heißt es einmal „das sey nu gnug von München" oder „dieweyl ich lang von frölichen kurtzweiligen vnd lächerligen dingen geschriben hab, so ist nun von nöten das ich etwas von kläglichen dingen schreibe ...." und wieder nach traurigen Liebesgeschichten „das seye nun genug von kläglichen dingen geschrieben", weshalb Wirthshauspossen, Ehehändel, sexuelle Späße folgen, die endlich von ernsten Nummern abgelöst werden. Reicher ist 1558 das „Ander theyl der Gartengeselschafft", 118 Nummern, eingeleitet durch holprige Verse „An den Leser". Boccaccio hat fast anderthalb Dutzend, darunter viele seiner saftigsten Novellen, hergeben müssen. Neben dem Hans Sachsischen Landsknechtsschwank die Thierfabel, neben zwei Virgiliussagen die nicht localisirte That der Weinsbergerinnen (eine Ausnahme bei unserm Misogyn), neben einer Eulenspiegelei Cap. 3 als Cap. 5 ein höchst interessantes Volksmärchen von der Stiefmutter, zwei Töchtern und dem „Erdkülein", der Frau Holle verwandt. Neben der blutigen Rosimundahistorie aus der „Lombarder Chronica" (zweimal bei M. „Dietrich Bern" als Ortsname) crasse Zoten: ein Mann widerlegt Klagen seiner geilen Frau im Familienrath durch Vorlegung seines Gliedes, ein Pfaff muß für seine Forderung des Coituszehnten einen Kübel voll Excremente leeren, einem andern wird wie bei Schumann der Penis weggeschnitten und er beißt der betrogenen Frau die Zunge ab, einen Jüngling verräth bei der Visitation des Nonnenklosters trotz seiner Vorrichtung eine Erection.

Als Dramatiker hat M. drei Stoffe des Boccaccio in Knittelversen bearbeitet. „Der vntrew knecht" mit Ansätzen zu leidenschaftlicherer Liebesrhetorik in dem frivolen Schwank (Dec. 7, 7) und sehr deutlichen scenischen Anweisungen für das Beilager, einem Heroldprolog und einem weiberfeindlichen Moralepilog. „Yetz scheid wir ab von dieser ban Zu jar ein anders heben an". Zeitlich das nächste wird sein „Von zweien Römern Tito Quinto Fuluio vnd Gisippo, Ein newes lustigs, und sehr schönes Spiel aus der Römer Cronica gezogen, wie die so vnmenschliche grosse liebe zu einander gewunnen, das sich auch ye einer für den andern inn tod gab. Newlich durch Martinum Montanum zusammen gesetzt, vnd in druck geben. Gedruckt zu Straßburg bey Paulo Messerschmidt" (Dec. 10, 8, s. o., 1623 lateinisches Drama des Speccius, s. Goedeke S. 138, Scherer a. a. O. S. 23), worin die Reden oft durch ihre abgezirkelte Schulweisheit sehr frostig wirken und die Technik unbeholfen stolpert. Pausen im Stück werden durch Narrenspossen oder Gesang ausgefüllt. Der kecken Rede des Narren folgt die fromme „Beschlußred" zu Ehren der Freundschaft. Am freiesten bewegt sich M. gegenüber Dec. 2, 8, welche Novelle sammt einer englischen ballad Goethe's „Ballade" hervorgerufen hat: „Ein Newes sehr schönes, lustigs vnd aus der massen kurtzweiligs, auch cläglichs Spil von einem Grauen, wie der von der Königin von Franckreich, fälschlich, mit zweyen kindlin, in das ellend vertriben, doch letslich sein vnschuld an tag kame, wider in sein ersten stand gesetzet warde. Newlich durch Martinum Montanum zusamen gesetzt, vnd in druck geben" (auch bei Messerschmidt). Die Vorrede „An den Leser vnd sonderlich, die das

Spil anzurichten gesinnet sind“ ist scenisch sehr interessant, wie auch spätere Bühnenanweisungen. Der Schluß wird übers Knie gebrochen, aber im 2. Act die Geschichte des kranken Königssohnes geschickt ausgebeutet; im 1. plündert die buhlerische Königin den von Ovid ausgegangenen Monolog der Sophora in Gart's „Joseph“, eine Rede, die auch auf des Nicerius Monolog im 3. Aufzug gewirkt hat; außer Moralisation hübsche einfache Worte des Grafen und der Kinder. Auch sind die Verse nicht immer so schlecht, wie folgendes Reimpaar: „Laß sie ins vnglücks nammen ston Sie thun eben wie die, dauon sie herkon“. Der ernste Epilog zieht die Potipherageschichte heran.

Exemplare der Berliner Bibliothek und Straßburger Copien von Franz Lichtenstein. Erich Schmidt.

Montanus: eine aus Gent stammende Familie, die mit den früh dorthin übergesiedelten Hondius verschwägert war und deren Glieder Johannes und Petrus dem Jodocus Hondius und später dessen Sohne Heinrich in der Herausgabe geographischer Bücher und Atlanten Hilfe leisteten. Beide lebten 1611 zugleich mit Jodocus Hondius in Amsterdam, wie sich aus den Trauergedichten ergibt, die der Hondius'schen großen Mercator-Ausgabe von 1633 vorgedruckt sind. Petrus M. wird auch später als „lateinischer Schulmeister zu Amsterdam“ bezeichnet. Er gab 1612 die Guiccardini'sche Beschreibung der Niederlande in niederländischer Sprache heraus, übersetzte 1614 des Pontanus Beschreibung von Amsterdam aus dem Lateinischen, gab 1621 die Cosmographicae Meditationes des Mercator heraus. Vermuthlich stammen aus seiner Feder auch Zusätze zum Text der Hondius'schen Ausgabe des großen Mercator'schen Atlas. Ein Arnoldus M. veröffentlichte dann 1669 zu Amsterdam eine Sammlung denkwürdiger Gesandtschaften der Ostindischen Gesellschaft nach Japan.

A. J. van der Aa, XII. Andreae, Bibl. Belg. Ratzel.

Monte: Philippe van M., auch de M., einer der bedeurendsten Componisten des 16. Jahrhunderts und von Geburt ein Belgier. Ob in Mons oder Mecheln geboren, ist bis jetzt trotz vieler Schreiberei unentschieden. Daß er ein Schüler des Orlandus de Lassus sei, ist sehr wenig wahrscheinlich, denn er ist sein Altersgenosse. Sein in photolithographischer Manier hergestelltes von Sadeler einst gestochenes Portrait, welches van der Straeten im V. Bande seiner Musique aux Pay-Bas mittheilt, trägt die Inschrift: suae aetatis LXXIII an. 1594; das würde das Geburtsjahr 1521 ergeben, und bezeichnet ihn ferner als einen Belgier. Vom 1. Mai 1568 war er bis an sein Lebensende oberster Capellmeister unter den Kaisern Maximilian II. und Rudolph II. und hatte seinen Wohnsitz in Prag, wie Ambros nachgewiesen hat, er starb daselbst am 4. Juli 1603, also in einem Alter von 82 Jahren. Er muß sich oft in Italien aufgehalten haben, denn mehrere seiner Drucke tragen die Dedications-Unterschrift aus Venedig, auch bedient er sich gern der italienischen Sprache. Er war ein ungemein fruchtbarer Componist und viele seiner Drucke sind uns erhalten. So 19 Bücher fünfstimmige Madrigale, 8 Bücher sechsstimmige Madrigale, 6 Bücher fünfstimmige Motetten, 2 Bücher Messen u. a. Seine Zeitgenossen müssen ihn hochgeschätzt haben, was aus dem Gedicht auf M. von der Dichterin Elisabeth Weston, die in Prag lebte, und aus den damaligen Sammelwerken hervorgeht, die in mehrfacher Wiederholung 85 Gesänge von ihm mittheilen. Seine Drucke erscheinen in der ganzen damaligen civilisirten Welt, von Antwerpen bis nach Venedig. Wie rege das damalige Musikleben in ganz Europa pulsirt hat, erkennt man so recht, wenn man sich vergegenwärtigt, daß in derselben Zeit ein Lassus, Palestrina, Ciprian de Rore, Jacob van Wert, die beiden Gabrieli, Luca Marenzio, die beiden Anerio, Nanino und eine Unzahl

Componisten aller Länder zweiten und dritten Ranges wirkten, die alle in gleicher Manier schrieben und ihre zahlreichen Werke in ein und mehreren Auflagen in die Welt sandten. — Monte's Schreibweise hat jene milde und gesättigte Klangfarbe, die der späteren Zeit des 16. Jahrhunderts in so hohem Maße eigen ist; ohne auf die wunderbare Kunstfertigkeit im Contrapunktiren zu verzichten, welche er als Erbtheil seines Geburtslandes mit in die neue Heimath nahm, stellte er doch die Fertigkeit nur selten über die musikalische Ausdrucksweise. In seinen Madrigalen und Canzonen blickt oft schon das Homophon-Liedhafte, wie Ambros sehr richtig sagt, durch und kündigt wie in Vorahnung die spätere Zeit an, die so großes einst darin leisten sollte. Die Neuzeit hat zwar bereits eine Reihe seiner besten Werke veröffentlicht, doch ist es noch lange nicht genügend, um ihn nach allen Seiten hin beurtheilen zu können. Besonders der Belgier Maldeghem hat in seinem großen Sammelwerke alter Componisten „Trésor musical", gar manche Perle aus den alten Stimmbüchern ans Tageslicht gezogen. Eine Beschreibung nebst Inhaltsanzeige dieses letztern Sammelwerkes findet man in den Monatsheften für Musikgeschichte, Bd. VI, 74 und IX, 118.

Rob. Eitner.

Montecuccoli: Raimund Reichsfürst M., Herzog von Melfi, aus der gräflichen Familie M.-Polignano, kaiserlicher Kämmerer und geheimer Rath, Generallieutenant (Generalissimus), General-Artilleriedirector, Gouverneur von Raab, Hofkriegsrathspräsident, Inhaber eines Kürassierregiments, Präsident der Leopoldinischen Akademie der Naturforscher, Ritter des goldenen Vließes, geb. am 21. Februar 1609 auf dem Schlosse Montecuccolo bei Modena, † am 16. October 1680 zu Linz, hat sich als Feldherr und Begründer der neueren Kriegskunst, sowie als Staatsmann und Verfasser mehrfacher gelehrter Abhandlungen eine hervorragende Stelle in den Blättern der Geschichte errungen. M. genoß eine echt ritterliche Erziehung; seine erste Ausbildung beschränkte sich jedoch vorwiegend nur auf sprachliche und classische Studien. Erst später erweiterte er, selbst inmitten kriegerischer Vorgänge, mit eiserner Willenskraft den Umfang seiner Kenntnisse. Nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung seines Wissens und seines Charakters blieb endlich der Umstand, daß M., wenngleich der Sprosse eines hochangesehenen, seit 1369 geadelten, 1450 in den Grafen-, 1530 in den Reichsgrafenstand mit dem großen Palatinate, 1623 in den niederösterreichischen Herrenstand erhobenen Adelsgeschlechts Mittelitaliens, vom einfachen Kriegsmanne an im kaiserlichen Heere diente, und somit im wahren Sinne des Wortes „von der Pike an" die Eigenthümlichkeiten und Pflichten des Kriegerstandes kennen lernte. So wollte es sein Oheim, der seit der Schlacht bei Prag im J. 1620 bestens genannte, 1633 nach dem Entsatze von Breisach einer siebenfachen Verwundung erlegene Feldzeugmeister und Capitän der Garde Graf Ernst M. Mit dessen Zustimmung trat M. im J. 1625 in den kaiserlichen Kriegsdienst und unter dessen Leitung und Ueberwachung kämpfte er von 1625—1633 in Schlesien, in den Niederlanden, in West- und Norddeutschland. Daß er während dieser Zeit bald bei den Fußtruppen, bald bei der Reiterei eingetheilt gewesen und sich jeder Beförderung durch besondere Tapferkeit und Brauchbarkeit würdig erweisen mußte, geschah mit weisem Vorbedacht; namentlich anerkennenswerth war sein Verhalten 1628 beim Rückzuge über die Velau in Geldern, 1629 bei Amersfoort und bei Magdeburg, 1630 bei Kalbe, Staßfurt und Aschersleben, 1631 bei Neu-Brandenburg, wo er am Unterleibe verwundet worden sein soll, dann bei Breitenfeld, an welchem Tage er eine Verletzung am Kopfe erlitt und in Gefangenschaft gerieth, 1632 bei Lützen, hierbei neuerlich blessirt. Nach seinem eigenen Ausspruche hegte M. schon damals eine lebhafte Vorliebe für den Dienst bei der

Reiterwaffe, ohne jedoch deswegen den Werth der Fußtruppen zu unterschätzen, „bei welchen die Disciplin erlernt werden könne, auf deren Grundlage jede Leistung und jeder Ruhm beruht“. Und in diesem Sinne hat M. gewiß auf seine Reiter eingewirkt, denn 1634 folgten sie seinem Beispiele mit Bravour bei Nördlingen, 1635 führte er als Oberstlieutenant den aus 200 abgesessenen Kürassieren bestehenden Vortrab durch den nassen Graben und eine steile Bresche nach Kaiserslautern, nahm den Commandanten gefangen und ließ die Besatzung niederhauen. Für diese That wurde M. vom Kaiser zum Obristen befördert und ihm das Regiment Aldobrandini verliehen, welches er um fünf neue Compagnien verstärkte und an dessen Spitze er noch in demselben Jahre wesentlich zur Einnahme von Elsaß-Zabern beitrug. Hierauf führte M. ehrenvoll und ausdauernd sein Regiment 1636 bei Wolmirstedt und Wittstock, 1637 in Pommern, 1638 bei Chemnitz und 1639 bei Melnik und Brandeis, welch’ letztere Gefechte gegen seine im Kriegsrathe beharrlich vertretene Meinung von General Hofkirchen angenommen wurden und ungünstig endeten. Hierbei fiel M., während des Handgemenges am linken Arme verwundet, neuerlich in feindliche Gefangenschaft, in welcher er theils zu Stettin, theils zu Weimar 2½ Jahre zurückgehalten wurde. Doch selbst diese, sonst meistentheils ungenützt verstreichende Zeit, war für Montecuccoli’s Zukunft von denkwürdiger Bedeutung; sie diente ihm dazu, sich rechtsgelehrte, philosophische und naturwissenschaftliche Kenntnisse anzueignen und an der Hand der Schriften des Tacitus, Vitruvius und Euklides von Alexandrien Geschichte, Baukunst und Geometrie gründlich zu studiren. In Stettin entwarf er auch den Plan zu seinem berühmten Werke über die Kriegskunst, in welchem er mit beispielgebender Klarheit und Bestimmtheit die vorzüglichsten Grundsätze des Kriegswesens zum Ausdrucke brachte und deren Verwerthung entwickelte. Im J. 1642 kehrte M. wieder zum Heere zurück, und da inzwischen Hofkirchen die Schuld am Verluste der Gefechte bei Melnik und Brandeis M. zugeschoben hatte, so forderte er vor allem von demselben Genugthuung mit dem Schwerte in der Faust; der Kampf war kurz, M. entwaffnete seinen Gegner, worauf er sich mit ihm versöhnte. Noch in demselben Jahre rückte M. auch wieder gegen den Feind, wobei er der zum Entsatze von Brieg bestimmten Armee des Erzherzogs Leopold, von Olmütz an, mit 2000 Reitern den Weg frei zu machen hatte. Seine zu diesem Behufe getroffenen Maßnahmen waren von dem besten Erfolge begleitet, denn es gelang ihm sogar, nach rasch durchgeführten, geschickt verheimlichten Märschen das Corps des Obristen Slange bei Troppau zu überfallen, entschieden zu schlagen und derart zurückzuweisen, daß sich auch Torstenson, ohne einen neuerlichen Kampf abzuwarten, zur Aufhebung der Belagerung von Brieg veranlaßt sah. Der von dieser Leistung hochbefriedigte Kaiser ernannte nunmehr M. zum Generalfeldwachtmeister und entsendete ihn im Winter 1642 bis 1643 zum Herzoge von Modena, dessen Truppen M. als modenesischer General der Cavallerie während der Kriegshändel bezüglich des Herzogthums Castro klug und wirksam lenkte, wofür er durch die Erhebung zum modenesischen Feldmarschall ausgezeichnet wurde. Somit hätte M. in seinem Vaterlande den höchsten militärischen Rang eingenommen; da aber sein Thatenbedürfniß im kaiserlichen Heere auf eine größere Befriedigung rechnen konnte und der Kaiser seine Rückkehr wünschte, so eilte M. nach Wien, wo er im J. 1644 zum Feldmarschalllieutenant und Hofkriegsrath vorrückte. In diesem Jahre befehligte M. anfänglich statt des erkrankten Grafen Hatzfeld kurze Zeit die Armee in Franken, später führte er im Heere des Grafen Gallas den linken Flügel der Reiterei unter beständigen Kämpfen geschlossen nach Böhmen zurück. Endlich vermittelte M. im December 1644 beim Kurfürsten von Baiern die beschleunigte Absendung der Hilfstruppen nach Böhmen. Bei Beginn des Jahres 1645 befand sich M.

neuerlich in Schlesien, wo er mehrere fast gänzlich aufgelöste Regimenter neu organisirte und kampfbereit machte. Mit diesen auf 5000 Mann gebrachten Truppen marschirte M. im Juni an die Donau zur Armee des Erzherzogs Leopold und verstärkte bei dieser Gelegenheit mit sicherem Blicke und kühner That die Besatzung von Brünn, indem er eine Abtheilung Dragoner unter dem Obristen Würben in den Ort eindringen ließ. Hierauf betheiligte er sich im Heere des Erzherzogs Leopold an den Operationen gegen Rákoczy, nach deren Beendigung er dem in Schlesien eingebrochenen schwedischen General Wittenberg entgegengeschickt wurde. Diesem an Zahl doppelt starken Gegner hat M. im Feldzuge des Jahres 1646 zähe Stand gehalten und ihn bei meisterhafter Führung des sogenannten „kleinen Krieges“ in einer Reihe von Ueberfällen, Hinterhalten, Scharmützeln sowie durch die Wegnahme von Frankenstein, Lenhaus &c. empfindlich geschädigt. M. gebührt sohin überdies das Verdienst, wesentlich dazu beigetragen zu haben, daß Wittenberg den beabsichtigten Entsatz von Krems und Korneuburg nicht wagen konnte. Auch 1647 stand M. wieder im Felde. Er zog mit dem Kaiser, nachdem er bei dessen Krönung zum König von Ungarn als Capitän der Garde betheiligt gewesen, zum Entsatze von Eger; dieses Unternehmen mißlang und konnte M. nur mit größter Anstrengung den sehr bedrohten Rückzug sichern. Bald hierauf commandirte M. den rechten Flügel der Truppen Melander's im siegreichen Kampfe bei Triebel; sein Antheil an dem glänzenden Ausgange des Gefechts war ein hervorragender und der Kaiser ehrte M. hierfür mit einem eigenhändigen Dankschreiben und durch die Ernennung zum General der Cavallerie, welch' letztere Auszeichnung aber „aus beweglichen Gründen“ erst im J. 1648 veröffentlicht wurde. M. drang nun 1647 noch mit dem Vortrabe bis gegen die Weser, doch wurde er hierbei von Melander fast gar nicht unterstützt; auch nahm letzterer zum fühlbaren Nachtheile der Kriegsverhältnisse und der bereits im Gange befindlichen Friedensverhandlungen überhaupt keine Rücksicht auf Montecuccoli's wohlbedachte Rathschläge und gewichtige Kriegserfahrung. Dessenungeachtet verblieb M. in dem Feldzuge 1648 pflichtgetreu unter Melander's Commando und deckte opferwillig dessen Heer 7 Stunden lang bei Zusmarshausen mit einem schwachen Nachtrab. Nach dem Urtheile der Gegner, unter welchen Turenne, hatte die kaiserliche Armee ihre Rettung nur der Besonnenheit, Tapferkeit und tactischen Tüchtigkeit Montecuccoli's zu danken. Eine gleich ehrende Anerkennung fanden im 30jährigen Kriege endlich Montecuccoli's kluge Manöver, mittelst welchen er unter Piccolomini zur Befreiung Baierns und der Oberpfalz beitrug. Wie sehr aber auch der Kaiser den Tact, das Verständniß und die Treue des heldenmüthigen Feldherrn würdigte, ergibt sich aus dem Umstande, daß M. als kaiserlicher Bevollmächtigter den Berathungen über die Feststellung der militärischen Demarcationslinie beigegeben wurde und dann, daß er sich in der Zeit bis zum Jahre 1657 wiederholt in kaiserlichen Vertrauensmissionen nach Regensburg, Augsburg, nach Flandern, England, Schweden verfügen mußte. In jene Zeit fallen auch mehrere seiner größeren Privatreisen, worunter jene nach Modena zum Beilager des Herzogs Franz I., wo er im ritterlichen Kampfspiele den ersten Preis errang, aber auch das Unglück hatte, seinen Freund Giovanni Maria Molza mittelst eines Lanzenstiches zu tödten; ferner die Fahrt nach Rom zum Papste, welcher M. auf Fürsprache der diesem wohlgewogenen Königin Christine von Schweden den Cardinalshut antrug, den M. aber ebenso bestimmt ablehnte wie er dies gethan, als ihm von Spanien und Venedig die höchsten Würden angeboten wurden. Bereits im J. 1657, kurz nachdem M. die Gräfin Margarethe Dietrichstein geehelicht, mußte er aber wieder den Kriegsschauplatz betreten und trug noch in diesem Jahre viel zur Unterwerfung Rákoczy's und zur Einnahme von Krakau und Posen bei. Und

als der Oberbefehlshaber Hatzfeld gestorben, da übernahm M. als Feldmarschall das Commando des kaiserlichen Heeres. Unter seiner Leitung vertrieben die kaiserlichen Truppen gemeinsam mit jenen des Kurfürsten von Brandenburg (welchen M. zum Anschlusse an Polen bewogen hatte), in der Zeit von 1658 bis 1660 die Schweden aus Deutschland, Holstein, Jütland, eroberten Alsen, bemächtigten sich ferner nach einer kühnen, von M. wohlberechneten Demonstration gegen Stettin, der Insel Fünen und schließlich auch Pommerns. Bei allen diesen Operationen hat M. eine namhafte Zahl von festen Plätzen und Oertern mit Sturm oder List genommen; er wurde bei dem ersten mißglückten Angriffe auf Fünen an beiden Füßen, jedoch anscheinend leicht, von einer Kanonenkugel verwundet. Nun begab sich M. als Gouverneur von Raab und somit Oberbefehlshaber des ganzen ungarischen Grenzgebietes nach Ungarn, wo er, von einer kurzen Unterbrechung abgesehen, von 1661—1664 mit kaum 25 000 Mann die in bedeutender Uebermacht vordringenden Türken aufzuhalten und zurückzuweisen hatte. Dies ist ihm in den ersten drei Jahren nur vorübergehend gelungen, denn seine rastlosen Bemühungen und überlegenen Feldherrngaben sowie seine mächtige Einflußnahme auf die Truppen fanden in der Lauheit und Widerspenstigkeit der ungarischen Stände, dem von Krankheiten heimgesuchten Heere Unterkünfte und Verproviantirung zu bieten, namentlich aber in der Einflußnahme, welche von Wien aus auf die Operationen genommen wurde, und die ihm die Offensive versagte, die unüberwindlichsten Beengungen und Beirrungen. Und so konnte er es denn im Herbste 1663 nicht verhindern, daß die Türken bis nach Steiermark und an die Grenzen Mährens gelangten, um welche Zeit er nun, aller Mittel beraubt, den Krieg mit Ehren fortzusetzen und überzeugt, daß die Türken bereits Winterquartiere bezogen, das Commando niederlegte. An Montecuccoli's Stelle, welcher in diesem Jahre zum Inhaber eines 1734 aufgelösten Kürassierregiments ernannt worden war, traten drei Befehlshaber, deren Uneinigkeit den Kaiser bewog, M. im Juni 1664 als Generallieutenant (Generalissimus) neuerlich an die Spitze des Heeres zu berufen. Früher schon hatte M. am Reichstage zu Regensburg wärmstens und eindringlichst die Reichshilfe angesprochen und auch zugesagt erhalten. Diese traf endlich Mitte Juli ein, worauf M. mit der gesammten Macht an der Raab Stellung nahm. Dort kam es nach mehreren kleineren Gefechten zur Entscheidungsschlacht bei St. Gotthardt, in welcher nach siebenstündigem erbitterten Streite die Türken derart geschlagen wurden, daß dieselben wenige Tage hierauf einen Waffenstillstand beantragten, der zum Frieden von Vasvár führte. Dieser bildet für M., den Retter Oesterreichs und der Christenheit aus schwerer Türkengefahr, den Anfang eines acht Jahre andauernden Fernbleibens vom Kriegsgetümmel und einer Periode, in welcher er wieder durch mehrere Zuversicht bezeugende diplomatische Missionen des Kaisers geehrt wurde und sich auch in umfangreicherem Maaße den Wissenschaften zuwenden konnte. Damals wurde er vom Könige von Spanien zum Ritter des goldenen Vließes und vom Kaiser im J. 1668 zum obersten Director der Artillerie und Präsidenten des Hofkriegsrathes erhoben. In der Stellung als Hofkriegsrathspräsident, welche zugleich die politischen Agenden eines Ministers des Aeußeren für die türkischen Angelegenheiten umfaßte, war Montecuccoli's Thätigkeit für die Steigerung der Kampfbereitschaft des Heeres eine sehr besorgte, doch wurde er schon 1672 hierin unterbrochen. Er erhielt das Commando des Heeres gegen Frankreich, nachdem er im Staatsrathe die energische und planvolle Niederwerfung Frankreichs als das einzig richtige Ziel der kaiserlichen Politik mit dem Muthe der Ueberzeugung vertheidigt und in Gegenwart des Kaisers erklärt hatte, daß, wenn nichts geschehe, „ganz Deutschland der Discretion Frankreichs überlassen bleibe“ und daß er demgemäß hierfür sei, daß die Progressen der Franzosen in Holland „so viel als

möglich e senza minima dilazione zu hindern“ wären. Hierauf kam es wol zum Abschlusse eines Bündnisses mit Brandenburg, da aber Montecuccoli's sonstige Vorschläge nicht die genügende Unterstützung fanden, das Heer unvollständig und mangelhaft ausgerüstet zur Aufstellung gelangte und nach der ohnehin verspäteten Verbindung Montecuccoli's mit dem Kurfürsten von Brandenburg hinhaltende, sich widersprechende, „die ruptur so viel als möglich zu evitiren“ fordernde Anordnungen jedem Unternehmen hinderlich in den Weg traten, so blieb der beschwerliche, durch Turenne's Rheinübergang in Action gesetzte Feldzug ohne Ruhm, ohne Erfolg, doch auch Dank Montecuccoli's klugen Maßnahmen ohne große Verluste. Zu Wien erkannte man aber endlich, daß Montecuccoli's richtiges Erfassen der politischen und militärischen Verhältnisse sowie seine mannhaften Rathschläge volle Beachtung verdient hätten. Dieserhalben bildete er anfangs 1673 zu Nürnberg, wohin er sich zur Pflege seiner ernstlich angegriffenen Gesundheit zurückgezogen, den geistigen Mittelpunkt für das künftige Verhalten, worauf er, da ihm für die Führung der Operationen eine unbegrenzte Freiheit gelassen wurde, mit Kühnheit, Gewandtheit, Scharfsinn und mustergiltiger Ausnützung aller Umstände den Feldzug dieses Jahres zu dem erwünschten Ziele brachte. Ohne eine Schlacht zu schlagen, drängte er Turenne vom Main und der Tauber nach dem Ober-Elsaß, überschritt den Rhein, zwang hierdurch die in Holland stehende französische Armee gleichfalls zum Rückzuge und vereinigte sich mit dem spanisch-holländischen Heere unter Orléans zwischen Andernach und Bonn. An dem Feldzuge 1674 hat M. nicht theilgenommen, in jenem des Jahres 1675 führte er jedoch wieder das Commando der Alliirten. Es war seine letzte Leistung im Felde und ein würdiger Abschluß seiner Kriegsthaten, welche nach dem Ausspruche Napoleons I. von jedem General studirt werden sollten. Auch diesmal zeigte sich M. nämlich unübertrefflich in der Kunstfertigkeit damaliger Kriegführung, die den Gegner nicht direct im offenen Kampfe zu schädigen und zu beugen suchte, sondern dies durch glänzende strategische Maßnahmen, täuschende Märsche, geschickte Umgehungen, ausdauerndes Festhalten unangreifbarer Stellungen ꝛc. zu erreichen bestrebt war und die Entscheidung erst dann den Wechselfällen der Schlacht anheimgab, wenn diese unvermeidlich geworden. In solcher Art bedrängte M. vier Monate lang Turenne am Rheine, worauf er nach dessen bei Saßbach erfolgtem Tode die Franzosen zum Rückzuge über den genannten Fluß zwang, Condé nächst Straßburg in den beabsichtigten Unternehmungen hinderte und endlich bei Altenheim zum letzten Male im Feuer stand und siegte. Denn nun mußte M., körperlich in hohem Grade leidend, den Kriegsschauplatz für immer verlassen; die ihm hiermit gewordene Ruhe widmete er aber mit um so stärkerem Nachdrucke den Hofkriegsrathsgeschäften und dann der Niederschrift seiner im Leben gemachten Erfahrungen und hieraus gezogenen Lehren. Sein Wirken als Hofkriegsrathspräsident betraf vornehmlich die leistungsfähigere Gestaltung der Wehrkraft. Zu diesem Zwecke veranlaßte M. eine Neuformirung der verschiedenen Waffengattungen und die Errichtung der Grenadiere als Elitetruppe, wogegen er die Zahl der Pikeniere verminderte. Ferner wurden unter ihm leichtere Gewehre, Piken, Kürasse und Regimentsgeschütze eingeführt, die Verpflegsordnung und der Train geregelt, sowie fortificatorische Verbesserungen nach seinem Vorschlage vorgenommen. Auch erhielt das Militärgrenzgebiet eine zweckmäßigere Eintheilung und neue Instructionen. Was aber nun Montecuccoli's litterarische Arbeiten anbelangt, so galten dieselben mehrfachen Wissenszweigen, vorzüglich jenen der Kriegsgeschichte und Kriegsbaukunst und ist alles, was er schrieb, von tiefer Einsicht durchgeistigt, meisterhaft in der Festsetzung von Begriffen und Grundsätzen, klar, bestimmt und überzeugend im Ausdrucke. Andauernde Werthschätzung gebührt unstreitig den strategischen Betrachtungen, die

er stets unmittelbar nach einem Feldzuge niederschrieb, dann seinen „Memorie della guerra“, bestehend aus den „Aforismi dell’ arte bellica“ und deren Fortsetzungen „Aforismi riflessi alle pratiche delle ultime guerre d’Ungheria“ und „Aforismi applicati alla guerra possibile col Turco in Ungheria“. Letztere Abhandlungen haben der modernen Kriegswissenschaft die Bahn eröffnet und dienten dem Obersten Quintus Icilius im Auftrage Friedrich des Großen als Muster bei den Vorarbeiten zur „Histoire de mon temps“. Sichergestellt ist es auch bereits, daß eine gründliche Durchforschung und Bearbeitung der Schriften Montecuccoli’s einen festgeschlossenen Ueberblick der Lebens- und Zeitgeschichte desselben ergeben würde; dies dürfte jedoch nur dann gelingen, wenn sich eine tüchtige Kraft dieser Arbeit unterzöge, da der sehr klein geschriebene, stark ausgebleichte Nachlaß überdies aus einer Masse von Abkürzungen besteht, deren Deutung eine tiefgreifende Kenntniß der damaligen Verhältnisse erfordert. Zur Veröffentlichung durch den Druck gelangten seine in italienischer Sprache verfaßten „Memorie“ und zwar unter verschiedenen Titeln, in italienischer, lateinischer, spanischer, französischer und deutscher Sprache und in 16 Auflagen, in letztgenannter Sprache leider sehr mangelhaft (s. Organ ꝛc., 22. Bd., S. 149). Etwas weiter reichende und theilweise kritisirende Publicationen der Schriften Montecuccoli’s bilden ferner die in der Quellenangabe nachgewiesenen Werke von Ugo Foscolo, Turpin de Crissé, Warnery ꝛc. Außerdem erliegt noch eine nicht geringe Menge von Manuscripten im k. k. Kriegsarchive zu Wien (s. Schels 1818, 4. Bd., S. 106—108). Daß diese Hinterlassenschaft späterhin durch seine Correspondenz mit den hervorragendsten Gelehrten seiner Zeit vervollständigt werde, ist leider nicht wahrscheinlich. Betrübend bleibt es auch, daß M. am Schlusse eines solch rühmlichen Lebens zufälligerweise ein hartes Mißgeschick getroffen. Er wurde nämlich im J. 1680, als er im Gefolge des Kaisers in das Schloß zu Linz ritt, durch einen herabfallenden Balken am Kopfe verletzt, wodurch zweifellos sein Ableben beschleunigt wurde. Mehr als 200 Jahre ruhen nun seine irdischen Ueberreste in der Jesuiten-(Universitäts-)Kirche zu Wien; sein Lebenslauf, wenngleich schon öfters geschildert, entbehrt aber noch immer einer allseits eindringenden Beleuchtung. Immerhin ist jedoch das, was bisher ergründet und abgewogen wurde, achtenswerth und denkwürdig. Ihn ehrte vor Allem seine in jeder Lage des Lebens bewiesene selbstlose Treue zu Habsburgs Regentenhause sowie seine dem Wohle der österreichischen und deutschen Lande zugewendete Rastlosigkeit und Opferfähigkeit. Als Krieger und Feldherr glänzte er durch Muth, Wissen und Kraft und lag die ihm mitunter vorgeworfene zeitweilige Langsamkeit in den Operationen theils in den damaligen Ansichten über die Art der Kriegführung, theils in dem Mangel an Truppen, Proviant, Geld ꝛc. sowie in der Beeinflussung von Wien aus, mit welchen Factoren er jederzeit zu rechnen hatte. Dennoch hielt er wiederholt Wrangel, Baner, Torstenson, Achmet Kiuprili, Turenne, Condé ꝛc. mit Erfolg Stand. In seinen verschiedenen Verwendungen als Minister und Diplomat fand M. durch richtige Voraussicht, persönlichen Freimuth und bestimmte Klarlegung seiner Ueberzeugung lange Zeit hindurch fast allgemeine Zustimmung und minderte sich diese erst, nachdem er vom Heerescommando gänzlich zurückgetreten war und in stark verbitterter Weise über die Kriegführung und den faulen Verlauf der politischen Verhandlungen sich äußerte. Seine litterarische Thätigkeit muß unbedingt, so überlebt manches gegenwärtig ist, eine bahnbrechende und nützliche genannt werden, wie dies beispielsweise sein Vorschlag zur Besserung der staatlichen Wirthschaft erweist, wenngleich derselbe erst von Kaiserin Maria Theresia berücksichtigt wurde. Als Charakter kennzeichnen M. Ernst, Stolz ohne Hochmuth, strenge Rechtlichkeit, militärische Gradheit und Offenheit, in den letzten Jahren Schwermuth und Zuneigung zur katholischen

Kirche. Und so war denn M. in Oesterreichs Heere nicht nur unter den Offizieren fremdländischer Geburt einer der verdienstvollsten und bedeutendsten, er war überhaupt eines der gediegensten Vorbilder dieses Landes. M. hinterließ drei Töchter und einen Sohn, mit welchem, dem Fürsten Leopold Philipp, schon im J. 1698 die Fürstenlinie erlosch.

Gründliche Relation gehabten Vornehmens und darauff erfolgten Verrichtungen deß Kriegsheeres ꝛc. im 1673. Jahre unter Graf Montecuccoli. Beschrieben durch einen Officierer ꝛc. Gauhen, Historisches Helden- ꝛc. Lexicon. Leipzig 1716. Besondere und geheime Kriegsnachrichten des Fürsten Raymund Montecuculi. Leipzig 1736. Relation de la campagne de 1664 aus: Mémoires de Montecuculi etc. Amsterdam 1756. Turpin de Crissé, Commentaires sur les mémoires de Montecuculi. Paris 1769. Warnery, Commentaires sur les commentaires du comte Turpin. Breslau 1777. Morgenstern, Oesterreichs Helden ꝛc. St. Pölten 1782. Feldzug d. Marsch. Turenne gegen Montecuculi ꝛc. 1763 aus: Militärische Monatsschrift. 1. Bd. Berlin 1785. Pezzl, Lebensbeschreib. d. Fürsten Raim. Montecuculi. Wien 1792. O'Cahill, Gesch. d. größten Heerführer ꝛc., Leipzig 1784. (Adam,) Erinnerungsblätter f. d. Sammlung v. Bildnissen berühmter österr. Feldherren ꝛc. Als Manuscript von 1805 gedruckt. Ugo Foscolo, Opere di Raimondo Montecuccoli. Milano 1807. (Kepner,) Thaten ꝛc. berühmter österr. Feldherrn. Wien 1808. Hormayr, Oesterreichischer Plutarch. 13. Bd. Wien 1808. Reilly, Biogr. d. berühmtesten Feldherrn Oesterreichs ꝛc. Wien 1813. Raimund Montecuccoli in Schels' Oest. milit. Ztschft. 4. Bd. Wien 1818. Grassi, Opere di Raimondo Montecuccoli. Torino 1821. Die Feldzüge Montecuculi's gegen die Türken 1661—1664 in Schels' Oest. milit. Ztschft. 1. 2. 3. Bd. Wien 1828. Der Herbstfeldzug Montecuculi's gegen Condé 1675 in Schels' Oest. milit. Ztschft. 2. Bd. Wien 1842. Schweigerd, Oesterreichs Helden ꝛc. 2. Bd. Wien 1853. Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr. 19. Thl. Wien 1868. Die Hofkriegsrathspräsidenten ꝛc. d. österr. Armee. Wien 1874. Campori, Raimondo Montecuccoli. Firenze 1876. Teuffenbach, Vaterländ. Ehrenbuch. Wien u. Teschen 1877. Angeli, Der Friede von Vasvár in: Mittheilungen des k. k. Kriegsarchivs. 2. Jahrg. Wien 1877. Großmann, Raimund Montecuccoli. Wien 1878. Bancalari, Raimondo Montecuccoli in: Organ d. milit.-wissenschaftl. Vereine. 22. Bd. Wien 1881. Il Montecuccoli capitano e scrittore in: Rivista militare italiana. März- und Aprilheft. Roma 1882. Weingärtner, Heldenbuch. Teschen 1882.

Schzl.

Monten: Dietrich M., Schlachtenmaler, geb. am 18. September 1799 in Düsseldorf, † zu München am 13. December 1843. Erst an der Universität Bonn von 1816 an studirend, trat er später in das Militär, dann zur Kunst über und kam 1821 nach München. Dort schloß er sich besonders an Peter Heß an und entwickelte bald seine ungewöhnliche Begabung, die er dann durch viele Reisen und sorgfältiges Naturstudium noch weiter ausbildete. Sehr scharfe Beobachtung und feiner Sinn für das Charakteristische mit viel Phantasie sowie einer allezeit bereiten Gestaltungskraft vereinigend, ward er bald ein vortrefflicher Zeichner und noch besserer Componist, dessen Schlachtenbilder oft noch geistvoller und lebendiger sind als die des Peter Heß, wenn er hinter diesem auch an Gediegenheit, genauem Naturstudium, Sinn für Wirkung und besonders in der malerischen Technik, die er nie recht zu bewältigen lernte, ziemlich weit zurückbleibt. Am besten gelang ihm diese Bewältigung noch in Fresco, in welcher Technik er in den Arkaden des Münchener Hofgartens einige vortreffliche Bilder ausgeführt hat, so die Schlacht bei Arcis sur Aube, die Verleihung der Verfassung

durch König Max Josef und die Erstürmung einer Schanze bei Belgrad. Alle drei, besonders das letztere, zeichnen sich durch Lebendigkeit, dramatische Gewalt, einen malerischen Sinn und scharfe Erfassung des jeweiligen Zeitcharakters aus, der sie sehr vortheilhaft von allen übrigen dieser Reihe unterscheidet. Solch' scharfe Charakteristik aller Nationalitäten und Trachten, die geschickte Gruppirung und große Lebendigkeit der Auffassung zeichneten auch seine zahlreichen Oelbilder aus, natürlich am meisten bei Darstellungen aus Zeiten, die er noch miterlebt und deren Träger er zu sehen und zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. So entstand neben einer Menge kleinerer Bilder um 1834 das große Cavalleriegefecht am zweiten Tag der Schlacht von Leipzig, mit frappanter Charakteristik der Preußen, Oesterreicher und Franzosen. Dann „Der Abschied der Polen von ihrem Vaterlande beim Uebertritt über die Grenze 1831", ein Blatt, das lithographirt eine ungeheure Verbreitung fand und sie im Ganzen auch verdiente. Ihnen voraus ging der Tod des Herzogs von Braunschweig bei Quatrebas. Außer diesen und vielen kleineren zeitgenössischen Kriegsscenen hat er noch mit kaum geringerer Wahrheit eine Schlacht von Neerwinden, dann eine Auffindung der Leiche Gustav Adolphs und später den Tod des Max Piccolomini mit großem und verdientem Beifall gemalt. Ebenso hat er einen „König Ludwig im Familienkreise" für die Lithographie componirt, der in Bodmer's geistreicher Uebertragung auf Stein noch heute in Baiern überall zu sehen ist. Nicht weniger beliebt war ein „Napoleon umgeben von seinen Generalen" und ein „König Otto zu Pferde". Mit Eckert vereint gab er auch ein großes Werk über das Militär der deutschen Bundesstaaten heraus u. a. m. Trotz ihrer mageren, farb- und wirkungslosen Malerei sind Monten's Bilder doch so glücklich componirt und so geistvoll lebendig ausgeführt, daß sie sich wol immer erhalten werden. Auch die ritterliche Persönlichkeit des Mannes selber hat ihn sehr beliebt unter seinen Freunden und zu einem der hervorragendsten Glieder des damaligen Münchener Künstlerkreises gemacht, wie ihn denn auch Kaulbach deshalb in einem lebensgroßen Bilde der Münchener neuen Pinakothek verewigt hat. Fr. Pecht.

Montfoort: Anthonis van M., Maler, s. **Blocklant**, Bd. II S. 713.

Montfort: Hugo v. M., Dichter und Staatsmann, aus dem mächtigen und angesehenen Geschlechte der Grafen von Montfort-Bregenz, wurde 1357 geboren. Als der jüngere Sohn erhielt er neben dem Unterricht in ritterlichen Dingen auch eine gelehrte Bildung. Daher war er in Theologicis bewandert, kannte die (lateinische) Bibel, aber auch die alten volks- und kunstmäßigen Ritterepen, den Minnesang, die Dichtungen Hadamar's, Teichner's, Suchenwirt's und anderer Zeitgenossen. Das Beispiel der ritterlichen Buchhelden blieb nicht ohne Einfluß auf sein Jugendleben. Bereits in seinem 14. Jahre suchte und gewann er die Minne einer holdseligen Frau und wanderte in deren Dienst in die Welt, um Ritterspiele zu üben und Abenteuer zu erleben. Ueber Jahr und Tag (1371—1372) ritt er wohlgemuth herum und erwarb sich „ritterschaft ein michel teil", denn er besaß außergewöhnliche Körperkraft. Heimgekehrt, wurde der Sechzehnjährige von seinem Vater (Wilhelm III.) mit der verwittweten Erbgräfin Margaretha von Pfannberg verheirathet. Es war eine Interessenehe; denn mit der Hand der jungen Wittwe erhielt M. die reichen Güter der Pfannberger in Steiermark, Oesterreich und Kärnthen, wurde Mitglied des steirischen und österreichischen Herrenstandes, trat zu den Herzögen aus dem habsburgischen Hause, mit welchen die Grafen von Montfort-Bregenz ohnehin verwandt und in gutem Einvernehmen waren, in noch nähere Beziehungen, erlangte eine Macht, welche die aller anderen Montforter weit überflügelte, und wurde der Stammherr einer neuen Linie (Bregenz-Pfannberg), welche erst im vergangenen Jahr-

hundert (mit Anton, † 1787) erlosch. M. kümmerte sich anfangs wenig um Ehe und Regierung; die letztere führte der Vater, während der Sohn die Gunst anderer „frôwen und töchterlîn“ suchte, denselben Lieder dichtete und zwischendurch wieder Excursionen in die weite Welt unternahm. Von einer derselben erzählt Suchenwirt: vom Kreuzzug, den er 1377 unter Herzog Albrecht ins Preußenland machte, wo er wahrscheinlich mit 73 anderen jungen Edlen den Ritterschlag erhielt. Mitten in diesen Wander- und Flegeljahren traf ihn der Tod seines Vaters (1378). Was weder Heirath noch Kreuzfahrt in ihm bewirkt, das that nun der Ernst des Lebens: Mit Kraft, Umsicht und Ausdauer übernahm er seine Aufgabe, theilte mit seinem älteren Bruder Konrad die Bregenzergrafschaft, erließ Verordnungen für die Stadt und Burg Bregenz, welche gemeinschaftlich regiert wurden, bestellte sein Haus im Westen und im fernen Osten, vergab und empfing Lehen, ernannte Vögte, vertheidigte seine Besitzungen gegen verschiedene Angriffe, knüpfte gute Beziehungen mit den umliegenden Adelsgeschlechtern an, warf die jugendlichen Minnethorheiten über Bord, erkannte die Zuneigung und den Werth seiner treuen Gemahlin, der er von jetzt an seine Gedichte widmete, und betrat bald auch eine größere Bühne. Zunächst nahm er im Dienste Herzog Leopolds III. an der Eroberung von Treviso im Venetianischen theil (1381). Während des Feldzuges ernannte ihn der Herzog zu seinem Kriegshauptmann. Als solcher vertheidigte er tapfer Treviso und schädigte den Feind durch Streifzüge. Hierauf folgte er Leopold zu seinen weitaussehenden Unternehmungen gegen die Schweizer, und als dessen Pläne mit der Schlacht bei Sempach, an welcher auch die Unterthanen Hugo's betheiligt waren, scheiterten und der Herzog selbst fiel, erhielt er von Albrecht III. die schwere Aufgabe als österreichischer Landvogt im Aargau, Thurgau und auf dem Schwarzwald weitern Schaden zu wenden. Letzteres gelang auf dieser Seite glücklich, bis Friede mit den Schweizern geschlossen wurde. M. kehrte auf seine Bregenzer Güter zurück, setzte sich hier mit dem Sohne (Wilhelm) seines inzwischen gestorbenen Bruders friedlich auseinander und freute sich seines ehelichen Glückes. Aber bereits 1391 (1392?) starb Margaretha, nachdem sie ihm mehrere Kinder, darunter den Sohn Ulrich, geboren hatte. Die Gedichte dieser Zeit offenbaren seinen Schmerz über den Verlust, klagen über Täuschung der Welt, über Unbestand und Tod. Mehrere Jahre tritt er nicht mehr öffentlich auf. Aber die heilende Zeit und die schöne Gräfin Clementia von Toggenburg, welche seine zweite Gemahlin wurde, führten ihn wieder ins Leben zurück. 1395 steht er wieder auf dem politischen Schauplatz und zwar als Hofmeister Herzog Leopolds IV. in mannigfaltigen Beziehungen. Um das Jahr 1400 wirft der Tod neuerdings düstere Schatten in Montfort's Leben und Dichten, indem er die junge Clementia hinwegrafft. Erst seine dritte Gemahlin, Anna v. Neuhaus, welche ihm noch 1413 einen Sohn (Stephan) gebar, hat ihn überlebt. Sie war die Wittwe des letzten Stadeckers (Hans, † 1399), der nur eine Tochter Guta hinterlassen hatte, welche sich gleichzeitig mit Montfort's Sohn Ulrich vermählte. Dadurch kam auch die Stadecker Herrschaft nach einigen Streitigkeiten mit den Herren von Cilli und anderen an die Montforter. Kaum waren diese Erbangelegenheiten geregelt (1404), als M. zu den Waffen greifen mußte. Im Westen verheerten die Schweizer Land und Burgen (Appenzellerkrieg). M. rettete die belagerte Veste Neuburg durch einen vortheilhaften Vertrag, überließ die Bregenzer Streitmacht seinem kriegstüchtigen Neffen Wilhelm und seinem Sohn Ulrich und eilte nach Osten, wo seine Besitzungen und ganz Steiermark von den böhmischen und mährischen Schaaren Johann Sokols bedroht waren. Hier wurde er zum „campiductor“ ernannt und traf den Feind bei Laa (1407). Darauf eilte er wieder nach Bregenz zurück, wo die Schweizer 1408 in die Flucht geschlagen wurden.

In den folgenden Jahren beendet er einige kleinere Fehden im Westen und Osten. 1413—1416 wird er Landeshauptmann von Steiermark, Rath Herzog Ernst des Eisernen, Vorsitzender des Landesgerichts und Inhaber des österreichischen Drachenordens. 1414 erscheint er, wahrscheinlich im Auftrage Ernsts, auch auf dem Concil zu Konstanz. Seit 1416 zieht sich M. von den öffentlichen Aemtern und Angelegenheiten auf die Verwaltung seiner Besitzungen zurück, schlichtet Streite, bestraft ungehorsame Lehensmänner, erläßt eine Malefizordnung für Bregenz, macht fromme Stiftungen (darunter das Dominicanerkloster auf dem Hirschberg) und stirbt am 4. April 1423, nachdem ihm schon 1419 sein ältester Sohn Ulrich im Tode vorangegangen war. Noch heute nennt das Volk den Gebhardsberg hinter Bregenz den Pfannberg nach M., dem Stammherrn des Geschlechtes Montfort-Bregenz-Pfannberg. Montfort's Leben war also, wenn wir von seiner kurzen Jugend absehen, reich an bedeutenden Arbeiten und Würden. Drei Dinge empfahlen ihn besonders dazu: seine für einen damaligen Grafen seltene Bildung, seine große Hausmacht, mit welcher er seinen Verfügungen den nöthigen Nachdruck geben konnte, und vor Allem sein energischer ehrenfester Charakter. Er selbst konnte in jener raubsüchtigen Zeit offen von sich sagen: „Ich sah nie ein Gut, um das ich hätte missethun mögen.“ — M. war nicht ein Dichter von Profession, sondern nur aus innerem Drange. Er dichtete (nach eigener Aussage) oft hoch zu Roß, auf seinen weiten Fahrten durch Wald und Au; denn zu Hause hatte er „gross sachen ze schaffen“ und „teten seine ret in straffen“ ob solcher Zeitversäumniß. In den meisten Fällen ist er daher selbst, sind die eigenen Zustände und Verhältnisse Gegenstand seiner Dichtung; außerdem eröffnet er aber auch weitere, allgemeinere Gesichtspunkte: meditirt über den Weltlauf, über Menschenschicksal und Menschenschuld, über die damaligen Verhältnisse in Kirche, Staat und Gesellschaft, führt eine heftige Sprache gegen den unfähigen „Künig von Pehemlant“ (Wenzel), gegen das Schisma, gegen die Entartung der Mönchsorden, gegen Beginen und andere religiöse Secten, nimmt Stellung zu jenen tiefgehenden religiösen Strömungen vor dem Basler Concil und zwar auf Seite der gemäßigten Reformpartei. Der Form nach scheiden sich seine Gedichte in Lieder, Briefe und Reden. Die Lieder sind zum Theile „minneliedli“, noch nach altem Schnitte, mit dreitheiligen Strophen und ritterlichem Frauencultus, zu Musik und Tanz bestimmt. Die anderen sind schon moralisirend oder gelten seiner Gattin; auch treten an Stelle der Dreitheiligkeit einfache Gesätze nach Art der Volkslieder. Die Melodien zu den Liedern machte M. nicht selbst, sondern überließ sie seinem Knappen Bürk Mangolt und zeigt so bereits das moderne Verhältniß zwischen Ton- und Dichtkunst. Die Briefe, durchweg in vierzeiligen Strophen, sind Liebesgrüße aus der Ferne und haben daher einen großen Theil ihres Inhaltes und Ausdruckes mit den Minneliedern gemeinsam. Nur der älteste ist an eine Jugendgeliebte, die anderen sind an seine Gattinnen Clementia und Anna gerichtet. Zu den Reden gehört der größte Theil von Montfort's Producten. Sie sind gewöhnlich in Reimpaaren oder vierzeiligen Strophen abgefaßt und haben sich durch Erweiterung des didactischen und epischen Elements aus den mittelhochdeutschen Sprüchen herausgebildet, bewegen sich daher meist auf ethischem oder politischem Boden oder betreten das Gebiet der Memoirendichtung. Aber auch lyrische Partien begegnen darin nicht selten, wie denn überhaupt die einzelnen Dichtungsgattungen bei M. und anderen Zeitgenossen vielfach ineinander fließen: epischer Ton mischt sich in die Lyrik und umgekehrt; die Didaxis überwuchert beide. Auch die alte einheitliche Schriftsprache ist bei M. bereits ganz aus den Fugen gegangen: der Dialect (hier der alemannische) steht in vollster Blüthe. Stil und Metrik sind reich an Laxismen und zeigen vielfach schon den Einfluß der Volkspoesie: M. steht auf der äußersten Grenze der ritter-

lichen Kunstdichter und weist schon zu jenem Geschlechte von Natursöhnen, Wanderern, Kriegsleuten und Jägern hinab, bei denen das Empfinden tiefer, das Denken weiter geht als die Kunst der Darstellung.

J. N. v. Vanotti, Geschichte der Grafen von Montfort u. Werdenberg, 1845. J. Bergmann, Ueber die Grafen von Montfort-Bregenz-Pfannberg, Sitzungsber. d. Wiener Akad. IX. K. Weinhold, Ueber Graf Hugo v. Montfort, Mittheil. des histor. Vereins für Steiermark, 1856. K. Bartsch, Hugo v. M. herausgegeben 1879 (Stuttg. litt. Verein Nr. 143). J. E. Wackernell, Hugo v. M. mit Abhandlungen zur Geschichte der deutschen Litteratur, Sprache u. Metrik im 14. und 15. Jahrhundert herausgegeben, Innsbruck 1881. J. E. Wackernell.

Montgelas: Max Josef Graf v. M., bairischer Staatsmann, geb. den 10. September 1759 zu München, entstammte einem alten savoyischen Geschlecht. Ein Petrus de Monte gelato wird 1355 als Gesandter des Grafen Amadeo von Savoyen genannt. Im 16. Jahrhundert war die Herrschaft Montgelas in der Nähe von Chambery in Besitz des François Garnerin Seigneur de la Thuille, Staatsraths und Senatspräsidenten zu Chambery. Sein Urenkel Johann Sigmund Garnerin Freiherr v. M. ließ sich in Baiern nieder, wurde in Diensten Max Josefs III. Generalmajor und Oberstsilberkämmerer, vermählte sich mit Ursula Gräfin von Trauner, in zweiter Ehe mit Augusta von Schönberg und starb 1767 zu München. Der erstgeborne Sohn aus erster Ehe, Max Josef, studirte, wie er in einem selbstverfaßten Curriculum vitae erzählt, inferiora theils zu Nancy, theils zu Straßburg, Philosophie und Jura in der letztgenannten Stadt, besuchte 1776 die hohe Schule zu Ingolstadt und legte im nächsten Jahre eine Proberelation „mit sonderbar ausnehmender Behändigkeit und Solidität“ ab. Unmittelbar darauf wurde er zum Mitglied des Hofraths, 1779 zum Büchercensurrath ernannt. Schon damals erregte die scharfe Beobachtungs- und Auffassungsgabe des jungen Mannes Aufsehen, „wie denn auch ein seltener Einklang der Feinheit des Tones eines Hof- und Weltmannes mit vielseitigem und gründlichem Wissen bei ihm anzutreffen war“ (Freyberg). Kurfürst Karl Theodor soll ihm sehr gewogen gewesen sein, entzog ihm aber diese Gunst, als aufgedeckt wurde, daß M. dem Illuminatenorden beigetreten war. Es wurde zwar von strengerer Bestrafung des jungen Mannes Umgang genommen, immerhin verlor er sein Amt und sah sich genöthigt, das Land zu verlassen. Man darf annehmen, daß dieser Moment für die spätere Entwickelung des Staatsmannes nicht ohne Bedeutung war; in der Zeit, da er fast mit unbeschränkter Gewalt in Baiern das Staatsruder lenkte, trat, zumal im Verfahren bei der Säcularisation, manches zu Tage, was nicht mehr den objectiven und besonnenen Vertheidiger der Rechte des Staates kennzeichnet, sondern unwillkürlich an den ob der einst erlittenen Verfolgung grollenden Illuminaten erinnert. Von Ordensfreunden empfohlen, suchte er eine Zuflucht am Hofe des Herzogs Karl August von Zweibrücken, wo er im Cabinet des Ministers v. Hofenfels (Allg. D. Biogr. Bd. XII, S. 557) als Referent über staatsrechtliche Fragen verwendet wurde. Vermuthlich in Folge einer Denunciation des eifersüchtigen Abbé Salabert fiel er auch bei Herzog Karl August in Ungnade und verlor seinen Posten; er hatte aber die Gunst des jüngeren Bruders des Herzogs, Max Josef, gewonnen und diente nun diesem als Privatsecretär, bis der Tod Karl Augusts (1. April 1795) den Bruder zur Regierung des Herzogthums berief. M. wurde nun in rascher Folge herzoglich Zweibrücken'scher Legationsrath, Geheimrath, Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Leider sind die drei ersten Theile des großen Memoirenwerkes, das M. eigenhändig niederschrieb, verschollen, so daß wir ausführlichen Bericht nur über die Thätigkeit des bairischen Ministers von 1799 bis 1817 besitzen, dagegen der Aufklärung

über die früheren Lebensschicksale, sowie über die Wirksamkeit auf dem Gebiete der inneren Regierungspolitik entbehren müssen.

Nur in Kürze wird in der Einleitung, „um deutlicher hervortreten zu lassen, wie zur Zeit Ihres Regierungsantrittes“ — die Memoiren scheinen ursprünglich zur Vorlage an König Max Josef bestimmt gewesen zu sein — „für Ihre Dynastie wie für Ihren Staat die Dinge gelagert waren“, auch auf die Jahre seit der Vereinigung Baierns mit Kurpfalz, die Austauschprojecte Karl Theodors und die auswärtige Politik dieses Kurfürsten und der Herzoge von Zweibrücken eingegangen. Wie die Bildung, so ist der Ideenkreis des Verfassers der Memoiren specifisch französisch, aber französisches Interesse vertritt er so wenig wie das deutsche; ihm gilt als erstes und oberstes Gesetz für den Beamten, in demjenigen Staat, dem er dient, völlig aufzugehen; er will nur anstreben, was zur Stärkung und Vergrößerung des seiner Leitung anvertrauten Landes beitragen kann. Deshalb bewundert er die „weise Zurückhaltung“ Karl Theodors im Verhalten gegen die französischen Revolutionäre und bedauert nur, daß damals nicht im rechten Augenblick eine Politik der Action eingeschlagen wurde; nicht bloß wären Mannheim und Heidelberg zu retten, sondern Mainz und Frankfurt mit leichter Mühe zu gewinnen gewesen. Er findet es unbegreiflich, daß Karl August mit Frankreich nichts zu thun haben wollte, denn Frankreich erscheint ihm von dem Augenblick, da die „revolutionäre Narrheit“ der Danton und Robespierre aufhörte, als die eigentliche Schutzmacht der freien Souveränetät der deutschen Fürsten. Er betrachtet eben alle solche Fragen lediglich unter dem Gesichtspunkt der Opportunität; deshalb beklagt er hinwieder das unvorsichtige und nur dem Vortheil Frankreichs Rechnung tragende Vorgehen Salaberts, wie die feige Uebergabe von Mannheim durch den Grafen Oberndorff. Die Verhaftung Salaberts durch kaiserliche Truppen befreite M. von einem Rivalen und seit auch Baron Cetto nach Paris gesendet worden war, wo er ohne amtliche Stellung bei dem Directorium die herzoglichen Interessen vertreten sollte, konnte M. — er selbst sagt: seit August 1796 — als der eigentliche Leiter der auswärtigen Angelegenheiten des Herzogthums angesehen werden. In dieser Stellung wohnte er dem Congreß von Rastatt (1798) bei; das nächste Jahr brachte ihm einen weiteren Wirkungskreis, der aber auch eine Reihe der schwierigsten Aufgaben in sich schloß. Nach dem Tode Karl Theodors (16. Februar 1799) übernahm Max Josef die Regierung von Pfalz-Baiern, und schon am 21. Februar wurde M. „in Anbetracht der vorzüglichen Kenntnisse und Geschicklichkeit, welche der Kammer- und Geheimrath Freiherr von Monjellaz durch mehrere Jahre in dem ihm anvertraut gewesenen Wirkungskreise erprobt“, zum wirklichen geh. Staats- und Conferenzminister ernannt. Auch in der neuen Stellung war ihm zunächst die Leitung der auswärtigen Geschäfte übertragen. Der Jubel, womit der Regierungswechsel in ganz Baiern begrüßt wurde, bewies sowohl, daß der Unwille über die egoistische Hauspolitik des verstorbenen Kurfürsten noch immer lebendig war, als daß man auf das Haus Zweibrücken, durch dessen Uneigennützigkeit und Energie die Integrität Baierns gerettet worden war, festes Vertrauen setzte und mit Sicherheit den Anbruch besserer Zeiten erwartete. „Es war aber nicht leicht, diese Hoffnungen zu verwirklichen. Die Sachlage war zur Zeit düster genug. Man hätte Geld gebraucht und die Kassen waren leer; die Wünsche des Papstes verwickelten in große Schwierigkeiten: die bairischen Truppen waren in Winterquartiere solchermaßen vertheilt, daß sie unter die Oesterreicher förmlich aufgelöst, sozusagen ganz und gar in deren Gewalt gegeben waren. Es handelte sich darum, sich, ohne irgendwo Anstoß zu erregen, der drückendsten Verpflichtungen zu entledigen und dann ein politisches System aufzustellen, denn bisher war ein solches nicht vorhanden gewesen.“

Das neue System läßt sich in Kürze als Politik der freien Hand charakterisiren. Baiern sollte fortfahren, seinen Verpflichtungen gegen das Reich nachzukommen, aber auch nur den stricten Verpflichtungen, im Uebrigen aber die Freundschaft Frankreichs und den Schutz Rußlands und Preußens anstreben. Demgemäß blieb das bairische Contingent vorläufig mit den Oesterreichern verbunden, der Kurfürst und sein Ministerium flüchteten sich beim Herannahen der Franzosen nach Amberg, und nach der Niederlage des bairisch-österreichischen Heeres bei Hohenlinden besetzte Moreau die Hauptstadt des Kurfürstenthums. In den Pasquillen, durch welche damals eine weit verzweigte revolutionäre Partei in Baiern Propaganda für republikanische Ideen zu machen suchte, wurde M. aufs Heftigste angegriffen wegen seiner antifranzösischen Haltung, die sich — es handelt sich natürlich um Behauptungen ohne Beweiskraft — auf englische und russische Bestechung zurückführen lasse. Merkwürdigerweise führte, wie in den Memoiren enthüllt wird, gerade die Freundschaft mit Rußland zu intimeren Beziehungen zu Frankreich. Die Aufhebung des Malteserordens hatte den Zorn des Kaisers Paul so sehr gereizt, daß er ein Schreiben voll leidenschaftlicher Drohungen an den kurfürstlichen Hof richtete. Nun erfolgte hier unter dem Einfluß des Herzogs Wilhelm ein Umschwung; der Herzog selbst ging nach Gartschina, und es wurde nicht blos die Vermählung des Kurprinzen Ludwig mit der Großfürstin Katharina ins Auge gefaßt, sondern auch ein Allianzvertrag abgeschlossen, durch welchen (1. October 1799) der Kurfürst sich verpflichtete, seine Truppen mit den russischen zu vereinigen, gegen Gewährleistung des pfalz-bairischen Territorialbestandes, wie er durch den Teschener Frieden festgestellt worden war. Der Tractat von Gartschina bedeutete also offenen Bruch mit Frankreich. Bald darauf vollzog sich aber am russischen Hofe ein Systemwechsel; Kaiser Paul schöpfte Argwohn, daß es seinen Verbündeten nicht so fast um das Legitimitätsprincip als um Ausdehnung ihrer Machtstellung zu thun sei, und wandelte sich aus dem heftigsten Gegner in einen schwärmerischen Verehrer Bonaparte's. Auf Wunsch des Zaren wurden von der bairischen Regierung wieder Unterhandlungen in Paris angeknüpft, und gerade während die bairischen Truppen noch bei Hohenlinden den Franzosen als Feinde gegenüberstanden, wurde unter russischer Vermittlung ein Plan vereinbart, wonach Baiern für die von Frankreich geforderten Abtretungen reiche Entschädigung durch alle angrenzenden fürstbischöflichen Gebiete — Salzburg und Passau eingeschlossen — erhalten sollte. Der Tod Kaiser Pauls beraubte aber Baiern eines ebenso mächtigen wie wohlwollenden Schutzherrn, so daß es bei Abschluß des Friedens von Luneville nur im Allgemeinen auf Ersatz durch säcularisirte Gebiete vertröstet wurde. Recht und Gesetz waren in diesen Tagen suspendirt, jeder Staat suchte nur den eigenen Vortheil auf Kosten des Schwächeren. Kaiser Franz selbst gab gleichsam bedauernd zu verstehen, „daß sich nun wohl eine Trennung seiner Interessen von jenen des Nachbarn ergeben könnte“, und bald konnte das Münchener Cabinet nicht mehr daran zweifeln, daß Oesterreich mit den alten Absichten auf das bairische Innufer hervortreten wolle. Jetzt konnte nur das „System Montgelas“ retten, jetzt schien dem leitenden Minister der Augenblick gekommen zu sein, eine Politik einzuschlagen, welche den bairischen Staat zwar für die Gegenwart in ein neues Abhängigkeitsverhältniß hineindrängen würde, allmählich aber so arrondirt und so angesehen machen sollte, daß er in Zukunft nach freiem Ermessen seine Freunde wählen und den Preis seiner Freundschaft festsetzen könnte. Nachdem es ohne Mühe gelungen war, den Kurfürsten zu überreden, daß die Pflicht der Selbsterhaltung ein solches Vorgehen entschuldige, wurde am 1. August 1801 Separatfriede und Bündniß mit Frankreich abgeschlossen. Der Protection des neuen Bundesgenossen, sowie den geschickten

Operationen Montgelas', der in seinem Auftreten stets Nachgiebigkeit und Festigkeit auf zweckmäßigste Weise zu vereinigen wußte, war es zu danken, daß Baiern durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 26. April 1803 Vortheile eingeräumt wurden, welche den Verlust weit überwogen. Die untere Pfalz war nicht zu retten, aber die Territorien der säcularisirten Hochstifte Freising, Regensburg, Augsburg, Würzburg und Bamberg und Theile von Passau und Eichstädt kamen an Baiern, also lauter Gebiete, die sich um das Stammland günstig gruppirten. Jetzt erst konnte der alte Kern der Erblande wirklicher Mittelpunkt der Verwaltung werden; durch diese Erwerbungen in Schwaben und Franken, welche die bestentwickelte Landescultur in ganz Deutschland hatten, war zu einer politischen Entwicklung Baierns in größerem Stil die nothwendige Grundlage geschaffen, und zugleich war es durch die Verbindung der altbairischen Stabilität mit dem regeren Element der neuen Provinzen möglich gemacht, auf den Volksgeist so einzuwirken, wie es in Montgelas' Absicht gelegen war. Denn auch auf die innere Politik übte M. entscheidenden Einfluß aus. In den ersten Jahren nach dem Regierungsantritt Max Josefs war neben M. Baron Hompesch „auch dirigirender Minister“ und Graf Morawitzky Minister des geistlichen Departements; erst 1803 wurde dem Minister des Auswärtigen auch die Leitung der Finanzen und 1806 der inneren Angelegenheiten übertragen. Aber mochten auch vorher und nachher Andere neben ihm Minister heißen: es gab nur ein Ministerium Montgelas. Der Chef genoß das unbedingte und unbegrenzte Vertrauen des Monarchen, in seinen Händen liefen alle Fäden der inneren und der äußeren Politik Baierns zusammen. M. war in diplomatischen Kreisen als ein Repräsentant der alten französischen Schule angesehen, den Baiern galt er als revolutionärer Franzose. Er sprach und schrieb fast nur Französisch, im Deutschen fehlte ihm die Versatilität des Ausdrucks, die seinen französischen Stil auszeichnet. Ein kleines, scharfblickendes Auge, — so schildert der bekannte Ritter v. Lang die Persönlichkeit des Ministers, — eine lange, hervorstechende Nase, ein großer, spöttischer Mund gaben seiner Erscheinung etwas Mefistofelisches. Stets trug er das Hofkleid, Frack, kurze Beinkleider und weißseidene Strümpfe. Den Tafelfreuden war er nicht abhold, aber er würzte dieselben durch geistreiche Unterhaltung. Bei Vorträgen über schwierige Verhältnisse pflegte er, die Hände auf dem Rücken zusammengeschlagen, vor dem Kamin stillzustehen; häufig sagte er dann: „Wissen Sie was, lassen wir die Sache noch eine Weile liegen!“ Sobald er aber den Augenblick für günstig erachtete, waren Entschluß und Handeln Eins und alle Rücksichten bei Seite geschoben. —

Eine landesherrliche Verordnung vom 10. November 1800, welche, „da in anderen in der Cultur fortschreitenden Staaten die Ausschließung anderer Religionsverwandten wegen ihrer Religionseigenschaft schon längst als der Vernunft und dem Geist der christlichen Religion zuwiderlaufend anerkannt worden ist“, die Gleichstellung der christlichen Confessionen verkündete, inaugurirte die Reformen auf kirchenpolitischem Gebiet. Samt und sonders athmen sie den nämlichen Geist: es soll dadurch gebrochen werden mit Allem, was „den Grundsätzen des öffentlichen Rechts, dem Geiste der christlichen Religion, der Industrie, der sittlichen und wissenschaftlichen Cultur widerstrebt“. Es wurden jetzt gemischte Ehen in Baiern für erlaubt erklärt, das Verhältniß der geistlichen zur weltlichen Gewalt in Kirchen- und Schulfragen in freisinnigem Geist geregelt, ein weltliches Schuldirectorium mit der Aufsicht über das Schulwesen betraut, aufgeklärte Lehrer nach Baiern berufen. Auch die Verlegung der Landesuniversität von Ingolstadt nach Landshut (1804) war von der Absicht dictirt, die Anstalt völlig des mittelalterlich kirchlichen Charakters zu entkleiden. Das Büchercensurcollegium wurde, „weil es den liberalen Gang der Wissenschaften aufzuhalten scheine“,

aufgehoben und eine Censurcommission mit der Weisung zu einem „bescheidenen und liberalen Verfahren“ eingesetzt; 1804 wurde auch diese aufgelöst, und nur politische Zeitungen und Schriften sollten polizeilicher Censur unterworfen bleiben. An diese Maßregeln, welche in das politische, kirchliche und sociale Leben des Staates mächtig eingriffen, reihte sich das Vorgehen gegen die Stifte und Klöster. Die Säcularisirung selbst stieß unter den damaligen Verhältnissen fast nur in den betheiligten Kreisen auf Widerspruch, aber die Härte, womit dabei zu Werke gegangen wurde, die sinnlose Wuth, womit ein wahrer Vernichtungskampf gegen alles geistliche Besitzthum eröffnet wurde, der Vandalismus, der alles Geschichtliche und Ueberlieferte ausrotten wollte, der Mangel an Pietät für die ehrwürdigsten und werthvollsten Denkmäler der Vergangenheit riefen auch Gegner im Lager derjenigen wach, die sich keineswegs gegen den Geist der neuen Zeit feindselig abschließen wollten. Ueber solche sogar von Perthes und Häusser streng verurtheilte Gewaltthätigkeit, Hast und Willkür fällte damals schon der in bairischen Diensten stehende Heinrich Schenk ein richtiges Urtheil. „Ganz ohne Vorwurf ist die Regierung in meinen Augen nicht“, schrieb er an Jacobi, „obgleich ich in der Hauptsache mit Allem, was geschieht, einverstanden bin. Sie vertraut der Wahrheit und der Zeit nicht genug und aus Furcht, es möchte wieder Nacht werden, wirkt sie mit übermäßiger Anstrengung, dieweil es noch Tag ist.“ Und Jacobi erwiederte: „Auch ich weiß, daß in Baiern mancherlei nicht gut und der Weg zum Besseren schwer zu finden oder zu bahnen; dagegen weiß ich aber auch, daß Anderes in Baiern sehr gut ist und daß man, solange sich dieses erhält, den Muth nicht sinken lassen darf.“

Ebenso radical wie auf kirchenpolitischem Gebiet wurde in Verfassungsfragen vorgegangen. M. glaubte gegenseitiges Einwirken und Ausgleichen der im neuen Baiern vereinigten verschiedenartigen Stammestypen nicht besser einleiten zu können, als wenn er alle Theile in ein Ganzes uniformirte. Auf das Extrem der feudalen Zersplitterung folgte das Extrem unbedingter und unerbittlicher Centralisation. Alle aus hergebrachten historischen Verhältnissen herrührenden Gegensätze sollten beseitigt werden, nur eine Stimme galt: die der Regierung, und diese kannte nur ein Recht: die Forderungen der Zeit. Als nun der „premier ministre révolutionnaire“, wie Hardenberg deshalb den Schöpfer des modernen Baiern nannte, auf ein Hinderniß stieß, als der landständische Ausschuß gegen die „julianischen Neuerungen“ frondirte, wurde diese Einmischung auf schroffste Weise zurückgewiesen, und die gänzliche Beseitigung des letzten Ueberrestes des mittelalterlichen Ständewesens war nur noch eine Frage der Zeit. —

Als 1805 der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich ausbrach, war für M. nicht zweifelhaft, ob das Bündniß mit Frankreich oder die Rücksicht auf die alten Reichsgesetze den Vorzug verdiene. Da sich, erklärt er in den Memoiren, aus einer unparteiischen Prüfung der Talente der Heerführer, sowie der Beschaffenheit der Armeen mit Sicherheit annehmen ließ, daß sich der Sieg auf die Seite der Befähigung und des Genie schlagen werde, war Anschluß an Frankreich das Nützlichere, mithin das Richtige. Den von englischer Seite erhobenen Vorwurf der Bestechung weist er energisch zurück; die französische Regierung, bemerkt er dazu, sei allezeit geneigter gewesen, zu nehmen als zu geben. Kurz vor Eröffnung der Feindseligkeiten schickte Kaiser Franz den Fürsten Schwarzenberg nach München, und die Vorstellungen des Gesandten machten auf den Kurfürsten so erschütternden Eindruck, daß er sich, obwol schon am 29. August im Landhaus des Ministers zu Bogenhausen bei München der Allianzvertrag mit Frankreich unterzeichnet war, zur Umkehr und zur Annahme der österreichischen Anträge entschloß. Nun warf aber M. seinen ganzen Einfluß in die Wagschale. Er bat um seine Entlassung, der Kurfürst wagte nicht sie anzunehmen und wechselte abermals seinen

Entschluß, zur Bestürzung des Fürsten Schwarzenberg, der sich schmählich mystificirt glaubte. Zum ersten Mal seit Karls VII. Zeiten kämpften die bairischen Truppen wieder an der Seite der Franzosen. Wie M. richtig vorausgesehen hatte, wurde der Feldzug von Napoleon rasch und mit glänzendem Erfolg zu Ende geführt. Ein am 8. October 1805 zwischen Frankreich und Baiern abgeschlossener Vertrag brachte dem Bundesgenossen den Gewinn der Hochstiftsgebiete Eichstätt und Passau, der Markgrafschaft Burgau, der Herrschaften Vorarlberg, Montfort und Hohenems und der Reichsstädte Lindau und Augsburg; das Herzogthum Berg wurde gegen Ansbach und das Großherzogthum Würzburg gegen Tirol abgetreten. Die Erhebung Baierns zum Königreich war, wie aus den Memoiren ersichtlich wird, im Wesentlichen eine Belohnung für die Zustimmung Max Josefs zur Vermählung des Vicekönigs Eugen Beauharnais mit der königlichen Prinzessin Auguste. Napoleon sah in dieser Heirath geradezu eine Lebensfrage für sein Kaiserthum. M. bedauert nur, daß man zu lange wartete und endlich doch dem Zwang sich fügen mußte, während früher Alles dafür zu erlangen gewesen wäre; erst als Napoleon drohen ließ, er werde die Prinzessin durch französische Truppen abführen lassen, gaben Max Josef und seine Gemahlin ihren Widerstand auf. Für die Stiftung des Rheinbundes will M. nicht in erster Reihe verantwortlich gemacht werden; die Initiative habe der Stuttgarter Hof ergriffen, der schon am 2. October 1805 dem Kaiser Napoleon sehr weitgehende Zusagen machte, was dem baierischen Ministerium so lange mit ernstem Tadel vorgehalten wurde, bis auch hier nachgegeben wurde. Der Entwickelung des neuen Bundes folgte M. thatsächlich nicht ohne Mißtrauen, denn ihn und noch mehr den friedliebenden Monarchen schreckte insbesondere die Verpflichtung, daß sich Baiern fortan bei allen Kriegen Frankreichs auf dem Continent betheiligt sah. „Hätte man aber bei der Machtstellung, zu welcher Frankreich emporgestiegen war, sich dieser Verpflichtung entziehen können, und war dasselbe nicht ohnehin jederzeit als Freund oder als Feind ins Auge zu fassen? . . . Uebrigens wäre auch die Frage berechtigt, ob denn zu irgend einer Zeit Deutschlands geographische Lage und politische Ohnmacht ihm gestatteten, sich diesen verderblichen Einwirkungen zu entziehen?“ M. war überdies des Glaubens, daß nur durch den Rheinbund eine gewisse Stabilität der deutschen Verhältnisse bewahrt bleiben konnte, so daß nicht alles Bestehende über den Haufen geworfen wurde. Man müsse in der Politik, bemerkt er, die Sentimentalität aus dem Spiele lassen; deshalb gibt ihm auch die Hinrichtung des Buchhändlers Palm nur zum Vorwurf Anlaß, daß die Handlungsweise des „von Lobpreisungen berauschten und jederzeit für die gegen ihn gerichteten Schmähungen überempfindlichen Napoleon“ „unpraktisch“ war, schon deshalb, weil sie dem „unbequemen Stand der Gelehrten“ Gelegenheit gab, einen Märtyrer der deutschen Freiheit zu feiern. Daß Baiern am Kriege von 1806 theilnehmen müsse, stand für M. noch entschiedener als im vorigen Jahre außer Frage, denn „es war jetzt an Frankreich durch ein allzu entschiedenes Interesse der Sicherheit und Selbsterhaltung gebunden“, und überdies hatte das Berliner Cabinet bei verschiedenen Anlässen „ein unbegreiflich widerstrebendes und hochfahrendes Wesen gegenüber Baiern gezeigt, wie es die großen Mächte so gern gegenüber denjenigen untergeordneten Ranges annehmen.“ Als mitten während des Krieges mit Preußen und Rußland der bairische Kronprinz den Plan einer Vermählung mit der Großfürstin Katharina aufnahm, war M. ängstlich bestrebt, den „internationalen Scandal“ zu verhüten, wie ihm denn auch der Franzosenhaß des Prinzen, der mit Wrede und Hans Gagern zu Mondsee nächtlicher Weile einen Bund, ähnlich jenem der schweizerischen Eidgenossen auf dem Rütli, schloß, nur als jugendliche Unbesonnenheit erschien. Aus der freimüthigen Schilderung der Memoiren läßt sich übrigens deutlich entnehmen,

in welch schwieriger Stellung sich schon damals ein Staatsmann befand, der einerseits jeder Laune des Despoten Napoleon, „der sich nur von seiner leidenschaftlichen Herrschsucht leiten ließ“, Rechnung tragen mußte, andrerseits im eigenen Lande eine große und täglich wachsende Partei gegen sich hatte, welche aus ihrer Abneigung gegen die drückende Franzosenherrschaft kein Hehl machte. Auch die Constitution von 1808 wurde Baiern durch den Protector des Rheinbundes aufgedrungen. M. hatte zwar einmal (1803) Conferenzen mit den ständischen Verordneten eröffnet, um „eine den Forderungen der Neuzeit entsprechende Reform der ständischen Verfassung“ zu berathen, aber nach der radicalen Umwälzung, welche der Staat in den letzten Jahren erfahren hatte, — war ja doch z. B. durch die Säcularisation fast der ganze Prälatenstand beseitigt worden, — wäre eine solche Reform wirklich schwer durchzuführen gewesen und sie paßte überhaupt nicht in das herrschende System. Die Regierung hatte vorgezogen, durch eine Reihe „vorläufiger Edicte“ wichtige Verfassungsfragen zu regeln. Nun mußte aber dennoch auf Andringen der kaiserlichen Regierung eine der westfälischen nachgebildete Constitution bewilligt werden. Der erste Artikel der am 1. Mai 1808 publicirten Urkunde erklärte alle besonderen Verfassungen und landschaftlichen Corporationen im ganzen Reich für aufgehoben. Das neue Grundgesetz hat alle Licht- und Schattenseiten des Ministeriums M., d. h. des aufgeklärten Absolutismus, aufzuweisen. Es verkündete Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetz, Entziehung der Steuerbefreiung und aller sonstigen reellen Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit, Aufhebung der Leibeigenschaft, Sicherung der persönlichen Freiheit und des Eigenthums, des Kirchen- und Stiftungsgutes, Unabhängigkeit der Gerichte, Zusicherung von Preß- und Gewissensfreiheit, endlich auch eine sogenannte Volksvertretung, die jedoch, ohnehin nur mit sehr geringen Befugnissen ausgestattet und auf die Höchstbesteuerten beschränkt, überhaupt niemals berufen wurde. Dies erklärt sich ebenso aus den Principien des Ministers, der an die Möglichkeit eines in gegliederten Körperschaften selbstthätig und selbständig sich bewegenden staatsbürgerlichen Lebens nicht glauben wollte, als aus der andauernden Verwicklung des Staates in die Napoleonischen Feldzüge und dem nimmer endenden Wechsel der Gebietsgestaltungen. Als das Wiener Cabinet 1809 den Krieg eröffnete, beschränkte es sich auf eine Mittheilung an den König von Baiern, daß die am Inn stehende österreichische Armee Befehl zum Vormarsch habe, um die französischen Truppen, wo immer man sie treffen möge, anzugreifen. Im Augenblick dieser Eröffnung war die Grenze schon thatsächlich überschritten; nun flüchteten sich die königliche Familie und die Minister nach Dillingen, die baierischen Truppen stießen zur großen französischen Armee. Ausführlich erörtert M. in den Memoiren die Ursachen des Tiroler Aufstandes. Er räumt ein, daß von Seite der baierischen Regierung schwere Fehler begangen wurden, versichert aber, daß später, als die Bewältigung des Aufstands schon außer Frage stand, Frankreich selbst eine mehr als zweideutige Rolle gespielt habe, indem es einerseits den Tirolern zu verstehen gab, ein guter Theil ihrer Beschwerden sei begründet, andrerseits in München fortwährend betonen ließ, daß die Tiroler nur durch äußerste Strenge im Zaum zu halten seien. Durch solche Umtriebe sollte von vornherein auf Südtirols Lostrennung von Baiern und Anschluß an Italien hingearbeitet werden. Umsonst suchte M. diese Absicht Napoleons zu bekämpfen, umsonst eilte Max Josef selbst nach Paris, um eine Sinnesänderung des Kaisers zu erwirken; in einem am 28. Febr. 1810 zu Paris unterzeichneten Tractat mußte sich Baiern zu jener Abtretung an Italien, sowie zum Verzicht auf weniger bedeutende Districte an Würzburg und Württemberg verstehen, erhielt jedoch wieder reichen Ersatz durch Theile von Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel und die Fürstenthümer Baireuth und Regensburg.

In welch hohem Maße M. damals das Vertrauen seines Königs genoß, zeigte sich darin, daß dieser vor der Reise nach Paris nicht, wie es in solchen Fällen üblich, das Gesammtministerium, sondern nur den ersten Minister mit der Stellvertretung betraute. Durch Signat vom 7. November 1809 wurde M. auch, um ihm „ein Zeichen der dankbaren Erinnerung sowohl der bewährtesten Treue und Anhänglichkeit, als der wichtigen Dienste zu geben, welche derselbe in der inneren und äußeren Politik in den gefahrvollsten Zeiten dem Vaterland geleistet hat und noch leistet", in den Grafenstand erhoben, und zum Andenken daran, daß mit diesen Verdiensten die Erhebung Baierns zum Königreich in innigstem Zusammenhang stand, sollte er fortan im silbernen Mittelschild seines Wappens drei blaue, nebeneinander aufrecht stehende bairische Wecken mit darüber schwebender Königskrone führen; zugleich wurde ihm eine Majoratsdotation im Werth von 250 000 Gulden, das Herrschaftsgericht Zaizkofen, zu Lehen gegeben. Das J. 1810 bezeichnet den Höhepunkt des Einflusses und der Macht des Ministers. Es erschien jetzt nicht mehr bloß als ehrgeiziger Traum, daß Baiern diejenige Selbständigkeit, welche M. dafür anstrebte, wirklich erreichen könne. Den durch die Rheinbundacte auferlegten Verpflichtungen wurde pünktlich nachgekommen, aber jede directe Einmischung des Protectors in die inneren Angelegenheiten nach Möglichkeit abgelehnt. Insbesondere seit M. selbst zur Unterzeichnung des oben erwähnten Tractats in Paris verweilt hatte, war sein Glaube an den Stern Napoleon's erschüttert. Aus dem Schweigen des Volks beim Einzug Napoleon's und seiner „Oesterreicherin" und dem würdelosen Verlauf der Hochzeitsfeierlichkeiten hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß in Frankreich ein allgemeiner Umschwung bevorstehe. „Ein aufmerksamer Beobachter konnte gewahr werden, daß das Regiment Napoleon's nur noch auf der Armee und dem Schatze beruhe, und die Mutter des Kaisers selbst machte kein Hehl aus dieser Ueberzeugung, indem sie sagte: „Es ist nothwendig, zu sparen, denn niemand kann wissen, wie lange noch diese Comödie dauern wird". Der Ausgang des russischen Feldzuges, der auch Baiern schwere Opfer kostete, widerlegte die Meinung von Napoleon's Unbesieglichkeit, auch die sächsische Campagne im folgenden Jahre führte nur zu zweifelhaften Ergebnissen: damit war die Stellung der mit dem Kaiser verbündeten deutschen Fürsten von Grund aus verändert. Ein Blick auf die fränkischen Fürstenthümer, auf Tirol und das östliche Innufer mußte jedoch zu bedenken geben, was für Baiern auf dem Spiele stehe. Andere Pflichten freilich hatte Kronprinz Ludwig im Auge. Von Innsbruck aus, wo er als Statthalter von Tirol sich aufhielt, richtete er schon am 6. April 1813 an M. die ernste Mahnung, es möge wenigstens Neutralität für Baiern angestrebt werden; nur dadurch könne ein neuer Aufstand in Tirol verhindert, nur dadurch für Baiern die Achtung des deutschen Volkes, die der Satellit des fremden Despoten verloren habe, wieder erworben werden. M. ließ diesen Brief, sowie ein anonymes Schreiben aus dem Hauptquartier der Alliirten, das den Wunsch nach einer beruhigenden Erklärung Baierns zu erkennen gab, unbeantwortet, eröffnete aber dem französischen Gesandten in München, dem Grafen Mercy=Argenteau, die Pflicht der Selbsterhaltung erheische, daß die von Baiern zu leistende Hilfe streng nach der zu erwartenden Gegenleistung bemessen und deshalb die bairische Hauptarmee zur Deckung des eigenen Landes zurückgehalten werde. Immer wieder bestürmte der Kronprinz den einflußreichsten Rathgeber seines Vaters, er möge schleunigen Anschluß an die Verbündeten suchen; er selbst habe sich überzeugt, daß Tirol, dessen Bevölkerung durchaus auf Wiedervereinigung mit Oesterreich bestehe, nicht zu halten sei, M. möge also nicht, um Tirol zu retten, länger Bedenken tragen, Oesterreich die Hand zu reichen. Wohl nicht solche Warnung, sondern erst ein Schreiben Kaiser Alexanders vom 31. August, worin

Gewährleistung des bairischen Besitzstandes und ausreichende Entschädigung für den Fall einer Grenzbereinigung zugesichert war, machte den Vorsichtigen geneigt, auf Unterhandlungen einzugehen. Er gesteht freimüthig, daß auch diesmal nur ein nüchternes Abwägen von Vortheil und Gefahr zur Aenderung des Systems bewog. Vor Allem habe das räthselhaft reservirte Benehmen Frankreichs gegen den wichtigsten Verbündeten förmlich dazu genöthigt, den Anerbietungen der Gegner, denen Baiern hilflos preisgegeben war, Gehör zu schenken. Zum Abfall von Napoleon drängte neben dem Kronprinzen am Eifrigsten der Befehlshaber des am Inn stehenden bairischen Corps, Marschall Wrede, der damit seine politische Thätigkeit als ausgesprochener Widersacher des leitenden Ministers eröffnete. Aus dem Tagebuch des von Wrede nach München entsandten Adjutanten, Fürsten Taxis, läßt sich ersehen, daß M. nur widerstrebend zum wirklichen Bruch mit Frankreich seine Zustimmung gab. Mercy-Argenteau erzählt in seinen Memoiren, daß M. selbst ihn vom Abschluß des Tractats von Ried (8. Oct. 1813) in Kenntniß gesetzt und daran die beruhigende Versicherung geknüpft habe, Baiern müsse zwar für den Augenblick dem Sturme weichen, werde sich aber, sobald sich die Wolken gelichtet hätten, daran erinnern, wo es seine wahren Freunde zu suchen habe. „Baiern hat ein Frankreich nöthig". Die Depesche über diese Unterredung, welche der Gesandte an den Kaiser schickte, fiel den Oesterreichern in die Hände; natürlich betrachtete fortan das Wiener Cabinet den „unverbesserlichen Franzosenfreund" mit Mißtrauen und suchte auf dessen Entfernung einzuwirken. Noch genoß er das Vertrauen seines Königs, aber seine Stellung war erschüttert; dies bewies am deutlichsten die Thatsache, daß nicht der bisher tonangebende Minister, sondern der Führer der deutsch-nationalen Partei, Fürst Wrede, mit Vertretung Baierns auf dem Wiener Congreß betraut wurde. Nicht ohne einer von seinem Standpunkte verzeihlichen Schadenfreude Ausdruck zu geben, sucht M. in seinen Denkwürdigkeiten nachzuweisen, daß Baiern nur in Folge der ungeduldigen Heftigkeit des säbelrasselnden Diplomaten der angestrebten Abrundung verlustig ging. Zeitweise hielt sich der Minister selbst in Wien auf; er entwirft von den dort versammelten Fürsten und Diplomaten Porträts, die in Bezug auf Schärfe der Beobachtung und Feinheit der Zeichnung geradezu mustergiltig zu nennen sind. Für die deutsche Sache hatte er überhaupt kein Verständniß; dies war ihm kaum als Fehler anzurechnen in jener Zeit, da deutscher Patriotismus als contradictio in adjecto erschien, aber auch aus den Ereignissen von 1813—1815 zog er keine Lehre: dies dient der bald darauf eintretenden Katastrophe zur Rechtfertigung. M. sah in den aufgetauchten nationalen Bestrebungen nur Machinationen einer Partei, die sich „aus überspannten oder ehrgeizigen Offizieren und aus sämmtlichen Gelehrten und Professoren mit wenig Ausnahmen zusammensetzte". Er nimmt geradezu als Verdienst in Anspruch, daß die Umtriebe dieser Propaganda vereitelt wurden und der neugestiftete deutsche Bund nur eine inhaltslose Form blieb; ironisch weist er darauf hin, daß Baiern zwar unmittelbar nach dem Befreiungskrieg im Kampfe gegen den deutschen Einheitsstaat so ziemlich allein gestanden habe, daß sich aber seither auch Preußen und Oesterreich ebenso gründlich von jenen Bestrebungen schwärmerischer Doctrinäre abgewendet hätten. Es kann demnach nicht überraschen, daß gerade Stein ein erbitterter Gegner des bairischen Ministers war, aber es ist zu bedauern, daß er, um dessen Einfluß zu bekämpfen, auch den Beistand eines verächtlichen Bundesgenossen nicht verschmähte. In Stein's Auftrag schrieb der wegen Betrugs verurteilte und aus Baiern flüchtige Graf Reisach das Pamphlet „Baiern unter der Regierung des Ministers Montgelas", das darauf berechnet war, die Eifersucht des Königs auf die vom Minister gewonnene Uebermacht wachzurufen. Mag auch in der Broschüre, wie Häusser

sagt, „mancher Zug aus der wilden Wirthschaft Montgelas'scher Bureaukratie“ richtig verzeichnet sein, so bleibt sie doch in Form und Inhalt ein unwürdiges Schmählibell. M. ließ durch Lang eine Vertheidigungsschrift verfassen, „Der Minister Graf Montgelas unter der Regierung König Maximilians von Baiern“. Lang wollte darin auch, wie er in seinen Memoiren sich ausdrückt, „das bei den ehemaligen Baierischen Provinzialständen getriebene nutzlose Spiel“ schildern; M. rieth jedoch davon ab, „indem vorauszusehen sei, daß man, obgleich in anderer Art, wieder auf dieselbe Geschichte zurückkommen werde“. Schon im Herbst 1814 war eine Commission zur Ergänzung der Constitution von 1808 berufen worden; das Ergebniß der Berathungen bildeten Anträge, die dem Volk ungefähr dasjenige Maß constitutioneller Rechte einräumen wollten, das mit den Prinzipien des Ministeriums M. vereinbar war, also so ziemlich die Negation alles dessen, was Feuerbach und andere Verfassungsfreunde dringend forderten. Auch Kronprinz Ludwig hielt, hauptsächlich um Ordnung in das durch die vielen Kriege und die gesteigerten Kosten des Hofhalts zerrüttete Finanzwesen zu bringen, eine weiter reichende Mitwirkung der Volksvertretung an der Regierung für geboten. Um diese Auffassung zur Geltung zu bringen und neue Rheinbundpläne zu verhindern, suchte er auf jede Weise den Einfluß des Ministers zu untergraben. „Der Haß des Prinzen gegen Napoleon“, so urtheilt darüber M. selbst, „erstreckte sich auch auf den Minister, da er nicht genau zwischen einem durch besondere Umstände veranlaßten Bündniß und einer wirklich rückhaltlosen Hingebung unterschied, dem Minister als Urheber des Vertrags von 1805 Gefühle dieser letzteren Art zuschrieb und ihm außerdem die Schuld an verschiedenen Unannehmlichkeiten beilegte, die er sich selbst zugezogen hatte, mit Unrecht aber von der Verbindung mit Frankreich herleitete“. Seinen leidenschaftlichsten Gegner erblickte M. in Wrede, der, wie er glaubte, in München und in Wien am rührigsten gegen ihn agitirte. „Er reiste im November 1816 nach Wien, muthmaßlich zur Besprechung mit dem Erzbischof und der clericalen Partei, welcher er sich schon 1814 genähert hatte, und welche großes Gewicht auf einen Wechsel des bairischen Ministeriums legte. Erwiesen ist dieser Umstand allerdings nicht, ebenso wenig daß das kaiserliche Cabinet von den Umtrieben Kenntniß gehabt oder sie begünstigt habe; allein soviel darf man wohl als gewiß annehmen, daß Oesterreich, wenn es sich auch nicht geradezu und unmittelbar an den Vorbereitungen zu einem Ministerwechsel in Baiern betheiligte, denselben jedenfalls nicht ungern sah; der Geschäftsträger Wessenberg erklärte ja am Tage des Ereignisses ohne Umschweife: „Nun sind wir sicher, thun zu können, was uns gefällt!“ Zudem hat Fürst Wrede seither sich selbst gerühmt, es hätte die Bombe schon in Wien (während eines Besuchs des Königs bei seiner Tochter, der Kaiserin) platzen können, er habe es aber hintangehalten, damit nicht unser Volk auf den Gedanken komme, die Sache sei von Oesterreich ausgegangen“. Den Ausschlag gab ein Brief des Kronprinzen an seinen Vater, worin über die undeutsche Haltung der bairischen Regierung Klage geführt und zugleich dem Bedauern Ausdruck gegeben war, daß sich gewisse Diener des Königs erlaubten, des Prinzen Person und Aufführung in ungünstigem Lichte darzustellen. Am 2. Februar 1817 erhielt M., während er gerade beim Frühstück saß, ein königliches Handbillet, das ihn in schmeichelhaftesten Ausdrücken benachrichtigte, daß ihm auf wiederholtes Ansuchen — wovon jedoch niemals die Rede gewesen war — die Entlassung aus dem activen Dienst unter Beibehaltung des vollen Gehalts sammt Titel, Rang und sonstigen Vorrechten eines Staatsministers gewährt sei. „Wohl hätte der Minister, wenn er selbst an den Hof geeilt wäre, eine Intrigue vereiteln können, welche dem Monarchen unbekannt war, und welcher er nur mit Widerstreben sich fügte, allein abgesehen davon,

daß ihm sein Gesundheitszustand nicht auszugehen erlaubte, hielt er es bei der Art, wie sich die Dinge gestaltet hatten, nicht für der Mühe werth, die Zügel ferner in den Händen zu behalten, mögen darüber andere wie immer denken oder urtheilen . . . . . Auf eine so eigenthümliche, fast dramatisch zu nennende Weise ging eine achtzehnjährige Verwaltung zu Ende, welche sich im Ganzen nicht unvortheilhaft für das Land erwiesen hatte und deren Beseitigung auch nicht so viel Gutes wirkte, als manche Personen vorauszusetzen sich den Anschein gaben". Auch der objectiv urtheilende Historiker darf diese Anschauung als berechtigt anerkennen. M. übernahm 1799 die Leitung über ein zerrüttetes, wehrlos der Begierde des Nachbarn preisgegebenes Kurfürstenthum von 938 Quadratmeilen; 1817 war Baiern ein wol abgerundetes und angesehenes Königreich von 1387 Quadratmeilen, und gerade während die Baiern unter französischen Adlern gefochten hatten, war das von Karl Theodor in kläglichster Verfassung zurückgelassene Land durch die von M. angestrebte Hebung des geistigen Lebens gleichsam für Deutschland wiedergewonnen worden. Denn wenn auch, wie nachgewiesen wurde, auf einzelne Erscheinungen der Vorwurf der Gewaltsamkeit und der Frivolität passen mag — im Allgemeinen bewährte sich M. als ein auf der Höhe der Zeit stehender Staatsmann, der als der Schöpfer des modernen Baiern bezeichnet werden kann.

Seit der Katastrophe von 1817 hielt sich M. abwechselnd in München und auf seinen Gütern auf. Er wurde, als bald nach seiner Entlassung die Verfassung ins Leben trat, Mitglied der Kammer der Reichsräthe, und als das Institut der Landräthe als Organ zur Vertretung der einzelnen Landesbezirke gegründet wurde, Vorsitzender des niederbairischen Landraths, hat aber eine bedeutende parlamentarische Thätigkeit nicht entfaltet. Dagegen läßt sich aus den von Frau von Zerzog veröffentlichten Briefen ersehen, daß er auch in hohem Lebensalter noch nicht aufhörte, den Fragen der inneren und der äußeren Politik vollste Aufmerksamkeit zu widmen. In den letzten Lebensjahren söhnte er sich, wie Freyberg mittheilt, durch die Lectüre des Thomas a Kempis umgestimmt, mit der katholischen Kirche aus. Glücklichen Gleichmuth bewahrte er bis an sein Ende. Er starb zu München am 14. Juni 1838. Schon bald nach seinem Sturze hatte er seine Gemahlin verloren, Gräfin Ernestine von Arco, eine geistvolle, ehrgeizige Dame, deren Einfluß auf den Gatten und den König, wie sich aus noch vorhandenen, auch auf Fragen der inneren und der äußeren Politik eingehenden Briefen entnehmen läßt, nicht unbeachtet gelassen werden darf.

Handschriftliche Memoiren (es scheint nur noch die Section quatrième des maximes suivies relativement à la politique extérieure depuis le 16. février 1799 jusqu'au 2. fevrier 1817 vorhanden zu sein). — Briefe des Königs Max Josef u. des Kronprinzen Ludwig an M. — Personalakten im Kreisarchiv München. — Gerichte in der Unterwelt über einige Manen aus dem Lande Baiern (1800). — Galerie der merkwürdigsten baierischen Staatsbeamten, 3. Heft.: Maximilian Frhrr. v. M. (1803). — Ein paar Worte über die schamlose Schmähschrift: Gal. d. merkw. b. Staatsbeamten (1803). — (Reisach), Baiern unter der Regierung des Ministers Montg. (1814). — (K. H. v. Lang), Der Minister Graf von M. unter der Regierung König Maximilians von Baiern, 1814. — Fragmente aus dem Leben des k. b. Staatsministers Grafen v. M., 1818. — Erinnerungen an die Wirksamkeit des Grafen M., 1838, (ein Theil der Auflage trägt den Titel: „Historische Denkwürdigkeiten des bairischen Staates unter M."). — Max v. Freyberg, Rede zum Andenken an den Staatsmin. Maximilian Gr. v. M., 1839. — Briefe des Staatsministers Grafen M. Herausgegeben von Julie v. Zerzog,

1853 (Originalien jetzt im Münchner Reichsarchiv). — v. Sicherer, Staat und Kirche in Baiern vom Regierungsantritt des Kurf. Max Jos. IV. bis zur Erklärung von Tegernsee, 1874. — Aus den Aufzeichnungen des b. Staatsministers Grafen v. M.; Historisch-politische Blätter, 83. Bd., S. 85 ff.

Heigel.

Montmartin: Friedrich Samuel Graf von M. ist 1712 zu Zeitz geboren und wurde zu Baireuth erzogen. Er studirte in Leipzig und Leyden und ging dann nach Wetzlar. 1738 wurde er Regierungsrath in Baireuth, 1739 Gouverneur der Städte Alt- und Neu-Erlangen und Präsident des Justizcollegiums, dann Geheimrath und Minister bei dem fränkischen Kreise. 1742 ernannte ihn Karl VII. zum kaiserlichen Reichshofrath. In diesen Stellungen betrieb er die Mündigsprechung des Herzogs Karl Eugen von Württemberg, wofür ihm dieser 1744 die Stelle eines Geheimraths übertrug, die er aber nicht antrat. 1756 sehen wir ihn als gothaischen Reichstagsgesandten gegen seinen Auftrag den Beschluß zum Reichskrieg gegen Preußen herbeiführen, wofür er die Reichsgrafenwürde erhielt. 1758 ernannte ihn der Herzog von Württemberg zu seinem Minister, 1763 zum Premierminister und Geheimrathspräsidenten. Als er in das Land kam, waren die Zustände sehr gespannte, die Hilfsquellen desselben erschöpft, während die Ausgaben stiegen. M. wußte sich das vollständige Vertrauen des Herzogs zu verschaffen; seine kriechende Unterwürfigkeit unter den Willen seines Herrn, seine Meisterhaftigkeit in Schmeichelei und Ränkespiel brachte es bald dahin, daß sein Nebenbuhler, Oberst Rieger, der sich dem Herzog unentbehrlich gemacht zu haben schien, auf die Festung wanderte. Bei den Mißhelligkeiten mit den Landständen verfuhr er ohne jede Rücksicht. Diese bestanden auf ihrem Recht, außerordentliche Steuern zu verweigern und drangen auf größere Sparsamkeit. M. bezeichnete des Herzogs Begehren als absoluten Befehl und erklärte die Vorstellungen des landschaftlichen Ausschusses für aufrührerisch, aus beschränktem Verstand und schwacher Einsicht entsprossen. Wer sich ihm widersetzte, wie der treffliche Landschaftsconsulent J. J. Moser, büßte mit schwerem Kerker. Auf jede Weise suchte M. dem Lande Geld auszupressen, wobei er selbst nicht leer ausging: die Beamten mußten ihre Stellen theuer bezahlen, die Münze, der Tabak- und Salzhandel wurde verpachtet, das Lotto eingeführt, das Kirchengut wurde angegriffen, die Landschaftskasse mit Waffengewalt geplündert. Das Frühjahr 1764 brachte eine neue Militärsteuer, die M., da die Landstände sich weigerten, durch eine geheime Instruction an die Beamten durchführen wollte; aber trotz der größten Gewaltthaten mißlang der Plan. Inzwischen hatten die Landstände beim Reichshofgericht geklagt, und als M. seine Stellung nicht mehr für sicher hielt, ließ er sich am 10. Mai 1766, „um keine Hinderung zur glücklichen Wiederherstellung des vollkommenen Vertrauens zwischen Herrn und Land abzugeben“, mit einem großen Gehalte verabschieden. Dennoch wußte er sich das Vertrauen seines Herzogs zu bewahren und wurde erst 1773 ganz entlassen. Er starb als Ritterhauptmann des Kantons Altmühl am 29. Januar 1778 zu Dinkelsbühl.

Gegel, Beleuchtung einer Regierungsepoche des gegenwärtigen Regenten Württembergs rc., 1789; Pfaff in den Württemb. Jahrbüchern 1857, II.

Eugen Schneider.

Montmorency: Floris v. M., Baron von Montigny, der Bruder des zugleich mit Egmont hingerichteten Graf Hoorne, 1528 geboren, wurde kurz nachdem Philipp II. die Regierung übernommen hatte, zum Statthalter von Tournai ernannt. Im J. 1561, nachdem die Unzufriedenheit des Adels gegen die Regierung Granvella's schon sehr greifbare Gestalt angenommen hatte, wurde er von der Statthalterin nach Spanien geschickt, um dem Könige über die politische

Lage der Provinzen Bericht zu erstatten; wie stets in solchen Fällen gab der König die beruhigendsten Zusicherungen, die Regierung aber blieb nach wie vor dieselbe. M. war ebenso wie Oranien und Egmont ein persönlicher Feind des Cardinals und ein Gegner der Inquisition. In Tournai weigerte er sich, die Blutplacate gegen die Ketzer auszuführen und was das Mißfallen Philipps II. gegen ihn besonders erregt hatte, war der Umstand, daß er in Tournai öffentlich während der Fastenzeit der Fleischkost sich bedient und laut sich geäußert hatte, daß es nicht gut sei für Dinge, welche die Religion angehen, so viel Blut zu vergießen; überdies hatte er nach seiner Rückkehr aus Spanien in öffentlicher Rathsversammlung den König feindseliger Gesinnungen gegen die Niederlande bezüchtigt. Ohne sich dem Bunde der Edeln direct anzuschließen oder an ihrer Demonstration gegen die Statthalterin persönlich theilzunehmen, wurde er von Margaretha dazu ausersehen, mit dem Marquis von Bergen nach Spanien zu gehen und dem Könige die Forderung des Adels hinsichtlich der Abschaffung oder Milderung der Placate vorzulegen. Bergen wurde vor der Abreise beim Mailspiel durch eine Kugel am Fuße derart verletzt (28. April 1566), daß M. seine Abreise bis zum 30. Mai verzögerte und am 17. Juni allein in Madrid ankam, wo er vom König äußerst freundlich aufgenommen wurde. Unvorsichtigerweise hatte M. das Mißfallen des Königs noch besonders dadurch rege gemacht, daß er auf dem Herwege aus den Niederlanden in Paris bei den Chatillons, seinen Verwandten, sich aufgehalten, die von Philipp als die erbittertsten Feinde der katholischen Religion und Spaniens angesehen wurden. M. wurde mit seinen Verhandlungen hingehalten, der König gab immer nur ausweichende Antworten, da er ohnedies niemals willens gewesen war, einer Milderung der Religionsgesetze seine Zustimmung zu geben. Am 16. August traf auch der Marquis von Bergen bei dem Könige ein, der dem M. den Urlaub, um den dieser wiederholt dringend gebeten hatte, verweigerte. Den Marquis von Bergen bewahrte sein am 21. Mai 1567 erfolgter Tod vor dem Schicksal Montigny's, aber als die Nachricht von dem Bildersturm nach Spanien gelangt war, begann dieser sich seiner verzweifelten Lage bewußt zu werden. Am 10. Juli reichte er eine Vorstellung ein, worin er eine Untersuchung seines Verhaltens forderte, aber Philipp hatte nur gütige und beruhigende Worte, am 19. September war M. noch mit dem König in dessen eigenem Wagen ausgefahren, am folgenden Tage kam der Courier aus den Niederlanden mit der Nachricht an, daß Egmont und Hoorne verhaftet seien, an demselben Tage gab M. ein glänzendes Gastmahl, nach dessen Ablauf er von einem Offizier der königlichen Leibwache verhaftet und in den Alkazar von Segovia unter die Aufsicht des Grafen von Chinchon gebracht wurde, ohne daß man ihm den Grund seiner Verhaftung mittheilte. Hooft erzählt, daß der von der Welt abgesperrte Gefangene aus dem Munde flandrischer nach Spanien gekommener Pilgrime, die unter seinem Thurme scheinbar ein geistliches Lied sangen, ihm aber in vlämischer Sprache die neuesten Ereignisse in den Niederlanden, namentlich das blutige Ende Egmont's und seines Bruders mittheilten, das auch ihm drohende Loos vernommen habe. Ein Fluchtversuch wurde entdeckt und an den Theilnehmern blutig gestraft. Am 6. November 1568, nach einer beinahe einjährigen Gefangenschaft, ließ ihn Alba vor den Blutrath fordern, um sich gegen die wider ihn erhobenen Anklagen durch einen Bevollmächtigten zu rechtfertigen und ein Mitglied des Raths von Castilien verhörte den Gefangenen (14. Februar 1569), aber erst am 4. März 1570 wurde in Brüssel das Todesurtheil über M. gefällt. Doch wurde das Urtheil, sowol in den Niederlanden als in Spanien auf Befehl Philipps II. geheim gehalten, der lange zwischen einer öffentlichen Hinrichtung und einer geheimen Erdrosselung im Kerker schwankte; er entschied sich für die letztere Todesart, nachdem der Verurtheilte am 17. August unter

starker Escorte von Segovia nach dem Schlosse von Simancas gebracht worden war. In der Nacht vom 15. auf den 16. October 1570 wurde das Urtheil in Gegenwart des Alkalden von Valladolid und eines Notars vollzogen, nachdem man vorher ausgesprengt hatte, M. sei von einer gefährlichen Krankheit ergriffen worden, die wenig Hoffnung auf eine Wiedergenesung gebe; der Leichnam wurde, damit der Reif um den Hals nicht sichtbar wäre, in eine Franziskanerkutte gehüllt und der Geistlichkeit mit der Erklärung übergeben, daß M. an demselben Morgen kurz vor Tagesanbruch im Gefängniß gestorben sei. Obwol schon damals in den Niederlanden Gerüchte über einen gewaltsamen Tod Montmorency's umherliefen, so wurde der wahre Sachverhalt doch erst in diesem Jahrhundert durch die von Gachard vorgenommenen Veröffentlichungen der Archive von Simancas aufgedeckt. M. war als guter Katholik gestorben.

van Vloten, De dood van Montigny volgens de oorspronkelyke in Spanje gevonden papieren in den Vaderl. Letteroefeningen, 1852. Gachard, La mort de Floris de Montmorency exécuté dans le Chateau de Simancas in den Bull. Ac. R. Belg. XIX. 3. p. 105. Wenzelburger.

Mook: Friedrich M. wurde am 29. September 1844 zu Bergzabern in der Rheinpfalz geboren, studirte in Tübingen Theologie und Philosophie, promovirte 1863 in letzterem Fache, setzte dann seine Studien in Utrecht fort und wurde Vicar. Da er sich indeß mit der Theologie nicht recht befreunden konnte, legte er sein Amt nieder und ging nach kurzer redactioneller Thätigkeit nach Berlin, um Medicin zu studiren. Nach dem Feldzuge von 1870—1871, in welchem er verschiedentlich decorirt wurde, lebte er als Schriftsteller in Heidelberg und wurde dann Sprecher der freien Gemeinde in Nürnberg. Dieser Zeit entstammt sein Werk „Das Leben Jesu“ (II, 1872—73). Darnach wandte er sich wieder nach Heidelberg, um hier sein Studium der Medicin wieder aufzunehmen, bereiste von hier aus 1874 Frankreich, die Schweiz und Italien und unternahm bald darauf eine größere Reise, die ihn bis nach Afrika und Asien führte. Zurückgekehrt, absolvirte M. 1875 in Würzburg sein mediciniscbes Staatsexamen, schrieb hier seine kritische Studie über „Theophrastus Paracelsus“ (1875) und widmete seine ferneren Lebensjahre fast ausschließlich größeren Reisen. So besuchte er noch fünfmal Afrika und Asien und erwarb sich durch die Sammlungen, mit denen er eine Anzahl Museen bereicherte, sowie auch durch seine Schrift „Aegyptens vormetallische Zeit“ (1880) den Ruf eines tüchtigen Aegyptologen. Im J. 1880 schloß er sich der Expedition Riebeck an, die eine auf drei Jahre berechnete Reise um die Welt unternahm, doch schon am 13. December d. J. ertrank M. in den Fluthen des Jordan. — M. hat sich auch als Dichter bekannt gemacht. Bereits 1874 gab er mit seinem Bruder Kurt „Minnelieder“ heraus und nach seinem Tode wurde eine Auswahl seiner Gedichte unter dem Titel „Lieder aus der Fremde“ (1881) gleichfalls von seinem Bruder veröffentlicht.

Nach Mittheilungen aus der Familie. Franz Brümmer.

Moosbrugger: Wendelin M., königlich württembergischer Hofmaler in Constanz, geb. am 20. October 1760 in Rehmen, einem Filialorte der Pfarre Au des inneren Bregenzer Waldes in Vorarlberg, † am 20. August 1849 in Aarau in der Schweiz. Kaum aus der Volksschule entlassen ging er, der zweitjüngste von 11 Geschwistern armer Müllersleute, ohne alle Unterstützung nach Constanz und trat dort bei einem Zimmermaler in die Lehre. Auf seiner Wanderschaft fand er als Decorationsmaler im kurfürstlichen Schlosse zu Mannheim Beschäftigung und solche Anerkennung, daß Kurfürst Karl Theodor, dessen Talente zur Kunst erkennend, ihn in seiner neubegründeten Akademie wahrscheinlich unter Leitung Weller's, aus kurfürstlichen Mitteln ausbilden ließ. Nachdem er in

mehreren Städten rheinabwärts sich einen Ruf als Porträtmäler en miniature und in Lebensgröße errungen hatte, nahm er in Constanz, wo in Folge der französischen Revolution viele Emigranten lebten, ständigen Aufenthalt und erhielt Aufträge vom hohen Adel und Privaten aller Rangklassen. Dort verehelichte er sich 1795 mit Anna Schärtler v. Arbon aus Thurgau, die aber schon nach zwei Jahren nach der Geburt des Sohnes Leopold, des nachherigen Professors der Mathematik, starb und 1802 zum zweiten Male mit Anna v. Huetlin aus einer alten Patrizierfamilie von Constanz. Während seiner künstlerischen Thätigkeit erhielt er einen Ruf nach Stuttgart an den königlichen Hof, um König Friedrich, dessen Gemahlin, eine englische Prinzessin, König Jérôme von Westphalen zu porträtiren und den Ahnensaal zu restauriren, dann einen Ruf nach Karlsruhe, um auch dort die Großherzogin Stephanie und den Großherzog Karl zu malen. Zum Zeichen seiner Werthschätzung wurde ihm der Titel eines königlich württembergischen Hofmalers verliehen. Seine zahllosen Porträts, die man fast in allen Städten Süddeutschlands findet, zeichnen sich aus durch ein frisches, warmes Colorit und große Aehnlichkeit, weniger geschätzt sind seine Altarbilder. Er starb hochbetagt bei seinem Sohne Leopold in Aarau, wo er die letzten Jahre verlebte.

Biographisches Lexikon des Kaiserth. Oesterr. v. Const. v. Wurzbach.

Leopold M., Sohn des Vorigen aus erster Ehe, Professor der Mathematik in Aarau, geb. zu Constanz am 24. Januar 1796, † am 12. August 1864 in Aarau-Schweiz. Er besuchte das Gymnasium und Lyceum in Constanz und 1818 die Universität in Heidelberg, wo er besonders dem Studium der Mathematik bei Professor Schweins oblag, sich aber mehr der Richtung seines Freundes Steiner, gebürtig aus Utzistorf im Kanton Bern, dem nachherigen so berühmt gewordenen Professor der Mathematik in Berlin anschloß. Nach Ablegung der Staatsprüfung in allen cameralistischen Fächern in Karlsruhe 1822 ging er im folgenden Jahre auf die Universität zu Freiburg, um den gelehrten Professor der Mathematik, Buzengeiger, zu hören, unter dessen Leitung sein treffliches Talent zu einem rühmlichen Ziele gelangte. Nach Constanz zurückgekehrt, übernahm er den mathematischen Unterricht im dortigen Lyceum, ertheilte den jüngeren Offizieren des dort garnisonirenden Regiments Markgraf Wilhelm Privatstunden, unterrichtete in der Mathematik von 1827 bis inclusive 1829 auch den Prinzen Louis Napoleon, der damals mit seiner Mutter Hortensia auf Arenenberg wohnte und erhielt 1830 die Lehrstelle der Mathematik an der Kantonsschule in Aarau, nachdem diese der durch seine merkwürdigen Lebensschicksale bekannte greise Professor und Fischeridyllendichter Franz Xaver Bronner niedergelegt hatte. Außer dem Unterrichte in der beschreibenden Geometrie in den oberen Klassen der Gewerbschule gab er dort den ganzen mathematischen Curs im Gymnasium, lehrte eine Zeit lang auch Physik und mehrere Jahre in den obersten Klassen mathematische Geographie. Er ertheilte wöchentlich 22, oft auch 24 Stunden und überdies vorgerückten jüngeren und älteren Leuten, die in diesem Fache weiter kommen wollten, ohne Entgelt Privatstunden mit glänzendem Erfolge. Er verfaßte mehrere namhafte Werke über Geometrie: „Analytische Geometrie des Raumes, mit Berücksichtigung der neueren geometrischen Verwandtschaften und der zur größeren Verständigung des Werkes erforderlichen Entwicklungen aus der analytischen Geometrie der Ebene“, mit 8 lithographischen Tafeln, 1845. „Größtentheils neue Aufgaben aus dem Gebiete der Géométrie descriptive, nebst deren Anwendung auf die constructive Auflösung von Aufgaben über räumliche Verwandtschaft der Affinität, Collimation &c.“, mit 60 lithographischen Tafeln, 1845. Beide Werke fanden sehr günstige Aufnahme bei Fachgenossen und in Recensionen. Außer-

dem verfaßte er in mathematischen Zeitschriften früher von Crelle, später von Grunert viele Abhandlungen, sowie auch Beurtheilungen mathematischer Werke. Als Recensent war er seiner unparteiischen Urtheile wegen beliebt. Eine Abhandlung von ihm ist auch dem Schulprogramm von 1856 beigegeben: „Untersuchung über krumme Oberflächen, deren Erzeugung von gegebenen Flächen zweiten Grades abhängig ist". Er arbeitete Jahre lang an einem Problem, dessen Auflösung von großen Mathematikern von den Einen für möglich, von den Anderen für unmöglich erklärt worden ist. Die Schrift führt den Titel: „Auflösung der algebraischen Gleichung aller Grade", Aarau, Sauerländer 1859. In den letzten Jahren seines Lebens wurde er in Folge der Ueberanstrengung der Augen insbesondere bei der Anfertigung der geometrischen Figuren für seine Werke blind und genöthigt, seine Stelle als Professor der Mathematik, worin er zahlreichen Schülern zu ehrenvollen Stellungen verhalf und die er durch 32 Jahre bekleidete, abzulegen. Eine Biographie erschien unter dem Titel: „Zur Erinnerung an Professor Leopold Moosbrugger", von Professor Dr. Rudolf Rauchenstein.

August M., Sohn des Wendelin M. aus zweiter Ehe, Bauinspector in Wertheim a. M., geb. am 4. August 1802 in Constanz, † am 28. April 1858 in Wertheim. Er absolvirte das Gymnasium in Constanz, besuchte dann die damals in hohem Rufe stehende Bauschule des Oberbaudirectors Weinbrenner (1766—1826) in Karlsruhe und erhielt 1826 die Stelle eines Professors der Geometrie und Zeichnungskunst am Lyceum zu Rastatt. Als Großherzog Leopold an sämmtliche Architekten des Landes ein Preisausschreiben für das Denkmal seines Vaters Karl Friedrich im Chor der Schloßkirche zu Pforzheim erließ, wurde seinem Entwurfe der Preis zuerkannt und ihm in einem huldvollen Cabinetschreiben die würdigste Anerkennung ausgesprochen. Den Entwurf hat er 1834 bei Velten in Karlsruhe in acht Blättern herausgegeben. Am 22. November 1833 fand die feierliche Einweihung des Denkmals statt. Dasselbe, mitten im Chor der Schloßkirche, hat die Gestalt einer gothischen Pyramide. Zwischen den vier großen Spitzbogenöffnungen steht die Büste des Großherzogs Karl Friedrich August, † 1811. Den architektonischen Theil fertigte aus weißem Sandstein Balzer aus Weisenbach und die Marmorbüste Bildhauer Rauser aus Karlsruhe. Im J. 1836 ernannte ihn der Großherzog Ludwig zum Bauinspector in Wertheim a. M. Sein Talent offenbarte sich insbesondere in der Gothik. Von den zahlreichen Bauwerken sind die gothischen Kirchen in Wertheim, Werrbach a. d. T., dann die Amtshäuser in Wertheim und Buchen im Odenwalde die hervorragendsten. Er war der erste, der auf die römischen Bauwerke in Osterburken die Regierung und die Alterthumsvereine aufmerksam machte und die ersten Schritte that, um die alterthümliche Schloßkapelle in Krautheim an der Jaxt vor gänzlichem Verfalle zu schützen. Er starb in den besten Jahren seiner rastlosen Thätigkeit.

Fritz M., der zweite Sohn des Wendelin M. aus zweiter Ehe, Genremaler, geb. zu Constanz am 19. Januar 1804, † in Petersburg am 17. October 1830. Er erhielt den ersten Unterricht bei seinem Vater und später bei der trefflichen Ellenrieder und malte schon mit 14 bis 18 Jahren Bilder, die Aufsehen erregten. Er kam 1821 auf die Akademie in München, wo er unter Cornelius' Leitung sich für die Genremalerei entschied. Bereits 1827 fanden seine Gemälde „Der Bockkeller", „Der Invalide", „Der Tänzer", „Der Brettspieler", „Die Kameraden" und mehrere Porträte in der Kunstausstellung zu Karlsruhe allgemeine Anerkennung. Im Herbste 1827 ging er nach Italien, zunächst nach Rom, wo er die französische Kunstschule besuchte und an Maler Josef Anton Koch einen warmen Freund fand, von dessen Tadel er manches lernte. Während

der Sommermonate 1828 machte er Landschaftsstudien im Sabinergebirge, meist in Civitella und Olevano, besuchte im Herbste Neapel, wo er sich zu den bedeutendsten Werken begeisterte und kehrte reich an Studien im Sommer 1829 nach Constanz zurück. Im Januar 1830 stellte er in Karlsruhe im Locale des Kunstvereins eine Reihe seiner gemalten Compositionen aus, die den lauten Beifall der Kenner gewannen. Besonders wurde sein Improvisator, sein Atelier, das Brustbild einer Römerin, zwei Räubergruppen bewundert. In Karlsruhe componirte er noch eines seiner größten und trefflichsten Bilder, sein letztes Oelgemälde, eine figurenreiche Landschaft bei Civitella mit einem alten Raubschlosse im Hintergrunde, welches von Soldaten beschossen wird, während einige derselben gebundene Banditen herausschleppen. Die Frauen mit ihren Kindern und einem Greise haben sich zu einem Marienbilde im Vordergrunde geflüchtet, um Rettung der Ihrigen zu erflehen. Das Bild ist von vorzüglicher Ausführung. Einen größeren Wirkungskreis suchend trat er mit Empfehlungsschreiben seines Fürsten an Kaiser Nikolaus die Reise nach Petersburg am 13. August an und schiffte sich in Lübeck ein; doch ging die Seefahrt, da er mit einem Kauffahrer reiste, nur langsam von Statten und er kam, während der ganzen Reise immerfort seekrank, erst nach drei Wochen sehr leidend nach Petersburg, wo er in den ersten acht Tagen fast ohne Pflege war, bis ihn ein akademischer Freund, Emil Jacobs aus Gotha, nach langem vergeblichem Suchen endlich aufgefunden hatte, aber bereits in einem solchen Zustande, daß auch die liebevollste Sorgfalt ihn nicht mehr zu retten vermochte. Wenige Tage darnach erschütterte die Trauerkunde seines unvorhergesehenen Todes die deutschen Künstlerkreise. Nach Aussage seines Biographen ... ber in dem Kunstblatt von Dr. L. Schorn, 14. Jahrgang 1833 hatte M. bereits eine bedeutende Stufe erreicht; er besaß die beiden Haupteigenschaften, lebendige Auffassung und Darstellung. Sein Geist beherrschte den Stoff und die materiellen Hilfsmittel. Er war ein höchst geübter und gewandter Zeichner. Oft im Zirkel seiner Freunde, in der fröhlichsten Stimmung, entwarf er nach gegebenen Punkten oder auch aus freier Laune die geistreichsten Compositionen, welche die Bewunderung selbst tüchtiger Künstler erhielten.

Josef M., der dritte Sohn des Wendel M. aus zweiter Ehe, Landschaftsmaler, geb. am 10. März 1810 in Constanz, † am 13. October 1869. Anfänglich zum Studiren bestimmt erhielt er nach Absolvirung des Gymnasiums seine künstlerische Ausbildung auf der Akademie in München, die er 1830 besuchte. Der tägliche Umgang mit seinem Freunde Schleich bewegte ihn, der Historienmalerei, für die er immerhin ein schönes Talent zeigte, auf immer Valet zu sagen und sich ganz der Landschaft zu widmen. Sein ihm angeborenes Kunstgefühl drängte ihn zum Stimmungsbild und er schloß sich im Ganzen der inzwischen immer bestimmter hervortretenden Schleichischen coloristischen Schule an, mehr durch die poetische Auffassung als durch vollendete Durchbildung seiner Bilder sich auszeichnend. Nach dem Tode des Freiherrn v. Wessenberg zum Conservator der schönen Gemäldesammlung desselben geworden, hat er in dieser Stellung überall sein wohlwollendes, gemüthvolles Wesen bethätigt und sich überall beliebt, ja nothwendig zu machen gewußt. Von seinen Gemälden sind bekannt geworden: Constanz und die umliegenden Ortschaften, die er von allen Seiten, in allen Stimmungen, bald im hellen Abendgolde, bald in düsterer Gewitterschwüle malte; die Städte Badens, gemalt im Auftrage des Großherzogs Friedrich für die Residenz in Karlsruhe; Schloß Hohenzollern für die Großherzogin Louise in deren berühmtes Album; eine Ansicht des Schlosses Gottlieben am Bodensee; Partien aus dem baierischen Hochgebirge; Ansicht des Heimgartengebirges u. a. m.

Nekrolog Josef Moosbruggers von Friedrich Pecht, erschienen in der Constanzer Zeitung 1869.

Bär.

Mooyer: Ernst Friedrich M., Forscher deutscher Alterthümer, geb. den 6. August 1798 in Minden, † daselbst den 8. Mai 1861. Auf Wunsch des Vaters, Kaufmanns Ernst Friedrich M., widmete er sich in Bremen dem Kaufmannsstande und betrieb später mit einem jüngeren Bruder das väterliche Geschäft. Daneben war aber sein ganzes Interesse auf die Geschichtsforschung und fremde Sprachen gerichtet. Diesen Studien gab er sich, soweit das Geschäft es zuließ, mit größtem Eifer hin und legte die Ergebnisse seiner Forschungen in folgenden von den deutschen Alterthumsforschern hochgeschätzten Werken nieder: 1) „Versuch eines Nachweises der im Todtenbuche des Klosters Möllenbeck vorkommenden Personen und Ortschaften“ (Münster 1839). 2) „Nachträge zu dem Commentar des Calendarium Merseburgense“ (Halle 1840). 3) „Auszüge aus dem Todtenbuche des Hildesheim’schen Hochstifts“ (Hannover 1840). 4) „Beiträge zur Geschichte der vormaligen Benedictinerabtei Tegernsee“ (Minden 1843). 5) „Urkundliche Nachrichten von den Dynasten von der Bückeburg und Arnheim“ (Hannover 1855). 6) „Die vormalige Grafschaft Schaumburg in ihrer kirchlichen Eintheilung“ (Bückeburg 1858). 7) „Onomasticon chronographicum hierarchiae germanicae, Verzeichniß der deutschen Bischöfe seit dem Jahre 800 n. Chr. nebst Anhang über die Würdenträger einiger Abteien und Ritterorden“ (Minden 1854). Für dieses Werk, an dem er 20 Jahre gearbeitet, erhielt er den rothen Adlerorden vierter Klasse und vom König von Belgien die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. 8) „Die Einfälle der Normannen in die pyrenäische Halbinsel, eine größtentheils aus dem Dänischen übersetzte Zusammenstellung“ (Münster und Minden 1844). 9) „Ueber die angebliche Abstammung des normannischen Königsgeschlechts Siciliens von den Herzögen der Normandie. Eine genealogische Untersuchung“ (Minden 1850). Eine Reihe größerer Aufsätze Mooyer’s erschienen in den westfälischen Provinzial-Blättern, z. B. „Regesta nobilium dominorum de Monte seu de Scalkesberge“ (1839), über den in isländischen Sagen erwähnten Ort Herfurda, Verzeichniß der Minden’schen Dompröpste (1843), „Die Mündigkeit und Volljährigkeit im Mittelalter“ (1846), „Beiträge zur Genealogie der Grafen zu Ravensberg“; ferner in der Zeitschrift für Kunst und Wissenschaft und Geschichte des Kriegs: „Denkschrift des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe über den Krieg zwischen Portugal und Spanien im Jahre 1762“ (1854). M. war Ehrenmitglied von 20 deutschen und 7 außerdeutschen Geschichts- und Alterthumsvereinen.

Wippermann.

Mor: Anthonis M. (Moro) van Dashorst, Maler, geb. zu Utrecht. Seine Biographie ist noch ziemlich verwirrt. K. van Mander läßt ihn zu Antwerpen ein Jahr vor der französischen Furie 56 Jahre alt sterben. Nun fand diese Furie den 17. Januar 1583 statt, der Maler wäre also 1581 oder 1582 gestorben. Dem steht aber entgegen, daß zwischen 1576 und 1578 eine Rechnung existirt, kraft deren für ein unvollendetes Bild Mor’s für die Capelle zu U. L. Frau (in der Frauenkirche) zu Antwerpen den Erben die Summe von 25 Pfund zugesprochen wird; auch in einer Utrechter Urkunde vom J. 1576 wird sein Sohn Philipp „Erbe und Lehnfolger“ des Anthonis M. genannt. Möglich, daß van Mander sich verschrieb und statt der französischen Furie die spanische meinte, oder daß er dieselben verwechselte, oder daß an einen Druckfehler (statt Fransche Spaensche) zu denken ist; es würde dann das Todesjahr des Künstlers in das Jahr 1575 fallen, da die spanische Furie 1576 stattfand. Dies paßte zu den erwähnten urkundlichen Angaben. Zieht man nun 56 von

1575 ab, so käme man auf 1519 als Geburtsjahr; dies ist aber unmöglich. Van Mander muß sich mit den 56 Jahren geirrt haben. Denn bereits vor dem 28. Juli 1559 war Mor's Sohn Philipp durch die Gnade König Philipps zum Canonicus von Oudmunster in Utrecht ernannt worden. War er damals auch nur 20 Jahre alt, so müßte sein Vater zum mindesten mit 19 Jahren schon verheirathet gewesen sein und zwar das Alles nur im besten Falle. Die krasse Unwahrscheinlichkeit liegt auf der Hand und wir setzen Mor's Geburt mehrere Jahre früher. M. lernte bei seinem Landsmanne J. van Schoorl und ging zu seiner Ausbildung nach Rom. Zurückgekommen ward er dem Kaiser Karl V. bekannt, der ihn etwa zu Beginn 1543 nach Lissabon sandte, um das Bildniß der Braut seines Sohnes Philipp, Maria von Portugal, zu malen. M. wurde hier glänzend aufgenommen und bildete den König, seine Gemahlin und viele vornehme Portugiesen ab. Im J. 1547 trat er zu Antwerpen in die St. Lucasgilde. Den 4. Januar 1554, 26. October 1558 und den 28. Juli 1559 ist er in Utrecht nachgewiesen. Etwa im J. 1554 wurde er nach England gesandt, um die Königin Maria, Braut des Königs Philipp, zu malen; auch hier hatte er großen Erfolg. Der Cardinal Granvella war ein Beschützer von ihm. Nach dem Frieden von Câteau-Cambresis (jedenfalls nach dem 28. Juli 1559) ging M. mit dem König Philipp nach Spanien, wo er viele Porträts zu malen hatte, aber sich vor der Inquisition, der er verdächtig geworden war, nach den Niederlanden aus dem Staube machen mußte. Hier wurde er mit dem Herzog Alba bekannt, der im August 1567 nach Brüssel kam und er malte dessen Concubinen; Alba soll ihm auch behülflich gewesen sein, den Anforderungen des Königs, der ihn wieder in Spanien zu haben wünschte, auszuweichen. Im J. 1572 nahm M. zu Antwerpen einen gewissen Wyllen von Wyberghen in die Lehre. Sein letztes nicht vollendetes Bild war eine für die Liebfrauencapelle in der Cathedrale zu Antwerpen bestimmte Beschneidung Christi (s. o.). Der Künstler starb 1575 oder 1576 in der Scheldestadt. M. malte auch Historien, doch selten; seine Hauptbedeutung beruht auf dem Porträt. Er steht zwischen der Holbein'schen bezw. Massys'schen Manier und den großen niederländischen Porträtisten des 17. Jahrhunderts (Rubens ꝛc.), doch immerhin mit größerem Zuneigen zu der ersteren; seine Charakteristik ist schlicht, aber eindringend, die Behandlung verhältnißmäßig weich, aber sehr gewissenhaft. Bilder von ihm kommen ziemlich häufig vor, besonders viele sind in Madrid, sehr schöne auch in Wien. Sein Porträt ist in der bekannten Bildnißsammlung des Hen. Hondius erschienen, ein langes knochiges Gesicht. Wilh. Schmidt.

Morasch: Johann Adam M., geboren am 27. April 1682 zu Böttmes in Oberbaiern, studirte, nachdem er das Gymnasium zu Ingolstadt, Neuburg und Freising besucht hatte, in Wien Philologie und wurde Lehrer in Dillingen, da er sich jedoch in diesem Berufe unbefriedigt fühlte, so begab er sich wieder nach Ingolstadt, um dort Naturwissenschaften und Medicin zu studiren. Nachdem er 1707 promovirt, wurde er 1708 zum außerordentlichen und 1710 zum ordentlichen Professor der Medizin in Ingolstadt ernannt. Er erwarb sich um die Universität große Verdienste, namentlich auch dadurch, daß er den sehr vernachlässigten botanischen Garten wieder in Stand setzte und die fast ganz unterlassenen Doctor-Disputationen wieder einführte. 1716 erhielt er den Titel eines kurbairischen Rathes. M. starb am 19. December 1734. Er veröffentlichte zahlreiche Arbeiten in den „Ephemerides Academiae Caesareo-Leopoldinae“. W. Heß.

Morata: Olympia Fulvia M., geb. in Ferrara 1526, † in Heidelberg, 26. Oct. 1555, Dichterin und Rednerin. Ihr Vater, Fulvio Pellegrino Morato, der in Mantua, später in Ferrara lebte, mit Unterbrechung von 8

Jahren, 1530—1538, die er mit seiner Familie in Vicenza zubrachte und in Ferrara 1547 starb, ist als Verfasser eines Reimlexicons zu Dante und Petrarca, als lateinischer Dichter, und als Commentator einzelner Schriften des Cicero, Horaz, Virgil bekannt. Er gab seiner Tochter eine gelehrte Erziehung, welche dieselbe befähigte, durch ihre Kenntniß der alten Sprachen selbst den verwöhnten Kennern am Hofe von Ferrara zu imponiren. Sie lebte am Hofe in genauem Verkehr mit Anna von Este, die sich später mit Franz von Lothringen, Herzog von Guise vermählte. Dieses Leben am Hofe rief aber keine höfische Gesinnung in ihr hervor, sie war vielmehr froh, da sie vom Hofleben befreit wurde und braucht später ernste und strenge Worte gegen das höfische Treiben. Von hervorragender Wichtigkeit für sie war das Leben am Hofe nicht blos dadurch, daß sie bedeutende Männer kennen lernte, z. B. Pietro Bembo, dessen Tod sie mit einem lateinischen Gedichte beklagte, sondern dadurch, daß sie in die reformatorischen Gesinnungen und Bestrebungen des Hofes von Ferrara (Renata v. Este) eingeweiht wurde. Seitdem hört die heidnische Periode ihres Lebens auf, in welcher sie den Tendenzen des italienischen Humanismus nahe steht; die christliche Periode beginnt. Olympia liest die Bibel und citirt seitdem mit Vorliebe biblische Stellen. Sie ist von unendlichem Gottvertrauen erfüllt und wünscht dasselbe auch Andren einzuflößen. Sie hält das Leiden für den Antheil derer, welche an Christus glauben, will aber lieber leiden als ohne Christus die Welt besitzen, und lebt der Ueberzeugung, daß Leiden und Unglück eine glückselige Zukunft verheißen. Sie betet viel, liest reformatorische Schriften und tritt entschieden gegen den Papst auf, den sie geradezu als Antichrist bezeichnet. — Nach dem Tod des Vaters hatte Olympia für die Ihrigen zu sorgen und lebte in ziemlich beschränkten Verhältnissen. In diesen fand sie eine Stütze in Andreas Grüntler aus Schweinfurt, der nach Ferrara gekommen war, um sich in Philosophie und Medicin, die er bereits in Deutschland studirt hatte, weiter auszubilden. Er lernte Olympia kennen und lieben, er erhielt ihre Hand; die Vermählung des Paares fand 1550 statt. Bald nach der Hochzeit ging Gr. nach seiner Heimat, um sich dort eine Stelle zu verschaffen, kehrte aber unverrichteter Sache nach Ferrara zurück. Indessen war es der religiösen Verhältnisse halber dem jungen Paar unmöglich in Ferrara zu bleiben; sie zogen daher mit Emilio, einem Bruder der Olympia, Oct. 1551, nach Schweinfurt. Dort blieben sie einige Jahre, Gr. wirkte als Arzt, Olympia war wegen ihrer Bildung und Herzensgüte bekannt; noch später wandten sich viele Schweinfurter an sie, in der sichern Hoffnung von ihr unterstützt und gefördert zu werden, ohne daß sie im Stande war, allen Anforderungen zu genügen. Die Belagerung Schweinfurts (im Kriege zwischen Albrecht von Brandenburg und Moritz von Sachsen) machte den Aufenthalt daselbst unerträglich; Gr., der einen Ruf nach Linz ausgeschlagen hatte, weil er fürchtete, dort in seiner Religionsübung gestört zu werden, floh mit seiner Gattin nach Hammelburg und kam 1554 an die Universität Heidelberg. Seine Berufung erfolgte am 12. Juli 1554. Nach dem Berichte von Leodius (oben Bd. 18, S. 296) z. J. 1554, nachdem er Olympia als Sappho bezeichnet hat: Uterque a nostro principe in decus sui gymnasii ascitus est, ipse ut medicinam profiteatur, ipsa ut graecas literas doceat quod hactenus distulit morbo comprehensa, wäre auch sie berufen worden. Doch findet sich nichts davon in den Akten (Hautz, Gesch. der Univ. Heidelb. I, 430 ff.) Die Krankheit, von welcher Leodius spricht, ist Olympia wol überhaupt nicht mehr los geworden. Sie beklagte sich über die Rauhheit des deutschen Klimas, sie sehnte sich nach ihrem Heimathlande, speciell nach ihrer Vaterstadt zurück, trotzdem sie dort für ihre Religion zu leiden gehabt hatte; obwol sie in Deutschland lebte, war sie mit Geist und Herz in Italien. Ihre Werke, wenn

man ein dünnes Bändchen als „Werke“ bezeichnen kann, erschienen bald nach ihrem Tode von Freundeshand gesammelt, unter dem Titel: „O. F. M. mulieris omnium eruditissimae latina et graeca quae haberi potuerunt, monumenta eaque plane divina, cum auditorum de ipsa judiciis et laudibus. Hippolytae Taurellae elegia elegantissima. Ad ill. Isabellam Bresegnam“. (Mir liegt die Ausgabe Basel 1558, 115 S. vor, spätere Ausgaben 1562, 1570, 1580. Hippol. Taurella ist die 1525 gestorbene Frau des Baldassare Castiglione, ihre Elegie hat mit dem sonstigen Inhalt des Bändchens nichts zu thun). Ein (ungedrucktes) „griechisches Gedicht“ in 11 Strophen, eine Bearbeitung des 43. Psalms, mit der Unterschrift: Olympia Morata Grunthlera faciebat, findet sich in München (Camerarische Samml., Bd. 13, Fol. 103). Die Sammlung ihrer Werkchen enthält Briefe an Coelius Curio Secundus (Bd. IV S. 647), an Joh. Sinapius, an Flacius, Vergerius und an verschiedene Andere. Sie berichtet von ihrem Leben, übersendet Gedichte und Dialoge, spricht von ihren Plänen, z. B. von ihrer Absicht ein „Sophocleum opus“ zu schreiben, von einem verloren gegangenen Werke: „defensio pro Cicerone“. Außer den Briefen von ihr und an sie, die den größten Theil der Sammlung ausmachen, hat sie eine Anzahl Psalmen griechisch wiedergegeben, ein paar griechische Gelegenheitsgedichte und Epigramme gemacht, die im Originale und einer von Karl Utenhoven angefertigten lateinischen Uebersetzung mitgetheilt werden. Auch lateinische Verse, welche ihre fromme Gesinnung verrathen, rühren von ihr her. Ihre Sprachkenntniß ist bedeutend, ihr lateinischer Stil elegant. Nicht sowol ihre Leistungen, als die für Deutschland ungewohnte Thatsache, daß eben eine Frau lateinische Vorträge zu halten, griechische Briefe zu schreiben im Stande war, daß sie mit Gelehrten wie mit Ihresgleichen verkehrte, haben ihren Ruf in Deutschland begründet. Dazu kam, daß sie persönlich einen eigenthümlichen Reiz ausgeübt haben muß: Coelius Curio Secundus und Jacob Micyllus (Bd. XXI S. 704) sind voll ihres Lobes. Ihr echt weibliches Wesen gewann ihr die Herzen, ihre stark ausgeprägte religiöse Gesinnung, von der man wußte, daß sie ihr das Vaterland gekostet, erregte große Theilnahme; der Reiz des Ausländischen wirkte mit; so erlangte Olympia bei den Zeitgenossen und bei den Späteren hohen Ruhm, ohne daß sie durch ihre Leistungen denselben beanspruchen könnte.

Ausgaben der Werke s. oben. Darin auch manche panegyrische und biographisches Material enthaltende Briefe. Die biographische Litteratur über sie ist sehr zahlreich, aber dem Gehalte nach unbedeutend. Holten, Vita Olympiae Moratae, 1775. Knetschke, De Olympia Fulvia Morata, 1808. E. Münch, Olympia Fulvia Morata, Freib. 1827. J. Bonnet, Vie d'Olympia Morata, 1856, deutsch übersetzt von Merschmann, Hamburg 1860. Olympia Morata, Her times, life and writings, arranged from contemporary and other authorities. By the author of Selwin. Second edition, London 1834. Olympia Morata, Her life and times by Robert Turnbull. Boston 1846. O. Wildermuth, O. Morata, ein christl. Lebensbild, 1854.

Ludwig Geiger.

Moraht: Adolf M. wurde am 28. November 1805 zu Hamburg geboren, wo sein Vater anfänglich Kaufmann und später Bevollmächtigter einer Compagnie für Seeassecuranz war. M. erhielt seinen ersten Unterricht in der Privatschule des unter dem Namen Veit Weber bekannten Dichters Leonhard Wächter, besuchte später das Johanneum seiner Vaterstadt und ging Ostern 1825 auf die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Nachdem er dieses Studium seit 1827 in Göttingen fortgesetzt hatte, hier auch 1828 zum Doctor der Philosophie promovirt worden war, kehrte er nach Hamburg zurück, wo er fast zehn Jahre lang als Lehrer an Privatschulen thätig war und sich in seiner freien Zeit vornehmlich der damals beginnenden Thätigkeit der sogenannten

inneren Mission zuwandte, aus deren kleinem Anfange u. A. die Rettungsanstalt des Rauhen Hauses in Horn bei Hamburg erwachsen ist. Ostern 1838 kam M. als zweiter Prediger nach Mölln im Lauenburgischen, rückte hier 1846 zum ersten Prediger auf und wirkte als solcher bis zu seinem Tode. Er starb in Mölln am 6. December 1884. — M. gehört zu den bessern Dichtern geistlicher Lieder der Neuzeit. Letztere erschienen als „Harfenklänge. Eine Sammlung christlicher Gedichte“ (1840, 2. Aufl. 1865). (Zweite Sammlung 1880). Ferner gab er zwölf Zeitgedichte unter dem Titel „Patriotische Harfenklänge“ (1873), einen werthvollen „Versuch einer Methodik des Religionsunterrichts“ (2 Abtheilungen, 1831—1833) und verschiedene polemische Schriften heraus.

Ed. Alberti: Lexicon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller von 1829 bis Mitte 1866 (Kiel 1868). — Otto Kraus: Geistliche Lieder im 19. Jahrh. (Gütersloh 1879). — Dr. Roepe in der Monatsschrift f. d. evang.-luth. Kirche im hamburg. Staate. Jahrg. IV S. 453 ff. — Directe Mittheilung. Fr. Brümmer.

Moravus, beziehungsweise de Moravia, so nannten sich nach ihrem Heimathlande Mähren zwei Buchdrucker des 15. Jahrhunderts, welche zur Verbreitung der neuen Kunst in fremden Ländern beigetragen haben. Von dem einen derselben, Valentin M., weiß man freilich nur das eine, daß er bis nach Lissabon gekommen ist und dort im J. 1495 gemeinsam mit Nicolaus de Saxonia das große Leben Jesu des Ludolphus de Saxonia in portugiesischer Uebersetzung gedruckt hat (4 Bände in Folio, s. Hain 10 301). — Soweit es sich um seine persönlichen Verhältnisse handelt, ist auch Matthias M., der andere der genannten Drucker, für uns in Dunkel gehüllt. In seinem ersten uns bekannten Druckwerke nennt er sich „de olomuntz“ (Olmütz); dies ist die einzige sichere Angabe, welche man über ihn hat. Wenn auch das „magister“, das er sich beilegte, die academische Würde bezeichnen sollte, was allerdings wahrscheinlich ist, so ist die Aussicht doch gering, ihn in den Matrikeln der Universitäten sicher aufzufinden und etwa auch seinen Familiennamen festzustellen. Matthias de Olmütz oder M. Moravus konnte ja so Mancher sich nennen. Je weniger man von der Person des Mannes weiß, desto zahlreicher sind — im Vergleich mit vielen andern jener Drucker — die Zeugnisse seiner Thätigkeit. Zum ersten Mal kommt sein Name im Verein mit demjenigen des sonst nirgends mehr genannten Michael de Monaco auf einem Drucke von des Nicolaus de Ausmo Supplementum Summae Pisanellae vor, welcher „Janue . . . (anno) millesimo quadringentesimo lii° quarto“ erschienen ist. Diese räthselhafte Jahreszahl wird sicher mit Recht = lxx° genommen, so daß der Druck also in das Jahr 1474 fällt. Unter Janua wird allgemein Genua verstanden; so viel wir sehen, stände aber auch nichts im Wege, dabei an Genf zu denken. Ist Genua gemeint, so könnte immerhin gegen ihn jene famose Eingabe der dortigen Schreiberzunft gerichtet gewesen sein, welche von der Regierung ein Verbot des Drucks von Donaten, Breviarien, Psaltern u. s. w. verlangte. Wahrscheinlich ist es übrigens nicht, da genannte Eingabe schon in das Jahr 1472 fallen soll. Denn M. müßte darnach wenigstens zwei Jahre früher, als man nach obigem annehmen sollte, seine Thätigkeit in Genua begonnen haben, während man doch angesichts der genauen Datirung des obenerwähnten Drucks von 1474 diesen für den ersten halten möchte. Von „Janua“ wanderte M. nach Neapel und hier war es, wo er — als der vierte in der Reihe der dortigen Buchdrucker — von 1475 an seine wichtigste Thätigkeit entfaltete. Man kennt heute mehr als 30 neapolitanische Drucke, welche den Namen dieses Meisters tragen oder deren Typen mit aller Sicherheit auf seine Presse hinweisen. Der Mehrzahl nach sind es theils Werke theologischer Natur — Breviere, Missale, Psalterien, aber auch eine lateinische Bibel (von 1476) — theils philologische Werke, unter welch

letzteren wir einzelne Classikerausgaben, wie die von Cicero's Officien, ausgewählten Reden u. s. w., von Plinius Episteln und namentlich die Editio princeps von Seneca's Werken (von 1475) hervorheben möchten. Die meisten dieser Moravischen Drucke sind heute sehr gesucht und werden mit hohen Preisen bezahlt, weil sie nicht blos sehr selten sind, sondern auch durch ihre Ausstattung hervorragen. Holzschnitte, Zierinitialen, prachtvolle Miniaturen zeichnen sie vor vielen andern aus; zudem hat der Drucker von einem großen Theil derselben, z. B. auch von der lateinischen Bibel, Ausgaben auf Pergament veranstaltet. In manchen der Drucke erscheint als Corrector der Mönch Blasius Romerus „philosophus ac theologus celeber", der mit der Presse des M. enger verbunden gewesen zu sein scheint. Nach Panzer a. u. a. O. II. 157 wäre er auch in „Janua" der Begleiter desselben gewesen. Der letzte Druck unseres Meisters ist vom 31. Januar 1491 datirt. Von da an verschwindet sein Name. Es ist keine Spur vorhanden, daß er etwa an anderem Ort und unter anderem Namen gedruckt hätte, doch auch nicht davon, daß seine Presse in eines Andern Hände übergegangen und er somit in jenem Jahre gestorben wäre.

Des Matth. Moravus Drucke findet man bei Panzer, Annal. typogr. I. 441 (Hain 2152). II. 156—163, 166. IV. 369—378, 384. Eine Ergänzung dazu gibt Hain, Repert. bibliogr. 6586, 11 367, 11 986, 11 987 und zu diesen beiden Bibliographien Brunet, Manuel du libraire 5. éd. II. col. 21. IV. col. 167 u. 806. Steiff.

Mörbeke: Wilhelm v. M. (Guilelmus de Morbeka oder de Murbeka), geboren in Mörbeke in Ostflandern, trat in den Dominicanerorden ein und erwarb sich die ihn auszeichnende Kenntniß des Griechischen wahrscheinlich durch längeren Aufenthalt in Griechenland selbst. Sicher ist, daß er im J. 1268 in Viterbo bei Papst Clemens IV. war, welcher ihn zum Capellan und Pönitentiarius ernannte, sowie daß er 1274 mit Gregor X. sich beim Concil zu Lyon betheiligte; er weilte wieder in Viterbo, als er 1278 zum Erzbischof von Korinth ernannt wurde, woselbst er dann auch persönlich sich 1280 und 1281 aufhielt. Sein Tod dürfte nicht lange nach 1281 fallen. Er ragt unter jenen Männern hervor, welche in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts griechische Schriftwerke aus dem Gebiete der Philosophie und Medicin dem lateinschreibenden Abendlande übermittelten und mehrfach wird Thomas von Aquino als derjenige genannt, welcher den Frater Guilelmus zu solcher Uebersetzungsthätigkeit veranlaßte. Theils mit Gewißheit, theils mit hoher Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß er um 1260 des Aristoteles Historia animalium, um 1266 Simplicius' Comment. ad Arist. Categorias und desselben Comment. ad Arist. de Coelo (letzteres im 16. Jahrhundert öfter in Venedig gedruckt), um 1268 des Proklus Institutiones theol. Plat., um 1273 des Aristoteles Politica (jetzt gedruckt in Susemihl's Ausgabe), um 1277 Galenus de alimentis, um 1280 in Korinth Proklus de providentia und des Hippokrates Prognosticationes, sowie vielleicht auch die Rhetorik des Aristoteles übersetzte.

J. G. Schneider's Ausgabe von Aristot. Hist. animal. Bd. I, S. CXXVI ff. und Jourdain, Recherches crit. s. l'âge et l'orig. d. traductions latines d'Aristote. 2. Aufl., S. 67 ff. Prantl.

Möckens: Michael M., Historiker, geb. zu Köln am 10. November 1666, † daselbst am 26. Januar 1749. Er war der Sohn des Senators Thomas M. und der Anna Maria v. Pfingsthorn, Tochter des Bürgermeisters Gerhard v. Pf. Nachdem er seine Studien im Laurentianer Gymnasium und auf der Universität seiner Vaterstadt vollendet, trat er 1688 in den Karthäuserorden ein und ist eine der Zierden des durch viele berühmte Gelehrten ausgezeichneten Kölner Klosters geworden. 1745 erschien im Verlage des Joh. Wilh. Krakamp

und der Erben Simonis sein Werk: „Conatus chronologicus ad catalogum episcoporum, archiepiscoporum, cancellariorum, archicancellariorum et electorum Coloniae Claudiae Augustae Agrippinensium“, welches zu den besseren Leistungen auf dem Gebiete der Kölnischen Geschichtsforschung gehört und seinen Werth bis zur Gegenwart behauptet hat. Er fand Schwierigkeiten zur Erlangung der Censur, die jedoch durch die Unterstützung des gelehrten Roderique beseitigt wurden. Von Oliver Legipont (Bd. XVIII S. 126) hat man handschriftliche kritische Erörterungen, Berichtigungen und Zusätze zu diesem Werke. Hartzheim verzeichnet eine Reihe anderer Schriften, die M. im Manuscript hinterlassen hat und die nebst seinem Briefwechsel in seinem Kloster aufbewahrt wurden. Vier Jahre vor seinem Tode, am 18. Juli 1745, feierte er daselbst sein Priesterjubiläum.

Hartzheim, Biblioth. Colon. v. Mering, Die Bischöfe und Kirchen d. St. Köln.

Merlo.

Mordechai: M. ben Hillel, Verfasser eines berühmten Sammelwerkes der jüdischen Gesetzeskunde, † 1. August 1298 in Nürnberg. M. gehörte einer durch eine größere Reihe von Geschlechtern bekannt gewordenen in Deutschland ansässigen Familie an, aus der mehrere angesehene rabbinische Autoritäten hervorgegangen waren. Seine Lehrer waren Meir v. Rotenburg (Bd. XXI S. 240) und Perez C. Vorbeil. Gleich anderen Schülern des Erstgenannten machte er es sich zur besonderen Aufgabe, Gutachten älterer Gesetzeslehrer und talmudische Erläuterungen derselben, die auch für die Casuistik von Bedeutung waren, in einem umfassenden Werke zusammenzutragen. Als Quellen dienten ihm die von diesen hinterlassenen Sammlungen ihrer Glossen und Rechtsbescheide und Aufzeichnungen verschiedener Art, die er wol zumeist durch Meir v. Rotenburg kennen gelernt hat. Aeußerlich lehnt Mordechai's weitangelegte Compilation sich an den kleinen Talmud R. Isak Alfasi's an, ihn durch die Productionen der deutsch-französischen Talmudistenschule ergänzend. Dieses sein Hauptwerk, das den Namen des Verfassers zum Titel hat, wurde von seinen Nachkommen wie von seinen Schülern in mannigfacher Weise überarbeitet, bald ergänzt und mit Zusätzen versehen, bald wiederum gekürzt und auszüglich dargestellt. Gedruckt ist dasselbe im Wesentlichen nach der „rheinischen“ Recension, während die „Nachträge“ (von Samuel Schlettstadt) unter Anderem viele Bestandtheile der „österreichischen“ Recension darbieten. M. fand mit Frau und fünf Kindern bei der Niedermetzelung der Juden in Nürnberg (1. August 1298) seinen Tod.

Kohn, Mordechai ben Hillel, Breslau 1878 (auch in Monatsschrift für Gesch. u. Wiss. des Judenth v. Grätz u. Frankl Jahrg. 1877—78 S. 26 ff.).

Brüll.

Mordeisen: Ulrich v. M., Rechtsgelehrter und Staatsmann. Derselbe wurde am 13., nicht am 3. (v. Stintzing) Juli 1519 zu Leipzig geboren („früh 5 Min. nach 3 Uhr“). Ueber den Ursprung seiner Familie gehen die Ansichten auseinander. Hier sei nur bemerkt, daß ein über seinen Nachlaß aufgenommenes Verzeichniß im kgl. sächs. Hauptstaatsarchiv neben einem deutschen Wappenbrief Karls V. und einem Wappen- und Rathsbrief desselben Kaisers auch einen Wappenbrief Friedrichs IV. von 1487 für Mordeisen's Vorfahren enthält.) M. bediente sich des Adels übrigens nicht. Sein Vater scheint der Bürger zu Leipzig gleichen Namens, sein Großvater der Handelsherr Lorenz gebürtig aus Hof, Stifter stattlicher Legate für Kirchen und Klöster, seine Mutter Margarethe Magdalene von Brockdorff gewesen zu sein. Mordeisen's Bruder hieß Lorenz und saß auf Reichenbach. — Bereits im Wintersemester 1534/5 bezog M. die Universität Wittenberg und wurde eifriger Schüler Hieronymus Schürpffs. Schon 1539 soll er daselbst — an „Jena“ (Friedberg) war damals noch nicht zu denken — zum Licentiaten promovirt worden sein. Alsbald finden wir ihn in Padua in der Schule des Marianus Socinus d. J., dessen glänzendes Zeugniß

in dem bekannten Briefe an Schürpff auf uns gekommen ist. Erst 1543, nachdem M. sich einige Zeit am Reichskammergericht zu Speyer als Praktiker bethätigt hatte, ging die Doctorpromotion in Wittenberg vor sich, wenigstens schreibt der Kanzler Gregor Brück in jenem Jahre an den Kurfürsten, daß M. darüber sehr unwillig sei, weil der von ihm erbetene und zugesagte Hirsch beim Doktorate ausgeblieben sei. In der Disputation, so fährt Brück fort, hat sich M. sehr gut erwiesen und verspricht ein trefflicher Mann zu werden. M. richtete zunächst ein Repetitorium ein und wurde im August desselben Jahres an Stelle des oft verhinderten und anderweit beschäftigten Sindringer („Pleicardus") Lector im Rechten, mit 200 Gulden jährlichem Gehalt. Am Hofgericht war M. schon vorher mit 30 Gulden Jahresgehalt angestellt. 1545 bekleidete M. das Rectorat, Ordinarius war er jedoch in Wittenberg, wie von Manchen behauptet worden ist, nicht. Schon 1546 scheint M. Wittenberg verlassen zu haben: es wird für seine Stelle Dr. Theodor Scheffenstedt als Lector der Universität durch Brück empfohlen. Später finden wir M. in Moritz' Diensten, als dessen Kanzler er bis nach dem heldenvollen Tode seines Herrn rühmlichst wirkte. Moritz begnadete ihn (10. April 1550) mit 4000 Gulden und gewährte ihm fortan 500 Gulden jährliche Besoldung, 100 Gulden Kostgeld, 30 Klafter Brennholz, 2 Fäßchen gesalznes Wildpret, 1 Faß guten Landwein; außerdem bezog M. die Hälfte der Kanzleigefälle. Moritz gab ihm u. A. auch die Anwartschaft auf das Gut Dornreichenbach, welches M. 1558 übernahm und Kaiser Ferdinand begnadete ihn für seine Dienste auf der Wahlhandlung zu Frankfurt mit 5000 Gulden. Christian Thomasius hat behauptet, das Leben am Hofe habe M. besonders zugesagt. Dem ist jedoch nicht so, M. sehnte sich vielmehr nach dem Lehrstuhl zurück und so kam er an des Ordinarius Ludwig Fachs († 6. April 1554) Stelle im Ordinariat und im Oberhofgericht. Diese Bestallung (vom 9. April 1554) wurde bereits am 14. Juli desselben Jahres, als M. ernstlich vom Hofe beurlaubt zu werden begehrte, geändert. Der Kurfürst hielt dafür, daß M. ihm zu Hof nützlicher, denn anderswo dienen könne und so ernannte er ihn zu seinem (Kammer-)Rath (nicht zum Kanzler, wie man hin und wieder liest, August's Kanzler war schon bei Lebzeiten Moritz' Hieronymus Kysenweter). M. willigte ein am Hofe zu Dresden bei gleichgünstigen Bedingungen wie unter Moritz, so lange es dem Kurfürsten gefalle, wesentlich zu sein, und heißt es in dem Decret weiter „doch soll er nicht verpflichtet sein alle Tage durchaus in gemeinen Sachen in der Rathstube zu sein, sondern auf unsere eigen Händel und was Wir ihm sonderlich befehlen werden vornehmlich warten und beschieden sein. Wan wir ihn auch außerhalb des Hoflagers zu Uns erfordern, soll er sich gehorsamblich zu Uns verfügen, Unser Gemüth und Willen vernehmen und verrichten . . .". Es ist hier nicht Raum, auf die Einzelheiten dieser Bestallung, insbesondere die „Ergötzlichkeit" für die Dienstwartung einzugehen, doch im Hinblick auf das spätere Mißgeschick Mordeisens sei noch erwähnt, daß er jeder Zeit freien Zutritt zum Kurfürsten erhielt und, „da Jemand, wer der were, sich unterstehen würde, ihn bei Uns zu verunglimpfen, einzutragen oder sonst etwas aufzulegen, das ihm zu Nachtheil gereichen möchte, demselbigen wollen Wir seiner unerhört keine Statt noch Glauben geben, Uns auch zu keiner Ungnad noch Abgunst wider ihn bewegen lassen, sondern seine Antwort jederzeit gnädigst von ihm vernehmen." An Mordeisen's Stelle im Oberhofgericht kam laut Rescript vom 11. December 1555 interimistisch der Wittenberger Ordinarius Dr. Laurentius Lindemann, während Modestinus Pistoris schon vorher Viceordinarius in Leipzig geworden war und das wirkliche Ordinariat noch bei Mordeisens Lebzeiten erhielt (1565). Nach Pistoris' Tode (1565) wurde Jakob Thomingk Ordinarius, und überlebte dieser M. um vier Jahre (Friedberg gibt fälschlich 1564 als Todesjahr an). Schon 1563 argwöhnte August, als er vor seiner

Schuldenlast erschrak, daß die Räthe H. von Ponikau und M. „sich zum besten gewärmt“ hätten, bald darauf scheiterte, angeblich durch Mordeisens Schuld ein Heirathsproject zwischen dem Bruder der Kurfürstin Anna und einer österreichischen Prinzessin, so daß M.'s „Hin- und Wiederwaschen“ gerügt sowie ihm vorgeworfen wurde, daß er die dänische Sache beim Kaiser nicht treulich wider Schweden gefördert habe. Die Zeit seiner Regierung, schreibt der cholerische Kurfürst, habe er keinen „schädlicheren groben, falschen und unverschämten Mann gehabt, den eben diesen Flegel“. M. wurde seiner Aemter entsetzt und bestrickt. Ohne Erlaubniß durfte er sein am Markte (Kreuzecke) zu Dresden belegenes Haus, welches ihm 1561 der Kurfürst hatte bauen helfen, nicht verlassen (Revers vom 12. Mai 1565). Insbesondere interessirte den Kurfürsten Mordeisens Correspondenz mit Dr. Zasius. M. gab dieselbe auf Befehl an den Kurfürsten und schrieb, daß er nicht heucheln könne, sondern offnen, ja zu offnen Herzens sei. Die Ungnade des Kurfürsten dauerte lange fort (Kneschke meint zwar, daß schon 1566 sich Mordeisen's Unschuld herausgestellt habe), und wurde M. bei Hofe immer und immer wieder verdächtigt. In großer Anzahl liegen Bittgesuche Mordeisens an den Kurfürsten und die Kurfürstin vor. Nach einem Jahre willigte endlich August auf Vorbitte seiner Gemahlin darein, daß M. die Kreuzkirche besuchen könne, wenn er stets rechtzeitig wieder heimkehre. M. bedankt sich für die Gnade, stellt aber dem Kurfürsten gleichzeitig unter Seufzen vor, daß er seit zwei Jahren nicht auf sein Gut (Klein-)Waltersdorf bei Freiberg gekommen sei, dort herrsche Unordnung und den Kindern fehle die Mutter (Ursula, geb. Scherl aus Leipzig, war 1564 gestorben). Später, als die Pest grassirte, wiederholte er seine Bitte, doch wurde ihm nur erlaubt, vorübergehend anderweit im Lande zu wohnen, nur nicht in Waltersdorf. M. ging nach Freiberg. Erst 1568 wurde des „verdrückten Ritters“, wie sich M. nennt, traurige Lage abermals durch Fürsprache der Kurfürstin insofern gebessert, als er zwischen Dresden und Waltersdorf hin und her reisen durfte. (Das Jagen auf den Gütern wurde ihm nicht erlaubt.) Auch der Landgraf Wilhelm von Hessen verwandte sich bei August für M., doch erlangte derselbe nur so viel, daß die Reiseerlaubniß für M. auch auf seine übrigen Güter und Dörfer erstreckt wurde. Am 8. Februar 1570 schritt M. zur zweiten Ehe „wahrlich, schreibt er, aus keinem Fürwitz, sondern von wegen meiner schweren Haushaltung“. Er führte seines Kollegen Modestinus Pistoris Wittwe Magdalena, geb. Ziegler, heim. Im Jahre vorher hatte sich Hartmann Pistoris mit der ältesten Tochter Mordeisens, Barbara, vermählt. Endlich nach siebenjähriger schwerer Bestrickung und darin geleistetem Gehorsam ließ der Kurfürst größere Milde gegen M. walten, er achtete ihn wieder für einen getreuen Unterthan, ließ ihn wieder „schreiben“, auch im Lande frei reisen; dabei dauerte die Bestrickung ruhig fort. Wenige Monate darauf, am 5. Juni 1572, spät Abends, verschied der treue Diener zu Dresden. Er hinterließ aus erster Ehe zwei Söhne: Joachim (Pathe der Kurfürstin), Rudolph und vier Töchter: Barbara (Pathe der Kurfürstin und von derselben die „schwarze Magd“ genannt), Margarethe, Justine und Elisabeth. Aus zweiter Ehe stammte eine Tochter Marie und ein nachgeborner Sohn, Namens Ulrich. In dem Eingangs erwähnten Inventar seines Nachlasses ist auch ein Verzeichniß seiner reichen Bibliothek enthalten. Gedruckte Arbeiten hat M. nicht hinterlassen. In der Kirche zu Kleinwaltersdorf, am Altar, unter welchem M. begraben liegt, lesen wir die in Wilisch's Kirchenhistorie von Freiberg II, 393 und in Victor Schwabe's 1885 erschienener Chronik der Orte Kleinwaltersdorf und Kleinschirma S. 23/24 (vgl. auch Steche, Beschr. Darstellung ꝛc. III, 102) richtig mitgetheilten Distichen. (Benutzt wurden neben der einschlägigen Litteratur die Staatsarchive zu Dresden und Weimar. In der Personalregistrande (XVI, 5 Bl. 184) des königl. sächs. Hauptstaatsarchvs werde ich, da hier der Raum mangelt, genauere Citate niederlegen.) Distel.

Nordtmann: Andreas David N., geb. in Hamburg, den 11. Febr. 1811, von unbemittelten Eltern. Dem begabten lernbegierigen Knaben wurde eine Freistelle in der Hamb. Gelehrtenschule zu Theil, auf die er später verzichtete, um nach Wien zu gehen und dort dem Studium der orientalischen Sprachen desto gründlicher sich hinzugeben. Da ihm jedoch die erforderlichen Geldmittel fehlten, so mußte er einstweilen in seiner Vaterstadt durch Unterricht ertheilen sich fortzuhelfen suchen. Der zufällig auf ihn aufmerksam gemachte Syndicus Karl Sieveking förderte in aller Weise sein nach wie vor auf das Studium der orientalischen Wissenschaften gerichtetes Streben, verschaffte ihm auch 1841 eine Anstellung bei der Stadtbibliothek. So gelangte er durch Fleiß und Ausdauer dahin, der Sprachen, Litteratur und Gesittung des Orients auf autodidactischem Wege dergestalt inne zu werden, daß er diese Fächer als Kenner beherrschte, wie einige seiner damals erschienenen Monographien darthun, welche ihm 1845 abseiten der Universität Kiel die philosophische Doctorwürde verschafften. Inzwischen hatten aus handelspolitischen Gründen die Hansestädte sich bewogen gefunden, ihre Interessen in Constantinopel auch diplomatisch vertreten zu lassen und zwar durch die dortige spanische Gesandtschaft, welcher nun (1845) N. als Legationscanzlist für die hansischen Geschäfte beigegeben wurde. Hier in Constantinopel fand er nunmehr das Feld der Thätigkeit seines ganzen ferneren Lebens. Schon 1847 wirkte er selbständig als Chargé des affaires der Hansestädte, und seit 1852 als deren wirklicher Geschäftsträger bei der hohen Pforte. Daneben fungirte er auch als großherzogl. oldenburgischer General-Consul. — Nachdem dann 1859 die Hansestädte diesen Posten aufgehoben hatten, trat N. in türkische Dienste, als einer der Richter des Handelstribunals in Constantinopel, eine Stellung, die er während der folgenden 20 Jahre bis an seinen Tod, den 30. Dec. 1879 rühmlich bekleidete, und dabei genügende Muße fand zu wissenschaftlicher Beschäftigung sowie zu schriftstellerischer Thätigkeit, namentlich als Berichterstatter der Augsb. allgem. Zeitung. Einige seiner ersten litterarischen Arbeiten fanden Aufnahme in den „Schriften der Academie von Ham“, einer vom Synd. Sieveking auf seinem Landsitze bei Hamburg gestifteten gelehrten Privatgesellschaft. Eine Reihe späterer Abhandlungen über orientalische Inschriften, Münzen u. s. w. sind veröffentlicht in der von Professor Brockhaus redigirten Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, Bd. 2—18.

S. Hamb. Schriftstellerlexikon, Bd. 5, S. 383. Nekrolog im Globus, Bd. 37, S. 207. Beneke.

Moreelse: Paulus M., Bildnißmaler, Zeichner und Baumeister, geb. zu Utrecht 1571, † ebenda 1638. Er hatte sich zum Maler unter Anleitung M. Mierevelt's ausgebildet, dem er als Bildnißmaler alle Ehre machte. Houbraken sagt, daß er sich auch einige Zeit in Rom aufgehalten, um sich hier in historischen Darstellungen auszubilden. Seine Hauptstärke besteht aber im lebensgroßen Bildniß, das er, wie sein Lehrer, in aller Einfachheit auffaßt, um nur die dargestellte Person hervortreten zu lassen. Im Stadthaus zu Amsterdam befinden sich einige Schutterstücke von ihm, darunter eines vom J. 1600, das also seiner Frühzeit angehört. Kramm glaubt daher, M. hätte sich in Amsterdam längere Zeit aufgehalten, da er hier so reiche Beschäftigung gefunden hat. Im Museum Boymans in Rotterdam befindet sich von seiner Hand das Bildniß des Jan van Oldenbarnevelt, in Berlin das lebensgroße Porträt einer jungen Frau vom J. 1628; im Rijks Museum zu Amsterdam sein Meisterwerk, Bildniß des Pastors Ocke von Leyden. Karel van Mander berichtet über unseren Künstler: „In Utrecht lebt ein Maler Namens Paulus Moreelse, dieser zeichnet sich in lebensgroßen Bildnissen aus und hat gegenwärtig verschiedene unter den Händen, welche meisterlich behandelt sind, so eines des Grafen und

der Gräfin von Kuilenborg, in Lebensgröße und ganzer Figur; die Gemahlin des Herrn Knotter, ein überaus kunstvolles Portrait, und noch andere mehr". Ein Portrait des Grafen Ernst Casimir von Nassau hat W. Swanenburg 1612 nach ihm gestochen, S. de Passe das Portrait Christians von Braunschweig, J. Matham das Bildniß des Abr. Bloemaert. Von historischen Bildern werden erwähnt in der Katharinenkirche zu Mecheln eine Anbetung der Weisen, im Museum Boymans zwei Bilder mit Maria und dem heil. Joseph und eines mit zwei Hirtinnen. Historische Compositionen sind auch von einigen Stechern uns erhalten worden. So von Swanenburg eine Auferstehung Christi, ein Esau der sein Erstgeburtsrecht an Jacob verkauft; von J. Matham die Toilette der Venus und Diana vom Actaeon im Bade überrascht; von J. Saenredam Diana und Calisto; von A. Blooteling ein Petrus in der Reue u. a. m. Wenn man zuweilen M. auch als Kupferstecher thätig werden läßt, so beruht dies wohl auf einer Verwechslung. Nach seinen Zeichnungen sind aber Holzschnitte entstanden, die meist in Helldunkel gedruckt wurden und selten sind. Man kennt zwei solche Blätter: „Lucretia, die sich den Tod gibt" und „Amor zwischen zwei Frauen". Beide Compositionen sind vom J. 1612 und verrathen italienischen Einfluß. Als Baumeister hat sich M. auch bethätigt; das St. Catharinenthor zu Utrecht soll nach seinem Plan erbaut worden sein. Im J. 1596 wurde er in die Gilde aufgenommen und wurde nach seiner Rückkehr aus Italien zum Rath, Schöffen und auch Bürgermeister seiner Vaterstadt erwählt.

K. van Mander. Houbraken. Kramm. Wessely.

Morel: Pater Gall M., Benedictiner von Einsiedeln. Benedict Morell (so lautete eigentlich der Familienname und so schrieb er sich selbst bis gegen das Jahr 1840), wurde geb. zu St. Fiden bei St. Gallen am 24. März 1803. Sein Vater gehörte einer angesehenen Kaufmannsfamilie an, welche 1777 aus Savoyen ausgewandert war; seine Mutter, Theresia Enggetschwiler, war eine durch Charakter und Bildung ausgezeichnete Frau, welche auf die Erziehung ihres Sohnes den besten und tiefgehendsten Einfluß ausübte. Derselbe kam, nachdem er an der Schule seines Wohnortes eine nothdürftige Vorbildung erhalten hatte, 1814 an das Gymnasium in St. Gallen und 1818 an die Klosterschule in Einsiedeln. Schon im folgenden Jahre trat er daselbst in den Orden und legte am 14. Mai 1820 die Gelübde ab, wobei er den Namen Gallus annahm. Nach Vollendung seiner Studien wurde er 1826 Priester und nun fanden seine Talente und seine Arbeitskraft zunächst Verwendung an der Klosterschule, an welcher er Rhetorik und Philosophie lehrte. Bald wurde er Bibliothekar und Kapellmeister und hatte daneben als Präfect, seit 1848 mit dem Titel Rector bis zu seinem Tode die Leitung der Stiftsschule. Außerdem bekleidete er während mehrerer Jahre die Aemter eines Stiftsarchivars und Subpriors und war von 1843—52 Erziehungsrath des Kantons Schwyz. Sein reiches und vielseitiges, aber dennoch gründliches Wissen erwarb sich M. hauptsächlich auf autodidaktischem Wege, durch lebenslanges Studium auf allen Gebieten der Litteratur, im mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Gelehrten des In- und Auslandes und daneben hauptsächlich durch wissenschaftliche Reisen. Der erste größere Ausflug ging 1830 nach Mailand, in spätern Jahren besuchte er Venedig, Genua, Wien, Paris, wiederholt München und verbrachte auch beinahe ein Jahr 1852—53 in Rom und Neapel. In Betreff seines Wirkens steht wol dasjenige als Schulmann oben an. Ueber 50 Jahre war er als solcher thätig. Die Schule des Klosters war bis zum Jahre 1848 von geringer Bedeutung gewesen. Als in diesem Jahre mehrere katholische Gymnasien der Schweiz eingingen, entwarf M. mit Abt Heinrich Schmid (s. d.) den Plan für eine bedeutende Erweiterung der Klosterschule, den er sofort energisch ins Werk

setzte, so daß die Anstalt, welche bis dahin höchstens 40 Zöglinge umfaßte, nach wenigen Jahren deren nahezu 200 zählte. Als Rector der erweiterten Anstalt behielt er sich selbst das Fach der Aesthetik vor, verbunden mit Kunst- und Litteraturgeschichte und den Unterricht in den classischen Sprachen für die obern Classen, wo er während mehreren Jahren auch Naturgeschichte vortrug. Er liebte es übrigens beim Unterricht in ziemlich freier Weise zu verfahren und außerhalb der Schule war er im Umgang mit den Zöglingen der heiterste und beliebteste Gesellschafter. Diese hingen denn auch an ihm mit größter Liebe und blieben auch später noch vielfach in Verkehr mit dem unvergeßlichen Lehrer, was ihm Briefe und Sendungen aus allen Welttheilen eintrug. Daneben erwarb er sich ein großes Verdienst um die Volksschulen des Kantons Schwyz, die damals noch auf tiefer Stufe standen. Im Auftrag der Regierung schrieb er 1842 und 1843 eine Fibel und zwei andere Lehrbücher für die Elementarschulen. Da der Kanton kein Schullehrer-Seminar besaß, so hielt er 1844 im Kloster mit sämmtlichen Lehrern einen dreiwöchentlichen Cursus, welcher ein sehr erfreuliches Resultat hatte. Nicht minder bedeutend und ausgedehnt ist Morel's Thätigkeit als Bibliothekar. Für Bücher zeigte er von Jugend auf große Vorliebe und Sorgfalt, ja fast Verehrung. Es gelang ihm, die Stiftsbibliothek höchst ansehnlich zu vermehren, so daß er für dieselbe mehr gethan, als irgend Jemand vor ihm, obschon ihm hierfür nur sehr beschränkte Mittel zu Gebote standen. Daneben sammelte er auch noch eifrig Kupferstiche, Porträts, Musikalien, Autographen, Münzen u. dergl. und wurde nie müde zu allen diesen Sammlungen ausführliche und genaue Cataloge und Repertorien zu verfertigen. Selbst das zeitraubende Abfassen der trockensten Register war ihm eine angenehme Mühe, worüber er einmal selbst seine Verwunderung ausspricht. Er wußte aber auch diese Sammlungen wieder zu benutzen und für die verschiedensten Zwecke fruchtbar zu machen. Am meisten Liebe, Zeit und Fleiß verwandte er auf die Handschriften der Bibliothek, aus denen er manchen werthvollen Schatz zu heben verstand. Der schönste Erfolg auf diesem Gebiete war die Restitution des von Orelli so geheißenen Codex Morellianus, einer Pergamenthandschrift des Horaz aus dem 10. Jahrhundert, die einst zu Büchereinbänden verwandt, von ihm aber abgelöst und mit vieler Mühe zusammengestellt wurde. Viel Fleiß und Interesse wandte er besonders auch der altdeutschen Litteratur zu, deren Pflege vor ihm in Einsiedeln gänzlich brach gelegen hatte. Am bedeutendsten und bekanntesten ist aber M. als Dichter. Voll tiefer Empfindung für alles Gute und Schöne, offenen Auges und Sinnes für jedes Gebiet menschlichen Wissens und Könnens, wurde er ebenso rein und warm begeistert bei den Erhabenheiten seiner heimathlichen Natur wie von den großen Menschen und Thaten der Geschichte und dem Kinde, das auf dem Schoße seiner Mutter schläft. Die schönsten und fruchtbarsten Stoffe für seine Leier bietet ihm aber die Religion. Er ist und bleibt vor Allem ein geistlicher Dichter, der aber von Natur vielseitig beanlagt, sich bald als kindlich frommen Mönch, bald als gutmüthigen Humoristen, dann wieder als welterfahrenen Mann, gar oft endlich als schneidigen Satiriker mit überraschenden Pointen und packenden Wendungen zeigt. Seine Sprache ist kräftig und wohlklingend, die Verse leicht fließend, nur Ausdruck und Reim lassen mitunter die nöthige Sorgfalt vermissen. Wegen der Vielseitigkeit seines Wissens und seiner Bildung hat man M. wohl einen katholischen Goethe genannt. Vielleicht dürfte man ihn auch mit seinem Lieblingsdichter Horaz vergleichen, mit dem er manchen Zug gemein hat. In weiten Kreisen galt sein Urtheil als das eines feinen Kunstkenners und in seinem Kloster hat er sehr viel dazu beigetragen, in Theorie wie Praxis geläuterte ästhetische Grundsätze und Anschauungen zur Geltung zu bringen. Als Priester und Ordensmann war er

der Kirche und dem Kloster treu ergeben und pflichteifrig. Er war auch mehrere Jahre für die Schweiz Director des Werkes der Glaubensverbreitung. Seine angenehmste Erholung war die Musik und er spielte selbst trefflich die Violine. Im Umgang war er voll frischen heitern Humors und witziger Einfälle, womit er Gesellschaften stundenlang aufs Angenehmste unterhalten konnte. Der Polemik auf allen Gebieten war er abgeneigt. „Die Muse soll beruhigen, nicht grollen“ sagt er. Doch konnte er wohl auch auf einen Augenblick recht hitzig werden „der gallige Gall“. Nachdem er in den letzten Jahren seines Lebens öfter an den Augen gelitten und den Beschwerden des Alters mit Besorgniß entgegen gesehen, wurden ihm diese glücklich erspart. Mitten in seinem Berufe, in den kalten Räumen der Bibliothek, zog er sich eine Lungenentzündung zu und nach kurzem Krankenlager, am Abend des 16. December 1872 verschied er fromm und gottergeben. Groß war der Verlust für das Kloster, mit welchem er seit einem Menschenalter so verwachsen war, daß er unersetzlich schien. Von Morel's Schriften sind hier mit Uebergehung zahlreicher Beiträge in Zeitschriften und gelehrten Publicationen als die vorzüglichern zu nennen: „Einsiedler Kalender“ von 1841—73, 33 Jahrgänge, die eine sehr große Verbreitung erlangten. „Gedichte“, Einsiedeln 1852. Mit Portrait. Eine „zweite Sammlung“ erschien 1859. Im gleichen Jahr „Spruchverse“. „Waldblumen“ 1861. „Cäcilia. Religiöse Gedichte“, 1863. „Aus Italien“ Dichtungen, Stuttgart 1866. „Ein geistliches Spiel von S. Meinrad's Leben und Sterben“, Stuttgart 1863, Litter. Verein. „Offenbarungen der Schwester Mechthild von Magdeburg“, Regensburg 1869. „Jugend- und Schultheater“, Augsburg 1859, 2 Bde. „Geschichte der Schweiz für Schule und Volk“ (mit P. Athanas Tschopp), Luzern 1838. „Die Regesten der Benedictiner-Abtei Einsiedeln“, Chur 1848. „Die Legende von St. Meinrad“, Einsiedeln 1861. „Das Leben des Johann Joseph Müller, Nationalrath“, St. Gallen 1863. „Lateinische Hymnen des Mittelalters“, Einsiedeln 1868.

Vgl. P. B. Benziger, Rector P. Gall Morel, Progr., Einsiedeln 1873. — H. Keiter, Zeitgenössische kath. Dichter Deutschl. — P. B. Kühne, G. M. Ein Mönchsleben aus dem 19. Jahrh., Einsiedeln 1875. — Kurz, Gesch. d. d. Litteratur, IV, 283. Gabriel Meier.

Morel: Karl M. (Morell), schweizerischer Historiker und Dichter, geb. den 25. Sept. 1822 in St. Gallen, † den 19. April 1866 in Zürich, ein Vetter des Einsiedler Conventualen P. Gall M., gleich diesem ein Enkel des savoyischen Kaufmanns Joseph M., der 1777 aus Magland an der Arve nach St. Fiden bei St. Gallen übersiedelte und nachmals im St. Gallischen Städtchen Wil das Bürgerrecht erwarb. Seine Jugend war durch eine langwierige Krankheit getrübt, die den an der Kantonsschule in St. Gallen begonnenen regelmäßigen Bildungsgang unterbrach und eine partielle Lähmung seines Körpers hinterließ. In den Jahren seines Krankenlagers erwarb er sich indessen auf autodidaktischem Wege einen reichen Schatz von Kenntnissen in Litteratur und Geschichte, so daß er 1845 die Universität Heidelberg beziehen konnte. Hier schloß er sich vorzüglich an Gervinus an. Mitten in seinen Universitätsstudien überraschte ihn das Jahr 1848. Von schwärmerischer Natur wie er war und überzeugt von dem Anbruch der „Völkerostern“ stürzte er sich kopfüber in den badischen Aufstand und wurde sammt den Trümmern der Revolution über den Rhein zurückgeworfen. Seine radicalen politischen Ansichten veröffentlichte er in der Flugschrift: „Der badische Aufstand in seinem innern Zusammenhang mit der Reformbewegung in Deutschland“, (St. Gallen 1848). Noch im gleichen Jahre erhielt er in Bern die Stelle eines Secretärs beim politischen Departement im neu eingesetzten Bundesrath und arbeitete als solcher unter dem ersten

Bundespräsidenten Dr. Jonas Furrer. Da es ihm aber, wie es scheint, schwer ankam, sich in die gemessenen Formen des diplomatischen Verkehrs zu fügen, so zog er sich schon nach einem Jahre in das Privatleben zurück. Während der fünfziger Jahre weilte er abwechselnd in Bern, St. Gallen und Winterthur und widmete sich mit angestrengtem Fleiße litterarischen Arbeiten und wissenschaftlichen Forschungen. Nach einander erschienen: „Das schweizerische Eisenbahnnetz und seine nationalökonomische, politische und sociale Bedeutung", (Bern 1851); die „Geschichte der Schweiz im 18. Jahrhundert", als Fortsetzung der von C. Gutmann begonnenen Illustrirten Geschichte der Schweiz für das Volk, (Bern 1853); die Abhandlung über die „Unruhen in Unterwallis 1790", (im Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern, 3. Bd. 1856); „Die Erhebung des Schweizer Volkes im Winter 1856—1857" (im Schweizer Festalbum, Burgdorf 1857); „Die Schweizer Regimenter in Frankreich 1789—1792. Episoden aus der Revolutionsgeschichte Frankreichs und der Schweiz", (St. Gallen 1858); „Schiller, in seinem Entwicklungsgang geschildert. Festrede, gehalten an der Schillerfeier in St. Gallen", (St. Gallen 1859); „Karl von Bonstetten. Ein schweizerisches Zeit- und Lebensbild",(Winterthur 1861); „Materialien zur Geschichte der letzten Tagsatzung der alten Schweiz", (Mittheilungen zur vaterl. Geschichte, herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen, I, St. Gallen 1862), und endlich: „Die Helvetische Gesellschaft", (Winterthur 1863, zweite Ausgabe 1864). Von diesen Arbeiten hat neben der Monographie über die Schweizer Regimenter im französischen Dienst, der Frucht mehrjähriger Studien auf dem Berner Staatsarchiv, vor allem das zuletzt erwähnte Werk eine dauernde Bedeutung. Er bezeichnete es als einen Versuch, in die innere Werkstätte der politischen Entwicklung der schweizerischen Nation einzuführen, wie sie besonders im 18. Jahrhundert der großen Umwälzung bahnbrechend vorausging, und in der That verstand er es, in reinlicher und liebevoller Verarbeitung eines ausgedehnten Quellenmaterials ein höchst anziehendes Bild jener Gesellschaft zu entwerfen, die vom J. 1762 an bis zum Untergange der alten Eidgenossenschaft und zeitweise auch nach ihrem Wiederaufleben im 19. Jahrhundert die edelsten Männer beider Confessionen zu freundschaftlichem Gedankenaustausch und ernster, tief wirkender Besprechung vaterländischer Fragen vereinigte. Inzwischen (im Winter 1861/62) hatte er sich als Privatdocent an der Züricher Hochschule und am eidgenössischen Polytechnikum habilitirt. Mehr und mehr vertiefte er sich in die schweizerische Geschichte des 18. Jahrhunderts, indem er die Absicht hegte, eine umfassende Geschichte des Untergangs der alten Eidgenossenschaft und ihrer Wiedergeburt zu schreiben, als ihn der Tod mitten aus rastloser Thätigkeit, der sich sein schwächlicher Körper nicht gewachsen zeigte, herausriß. — M. war zu wenig streng geschult und besonders in seinen früheren Jahren zu leidenschaftlich demokratisch gesinnt, um in seinen Urteilen über historische Erscheinungen zumal des 18. Jahrhunderts immer maßvoll und objectiv zu sein; aber er war ein Mann von reinen Antrieben, von reicher geistiger Begabung und tiefem Gemüth, ein standhafter Optimist, voll Hoffnung auf die Zukunft der Menschheit, ein treuer Freund und anregender, liebenswürdiger Lehrer. Seine nicht immer formvollendeten, aber feinsinnigen und aus echten poetischen Stimmungen hervorgegangenen „Gedichte" erschienen 1852 in St. Gallen, ein dramatischer Versuch: „Struensee, Trauerspiel in 5 Aufzügen" ebendaselbst im J. 1860.

Vgl. den von Dr. Abr. Roth verfaßten Nekrolog in der schweizerischen Wochenschrift „Sonntagspost", 1866 Nr. 17; dazu Rob. Weber, die poetische Nationallitteratur der deutschen Schweiz, 3. Bd., S. 507 ff., (Glarus 1867).

Dierauer.

Moretus ist der Name eines Geschlechts von Buchdruckern und Buchhändlern in Antwerpen, welches das dortige Geschäft des großen Druckerherrn Chr. Plantin als Erbe überkommen und dasselbe mit vielem Gewinn, doch nur in wenigen Vertretern in des alten Meisters Geist fortgeführt hat bis in unsere Tage herein. Der ursprüngliche Name ist übrigens nicht Moretus, dies ist vielmehr nur die latinisirte Form desselben, welche zuerst, doch durchaus noch nicht constant, von dem sofort zu nennenden Joh. M. angewandt worden ist. Falsch ist es jedoch, wenn Falkenstein, Gesch. der Buchdruckerkunst, S. 258, u. andere, „van Morst" als ursprünglichen Namen der Familie bezeichnen. Aus deren ältesten Drucken, aus Acten, zahllosen Papieren u. s. w. ergibt sich nämlich aufs unzweifelhafteste, daß er vielmehr „Moerentorf" (oder „Mourentorf") lautete, — ein Name, welcher im Verein mit einigen andern Thatsachen es höchst wahrscheinlich macht, daß die Familie eine ursprünglich vlämische war, wenngleich der Vater des ersten Buchdruckers, ein Jacob Moerentorf, der Sohn eines Seidenfabrikanten in Lille gewesen, und erst 1544 unter die Bürger von Antwerpen aufgenommen worden ist. Als die bedeutendsten Gestalten in dem Geschlecht der Buchdrucker M. treten zwei hervor, die denn auch allein auf diesen Blättern genannt zu werden verdienen: Johann M., der erste in der Reihe, und sein Sohn Balthasar. — Johann (Jan) M., geb. 22. Mai 1543, † 22. Sept. 1610, trat schon als vierzehnjähriger Knabe in das Geschäft Plantins ein, wurde in der Buchhandlung verwendet, später auch mit der Führung der Rechnungsbücher betraut und zeigte dabei solche Tüchtigkeit und persönliche Anhänglichkeit an seinen Herrn, daß ihm dieser im Jahr 1570 seine zweite Tochter Martina zur Frau gab. Jetzt erhielt er die selbständige Leitung der Buchhandlung; auch diejenige der Druckerei wurde ihm — erst mit dem andern Schwiegersohn Franz Rapheleng zusammen, später allein — in Plantin's Abwesenheit übertragen. Ueberhaupt ward er mehr und mehr der unentbehrliche Gehilfe des alternden Meisters, der ihn für seine Dienste vor allen andern Schwiegersöhnen auszeichnete. Nach Plantin's Tod (1. Juli 1589) fiel Fr. Rapheleng die Presse in Leyden zu, die vorher schon von demselben geleitet worden war, übrigens nur nur noch kurzen Bestand haben sollte; das Gesammtgeschäft in Antwerpen bekam — gegen freiwillige Entschädigung an die andern Erben — Joh. M. Dieser behielt die alte Firma einer ausdrücklichen Bestimmung der Wittwe Plantin's folgend bei, in der Weise, daß er zu derselben („ex officina Plantiniana") seinen („apud J. M.") und bis zum Tod der Wittwe (1596) auch deren Namen setzte; und dem entsprechend hielten es auch alle seine Nachfolger, wenn sie es nicht vorzogen — was seit 1696 Regel wurde —, neben der stolzen Unterschrift: „ex architypographia Plantiniana" ihren bescheideneren Namen verschwinden zu lassen. Auch das Recht der Fortführung des Plantin'schen Druckerwappens — ein von einer Hand geführter Zirkel mit der Devise: „Labore et Constantia" — ging auf Joh. M. über. Als letzterer das Geschäft übernahm, arbeiteten bei einem Letternvorrath von 44 000 Pfund 10 Pressen in den Werkstätten und in den Magazinen lagerten 10 761 Ries bedruckten nebst 5329 Ries unbedruckten Papiers; an Büchern überkam er überhaupt sowie jeder einzelne der Erben einen Werth von 29 295 fl. Es sind dies Zahlen, welche auf einen sehr bedeutenden Umfang speciell des Antwerpener Geschäfts schließen lassen und man wird, mit einigen Einschränkungen, sagen können, daß Joh. M. dasselbe auf dieser Höhe erhalten hat. Wenigstens war es sicher nicht nur der Wiederschein des Glanzes vergangener Tage, was noch im J. 1604 Gilles Schoondonck bewog, die Plantin'sche Officin unter die „Admiranda hujus saeculi" zu zählen, und was laut Foppens' Bericht (s. u.) noch einige Jahre nach des Joh. Moretus Tod die Infantin Isabella veran-

laßte, die Königin Maria von Medici nach Antwerpen zu führen und ihr die berühmte Druckerei zu zeigen. Ist auch der Gesammtverlag des Joh. M. kleiner als der Plantin's — es sind 444 Werke —, so bleibt doch die Zahl der Bücher, welche die Frankfurter Meßcataloge aus seinem Verlag Jahr für Jahr aufführen, hinter den daselbst von Plantin verzeichneten nicht zurück; im ganzen hat er 364 Werke auf die deutschen Messen gebracht. Auch in der Sorgfalt des Drucks und in der Schönheit der Ausstattung suchte Joh. M. dem großen Vorbild seines Herrn und Meisters nachzueifern. Ein Punkt ist nun aber freilich, in welchem der Epigone sich nicht verleugnet und es ist ein sehr wichtiger Punkt: die Litteratur, welche er, der fromme Katholik, mit Vorliebe gepflegt hat, sind Andachtsbücher, liturgische Schriften und dergleichen Dinge; große wissenschaftliche Werke, ähnlich jenen, durch welche Plantin sich seinen Ruhm zu einem guten Theil erworben, sind bei Joh. M. höchst selten. Wir heben hervor: des Caesar Baronius Annales ecclesiastici, 1588—1609, wie diese Zahlen zeigen, noch unter Plantin begonnen, (2. Ausgabe begonnen 1597, vollendet von Johann's Söhnen 1612); die revidirte Biblia vulgata, für deren Druck und Verkauf nördlich der Alpen ihm durch ein päpstliches Decret vom 11. März 1597 ein zehnjähriges Privilegium gewährt worden war; eine neue (3.) Ausgabe von des Ortelius Thesaurus geographicus, 1596, und endlich des bekannten Gelehrten Justus Lipsius Schriften. Uebrigens war Joh. M. wie ein Mann von edler Gesinnung so auch ein wohl unterrichteter Mann, der z. B. sieben Sprachen verstand. Daß er von Lipsius' Schrift De constantia eine vlämische Uebersetzung veranstaltete, welche von Plantin 1584 gedruckt wurde, sei nur beiläufig erwähnt. — Des Joh. M. ältester Sohn Caspar war frühe gestorben, der zweite Melchior war Priester geworden und so setzten der dritte und der vierte seiner Söhne, Balthasar und Johann (II.), nach seinem Tod das Geschäft mit der Mutter († 1616) fort, so zwar, daß Johann die Leitung der Buchhandlung, Balthasar diejenige der Druckerei übernahm. Als Johann schon 1618 starb, ging das Ganze in die Hände Balthasar's über. Doch kommt noch bis 1630 neben seinem Namen der der Wittwe seines Bruders auf den Drucken vor. Von 1618—29 war er überdies mit Johann Meursius (van Meurs) associirt.

Balthasar M., geb. 23. Juli 1574, † 6. Juli 1641 als Junggeselle, war zwar in körperlicher Beziehung von der Natur verkürzt, sofern er von Geburt an auf der rechten Seite gelähmt war; um so glücklicher war er, was Intelligenz und Willen betrifft, veranlagt, und da zu dieser reichen Begabung eine tüchtige Ausbildung kam — er studirte 1592—94 in Löwen —, so waren alle Vorbedingungen gegeben, daß er das Geschäft wieder auf die Höhe von Plantin's Tagen zurückführte, sofern es unter seinem Vater von derselben zurückgewichen war. Nun wird vor allem der Verlag wieder ein anderer; Liturgien und Andachtsbücher müssen vor den wissenschaftlichen Werken in den Hintergrund treten. Unter letzteren seien namentlich genannt: des F. Haraeus Annales ducum seu principum Brabantiae totiusque Belgii, 1623 (3 Bände in Folio); die Opera des Dionysius Areopagita, 1634 (2 Bände in Folio) und die Gesammtausgabe von Justus Lipsius' Werken, 1637 (4 Foliobände). Was aber die Ausstattung der Bücher betrifft, so haben viele von Balthasar's Drucken einen Schmuck, den auch die Plantinen entbehren mußten. Dank der Freundschaft, welche der künstlerisch, namentlich poetisch angelegte Mann mit Rubens unterhielt, konnte er seine Druckwerke mit Titelbildern und sonstigen Ornamenten ausstatten, welche von keines Geringeren als dieses genialen Künstlers Hand entworfen waren. (Man findet solche z. B. eben in den genannten Werken.) Befragen wir endlich die Meßcataloge nach der Betheiligung des Bal-

thasar M. an den deutschen Messen, so ist auch hier nur ein Aufschwung zu verzeichnen. Denn trotz der Ungunst der Zeiten — es war ja die Zeit des dreißigjährigen Kriegs — hat er bei einer Gesammtproduction von 736 Drucken, von 1610 an gerechnet, nicht weniger als gegen 600 Werke nach Frankfurt geliefert. Bezeichnend für den Maßstab, in welchem er sein Geschäft betrieb, dürfte demnach die Thatsache sein, daß er genöthigt und im Stande war, auf die Restauration und Vergrößerung der Gebäude der Druckerei die enorme Summe von 60000 fl. zu verwenden. — Nach Balthasar Moretus' Tod erbleicht der Glanz der Officina Plantiniana Moretorum rasch. Indem die Nachfolger — zunächst folgte seines Bruders Johann Sohn, Balthasar II. — sich fast ausschließlich auf die Ausnützung des Privilegiums, für Spanien und dessen Besitzungen Andachtsbücher zu drucken und ähnlicher Monopole beschränkten, wuchs zwar der Reichthum des Hauses ganz gewaltig und hiermit wiederum hing wohl die Erhebung der Familie in den Adelstand durch den König von Spanien im J. 1692 zusammen, aber für die Geschichte verlor die Druckerei alle Bedeutung. Von den letzten Generationen der Moretus wurden übrigens die Pressen nur noch aus Pietät in Thätigkeit erhalten, bis im August 1867 der Druck ganz eingestellt wurde. Neun Jahre später (20. April 1876) wurden von Ed. Jean Hyacinthe Moretus († 1880) die Gebäude mit allem, was darin und daran war, an die Stadt Antwerpen verkauft und nun ward die Officina Plantiniana in ein „Musée Plantin-Moretus“ umgewandelt, welches die höchst bedeutenden, mit seltener Sorgfalt durch drei Jahrhunderte erhaltenen Denkmäler des Hauses Plantin-Moretus zu einer Sammlung vereinigt, die einzig dasteht in ihrer Art.

Vgl. Foppens, Bibliotheca belg., Brux. 1739, I, p. 122 sq. II, p. 698, (dort auch das Porträt des Balth. M.); Schwetschke, Codex nundinarius, Halle 1850, S. 27—96; Le Glay, Spicilège d'histoire litt. 2, Lille 1859 (sechs Briefe von Balth. M.); vor allem aber das Prachtwerk von dem Conservateur du Musée Plantin-Moretus, Max Rooses, welchem Ref. auch einige briefliche Mittheilungen über die Moretus zu danken hat: Christophe Plantin, Anvers 1882, Fol. Hier sind auch die Bilder von Joh. M., seiner Frau und seinen Eltern (nach von Rubens für Balth. M. gefertigten Gemälden), ferner von Balth. M. und endlich auch Ansichten der Druckerei zu finden. Steiff.

Morf: Salomon M., bedeutsam als Katechet und ascetischer Schriftsteller, geb. den 26. Mai 1702 in Zürich, † den 23. Mai 1756 in Dillenburg, wurde 1722 von der Proselytenkammer seiner Vaterstadt, in welcher er Theologie studirt hatte, als Prediger an die aus der römisch-katholischen Kirche sich bildende evangelische Gemeinde Neu-Bärenthal in Württemberg berufen, von wo er an die Waldensercolonie zu Wurmberg und später nach Stuttgart kam, wo er in segensreicher Wirksamkeit stand. Im J. 1740 berief ihn die reformirte Fürstin-Wittwe Sophie Polyxene Concordia von Nassau-Siegen zu ihrem Hofprediger. M. folgte diesem Rufe. Als er aber in Siegen angekommen, wurde ihm in Folge eines Processes, in welchen diese Fürstin wegen seiner Vocation mit ihrer fürstlichen Schwiegermutter gerathen war, die öffentliche Kanzel verboten. Da es für einen an Thätigkeit gewöhnten Mann wie M. unerträglich war, müßig zu bleiben, so suchte er in schriftstellerischer Weise den Kreisen der Kirche zu dienen. Es erschienen hier von ihm folgende Werke: „Klarer und einfältiger Beweiß, daß die Meinung der Reformirten von der Gnadenwahl, von der sonderbaren Gnade und von dem geistlichen Essen im heiligen Abendmahle die Evangelisch-Lutherischen nicht hindern sollte, mit ihnen in eine brüderliche Vereinigung zu treten“, Frankfurt und Leipzig 1741, 4°. Vor Allem aber seine vorzüglichste Schrift: „Die Erkenntniß der Wahrheit zur Gottseligkeit oder praktische Abhand-

lung aller evangelischen Glaubenslehren“, Frankfurt 1746, 4°. Durch erstere ist M. unbewußt in die Reihe der Bahnbrecher der evangelischen Kirchenunion eingetreten. Ueber den Zweck der letzteren äußert er sich selbst in der Vorrede dahin, daß die scholastischen Begriffe in der Theologie dadurch beseitigt und besonders den Candidaten eine Anweisung gegeben werden sollte, wie die Geheimnisse und Pflichten des Christenthums praktisch auszulegen seien. Im J. 1747 wurde M. Hofprediger zu Dillenburg und 1748 erster Pastor und Oberconsistorialrath daselbst. Fünf Jahre später erhielt er die Inspection über alle Kirchen und Schulen des Dillenburger Landes. In dieser Stellung übte er einen segensreichen Einfluß bis zu seinem Tode aus. Große Anerkennung fand unter seinen Glaubensgenossen seine kurze, aber ausgezeichnete Erklärung des Heidelberger Katechismus für den Schul- und Confirmandenunterricht, welche lange Zeit im Nassauischen im Gebrauche war. Außer den genannten Schriften hat M. noch einige Gelegenheitspredigten herausgegeben.

Simler, Sammlung alter und neuer Urkunden zur Beleuchtung der Kirchengeschichte, vornämlich des Schweizer Landes, I, 3. Thl., Zürich 1759. — Elberfelder Reformirtes Wochenblatt 1872, Nr. 35 ff. Cuno.

Morff: Gottlob Wilhelm M., Porträtmaler, geb. zu Stuttgart den 14. (?) November 1771, † daselbst den 5. April 1857, war der Sohn des Hofmalers Joh Jak. M. Er kam im J. 1788 in die hohe Karlsschule und erhielt dort seine Ausbildung durch den Professor Phil. Friedr. Hetsch (vgl. Bd. XII S. 320—321). Von König Friedrich zum Hofmaler ernannt, mußte er dessen — übrigens sehr schönen — Kopf unzählige Male en miniature für Tabatièren u. dgl. ausführen. In seinen Oelbildnissen sprang er ganz von der phantasievollen Auffassung und farbenfrohen Ausführung seines Lehrers Hetsch ab. Sein Bestreben ging auf höchste Naturtreue, welche er durch gefürchtet häufige und lange Sitzungen zu erreichen suchte. Da er aber auch den geistigen Eigenthümlichkeiten der Gemalten gerecht zu werden wußte, sind seine Porträts trotz ihrem nüchternen Vortrag nicht ohne Werth, zumal wenn ihm ein bedeutender Mann in die Hände gekommen war, so z. B. der jugendliche Uhland, Schiller's Lehrer Balth. Haug, der Botaniker K. F. Gärtner, der Politiker Alb. Schott u. A.

Vgl. das Kunstblatt in versch. Jahrg., bes. 1827 S. 246—247 u. Wagner, Gesch. d. h. Karlsschule, Bd. I, S. 471. A. Wintterlin.

Morgenroth: Franz Anton M., königlich sächsischer Concertmeister, wurde am 8. Februar 1780 in Namslau in Schlesien geboren. Frühzeitig kam er mit den Eltern nach Breslau, wo er das katholische Gymnasium besuchte. Von seinem Vater, der leidlich Violine spielte, erhielt er die erste Anweisung auf diesem Instrumente, so daß er bald regelmäßig in den Concerten der Anstalt mitwirken konnte. Daneben unterrichtete ihn der am Stift zu St. Clara angestellte Organist im Clavierspiel, wogegen er denselben wieder bei den Kirchenmusiken im Stift unterstützte. — Im J. 1798 führten M. Familienverhältnisse nach Warschau, in der Hoffnung, dort eine seinen wissenschaftlichen Kenntnissen angemessene Anstellung zu erhalten. Dies gelang ihm aber erst, nachdem er sieben Jahre ohne Gehalt bei der dasigen königlichen Kriegs- und Domänenkammer in verschiedenen Fächern gearbeitet hatte. 1805 ward er nämlich als Leihhauscontroleur mit einem Gehalte von 400 Thalern angestellt. Der Dienst ließ ihm noch Zeit genug übrig, sich in der stets geliebten Musik fleißig zu üben und noch weiter zu vervollkommnen. 1806 vertrieben die Siege Napoleons die damaligen preußischen Behörden aus Warschau und die meisten Beamten, unter ihnen auch M., wurden brotlos. Er ging nun, um sich ganz der Musik zu widmen, nach Dresden, wo er sich anfangs seinen Unterhalt durch Unterrichtgeben verdiente. Er studirte eifrig Generalbaß und Composition bei dem Cantor Wein-

lig, und nachdem er seit 1810 in der Kapelle als Supernumerar gewirkt, wurde er den 4. April 1812 als königlicher Kammermusikus angestellt. — Der Umgang mit dem berühmten Polledro und anderen tüchtigen Künstlern förderte ihn so, daß er am 1. October 1828 zum Viceconcertmeister ernannt wurde. Nach dem Tode des Concertmeisters Antonio Rolla im J. 1838 erfolgte die Beförderung zum wirklichen Concertmeister. Am 14. August 1847 starb er in Dresden. Morgenroth's Compositionen sind nicht ohne Werth und mit vielem Fleiße gearbeitet. Gedruckt sind davon zwei große Ouverturen für Orchester, Lieder mit Pianofortebegleitung, einige Hefte Variationen für Violine ꝛc. — Vereint mit Lipinski und Franz Schubert wirkte er eifrig für den altbewährten Ruhm der königlichen Kapelle und besaß dadurch sowie durch seine Herzensgüte die Liebe und die Achtung aller Mitglieder des Instituts. Fürstenau.

Morgenstern: Benedict M., ein streitbarer lutherischer Theologe der späteren Reformationszeit, mit Verspottung seines Namens „Lucifer“ genannt. Zu Stolp in Pommern 1525 geboren, war er bald nach seiner Geburt nach Riesenburg in Preußen gekommen, woselbst sein Vater nach dem Uebertritt des pomesanischen Bischofs Erhard von Queiß zur Reformation der erste evangelische Pfarrer wurde. Nachdem er hier unter Paul Hegemon die Schule besucht, in Königsberg studirt, die Magisterwürde erlangt und in seiner Vaterstadt Riesenburg kurze Zeit ein Schulamt verwaltet hatte, wurde er Prediger zu Preußisch Eylau. Als ein Gegner Osiander's mußte er dem beim Herzog Albrecht mächtigen Einfluß der Osiandrischen Partei 1553 weichen. Ohne Amt machte er eine Reise nach Deutschland, wo er mit Wigand, dem nachmaligen Bischof von Samland, bekannt wurde. Eine neue Anstellung fand er als Pfarrer zu Schöneck im polnischen Preußen und bald darauf in Danzig als Prediger an der St. Katharinenkirche. Hier gerieth er in Streit mit dem Magistrat, welcher den Prediger Samuel Hebel von St. Johann wegen grober Beleidigung seiner Kirchenältesten des Amtes entsetzt hatte. Drei Danziger Pfarrer, Burchardi an St. Marien, Saalfeld am St. Jakobshospital und M., verabredeten sich gleichzeitig, das Sonntagsevangelium vom guten Hirten (8. April 1560) zu einer Vertheidigung Hebel's und zu einem heftigen Angriff auf den Magistrat zu benutzen, was zur Folge hatte, daß auf Veranlassung des Bürgermeisters, der eine dieser Predigten gehört und sofort den Magistrat versammelt hatte, die drei Prediger „des anderen Tags bei Sonnenschein“ die Stadt verlassen mußten. M. und Burchardi fanden Anstellung in Thorn. Als im folgenden Jahr in Danzig ein erbitterter theologischer Streit ausbrach über die Frage, ob die Ueberreste des heiligen Abendmahls an Brot und Wein auch noch Sacrament und danach zu behandeln wären und die Streitenden einander den Vorwurf einerseits des Papismus, andererseits der Sacramentsschändung machten, auch ein Parteiführer in diesem Streit, Veit Huber in Danzig, einst Abt in Baiern und ein Confessor der neuen Lehre, auf der Durchreise durch Thorn Burchardi für seine freisinnige Anschauung gewonnen hatte, griff M. 1562 in den Streit. Er nannte die von Huber abgegebene Erklärung Feigenblätter, mit denen er seinen Calvinismus bedecke. Um den Streit beizulegen, hatte der Danziger Magistrat durch einen theologisch gebildeten Juristen Dr. Jacob v. Barthen eine Notel oder Formula concordiae in 13 Artikeln aufsetzen lassen, in welcher unter voller Würdigung der hohen Bedeutung des heiligen Mahles die Streitfrage aus dem Gesichtspunkt der Reverenz, welche man dem heiligen Mysterium schuldig sei, beantwortet wurde, aus welcher Rücksicht allein, nicht aber weil sie sacramentale Kraft hätten, die Reliquien des heiligen Abendmahls vor Profanation zu schützen seien. Gegen diese Notel reizte M. zuerst einen Danziger Geistlichen Bonaventura Knorr auf; dann, als der Danziger Magistrat mehrere theologische Facultäten zu Gutachten aufgefordert und die

Wittenberger für die Notel sich ausgesprochen hatten, bewog er Matthias Flacius 1564 ein Buch vom heiligen Abendmahl zu schreiben und dasselbe dem Magistrat von Danzig zu dediciren, in welchem diejenigen Prediger, welche die Notel unterschrieben hatten, als verhüllte Wölfe und stumme schläfrige Hunde, die Mitglieder des Magistrats aber als heimliche Verführer bezeichnet wurden. Seine ehemaligen Gemeindeglieder zu Danzig ermahnte M. schriftlich selbst in der damaligen Pestzeit, „es wäre besser ohne Wort, Trost und Sacrament zu sterben, ehe sie sich der Prediger in Danzig ihres Dienstes sollten gebrauchen". Nachdem er auch Wigand, damals Superintendent zu Wismar, bewogen hatte, eine öffentliche Erklärung gegen den Magistrat in dieser Sache abzugeben, schrieb er selbst eine „Widerlegung der Notel, damit die Sacramentirer in Danzig ihren Irrthum verkleistern und bedecken wollen", Eisleben 1567, mit einem empfehlenden Vorwort der Mansfelder Geistlichen, um die protestirenden Danziger Geistlichen noch mehr gegen ihre Amtsbrüder und den Magistrat aufzuhetzen. Darum, als er nach Jahren einmal in Danzig sich aufhielt, wurde er ebenso wie kurz darauf in Elbing vom Bürgermeister angewiesen, „alsbald sich aus der Stadt zu packen, ehe etwas Schärferes wider ihn vorgenommen würde". — Inzwischen war M. in Thorn selbst über andere Dinge in Streit gekommen. Böhmische Brüder hielten sich hier zum lutherischen Gottesdienst; aber wenn ein Prediger ihrer Confession aus Polen kam, empfingen sie in einem Bürgerhause zur Nachtzeit das heilige Mahl. Als M. ihnen darüber Vorwürfe machte, als über eine Zertrennung der Kirche, gaben sie theils befriedigende, theils ausweichende Antwort, endlich aber erklärten sie sich unter Mitwirkung des Raths von Thorn bereit, da sie am lutherischen Abendmahl selbst nichts auszusetzen hätten und in der Kirche nur die rechte Zucht vermißten, an demselben theilzunehmen. Weil Einige es doch nicht thaten, predigte M. in heftiger Weise gegen sie. Einen Thorner Bürger Grunau beschuldigte er der Schwenkfeldischen Irrthümer. Dazu kam, daß er mit dem Magistrat in Streit gerieth wegen eines Juden, welchen der Magistrat als Arzt in die Stadt aufgenommen hatte. Als er über alle diese Streitigkeiten wiederum Wigand's Gutachten einholte und dieser öffentlich in den meisten Sachen, insonderheit in des Juden und des Grunau Sache, dem M. Recht gab, gab der Magistrat ihm seine Entlassung. Bereits im folgenden Jahr (1568) wurde M. Pfarrer am Dom in Königsberg. Auch hier wollte er die böhmischen Brüder, welche unter Herzog Albrecht vor 20 Jahren ins Land gekommen und nach bestandenem Examen aufgenommen worden waren, zwingen, in allen Stücken die Gebräuche der lutherischen Kirche anzunehmen und das corpus doctrinae zu unterschreiben. Damals schrieb er „Tractatus de ecclesia vera et falsis ecclesiis h. e. Papatu et Calvinist. Valdensiumque ecclesia et harum consensu", Sendomir 1570 (Francof. ad M. 1598, 8°). Die heimlichen Zusammenkünfte, wie die Spendung des heiligen Abendmahls in den Häusern wurde den böhmischen Brüdern verboten. — Auch der zwischen den beiden preußischen Bischöfen Heshus und Wigand über den Gebrauch des Ausdrucks „abstract" und „concret" in der Lehre von der menschlichen Natur Christi geführte heftige Streit ist von M. ausgegangen. Er war der erste, welcher gegen das Buch seines Bischofs Heshus „Assertio S. S. Test." protestirte und den Hofprediger Weidmann wie den Löbenicht'schen Pfarrer Mörlin, den Sohn des verstorbenen Bischofs und den Caplan Schlüsselburg mit sich zog. Sie deuteten die Behauptung des Heshus, daß man nicht nur sagen könne: „der Mensch Christus (in concreto) ist allmächtig, allweise und anzubeten, sondern auch die Menschheit (in abstracto) Christi ist allmächtig &c.", dahin, daß nach des Heshus' Meinung die Menschheit Christi auch ohne ihre Verbindung mit der göttlichen Natur anzubeten sein würde, was sie eine arge Ketzerei nannten. Bischof Wigand schwieg zu dem Streit.

Als er nach zwei Jahren eingriff, waren die Gemüther so erregt, daß er keinen Frieden stiften konnte und nun selbst durch persönliche Rücksichten beeinflußt zum Gegner des Heshus wurde. Vergeblich mühte sich eine Synode von 20 Geistlichen, 10 aus jedem Bisthum, unter Mitwirkung der herzoglichen Commissarien, vergeblich mühte sich Markgraf Georg Friedrich, der an Stelle des blöden Herrn die Regentschaft führte, Frieden zu stiften: der Streit hatte die ganze Bevölkerung Königsbergs in Parteinahme für ihre Prediger ergriffen; die Fischweiber am Pregel schimpften sich abstracte und concrete Huren. M. war inzwischen vom Dom an die Altstädtische Kirche versetzt worden. Erst wurde Heshus vertrieben, dann von den das Concordienbuch abfassenden Theologen gegen Wigand entschieden. Allen Geistlichen der Stadt wurde durch herzogliches Edict weiteres Streiten und Schmähen in dieser Sache verboten. Unter denen, die 1579 wegen Nichtbeachtung dieses Befehls vor das Hofgericht gefordert wurden, war auch M. Erst 1581 gelang es dem ins Land zurückkehrenden Georg Friedrich die streitenden Theologen zu bewegen, „daß sie die Hände ineinander legten, wiewol nicht mit sonderlichem Vergnügen“. Als Bischof Wigand, Morgenstern's Gönner, der sich im Amte gehalten hatte, 1587 starb, schwand auch Morgenstern's Ansehen. Er siedelte 1588 nach Graudenz über. Hier hat er noch zehn Jahre das Pfarramt verwaltet. Gefährlich erkrankt, begab er sich zur Kur nach Königsberg, wo er am 11. April 1599 im Alter von 74 Jahren gestorben ist.

Außer den oben angeführten Druckschriften Morgenstern's: „De Valdensium schismate ex publico colloq. Thoroniae cum fratribus bohemicis habito“ und „Errores fraterculorum Bohemicorum“ M. S. (vgl. Baumgarten, Nachrichten von merkwürdigen Büchern, 6. Bd., S. 143). — Predigt von der Gewißheit der Auferstehung von den Todten, Thorn 1593, 8^{0}. Vgl. Hartknoch, Preuß. Kirchenhistorie, S. 502, 879, 883. — Carpzov's Untersuchung der Religion der böhm. Brüder. Register. Carl Alf. Hase.

Morgenstern, Künstlerfamilie in Frankfurt a. M.

Johann Ludwig Ernst M., geb. am 22. September 1738 in Rudolstadt, † am 13. November 1819 in Frankfurt a. M. Er war der Sohn des fürstlich schwarzburg-rudolstädtischen Kammerdieners und Porträtmalers Johann Christoph M. (geb. 1697) und Bruder von Friedrich Wilhelm Christoph M. (geb. 1739), der dieselbe Stelle in Rudolstadt bekleidete. M. kam 1766 nach Salzdahlen, wo er Gelegenheit fand die Galerie zu studiren und sich in der Malerei zu vervollkommnen. 1768 kam M. zu einem Kunsthändler in Hamburg, wo er sich in der Restauration alter Gemälde üben konnte. 1770 wanderte er in Frankfurt ein, und nachdem er theils hier, theils in Darmstadt bis 1776 bei verschiedenen Meistern gearbeitet hatte, verheirathete er sich am 17. September 1776 und erlangte damit das Frankfurter Bürgerrecht. Er widmete sich nun vorzugsweise der Architekturmalerei, so rüstig, daß er bis ins 82. Lebensjahr ohne Brille arbeiten konnte. Besonders seine Kirchenbilder waren sehr geschätzt, auch übte er fleißig die Kunst, ältere Bilder zu restauriren.

Johann Friedrich M., geb. zu Frankfurt a. M. am 8. October 1777, † am 21. Januar 1844, war zuerst Schüler seines Vaters in der Architekturmalerei, studirte dann 1797 und 1798 in Dresden, wo er mehr der Landschafts- und Thiermalerei sich widmete. Sein Hauptwerk ist ein 1808—1810 in Oel gemaltes Rundgemälde der Stadt Frankfurt und ihrer Umgebungen, vom Thurm der St. Katharinenkirche aufgenommen und auf mit Papier überzogene Leinwand gemalt, von 3300 Quadratfuß Flächenraum. Das Werk wurde zuerst in Frankfurt, dann an verschiedenen Orten zur Schau gestellt, verbrannte jedoch in Forchheim. Doch ist die Originalaufnahme gerettet, welche, von K. Th. Reiffenstein restaurirt, in 8 Blättern im Frankfurter Stadtarchiv aufgestellt ist. M. war gleich seinem Vater ein sehr geschickter Wiederhersteller alter Gemälde.

Von den noch lebenden Familiengliedern ist Karl M., geb. 1816, besonders bekannt durch seine italienischen Landschaften, ein Sohn von Johann Friedrich M., und Ernst M., Sohn von Karl M., geb. 1853 zu Frankfurt a. M.

Goethe, Kunst und Alterthum, 1. Heft (das dort erwähnte „Schränkchen“ ist leider Frankfurt nicht erhalten geblieben, sondern nach England verkauft). Gwinner, Kunst und Künstler, Frankf. 1862. Stricker.

Morgenstern: Karl Simon M., geb. am 28. August 1770 zu Magdeburg als Sohn des Stadtphysikus Dr. Simon M. Früh verlor er seinen Vater, fand aber während seiner Schuljahre (1783—88) an Bened. Funk, dem tüchtigen Leiter der Magdeburger Domschule, einen väterlichen Freund, der den sehr strebsamen, aber zu Ueberschwänglichkeit und religiöser Schwärmerei neigenden Jüngling nach Möglichkeit in Schranken zu halten suchte. Einen Einblick in Morgenstern's damalige Geistesrichtung gibt ein noch während der Magdeburger Zeit verfaßter philosophischer Aufsatz „Ueber die Menge des Lebens im Weltall“ (erschien später in Eberhard's philos. Magazin III, 1791). Dem Horizont der Schule bereits in mehrfacher Hinsicht entwachsen, bezog M. 1788 die Universität Halle, um sich dort ebenso sehr philosophischen wie philologischen Studien zu widmen. In ersteren schloß er sich besonders an Eberhard an, in letzteren an Fr. A. Wolf. Ein eifriges Mitglied von Wolf's philologischem Seminar, verdankte er demselben besonders die Einführung in das Studium des Plato. 1794 zum Doctor promovirt, habilitirte er sich alsbald in Halle als Privatdocent. Die beiden dadurch veranlaßten Dissertationen veröffentlichte er später, vermehrt um eine dritte, unter dem Titel „Commentationes tres de Platonis republica“, Halle 1794 u. 95. Mit dieser umfangreichen Arbeit, welche von Heyne in den Göttinger gelehrten Anzeigen von 1794 und 1795 eine sehr günstige Beurtheilung erfuhr, erwarb sich M. das Bürgerrecht in der gelehrten Welt, doch ist dies seine bedeutendste wissenschaftliche Leistung geblieben, zu welcher in der Folgezeit nur kleinere, wenn auch zahlreiche Abhandlungen gekommen sind. Morgenstern's erste akademische Thätigkeit war eine sehr erfolgreiche: obschon er mit einem Wolf und Eberhard zu concurriren hatte, fanden seine Vorlesungen über Cicero's Bücher De natura deorum und über die Geschichte der Philosophie oft ein Auditorium von mehr als 200 Zuhörern. 1797 wurde er zum prof. extraordinarius ernannt und 1798 an das Athenäum zu Danzig berufen. Bis zum Ende des Jahrhunderts war M. neben seiner Lehrthätigkeit zugleich eifriger Mitarbeiter an Eberhard's philosophischem Archiv, an Eggers' deutschem Magazin, an Wieland's Merkur etc. Aus seiner Danziger Stellung verdienen daneben hervorgehoben zu werden die beiden Lectionsprogramme „De fide historica Velleji Paterculi“, 1798, und „De satirae atque epistolae Horatianae discrimine“, 1799. Nach vierjähriger Lehrthätigkeit in Danzig erhielt M. 1802 einen Ruf an die neugegründete Universität Dorpat, als Professor der altclassischen Philologie und Aesthetik und leistete diesem Rufe Folge. In Dorpat machte er sich zunächst, im Bunde mit Parrot, Krause, Jäsche und Müthel, um die Ausgestaltung der jungen Hochschule wohlverdient. Das erste Statut derselben wurde von ihm redigirt, auch war er ein Glied der Universitätsschulcommission und erstreckte als solches seine Thätigkeit bis Finnland (Rede bei der Gründung der Wiborger Töchterschule: „Von den Grenzen weiblicher Bildung“, Leipzig 1808). Speciell Morgenstern's Bemühungen hat Dorpat es zu danken, daß die verschiedenen mit der Universität verbundenen wissenschaftlichen Institute nicht in der Unterstadt, wie der ursprüngliche Plan der Regierung gewesen, sondern auf der ausgedehnten Höhe des Domberges angelegt und letzterer zugleich in einen Park umgeschaffen wurde, der heute einen herrlichen Schmuck der baltischen Universitätsstadt bildet. Vor Allem war es die

Morgenstern's Verwaltung anvertraute Bibliothek, welcher hier aus den Ruinen des bischöflichen Domes eine mächtige, in ihrer Art einzig dastehende Heimstätte erstand. Durch ein frühzeitig geübtes Sammlertalent ausgezeichnet war M. der rechte Mann für die Aufgabe der Neugründung einer Bibliothek. Mehrere Reisen in das Ausland unternahm er in erster Linie in bibliothekarischem Interesse und hat es während einer 37jährigen Verwaltung möglich gemacht die Universitätsbibliothek aus ihren ersten Anfängen auf 65 000 Bände zu bringen und zugleich mit einer Anzahl seltener und kostbarer Werke auszustatten. Das gleiche Organisationstalent bewies M. in der Anlegung des Kunstmuseums, dessen archäologischer Apparat durch ihn seinen Grundstock erhielt, dessen Sammlung antiker Münzen von ihm in den Lectionsprogrammen von 1817, 1818, 1820 und 1834 beschrieben worden ist. — Morgenstern's Lehrthätigkeit an der Universität gipfelte in seiner Stellung als Director des allgemeinen Lehrerinstitus und des seit 1821 an die Stelle desselben getretenen philologischen Seminars. Dabei ruhte auf seinen Schultern bis 1817 die ganze Wucht der philologischen Disciplin, ja zu derselben gesellten sich gelegentlich auch noch aushülfsweise Vorlesungen über allgemeine Litteraturgeschichte und Universalgeschichte. Erst in Veranlassung eines 1817 an M. ergangenen, aber von ihm abgelehnten Rufes nach Königsberg ward eine zweite philologische Professur gegründet. Aber die Zersplitterung in alle möglichen Verpflichtungen, zugleich wol auch eine angeborene Neigung zu einem mehr schöngeistigen Betreiben der humaniora — hatten M. bereits von dem Boden einer strengen und nachhaltigen wissenschaftlichen Thätigkeit zu sehr abgelenkt, als daß die mit dem Jahre 1817 eintretende Erleichterung seiner amtlichen Stellung ihn in die mit seinen platonischen Commentationen beschrittene Bahn hätte zurückrufen sollen. So sind denn aus Morgenstern's langjähriger Thätigkeit in Dorpat nur eine Reihe kleinerer, lateinisch geschriebener Abhandlungen in den Lectionsprogrammen der Universität (23 Titel finden sich bei Mercklin aufgezählt, vgl. unten), sowie zahlreiche, die verschiedensten Themata behandelnde Gelegenheitsreden zu nennen. Unter letzteren sind die Gedächtnißreden am zahlreichsten vertreten, so auf J. Winckelmann (1805), Joh. Müller (1808), Klopstock (1814), Goethe (1833), Jäsche (1843) u. A. Hervorzuheben ist die „Rede über Raphael Sanzios' Verklärung", eine tüchtige Leistung. — In das litterarische Schaffen der Ostseeprovinzen griff M. anregend ein durch die von ihm herausgegebenen und großentheils aus eigenen Aufsätzen bestehenden „Dörptschen Beiträge für Freunde der Philosophie, Litteratur und Kunst" (1814—1816), durch Mitarbeiterschaft am „Innland", an Merkel's Zeitung f. Lit. u. Kunst &c. — Schließlich sei noch eines umfangreicheren, aber unvollendet gebliebenen litterarischen Unternehmens gedacht: Im J. 1808 hatte M. mit 1½jährigem Urlaub eine Reise angetreten, welche ihn durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz seinem Ziele — Italien zuführte. Eine Darstellung dieses Aufenthalts auf classischem Boden beschloß M. zu veröffentlichen, hat indeß nur den ersten Band (Oberitalien, Florenz, Neapel) erscheinen lassen unter dem Titel „Auszüge aus den Tagebüchern und Papieren eines Reisenden", Dorp. u. Leipz. 1811—1813 (vgl. Jenaer Allg. Lit.-Ztg. 1813, S. 133 ff.). — Eine Aufzählung der zahlreichen gelehrten Gesellschaften, welchen M. angehörte, findet sich in der von Morgenstern's eigener Hand stammenden Lebensskizze im baltischen Schriftstellerlexicon; hier mag nur hervorgehoben werden, daß die Petersburger Akademie der Wissenschaften ihn im J. 1826 zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte, in welcher Eigenschaft er unter Anderem für die Mémoires des savants étrang. eine Abhandlung „Ueber das Studium der byzantinischen Geschichtschreiber" lieferte (Bd. IV S. 169 ff.), sowie eine Biographie K. Ernst Köhler's im Recueil des Actes etc. v. 1838, S. 71—140. — 1833 wurde M. emeritirt, hielt aber noch bis 1836 stellver-

tretend Vorlesungen; 1839 legte er seine Stellung als Bibliothekar nieder; nachdem es ihm noch beschieden war 1844 zu Dorpat sein 50jähriges Doctorjubiläum zu feiern, starb er daselbst am 3. September 1852. — Morgenstern's gute und achtungswerthe Eigenschaften, seine wirklich gemeinnützigen Bestrebungen fanden ein nicht erfreuliches Gegengewicht in einer stark hervortretenden Eitelkeit. Sehr vernehmlich redet dieselbe aus seinem „Vortrag an der Festtafel eines 50jährigen Doctorjubiläums" (Dorp. 1844), daß sie aber von früh auf ihm anhaftete, zeigen die bezüglichen Bemerkungen Schiller's (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe [3] II. 467) und Fr. Aug. Wolf's (an Joh. v. Müller — bei Maurer Constant, Supplem. zu Müller's sämmtl. Werk. IV, p. 386). Für die idealen Güter des Lebens ist M. stets mit Feuer eingetreten und wenn er durch lange Jahre den Grenzboden deutscher Gesittung mit den geistigen Bewegungen des Mutterlandes in lebendiger Beziehung zu halten suchte, so gebührt ihm dafür der Dank seiner zweiten Heimath. Ein dauerndes Anrecht auf denselben hat er sich auch durch das Vermächtniß seiner werthvollen Sammlungen an die Dorpater Universität gesichert.

Vgl. Recke-Napiersky, Allgem. Schriftstellerlex. der balt. Prov. III, 247 bis 266 u. dazu Nachträge II, S. 50—54; L. Mercklin, Karl Morgenstern, eine Gedächtnißrede. Dorp. 1853 (gibt ein vollständ. Verzeichniß von M.'s Schriften); F. Sintenis, Briefe von Goethe 2c. an Morgenst. Dorp. 1875, S. 40. E. Thraemer.

Morgenstern: Salomo Jakob M., † 1785, Gelehrter und zugleich politischer Agent. Geboren 1706 zu Pegau in Sachsen, studirte er zu Jena, promovirte in Leipzig, wo er dann als Docent für Geschichte und Geographie auftrat, siedelte bald aber nach Halle über. Rechten Erfolgen als akademischer Lehrer stand schon seine äußere Erscheinung im Wege. Er wird uns geschildert als von auffallend kleiner Statur mit sehr großem Kopf, breit geschlitzten Augen und ziemlich langer, aber flacher Nase. Doch erwarb er sich als Schriftsteller Verdienste, so durch seine „Neueste Staatsgeographie" (1735), welche eigentlich zuerst die Statistik in die Geographie einführte. Sein „Jus publicum imperii Russorum" (Halle 1736) verschaffte ihm einen Ruf an ein Gymnasium zu Moskau. Auf der Reise dorthin machte er in Berlin die Bekanntschaft eines höheren preußischen Offiziers, der, durch seine Unterhaltung angezogen, ihn dem König Friedrich Wilhelm I. für die Stelle eines Vorlesers und Erklärers der Zeitungen in dem bekannten Tabakscollegium empfahl. Hierfür engagirt mit dem Hofrathstitel und 500 Thalern Gehalt entschloß er sich auf die Moskauer Stellung zu verzichten. In dieser Stellung blieb er bis an des Königs Tod 1740, allerdings nie sicher vor den oft derben Spöttereien Friedrich Wilhelms und seiner Umgebung. Als der König einmal den Frankfurter Professoren zürnte, mußte M. (1737) auf seinen Befehl dort eine von ihm verfaßte Dissertation über die Narrheit öffentlich vertheidigen in einem Aufzuge, der ungleich mehr noch als das, was M. geschrieben hatte und sprach, die Gelehrten verhöhnte. Als dann König Friedrich seinen schlesischen Feldzug begonnen und der Stadt Breslau vorläufig eine gewisse Neutralität zugesagt hatte, entsandte er im Sommer 1741 M. dorthin, um über die Haltung des Breslauer Raths, mit der der König unzufrieden war, zu berichten und zugleich dahin zu wirken, daß die Bürgerschaft womöglich selbst um Besetzung der Stadt bitte, damit nicht einmal verrätherische Umtriebe sie den Oesterreichern in die Hände spielten. Es konnte nicht fehlen, daß M., der hier unter dem Namen eines Magisters Freyer auftritt, bei dieser Mission in Conflict mit dem Rathe gerieth und selbst von der preußischen Behörde, den Geheimeräthen des Feldkriegscommissariats scheel angesehen ward. Ehe übrigens noch seine agitatorischen Bestrebungen einen directen Erfolg erzielten, endete die Ueberrumpelung und Besetzung der Stadt durch die Preußen am

10. August 1741 Morgenstern's Wirksamkeit. Er soll nachmals bei der Grenzregulirung beschäftigt worden sein. König Friedrich hat den Breslauer Rath gezwungen, M. eine jährliche Pension von 500 Thalern zu zahlen, die er bis an seinen Tod genossen hat. Auf einer Besitzung in Babelsberg bei Potsdam hat er als Sonderling menschenscheu und nur mit allerlei Gethier sich umgebend am 15. November 1785 sein Leben beschlossen, nachdem er noch in seinem Alter aus seinen Erinnerungen ein erst nach seinem Tode gedrucktes Schriftchen über König Friedrich Wilhelm, das seiner Zeit viel gelesen und viel benutzt worden ist, geschrieben hatte.

Grünhagen, Zwei Demagogen im Dienste Friedrichs des Großen. Abhandlungen der schles. Gesellsch. f. vaterl. Cultur. Phil.-histor. Abth. 1861, Heft 1. Die dem M.'schen Buche über Friedr. Wilh. I. (1793) vorausgeschickte kurze Nachricht von dem Leben des Verfassers ist ganz unkritisch und in den Einzelheiten meist unglaubwürdig. Grünhagen.

Morgenweg: Joachim M., Hamb. Prediger, geb. am 9. December 1666 zu Hamburg, studirte in Leipzig Theologie, wurde 1692 Candidat in seiner Vaterstadt, 1693 Catechet am Zuchthause daselbst, 1697 Prediger in Sülfeld (Holstein) und 1699 Pastor am Waisenhause zu Hamburg. In letzterem Amte wirkte er segensreich bis zu seinem Tod, der am 5. Januar 1730 erfolgte. Er war ein beliebter Prediger und ein gelehrter Mann, der auch Musik und Poesie mit Glück ausübte, eine ausgezeichnete Bibliothek sowie eine reiche Sammlung schöner Kupferstiche besaß und sich sehr angelegen sein ließ, auf die Begründung einer öffentlichen Gemäldegallerie in seiner Vaterstadt hinzuwirken. Seine erste Gemahlin war die Prinzessin Juliane Louise aus Ostfriesland, die sich nach mannigfaltigen Schicksalen seit 1698 in Hamburg aufhielt. Ihre Ehe wurde jedoch geheim gehalten.

Hamb. Schriftsteller-Lexikon, Bd. 5, p. 388 ff., Hamburg 1870. Dr. O. Beneke, Hamburger Geschichten und Denkwürdigkeiten, Hamburg 1856, p. 250—79. W. v. Melle.

Morhart: Ulrich M., ein Buchdrucker in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Von Augsburg stammend, von wo so mancher bedeutende Typograph in jenen Tagen ausgegangen ist, druckte er zunächst, von 1519 bis 22, in Straßburg, zog dann aber nach Tübingen (inscr. 20. Mai 1523), wo er bis zu seinem 1554 erfolgten Tode unausgesetzt thätig blieb und wo überhaupt mit ihm die Buchdruckerkunst ihren definitiven Einzug hielt. Es war sicher nicht, wie Schmidt (s. u.) meint, das Mißvergnügen über den in Straßburg überhand nehmenden reformatorischen Geist, was ihn von dort forttrieb — denn auch in Tübingen hat er anfangs noch einige Schriften Melanchthons gedruckt — sondern die Aussicht auf bessere Geschäfte, wie solche ihm die damals einer Presse entbehrende Universitätsstadt bot. M. war nicht mehr der gelehrte Drucker, wie er uns in der Wiegenzeit der Kunst so häufig begegnet; er war auch nicht der Mann, der nach höheren Rücksichten sein Geschäft betrieb; denn obwohl der Sache Luthers zugeneigt, zu welchem er auch bei der Reformation des Landes 1534, wirklich übertrat, fügte er sich doch ohne Anstand darein, als die katholische Regierung der zwanziger Jahre nur katholische Bücher zu drucken erlaubte. Trotzdem ist er schon wegen der Zahl der von ihm herausgegebenen Werke beachtenswerth: 150—160 Drucke — so viel hat seine Presse zu seinen Lebzeiten etwa geliefert — sind für jene Zeit immerhin eine stattliche Anzahl. Und darunter befinden sich manche nicht unwichtige Editiones principes, von denen nur des Lambert von Hersfeld Annalen, 1525, und das weiterhin so oft aufgelegte und so viel gebrauchte Formelbuch des Alex. Hug, 1528, genannt sein mögen. Aber nicht in solchen einzelnen Leistungen liegt der Schwerpunkt von Morhart's

Thätigkeit. Ungleich größere Bedeutung erhielt seine Presse dadurch, daß sie die einzige im Herzogthum Württemberg und dann wieder dadurch, daß sie in ganz Südwestdeutschland die einzige den katholischen Interessen zugängliche Presse war. Dem ersteren Umstand hatte sie es u. A. zu danken, daß die württembergische Regierung noch weit über Morhart's Tod hinaus (bis 1597) für alle ihre Publicationen ihre Hilfe in Anspruch nahm. Noch wichtiger wurde der andere Umstand. Denn in Ermangelung einer andern ihnen zugänglichen Presse in diesen Gegenden warfen sich die Vorkämpfer der kirchlichen Tradition auf Morhart's Druckerei und so findet man denn die Schriften der bekanntesten Gegner Luther's und Zwingli's, eines Eck und Faber, Cochläus und Köllin, Dietenberger und Vattlin, namentlich aber diejenigen des Franziscanerguardian Schatzger unter den Tübinger Drucken jener Tage zahlreich vertreten. Bildete sonach die Presse Morhart's in dessen Tübinger Zeit bis 1534 ein Hauptwerkzeug der katholischen Reaction, so fiel ihr gegen das Ende seines Lebens eine ähnliche, noch bedeutendere Rolle zu, nur freilich in entgegengesetztem Sinne. Wir meinen jene denkwürdigen Bestrebungen, welche durch Verbreitung evangelischer Bücher in slavischer Sprache die Sache der Reformation unter den Südslaven, den Slovenen einerseits, den Kroaten, Dalmatinern und Serben andererseits zu fördern suchten, jene Bestrebungen, die von Primus Truber ausgegangen waren und weiterhin von Peter Paul Verger und von dem Freiherrn Hans Ungnad von Sonnegk unterstützt und getragen wurden und denen eben die Presse Morhart's, nachdem andere sich geweigert, ihre Dienste lieh. In die Zeit des alten Meisters fällt freilich nur das Vorspiel dieser neuen Thätigkeit: im J. 1550 wurden durch ihn ein von Truber in das Windische (Slovenische) übersetzter Catechismus und ein windisches ABCdarium gedruckt. Das eigentliche Werk des „slavischen Bücherdrucks" begann erst nach seinem Tod, nämlich 1555, als bereits seine Wittwe (die dritte Frau) unter Leitung ihrer Söhne aus erster Ehe, Oswald und Georg Gruppenbach das Geschäft fortführte. Da wurden theils in Tübingen, theils in der zu solchem Zweck errichteten Presse in Urach, die aber auch von den Gruppenbach geleitet wurde, 39 selbständige Drucke in slavischer, sei es slovenischer, sei es kroatischer Sprache hergestellt: Neue Testamente, Catechismen, Bekenntnißschriften, Predigten, Gesangbücher und dgl. Schriften, welche als die ersten Anfänge einer slavischen Litteratur noch heute Bedeutung haben. Die größte Zahl dieser Drucke fällt in die Jahre 1557 bis 1564 (Ungnad's Todesjahr); was später liegt, sind nur Nachzügler, die aber doch bis 1595 heruntergehen. Slaven, die man eigens zu diesem Behuf hatte kommen lassen, halfen beim Druck. Die Schrift, der man sich bediente, war Anfangs ausschließlich die Antiqua. Als Ungnad die Leitung übernahm, schritt man dazu, auch slavische Alphabete, ein cyrillisches und ein glagolitisches anzuwenden, die von einem Nürnberger Stempelschneider geschnitten, aber durchaus nicht, wie dies Meyer a. u. a. O., S. 74 nachweist, bei dieser Gelegenheit erst erfunden wurden. Diese Alphabete kamen später, wohl als Kriegsbeute, in die Hände Kaiser Ferdinand II. und wanderten als dessen Geschenk in die Druckerei — der Propaganda in Rom. — Zum Schluß seien nur die Druckerzeichen Morhart's noch kurz beschrieben. Das ältere, von 1540 an gebraucht, stellt das Weltall dar — Sonne, Mond, Sterne und Erde, von einem Kreis umschlossen, — das von einer Hand in Wolken an einer Kette gehalten wird. Darüber liest man: In manu Domini sunt omnes fines terrae. Von 1552 an tritt an dessen Stelle das Lamm mit der Siegesfahne auf dem überwundenen Drachen stehend, darum die Umschrift: Victoria. Dies letztere Signet ging auf Morhart's Nachfolger — nach der Wittwe und Oswald Gruppenbach's Tod 1570 bezw. 1571 ist es Georg Gr. allein — nur in vollerer Ausführung über

und wurde auch, etwas modificirt, von Morhart's Sohn Ulrich, wie dieser eine neue Presse in Tübingen errichtete, beibehalten.

Vgl. C. Schmidt, Zur Geschichte der ältesten Bibliotheken u. s. w. in Straßburg, Straßb. 1882, S. 138 f.; des Unterzeichneten Schrift: Der erste Buchdruck in Tübingen, Tübingen 1881; und in Betreff des slavischen Bücherdrucks: Schnurrer, Slav. Bücherdruck in Würtemberg, Tüb. 1799; Sillem, Pr. Truber, der Reformator Krains, Erl. 1861; Kostrenčić, Urkundl. Beiträge zur Geschichte der protest. Litteratur der Südslaven, Wien 1874; Roth, Das Büchergewerbe in Tübingen, Tüb. 1881; F. H. Meyer, Pr. Truber, Hans Freiherr von Ungnad u. Gen. in: Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels, VII. 1882, S. 62 ff.; Elze, Die sloven. protest. Gesangbücher des 16. Jahrh., Venedig 1884 (aus: Jahrb. der Gesellschaft für die Gesch. des Protestantismus in Oesterreich V.). Steiff.

Morhof: Daniel Georg M., Litterärhistoriker und Dichter, geb. zu Wismar am 6. Februar 1639 als Sohn des Joachim M., eines Notars und Stadtsecretärs; † zu Lübeck am 30. Juli 1691. Zuerst vom Vater vortrefflich unterrichtet, dann auf der Wismarschen Schule, seit 1655 auf dem Stettiner Gymnasium, bezog er 1657 die Rostocker Universität um Jura zu studiren. Schon hier aber widmete er sich universalen Studien und zugleich der Dichtkunst mit deutschen und lateinischen Gedichten, von Tscherning und Lauremberg gefördert, mit Röling befreundet. Als Tscherning 1660 starb, erhielt in Folge eines scherzhaften lateinischen Gedichtes der 21jährige M. seine Professur der Poesie. Kurz zuvor erst hatte er zugleich mit Röling den Magistergrad erworben; Röling folgte noch im gleichen Jahre in Königsberg dem Simon Dach in der Professur der Poesie. M. machte inzwischen vor dem Antritt seiner Professur eine einjährige Reise durch die Niederlande und England, erwarb auch am 26. Sept. 1661 zu Franeker den juristischen Doctorgrad. 1665 bei der Gründung der Kieler Universität ward er dorthin als Professor der Eloquenz und der Poesie berufen. Schon 1669 bekleidete er das Rectorat (wie später 1677, 1685, 1690). Im Sommer 1670 trat er eine zweite wissenschaftliche Reise nach den Niederlanden und England an, auf der er mit Grävius, Kerckring, Swammerdamm, Gronov, Franz Junius, Gude, Rob. Boyle, Isaac Voß und vielen andern hervorragenden Gelehrten Freundschaft schloß. 1671 zurückgekehrt, heirathete er Margaretha, die Tochter des Lübecker Senators (späteren Bürgermeisters) von Degingk; sie starb schon 1687, nachdem sie ihm vier Söhne geschenkt hatte, von denen zwei früh starben, zwei — Kaspar Daniel und Georg Marquard — den Vater überlebten. 1673 erhielt er neben seinen beiden Professuren auch die der Geschichte; 1674 ward ihm dazu die Abfassung der academischen Programme, 1680 auch die Leitung der Universitätsbibliothek übertragen. Allen diesen Aemtern widmete er die gewissenhafteste Pflichterfüllung, bei nicht einmal fester Gesundheit; ein Mann von trefflichem Charakter, fromm, bescheiden, heiter im Umgang mit den Freunden, allgemein verehrt von Hohen und Niederen. Es ist in der That nicht zu verwundern, daß so übermäßige geistige Anstrengungen seine Kräfte früh verzehrten. Seit 1687 begann er, tief gebeugt durch den Verlust der Gattin, ernstlicher zu erkranken. Eine Badereise nach Pyrmont brachte keine Heilung; auf der Rückreise starb er im Hause seines Schwiegervaters in Lübeck. Der Ruf und die Bewunderung seiner Schriften war über das ganze gelehrte Europa verbreitet.

Seine Dichtungen und Schriften sind bei Moller (Cimbr. litt. III, 471 ff.), dem auch die obige Biographie folgt, verzeichnet; bis 1671 liegt eine Autobiographie Morhof's zu Grunde. Einzelne lateinische Gedichte von ihm wurden schon in seinem 18. Jahr (1657) gedruckt; eine „Epigrammatum et jocorum centuria“, 1659

u. s. w.; eine Gesammtausgabe erschien später „Opera poëtica latina omnia“, 1697. Auch deutsche Gedichte wurden einzeln gedruckt; diese sammelte er selbst in 3 Bücher und gab sie mit seinem „Unterricht von der Deutschen Sprache“ (1682) heraus. Er bewundert unter den deutschen Dichtern vor Allen Flemming; nähert sich selbst aber am meisten der Art Christian Weise's, doch übertrifft er ihn an Geschmack. Besonders glücklich ist er in heiteren Dichtungen, wie er denn auch Lauremberg, dessen Einfluß er ja in Rostock erfuhr, besonders liebte. Was seine wissenschaftlichen Schriften betrifft, so übergehen wir hier die erstaunliche Masse der kleineren Arbeiten. Viele von ihnen erschienen nach seinem Tode in Gesammtausgaben: „Collegium epistolicum“, 1693 (nach einem Collegienheft nachlässig edirt; besser von Joh. Burchard May unter dem Titel: „De ratione conscribendarum epistolarum“, 1694); „Quaestiones chymicae“, 1694; „Orationes et programmata“, 1698; „Dissertationes academicae atque epistolicae“, 1699; „Liber de dilatatione et amplificatione oratoria“, 1701.

Weitaus am meisten aber trugen zu seinem Ruhm seine beiden größten Werke bei, der „Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätze“, 1682, (2. Ausg. 1700, 3. 1718) und der „Polyhistor“. Das erste Werk, von dem Treitschke in dem unten anzuführenden Aufsatz eine eingehendere Analyse gibt, handelt im ersten Theil von Abstammung und Wesen der deutschen Sprache, im zweiten von der Geschichte der deutschen Poesie, der als Einleitung eine Uebersicht der Poesie der anderen modernen Völker vorangeschickt wird, eine für ihre Zeit an Kenntnissen und Urtheil gleich bewundernswerthe Arbeit. Im dritten Theile folgt sodann als die Hauptsache die Poetik.

Noch größeres Aufsehen als dieses Werk machte gleich beim ersten Erscheinen der „Polyhistor“. Entstanden ist er aus academischen Vorlesungen, bei denen der Verfasser ohne schriftliche Aufzeichnungen nur an der Hand der besprochenen Bücher den Stoff dictirte. Auf Grundlage eines solchen Collegienheftes arbeitete er zunächst den ersten der drei Theile des Werkes aus. Die zwei ersten Bücher erschienen 1688, das dritte gleich nach seinem Tode 1692. Diese drei ersten Bücher gab dann Muhlius 1695 nochmals heraus. M. hatte sterbend dem Verleger die Fortsetzung des Druckes gestattet, nur verboten, daß dabei Zusätze von fremder Hand gemacht würden. Unter Friedr. Ben. Carpzov's Aufsicht übernahm für die weiteren 4 Bücher des ersten Theils Joh. Frick (Bd. VII, S. 397) diese Arbeit, allerdings nicht, ohne sich gleichwol allerlei Zusätze zu erlauben. Joh. Moller (s. o. S. 127) revidirte die tüchtige Arbeit, stellte selbst unter Zuziehung anderer Morhof'scher Schriften aus dem erwähnten Collegienheft den 2. und 3. Theil für den Druck her und so erschien mit Moller's Prolegomena das Werk in seiner Ganzheit zum ersten Mal 1707; in 2. Ausg. 1714, in 3. mit Beigaben von Joh. Alb. Fabricius (Bd. VI, S. 518) 1632, in 4., von Schwabe besorgt, 1744.

Es ist von Wert, Ziel und Plan des zu seiner Zeit mit Recht hochbewunderten und vielbenutzten Werkes etwas näher zu betrachten. Die Einleitung läßt deutlich erkennen, daß dasselbe aus einer Reaction gegen einreißende Vernachlässigung der allgemeinen Studien zu Gunsten des Fachstudiums hervorgegangen ist. Die mittelalterlich scholastische Periode faßte das allgemeine Bildungsziel dahin, daß es die Aufgabe des wissenschaftlich Gebildeten sei, die Gesammtheit des menschlichen Wissens zu erfassen, welches sich in einer einheitlich zusammengeschlossenen Summe von Kenntnissen darstellt. Werke wie die Specula des Vincenz von Beauvais stellten diese Summe für die Zwecke des gelehrten Studiums in ihrem Zusammenhange dar. Kleinere Werke ähnlichen Geistes suchten sie sogar in populärer Form bis über die Kreise der wissenschaftlich Gebildeten hinaus zu verbreiten. Erst nach Erlangung einer solchen allge-

meinen Bildung mochte sich dann der Einzelne den Specialfächern der Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Mathematik, Astronomie u. s. w. je nach seinen Bedürfnissen und Lebenszwecken zuwenden. Dies System ward zuerst durch die Humanisten unterbrochen, welche nicht nur auf einen großen Theil jenes scholastischen Unterrichtsstoffes mit Verachtung blickten, sondern auch das Bildungsergebniß dieser Studien mit Recht als ein völlig ungenügendes erkannten, deswegen also eine neue Methode mit neuen Lehrgegenständen aufbrachten. Durch die Reformation entstanden auch sonst innerhalb des Unterrichtswesens neue Gegensätze gegen das scholastische System. Zudem erforderte der herangewachsene Umfang der einzelnen Fachstudien ein anders geordnetes Verhältniß zu den allgemeinen Studien. Aus Morhof's Einleitung können wir nun aber schließen, daß unter dieser neuen Richtung der Wissenschaftlichkeit des Studiums eine neue Gefahr zu drohen schien. Keine einzelne Wissenschaft, so argumentirt M., lasse sich allein betreiben, denn sie alle seien nur unselbständige Zweige des Wissens überhaupt, die von diesem ihrem Baume ihr Leben erhielten. Es gilt ihm auch jetzt noch nicht nur etwa für besonders begabte Köpfe, sondern für jeden wissenschaftlich Arbeitenden möglich und nothwendig, in propädeutischer Weise die Gesammtheit des menschlichen Wissens zu erfassen. Und zwar bestehe dies nicht nur darin, daß man mit dem Gedächtniß eine Masse von Kenntnissen aufnehme, sondern man müsse auch jeden einzelnen Theil des Ganzen mit selbständigem Urtheil durchdringen. Durch das Studium selbst schärfe sich die Kritik genug, um dieser scheinbar übermäßigen Aufgabe dennoch gewachsen zu sein. Jenes äußerliche Einlernen in einer encyclopädischen Uebersicht trockne dagegen den Geist nur aus und noch viel verderblicher sei das, was auf den Universitäten hie und da unter dem gleißenden Namen der „Pansophie“ getrieben werde, indem den Studenten (unter Ausschluß von den mathematischen Wissenschaften, der Rhetorik, Poetik, der Geschichte und der Naturwissenschaften) ein cursorischer Ueberblick über drei oder vier practische Disciplinen vorgetragen werde. Was M. diesem Abweg als das richtige Studienziel gegenüberstellt, bezeichnet er mit dem Namen der Polymathie, deren Frucht also der wahrhaft wissenschaftliche Polyhistor ist. Analog, so fährt er fort, sei ihr die Litterärgeschichte; diese aber von noch viel immenserem Umfange. Denn während die Polymathie nur das Resultat der Geschichte des menschlichen Wissens enthalte, habe die Litterärgeschichte auch dessen Anfänge, Fortschritte und Abwege darzustellen. Zu einem solchen Unternehmen sei wol der Gedanke gefaßt und z. B. von Baco v. Verulam ein Plan skizzirt, aber an die Ausführung habe sich noch Niemand gewagt; auch Lambeck habe es bei dem Prodromus bewenden lassen. Baco's — für den damaligen Standpunkt der Wissenschaft allerdings sehr geistvoller Entwurf, den M. hierbei mittheilt, ließe sich eher als Entwurf einer Geschichte des menschlichen Geistes bezeichnen. Baco macht dabei den Vergleich, die bisherige Art, die Geschichte der Menschheit zu schreiben, komme ihm vor wie ein Polyphem, dem das Auge ausgestochen; die Geschichte der geistigen Entwickelung der Menschheit müsse das fehlende Organ des Lichtes darin bilden. M. dagegen hat vielmehr eine Arbeit im Auge, wie etwa später Eichhorn sie in seiner Geschichte der Litteratur geleistet hat. Darum erscheint ihm auch der von Lambeck aufgestellte Entwurf für die Ordnung einer Bibliotheca philosophica als das beste vorhandene, wenn auch noch lückenhafte Schema für eine Litterärgeschichte, wie er sie im Sinne hat. Es ist übrigens für die Unvollkommenheit des damaligen Begriffes der Geschichte sehr bezeichnend, in wie naiver Weise M. hierbei ausführt, daß nicht nur das heutige Wissen, wie es sich in der Polymathie darstellen soll, Werth habe, sondern daß auch solche (litterärgeschichtliche) Betrachtung seiner Anfänge und seines Werdens manchen Nutzen bringen könne. Man erkennt aber zugleich

hierbei, daß M. sich auch für seine Polymathie das Schema als dasjenige einer idealen Bibliothek denkt.

„Vor M.", sagt Fabricius in der Vorrede der 3. Ausgabe, „waren die Gelehrten auf vier Arten verfallen, die Litterärgeschichte oder Theile derselben zu geben und etwas ausführlicher zu behandeln: eine, die man die chronologische nennen möchte, dann die lexicalisch-alphabetische . . . drittens die nach Sachen und Fächern geordnete, . . . viertens die geographische nach den verschiedenen Sprachen und Völkern. M. betrat zuerst einen fünften Weg, den kritischen, indem er es unternahm, die nach Fächern und Disciplinen geordneten Schriftsteller einem Examen zu unterwerfen und auf solche Weise die Studirenden in ihre allgemeine Kenntniß einzuführen."

Dem entspricht es denn auch, daß er, indem das ganze Werk in drei Haupttheile, den polyhistor litterarius, philosophicus und practicus zerlegt wird, im ersten Buch des ersten Theiles, dem liber bibliothecarius, nun die Bibliothekwissenschaft selbst an die Spitze stellt, anhebend mit Betrachtungen über die gelehrten und geheimen Gesellschaften, den Verkehr der Gelehrten (de conversatione eruditorum), die Schriften zur Litterärgeschichte und die damals neue Erscheinung der gelehrten Zeitschriften (in London die Schriften der Societas regia, in Paris seit 1666 das Journal des savans, in Leipzig seit 1682 unter Otto Mencke's Leitung die Acta eruditorum). Es werden dann die bibliothekarischen Schriftsteller (daneben die vitarum autores), die Kataloge, das Fachwerk (loci communes) und die encyklopädischen Schriftsteller (voran Vincenz von Beauvais), endlich — als für die Gelehrtengeschichte wichtig — die Epistolographen abgehandelt.

Das zweite Buch (l. methodicus) wendet sich dem Unterrichtswesen zu, wobei Erasmus, Melanchthon und Joh. Sturm als die Gründer des neuen Schulwesens gepriesen, der reformatorische Einfluß der Humanisten überhaupt betont wird. Die Erörterung des Studienplans wird mit Kapiteln über die Geisteskräfte, das Urtheil, Gedächtniß &c. eingeleitet. Beachtenswerth ist, was hierbei über die ars Lulliana, die Mnemonik, über die Systeme Joh. Joach. Becher's und des Amos Comenius, über Methode des Sprachunterrichts gesagt wird. Für die niedere Schule (das Gymnasium), welche den Knaben vom fünften oder sechsten Jahr bis zum 14. oder 15. an die Schwelle der Akademie führen solle, scheint dem Verfasser noch jetzt der Sturm'sche Schulplan mit neun einjährigen Schulklassen, den er daher ausführlich mittheilt, der beste. Derselbe ist ganz ausschließlich dem Lateinischen und Griechischen unter Heranbildung einer starken Gedächtnißkraft gewidmet; alles sonstige Stoffliche wird also an die Lectüre der Autoren geknüpft. Mathematik und Geschichte sind der Universität vorbehalten.

Diese aber, so wird nun weiter ausgeführt, soll mit den allgemeinen Studien beginnen: Eloquenz, Logik, Analytik, Hermeneutik, Arithmetik und Geometrie, und Historie: erst auf dieser Grundlage das Fachstudium sich aufbauen. Ein eigenes Kapitel wird der Erziehung der Fürsten (paedagogia regia) gewidmet, woran sich endlich sehr ausführliche Anweisungen zu Uebungen in Rede und Dichtung schließen.

Das dritte Buch (l. paraskeuasticus) beschäftigt sich weitläufig mit der nach damaliger Studienweise wichtigen Methode des Excerpirens für die verschiedenen Fächer des Wissens, mit den Beispielsammlungen in Prosa und Poesie, wobei der Verfasser als Muster ein kleines Lexicon poeticum mit Index gibt. — Buch IV (l. grammaticus) handelt darauf von der Sprache und Schrift. Bei Erörterung der Frage nach dem Ursprung der Sprache meint M.: wenn schon die Heiden die Sprache für ein Geschenk der Gottheit gehalten hätten, so stimme wol das Christenthum dem um so geneigter bei, weil auch der Mosaische Bericht

damit übereinzustimmen scheine. Doch habe schon unter den Kirchenvätern Gregor v. Nyssa gemeint, es sei nicht wohlgethan Gott gewissermaßen zum Grammatiker zu machen, vielmehr sei der Mensch selbst Urheber seiner Sprache, indem er aus thierartig unarticulirten Lauten mittelst wechselseitigen Consenses Bezeichnungen der Dinge gebildet habe, über die er sich mit Anderen verständigen wollte. Dies geradezu als das Richtige zu bezeichnen vermeidet M. offenbar aus Vorsicht gegenüber der Kirche oder um sonst Anstoß zu vermeiden; ein rücksichtsvolles Verfahren, wie es ihm überhaupt eigen ist. Ueber die Natur der einzelnen Laute als der Elemente der Sprache sei noch wenig geschrieben, doch sei man dadurch schon zu einer Methode geführt, die Taubstummen sprechen zu lehren. Nach Anführung der mancherlei Ansichten und wunderlichen Träumereien über den Ursprung der Schrift meint M., man könne wol nur so viel mit Sicherheit aussprechen, daß die Erfindung der Schrift bis nahe an den Ursprung der Menschheit hinaufreiche. Bei Erörterung der verschiedenen Alphabete, der tironischen Noten, Geheim- und Schnellschriften kommt er dann auch auf den Einfall einer auf alle Sprachen anwendbaren Universalschrift zu reden, d. h. einer Schrift, welche ein jeder in seiner Sprache lesen könnte, womit sich dann weiter der Gedanke einer philosophisch construirten Universalsprache verbinde. Es haben sich damit neuestens namentlich Joh. Joach. Becher und Athan. Kircher befaßt, unter denen doch wol im Streit um die Priorität dem ersteren das Recht zur Seite stehe, wenn auch Kircher der Sache eine veränderte Gestalt gegeben habe. M. selbst hält aber nichts davon. Im Streit zwischen Deutschland und den Niederlanden über die Erfindung des Buchdrucks hätten ohne Zweifel die Deutschen Recht, was auch die Franzosen anerkennten. Weder Coster noch Mentelin, sondern der „Straßburger" Guttenberg sei der Erfinder. Nachdem sodann die verschiedenen Ansichten über eine Ursprache — ob Hebräisch, Chinesisch, Schwedisch (d. h. altnordisch, nämlich die Sprache der Runen), Scytisch, Keltisch, Cimbrisch, Römisch, Griechisch — abweisend vorgetragen sind, werden die europäischen Volkssprachen abgehandelt (das Deutsche mit dem Altdeutschen, Französische, Italienische, Spanische, Englische), d. h. es werden die Schriften und Lehrbücher, die Grammatiken und Glossarien dieser Sprachen genannt und beurtheilt; dann die orientalischen (Hebräisch, Arabisch, Koptisch, Punisch, Persisch, dessen Verwandschaft mit dem Deutschen Just. Lipsius und Andere bemerkten), darauf das Griechische und Lateinische, die beiden letzten natürlich in größerer Ausführlichkeit. Beim Lateinischen werden zugleich die Hauptschriftsteller in den vier Perioden des goldenen, silbernen, ehernen und eisernen Zeitalters aufgeführt und besprochen.

Das fünfte Buch (l. criticus) handelt in nur zwei Kapiteln von den Philologen und Antiquaren (de scriptoribus criticis et antiquariis). Das sechste (l. oratorius) in vier Kapiteln von den Rednern, insbesondere den griechischen, modernen und den Kanzelrednern. Das siebente (l. poëticus) in drei Kapiteln von der Poetik und den Dichtern, insbesondere den griechischen (die lateinischen wurden schon im vierten Buch besprochen) und von den modernen, wol zu merken aber nur von den neulateinischen. — Dies der erste Haupttheil, der polyhistor litterarius. Der nun folgende polyhistor philosophicus handelt im ersten Buch in 15 Kapiteln von den Schriftstellern zur Geschichte der Philosophie im Allgemeinen und insbesondere über die Pythagoräer, Sokratiker, Stoiker, Epicuräer, Skeptiker, Platoniker, Aristoteles und die Peripatetiker, über die griechischen, arabischen und lateinischen Erklärer des Aristoteles und seine Gegner; von den Scholastikern im Allgemeinen und insbesondere den Nominalisten und den Realisten; endlich von den Neuerern (de novatoribus) in der Philosophie, wie Cardanus, Cartesius, Hobbes, Paracelsus, Comenius. Von Spinoza wird nur ge-

legentlich bemerkt, er habe die Principien seines Atheismus, den er ganz offen zur Schau trage, von Hobbes entlehnt. Im zweiten Kapitel werden dann die Schriften über die Principien oder allgemeinen Begriffe (die loci communes) der verschiedenen philosophischen Systeme abgehandelt, zuerst im Allgemeinen, dann die physischen Principien der Mosaischen Lehre, der Aegypter, Chinesen, Pythagoräer u. s. f. bis auf die neueren herab. Ein zweiter Theil dieses Buches handelt sodann weiter von dem Wesen der Materie, ihren inneren und äußeren Ursachen, den Qualitäten der Theilbarkeit ꝛc.; vom Ort und dem Leeren, von der Zeit, der Bewegung und anderen Qualitäten der Materie, unter denen die verborgenen, d. h. die von der Wissenschaft noch nicht ergründeten oder ihr überhaupt nicht ergründbaren, deren es ohne Zweifel gebe, die Grundlage der Magie bilden. Die Magie völlig leugnen könne nur, wer Alles in der Natur für erforscht und bekannt halte. Freilich vor Aberglauben und frivolen Experimenten, vor den Phantasieen Campanella's, der Kabbalisten, der Chymiker müsse man sich hüten. Dieser Abschnitt über die Materie schließt mit einem Kapitel von den mechanischen Kräften. Ihm folgt eine kurze Lehre vom Weltgebäude (von der Welt, vom Himmel und den Sternen), welche gleich bezeichnend für den damaligen Stand der Wissenschaft wie für Morhof's eigenen wissenschaftlichen Charakter ist. Ueberall zeigt er sich eben so frei wie vorsichtig bescheiden in Urtheilen; ruhig bereit, die Ergebnisse der Forschung auch da, wo sie wider die orthodox-kirchliche Anschauung zu verstoßen scheinen, anzunehmen, aber rücksichtsvoll in der Art, sie auszusprechen. Die Richtigkeit des Copernicanischen Systems steht ihm fest; die Pluralität der Weltkörper und die untergeordnete Stellung der Erde im Sternensystem sind ihm Thatsachen. Er will zwar die theologischen Bedenken dagegen nicht verkennen, erwartet aber deren Aufhebung durch fortschreitendes richtigeres Verständniß der Offenbarung. In Betreff der in dieser Hinsicht im Vordergrund stehenden Frage nach dem Erlösungswerk Christi erwähnt er die verschiedenen Ausgleichungsversuche: entweder das Versöhnungsopfer auf der Erde sei allgemein gültig für alle bewohnten Weltkörper; oder aber Christus sei succesive überall geboren und gestorben; oder endlich nur die Erdenbewohner seien in Sünde gefallen. Die Entscheidung überläßt er Anderen. Jedenfalls habe Giordano Bruno seine Uebereinstimmung mit Copernicus ungerechter Weise mit dem Leben gebüßt, denn Atheismus lasse sich daraus nicht nachweisen. An einer anderen Stelle erklärt M. die Vorstellung vom Empyreum für eine Erdichtung: Gott bedürfe keines begrenzten Ortes für die Seligen, denn wo immer Gott sei, da sei auch der Himmel in diesem Sinne des Sitzes der Seligen; alles Weitere liege über unsere Sinne und unsere Speculation hinaus. Zuletzt erörtert M. hier die Frage der Astrologie: was sich unter diesem Namen gewöhnlich breit mache, sei ein Haufe von Phantasterei und Aberglauben. Leugnen aber lasse sich ein Einfluß der Gestirne, z. B. des Mondes auf die Erde und die Zustände der Menschen nicht; es sei also immerhin die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß ein solcher Einfluß sich auch in der physischen Entwickelung des Menschen geltend mache. Ihm scheine, daß den Menschen die Principien der Astrologie durch eine Art von Offenbarung kund geworden seien. Alles kurzweg zu leugnen sei eine wohlfeile Weisheit; es gelte vielmehr durch sorgfältige Beobachtung der Thatsachen das Wahre vom Betrug und Irrthum zu sondern. — In der nun folgenden Lehre von den Elementen erscheint dem M. Alles im Zweifel zu liegen: wer den Atomen nachgehe, wolle die Natur an einem Punkte belauschen, wo sie sich unserer Sinneswahrnehmung entziehe. Aber auch die Theorie von den vier Elementen und ihren vier obersten Qualitäten sei völlig unhaltbar; auch ein neues brauchbareres Princip sieht er in dieser Frage noch nirgends entdeckt.

Helmont, der die alte Theorie vom Wasser als dem einfachen und Urelement wieder aufnehme, täusche sich selbst durch falschgedeutete Experimente. Es folgen die Kapitel vom Licht, von den Farben (nur hier wird Newton kurz erwähnt, aber schon mit dem Bemerken, daß seine in den Acten der Soc. regia veröffentlichten Untersuchungen über die Farben der höchsten Beachtung werth seien), vom Feuer, der Kälte, der Luft, dem Wasser, der Erde; dann von der Bewegung der Elemente, den Meteoren und Lufterscheinungen, dem Erdbeben, Wettererscheinungen (de meteoris aqueis), der Veränderung, Erzeugung und Zerstörung der Körper; dann weiter von den Mineralien und Erden, Magneten, Edelsteinen, Salzen; sodann von den Pflanzen und endlich von den Thieren. Als Anhang dieser Naturlehre folgt sodann noch als drittes Buch ein Kapitel „De artibus divinatoriis et magia“. Es kommt dem Verfasser natürlich hauptsächlich auf die Vorführung der großen Litteratur über diese Gegenstände an. Auch hier zeigt er die gleiche Besonnenheit und Freiheit des Urtheils. Nur in Betreff der Dämonen (teuflischen Geister), des Hexen- und Zauberwesens finden wir ihn noch völlig in den Banden der alten Anschauungen; er tadelt sogar die Leugner dieser Dinge mit scharfen Worten. — Im vierten Buche folgen darauf die mathematischen Wissenschaften, im fünften Logik und Metaphysik, alles nur in kurzen Nachweisungen.

Der dritte Theil des Werkes endlich, der polyhistor practicus, umfaßt die vier Hauptdisciplinen für das praktische Leben, den vier Facultäten der Universitäten entsprechend: die Philosophie (von der aber hier nur als ihr praktischer Theil die Ethik, Politik (prudentia civilis), Oekonomik und im Anschluß die Geschichte abgehandelt werden), Theologie, Jurisprudenz und Medicin, auch dies wiederum nur in schematischer Kürze unter Angabe und Charakterisirung der Hauptschriftsteller, welche für das Einzelne zu benutzen seien. Das ist in kurzen Zügen der Inhalt und die Art des merkwürdigen Werkes, dessen Verfasser sich unleugbar darin selbst als leuchtendes Muster dessen, was er Anderen als Ziel aufstellt, bewährt, als ein Mann, der die Gesammtheit des Wissens seiner Zeit in sich aufgenommen hat und sie mit dem Geiste selbständigen Urtheils beherrscht.

Morhof's Autobiogr. bis 1671 (mit der Fortsetzung eines Anonymus, wol Mich. Schumann's, gedruckt im Appendix zu Morhof's Dissertationes acad. atque epist., 1699). Molleri Prolegomena zum Polyhistor und Cimbria litt. I. 560, III. 458—88. Ratjen in den Jahrbüchern f. d. Landeskunde der Herz. Schleswig, Holstein u. Lauenburg, 1858, I. S. 18 ff. Raumer, Gesch. d. germ. Philologie, S. 155 ff.; Rich. Treitschke in Prutz' litterarhist. Taschenbuch VI (1848), S. 439 ff. Fr. Paulsen, Gesch. des gel. Unterrichts (1885), S. 411. v. Liliencron.

Morian: Jürgen M., Stück- und Glockengießer zu Bremen, und Hans van Damme gossen 1567 die eine Läuteglocke zu St. Anscharii in Bremen, mit einem Renaissancerelief und dem Bremer Wappen. Auffällig ist die Verzierung der Glockenhalter mit bärtigen, länglich gezogenen Köpfen. In dieser Bildweise zeigt sich eine selbständige Erfindung der Künstler; daß die Halter überhaupt zu verzieren seien, haben sie vielleicht der großen Glocke des Gert Klinge (A. D. B. Bd. XVI S. 186) in derselben Kirche entnommen. 1573 goß M. eine Kanone, „Der Pelikan“ genannt.

Bremisches Jahrb. II, 494. Mithoff, Mittelalt. Künstler u. Werkmeister, 2. Aufl., S. 233. Krause.

Moriggl: Alois M., geb. zu Nauders in Tirol am 24. Februar 1810, † zu Zirl im Innthal am 1. März 1866. — Der Vintschgauer Bauerssohn wurde 1834 Priester, Lehrer am Taubstummeninstitute zu Hall und dann bis zu seinem Tode Seelsorger in dem Dorfe Zirl im oberen Innthal am Fuße

der geschichtlich namhaften Martinswand. Unter den bescheidensten materiellen Verhältnissen blieb M. seinem Lieblingssache, der Heimathsgeschichte, treu ergeben, ein fleißiger, gewissenhafter Arbeiter auf diesem Felde. Er schrieb: „Einfall der Franzosen in Tirol bei Martinsbruck und Nauders 1797. Aus verläßlichen Quellen geschöpft und nach Urkunden bearbeitet" (Innsbruck 1855) und „Der Feldzug des Jahres 1805 und seine Folgen für Oesterreich überhaupt und für Tirol insbesondere" (3 Bde., Innsbruck 1860), als selbständige Publicationen erschienen. In der Zeitschrift des Ferdinandeum für Tirol und Vorarlberg erschien von ihm 1863 (11. Heft): „Leben und Heldentod des Grafen Ludwig von Lodron, k. k. Feldhauptmann. Zugleich ein Bild aus den Kriegszeiten der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts". Aus Anlaß des Unglücksfalles, der den begeisterten Freund der Alpen- und Pflanzenwelt, König Friedrich August II. von Sachsen, am 9. August 1854 im Oberinnthal bei Brennbühel auf einer botanischen Excursion ereilte, verfaßte M. das Büchlein: „Letzte Reise Sr. Majestät des Königs von Sachsen, Friedrich August, von Zirl nach der Alpe Lisenz und von da über Kühethei nach Silz am 7. und 8. August 1854, ferner Reise am 9. August und der erfolgte Unglücksfall bei Brennbühel. Nach zuverlässigen Quellen und Schilderungen eines Augenzeugen zusammengestellt" (Innsbruck 1854).

Volks- u. Schützenzeitung, Innsbruck 1864, Nr. 60. Wurzbach, Oesterr. biogr. Lex,, 19. Bd., S. 87—89. Krones.

Moriggl: Simon M., tirolischer Patriot, geb. zu Burgeis am 30. October 1817, † zu Innsbruck am 18. October 1874. Zum Priester geweiht am 30. Juli 1843, diente M. zuerst in der Seelsorge, bis er 1850 eine Stelle als Gymnasialprofessor zu Innsbruck erhielt, in welcher er nahezu durch 20 Jahre eine stille, aber gesegnete Wirksamkeit entfaltete. Die politischen und religiösen Kämpfe, die in den sechziger Jahren Tirol so sehr aufregten, drängten auch ihn in das öffentliche Leben. In Wort und Schrift trat er nun vielfach für Erhaltung der Glaubenseinheit und für die Vertheidigung der gefährdeten Landesrechte ein; er ruhte nicht, bis er die „Neuen Tiroler Stimmen" als katholisch-conservatives Preßorgan ins Leben gerufen und mit einem Kranze von katholischen Vereinen das Land überzogen hatte, in denen er häufig als Sprecher und Anwalt für die beregten Angelegenheiten auftrat. Natürlich behagte dem damaligen liberalen Ministerium Herbst-Giskra diese Rührigkeit Moriggl's durchaus nicht, allein sein unbescholtener, makelloser Charakter, sein sonstiger Pflichteifer und Pflichttreue gestatteten keinen Angriff auf seine Person, bis endlich ein dem Ministerium zur Kunde gekommener Brief, den M. an die katholischen Zweigvereine geschrieben, um sie zu festem Zusammenhalten aufzumuntern, die willkommene Handhabe bot, um ihn am 9. December 1869 von Amt und Gehalt zu suspendiren. Zum Schweigen brachte man den von der Bevölkerung als Märtyrer gefeierten Mann damit freilich nicht; indessen legte bald der Tod ihm Schweigen auf, nachdem er noch am 1. Mai 1870 zum Beichtvater der Ursulinerinnen zu Innsbruck und 1873 von Pius IX. zu seinem geheimen Kämmerer ernannt worden war.

Neue Tiroler Stimmen, Jahrg. 1874, 19. October.

P. Ant. Weis.

Mörike: Eduard M., schwäbischer Dichter, 1804—1875. — Ein einsamer, immer gleich freundlich blinkender Stern, dessen schlichte Schönheit nicht jedem Auge sofort sichtbar wird, zu dem aber eine kleine Schaar mit stets erneuter Freude und unvergänglicher Bewunderung hinaufschaut, steht die Muse dieses wundersamen Mannes fernab vom Weltgedränge. Die alten Fragen, warum M. noch immer so wenig gekannt sei, weshalb seine Gedichte nicht mehr

gelesen werden, wo die Verehrer des „Maler Nolten“ bleiben und wo das Publicum für die Märchen — diese Fragen heute zu wiederholen wäre nutzlos. Gewiß hat Paul Heyse hierauf am treffendsten geantwortet, wenn er die Erklärung dieser leider unumstößlichen Thatsache darin erblickt, „daß es der künstlerischen Physiognomie Mörike's an einem leicht erkennbaren Profil gebricht, an gewissen einfachen Grundzügen, die unerläßlich sind, wenn ein Künstler auf die Massen wirken soll.“ Nur in seltenen Fällen begründe das eigentlich Aesthetische, die zarte sinnliche Kraft des Dichters einen populären Erfolg. Vollends in erregten Epochen, in denen politische oder sociale Umwälzungen geräuschvoll sich vorbereiten — wie wäre da die Zeit und die hingebende Stimmung zu erwarten, die feinsten Aufgaben litterarischen Genusses zu lösen? Eine Dichternatur wie M., aus so wunderbaren Elementen gemischt, vom Geist des Theokrit und des deutschen Volksliedes genährt, von der tändelnden Grazie des Rococo und dem tiefen Naturgefühl Goethe's, von so kecker Phantastik und der schlichtesten Empfindung für den Reiz der Wirklichkeit beseelt: die Räthsel einer solchen Erscheinung fasse die Menge so leicht nicht. M. trägt zu sehr den Stempel des Besonderen, Eigenartigen, das den Geschmack der Menge beirrt. Bei ihm begegnen wir — wie ein verwandter Geist bemerkt — einem absoluten Mangel der Phrase, der Sentimentalität und der Leidenschaft, was von vorne herein die Jugend von dem Dichter zumeist fernhält; seine Vortragsweise hat etwas, das der antiken Dichtung abgelauscht ist und deren Verständniß demjenigen, der sogenannter classischer Bildung entbehrt, nicht geläufig sein mag. Man hat ihn nicht mit Unrecht den deutschen Catull genannt. Dann ergeht er sich mit Vorliebe im Reiche des Phantastischen, Wunderbaren, Geister- und Märchenhaften. Das Hinhorchen nach dem Geheimnißvollen und Ahnungsreichen, das Selbstbelauschen der eigenen Seele ist ihm vorzugsweise eigen. Nach dem, was man die obersten Gattungen der Poesie zu nennen pflegt, hat er nie gegriffen; still beschränkt auf das Gebiet des Liedes, des Märchens und der Idylle schwebte sein Genius, entrückt über Zeit und Wirklichkeit, durch diese Welt; ein halbes Jahrhundert Geschichte rauschte an ihm vorbei, ohne einen anklingenden Ton an seiner Harfe zu berühren. „Wir möchten Mörike — so schrieb sein Freund David Fr. Strauß 1847 — stärkere Assimilationsorgane, oder, um es deutsch zu sagen, derbere poetische Freß- und Verdauungswerkzeuge wünschen. Die rauhe, rohe Wirklichkeit, die Geschichte mit ihrem oft herben Kern in bald lederner, bald stachlichter Schale, ist unserem zartgefügten Dichter eine zu harte Nuß, für die er kein Gebiß, keinen Magen hat.“ Ein Grund endlich, warum M. einen so unverhältnißmäßig spärlichen Leserkreis hat, mag in dem Maßhalten seiner Productivität liegen, in dem frühen Verstummen seiner Saiten (hierin seinem Landsmann Uhland ähnlich) und nicht wenig haben unsere gangbaren Litteraturbücher mit beschränkten und ungerechten Urtheilen sich gegen den Dichter versündigt. „Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst“, heißt es in jenem reizenden Gedicht „auf eine Lampe“, welches den Eindruck, der von Mörike's ganzem Wesen ausgeht, so einzig wiedergibt.

Der Oeffentlichkeit ist M. stets scheu aus dem Wege gegangen; sein Leben ist jenes traumhafte Stillleben, das uns in seinen Dichtungen so entzückt; es beschränkt sich als das ächte Pfarrhausidyll auf einen ebenso kleinen Erdenfleck, als seine Muse ein mäßiges Stoffgebiet umfaßt.

Die ältesten bekannten Vorfahren der Familie M. sollen aus Havelberg in Preußen nach Württemberg eingewandert sein. Albrecht Ludwig M. ließ sich als Apotheker in Neuenstadt am Kocher nieder, wo er sich mit Christiane Wolters vermählte. Dieselbe stammt in sechster Linie von Martin Luther ab. In der Familie M. wird Luther's silberner Tischbecher als Erbstück aufbewahrt.

(Ueber diese Descendenz handelt die Schrift von Eduard Mörike's Großonkel, Christian Ludwig M., Pfarrer zu Burgstall: „Meine Abstammung von D. Luther und sein Tischbecher", Stuttgart 1817 und 1883.) Des Dichters Großvater väterlicherseits war der Hofmedicus Gottlieb M. in Ludwigsburg, mütterlicherseits Christian Friedrich Beyer, Pfarrer zu Beuren, welcher mit Friedrike Wekhrlin, der Schwester des bekannten Publicisten Wilhelm Ludwig Wekhrlin, vermählt war. Seine Eltern waren Dr. Carl Friedrich M., Oberamtsarzt und Charlotte Dorothea Beyer († 26. April 1841). M. hat uns in seiner bescheidenen Selbstbiographie, welche er 1834 beim Antritt der Pfarrei Cleversulzbach der ersten Predigt einverleibte, die trefflichen Eltern aufs liebevollste geschildert. Der Vater war ein durch und durch origineller, zu philosophischer Speculation aufgelegter Mann; die Mutter voll unendlicher Güte, Anmuth und Freundlichkeit. Das bezaubernde Erzählungstalent Eduard's ist nicht zum mindesten mütterliches Erbtheil.

Geboren am 8. September 1804 zu Ludwigsburg, der schwäbischen Dichterstadt, aus und in der Schiller, Schubart, Justinus Kerner, Strauß, Vischer hervorgegangen oder wenigstens mit ihrer Kindheit wurzeln, befand sich Eduard M., ein Knabe von ungewöhnlicher Schönheit, in einem lebhaften Kreise mehrerer Geschwister, von denen namentlich ein älterer Bruder den größten Einfluß auf ihn gewann. „Was nur ein jugendlicher Sinn — heißt es in der angeführten autobiographischen Skizze — irgend Bedeutungsvolles hinter der Oberfläche der äußeren Welt, der Natur und menschlicher Verhältnisse zu ahnen vermag, das alles wurde durch Gespräche dieses Bruders auf einsamen Spaziergängen, wenn ich ihn manchmal auch nur halb verstand, in meinem Innern angeregt; er wußte den gewöhnlichsten Erscheinungen einen höheren und oft geheimnißvollen Reiz zu geben; er war es auch, der meine kindischen Gefühle zuerst mit mehr Nachhaltigkeit auf übersinnliche und göttliche Dinge zu lenken verstand." M. besuchte die lateinische Schule seiner Vaterstadt. Friedrich Notter, ein älterer Schulkamerad, erzählt einen anmuthigen Zug aus dieser Zeit. Als der junge M. eines Tages auf der Schulbank vor sich hin träumte, trat der Lehrer vor ihn und fragte den erschrocken Aufschauenden: „Nun, von welchem Brückle guckst jetzt eben wieder hinunter?" Fürwahr, unbewußt ein feines Gleichniß vom jugendlichen Gemüth, welches noch auf alle die ungewordenen Liederbächlein hinaussinnt, die später in ein großes Meer von Wohllaut zusammenströmten! Erinnerungen aus einer seltsam mystischen Knabenzeit hat M. im „Maler Nolten" niedergelegt, wenn er diesen z. B. berichten läßt, wie er als Kind sich am liebsten in einen dunkeln Bretterverschlag auf dem Dachraum setzte und, während draußen der helle Tag schien, eine Kerze anzündete, vertrauten Gespielen Märchen erzählend. Die Kinder durften ab und zu durch zwei Astlöcher schauen, durch welche sie, wenn die Sonne niederging, hinausblickten auf die seligen Inseln. Hauptsächlich auf Wunsch eines Oheims kam man überein, daß sich M. dem geistlichen Stande widmen sollte. Schon in seinem elften Jahre lernte er den bitteren Ernst des Lebens kennen: der Vater wurde in Folge übermäßiger Berufsanstrengung vom Schlage getroffen und siechte drei Jahre lang dahin, bis er am 22. September 1817 von seinen Leiden erlöst wurde.

Jetzt trat der edle Oheim, der nachmalige Consistorialpräsident v. Georgii, ein hochgebildeter Mann, vor die trauernde Wittwe mit dem Anerbieten, die Sorge für die Ausbildung des Knaben übernehmen zu wollen und Eduard siedelte nach Stuttgart über. Unter seinen dortigen Lehrern gedenkt er namentlich mit dankbarer Anhänglichkeit des verdienten Pädagogen Karl Ludwig Roth, sodann des Prälaten v. Flatt, bei welchem er den herzgewinnenden Confirmationsunterricht erhielt. Nach bestandener letzter Schulprüfung, dem sogenannten dritten

Landexamen, entschied sich des Jünglings Beruf zum Prediger und im October 1818 wurde er mit einigen dreißig Zöglingen in die neu errichtete Klosterschule zu Urach aufgenommen. „Die prachtvolle Gebirgsgegend, das schöne Thal, worin wir wohnten (M. hat es in einem seiner vollendetsten Gedichte gefeiert), das enge Zusammensein mit einer Menge junger, nach Art und Begabung höchst verschiedener Menschen, die Eigenthümlichkeit der Lehrer, die Bekanntschaft mit Büchern, die nicht unmittelbar auf meinen Beruf hinwiesen — dies alles gab dem nun zum Jüngling erwachsenen Knaben in einer abgeschlossenen und einförmigen Lage die mannigfaltigste Anregung. Die Begriffe gewannen schnell einen größeren Umfang, Gesinnungen und Neigungen bestimmten sich; mit Ueberraschung sah ich eine reiche Welt des Geistes vor mir aufgethan, deren Widersprüche bereits auf mich zu wirken begannen, so daß ich das, was ich mein eigen nennen konnte, was vom Empfangenen mit meinem innersten Bedürfnisse zusammentraf, nur immer heimlicher und fester an mich zog.“ (Selbstbiographie.) In Urach schloß M. den Herzensbund mit seinem treuesten Freunde Wilhelm Hartlaub (geb. am 29. Mai 1804, † in Stuttgart am 10. Juli 1885). Diesem Trefflichen sind die Gedichte in der ersten Auflage von 1838 gewidmet; ihn, den früheren Pfarrer von Wermuthshausen, „dessen vier Wände in einer Woche mehr Haydn, Mozart und Beethoven zu hören bekamen, als die Concertsäle mancher Residenz in einem Winter“, den begeisterten Verehrer und Kenner unserer classischen Musik, hat der Dichter mehrfach poetisch verherrlicht. Andere Jugendfreunde aus der Uracher Zeit waren Ernst Bruckmann (geb. 1804, † als Pfarrer in Trossingen 1878) und Mährlen, später Professor am Stuttgarter Polytechnikum.

Im J. 1822 bezog M. die Universität und das Stift Tübingen. Seine geistigen Anlagen drohten ihn von seiner Bestimmung eher ab- als ihr entgegenzuführen. Daß er aber dem Studium der Theologie treu blieb, dankt er, nach seinem eigenen Bekenntnisse, nächst der Beschränkung der äußeren Umstände der Leitung seines Stuttgarter Oheims und eines Studiengenossen Rudolf Flad, des allzufrüh (1830) verstorbenen Freundes. Er hörte Collegien bei den Professoren v. Bengel, Eschenmaier, Tafel, Steudel, Schmied und Haug. Vor Allem ergab er sich dem Zauber der griechischen Dichtung, aber nicht pathologisch wie sein unglücklicher Landsmann und Liebling Hölderlin. Von dem Studentenleben hielt er sich gänzlich fern; mit gleichgestimmten Freunden, dem poesievollen Ludwig Bauer, dem genialischen Wilhelm Waiblinger und „mit traurig schönen Geistern im Verkehr“ sonderte er sich immer mehr von der Außenwelt ab und die Gefahr lag nahe, sein Talent möchte in spielender Phantastik aufgehen. Man schuf eine eigene Mythologie, ein Fabelland, die Insel Orplid, die heilige, von den Göttern verlassene Stadt und bevölkerte sie mit den wunderbarsten Gestalten. Daraus sind die beiden Phantasmagorien von der Orplid'schen Märchenwelt hervorgegangen; die eine, „Der letzte König von Orplid“ von M. steht als Schattenspiel im „Maler Nolten“, die andere, „Der heimliche Maluff“, befindet sich in Ludwig Bauer's Schriften. In einer geheimnißvollen Brunnenstube oder in dem am Tage künstlich verdunkelten Gartenhäuschen des Decans Pressel auf dem Oesterberge war der Schauplatz, wo M. und Bauer ihre Mysterien feierten und wo Homer, Shakespeare, Goethe und Calderon — M. besaß ein bedeutendes mimisches Talent und es geht die Sage, der nachmalige Herr Vicar habe einst bei einer in Noth gekommenen Schauspielertruppe aushilfsweise den Hofmarschall Kalb gespielt — gelesen wurden. Man muß die meisterliche Charakteristik der drei Stiftler in dem Aufsatz über Ludwig Bauer von D. Fr. Strauß nachlesen. Damals begann auch Mörike's Freundschaft mit Strauß und Fr. Th. Vischer. Von den in Tübingen entstandenen Gedichten hat M. später etwa ein Dutzend

in die Sammlung aufgenommen. Sie gehören durchwegs zu seinen schönsten Producten. Auch ein Trauerspiel wurde vollendet, ging aber in Flammen auf, da der Dichter die Höhe seiner Idee nicht erreicht zu haben glaubte. Der enthusiastische Ludwig Bauer, welcher Tags darauf einige Reste las, versichert seiner Braut, daß diese Ueberbleibsel zu dem Herrlichsten gehörten, was die Poesie je erschaffen hätte.

Im Herbste 1826 verließ M. Tübingen und führte nun die nächsten acht Jahre das Leben des wandernden schwäbischen Vicars, zuerst in Oberboihingen bei Nürtingen, hernach zu Möhringen auf den Fildern und in Köngen, Nürtinger Decanats. Die angegriffene Gesundheit drängte zu dem Entschluß, auf einige Zeit dem kirchlichen Dienste zu entsagen. Ungefähr ein Jahr brachte M. theils bei Verwandten in Oberschwaben, theils in Stuttgart zu. Auch fand sich günstige Veranlassung zu einer kleinen Reise nach Baiern. 1829 kehrte er mit gestärktem Muthe zum Pfarramt zurück; er kam als Verweser nach Pflummern bei Riedlingen an der Donau, sodann nach Plattenhardt auf den Fildern, von dort nach Owen bei Kirchheim unter Teck. Im Spätjahr 1831 erhielt er die Amtsverweserei Eltingen bei Leonberg, hernach das Vicariat zu Ochsenwang bei Kirchheim an der schwäbischen Alb. Zwei Jahre lang blieb er hier; allein das Klima war ihm auf die Dauer zu rauh und es wurden ihm rasch nacheinander Vicariate in Weilheim, in dem ihm schon bekannten Owen und in Oethlingen zugetheilt, bis er endlich 1834 vollkommenen Besitz von der Gemeinde Cleversulzbach bei Heilbronn nehmen sollte. Neun Jahre lang wohnte M. mit seiner Mutter und der ihm aufs innigste verbundenen Schwester Clara in eben dem Pfarrhause, wo einst die Mutter und Schwester Schiller's gewaltet hatten. Mit Justinus Kerner wurde gute Nachbarschaft gehalten, ebenso mit Karl Mayer, Schwab, Uhland.

Wenn schon die frühesten Gedichte Mörike's mit Staunen erfüllen, war sein erstes litterarisches Auftreten vollends ein unerhörtes, insofern als das Erstlingswerk ihn sogleich auf dem Gipfel seines dichterischen Vermögens zeigt. Der 28jährige Vicar zu Eltingen bei Leonberg trat 1832 mit seinem Roman „Maler Nolten" an die Oeffentlichkeit. Er hatte ihn theilweise in den Gärten von Hohenheim geschrieben. Das merkwürdige Buch war bald vergriffen. Der Verfasser aber, welcher die inneren Mängel und die Fehler der Composition rasch erkannte, gab später unter keinen Umständen einen Wiederabdruck des alten Textes zu; er beschäftigte sich mit einer Umarbeitung, die sich vornehmlich auf den ersten Theil erstrecken sollte, fand aber erst im Alter die Stimmung wieder, sich dem Werke seiner Jugend nochmals hinzugeben. Berthold Auerbach erzählt in den Briefen an seinen Freund Jakob Auerbach II, 149 am 29. April 1873 von einem Besuch bei dem kränkelnden Dichter: „Mörike arbeitet sich vergebens daran ab, seinen Roman „Maler Nolten" zu erneuen. Ich habe ihm schon vor mehreren Jahren gesagt, daß das unthunlich sei; eine Jugendstimmung und gar eine romantische muß man lassen wie sie ist und darf sie nicht aus einer späteren Stimmung corrigiren. Ich erzählte ihm damals: ich kannte in Prag eine Frau, bei der ein Maler wohnte, der lange seine Zimmermiethe nicht bezahlte. Eines Tages sagte sie ihm: „Sie können Ihre Schuld abverdienen, ich habe droben ein Bild meines Mannes hängen, machen Sie mir das Bild meines Sohnes daraus!" Die Geschichte ging damals M. sehr ein. Er wollte doch von seinem Vorhaben nicht lassen." Und so ist es gekommen, daß der Dichter über seiner Arbeit gestorben ist und damit ist die gleichmäßige Vollendung eines Kleinodes unserer höheren Erzählungskunst versäumt worden.

Die erneute Gestalt, in welcher der „Maler Nolten" 1877, zwei Jahre nach des Dichters Tod, in die Welt trat, gilt blos vom ersten Band; an den zweiten

sollte zwar nur die glättende Feile gelegt werden, aber da, wo sich die beiden Theile berühren, gähnt eine Lücke, welche die pietätvolle Hand Julius Klaiber's leise zu überbrücken gesucht hat.

Sich von dem holden Zauber, der über dieser wunderbaren Dichtung liegt, einspinnen zu lassen, gewährt einen Reiz seltenster Art. Wir halten die Handlung (nach der Neugestaltung) mit einigen Strichen fest. Der Maler Theobald Nolten ist mit Agnes, der Tochter eines biederen Försters, verlobt, und — aus Italien zurückgekehrt — eben in den glänzenden Kreis einer deutschen Residenz getreten, wo seinem Talente die schönsten Hoffnungen aufgehen. Agnes, eine zarte sensitive Natur, hatte kurz zuvor eine sonderbare Begegnung mit einer jungen Zigeunerin, die ihr den Verlust des Bräutigams prophezeihte. Das bethörte Mädchen, welches sich stets mit dem Vorwurf quält, ihrem Verlobten nicht zu genügen, verliert darüber einen Augenblick das Gleichgewicht des Gemüthes und erweist einem Verwandten eine zarte Neigung, die den Schein verletzter Treue auf sie wirft. Auch Theobald war als Kind mit der geheimnißvollen Zigeunerin Elsbeth in den Ruinen eines Schlosses zusammengetroffen: die Halbirrsinnige war von dem jungen Schwärmer mit dem unseligen Gedanken geschieden, daß er ihr auf ewig angehöre, sie glaubte ihn durch einen Schwur unauflöslich an sich gebunden zu haben. Nolten hat die Zigeunerin seit jenem Tag nie wieder gesehen, aber das Erlebniß ließ eine tiefe Wirkung in ihm zurück. Der Eindruck, den Agnes von jenem Verwandten empfangen, war ein flüchtig vorübergehender gewesen, aber Nolten — durch fremde Einmischung davon unterrichtet — würdigt die entfernt wohnende Braut keines Wortes mehr, ohne daß die Aermste eine Ahnung davon hat. Nolten's Freund nämlich, der Schauspieler Larkens, der von vorneherein den Stand der Sache nur wie die künstliche Verwickelung eines Intriguenstückes, dem ein glücklicher Ausgang nicht fehlen könne, betrachtet, ist auf der Stelle — in der treuen Absicht, den Freund glücklich zu machen, entschlossen, die Rolle des Vermittlers zu spielen. Mit der Kunst begabt, fremde Handschriften nachzuahmen, tritt er in die Lücke und nimmt den abgebrochenen Faden der zärtlichen Correspondenz mit Agnes geschickt auf, um dem Mädchen die gewohnte Herzensnahrung zu reichen. Der seltsame Briefwechsel zieht sich in die Länge. Vor dem Ende bangt freilich dem Schauspieler, welcher jeden Augenblick gefaßt sein muß, daß ein Zufall das Wagestück entdecken kann. Nolten verkehrt nun öfter im Hause des Grafen Zarlin und empfindet bald die Wirkung, die Constanze, des Grafen Schwester, eine junge Wittwe von hohem Geist und edler Anmuth, auf seine noch halbwunde Brust macht. Mit Besorgniß überwacht Larkens das aufkeimende Verhältniß zwischen Nolten und der schönen Gräfin Constanze. Die Aufführung eines harmlosen Schattenspiels — der letzte König von Orplid — durch den Maler und Schauspieler im gräflichen Hause bringt eine Wendung in die Dinge. In diesem Stück will der Klatsch Anzüglichkeiten auf den Hof gefunden haben, was den beiden Freunden eine verdrießliche Untersuchung, endlich sogar Verhaftung zuzieht, welche Larkens, der schon früher in eine unerhebliche politische Geschichte verwickelt gewesen, in gewisser Beziehung nicht unerwünscht vorkommt; er glaubt hiermit Nolten's gräflichen Roman ausgespielt. Schon malt er sich aus, wie er mit dem Freund nach der bevorstehenden Freilassung zu Agnes pilgern wird. Er täuscht sich aber, denn die Gräfin Constanze hat kaum das Mißgeschick Nolten's vernommen, so ist sie fester als je entschlossen dem Maler ihre Hand zu reichen. Mit Larkens' Gefangennehmung waren unterdessen alle seine Papiere und unter diesen auch der Briefwechsel mit Agnes in unberufene Hand gefallen. Der Herzog Adolf, mit der Untersuchung betraut und längst auf den lebhaften Verkehr Nolten's mit Constanze argwöhnisch, spielt dieser die Briefe Agnesens zu. Schmerzlich glaubt

die Gräfin an einen Treubruch Nolten's und verreist plötzlich. Der Proceß wird zwar durch einen Cabinetsbefehl aufgehoben, die beiden Freunde frei gelassen, aber Nolten ist unter den Seelenqualen im Gefängniß erkrankt, nachdem er vergebens auf ein tröstliches Zeichen von Constanze gewartet hatte. Eine Sendung an die Gräfin war uneröffnet zurückgekommen. Diese aber hat nach der jähen Erschütterung, in welche sie jene Entdeckung anfänglich gestürzt, bereits das schöne Ebenmaß ihres Wesens zurückgewonnen. Jetzt, da dem Schauspieler Nolten's Genesung weit genug vorgeschritten scheint, geht er endlich an die Lüftung des unseligen Geheimnisses: in aller Stille rüstet er zu einer längeren Reise, schreibt zum letzten Mal an Agnes, nimmt rasch Abschied vom Freund und verschwindet. Ein diesem zurückgelassenes Packet enthält die Briefe von Agnes und die Concepte derjenigen des Schauspielers. „In der gewissen Ueberzeugung, — schreibt Larkens an Nolten — daß die Zeit kommen müsse, wo Dein heißestes Gebet sein werde, mit diesem Mädchen verbunden zu sein, ergriff ich ein gewagtes Mittel, Dir den Weg zu diesem Heiligthum offen zu halten. Vergib den Betrug! nur meine Hand war falsch, mein Herz auf keine Weise. Ich bin Dein guter Genius und indem ich von Dir scheide, sei Dir ein anderer, besserer empfohlen. Ich meine Agnes. Setze das Mädchen in seine alten Rechte wieder ein! Du hast Dich in Deinem Argwohn geirrt. Eile zu ihr, sie wird nichts Fremdes an Dir wittern. Es steht bei Dir, ob das gute Mädchen das Intermezzo erfahren soll oder nicht; bevor ein paar Jahre darüber hingingen, würde ich nicht dazu rathen. Dann aber wird euch sein, als hättet ihr einmal im Sommernachtstraum mitgespielt, und Puck, der täuschende Elfe, lacht noch ins Fäustchen über den wohlgelungenen Zauberspaß. Ich habe Grund zu glauben, daß die Gräfin meine Correspondenz in die Hand bekommen; die Mappe war mit unter den Gerichtspapieren. Was wirst Du thun? Der Rückweg zu Constanze steht Dir vielleicht noch offen. Du sollst freie Wahl haben. Kannst Du Dich bedenken? Denk' an das schlichte Kind im Garten hinter des Vaters Haus! Neulich hat sie die Laube zurechtgeputzt. Jeden Tag, jede Stunde erwartet sie Dich — wirst Du kommen? Wag' es, sie zu betrügen, den hellen Sommertag dieser schuldlosen Seele in dumpfe Nacht zu verkehren!“ Nolten ist wie betäubt. Der Gedanke, der edlen Constanze als ein Elender erscheinen zu müssen, ist ihm unerträglich; das schmerzlich süße Gefühl aber, seine treue Agnes so bald ihm nur beliebt sein Eigenthum nennen zu können, durchbebt ihn mit holdem Staunen. Er schreibt an die Gräfin mit schlichter Geradheit, schildert sein Verhältniß zu Agnes bis zu dem ungeheuren Irrsal, wozu die unheimliche Erscheinung Anlaß gegeben, berichtet den Eingriff des Schauspielers in sein Schicksal und erfleht endlich ein Zeichen ihrer Verzeihung, um im Schmerz des Scheidens doch die Reinheit einer heiligen Erinnerung ungetrübt mit sich nehmen zu können. Der herrliche Sinn Constanzens verleugnet sich keinen Augenblick; hochherzig entsagt sie dem Geliebten, aber ihr Glaube an ihn ist gerettet.

Hier namentlich stehen wir vor dem Punkt, wo die Umarbeitung so sehr zu Gunsten des ganzen Werkes eingegriffen hat. In der ursprünglichen Anlage des Romans hatte Larkens selbst die Briefe Agnesens der Gräfin in die Hände gespielt; wilder Haß erfüllt sie gegen den Verräther, sie veranlaßt die Gefangennehmung der beiden und verzehrt sich, als sie Licht über den Irrthum erhalten, in qualvoller Selbstverachtung. Larkens selbst wollte erst Hand an sein Leben legen, dann entfloh er. — Der Fortschritt in der zweiten Gestalt des Buches ist unverkennbar.

Erzählen wir zu Ende. Wir treffen den Maler auf der Reise, deren Ziel nicht ungewiß sein kann, es gilt dem Ort seiner wiedergefundenen Liebe. Man muß dieses Wiedersehen auf dem Kirchhof, wohin Agnes eben ein Stück Tuch

auf die Bleiche getragen hat, selbst nachlesen. Eine ähnliche Scene findet sich in unserer gesammten Litteratur nicht leicht wieder. Die Beiden verleben nun Tage ungetrübten Glücks. Nur manchmal befällt Nolten die Sorge um Larkens, dessen Spur völlig verloren gegangen ist. Nolten hat inzwischen eine glänzende Anstellung als Hofmaler im Dienste eines Fürsten erhalten; das Paar muß von der Heimath Abschied nehmen; Agnes aber, aufs neue von einer düsteren Ahnung befallen, die mit der Prophezeihung der Zigeunerin zusammenhängt, beharrt darauf, zunächst mit dem Bräutigam und dessen Schwester an Ort und Stelle zu reisen, wo dann die Trauung stattfinden soll. Das Verhängniß steht als dunkle Wolke über ihrem Haupte. Man langt eines Abends in einer Stadt an; dort findet Nolten in einer schlechten Wirthsstube unter Handwerkern den lange gesuchten Larkens, der, um ganz von der Welt zu verschwinden, sich in seiner selbstquälerischen Stimmung bei einem Tischler in die Arbeit gegeben hat. Der ehemalige Schauspieler, in dem unglückseligen Wahn befangen, der Maler sei gekommen, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, flieht, ohne Nolten gesprochen zu haben und nimmt Gift. Längst mit sich selbst zerfallen, hatte er die That langsam vorbereitet, das plötzliche Erscheinen des Freundes hat die Ausführung beschleunigt. In seinem unsäglichen Schmerz findet Nolten eine theilnehmende Seele in der Person des edlen Präsidenten, welcher in dem Tischlergesellen den einst so gefeierten Schauspieler seit geraumer Zeit erkannt hatte. In dem Landhaus des Präsidenten machen die Reisenden auf einige Tage Rast und begraben den Todten. Zu unseliger Stunde aber verräth Nolten seiner Braut das Geheimniß, welches sein Gemüth belastet, das Spiel mit den unterschobenen Briefen. Agnes erliegt dem Eindruck. In derselben Nacht stellt sich die Erscheinung wieder ein; Agnes wird halbtodt im Garten aufgefunden, neben ihr die wilde Elsbeth, die Zigeunerin, die ihr vermeintliches Recht an Nolten einzufordern gekommen ist. Ueber die Seele des armen Mädchens hat sich ein Schleier gelegt: die sonderbarste Personenverwechslung zwischen Nolten und Larkens ist in ihr vorgegangen, Nolten scheint ihr Larkens, ein Doppelgänger des Geliebten zu sein — sie ist wahnsinnig geworden. Der blinde Gärtnerssohn Henni, eine versöhnend milde Erscheinung mitten in der Katastrophe, bleibt ihr einziger Gespiele. Oft sieht man die zwei in der Hauskapelle vor der Orgel sitzen, die der Blinde spielt. Eine wundervolle Scene malt der Dichter gegen den Schluß des Romans, wie der Knabe gedankenvoll vor der offenen Tastatur sitzt; Agnes, leicht eingeschlafen auf dem Boden neben ihm, den Kopf an sein Knie gelehnt, ein Notenblatt auf ihrem Schooße. Die Abendsonne bricht durch die bestäubten Fensterscheiben und übergießt die ruhende Gruppe mit goldenem Licht. Das große Crucifix an der Wand sieht mitleidsvoll auf sie herab. Noch einige qualvolle Tage vergehen, da wird die Leiche des Mädchens, das sich in einen Brunnen gestürzt hat, ins Schloß getragen. Die Nacht vor dem Begräbniß erwacht Nolten über einer sonderbaren Musik, eilt hinaus und wird von den aufgeschreckten Schloßbewohnern todt gefunden. Ein heftiger Schrecken hatte die von Kummer und Verzweiflung erschöpfte Natur getödtet. Nicht weit von der Unglücksstätte an der Landstraße stieß man auch auf den entseelten Körper der Zigeunerin, die vor Entkräftung liegen geblieben war.

Der „Maler Nolten“ ist zur Hälfte ein psychologischer, zur Hälfte ein Schicksalsroman. M. steht halb in der Romantik, halb hat er sich zu Goethe'scher Idealirät erhoben. Von einem mystisch-romantischen Hintergrund hebt sich leuchtend die klare naturgemäße Handlung ab. Aber Nolten's fatalistische Wahlverwandtschaft mit der dämonischen Zigeunerin, die wie das Fatum auftritt und in Wirklichkeit eine nahe Blutsverwandte Nolten's ist — diese Wahlverwandtschaft schafft im Verborgenen, ohne jene Annäherung der wahlverwandten Per-

sonen, die in Goethe's Roman so bewunderungswürdig dargestellt ist und darum ist — wie Vischer bemerkt — der Schluß des Ganzen unbefriedigend, endet mit einer schneidenden Dissonanz, wirkt, nach dem Ausdruck von Hermann Kurz, „weltgerichtlich". Hier liegt der wunde Fleck des Werkes. Wir dürfen dabei nicht übersehen, daß M. an geheimnißvoll wirkende Kräfte in der menschlichen Natur, an Ahnungen, sogar mystische Erscheinungen glaubte.

Die Conception der Romans ist eine wundervolle. Die Hauptfiguren treten in vollendeter Plastik aus dem Rahmen heraus. Nolten selbst zeigt freilich am wenigsten Individualität, er ist sachgemäß mehr der passive Mittelpunkt der Handlung. Dafür ist der Schauspieler Larkens, die bedeutendste männliche Figur, scharf umrissen: Hypochonder, übersättigt vom Genuß des Lebens, auf der anderen Seite aber mit Gefühlsinnigkeit und einem genialen Humor ausgestattet, hat er dadurch, daß er die Vorsehung spielen wollte, seine tragische Schuld auf sich genommen. Ein psychologisches Meisterstück, voll unbewußter, unendlich rührender Poesie ist Agnes. Der Dichter zeigt hier und in der Schöpfung der Constanze seine Verwandtschaft mit Goethe, dem vorzüglichsten Darsteller des weiblichen Ideals, nicht minder auch in der epischen Ruhe des wahrhaft classischen Stils; da begegnet uns nirgends das Hastige unserer modernen Romanschriftsteller, nirgends eine bloße Effectscene, von Empfindsamkeit keine Rede. Wer den Dichter in Bildern sucht, hebe nur das eine heraus. Auf das herzliche Gekicher der Mädchen wird ein Gleichniß angewendet. „Die Elfen — heißt es — pflegen sich bei Nacht mit allerlei lieblichen Dingen, unter Anderem auch mit einem Kegelspiel von purem Gold die Zeit zu verkürzen; wenn alle Neun fallen, nennen sie es ein goldenes Gelächter, weil der Klang dabei gar hell und lustig ist." M. weiß das Tragische wie das Komische — man denke an die Figur des Barbiers Wispel — mit derselben Meisterschaft zu beherrschen. Für einen Achtundzwanzigjährigen, der dazu von der Welt noch nichts gesehen, war dieser „Maler Nolten" ein beispielloses erstes Debut; aber die gewaltigen Schicksalsstoffe, an die sich der jugendliche Dichter hier gewagt, wollte er nicht wieder berühren; was er von jetzt an erzählt, ist zumeist ein heiteres Ereigniß, ein Schwank, ein Idyll, ein Märchen. Schön äußert sich Ludwig Bauer (Schriften S. LIV) am 10. November 1832 dem Freunde gegenüber: „Nolten ist, ohne Ruhm zu melden, ein Meisterstück, ausgezeichnet durch Wahrheit und psychologische Tiefe, während sich ein leiser bänglicher Hauch von Poesie auch über die klarsten Züge des Gemäldes verbreitet. Denn unheilverkündend ist der ganze Horizont, der Nolten's Leben umfängt; selbst die Farbe der Gegenden, der Flug der Vögel ist wie vor Ausbruch eines Gewitters. Es ist nicht möglich, etwas zu hoffen und allmählich geht das düstere Vorgefühl in ein Grauen über, wie es nur die Mitternacht oder Shakespeare in mir wecken konnte, ein Grauen, das überhaupt nur dann in uns entsteht, wenn wir auf ächt künstlerliche oder rein menschliche Weise eben bis an den Saum eines Jenseits gehoben werden, ohne dabei das Diesseits zu verlieren. Und um so tiefer geht jener gespenstische Schauer, weil man sich mit ganzem Herzen in einen Knäuel fremder Geschicke hineingeflochten und sein Gemüth in den zartesten Saiten erschüttert fühlt. Um so wohlthuender wirkt aber auch die Ruhe, die der Erzähler zu erkennen gibt und der feine Tact, mit welchem alles motivirt wird, als wäre es mehr um ein historisches Interesse zu thun, und die gediegene Klarheit, zu welcher fast alle Gedanken durchgearbeitet sind. Ich habe es bisher für unmöglich gehalten, sich so ganz in einem Producte abzuprägen, wie Du dieses Werk zu einem Abbilde Deines Geistes gemacht hast" ꝛc. Ludwig Tieck bekannte, daß er seit dem „Maler Nolten" nun wieder an die Triebkraft der deutschen Poesie glaube.

Mit Wilhelm Zimmermann veröffentlichte M. 1836 das „Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten“. Darin befinden sich zwei der schönsten Lieder Mörike's, das „Bacchusfest“ (später zu „Herbstfeier“ umgestaltet), „Erstes Liebeslied eines Mädchens“ und die Märchennovelle „Der Schatz“. Hier läßt der Dichter seinem phantastischen Humor freien Lauf in einer bunten, fast übermüthigen Verflechtung rein wirklicher Erzählung mit abenteuerlich Märchenhaftem. Hermann Kurz in seiner Erstlingsnovelle „Das Wirthshaus gegenüber“ (1836, Gesammelte Werke, Bd. VIII) pries das Ganze als einen Schatz der Poesie: „Diese Fee Briskarlatina, die Frau Lichtlein mit ihren Fieberäpfeln, die räthselhafte Edelfrau, der Wegweiser, der die hölzernen Hände zusammenklatscht, der kleine Feldmesser, der Europa auf der Homann'schen Landkarte bereist, das Waidefegerfest, das unbefangene liebliche Mädchen Josephe — das sind köstliche Gaben, welche die Poesie nur ihren Sonntagskindern schenkt.“

In den Mai 1837 fällt Mörike's persönliche Bekanntschaft mit dem ihm in vielen Stücken so nahe verwandten Hermann Kurz. Der kürzlich publicirte Briefwechsel der beiden Dichter bildet das theure Vermächtniß ihrer Freundschaft. Anlaß dazu bot dem jüngeren Kurz Mörike's unvollendeter Operntext „Die Regenbrüder“, der von Ignaz Lachner damals in Musik gesetzt wurde. Zur Ausführung der letzten Scenen aber mangelte dem Dichter die Stimmung; M. litt noch an den Nachwehen einer langwierigen Krankheit. Auf Ludwig Bauer's Vermittlung hin hatte sich der in Stuttgart als Schriftsteller weilende Hermann Kurz bereit finden lassen, die fehlenden Scenen zu ergänzen und von nun an entspinnt sich eine reiche, für das Schaffen der beiden Dichter äußerst wichtige Correspondenz, die zwar hier und da, namentlich in dem bewegten Jahre 1848, einen Unterbruch erlitt. Allein trotz Mörike's Abneigung gegen alles, was an politische Debatte blos streifte und trotz der eifrigen Theilnahme, mit welcher sich Kurz als Redacteur des „Beobachter“ geraume Zeit hindurch ganz dem Betrieb radicaler Tendenzen widmete, wurden die abgebrochenen freundschaftlichen Fäden immer wieder aufgenommen bis zum Tode von H. Kurz. Den einen Wilhelm Hartlaub ausgenommen, dessen Briefwechsel mit M. sich der Oeffentlichkeit nicht wird entziehen können, hat sich der Dichter keinem anderen seiner späteren Freunde so herzlich gegeben, wie zeitweilig Hermann Kurz. Ihm erzählt er auch, wie er im Sommer 1837 das halbvergessene Grab von Schiller's Mutter († 29. April 1802) auf dem Cleversulzbacher Friedhofe mit einem steinernen Kreuze und einer Inschrift geschmückt hat. „Jetzt — schreibt er am 30. Juni — etwas zum Beweis, wie ordentlich zuweilen doch die Heiligenpflege sich mit der Poesie verbindet. Wie Sie wissen, liegt Schiller's Mutter auf hiesigem Kirchhof begraben. Als ich hierher kam, fand ich die Stätte durch nichts als einen mittelmäßigen Fruchtbaum bezeichnet. (Im Orte selber wußten nur zwei alte Leute Etwas von der „Frau Majorin“ zu sagen, dies war im Löwenwirthshaus, das mit den Pfarrfamilien jederzeit, besonders auch mit dem Pfarrer Frank, dem Schwiegersohn von Schiller's Mutter, in gutem Vernehmen gestanden. Der Wirth war zugleich Bäcker und die Majorin, eine heitere, zutrauliche Frau, sagte manchmal, sie sei in Bäckerhäusern immer gerne, weil sie in einem solchen auferzogen worden.) Ich ließ vor der Hand einen regelrechten Hügel und fest, von guter Gartenerde, aufwerfen, mit Rasen umkleiden und oben mit einigen Blumen bepflanzen. Indessen verdroß es mich immer, nicht irgendwie eine dauerhafte Inschrift anbringen zu können. Denn wie leicht könnte nach der unglaublichen Gleichgültigkeit, womit man die Sache bisher ignorirte, die Stelle ganz in Vergessenheit kommen! Nun geh' ich neulich in der Morgensonne auf den Platz und sehe ein etwa vier Schuh' hohes, sehr starkes steinernes Kreuz in einem Winkel lehnen, welches inzwischen bis über die Arme in die Erde gesunken und

soeben ausgegraben worden war, weil es dort hinderte. Soweit ich die Inschrift entziffern konnte, war es über 100 Jahre alt und wahrscheinlich für die Frau eines Geistlichen errichtet. Es hatte seine ursprüngliche Bestimmung verloren und ich beging somit keinen Raub, wenn ich ihm eine neue anwies. Nachdem ich Anzeige von meinem unschuldigen Vorhaben gemacht, welches auch keinen Widerspruch erfuhr, ließ ich den altfränkischen Schild mit der Inschrift, sowie er über und unter den Achseln des Kreuzes herumging, sorgfältig weghauen, daß nur ein schlichtes, wohlgeformtes Kreuz von ziemlicher Höhe dastand, das ich sofort in meinem Garten in eine Laube bringen ließ, um ihm die zwei Worte: „Schiller's Mutter", womit es versehen werden sollte, noch eigenhändig einzugraben. Ich habe hierin einige Uebung und sind die Lettern, tief und scharf, Fractur, auch so glücklich gerathen, daß jeder Steinmetz mit Vergnügen sich zu dieser Arbeit bekennen würde. Am Feiertag Johannis, den 24. Juni, nach der Morgenkirche wurde der Stein unter meinen Augen vom Maurer auf den Hügel gepflanzt, wo er sich nun sehr stattlich und sauber im Schatten des Baumes ausnimmt, der seinerseits auch viel dadurch gewinnt. Daß mir kein Mensch einen Großdank dafür gibt, thut ihm nichts und macht mir die Sache nur um so eigner und lieber". (Vgl. auch Gedichte S. 102.)

Es hat sich aufs schönste gefügt, daß die Mutter Mörike's nach vier Jahren neben diejenige Schiller's zu ruhen kam. Bekanntlich ist den beiden Dichtermüttern am 9. Mai dieses Jahres (1885) ein gemeinsamer Denkstein gesetzt worden.

1838 erschienen die Gedichte Eduard Mörike's. Dieselben bezeichnen den Mittel- und Höhepunkt seines gesammten Schaffens. Das bescheidene Bändchen, großentheils Erzeugnisse der Studenten- und Vicariatsperiode enthaltend (neu aufgelegt 1845, 1856, 1867 und 1878), ist in der letzten Ausgabe fast um das Doppelte angewachsen, wobei nirgends ein Nachlassen der poetischen Kraft spürbar wird. Es ist oft ausgesprochen worden, daß M. als Lyriker Goethe am nächsten kommt. In Hinsicht auf Wahrheit und Innigkeit des Gefühls, unmittelbaren Ausdruck des Gedankens, Grazie und Zierlichkeit der Form gewiß; in einem Punkt überbietet er den großen Meister: der schalkhafte Humor klingt in Goethe's Liedern nicht so voll und so anmuthig an, wie bei dem schwäbischen Dichter. M. hatte ein feines Ohr für alles, was Wohllaut heißt. Dadurch erzielte er die gesättigte sprachliche Musik seiner Lieder. Daß er ein unvergleichliches Verständniß für Musik selbst besaß, zeigt die herrliche Mozart-Novelle. Jahn's „Mozart", Chrysander's „Händel" gehörten zu seinen Lieblingsbüchern. Der „Erlkönig" von Schubert erschien ihm bei großen Schönheiten als ein zu „grelles und den Charakter des Gedichtes gewissermaßen aufhebendes Prachtirstück". Mit Vorliebe verkehrte er mit musikalisch angelegten Naturen, so mit Hartlaub, Ludwig Bauer, sodann mit Hetsch und Friedrich Kauffmann, den vorzüglichen Componisten seiner Lieder. Von Tonsetzern, die nach Mörike'schen Gedichten griffen, sind außerdem zu nennen: Brahms, Schumann, Robert Franz, Pauline Viardot-Garcia, O. Scherzer, R. v. Hornstein, Hans Huber u. s. f.

M. wandelt anfänglich die Bahn der rein liedartigen Lyrik, später wendet er sich mit Vorliebe dem Gelegenheitsgedicht, dem heitern Stimmungsbilde zu. Mehr und mehr macht sich der Einfluß der Antike geltend. Für die idyllische Poesie zeigt er eine Begabung sonder Gleichen. Seine Welt ist die des Innern, sein Element Liebreiz und Schönheit. Hier glänzende Lichter, dort ahnungsvoller Dämmerschein. Deutsche Innigkeit hat er mit der heitern Form der Griechen verschmolzen. Der competenteste Beurtheiler von Mörike's Eigenart, Fr. Th. Vischer, faßt seine Ansicht über den Lyriker M. in die Worte zusammen: „von der schwäbischen Gruppe der romantischen Schule hat er das Naive, von

der norddeutschen das traumhaft Phantastische, von der classischen Verzweigung unserer letzten poetischen Blüthe das rein menschliche, griechisch schöne Gefühl Hölderlins, von Goethe die plastisch edle Seelenmalerei in der Schilderung tiefer Empfindungskämpfe". Den schlicht naiven Ton des Volksliedes schlug nur Goethe an, wie er. Lieder wie „Agnes". „Das verlassene Mägdlein", „Ein Stündlein wohl vor Tag", „Schön Rohtraut", „Zwei Liebchen", „Soldatenbraut", „Die schlimme Greth", „Der Gärtner", „Jung Volker", „Suschens Vogel" u. s. w. sind tief aus dem klarsten Born der Volksseele geschöpft. Goethe'sch gedacht sind „Das Jägerlied", „Er ists", „Um Mitternacht", „In der Frühe", „An eine Aeolsharfe", mit der hinreißenden musikalischen Malerei (nun von Brahms componirt). Welch ein Behagen zieht sich durch die Idyllenpoesie unsers Dichters! Welche milde Heiterkeit liegt über dem wunderlieblichen „Thurmhahn" (ursprünglich in einer württembergischen Kirchenzeitung erschienen) ausgebreitet, oder über den Stücken — man braucht sie nur zu nennen — „Besuch in der Karthause", „Waldidylle", „Ländliche Kurzweil", „Hermippus", „Ach, nur einmal noch im Leben", wahren Wunderwerken der Poesie! Beinahe unerreicht steht M. da, wo es sich um Darstellung des Komisch-Schalkhaften handelt. Sein Humor ist bloß ein lächelnder, nie verletzender. Die Leser Mörike's werden gleich an den „Sichern Mann" denken, jenes biedere Ungethüm mit dem gräulichen Borstenhaupt und den unendlichen Stiefeln. Suckelborst's Thun ist lauter Nichts und voll thörichter Grillen; ab und zu tritt er einen Meilenzeiger um, oder zur Winterszeit streckt er sich nach seiner ganzen Länge ins beschneite Blachfeld und ergötzt sich, wenn er aufgestanden, an seinem Conterfei mit bergerschütterndem Lachen. Da besucht ihn einst, wie er eben in seiner Höhle den Fraß verdaut, Lolegrin, der Spaßmacher der seligen Götter und entbietet ihm mit schelmischem Ernst, indem er sich auf dem Stiefelabsatz des Ruhenden niederläßt — Moritz von Schwind hat die köstliche Scene im Bild festgehalten — den Gruß der Himmlischen, welche den Sichern zum Lehrer der Menschheit bestimmt hätten. Denn damals, als Suckelborst noch ungeboren im Schoß der steinernen Kröte geschlafen, hätten die Götter ihn mit hohen Gesichten gesegnet und ihm gezeigt, wie Alles in der Schöpfung geworden und noch werden solle. Dieses den schweigsamen Helden und Weisen der Unterwelt zu verkünden, sei der hehre Beruf des sichern Mannes; aber umsonst hätten die Unsterblichen bis jetzt seiner geharrt. Der Sichere steht wie vom Donner gerührt, endlich hebt er halblaut zu brummen, dann gottlos zu fluchen an. Aber er glaubt den Himmlischen nicht trotzen zu sollen und geht schwitzend an sein Werk. Erst muß er ein Buch haben, die wundersamen Gedanken, welche aus den rußigen Kammern seines Gehirns zum Vorschein kommen, aufzuschreiben. In der Mondnacht steigt er nach dem nächsten Dorfe hinunter, hebt ein Dutzend Scheunenthore aus den Angeln und bindet sie mit Stricken zusammen. Als elegante Einbanddecke dienen die stattlichen rothbemalten Thorflügel aus der Scheune des Schulzen. Nun kommt der Geist über ihn, er legt sich vor das offene Buch nieder und holt mit mächtiger Kohle aus zu Strichen, grad wie krumm und in unnachsagbaren Sprachen. Endlich erfolgt das Punctum, reichlich groß wie ein Kindskopf; dann erhebt er sich und stärkt sich mit bedeutender Mahlzeit. Er reist auf einsamen Pfaden nach der Unterwelt, winkt den erst tödtlich erschrockenen Schatten heran, lehnt sein mächtiges Manuscript gegen einen Hügel, räuspert sich unter prasselndem Echo und beginnt alsdann seinen erhabenen Vortrag über Entstehung der Welten. Aber Satan, das schwarze gehörnte Scheusal, hat sich hinter den unverdrossenen Sprecher geschlichen, schneidet Gesichter, schlägt Purzelbäume und reizt das Publicum zu beständigem Lachen; jener, in würdiger Ruhe verharrend, stellt sich, als ob er nichts bemerkte und docirt weiter.

Endlich, als es der Teufel gar zu bunt treibt und seinen Schweif dem Redner in die Tasche schiebt, als ob ihn fröre, da greift der Sichere ruhig rückwärts und reißt dem Bösen den Schwanz bis zur Wurzel aus und, indem er den ehrfurchtsvollen Seelen sinnend das Object vorhält, verkündet er prophetisch: dreimal werde der sichere Mann dem Teufel den Schwanz ausraufen, neu zwar sprosse selbiger hervor, gerathe aber immer kürzer, bis endlich dem Bösen Muth und Stärke vergehen und er von Allen verachtet werde; dann komme ein großer Festtag für Erde und Hölle. So spricht Suckelborst, legt den Schweif als Zeichen in das Buch, schmettert den Deckel zu und zieht ab unter unermeßlichem Beifallklatschen und freudigem Aufruhr. Lolegrin aber, der das ganze Spectakel heimlich mit angesehn, in Gestalt der Cicade sich auf dem Zweig einer schwarzen Weide wiegend, schwang sich empor zu den Göttern, „ihnen treulich zu melden die Thaten des sicheren Mannes und das himmlische Mahl mit süßem Gelächter zu würzen." — Hieher gehört ferner der nicht genug zu preisende graciöse Schnack „Waldplage", ferner „An meinen Vetter" (unter der „Sommerweste" steckt ein geliebter Bruder), „An Longus" (abermals auf einen Bruder gehend), „Häusliche Scene", „An Philomele", „Abschied" 2c. — Des Dichters Neigung geht nicht bloß dahin, das Unbedeutende zu beseelen; es finden sich in der Sammlung auch die besten Erzeugnisse hohen Stils. Man erinnere sich an Gedichte wie: „An einem Wintermorgen", „Besuch in Urach", „Mein Fluß", „Gesang zu Zweien in der Nacht", „Cantate bei Enthüllung der Statue Schiller's", „Erinna an Sappho" u. s. w. Selten ist bei einem Dichter das gediegene Gold so mit Händen zu greifen, wie bei M. Seine wenigen Balladen besingen keine gegebenen Stoffe, alles ist Spiel der Phantasie, welche am liebsten die Gebiete des Mythischen, Märchenhaften streift. So „Die traurige Krönung", „Die Schiffer- und Nixenmärchen, „Die Geister am Mummelsee", der seltsame „Feuerreiter" 2c. — Für das Derbe, das Unedle hat diese weiche, keusche Dichterseele keinen Raum. Von der beliebten Zerrissenheit oder der Selbstbespiegelung keine Ahnung. Tendenz, vollends politische wird Niemand bei M. suchen. Sage man aber deshalb nur nicht, er sei kein Patriot gewesen! Die Geschicke seiner engern Heimath, diejenigen Deutschlands drangen ihm eben so sehr zu Herzen als jedem andern guten Vaterlandsfreunde. Die beste Antwort auf derartige Einwürfe improvisirte er im großen Jahre 1870: „Beschämt hat mein Gedicht geschwiegen Bei deinen Thaten, deinen Siegen, Und andre, die darob mich schalten, Hätten besser auch den Mund gehalten". — Mörike's Poesie erhebt sich auch in das religiöse Gebiet: so die innig zarte Legende von „St. Michael's Feder", sein herrliches Charfreitagslied: „O Woche, Zeugin heiliger Beschwerde", oder jenes rührende: „Wo find' ich Trost?", das Agnes im „Maler Nolten" singt. Seine Bildersprache, in der er edles Maß gehalten, ist von ausgewählter Schönheit: die holde Nacht geht mit leisem Tritte auf schwarzem Sammet, wie ein Gewebe zuckt manchmal die Luft, dazwischen hört man Töne von seligen Feeen, die im blauen Saal zum Sphärenklang silberne Spindeln hin und wieder drehen; die heilige Nacht, gebückt auf ihre Harfe, stößt träumend mit dem Finger an die Saiten; die Purpurlippe des Tages, die geschlossen lag, haucht halbgeöffnet süße Athemzüge; des Morgens früh glänzet ein Hahnenschrei empor; aus dem Gebüsch trieft Nachtigallschlag wie Honig durch das Gezweig und sprüht wie Feuer zackige Töne; sein Herz webt in golden grüner Zweige Dämmerung die Erinnerung alter unnennbarer Tage; die donnernden Massen des Rheinfalls sind ihm Rosse der Götter, die, eines über dem Rücken des andern, herunterstürmen und silberne Mähnen umherstreuen; an der rosigen Pforte des Paradieses lehnt Wache haltend, hellgelockt, ein Engel, hingesenkt ein träumend Ohr den ew'gen Melodien, die im Innern sind u. s. w. — Unveröffentlicht sind eine Menge reizender Gelegenheits- und Hausverslein, versiculi familiares,

wie er sie nannte. Eine schöne ungedruckte Strophe mag diesen kurzen Lebensabriß schmücken: „Des Herrlichen, womit die volle Welt Uns überdrängt, sich mächtig zu erwehren, Und Lust und Leid, worin er sich gefällt, In tausend Herzen bleibend zu verklären, Erglüht der Sänger schwärmend im Gedicht Meist ohne Dank, zum mindsten fühlt ers nicht“.

1839 veröffentlichte M. eine Sammlung erzählender und dramatischer Dichtungen als „Iris“, Altes und Neues bringend, so den „Schatz“, „Die Regenbrüder“, „Der letzte König von Orplid“, „Lucie Gelmeroth“ (schon 1834 in der „Urania“ mitgetheilt), und „Der Bauer und sein Sohn“. Lucie Gelmeroth ist eine psychologisch fein angelegte Novelle und das Märchen „Der Bauer und sein Sohn“ gehört zu den besten seiner Gattung. (Die drei Erzählungen aus der „Iris“ wurden 1856, um das Märchen „Die Hand der Jezerte“ vermehrt, als „Vier Erzählungen“ wieder abgedruckt). 1840 erschien das erste und einzige Bändchen „Classische Blumenlese. Eine Auswahl von Hymnen, Oden, Liedern, Elegien, Idyllen, Gnomen und Epigrammen“. M. bediente sich bei dieser Anthologie zumeist der bereits vorhandenen alten guten Uebertragungen, manches wurde in einander verarbeitet, ergänzt und neu übersetzt. Aus eben dieser Beschäftigung mit den Alten ist 1855 eine gemeinschaftlich mit Friedrich Notter unternommene Uebersetzung der Idyllen des Theokrit, Bion und Moschos, und 1864 eine Revision und Ergänzung von Degen’s Uebersetzung des Anakreon hervorgegangen. 1844 besorgte M. die Herausgabe der Gedichte seines längst gestrandeten Jugendfreundes Waiblinger.

1843 legte M. seine Cleversulzbacher Stelle ganz nieder. Das geistliche Amt entsprach seiner innersten Neigung nicht, obwohl sein Gemüth auf tiefreligiösem Grunde ruhte. Seit langem hatte er sich in Folge wiederholt auftretenden Kränkelns genöthigt gesehen, sich durch einen Vicar vertreten zu lassen. Was er hier in dem trauten Cleversulzbach und wohl auch noch später allzu sehr liebte, war die Hingabe an die Beschaulichkeit, an einen poetischen Quietismus, welcher auch seine Production quantitativ beeinträchtigte. Qualitativ hat M. genug geschrieben, was unvergänglich fort bestehen wird. Das nächste Halbjahr verbrachte er mit der treuen Schwester bei dem Freunde Hartlaub in Wermuthshausen, siedelte dann nach Schwäbisch-Hall und 1845 nach Mergentheim über, wo er früher schon das Bad gebraucht hatte. Um diese Zeit (1846) kam er auch wieder einmal einige Schritte über sein Schwabenland hinaus; während eines Sommeraufenthaltes lernte er den Bregenzer Wald und die nächstgelegenen Schweizerkantone kennen. Damals entstand seine „Idylle vom Bodensee, oder Fischer Martin und die Glockendiebe. In sieben Gesängen“ (1846). Namentlich auf Jakob Grimms Veranlassung wurde ihm für die anmuthige Dichtung der Tiedgepreis zugesprochen. Dieselbe leidet freilich abermals an einem Compositionsgebrechen, welches die Einheit der Handlung stört. Es werden nämlich zwei verschiedene Erzählungen in einander geschoben. Am Gestade des Sees steht eine uralte, verfallene Capelle. Der lustige Fischer Martin erzählt einst dem Schneider Wendel, welcher in der Nähe mit Heumachen beschäftigt ist, die Sage von der wunderbaren Glocke, die — was kein Mensch ahnt — noch droben im Gebälk des schlanken Thürmchens hange. Wendel läßt sich bethören und macht sich nächtlicher Weile daran, dieselbe zu stehlen, findet aber statt ihrer im Glockenstuhle einen ungeheuren dreispitzigen Hut, den Auswurf seines Geschlechtes, am Stricklein baumeln. Unterdessen ist der muthwillige Fischer, von welchem der Filz hinaufgeschafft worden, dem Glockendiebe nachgeschlichen und spielt dem Ertappten auf der Clarinette die alte Weise vor: „Was gleichet uns Schneidern an Witzen und Listen“. Mitten in diesen harmlosen Schwank greift nun ein zweiter, gleich umfangreicher, nicht bloß episodisch behandelter ein; es ist eine

Jugenderinnerung des Fischers Martin, welcher einst, um einen Freund zu rächen, dem die Braut untreu geworden, der anderweitig Vermählten in der Hochzeitsnacht den Wagen mit der Aussteuer auf eine einsame Waldwiese hatte führen lassen; dort war von den losen Gesellen der Hausrath Stück um Stück ausgeladen, aufgestellt oder an Bäume gehängt und ein toller Brautschmaus veranstaltet worden. Im Uebrigen sprüht das Gedicht von liebenswürdiger Schalkhaftigkeit. Alles athmet frische Seeluft und das Landschaftsbild ist bezaubernd wie ein „herbstkräftiger“ Septembermorgen am schwäbischen Meere.

1851 erhielt M. einen Ruf an das Katharinenstift in Stuttgart, um dort als „Pfleger weiblicher Jugend“ wöchentlich eine Stunde über deutsche Litteratur zu lesen. Zugleich ging der Siebenundvierzigjährige mit der Mergentheimer Freundin Margaretha Speeth seine Ehe ein, aus welcher zwei Töchter entsprossen sind. Auf das Lehramt verzichtete er zum großen Schmerze seiner Mädchen 1866 in Folge eines Halsleidens.

Weihnacht 1852 brachte sein Märchen „Das Stuttgarter Hutzelmännlein“, ein mit Poesie und goldenem Humor durchtränktes Gebilde von unvergleichlicher Anmuth, aufgebaut auf den Grund schwäbischer Traditionen und örtlicher Bräuche. Auf der einen Seite die Geschichte von dem drolligen Pechschwitzer, genannt Tröster, mit seinen zwei Paar Glücksschuhen und dem Hutzelbrot, Dinge, welche an den beiden Liebesleuten, dem Schustersepp und der Vrone Kiderlen erprobt werden; auf der andern die aus eitel Duft und Poesie gewobene Gestalt der schönen Lau, welche, im Blautopf, einem sehr herrlichen Quell hinter dem Kloster Blaubeuren weilend, fünf Mal von Herzen lachen sollte, um die Gunst ihres grämlichen Gemahls, eines Donaunixes, wieder zu gewinnen, was ihr auch schließlich mit Hilfe der wackern Bewohner des Nonnenhofes gelingt — all’ das ist zu einem einheitlich gestalteten Sagenbild von wunderbarer Schönheit verschmolzen, auf das der milde Humor des Dichters sich am vollsten ergossen hat. Die köstliche schwäbische Sprachfärbung verleiht dem „Hutzelmännlein“ die Naturfrische der Dialectdichtung.

Das Jahr 1856 förderte jenes Juwel deutscher Erzählungskunst „Mozart auf der Reise nach Prag“ zu Tage. Die Handlung oder besser die Situation ist die einfachste. Ein kurzer Glückstag aus dem Leben des unsterblichen Meisters, welchem, als er auf der Fahrt nach Prag zur ersten Aufführung des „Don Juan“ begriffen ist, ein anmuthiges Reiseabenteuer zustößt, das — Alles ist freie Erfindung des Dichters — nach kurzer Verwickelung die schönste Lösung findet; der liebenswürdige Maestro verdirbt — mit Hermann Kurz zu reden — in kindlicher Unbewußtheit einer edlen Familie eine Ueberraschung, um derselben eine doppelt freudige zu bereiten. Auf den hellen Lebenstag wirft die Ahnung eines frühen Todes am Schlusse ihren schwermüthigen Schatten. Theodor Storm hörte bei seinem Besuch in Stuttgart im August 1855 den Dichter sein eben fertig gewordenes Werk selbst vorlesen. Er erzählt auch, wie ihn damals M. an die Wiege des schlafenden Töchterleins führte und, auf zwei Rothkehlchen deutend, die im Bauer vor dem Fenster standen, meinte: „Richtige Gold- und Silberfäde ziehe sie heraus; sie singe so leise, sie wolle das Kind nit wecke“.

Nach der letztgenannten Novelle sind außer einigen Gedichten keine Erzeugnisse mehr von Mörike’s Muse an die Oeffentlichkeit getreten.

Die letzten Jahre seines Lebens brachte der Dichter theils in Stuttgart und Nürtingen zu, theils in ländlicher Abgeschiedenheit zu Lorch und Bebenhausen. Der traute Familien- und Freundeskreis war die Quelle seiner reinsten Freuden. Am liebsten vertiefte er sich in Kunstgegenstände und suchte selber die zierlichsten Werke dieser Art hervorzubringen, oder er lebte in stillem Verkehr

mit den auserwähltesten Geistern der Menschheit und spann seine Träume. Er war sinniger Handschriftensammler: von Goethe besaß er die kindlichen Schülerarbeiten, welche Hermann Kurz im „Morgenblatt“ veröffentlicht hat, von Schiller u. a. ein Blatt Studien zum „Wilhelm Tell“, daneben Manches von Hölderlin und anderen. Immer wahrhaft, einfach, ungesucht, bescheiden, von lauterster Güte, liebenswürdig, geistvoll, besaß M. die wunderbare Gabe, alles mit dem Glanz der Poesie zu verkären. Er bezauberte damit jeden, der in seine Nähe trat. Sein Humor, seine Laune ruhte unverrückt auf diesem Grunde. Wie alle Schwaben war er ein unerschöpflicher Anecdotenmann.

An äußern Auszeichnungen und Ehren fehlte es ihm nicht. Die Universität Tübingen verlieh ihm 1852 den Doctorgrad „für seine vorzüglichen Verdienste um die schwäbische Dichtkunst“; er war Inhaber des bairischen Maximiliansordens, der nach seinem Tode auf Niemand Würdigeren als auf Gottfried Keller übergehen konnte; Heyse widmete ihm seine „Braut von Cypern“, Moritz von Schwind und Eugen Neureuther erfreuten ihn mit ihren genialen Illustrationen.

Von treuer Fürsorge bis zum letzten Augenblick umgeben, ist M. am 4. Juni 1875 in Stuttgart gestorben. Fr. Vischer rief dem theuren Manne zwei Tage nachher über der offenen Gruft sein schönes Lebewohl nach. Wilhelm Rösch hat die freundlich milden Züge des verklärten Sängers in der schönen Büste unübertrefflich wiedergegeben.

Eduard Mörike's gesammelte Schriften, Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1878; Friedrich Theodor Vischer in den kritischen Gängen, Bd. II, 216 ff., die Grabrede desselben bei Fr. Notter, Eduard Mörike. Ein Beitrag zu seiner Charakteristik als Mensch und Dichter, 1875; Vischer's Rede bei der Einweihung des Mörike-Denkmals in der Schwäbischen Kronik vom 6. Juni 1880, Nr. 133; beide Reden wiederholt in Altes und Neues I, 175; David Fr. Strauß in dem Aufsatz über Ludwig Bauer, (1847) in den kleinen Schriften; die Briefe in Ludwig Bauer's Schriften, 1847; Gustav Schwab's kleine prosaische Schriften, 1882, S. 213–36; B. Gugler in Chrysanders allg. musikalischer Zeitung, 1875, Nr. 43—44; Blaze in der Revue des deux mondes, 1845; Heyse in der Einleitung zu den gesammelten Werken von Hermann Kurz; J. E. Günthert in Birlinger's Alemannia, III, S. 193 bis 205; K. Mayer, Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen, II, S. 173 ff.; Emil Kuh, Eduard Mörike. Ein Gedenkblatt, 1875 (Separatabdruck aus Nr. 134 und 135 der Wiener Abendpost); Th. Storm, meine Erinnerungen an Eduard Mörike, (1876), in den ges. Schriften, XIV, 141 bis 173; Theobald Ziegler in den Studien u. Studienköpfen, 1877, S. 271 bis 304; Fresenius in den Grenzboten, 1879; W. Lang im Neuen Reich, 1875, Nr. 26; Julius Klaiber, Eduard Mörike, Zwei Vorträge über ihn, 1876 und in der Einleitung zu den gesammelten Schriften; Dr. Hermann Fischer, Eduard Mörike. Ein Lebensbild des Dichters, 1881; derselbe, Jugendbriefe Eduard Mörike's an Wilhelm Waiblinger in der Neuen Zürcher Zeitung, 1883, Nr. 132, 134, 136; Baechtold in der deutschen Rundschau, XI, S. 269–84, 1884 (darin die autobiographische Skizze); derselbe, Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike, 1885; Pressel, das Pfarrhaus in Cleversulzbach, 1885. Jakob Baechtold.

Mörikofer: Joh. Kaspar M., schweizerischer Geschichtsforscher und Litteraturkenner, geb. am 11. October 1799 zu Frauenfeld, † am 17. October 1877 in Riesbach (bei Zürich). — Aus bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen, und durch die heimischen Schulen wenig gefördert, kam M. nach Zürich, welchem er sein ganzes Leben hindurch dankbare Anhänglichkeit widmete. Während Pupikofer (s. d. Art.) schon 1815 seine Studien da begonnen, setzten M. und

ein anderer berühmt gewordener Thurgauer, Bornhauser (Bd. III, S. 175), 1817 ihre Namen in das alte Album in Schola Tigurina Studentium. Unter den Lehrern ragte der Philologe Orelli (s. d. Art.) hervor. Nach einem kurzen Aufenthalte in Paris kehrte der junge Theologe in die Heimath zurück, mußte nun aber hier, gegen seine anfängliche Neigung, in den Schuldienst eintreten. Doch stieg er darin von 1822 zu höheren Functionen empor und wurde 1831, als die Frauenfelder Schule in einer für den Thurgau mustergültig gewordenen Weise umgestaltet wurde, Rector aller Schulen des Städtchens. Als unter Bornhauser's Leitung der Kanton Thurgau vor allen anderen schweizerischen Staatswesen 1830 sich politisch umgestaltete, gehörte M. nach seiner ruhigen milden Art einer conservativeren Auffassung an, die er auch durch Betheiligung an der Redaction der „Thurgauer Zeitung“ zum Ausdrucke brachte; doch war er, wie seine fortgesetzte Thätigkeit auf dem Boden der Gemeinnützigkeit, der Verbesserung des Schulwesens — M. voran betonte stets von neuem die Nothwendigkeit der Gründung einer Kantonsschule — bewies, jedem besonnenen Fortschritte geneigt. Seine anregende Lehrkraft blieb aber der endlich in das Leben tretenden höheren Anstalt nicht erhalten; sondern schon 1851 hatte die Kirchgemeinde Gottlieben M. als ihren Pfarrer berufen und damit dem Theologen den erwünschten geistlichen Wirkungskreis eröffnet. Als Mitglied der Synode hatte er zwar schon längst an den organisatorischen Arbeiten auf dem Boden ersprießlichsten Antheil genommen; aber nun erst konnte er sowol als Seelsorger, als in der Stellung eines Decans seines Capitels sich unmittelbar bethätigen. 1869 legte er sein Pfarramt nieder, um nach Winterthur, der Heimath seiner Gattin überzusiedeln. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Zürich, wohin ihn die reicheren litterarischen Hülfsmittel sowohl, als der dort ihn erwartende Kreis von Freunden und Fachgenossen gezogen hatten. Denn insbesondere in seinen letzten Lebensjahren entwickelte M. eine reiche litterarische Thätigkeit. — Zwar schon während des arbeitsvollen Wirkens als Schulmann hatte er die Zeit gefunden, an der Sammlung: „Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern“ sich zu betheiligen, für die kantonale Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen einige Neujahrsblätter zu schreiben, besonders aber 1842 im gleichen Auftrage dem 1841 verstorbenen Landammann Anderwert ein biographisches Denkmal zu setzen: gerade der Umstand, daß der reformirte Theologe das Leben des katholischen, um die ersten Stadien staatlicher Entwicklung des Kantons Thurgau seit 1798 vielverdienten Staatsmannes schilderte, war ein Beweis für die Unparteilichkeit des an einem paritätischen Orte wirkenden Schulrectors. Besonders beachtenswerth ist die 1838 erschienene Brochüre: „Die schweizerische Mundart im Verhältniß zur hochdeutschen Schriftsprache aus dem Gesichtspunkte der Landesbeschaffenheit, der Sprache, des Unterrichtes, der Nationalität und der Litteratur“, da in derselben mißgünstige, wissenschaftlich unberechtigte Vorurtheile zurückgewiesen, Anregungen, welche seither reiche Frucht trugen, geboten wurden. Doch sein Hauptaugenmerk wandte nun M. längere Zeit dem 18. Jahrhundert zu, der Zeit, „wo es der Schweiz, ungeachtet ihrer mehrfach erschwerenden Verhältnisse, vergönnt war, so bedeutend in das Geistesleben und die Literatur Deutschlands einzugreifen“. Schon die Vorläufer: „Klopstock in Zürich im J. 1750—1751“ (1851) und „Heinrich Pestalozzi und Anna Schultheß“ (im Zürcher Taschenbuch von 1859) bewiesen die vorzügliche Befähigung des Verfassers für solche litterargeschichtliche Studien, und das umfassende Werk: „Die schweizerische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts“ (1861), mit welchem die Arbeiten Mörikofer's für den Verlag Sal. Hirzel's anfangen, schuf dem bescheidenen Landpfarrer einen weithin geachteten Namen. Aber außerdem hatte sich M. auch, schon 1819 als Student in Zürich, bei Anlaß der Säcularfeier der

Reformation, vorgenommen, der Geschichte der Reformationsepoche seinen Fleiß zu schenken; von seinem Oheim, dem geschätzten Historiker Kirchhofer (s. Bd. XVI, S. 11), erhielt er fernere Aufmunterung nach dieser Seite, und nach dessen Tode lagen große Materialiensammlungen vor. So erschien — nach einem die ganze kirchliche Entwicklung behandelnden, trefflich populären Vorläufer: „Bilder aus dem kirchlichen Leben der Schweiz“ (1864) — 1867 und 1869 in zwei Theilen die gegenwärtig umfassendste und eindringlichste Arbeit über den schweizerischen Reformator: „Ulrich Zwingli, nach den urkundlichen Quellen“. Zur Geschichte des 17. Jahrhunderts folgten hernach 1874 und 1876: „J. J. Breitinger und Zürich: ein Culturbild aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges“, formal wol die abgerundetste aller schriftstellerischen Leistungen Mörikofer's und: „Geschichte der evangelischen Flüchtlinge in der Schweiz“. Das letztgenannte Buch widmete er „der Hochschule und der Stadt Zürich für die beiden Ehrengeschenke der philosophischen Doctorwürde und des Bürgerrechtes“; von Basel hatte er die Promotion zum Doctor der Theologie empfangen. Aber auch am geistigen Leben des Heimathkantons nahm er stets noch regen Antheil, durch reiche Schenkungen an die Frauenfelder Kantonsbibliothek, durch Beiträge für die Veröffentlichung des Thurgauischen historischen Vereins, zu dessen Gründung M. 1858 als damaliger Präsident der kantonalen gemeinnützigen Gesellschaft hauptsächliche Anregung gegeben hatte: erst nach seinem Tode erschien da noch 1878 — in Heft XVIII. dieser „Thurgauischen Beiträge“ — von M. ein origineller kleiner Aufsatz: „Die letzten Tage des Karthäuser Klosters Ittingen“. An diesem großen biographischen Sammelwerke betheiligte er sich gleichfalls und verfaßte z. B. dafür den Artikel Bodmer. Doch außerdem beschäftigte er sich in den letzten Jahren sehr eifrig mit einer Schilderung des Lebens Lavater's und hatte im rührigsten Fleiß schon große Mengen des so weitschichtigen Materiales gesammelt, eine Probe daraus auch schon im März 1877 der ihm wohl befreundeten zürcherischen antiquarischen Gesellschaft mitgetheilt: „Lavater im Verhältniß zu Goethe“ (Zürcher Taschenbuch, von 1878). Da erkrankte der Greis, der seit einer 1865 überwundenen Krankheit einer in so hohen Jahren bewundernswürdigen Rüstigkeit sich erfreut hatte, und die große weit gediehene Arbeit blieb unvollendet. Aufrichtige Verehrung hatte der echt religiöse, milde und weise Mann, dessen feiner Geist und ausgebreitetes Wissen bei aller Anspruchslosigkeit immer Geltung gewinnen mußten, auch an seinem letzten Aufenthaltsorte gewonnen.

Vgl. Nekrologe Pupikofer's und Sulzberger's in der Thurgauer Zeitung: 1877, Nr. 250, 256 (Beilage), vom Verf.: Art. über Mörikofer's Verdienste als Historiker in der Neuen Zürcher Zeitung, Nr. 496, von J. Baechtold in der Augsb. Allgem. Zeitung, Nr. 303 Beilage. Meyer von Knonau.

Moering: Karl M., k. k. Feldmarschall-Lieutenant, wirklicher geheimer Rath, Ritter des Ordens der Eisernen Krone II. Classe mit der Kriegsdecoration, Ritter des Leopoldordens mit der Kriegsdecoration, Ehrenbürger von Pola und Görz, correspondirendes Mitglied des Franklininstituts zur Beförderung der mechanischen Künste und Wissenschaften und der historischen Gesellschaft zu Washington, ordentliches Mitglied des niederösterreichischen Gewerbevereins, wurde am 19. Mai 1810 zu Wien geboren und starb auch dort am 26. Dec. 1870. Er war der älteste Sohn des 1805 aus der preußischen Altmark nach Wien übergesiedelten und seit 1806 mit Theresia Ulrich verehelichten Bandmachers Georg Karl M., welcher durch Verbesserung der Mühlstühle und Einführung der Jacquard-Carton-Maschine auf denselben rc. sich bald zum angesehenen Fabrikherrn aufschwang. Karl M. erhielt seine erste Erziehung im elterlichen Hause gleich seinem am 8. Februar 1818 geborenen Bruder Alexander,

dem späteren Ministerial-Bau-Archivar und Begründer der aus 90 Blättern bestehenden, von Passau bis zum Eisernen Thore reichenden Donaukarte, welche auf den Ausstellungen zu London und Paris prämiirt wurde. Die erforderliche Schulbildung genoß M. jedoch von 1818—1822 in dem Institute des vortrefflichen Humanisten und Lehrers Josef Blöchlinger vom Bannholz zu Wien und 1822—1829 in der k. k. Ingenieurakademie; in ersterer Anstalt erwarb er sich namentlich eine gute Grundlage in der deutschen, französischen und italienischen Sprache, sowie im Freihandzeichnen, in letzterer jenen Grad mathematischer Kenntnisse, welche seine natürliche Denkkraft in feste Bahnen lenkte, sein Wirken als Ingenieur vielseitig und nutzbringend gestaltete. Sohin trat M. im J. 1829, tüchtig vorgebildet, als Unterlieutenant in das Ingenieurcorps, dem er stets mit Hingebung zugethan blieb und in welchem er 1831 zum Oberlieutenant, 1837 zum Capitänlieutenant vorrückte; für die Befriedigung seiner weitausgreifenden Wünsche und Lebensanschauungen ergab sich ihm aber erst von 1840 an die Gelegenheit. In diesem Jahre befand sich M. bei der militärischen Expedition, welche zu Syrien die Bedrohungen der Pforte durch Mehemed Ali abzuwehren hatte; von 1841—1843 bereiste er zu eigener Ausbildung England und Nord-Amerika. Daß er bei letzterem Anlasse im Auftrage des Erzherzogs Johann das nordamerikanische Eisenbahnsystem zu studiren und zu beschreiben hatte, war bereits eine ehrende Anerkennung seiner Leistungsfähigkeit, an welche sich 1843 die Auszeichnung schloß, daß der in diesem Jahre zum Hauptmann vorgerückte M. den Söhnen des Vicekönigs der Lombardei, Erzherzog Rainer, als Lehrer der Mathematik und der Militärwissenschaften zugewiesen wurde. Als mehrfach verwendbarer Ingenieuroffizier kam hierauf M. im J. 1846 zum Geniestabe nach Wien, wo er mit bestem Erfolge thätig gewesen; zu Wien fand er aber andererseits im Umgange mit einer bedeutenden Zahl geistig hervorragender Persönlichkeiten aller Stände die Anregung, für die Größe und die glückliche Entwicklung des von ihm begeistert geliebten Oesterreich schriftlich einzutreten. Da er sich hiebei jedoch auch den politischen Verhältnissen zuwendete, so betrat er hiemit einen Weg, der ihm nach militärischen Gesetzen nicht zustand und es bewahrte ihn vor strenger Ahndung nur der Umstand, daß seine Absichten die edelsten gewesen, seine Warnungen und Vorschläge ausschließlich bestehenden Mängeln galten und der Staatsgedanke stets festgehalten wurde. Seine Ideen, Urtheile, Rathschläge veröffentlichte M. theils in dem Wochenblatt „die Grenzboten“, welches Oesterreichs Fahne in allen Fragen seiner äußeren Macht hoch erhob und und mit feurigem Patriotismus vertheidigte, dagegen aber gegen die innere Politik energische Opposition übte; dann in verschiedenen 1848 unter dem Titel: „Politische Miscellen“ gesammelt publicirten Flugschriften; endlich in den „Sibyllinischen Büchern aus Oesterreich“, Hamburg 1847, in welchen die Existenzbedingungen Oesterreichs eine kühne und rückhaltslose Erörterung fanden und Moering's klaren Blick und richtige Voraussicht erkennen lassen. Dort findet sich beispielsweise nachstehender, gegenwärtig allerorts anerkannter Ausspruch rücksichtlich des Kriegswesens: „Bei gleicher Manövrirfähigkeit der großen europäischen Heere wird jenes den Sieg erringen, das — abgesehen von der Kraft seines moralischen Muthes — durch die größtmögliche Vervollkommnung der Feuerwaffen sich in den Besitz von Zerstörungsmitteln gesetzt hat, die ausgiebiger sind und weiter tragen, als jene des Feindes“. Und somit trug seine in dieser Art bekundete Erkenntniß aller Staatsbedürfnisse jedenfalls wesentlich dazu bei, daß er im J. 1848 zum Mitgliede des deutschen Reichsparlaments gewählt wurde. Als solches zählte er zwar nicht zu den glänzenden Rednern, hingegen zu den verläßlichsten Denkern und Mitarbeitern; an ihm hatte der Wehrausschuß sowohl in Heeres- als

Marineangelegenheiten eine unermüdliche sicher schaffende Kraft; von ihm stammt das Project zur Verbindung Kiels mit Brunsbüttel behufs Errichtung der Seeposition Cuxhaven-Brunsbüttel-Kiel; auch verlangte M. schon damals den Bau der türkischen Bahnen, die Förderung der wirthschaftlichen Verhältnisse des osmanischen Reiches, die Durchstechung der Landenge von Suez ꝛc. Doch da inzwischen das Reichsparlament seiner unvermeidlichen Auflösung entgegen ging, kehrte M. noch vor Schluß desselben zum k. k. Heere zurück, um auch dort dem Vaterlande zu dienen. Er kämpfte nun, wie die Relationen bezeugen mit persönlicher Bravour bei Malghera, Venedig und Brondolo und zeichnete sich wiederholt durch Selbständigkeit in Rath und That aus. Auf seinen Vorschlag im Kriegsrathe wurde die Errichtung einer Mörserbatterie in der Lagune bei Malghera beschlossen, unter seiner Leitung behufs Deckung von Mannschaft und Geschützen ein Einschnitt quer durch den Eisenbahndamm geführt und nachdem M. bald hierauf den sumpfigen, im feindlichen Feuer gelegenen Terrainabschnitt längs der untern Brenta im Hinblick auf die Anlage von Annäherungen und Batterien recognoscirt hatte, der von ihm entworfene kühne Angriffsplan genehmigt. Durch M. wurde ferner der Mestrecanal schiffbar gemacht, die Herstellung des Forts Malghera energisch betrieben und endlich die Uebernahme des Marinearsenals und der Küstenforts bewirkt. Noch im J. 1849 avancirte M. zum Major und Geniedirector in Triest, während welcher Verwendung er überdies von 1851 an dem Admiralitätsrathe als Vorsteher des Departements für Baulichkeiten und Maschinenwesen zugetheilt war, den Arsenalbau zu Pola führte, die Organisirung des Maschinistenpersonals auf den Kriegsdampfern regelte ꝛc. Von 1853 an bis 1854 befand sich M. als Fregattencapitän (Oberstlieutenant) und Admiralitätsrath beim Marineobercommando, aus welcher Stellung er jedoch schied, nachdem der Arsenalbau zu Pola aufgelassen worden war. Er übernahm die Direction der Befestigungsbauten zu Piacenza und trat zwei Jahre später, 1856, als Oberst in das Geniecomité zu Wien. Seine Thätigkeit daselbst war eine höchst mannigfaltige und zeugte alles, was er in Hinsicht der Landesvertheidigung plante für seine scharfe Voraussicht, richtiges Erkennen und Verwerthen der Terrain- und Kampfesverhältnisse sowie für die Möglichkeit der Durchführung der vorgeschlagenen Arbeiten. Dieserhalb wurde ihm denn auch bei Beginn des Jahres 1859 der kaiserliche Auftrag, alle diejenigen Punkte des italienischen, istrianischen und dalmatinischen Littorales zu ermitteln, deren Fortificirung gegen Seeangriffe nothwendig. Und nachdem seine in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit unterbreiteten diesbezüglichen Entwürfe die vollste Zustimmung gefunden, wurde er auch mit der Oberleitung der zur Hebung der Küstenvertheidigung vorgeschlagenen Bauten beauftragt. Moering's damalige Wirksamkeit war jedenfalls eine denkwürdige und es fehlte ihm nur ein unmittelbarer, glänzender Erfolg, um selbe ähnlich einem siegreichen Gefecht ꝛc. aus den allgemeinen Geschichtsvorgängen kräftig hervortreten zu lassen. Der Kaiser ehrte dieselbe durch die Verleihung des Leopoldordens mit der Kriegsdecoration. Nun kam M. zunächst wieder in das Geniecomité und machte sich vornehmlich im J. 1862 durch das von ihm verfaßte Werk: „Der Dienst des k. k. Geniestabes im Felde“ Wien 1862, dann durch eine Reihe maritim-technischer Betrachtungen in Streffleur's „Oesterreichische militärische Zeitschrift“ vortheilhaft bemerkbar. Das Ziel dieser Artikel, welche von dem Obersten und Admiralitätsrathe Libert von Paradis und vom Linienschiffscapitän Wilhelm von Tegetthoff polemisirend beleuchtet wurden, war, die k. k. Kriegsmarine auf jene Höhe zu bringen, auf welcher derselben sowol die Vertheidigung der Küsten als auch die Sicherung des Handels im adriatischen und in fernen Meeren anvertraut werden konnte. Noch im Laufe dieses Jahres wurde M. auf seine Bitte nach einem erweiterten

Wirkungskreise zum Truppenbrigadier in Italien, 1863 zum Generalmajor in gleicher Verwendung ernannt. In dieser Stellung betheiligte er sich mit verdienter Anerkennung an der Schlacht bei Custoza am 24. Juni 1866, denn ihm war es vergönnt, während seiner Operationen gegen die Rückzugslinie des Gegners und noch vor dem Anlangen der Sturmkolonnen des 7. Armeecorps mit einem Theile seiner Truppen den Ort Custoza zu erreichen. Gewandt, klug, selbstverleugnend war ferner sein Verhalten bei dem von ihm abgeschlossenen Waffenstillstande zu Cormons am 12. August 1866 und bei der unter seiner Intervention stattgehabten Uebergabe der Festungen des venetianischen Gebietes an den französischen Commissär General Leboeuf, bei welcher Gelegenheit er 1500 Geschütze nebst Vorräthen in die österreichischen Provinzen sandte und 15 Millionen Francs für das transportable, der italienischen Regierung überlassene Material zu erlangen wußte. Für diese ehrenvollen Leistungen wurde M. mit dem Orden der Eisernen Krone II. Classe nebst Kriegsdecoration und durch die außertourliche Ernennung zum Feldmarschall-Lieutenant bei Vorbehalt des Ranges für seine Hinterleute ausgezeichnet. Hierauf betheiligte sich M. 1867 noch im Kriegsministerium an den Berathungen über die Verbesserungen im Heerwesen, kommandirte später die 11. Truppendivision zu Lemberg und übernahm 1868 den Posten eines Statthalters für Triest und das Küstenland, wo er für die Beruhigung der sich befehdenden nationalen Parteien aussichtsvoll bemüht gewesen ist. Leider hemmte bald für immer ein unheilbares Brustleiden Moerings' Thätigkeit, die sich bei günstigerer Fügung seiner Geschicke noch umfassender und erfolgreicher hätte gestalten können. Denn sein selbstloser Charakter war von den edelsten Gesinnungen durchdrungen, seiner hohen Begabung standen vielfache gründliche Kenntnisse zur Seite, seine klare Denkkraft und sein zielbewußtes Wollen befanden sich im besten Einklange mit seinem Schaffensdrange und galt ihm endlich, ohne je geschwankt zu haben, als vornehmster Zweck seines Lebens, das Erstreben von Recht und Wahrheit sowie das fortschreitende Gedeihen seines Vaterlandes Oesterreich, das er glückverbreitend nach Innen, angesehen nach Außen wissen wollte.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich, 18. Th., Wien 1868. Oesterreichisch-ungar. Wehrzeitung, Wien 1870. Neue Militär-Zeitung, Wien 1870. Der Krieg in Italien 1859, Wien 1872—1876. Oesterreichs Kämpfe 1866, Wien 1867—1869. Schz.

Moritz, Prinz später Fürst zu Anhalt, der fünfte und jüngste Sohn des Fürsten Leopold von Dessau und dessen Gemahlin, der Fürstin Anna Luise, ward am 31. October 1712 zu Dessau geboren. Sein Vater, dessen Liebling er gewesen zu sein scheint, hatte ihn möglichst viel um sich auf Reisen und bei der Ausübung der Jagd und richtete dessen Sinn schon sehr zeitig auf das Militairische, ohne jedoch dabei die sonstige Ausbildung seines Sohnes zu vernachlässigen. Schon im J. 1718 errichtete der Fürst dem sechsjährigen Sohne eine eigene Compagnie, die sogenannte Jungeburschencompagnie, bestehend aus 3 alten Unterofficieren, 2 Spielleuten und 60 jungen Leuten, und ließ ihn bei derselben die Waffenübungen erlernen. Später, im J. 1720, nahm König Friedrich Wilhelm I. diese Compagnie in seinen Sold und der junge Prinz führte dieselbe, welche zu Dessau oder Oranienbaum im Quartiere stand, 1721 zu Dessau und 1722 zu Magdeburg ihrem Kriegsherrn vor. Um seinem Sohne frühzeitig das für den höhern militärischen Beruf nöthige Geschick und die erforderliche Einsicht zu gewähren, verwendete Fürst Leopold ihn seit dem J. 1723 als Adjutanten bei seiner Person, und nachdem der junge Prinz so vier Jahre hindurch vom größten Lehrmeister des damaligen preußischen Heeres geschult worden, verlieh ihm 1727 König Friedrich Wilhelm I. eine Compagnie bei dem in Magdeburg gar-

nisonirenden Arnim'schen Regimente, die er aber noch in demselben Jahre mit einer solchen in seines Vaters Regimente in Halle vertauschen mußte. In diesen Stellungen war der Prinz in den nächsten Jahren eifrigst bemüht, sich eine möglichst umfassende Kenntniß des innern, nach jetzigen Begriffen oft kleinlichen Dienstes anzueignen und wohnte wiederholt den jährlichen Revuen in den verschiedenen Provinzen in dienstlicher Stellung oder als Zuschauer bei, auch begleitete er 1730 seinen Vater beim Besuche des kursächsischen Lustlagers bei Mühlberg. Im Juni des J. 1731 wurde der Prinz bei einer Revue bei Berlin vom Könige vom Hauptmann zum Oberstlieutenant ernannt und führte im nächsten Jahre ein Bataillon des Alt-Anhaltischen Regiments so sehr zur Zufriedenheit des Königs vor, daß ihn dieser mit der Anwartschaft auf die Dompropstei zu Brandenburg belohnte, die er denn auch 1739 nach dem Tode ihres bisherigen Inhabers, des Feldmarschalls von Grumbkow wirklich erhielt.

Dem ruhmlosen Reichskriege am Rhein 1733/35 wohnte der Prinz mit seinen ältern Brüdern, unter Oberbefehl des Prinzen Eugen von Savoyen, meist als Volontär bei und ward nach der Rückkehr der preußischen Truppen im J. 1736 zum Obersten, mit Patent vom J. 1732 und zum Commandeur des Regiments seines Vaters zu Halle ernannt. Der Ausbruch des ersten schlesischen Krieges 1740 fand den Prinzen Moritz noch in dieser Stellung, er nahm aber zunächst nicht Theil an den kriegerischen Ereignissen in Schlesien, da das Regiment Anhalt zu dem unter Commando seines Chefs stehenden Observationscorps im Magdeburgischen gezogen worden war. Er begab sich aber, als er am 31. Mai 1741 zum Chef des bisher von Borcke'schen Regiments, welches bei König Friedrichs II. Armee in Schlesien stand, ernannt worden, sogleich dahin und traf dasselbe im Lager bei Friedewalde. Fast unmittelbar nach seiner Ankunft begann seine kriegerische Thätigkeit mit der ihm aufgetragenen Vertreibung feindlicher leichter Truppen aus der Gegend von Ohlau und Namslau, dann nahm er unter des Feldmarschalls v. Schwerin Befehl Theil an der am 7. August 1741 erfolgten Ueberrumpelung von Breslau, führte darauf sein Regiment bei allen Bewegungen, die der Einschließung von Neiße vorangingen, half mit bei der Belagerung dieser Festung und bezog nach der Capitulation zu Ende Oct. Winterquartiere in Frankenstein, Ottmachau und Silberberg. Aber schon im December mußte der Prinz diese Quartiere verlassen und zu dem Corps seines Bruders, des Erbprinzen Leopold, stoßen, der schnell die Eroberung der Stadt und Grafschaft Glatz bewerkstelligte. Gleich darauf um Mitte Januars 1742 erhielt der Prinz Befehl, mit seinem Regimente zur Armee des Königs in Mähren zu stoßen, traf dieselbe bei Proßnitz und blieb bei ihr auf dem Vormarsche nach der Gegend von Znaym; dann ward er mit dem Regimente einem Corps zugetheilt, welches unter Führung seines Bruders Dietrich zunächst mehrfache Bewegungen in der Gegend von Iglau sowie gegen und über die ungarische Grenze ausführte und dann Olmütz behauptete, sich bei der Annäherung überlegener feindlicher Kräfte nach Troppau und darauf nach Oberschlesien zurückzog und dort im April Stellung nahm, wobei des Prinzen Moritz' Regiment Quartiere an der Oppa erhielt. Hier blieb der Prinz bis zum Abschlusse des Breslauer Friedens und marschirte dann nach dem Regimentsquartier Stargard zurück, wo er am 13. Juli einrückte und kurz darauf seine Ernennung zum Generalmajor erhielt. Ueber seine bei Recrutirung des Regiments gezeigte Thätigkeit und Sorgfalt bezeugte ihm König Friedrich bei der Besichtigung desselben im J. 1743 seine volle Zufriedenheit. Bei dem im nächsten Jahre, 1744, wieder ausbrechenden Kriege stieß der Prinz mit seinem und dem la Motte'schen Regimente im August zu dem Corps des Erbprinzen Leopold von Dessau, welches dieser bei Peiz versammelte und dann nach Böhmen führte. Prinz M. erhielt

die Führung der Avantgarde, bezog mit derselben das erste Lager bei Brandeis, nahm dann Theil an der unter Befehl des Königs selbst erfolgten Einschließung von Prag bis zur Einnahme dieser Stadt und führte darauf bei dem Marsche der Armee nach dem südlichen Böhmen und später bei dem Rückmarsche bald die Vorhut, bald den Nachtrab, überall große Thätigkeit und Wachsamkeit an den Tag legend. Als der König Böhmen verlassen, übernahm der Prinz das Commando über die Truppen in und um Neiße unter dem Oberbefehl seines Vaters, dem die Vertreibung der österreichischen Truppen aus Oberschlesien übertragen worden. Als Letzterer im Januar 1745 seine Truppen bei Neiße zusammenzog, dann den Oesterreichern unter Traun gegen Neustadt entgegenging und sie zum Rückzug nach Troppau veranlaßte, war auch Prinz M. dabei betheiligt, ward aber auf dem Rückmarsch in Neiße im Februar von einem heftigen hitzigen Fieber befallen und konnte erst im April sich wieder nach Frankenstein zu seinem Regimente begeben. Nachdem König Friedrich im Mai seine Armee bei Frankenstein versammelt, kam es am 4. Juni bei Hohenfriedberg und Striegau zwischen ihm und den verbündeten Oesterreichern und Sachsen zur Schlacht, die mit dem Rückzug des Feindes nach Böhmen endete. Prinz M. führte den rechten Flügel des ersten Treffens, warf seine Gegner und trieb sie zum Rückzuge, und trug so wesentlich zum glänzenden Siege des Königs bei. Auf dem nun folgenden Einmarsche des letzteren in Böhmen führte der Prinz die Avantgarde bis zum Uebergange der Armee über die Elbe bei Königgrätz und der Beziehung des Lagers bei Chlum. Hier ernannte ihn der König am 20. Juli zum Generallieutenant, ertheilte ihm aber schon zwei Tage darauf den Befehl, unter seinem Bruder Dietrich zu dem Beobachtungscorps zu gehen, welches sein Vater, Fürst Leopold um Magdeburg gegen Sachsen versammelt hatte und in ein Lager bei Dieskau unweit Halle verlegte. Auf Vermittlung Englands ging dieses Corps jedoch bald wieder auseinander und Prinz M. blieb mit 5 Bataillons in Halle stehen; als aber Oesterreich und Sachsen noch im Spätjahre die Feindseligkeiten erneuerten, zog sich dieses Corps schleunigst wieder bei Halle zusammen und rückte am 25. November in das Kurfürstenthum ein. Prinz M. verjagte mit seiner Colonne eine sächsische Abtheilung aus ihrem verschanzten Lager bei Leipzig, welcher Streich die Capitulation der Stadt zur Folge hatte und ebenso gelang es ihm bei dem Vormarsche auf Dresden die schnelle Einnahme von Torgau zu ermöglichen.

An dem entscheidenden Siege seines Vaters, am 15. December, über die Sachsen bei Kesselsdorf, hatte der Prinz, welcher den linken Flügel führte, den wesentlichsten Antheil. Durch einen tiefen Graben, welcher die Annäherung der Preußen an die hochgelegene Stellung des Feindes erschwerte, trugen ihn seine Soldaten, dann erstieg er mit seinen Bataillonen den beeisten Abhang und warf sich oben angelangt, den Degen in der Faust, mit den Seinigen so heftig auf den ihm gegenüberstehenden feindlichen Flügel, daß dieser nirgends mehr Stand zu halten vermochte und gleich dem übrigen Theile des sächsischen Heeres zum Rückzug gezwungen ward. Des Prinzen Belohnung war der schwarze Adlerorden. Der zehn Tage darauf zu Dresden abgeschlossene Friede führte den Prinzen nach seiner Garnison Stargard zurück und es folgten nun zehn Friedensjahre, die zwar seine militärische Thätigkeit auf Recrutirung, Uebung und Vorführung seines Regimentes, sowie die Theilnahme an verschiedenen Revüen in anderen Provinzen beschränkten, ihm aber, der 1752 auch zum Gouverneur von Cüstrin ernannt worden, dagegen andere Bahnen einer segensreichen Wirksamkeit eröffneten. Denn noch im Todesjahre des Fürsten Leopold von Dessau, 1747, theilte König Friedrich II. dem Prinzen M. mit, daß er beabsichtige, in der Mark, in Vor- und Hinterpommern, vielfach wüste Plätze

urbar zu machen, sie in Cultur zu bringen und mit Bewohnern aus andern Gegenden zu besetzen. Der Prinz erhielt den Auftrag, sich mit den betreffenden königlichen Beamten an Ort und Stelle über die Verhältnisse zu unterrichten, die Anschläge zur Ausführung des königlichen Willens anfertigen zu lassen und dann darüber baldigst Bericht zu erstatten. Schleunigst ging der Prinz ans Werk und noch vor Schluß des Jahres sah er seine Vorschläge, die auf Gründung und Besetzung von an 200 Dörfern hinausliefen, genehmigt und ihre Ausführung, deren Ueberwachung ihm übertragen ward, bereits thunlichst in die Hand genommen. Längere Jahre behielt der Prinz diese Commission, er hatte die Freude zu sehen, daß überall seine Unternehmungen gelangen und sah so seine unermüdliche Sorge für die Sache durch die ihm in reichstem Maße bezeugte Zufriedenheit des Königs mit seiner Geschäftsführung reichlich belohnt.

Der Ausbruch des dritten schlesischen Krieges im J. 1756 schob die militärische Thätigkeit des Prinzen, der inzwischen den Titel Fürst zu Anhalt angenommen, wieder in den Vordergrund. Am 2. Juli verließ er mit seinem Regimente Stargard und führte dasselbe nach der Gegend von Potsdam, brach dann am 27. August von dort auf, rückte mit andern ihm unterstellten Abtheilungen in Sachsen ein, bewirkte die Uebergabe der Festung Wittenberg, ging dann auf Dresden vor und vereinigte sich bei Rothschönberg mit der Armee des Königs, besetzte mit dieser Dresden und ward dann dem Corps zugetheilt, das unter dem Markgrafen Karl die sächsische Armee im Lager bei Pirna eingeschlossen hielt. Fürst M. sperrte mit seinen Truppen die Straße von Zehist bis Krippen und stand in Groß-Cotta. Nach der Capitulation des sächsischen Heeres am 15. October, erhielt der Fürst den Auftrag, aus den 13 sächsischen Regimentern 10 neue auf preußischem Fuß zu formiren, was ihn nebst vielen nöthigen Reisen durch die verschiedenen Theile der sächsischen Kurstaates, den ganzen Winter hindurch beschäftigte, worauf er sich zu seinem Corps nach Zwickau begab. Von hier brach er am 10. April 1757 auf und wendete sich nach verschiedenen Scheinbewegungen gegen die baierische Grenze, nach Böhmen, stieß zur Armee des Königs bei Lowositz, übernahm dann die Führung der Avantgarde und schlug die Brücken über die Eger, auf welchen die ganze Armee am 27. April den Fluß passirte. Am 2. Mai besetzte Fürst M. die Strecke vom weißen Berge bei Prag bis an die Moldau unterhalb der Stadt, hatte aber keinen Theil an der Schlacht am 6., da er zu einem sich nachher unausführbar zeigenden Versuch, den Fluß oberhalb Prag zu überschreiten, abcommandirt war, fand jedoch bei der Belagerung der Stadt mehrfach Gelegenheit sich auszuzeichnen und ward noch im Mai vom Könige zum General der Infanterie ernannt. In der unglücklichen Schlacht bei Kollin, am 18. Juni 1757, führte M. den linken Flügel, war seinerseits nicht im Nachtheil gegen seinen Gegner und behauptete seine Stellung bis zum Eintritt der Dämmerung, zog aber dann auf Befehl des Königs die Infanterie zusammen und führte sie über Planian nach Nimburg zurück. Als der König mit einem Theile seines Heeres nach Leitmeritz gegangen, führte der Fürst den Rest am 28. in ein Lager bei Jungbunzlau und zog sich von da nach Zittau zurück. Gegen Ende Juli erhielt Fürst M. ein Commando an der böhmischen Grenze bei Groß-Cotta, um Dresden und Pirna gegen feindliche Unternehmungen zu sichern. Er blieb hier bis zum 30. August, worauf er bei Dresden mit dem Könige sich vereinigte und mit ihm nach Thüringen zog, dort aber in der Gegend von Naumburg zurückgelassen ward. Bald darauf erhielt er Befehl nach Torgau zu rücken und Stadt und Umgegend gegen feindliche Vorstöße zu decken und mußte auf die Nachricht vom Anmarsch des Generals Haddik auf Berlin, in Eilmärschen zum Schutze der Hauptstadt dorthin vorgehen. Es gelang ihm zwar nicht, Berlin vor dem Feinde zu erreichen, doch

bewirkte sein Anmarsch, daß die Oesterreicher nach einem Aufenthalte von nur 24 Stunden sich eiligst nach der Oberlausitz zurückzogen. Vom Könige nach Thüringen zurückgerufen, traf er mit seinem Corps am 27. October in Leipzig ein, und hatte das Glück, sich noch an dem glänzenden Siege bei Roßbach am 5. November, wo er mit dem linken Flügel des ersten Treffens der Infanterie zuerst ins Feuer gerieth, betheiligen zu können. Dem Könige nach Schlesien gefolgt, fand er in der Schlacht bei Leuthen, am 5. December, von Neuem Gelegenheit zur Auszeichnung. Er führte den rechten Flügel, leitete die wiederholten Angriffe desselben, wobei er zwei Pferde unter dem Leibe verlor und zweimal leicht verwundet wurde, mit vielem Geschick und so gutem Erfolge, daß ihn der König auf dem Schlachtfelde mit den ehrenvollsten Lobsprüchen zum Feldmarschall ernannte. Nach Vertreibung der österreichischen Armee aus Schlesien, ward Fürst M. am 23. December zur Belagerung des schwachbefestigten Liegnitz entsendet, dessen Garnison alsbald unter Bedingung freien Abzuges die Stadt übergab, worauf der Fürst den Auftrag erhielt, die Postirungen im Gebirge zu formiren, weshalb er sich nach Friedland begab und dort sein Quartier nahm, während der König mit einem großen Theile der Armee in Landshut stand. Diese Stellung verließ Fürst M. erst als der König im April 1758 den Kriegsschauplatz nach Mähren verlegte und am 11. Mai ein Lager bei Smirschitz bezog, wo der Fürst unmittelbar unter ihm commandirte, bald aber den Befehl über das Corps des Feldmarschalls Keith übernahm und sich dann mit dem Corps des Prinzen von Württemberg zu Proßnitz vereinigte. Als der König sich genöthigt sah, die Belagerung von Olmütz aufzuheben und sich nach Böhmen zog, führte Fürst M. mehrfach die Avantgarde und war dann mit bei dem Corps, mit welchem der König im Juli nach der Mark aufbrach um die Russen zurückzuwerfen. In der Schlacht bei Zorndorf befehligte er auf dem linken Flügel und trug durch Einnahme einer Anhöhe viel zum Erfolge des Tages bei. Nach dem Siege ging der König mit der Cavallerie nach Schlesien zurück, während der Fürst die Infanterie nachführte. Als die Oesterreicher am 14. October 1758 das preußische Lager bei Hochkirch überfielen, befand sich der Fürst auf dem rechten Flügel mit dem Auftrage, das Dorf Hochkirch gegen etwaige Angriffe zu behaupten. Er drang im Dorfe ohne Erfolg vor, verlor das Pferd und wurde selbst zunächst von einer matten Kugel an der Schulter, sodann von einer zweiten in den Unterleib getroffen und gerieth, als er sich nach der Schlacht zur Heilung seiner Wunden nach Bautzen wollte bringen lassen, in österreichische Gefangenschaft. Es ward ihm gestattet, nach Dessau zu gehen, wo er zwar von seiner Verwundung bald genas, nicht aber Linderung eines Krebsgeschwürs an der Lippe fand, das ihn schon längst belästigt hatte, nun aber mit großer Heftigkeit auftrat und ihn zum innigsten Bedauern seines Kriegsherrn am 11. April 1760 im 48. Lebensjahre dahinraffte.

Fürst M. war von hoher Gestalt, ansprechendem Aeußern, ernstem Wesen; er zeigte Energie und Bestimmtheit und ging nicht gern von einer einmal gefaßten Ansicht ab. Im Kampfe zeigte er persönlichen Muth und eine glückliche Gabe, das ihm Aufgetragene zu erfassen und pünktlich auszuführen, dagegen ist ihm eine gewisse Aengstlichkeit und Furcht vor der Verantwortlichkeit, wenn er sich selbst überlassen war, nicht abzusprechen. Im friedlichen Leben zeigte er den wirthschaftlichen und die Cultur des Landes fördernden Sinn seines Vaters, wie auch seine Thätigkeit bei den Cultivirungen an der Oder nachweist. Bei und in Dessau erkaufte er große Flächen, auf denen er Vorwerke anlegte, ebenso erwarb er mehrere Güter im Magdeburgischen und in der Mark, sorgte selbst für deren Bewirthschaftung und verbesserte sie durch Anlegung von mehreren Dörfern.

Er starb unvermählt in dem Palaste, den ihm sein Vater in der Cavalierstraße zu Dessau erbaut hatte.

G. Pauli, Leben großer Helden, Bd. 6. v. Orlich, Fürst Moritz von Anhalt. Lenz, Anhaltische Chronik. Siebigk.

Moritz der Gelehrte, Landgraf von Hessen, geb. am 25. Mai 1572, † am 15. März 1632. Der Vater, Landgraf Wilhelm der Weise, verwandte alle Sorgfalt auf die Erziehung seines Erstgeborenen, der nach dem frühen Tode eines zweiten Sohnes (Christian, geb. 1575, † 1578), sein Einziger blieb. Als humanistischen Lehrer wählte er den Magister Tobias von Homberg, der Vaterstadt Mutian's; den französischen Unterricht vertraute er zwei von Beza und Hotomann empfohlenen Lothringern an, den religiösen einem melanchthonischen Theologen aus Wittenberg, Kaspar Cruciger dem Jüngeren. Sie pflanzten die Richtung, in der er selbst als Schüler Martin Bucer's und Johann Sturm's erwachsen war, auch in die Seele des Sohnes: bei diesem schlug sie noch tiefere Wurzeln; für seine Gesinnung und seine Schicksale ist sie bestimmend geworden. Unter der gewissenhaften Leitung des Vaters entwickelten sich die Kenntnisse und Talente des Prinzen in überraschender Weise. Als Elfjähriger begann er eine rhythmische lateinische Uebersetzung der Psalmen Davids, die er noch vor dem Tode Wilhelms vollendete und herausgab. 1584 erstaunten die Marburger Professoren, vor denen er eine Prüfung in den alten Sprachen, in der Poesie, Logik, Ethik, Historie und Theologie ablegen mußte, über sein Wissen und Urtheil; die Theologen fühlten sich aber schon damals berufen, den Landgrafen auf die unlutherische Auffassung des Knaben vom Abendmahl aufmerksam zu machen. In demselben Jahre schreibt M. dem Vater, er studire jetzt mit großer Lust die Logik des Petrus Ramus, der als Hugenott den Lutheranern verhaßt war. Landgraf Wilhelm, selbst ein hervorragender Astronom, der Freund Tycho's de Brahe, versäumte nicht den Sohn in die mathematischen Wissenschaften einzuführen; an Tobias Homberg fand derselbe auch in der Jurisprudenz einen hervorragenden Lehrer. Frühzeitig entwickelte sich das bewunderungswürdige musikalische Talent des Prinzen. Und über der litterarischen, ethischen und ästhetischen Schulung wurde die Stählung des Körpers auf dem Fechtboden, im Reiten und Jagen nicht vergessen; der weltmännische Gesichtskreis aber ward auf Reisen zu den benachbarten Höfen, z. B. nach Dresden, erweitert. Wenn wir uns erinnern, wie wüst das Treiben an den meisten deutschen Höfen jener Zeit, z. B. in Dresden, war, so müssen wir die ernste und geistvolle Lebensführung, zu der M. unter dem Einfluß seines frommen und wahrhaften Vaters heranwuchs, bewundern. Er blieb ihr auch treu, als er nach dem Tode Wilhelms 1592 selbst die Regierung übernahm. Doch hat an seinem Hoflager niemals puritanische Strenge und Nüchternheit geherrscht, und gerade in den ersten Jahren, wo noch nicht die politischen und finanziellen Sorgen der späteren Jahre drückten, wandte sich die Lebenslust des jungen Fürsten von der ängstlichen Sparsamkeit des Vaters ab. Damals machte die Freigebigkeit des Landgrafen den Kasseler Hof zu einem der glänzendsten in Deutschland. Täglich ward für den gesammten Hofstaat vom Kanzler und Marschall bis zu den Handwerkern und Stalljungen herab offene Tafel gehalten. Künstler und Gelehrte fanden Aufnahme und Förderung. Von den benachbarten Höfen empfing und erwiderte man häufig Besuche, meist zu Familienfesten, wobei dann die politischen Fragen zur Sprache kamen. So hat M. nicht weniger als achtzehn Tauffeste ausrüsten müssen, denn nachdem seine erste Gemahlin, Agnes von Solms, nach neunjähriger Ehe mit Hinterlassung von vier Kindern gestorben war (23. November 1602), schenkte ihm seine zweite Frau, Gräfin Juliane von Nassau, die er schon am 22. Mai 1603 heimführte, bis

1628 noch sieben Söhne und sieben Töchter. Aber auch seine Festlichkeiten wußte der Landgraf originell und sinnreich zu gestalten. Statt der Trinktreffen und Schauessen, wie sie an den schwelgerischen Nachbarhöfen üblich waren, liebte er Ringelrennen und Turniere zu Roß wie zu Fuß; zu den allegorischen Schaustellungen und Aufzügen erfand er selbst geistreiche Ideen und Ausführungen. Seine besondere Liebhaberei war das Schauspiel. Einer englischen Truppe, die er Jahre lang unterhielt, gab er für Lust- und Trauerspiele die Stoffe an, die er wol auch selbst dramatisirte; sie waren verpflichtet dieselben in deutscher Sprache aufzuführen. Die Zöglinge der von ihm gestifteten Hofschule mußten die lateinischen Dramen darstellen, Tragödien und Komödien, welche der Fürst den classischen Vorbildern wie Terenz und Seneca nachdichtete. Auch Ballett und Singspiel fanden auf der Kasseler Bühne Pflege. Die ausgezeichnete Hofkapelle und ein gut geschulter Sängerchor wirkten bei den Hoffesten und dem Gottesdienst mit. Gerade hierbei konnte der Landgraf, der selbst ein guter Sänger war und mehrere Instrumente, darunter Zither, Harfe und Orgel meisterhaft spielte, persönlich einwirken. Seine calvinische Ueberzeugung hinderte ihn nicht die Kirchenmusik nach Kräften zu fördern, nicht blos durch Aufstellung von Orgeln in den Hauptkirchen des Landes, sondern mehr noch durch eigene Compositionen. Die beiden vierstimmigen Choralbücher, in denen er die Lobwasser'schen Psalmen und die deutschen Kirchenlieder Luther's wie seiner Nachfolger bearbeitete (1607 und 1612), wurden in allen Kirchen und Schulen des Fürstenthums eingeführt. In vier Bänden gab er die von seinem Kapellmeister Valentin Geuck begonnenen, durch ihn vollendeten Melodien zu den lateinischen Texten sämmtlicher Evangelien des Kirchenjahres heraus. Mit Palestrina's Compositionen an Kraft und Anmuth soll das Magnificat wetteifern (componirt 1600), das uns handschriftlich erhalten ist. Vieles andere (z. B. Madrigale, Concerte und 8—10 Bände Motetten) kennen wir nur aus den bewundernden Zeugnissen der Zeitgenossen. Der landgräfliche Musikmeister Heinrich Schütz, der später in Dresden wirkte, gilt als der größte Meister der deutschen Kirchenmusik vor Johann Sebastian Bach. Auch bei den Bauten, mit denen er die Städte und Schlösser Hessens allenthalben schmückte, griff der geniale Fürst mit eigener Erfindung ein; wie er schon seinem Vater von den auf Reisen gesehenen Bauwerken Zeichnungen hatte einschicken müssen, so haben wir noch aus seinen letzten Jahren eine Reihe selbständig gearbeiteter Baurisse. Ebenso kamen bei der inneren Ausstattung der Schlösser seine Ideen zur Geltung. In Allem, was er angreift, bewundern wir den Ernst, die Planmäßigkeit und Hingebung, seinem Wahlspruche gemäß: consilio et virtute. Immer ist der Sinn des Fürsten auf das Hohe, das Göttliche gerichtet, so wie er seine Unterschrift „M. L. z. H." sinnvoll deutet: „Meine Lust zum Höchsten!" Alles aber hat doch auch wiederum Bezug auf seine Aufgaben und Arbeiten als Regent des Landes, dem er von Gott und Rechtswegen vorgesetzt ist. Vor Allem seine wissenschaftlichen Bestrebungen, welche ihn in dem ganzen Umkreis damaliger Gelehrsamkeit heimisch machten. Seine Sprachkenntnisse verschafften ihm den Beinamen des modernen Mithridates. Für seine Meisterschaft im Lateinischen zeugen alle seine Arbeiten in Prosa und Poesie, seine Grammatik, seine Metrik und Poetik, sein Thesaurus linguae latinae. In theologischen Schriften, Predigten, Exegesen u. A. bewies er seine Kenntnisse der Grundsprachen der heiligen Schrift. Von den modernen Sprachen beherrschte er das Französische, in dem er Jahre lang mit Heinrich IV. correspondirte, das Englische, Spanische, Italienische; selbst magyarisch verstand er. Doch wollte er darum die Muttersprache nicht vernachlässigen; vielmehr nahm er als Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft" (seit 1623) unter dem Zunamen „der Wohlgenannte" an deren Sprachreinigungsbestrebungen Theil und

begann eine deutsche Grammatik. Minder selbständig, obschon nicht weniger eifrig war er in der Mathematik, der Botanik und besonders der Alchymie, in deren Irrgängen er sich gern verlor. Endlich interessirten ihn auch die philosophischen Disciplinen, vor Allem die Logik; in seinen letzten Jahren suchte er in metaphysischen Speculationen Ruhe vor den quälenden Sorgen des Tages.

Den vollen Strom dieser Gelehrsamkeit wollte M. nun in sein Hessenland einleiten. Er schrieb nicht blos Schulbücher, sondern war auch Schulmann. Im Mittelpunkt des Landes, in Kassel selbst errichtete er eine Hofschule, meist für Söhne des Adels bestimmt, dessen bäurische und widerspenstige Sinnesart er dadurch zu bannen meinte, das Collegium Mauritianum (1599). Nach einer vorübergehenden Vereinigung mit der Landesuniversität erhob er die Anstalt unter dem Namen des Collegium Adelphicum Mauritianum zu einem umfassenden ritterlichen Erziehungsinstitut, in dem sich unter adlichen Lehrern die Söhne des Landgrafen mit den Edelknaben des Landes für die Universität vorbereiteten. M. selbst leitete die Disputationen, prüfte die Aufsätze und bestimmte die Prämien. Nicht weniger sorgte er für die anderen Schulen des Landes, zumal für die Universität zu Marburg, deren Blüthe er, besonders seitdem sie nach dem Tode seines Oheims Ludwig (1604) von ihm allein verwaltet wurde, durch Berufungen, Zuschüsse und Reformen zu erhöhen strebte. Betrachten wir ferner, was M. für das wirthschaftliche Gedeihen seines Landes gethan hat, seine Sorge für die Sicherheit der Straßen und des Verkehrs, für die Rechtsprechung und Gesundheitspflege, die Administration der Kammergüter, Forsten und Bergwerke, seine reformatorischen Absichten in Bezug auf die den Bauernstand belastenden Frohn- und Spanndienste, seinen Kampf gegen den kurzsichtigen Egoismus der Zünfte durch Münzedicte, Maximalpreise und die Concurrenz neuer Industrien, für welche er holländische und englische Glaubensgenossen ins Land zog, seine Unternehmungen zur Hebung des Verkehrs, wie die Canalisation der Fulda (1601), so gewahren wir auch hier eine Fülle der Arbeit, Originalität, Thatenlust und selbstlose Hingebung. Es waren die Werke des Friedens, zu denen der Friedensfürst Landgraf Wilhelm seinen Nachfolger hatte erziehen wollen, in denen auch dieser die Summe seiner Lebensaufgaben erblickte. Wenn aber Wilhelm seinem landesväterlichen Wirken bis ans Ende hatte treu bleiben können, so war es das Geschick des Sohnes, im Kampf mit unüberwindlichen Mächten darin zu scheitern. Die ersten 30 Jahre seiner Regierung brachte M. damit zu, lockere Deiche um sein Land gegen die klar erkannte Gefahr zu errichten. Danach aber stürzten die Fluthen von allen Seiten herein: der Krieg, den er hatte abwenden wollen, kam in einer so grauenhaften Gestalt, daß sie die Friedenspolitik seines Vaters und sein eigenes Schwanken genug entschuldigen konnte. Es ist für uns wahrhaft tragisch zu sehen, wie dieser geistvolle, klar blickende, willensstarke Mann der Gewalt eines übermächtigen Schicksals vergebens sich entgegenstemmt, wie er mit seinem Lande, seiner Familie, seiner Politik und sich selbst in Hader und Widerspruch geräth und endlich völlig zusammenbricht.

Auf dem Grunde des allgemeinsten, weltdurchdringenden Princips hatte der Ahnherr den hessischen Staat gegründet; im Weltkampf sollte ihn der Enkel behaupten. Wenn Philipp der Großmüthige der hierarchischen Macht als Haupt seiner Partei eine Zeit lang die Wage halten konnte, so lag das, von der Gunst der allgemeinen Lage abgesehen, vor Allem an der Einheit seines Besitzes, mit dem er nördlich und südlich vom Main in drei Reichskreisen wurzelte. Er selbst aber hatte am Ende durch die Zertheilung seines Landes diese Wurzeln durchschnitten. M. gebot anfangs über 110, nach dem Anfall des Marburger Erbtheils über 236 Quadratmeilen mit 160 000 bzw. 200 000 Seelen. Auf diesem Territorium breitete sich noch die volle Buntheit mittelalterlicher Lebensordnungen

aus, in den Städten wie besonders unter dem Adel, der den Gesammtstaat sowol auf allen Lebensgebieten constituirte als in allen Lebensregungen hemmte. Die Zerstörung der alten Kirche hatte die Ritterschaft und den Fürstenstaat gleichmäßig gefördert und auf eine Seite getrieben; doch hatte schon Landgraf Philipp in der großen Krisis seines Lebens erfahren müssen, wie wenig er für sich auf die machtvollste Stütze Hessens bauen durfte. Indem nun M., wie seine Genossen am Fürstenamt überall, dahin arbeitete, die Machtelemente seines Landes zu strafferer Einheit zusammenzufassen, stieß er allerorten auf den bornirten Eigenwillen seiner Edelleute, welche sich in ihrer ständischen Organisation nur durch Compromisse besiegen ließen und aus jedem Conflict mit dem Anspruch auf maßgebenderen Einfluß in den Gesammtinteressen des Fürstenthums hervorgingen. Man kann nicht sagen, daß M. in diesen Reibungen besonders herrisch und gewaltsam aufgetreten sei, mochte ihn auch wol hier und da sein heißes Blut und besonders in den späteren Jahren die Bitterkeit getäuschter Hoffnung übermannen. Wenn er einmal gegen den Hofjunker Rudolf v. Eckardsberg, der den Hofmarschall Friedrich Balthasar v. Hertingshausen aus Rache meuchlerisch erschossen hatte, die fürchterliche Härte des peinlichen Rechtes im Uebermaß walten ließ (1615), so geschah das neben dem Gefühl persönlicher gerechter Kränkung in dem Willen, die Strenge der Justiz unnachsichtig anzuwenden. Seine eigenen Irrungen mit dem Landesadel über Besitz und Hoheitsrechte pflegte er gütlich zu schlichten. Bei seinen großen Reformplänen, in der inneren wie in der äußeren Politik war immer sein nächstes Absehen darauf gerichtet, die ständische Vertretung in gemeinsamer Berathung auf seine Zwecke zu verpflichten. Wie hätte er auch anders handeln können, wo sein Fürstenthum in seinem Geheimen Rath, im Hof- und Kriegsstaat, in Statthalterschaften und Amtsbezirken ebenso wie in den Ständen von denselben Geschlechtern erfüllt war! M. war in allen seinen Handlungen von einem lebendigen hessischen Gesammtbewußtsein getragen. Gewohnt, allen Erlebnissen und Empfindungen in lateinischen Versen Ausdruck zu geben, wandte er sich in „Davidischen Gesängen“ am Schlusse jedes Jahres oder in Augenblicken besonderer Gefahr mit Worten ernster Warnung vor Gottlosigkeit, Zwist und Engherzigkeit an seine „fidi Hessi“; 24 solcher Elegien hat er 1516 veröffentlicht. Denn zu allen Zeiten war er von dem Gefühl der Verantwortlichkeit vor Gott und den Gesetzen erfüllt. Diese Beiden, schreibt er 1611 seinem Erstgeborenen, seien die treuesten Rathgeber der Fürsten. Denn er dürfe nicht glauben, daß die Fürsten frei von den Gesetzen und nur die Unterthanen daran gebunden seien: „Quae vox tot tantosque tot seculis perdidit principes ac reges, tot evertit respublicas, tot ecclesiae Dei et reipublicae tum universae tum inprimis christianae attulit damna“.

Aber das Schicksal wollte, daß Landgraf M. auch mit der Größe seiner politischen Gesinnung allezeit hoch über seinem Volke stand. Er hätte nur dann hoffen können die Hindernisse zu beseitigen, wenn er die Regierung so friedlich wie sein Vater hätte führen können. Schon in den nachbarlichen Irrungen reichte seine Macht nicht überall aus. Es waren meist altererbte Streitigkeiten, mit geistlichen und weltlichen, katholischen und evangelischen Nachbarn, rings an den Grenzen und oft innerhalb des hessischen Territoriums selbst; unter der wachsenden Spannung der großen religiösen Gegensätze wurden sie von Jahr zu Jahr feindseliger und gefährlicher. Manche wußte der Landgraf in gütlicher Uebereinkunft zu erledigen, so den Zank mit Mainz wegen des erzbischöflichen Patronats über drei Gemeinden in der Herrschaft Eppstein, welche M. gegen drei Dörfer im Bezirk von Amoeneburg eintauschte (1608); während der Streit über die Kirchen von Amoeneburg, Neustadt, Momberg und besonders Fritzlar ungeschlichtet blieb, bis er in dem großen Kriege mit den Waffen ausgetragen ward. Besser stellte

sich M. zu den beiden großen Reichsabteien Hersfeld und Fulda. Jene ward erst unter Abt Joachim, dem guten Freunde des Landgrafen (1592—1606), durchweg evangelisch. Indem der älteste Sohn Moritz', Otto, 1604 zum Administrator gewählt wurde, gelang es trotz kaiserlicher und päpstlicher Intriguen die Zugehörigkeit des Stifts zu Hessen, dem ein landgräflicher Beamter, Heinrich Lersener, als Kanzler vorstand, über den Tod Joachims hinaus zu erhalten, und als man nach Otto's frühem Tode durch die rasche Huldigung des Prinzen Wilhelm, der seit 1612 Coadjutor seines Bruders gewesen war, den Gegenzügen der katholischen Partei abermals zuvorkam, mochte M. glauben, sein Ziel, die dauernde Verbindung der Abtei mit seinem Hause trotz Allem behaupten zu können. Der Einbruch Tilly's vernichtete diese Hoffnung. Schwieriger war das Verhältniß zu Fulda, wo die Gegenreformation unter dem Schutz des Abts Balthasar durch die Jesuiten sehr viel tiefer eindrang. Trotzdem wußte sich M. mit Balthasars Nachfolger, dem Hessen Johann Friedrich von Schwalbach (1606—1622), so wohl zu stellen, daß dieser ihm die seit zwei Jahrhunderten an Hessen übertragene Pfandschaft an Burg, Stadt und Amt Vach erblich überließ (1611). Tilly's Einlagerung vernichtete aber auch diesen Vertrag, und mit Johann Bernhard Schenk von Schweinsberg erhielt das alte Stift einen Abt, der die Politik der Liga mit dem Krummstab und dem Schlachtschwert verfocht. Am feindseligsten gestaltete sich von Anfang an die Nachbarschaft mit Paderborn: mit verwirrten Grenzstreitigkeiten verbanden sich hier die haßerfüllten Kämpfe zwischen der evangelischen und katholischen Faction im Hochstifte selbst: für M. war der Preis noch höher als in den Abteien, da ihm das alte Ziel hessischen Ehrgeizes, die Schutzherrschaft über das reiche Bisthum, entgegengetragen wurde; aber auch die Verantwortlichkeit und Gefahr bei dem offenen Eintreten der Spanier für die Katholiken um so größer. Als sich die evangelische Bürgerschaft Paderborns gegen Bischof Bernhard auflehnte, ließ M. es trotz seiner Kriegswerbung geschehen, daß die Spanier in die Stadt kamen und die protestantische Faction in fürchterlichen Blutthaten ausrotteten (April 1604). Danach nützte es ihm doch nichts, daß die Stände des Stifts einen Schutzbrief von ihm erbaten und erhielten; durch Bischof, Kaiser und Kammergericht bedrängt, mußten sie sich 1608 unterwerfen. Als M. gelegentlich des Jülicher Erbfolgestreites die Postulation seines Sohnes Philipp zum Coadjutor zu erlangen hoffte, durchschnitten die Katholischen seine unkräftigen Versuche, indem sie die Erhebung Ferdinands von Baiern fast mit Gewalt durchsetzten. Auch 1614, nach dem Tode Bernhards, mußte der Landgraf erneute Anträge, Ferdinand das Stift zu entreißen, zurückweisen, und als dann der große Krieg durch den Einbruch Christians von Braunschweig diese Landschaft erreichte, war für ihn das Spiel vollends verloren. Mit der Schirmvogtei über Corvey und Höxter ferner verletzte M. nicht nur die katholischen Interessen des Abts Dietrich von Beringhausen, sondern auch die Eifersucht eines protestantischen Nachbars, Heinrich Julius von Braunschweig, ein Hader, der auf die evangelische Sache sehr störend einwirkte. Besser gestaltete sich das Verhältniß zu diesem Nachbarlande zur Zeit Friedrich Ulrichs; und als der Nachfolger Dietrichs vor den Nachstellungen dieses Fürsten nach Köln entwichen war, bot sich M. 1620 wieder einmal die Aussicht, Philipp hier die Administration zu verschaffen. Aber auch diesmal scheiterte er an der Energie Erzbischof Ferdinands und dem Mißtrauen der Braunschweiger, so daß Tilly leichtes Spiel hatte, als er im Mai 1623 den wichtigen Weserpaß Hessen und dem Protestantismus entriß. Der böseste Nachbar an der so arg gefährdeten Nordgrenze Hessens war jedoch Graf Johann von Rittberg, der als Gemahl der Erbtochter des Grafen Enno (obschon er ihr leiblicher Oheim war), mit päpstlichem Dispens und kaiserlichem Consens ausgerüstet, 20 Jahre hindurch als Vorkämpfer

des westfälischen katholischen Adels gegen seinen hessischen Lehnsherrn auftrat. Vergebens forderte der Landgraf die Gräfin Sabina vor das Manngericht in Kassel (1602): die Rittberger bestritten dessen Competenz und brachten den Proceß vor das Reichskammergericht, welches ihn dann verschleppte, bis der große Krieg alles Rechtsprechen unnütz machte. Johann war es, der jene Spanier gegen Paderborn führte; in allen Unternehmungen der Katholischen gegen Hessen hatte er seine Hand. Er verjagte die hessischen Prediger, brachte die Jesuiten in die Grafschaft und führte die Gegenreformation völlig durch. Philipp der Großmüthige hatte seinen Rittberger Vasallen nach der Niederwerfung Heinrichs von Braunschweig 1545 in raschem Kriegszuge bezwungen; M. mißglückten mehrere Anschläge auf die stark befestigte Burg durch die Wachsamkeit des Grafen und die eigene Ohnmacht. Als er 1612 niederländische Hülfe herbeiziehen wollte, widerstrebten ihm sowol die eigenen Bundesgenossen, Kurpfalz und Kursachsen, als Erzbischof Schweikard von Mainz mit warnenden Botschaften. Vor Rittberg lagerte 1622 auch Christian von Braunschweig, auf dessen Waffen M. rechnete, vergebens. Zu Landgraf Philipps Zeit waren ferner die Waldecker Grafen mit Hessen in gutem Einvernehmen gewesen: unter M. ward auch dies ins Gegentheil verkehrt. Vom kaiserlichen Hof- und Kammergericht begünstigt, mit anderen Nachbarn Hessens im Bunde, konnten dieselben dahin arbeiten, ihre Landschaft von dem althergebrachten Lehensverbande loszulösen. Eine Grenzverletzung, die M. durch feindlichen Ueberzug rächte (1615), endigte mit einem parteiischen Restitutionsedict des Kammergerichts zu Gunsten der Waldecker (1618). Diesmal hielt sich die hessische Landschaft auf Seiten ihres Fürsten, und auf sie gestützt bemächtigte sich der Landgraf im November 1621 der ganzen Grafschaft. Die kaiserlichen Waffen setzten ihn dann aber auch hier in Nachtheil und Unrecht.

Schon die vergeblichen Anläufe dieser wirrenreichen Territorialpolitik lassen es erklärlich erscheinen, daß M. auch in den großen Fragen, die ihm die allgemeine Lage der Religion und des Reiches aufdrängte, lange Jahre eine vorsichtige, oft schwankende Haltung beobachtete, mag nun hierbei die kluge Unterdrückung der Leidenschaften oder der Zwang der Verhältnisse vorgeherrscht haben. An persönlichem Eifer und politischer Einsicht hat es M., soviel wir urtheilen können, auch in den Fragen der großen Politik nie gefehlt. Aber wenn er schon bei den kleinen Gelegenheiten auf Schritt und Tritt im Lande und von auswärts Hemmungen erfuhr, wie mußten da erst diese Verlegenheiten wachsen, sobald er die großen Entschlüsse fassen sollte, von welchen die kleinen Streitfragen mit fortgerissen werden mußten, sobald er neben einer Heerschaar von Gegnern mit den gleich ihm gehemmten, schwankenden, von Sonderinteressen bestimmten Bundesgenossen zu rechnen hatte! Die Basis der Politik Philipps des Großmüthigen war immer der Bund mit Kursachsen gewesen. Diese Verbindung unter Anschluß Kurbrandenburgs, so daß die alte Erbverbrüderung der drei Häuser auf dem Grunde des Protestantismus ruhte, war die Tradition, von der M. so wenig wie sein Vater weichen wollte, in der er sich mit den hessischen Gesammtinteressen einig wußte und an welche ihn, wo er einmal ins Schwanken gerieth, die eigenen Stände mit stets gleichem Nachdruck zu erinnern pflegten. Nun war aber Kursachsen nicht mehr der Staat Luthers und Johann Friedrichs, sondern, vor Allem seit der Katastrophe der kryptocalvinistischen Politik im J. 1592, dem Anfangsjahre von Moritz' Regierung, der im engsten kirchlich-politischen Particularismus befangene Staat Kurfürst Augusts und seiner im Trunk verkommenden Nachfolger. So hatte M. in allen Lebenslagen die Aufgabe, welcher auch der Ahnherr immer nachgestrebt hatte, seine vorwärts drängende Politik mit der zaghaften oder gar reactionären Kursachsens in Einklang zu erhalten. Hierin

zeigte er sich in den ersten Jahren, wo er dem Landgrafen Ludwig von Marburg, Philipps letztem Sohn, eng verbunden war, am conservativsten. Der Oheim, ein bequemer, friedfertiger Herr von lutherischen Neigungen, suchte Hessen von den weitaussehenden Tendenzen der Pfälzer Politik zurückzuhalten; über die Verweigerung der Türkenhülfe ging sein antikaiserlicher Eifer nicht; wenn er sich doch dem Unionsgedanken anschloß, so war er nicht zu bewegen, eine andere Form als die der strengsten Defensive für die geplante Vereinigung zu wählen. Und da hierin die hessen-darmstädtischen Stände, welche die Politik ihres Territoriums bei der Unmündigkeit ihres Landgrafen Ludwig lenkten, ebenso dachten, so hätte dem feurigen Landgrafen von Kassel auch der bereiteste Eifer wenig nützen können.

Einen Wendepunkt brachte jedoch der Einbruch der spanischen Armada in das Reich, welchen der Admirante von Aragon Franz Mendoza auf Befehl des Brüsseler Hofes unternahm, um die Generalstaaten vom Niederrhein her anzugreifen oder wenigstens seine unbesoldeten Truppen durch die Einlagerung in den neutralen Gebieten des Reichs zu entschädigen. So griff ohne jede Erklärung des Krieges der große Kampf der westlichen Großmächte auf den deutschen Boden hinüber. Es erhob sich also die Frage, ob der Reichsgedanke stark genug sein würde, die widereinander strebenden religiösen Parteien Deutschlands gegen die Usurpatoren des Reichsgebietes zu vereinigen — sowie sich die Vorfahren einst vor Neuß gegen Karl von Burgund verbündet hatten —, oder ob die große Weltfeindschaft auch die deutschen Parteien in ihre Wirbel reißen sollte. Die grauenhaften Excesse der spanischen Soldatesca, welche völlig zügellos, raubend und mordend über die Landschaften des Niederrheins von der Ruhr bis zur Yssel herfielen und dann zum Winter im Stift Münster einlagerten, führten wirklich zu gemeinsamen Berathungen der betheiligten Kreise. Aber da nun einmal der Erfolg der patriotischen Politik eine Schädigung der allgemeinen katholischen Interessen bedeutete, so war es erklärlich, daß die altgläubigen Stände die Bemühungen der protestantischen paralysirten, zumal die correspondirenden Stände von der protestantischen Partei unter Vorantritt von Kurpfalz die Gelegenheit zu benutzen gedachten, um ihre Unionsprojecte endlich durchzusetzen. Die hessischen Regierungen hatten selbst Angst vor den spanischen Gästen; sie aber aus den Nachbarstaaten hinauszutreiben, lag wenigstens nicht in den Neigungen der Marburger und Darmstädter, die immer noch weiter vom Schuß als die Kasseler waren. Andere Unionisten dachten über den Fall anders, jeder aber nach Maßgabe seines Interesses, und so kam es auch bei ihnen anfangs zu keinem Beschluß. Indem sich nun die Spanier zwischen Rhein und Ems immer weiter ausdehnten, raffte sich endlich Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Calenberg zur selbständigen That empor. Ihm, der eine stattliche Werbung auf eigene Hand unternahm, folgte sofort M., der damit in jugendlichem Eifer den Einfluß des alternden Oheims abschüttelte. Leider aber waren diese beiden geistvollsten und thatkräftigsten Fürsten der evangelischen Partei durch ihre nachbarlichen Irrungen (damals über Plesse und Radolfshausen) gegeneinander im Harnisch; und da sie von dem wetteifernden Ehrgeiz nach dem Oberbefehl gequält wurden, endeten die langwierigen Berathungen aufs neue resultatlos. Dennoch ist M. damals ins Feld gezogen. Vom Oheim gewarnt, von den Correspondirenden, selbst von Kurpfalz allein gelassen, führte er seine Truppen dem westfälischen Kreise zu, den die furchtbare Plage endlich in die Waffen brachte. Im Juni brach die Executionsarmee unter dem Grafen Simon von Lippe auf. Bevor sie jedoch den Schauplatz ihrer Thätigkeit erreicht hatte, war Mendoza mit den Seinen schon zum Reich hinausgezogen, nachdem er eine Reihe fester Plätze mit seinen Garnisonen besetzt hatte. Indem nun die Deutschen deren Belagerung unternahmen,

ward M. Zeuge des kläglichen Schauspiels, welches die Führung damaliger Söldheere im Namen des Deutschen Reiches darbot. Anfangs irrte die Armee, der das Belagerungsgeschütz fehlte, ziellos zwischen den Festungen umher. Als sie sich endlich vor Rees lagerte, kam unter die unbezahlten, hungernden Truppen alsbald der Geist der Plünderung und des Aufruhrs, der sich in Excessen entlud, wie sie wilder auch die Spanier nicht begangen hatten. So genügte ein kräftiger Ausfall der Belagerten, um die Deutschen in einen fluchtähnlichen Rückzug zu treiben.

Dieser schmähliche Lohn kostbarer Anstrengungen hat auf Moritz' Leben einen bestimmenden Einfluß geübt. Vor Allem, indem dadurch, wie er selbst bezeugt hat, in ihm die merkwürdigen militärischen Reformideen erweckt wurden, um deren Verwirklichung er sich Jahrzehnte hindurch bemüht hat. Diese Bestrebungen, welche nach Moritz' Sinn nichts weniger als die völlige Beseitigung des vaterlandslosen Söldnerthums und Schaffung einer nationalen Armee bezweckten, sind, wie man weiß, in der Epoche vor dem 30jährigen Kriege von mehreren deutschen Fürsten, z. B. Johann von Nassau-Siegen und Maximilian von Baiern, gehegt worden. Das Verdienst jedoch, den Gedanken theoretisch wie praktisch zuerst durchgeführt zu haben, gebührt, soviel wir urtheilen können, dem erfinderischen Genie des Landgrafen. M. nahm seinen Ausgang von der alten verfallenen Landwehrordnung, die er eben reformiren wollte. Ferner schwebten ihm verwandte Einrichtungen und Versuche in benachbarten Staaten, wie Holland, vor; mehr noch historische Vorgänge aus der jüdischen und der griechisch-römischen, ja selbst der neuesten Geschichte; und vor Allem seine großen Lehrmeister, die antiken Autoren, mit denen er wieder neuere Kriegstheoretiker, Macchiavell, Schwendi, de la Noue u. A. verband. Seine Absicht war, die Schulung der geworbenen Truppen mit den sittlichen Kräften, welche aus der Vertheidigung des vaterländischen Bodens entspringen, zu verschmelzen. Denn nur zum Schutz seines Staates wollte er das Schwert ziehen, die geliebte Friedensarbeit durch die Sammlung und Organisirung der kriegerischen Kraft des Landes sichern. Nur die Form des Krieges hatte er im Sinn, welchen Martin Luther als den allein von Gott erlaubten aus seinem Staatsbegriffe herleitete, den Gedanken, dürfen wir sagen, der in der Kriegsverfassung unseres heutigen Staates vollendet ist. M. hoffte seine Armeeorganisation auf Gesammt-Hessen auszudehnen und auf das einträchtige Wirken der Gewalten, welche das hessische Territorium bildeten, zu gründen. Statt der Tyrannei, Uneinigkeit und Indolenz mit ihren staatszerrüttenden Folgen, welche die bisherige Kriegführung für Regierung und Bevölkerung bringe, werde der Einklang der Besten und Ehrliebendsten, Freundschaft und Treue zwischen Herrn und Unterthanen erzielt, ehrgeizige Bestrebungen und die Einmischung der Fremden verhindert werden; denn Keiner binde gern mit einem Ochsen an, so lange derselbe noch seine Hörner habe. Herkunft und Amt stellen den Fürst an die Spitze; er müsse allezeit das Beste thun; doch sollen ihm die Stände, Prälaten, Adel, Städte und die Landschaft rathend und thatend, dienend, controllirend, verwaltend zur Seite stehen. Unmittelbar auf die bürgerlichen Institutionen des Landes wollte der Landgraf die Kriegsverfassung stellen; so daß die Obersten aus den vornehmsten Beamten, die Capitäne aus den Amtleuten gewählt würden, die Lieutenants, welche allein fixen Kriegssold zu erhalten brauchten, zugleich Landsknechts- und Burggrafenstellen bekleideten. Ueberhaupt wollte er die Offiziere aus dem Adel und den Wohlhabenden nehmen, die Mannschaft meist aus der Bürgerschaft, ohne doch die Bauern auszuschließen. Durch die Benutzung der Freistunden an den Sonntagen meinte er jede Collision der Waffenübungen mit den bürgerlichen wie religiösen Diensten und Pflichten vermeiden zu können; die Ausbildung des Körpers, im Turnen wie in der

Führung der Waffen, müsse in den Schulen und Schützenvereinen des Landes von früh auf geübt werden. Für ganz Hessen plante er ein Corps von 10 000 Mann, das er in acht Regimenter und 72 Compagnien eintheilte, so daß in jedem Regiment die drei Waffengattungen, Infanterie, Reiterei und Artillerie vertreten seien; er säumte nicht, für seinen niederhessischen Landestheil wenigstens die Infanterie, den „fußgehenden Ausschuß“, vier Regimenter, die er nach den Flüssen Diemel, Werra, Fulda und Schwalm nannte, aufzustellen. Ganz richtig und durch die Erfahrungen des großen Krieges nur zu sehr bestätigt war die Annahme, daß diese nationale Kriegführung dem Staate weit billiger kommen würde als die mit Söldnern; M. hoffte sogar mit 21—22 000 Gulden die Truppenaufstellung bewirken zu können: das Utile, sagt er, spreche ebenso wie das Honestum für seinen Plan. Vor Allem hatte er jedoch die sittliche Kräftigung vor Augen, die dem Lande daraus erwachsen werde: mit der Zeit werde ein ganz anderes Volk entstehen, ganz gesinnt in der Vorfahren Fußstapfen zu treten und die alte deutsche Mannheit nicht versinken zu lassen; die bisherige Armuth werde sich in eine honesta potestas verwandeln. Die Größe und Einheit der Conception offenbart sich vorzüglich in der Vielseitigkeit und Schärfe der Durchführung. M. läßt keinen Zweig des militärischen Wissens und Handelns unberührt. Marsch- und Schlachtordnung, Gefecht, Waffen, Bekleidung, Munition, Verpflegung und Lagerwesen, Kriegsrecht, Strafen und Belohnungen, alles zieht er in seinen Gesichtskreis; überall zeigt er Kunde und — was bei einem Doctrinär, der, selbst ohne rechte Kriegserfahrung, in dem, was er gesehen, nur abschreckende Beispiele erlebt hatte und aus der Doctrin heraus ganz neue Wege bahnte, doppelt auffallen muß — praktische Einsicht. Seine tactischen Vorschläge vermeiden alles Ueberflüssige, Verwickelte und Schwerfällige und fordern Straffheit, Einheit und Beweglichkeit. Was er z. B. über die Combinirung der Waffen sagt, über die Maskirung der Batterien durch vorgezogene Cavallerie, die Unterstützung des Infanteriegefechtes durch die anderen Waffen, über den Kampf des Fußvolkes selbst, z. B. das Verhältniß der Pikeniere zu den Musketieren, die Stellung der Offiziere und der Fahne, der Piken und der kurzen Gewehre, oder über die Cavallerie, bei der er für die Lanze eintritt und auf den Angriff mit der blanken Waffe und thunliche Vermeidung des Feuergewehrs dringt, das alles athmet den Geist kriegerischer Energie und Planmäßigkeit. Es entspricht dem Grundgedanken seines Systems, wenn er ganz besondere Aufmerksamkeit der militärischen Friedensarbeit, dem ordo progymnasticus, wie er sich ausdrückt, zuwendet. Auch hier verbreitet er sich über alle Zweige des großen und kleinen Dienstes, in allen Waffen und nach den vielfachsten Combinationen bis in das Detail der Marschübungen, Wendungen und Griffe, immer auf den letzten Zweck, die Kriegstüchtigkeit gerichtet. Fassen wir unser Urtheil über diese Entwürfe zusammen, so werden wir nicht zuviel sagen, wenn wir M. um ihretwillen den größten Kriegstheoretikern aller Zeiten beizählen. Ueber dem Ganzen schwebt die Furcht vor der spanischen Gefahr, deren Nähe und Unabwendbarkeit durch die Brutalitäten der Mendoza'schen Söldner und ihre klägliche Abwehr so schrecklich offenbart worden war.

Trotzdem versagte sich M. in den nächsten Jahren den Unionsbestrebungen fast ganz. Mit Braunschweig zerfallen, an seine hessischen Mitfürsten und Stände wie an die kursächsische Politik gebunden, von der Union für die Ausgaben des Reeser Zuges im Stich gelassen, hatte er Gründe genug gegen eine Betheiligung an den fruchtlosen Verhandlungen. Dazu kam, daß nicht nur die Gefahren, welche für die protestantischen Territorien damals aus den Klosterprocessen drohten, sein Land ziemlich unberührt ließen, sondern daß seine Interessen in Folge des Zwistes mit Braunschweig der kurpfälzischen Agitation wider die

Reichsgerichte geradezu entgegenstanden. Als dann das Straßburger Stift 1602 nahe daran war, an die Lothringer und Oesterreicher zu fallen und die Wahl des Statthalters der spanischen Niederlande, Erzherzog Albert, zum römischen König zu drohen schien, erhob sich M. zu größerer Energie. Im Herbst 1602 besuchte er in plötzlichem und persönlichem Entschluß Heinrich IV. von Frankreich und kam mit ihm alsbald in der Wahlfrage, für die sie an Maximilian von Baiern dachten, wie in der Straßburger Angelegenheit, die Heinrich mit Geld fördern wollte, zu festen Abmachungen. Aber schon in Heidelberg, wohin M. von Paris eilte, trat der Widerspruch der französischen Politik zu der deutsch-protestantischen, welchen persönliche Sympathien nicht ausgleichen konnten, hervor, und nun fiel M. bald wieder in seine zaghafte und zuwartende Haltung zurück. Jahre lang ruhten darauf die Unionsverhandlungen. Als sie wieder aufgenommen wurden, hatten sich die allgemeine Lage und Moritz' persönliche Verhältnisse durchaus verändert. 1604 war Landgraf Ludwig der Aeltere gestorben. Der kinderlose Fürst hatte seinen Bruder Georg von Darmstadt und M. zu gleichen Theilen als Erben eingesetzt, mit der Bestimmung, daß im Falle einer von ihnen stürbe, seine Manneserben in seine Rechte eintreten sollten; die Einzelvertheilung hatte er den Erben überlassen, aber das Testament nach dem Tode Georgs bestätigt. Jetzt bestritten die drei Söhne des Letzteren unter Berufung auf die älteren Erbbestimmungen, welche auch der Erblasser selbst für sich angezogen hatte, die Gültigkeit des Testaments: nicht nach den Linien der Söhne Philipps des Großmüthigen, welche dieser in sein Erbe eingesetzt habe, sondern nach den Köpfen sämmtlicher augenblicklich lebender Glieder seines Mannesstammes müsse der Nachlaß seines letzten Sohnes getheilt werden: sie forderten also drei Viertel des Marburger Landes und fügten sich nur unter Protest dem Schiedsgericht, welches den Besitzstand vorläufig nach dem letzten Willen Ludwigs regelte. Dieser Erbfolgestreit, der für die ganze hessische Geschichte verhängnißvoll geworden ist, hätte auf Moritz' evangelische Politik hemmend einwirken können, wenn er nämlich den Darmstädtern, die alsbald die Entscheidung des Kaisers anriefen, hier den Rang abgewinnen wollte. Aber bei der allgemeinen Constellation durfte er so wie so nicht darauf rechnen, die streng lutherisch und kaiserlich gesinnten Verwandten in Wien auszustechen, und dann mußte gerade dieser Zwist, je fester die Darmstädter der kaiserlichen Autorität anhingen und je bessere Aussicht sie hier für ihre Ansprüche gewannen, den Landgrafen um so mehr auf diejenige Seite treiben, nach der er in Politik und Religion von jeher neigte.

Unter diesem Gesichtspunkt haben wir daher vor Allem die religiöse Umformung zu verstehen, die er in dem ihm zugefallenen Theil der oberhessischen Herrschaft, besonders an Stadt und Universität Marburg vollzog. M. wollte mit dieser Neuerung nicht etwa geradeswegs die lutherische Kirche in die reformirte verkehren, sondern ging vielmehr von dem Gedanken der Union beider aus, gemäß der Gesammtrichtung seiner Politik und im Hinblick auf die gemeinsame Gefahr, die ihnen von den katholischen Mächten drohte; wie er es einmal in dem Verse ausdrückt:

> Estote uniti, moneo, Calvine, Luthere,
> Ne praesul ligno vos ambos urat eodem.

Vor der nüchternen Einseitigkeit des Puritanerthums bewahrte ihn schon seine künstlerische Richtung, der er auch im Gottesdienst Ausdruck zu geben strebte. Forderten seine Reformvorschläge auch die Ausmerzung der wirklich noch arg papistischen Gebräuche in der oberhessischen Kirche, eine straffere Verfassung und selbst einige dogmatische Aenderungen, so wollten sie doch den Boden der Augsburgischen Confession behaupten. Sie trugen immer noch das Gepräge, welches Bucer der hessischen Kirche aufgedrückt hatte. Aber die allgemeinen Gegensätze

waren nun einmal andere geworden; die reformirte Richtung haftete nicht mehr an einigen Schweizer Gemeinden, sondern war zu einer Weltmacht emporgewachsen, welche die lutherischen Kirchen weit überflügelte. Und die Attraction hierhin mußte für M. um so stärker werden, je schroffer und je politischer gefärbt der Widerstand war, den er fand. Nirgends war derselbe heftiger als in Marburg, wo sich Professoren und Prediger, Beamte und Zünfte gegen die Neuerung verbanden. Vergebens trat M. selbst vor Universität und Bürgerschaft für seine Absichten ein; in der Kirche kam es zu wildem Tumult, den der Landgraf durch bewaffnetes Aufgebot stillen mußte. Auch auf dem Lande und in den kleinen Städten fand er Widerstreben, besonders in Schmalkalden und beim Adel an der Werra, dem seine Patronatsrechte durch die centralisirende Kirchenpolitik bedroht schienen. So erlebte der Fürst statt der Union die unseligste Spaltung. Die Darmstädter eröffneten in der Gießener Universität den ausgewiesenen Professoren einen neuen Hort der reinen Lehre; alle Liberalität Moritz' vermochte nicht die alte Blüthe der Marburger Hochschule herzustellen. Er selbst ging gegen die wachsende Opposition hitziger, ja gewaltthätig vor: wer von den Geistlichen seine Verbesserungspunkte nicht unterschrieb, mußte auswandern; die Reform wurde auf Niederhessen ausgedehnt; ein geistliches Consistorium, Anfangs in Marburg, seit dessen Occupation durch die Darmstädter in Kassel, vollendete die Organisation. Unter mannigfacher Schonung lutherischer Meinungen wurde das Band mit der reformirten Kirche doch enger geknüpft, so daß die hessischen Delegirten auf der Dordrechter Synode 1619 sogar die fünf Sätze, wenn auch nicht das Decret gegen Arminius, den alten Zögling der Marburger Hochschule, unterschrieben.

Auf die Stellung Moritz' zur Union wirkten auch diese Reformen weniger ein als man glauben sollte. Der oberste Gesichtspunkt blieb ihm allezeit die Rücksicht auf Sachsen, das er vergebens von dem reactionären Wege abzulenken suchte. Weder der Einbruch Spinola's 1605 noch die gleichzeitige weitgreifende Agitation Christians von Anhalt brachten ihn davon ab. Unterdeß reiften die Dinge mit dem Emporkommen Ferdinands, Maximilians und des durch Klesl geleiteten Matthias immer mehr der Krisis entgegen, welche in der Execution gegen Donauwörth zum Ausbruch kam. Dann folgte die Sprengung des Regensburger Reichstages 1608 durch die Protestanten und die Gründung der Union. Wie hierbei sogar der lutherische Friedrich von Württemberg sich betheiligte, so fehlte natürlich auch M. nicht; eine hervorragende Stellung nahm er aber nicht ein, blieb vielmehr als Mitglied der Union seiner Aufgabe treu, vermittelnd aufzutreten, alle protestantischen Interessen zu gemeinsamer Action zu verschmelzen. Dies war für ihn auch in dem Jülicher Erbstreit die leitende Rücksicht. Er wollte ihn benutzen, um einen Damm gegen die habsburgischen Ansprüche aufzuwerfen, mithin die protestantischen Prätendenten auszugleichen. So brachte er zunächst den Dortmunder Vergleich zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg zu Stande (1. Mai 1609). Danach versuchte er auch die sächsischen Höfe mit jenen Beiden in Einklang zu bringen, wodurch er ja das Rückgrat seiner Politik, die Erbeinigung mit Sachsen und Brandenburg aufrecht erhalten konnte. An Johann Casimir von Coburg hatte er einen Helfer im sächsischen Lager selbst; beide Fürsten kamen deshalb in Ichtershausen zusammen. Aber die Dresdener ließen sich von dem Wiener Hof nicht losreißen. Und als nun dieser mit Gewalt vorging, so war auch eine persönliche Unterredung Moritz' mit Kurfürst Christian II. (zu Annaberg, Ende September 1609) vergeblich. Die große Combination, welche sich an das Eintreten Heinrichs IV. von Frankreich in diese Bewegung knüpfte, zerging mit dessen Ermordung. Die Kraft der Unirten erschöpfte sich in der Vertreibung der kaiserlichen Truppen aus Jülich und in der wüsten Straßburger Stiftsfehde. Auch im kaiserlichen Lager aber herrschte damals wilde

Verwirrung, und als Matthias der Nachfolger des verfeindeten Bruders geworden war, sah er sich unter dem Druck der äußeren und inneren Lage genöthigt, die schroff katholische Politik der früheren Jahre zu verleugnen und seine Stellung auf die „Composition", den Ausgleich der religiösen Parteien im Reich zu gründen. Damit beschritt die kaiserliche Politik, die auch jetzt von Bischof Klesl inspirirt war, einen Weg, der den Wünschen Moritz' halb entgegenkam. Doch auch in dieser Form hielt sie sich mehr auf der Linie der lutherischen Stände, wie Kursachsen und Hessen-Darmstadt, die somit in ihren Ansprüchen auf Jülich und Marburg gefördert und von M. weiter abgezogen wurden. Und dann zeigte es sich doch, daß diese reservirte und hinterhaltige Ausgleichspolitik die Schroffheit der Gegensätze nicht überwinden konnte. Gleich der erste Reichstag des Kaisers, zu Regensburg 1613, endigte so resultatlos wie der von 1608. Die streng katholische Partei, um die Erzherzöge Ferdinand und Maximilian und um Max I. von Baiern geschaart, gestützt auf Rom und Spanien, erfüllte sich mit bitterstem Haß gegen Klesl, bahnte Ferdinand den Weg zur böhmischen und ungarischen Krone, verfeindete die Regierung mit den evangelischen wie den reactionären Kreisen ihrer Länder, stürzte, als sie so die böhmische Rebellion emporgerufen hatte, den Cardinal selbst und erstrebte nach Matthias' Tode mit der Candidatur seines Erben Ferdinand zum Kaiser die Summe der Gewalt im Reiche.

So stellte sich die ungeheure Gefahr, vor der M. seit 20 Jahren gezittert hatte, ihm und seiner Partei unmittelbar vor Augen. An dem Bewußtsein von ihrer Nähe und Größe und an persönlichem Eifer, ihr zu begegnen, fehlte es ihm jetzt so wenig wie vordem. Waren ihr doch gerade seine zerstückelten und umstrittenen Gebiete am Rhein und an der westfälischen Grenze so ausgesetzt wie kaum andere. Aber freilich die Lauen im Lande konnten eben die Gefahr als den triftigsten Grund zur Erhaltung des Friedens anführen, und ebenso schwierig machte sich jedesmal die von oberdeutschen Interessen beherrschte Union, so oft der Landgraf ihre Hülfe für seine ihnen entlegenen Besitzungen anrief. So ergab sich für M. aus dem Widereinanderstreben dieser Wünsche und Verlegenheiten immer wieder der Gedanke, mit Zurückdrängung aller Sonderungen den gesammten protestantischen Namen zu verbünden. Dem entsprach es, wenn er als der erste unter den deutschen Fürsten mit dem jungen Gustav Adolf anknüpfte (1612), wenn er die Freundschaft mit Moritz von Oranien, den Staaten und der Hansa pflegte, und wenn er Frankreich in der Richtung gegen Spanien zu erhalten suchte, nicht weniger aber auch sein vorsichtiges Eingehen auf die Wege der Union, welche ihm zur Spaltung der allgemein-evangelischen Interessen zu führen drohten. Unermüdlich spann er an seinen Vermittelungsplänen weiter. So gelang es ihm doch 1615 den alten Streit zwischen Stadt und Herzogthum Braunschweig zu schlichten, indem er selbst mit Herzog Friedrich Ulrich unter Beilegung der alten Grenzzwiste in gute Nachbarschaft trat. Und wie er nun in allen diesen Verhandlungen stets den eigenen Ehrgeiz unterdrückt hatte, so hoffte er die große Krisis in Böhmen und im Reich benutzen zu können, um auf einem evangelischen Generalconvent die protestantischen Stände sämmtlich gegen die habsburgische Reaction zu verpflichten. Es war, wie wir sehen, wieder der Grundgedanke seiner Politik, Kursachsen und Pfalz aneinander zu ketten: beiden als den Trägern des Reichsvicariats hatte er die Vertretung des Planes zugedacht. Die Wahl Ferdinands war die Antwort auf diese in der Theorie unanfechtbaren, in der rauhen Wirklichkeit phantastischen Gedanken. Dennoch dürfen wir den Landgrafen um ihretwillen noch nicht einen unfruchtbaren Doctrinär schelten. Die Möglichkeiten, mit denen er rechnen mußte, ließen ihm, wenn er nun einmal evangelische Politik treiben wollte, kaum einen anderen Ausweg. Wir werden seiner Haltung

niemals gerecht werden, wenn wir nicht fortwährend den Blick auf den Widerstand richten, der ihm auf Schritt und Tritt, vor Allem von inneren Widersachern begegnete.

Seit 1609 hatte er auf einer Reihe von Landtagen versucht, die Stände für seine Pläne, besonders seine militärischen Reformen zu gewinnen. Aber seinen Klagen über die spanische und papistische Gefahr setzten dieselben nur die Mahnung entgegen, „sich in keine auswärtige, weitläufige, gefährliche, die übermächtige Partei des Kaisers und das erbverbrüderte Kurhaus von Sachsen beleidigende Händel zu verwickeln.“ Von der Landesbewaffnung wollte die Ritterschaft, die auf den Landtagen maßgebend war, nichts wissen; der „fußgehende Ausschuß“, für den M. seine persönlichen Mittel erschöpfte, verfiel; der Einrichtung des reitenden Corps widersetzten sich die Edelleute, welche an dem herkömmlichen Soldreiten ein persönliches Interesse hatten, aus allen Kräften. Wenn die Stände einmal Geld bewilligten, behielten sie sich doch immer die Verwendung vor und benutzten, wie die verwandten Corporationen in England, jede Concession an die fürstliche Gewalt, um die eigene zu stärken. Gerade die ungewöhnlich große Bewilligung, welche sie 1619 unter dem Druck der furchtbaren Gefahr machten, von 300 000 Gulden, beschränkten sie durch die schroffsten Proteste gegen die Militärreorganisation und jede über die strengste Defensive hinausgreifende Politik. Und so mußten Fürst und Stände um so weiter aus einander getrieben werden, je stärker die eherne Gewalt des Krieges auf das Land eindrang. Als der Landgraf 1620 neue Subsidien und Rüstungen forderte, erhielt er nichts als den schuldigen Rest des Beitrages vom vergangenen Jahr mit der trostlosen Erklärung, die Gefahr sei zu groß, um ihr mit innerlicher Macht hinreichend begegnen zu können. Das war das Jahr, in dem die Unionsarmee, bei der M. durch seinen jetzt ältesten Sohn Wilhelm vertreten war, mit Max von Baiern den Vertrag von Ulm schloß, der diesem den Rücken zum böhmischen Feldzuge sicherte, das Jahr, in dem die Schlacht am Weißen Berge das böhmische Königthum Friedrichs V. zerschmetterte. Am Rhein bedrängte Spinola Rheinfels und St. Goar und überfiel Eppstein; auf Mainz gestützt, mit Landgraf Ludwig im Einverständniß, schob er die kraftlosen Unionstruppen vor sich her und beherrschte bald alles Land bis Worms und Frankfurt. Für die hessischen Stände aber war jeder Fortschritt des Feindes ein Grund mehr zum Stillsitzen und zum Anschluß an die kursächsisch-darmstädtische Politik. Sie benutzten die Verhandlungen, welche Spinola seit Januar 1621 mit landgräflichen Gesandten zu Bingen über die Freilassung des Rheinpasses führte, um, wenn nicht im Einverständniß, so doch in Uebereinstimmung mit dem spanischen General, den Landgrafen von der Union vollends abzudrängen. Vergebens sträubte sich M., der in dieser Zeit in tiefster Heimlichkeit nach Wolfenbüttel reiste und den geächteten Pfalzgrafen auf seiner Flucht zu besuchen wagte, gegen solche Zumuthungen. Seine Räthe, selbst seine Gemahlin und sein Sohn ließen ihn im Stich. Gegen seinen Befehl schlossen die Gesandten, welche zu Bingen verhandelten, einen Vertrag, der für den Abfall von der Union lose und zweideutige Zusicherungen des Schutzes gewährte (5. April 1621); wenige Tage, bevor die Union in dem Mainzer Accord die Waffen niederlegte. Es war ein Schlag in die Luft, wenn M. auch dann noch dem Vorgehen seiner Bevollmächtigten die Bestätigung versagte. Gerade der Scheinfriede aber zog das Kriegsgewölk von allen Seiten um das hessische Land zusammen. Von Niederdeutschland her durchzog Bischof Christian von Braunschweig, der sich jetzt in die Waffen geworfen hatte, von M. begünstigt, Hessen, lagerte in den Mainzer Dörfern um Amöneburg und begegnete im Buseckerthal dem ligistischen Oberst Anholt, der vom Odenwald her durch die Wetterau heranzog; bei Kirchdorf

kam es zu den ersten Scharmützeln. Kurz vorher waren die Spanier am Rhein, welche jetzt Cordova kommandirte, mit den Hessen in Rheinfels an einander gerathen. Christian ging darauf zum Winterlager nach Westfalen und Paderborn zurück; sein Marsch dahin führte durch Hessen. Dafür forderte Anholt im Namen von Kaiser und Reich Durchzug und Abwehr der Rebellen, und zog im Februar 1622 aus dem Ebsdorfer Grund hart an der Westgrenze Niederhessens her dem Braunschweiger nach. Damals war M. entschlossener als je, offen für die evangelischen Freunde einzutreten. Alle seine festen Städte und Häuser und die Grenzen hielt er verwahrt, Waldeck und die Mainzer Aemter besetzt; mit seinen durch den Landesausschuß auf 20 000 Mann gebrachten Truppen hätte er die Macht des Braunschweigers verdoppelt, welche zusammen mit den Heerhaufen Mansfelds und des Markgrafen von Baden schon dem spanisch-ligistischen Heer weit überlegen war. Aber bei jedem Schritt fühlte er sich an Händen und Füßen in den Schlingen, welche die Stände um ihn warfen. Und als dann die Schlagfertigkeit Tilly's und die Ungeschicklichkeit seiner uneinigen Feinde demselben die großen Siege von Wimpfen und Höchst ermöglichte, so fielen alle vergeblichen Anläufe Moritz' mit doppelter Schwere auf ihn zurück. Im December legte sich Tilly, nachdem er die Pfalz unterworfen, zum Winterlager in die Wetterau. Vom Rhein her zog Cordova, nachdem er sich Mansfeld und Christian bei Fleurus vergebens entgegengeworfen hatte, nach Westfalen, in dessen Plätzen noch ligistische Besatzungen lagen. Weiter abwärts kam Christian wieder über den Rhein ins Reich, ertrotzte sich den Eintritt in den niedersächsischen Kreis und stellte sich an der Weser auf. So war Hessen wieder von drei Seiten umklammert. Von Christian umworben, von Tilly bedroht, ermahnte M. von neuem die Stände zum Widerstande gegen die spanisch-ligistische Macht: „Sei getrost, mein Bruder", rief er ihnen mit den Worten Joabs zu, „laß uns stark sein für unser Volk und für die Stätte Gottes, der Herr aber thut, was ihm gefällt." Sie wußten ihm nichts Besseres zu rathen als stricte Neutralität, die aber dem General der Liga schon nicht mehr genügte. In Regensburg wurde damals der marburgische Erbstreit zu Gunsten Darmstadts entschieden. Während M. hülfesuchend bei den norddeutschen Höfen umherreiste, ließen die Stände Tilly ins Land. Im Mai besetzte derselbe Hersfeld; im Juni nahm er Eschwege und die anderen Plätze an der Werra und Fulda, von wo er gegen die Stellung Christians im Leinethal vorging. Die Ausschreitungen der ligistischen Soldatesca hatten dem Lande die Folgen der Neutralität fühlbar gemacht, und so fanden die neuen Anmahnungen Moritz' nach seiner Heimkehr wenigstens bei den Städten besseren Boden; aber die Ritterschaft, jetzt mit dem kaiserlichen Hof unmittelbar in Verbindung, war nicht fortzubringen und die Niederlage Christians bei Stadtlohn (6. August 1623) vernichtete jede Möglichkeit des Widerstandes.

Die dritte Einlagerung Tilly's, welche vom Herbst 1623 bis zum Sommer 1625 währte, zerstörte vollends die Autorität des Fürsten. Verzweiflungsvoll wandte er seinem Lande den Rücken; er lebte in dieser Zeit meist bei den norddeutschen Verwandten oder auf seiner Herrschaft Plesse. Waldeck ging indessen verloren: um und in Marburg hausten die fremden Völker; Tilly, der in Hersfeld residirte und unverhohlen die Restauration des Stifts vorbereitete, schaltete mit den Edelleuten, die ihre Güter durch kaiserliche Schutzbriefe von der Einquartierung befreiten, über die Geschicke des Landes; er durfte es wagen, sie zu einem Landtage in sein Hauptquartier zu rufen; Abdankung der Soldtruppen, und womöglich Einräumung der Festungen waren seine Hauptforderungen, daneben Contributionen in unerhörten Mengen. Von Wien her unterstützten den General gnädigste Erklärungen an die gutgesinnte Ritterschaft und drohende Mandate

gegen den Fürsten. Mühselig hielt sich Landgraf Wilhelm als Generalstatthalter zwischen dem passiven Widerstande des Vaters, der verrätherischen Feigheit des Adels und dem brutalen Uebermuthe der Sieger aufrecht. Der Anmarsch Christian's IV. von Dänemark im Sommer 1625 zog Tilly hinweg und ließ das Land aufathmen. Bürgerschaften und Beamte, empört über den fürchterlichen Lohn der Friedfertigkeit, rafften sich zu energischen Erklärungen für ihren Fürsten auf, trotzdem jetzt die Wallenstein'schen Regimenter die Werra abwärts zogen und dann Merode mit seinen zuchtlosen Rotten sich ins Land legte. M. organisirte die aufgelöste Landmiliz von neuem; er wollte den Aufstand der zur Wuth gebrachten Bauern entfesseln. Wirklich gelang es, eine Anzahl Plätze von den kaiserlichen Garnisonen zu befreien, andere aber, wie Allendorf und Melsungen, erlagen der Uebermacht der Feinde, die mit Mord und Brand Vergeltung übten. Trotzdem schöpfte M. 1626 im Vertrauen auf König Christian neuen Muth. Seit zwei Jahren stand ihm als vornehmster Rath Dr. Wolfgang Günther zur Seite, einst Syndikus in Paderborn, ein Todfeind der jesuitischen Politik von den dortigen Kämpfen her, in die er tief verwickelt war und deren Historiker er geworden ist, ein unerschütterlicher, leidenschaftlicher Vertheidiger der fürstlichen Autorität gegen die vaterlandslose Ritterschaft, der Vertreter des entschlossensten Widerstandes. Von ihm berathen, knüpfte M. aufs neue mit den großen Mächten, Frankreich, England, den Generalstaaten und Dänemark an. Aber statt des Dänenkönigs kam der bairische General. Die greuelvolle Erstürmung Mündens, sein Vormarsch gegen Cassel, seine Drohbotschaften und neuen Conspirationen mit dem Adel genügten, um den Landgrafen wieder völlig bloszustellen. Diesmal forderte Tilly nichts geringeres als Einräumung der Hauptstadt, Auslieferung der trotzigen Räthe, vor allen Günthers, ja die Abdankung des Fürsten selbst. Die Annäherung Christian's brachte eine kurze Pause in die widerwärtige Unterhandlung: seine Niederlage lieferte M. endlich seinen Gegnern völlig aus. Und jetzt brach Alles um ihn zusammen. Die Darmstädter waren mit ihrem Marburger Raube noch nicht zufrieden; sie forderten unerschwingliche Zahlungen für 18jährige Einkünfte und die Executionskosten; und occupirten wirklich eine Anzahl der besten Aemter Namens des kaiserlichen Rechtes und mit Hilfe der katholischen Waffen wie der lutherischen Vasallen. Diese, mit Tilly, der in Hessen wieder überwinterte, immer im Bunde, tasteten Dr. Günther, der ihnen einen nur allzuwahren Vorwurf des Landgrafen über ihre Verbindung mit dem ligistischen Heerführer ins Gesicht wiederholt hatte, um dieses Wortes willen mit blutdürstiger Anklage an. In den fürstlichen Rath selbst drang der Zwiespalt. Dazu nun die traurigsten Erlebnisse im eigenen Hause. Seine beiden ältesten Söhne hatte M. verloren; den Erbprinzen Otto schon vor Jahren auf eine überaus klägliche Weise: in dem Delirium eines Fiebers hatte sich der junge Fürst eine Kugel durch die Brust gejagt. Juliane's ältester Sohn Philipp, der in den Niederlanden unter den beiden Oraniern seine Sporen verdient hatte, war als Oberster dreier Reiterregimenter an König Christian's Seite in die Schlacht bei Lutter am Barenberge geritten: aus vier Wunden blutend, mußte er sich zwei feindlichen Reitern ergeben; indem die Beiden sich über den kostbaren Fang stritten, kam ein Dritter hinzu und durchschoß den Fürsten. Wilhelm, der seit Otto's Tode der älteste war, glaubte sich sein Erbe durch Nachgiebigkeit gegen die Stände besser zu sichern, und haderte, wie seine Stiefmutter Juliane, die auf ihre rechten Kinder eifersüchtig bedacht war, mit dem Vater. Schließlich erschien es M. als die letzte Zuflucht seiner selbst und das Beste des Landes, wirklich der Regierung zu entsagen (17. März 1627). Doch erkaufte er sich auch damit keine Ruhe. Die Zusagen, die ihm Wilhelm zum Schutz Dr. Günther's gegeben hatte, halfen diesem nichts gegen den Haß

der Edelleute. Sie zwangen den Wehrlosen vor ihr Gericht. Am 12. Decbr. 1628 büßte der tapfere Mann, ein hessischer Strafford, nachdem er, wie dieser, seinen Richtern mit stolzem Trotz gegenüber getreten, für seine Vertheidigung der monarchischen Gewalt auf dem Schaffot. Mit Gemahlin und Sohn blieb Landgraf Moritz noch längere Zeit in Unfrieden; die Ausscheidung der Rotenburger Quart war endlich das Ergebniß der streiterfüllten Verhandlungen. Das sind die Jahre, in denen M. in alchymistischen und metaphysischen Disteleien und in der weltabgewandten Poesie Dante's Befriedigung suchte. Seine einst hohe und breite Gestalt war durch die Gicht gebrochen, das kastanienbraune Haar grau geworden; sein von jeher heißes Blut wallte oft in jäher Heftigkeit auf; bitterer Unmuth erfüllte ihn in seiner armen und einsamen Hofhaltung, wenn er die Fülle von Unglück und Undank übersah, welche er für ein Leben voll uneigennütziger Arbeit geerntet hatte. „Mauriti memento mori“, in diesem Wort faßte er damals seine Stimmung zusammen. Seine Wünsche und Gedanken eilten dem Grabe zu. Aber immer waren sie voll Geist und Ernst, und in der Tiefe der Seele blieb ihm das starke Gottvertrauen lebendig. Da war es die letzte große Freude des Fürsten, als er dem großen König, den er vor langen Jahren herbeigerufen hatte und der ihn nun an dem gehaßten Bedränger seines Landes rächte, seinen Sohn zum Gruß und Kampf ins Lager senden konnte, und eine letzte Gnadenfügung des Geschickes, daß er selbst noch zu der Zeit, da Gustav Adolf im Glanz der Siege stand, sein vielbewegtes Leben schloß.

Chr. v. Rommel, Geschichte von Hessen, VI. und VII. Bd. F. W. Strieder, Grundlage zu einer hess. Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, IX. Bd. Ritter, Geschichte der Deutschen Union. Ders., Sachsen und der Jülicher Erfolgestreit (Abh. der k. b. Ak. d. W. 1873). Monumentum sepulchrale ad Ill. Cels. Pr. D. Mauritii H. L. . . . . erectum. Cassellis 1638, (2 Bde. fol.). Weitere Quellen und Litteratur s. bei Rommel und Strieder. — Breites unerforschtes Material im Marburger Staatsarchiv.

Lenz.

Moritz, Prinz von Oranien, Graf von Nassau-Dillenburg, Statthalter und Generalcapitän von Gelderland, Holland, Seeland, Utrecht und Overyssel, der Sohn Wilhelms von Oranien aus seiner zweiten Ehe mit Anna, des Kurfürsten Moritz von Sachsen einziger Tochter, wurde am 13. November 1567 geboren. Den Namen erhielt er nach seinem Großvater. Noch in zartem Alter wurde er nach Heidelberg gebracht, um daselbst unter den Augen der pfälzischen Fürstenfamilie die Erziehung eines protestantischen Fürsten zu erhalten. Später kam er nach des Vaters niederländischer Residenz in Breda und zuletzt an die junge Leidener Hochschule, sorgfältig nicht allein vom Vater, sondern auch von den holländischen Staaten überwacht, da man immer fürchtete, er könne, wie sein Bruder, von den Spaniern entführt werden. Der stille, fleißige Knabe, der namentlich den mathematischen und militärischen Studien mit Eifer oblag, wurde als der Erbe der Stellung seines Vaters betrachtet und als solcher in gut calvinistischen Grundsätzen, wie es sich dem künftigen Haupte der niederländischen Revolution schickte, erzogen. Noch nicht fünfzehn Jahre alt, war er Zeuge des Attentats von Juan Jauregui gegen seinem Vater, und schon damals zeigte er eine Geistesgegenwart weit über seinem Alter. Noch zwei Jahre später stand er verwaist da, neben seinem eben geborenen Brüderchen die einzige Hoffnung der niederländischen Patrioten. Wäre des Vaters Erhebung zum Grafen von Holland damals schon vollzogen gewesen, gewiß hätte man ihn zu dessen Nachfolger ernannt und dem Geschlecht der Oranier sowie der Republik eine ebenso widersinnige als unlösbare Verbindung erspart und beide dagegen in das Verhältniß einer beschränkten constitutionellen Monarchie gebracht. Jetzt, i. J. 1584, verboten die Umstände aufs Bestimmteste einen unerfahrenen Knaben an

die blos auf der perſönlichen Autorität beruhende Stelle des größten Staatsmannes ſeiner Zeit zu ſetzen. So begnügten die Führer der Patriotenpartei ſich den großen Namen des Jünglings zu benutzen und demſelben den nominellen Vorſitz des Staatsraths zu ertheilen, welcher von jetzt an bis zur Errichtung der Leiceſterſchen Regierung die Geſchäfte der Generalität, namentlich die Führung des Kriegs zu Lande und zu Waſſer beaufſichtigen ſollte. In der That war jedoch dieſe Behörde vollkommen machtlos, die Generalſtaaten, und mehr noch die provinziellen Behörden ausſchließlich ſouverän. Doch lernte M. den Gang der Regierungsgeſchäfte kennen und der Name Oranien blieb mit der oberſten Führung des Kampfes gegen Spanien verbunden. Es war wol namentlich dieſer volksthümliche Name, der die Staaten von Holland und Seeland veranlaßte, den jungen Mann zum Statthalter und Generalcapitän ihrer Provinzen zu ernennen (10. November 1585), als, dem Bund mit England zufolge, der Graf von Leiceſter ſich anſchickte, die oberſte Leitung in den Niederlanden zu übernehmen. Suchten ſie doch gleich der Autorität des Engländers eine andere entgegenzuſetzen, welche ihre Sonderſtellung gegen erſteren ſchützte. Der Oberanführer hatte nämlich die Befugniß, für die Provinzen, die keinen eigenen Statthalter beſaßen, einen Gouverneur zu ernennen. Die Gefahr, einem Engländer oder einer Creatur des engliſchen Hofes untergeſtellt zu werden, veranlaßte die Staaten, die große Autorität, welche ſie anderthalb Jahre ſelber geübt hatten, einem Jüngling von achtzehn Jahren in die Hände zu geben. Doch, obgleich jetzt mit der Executive in den zwei mächtigſten Provinzen betraut, blieb M. noch immer was er bis jetzt geweſen war, ein williges Werkzeug der holländiſchen Regenten. Er hatte Verſtand genug, ganz wie ſeine Stiefmutter, Louiſe de Coligny, deren mütterliche Sorge er mit großer Anhänglichkeit vergalt, und ſeine übrigen Verwandten, einzuſehen, daß ſeine und ſeines Hauſes Zukunft mit der der holländiſchen Staaten enge verknüpft war, daß er nur durch ſie, nicht durch die Engländer, zur Bedeutung gelangen konnte. Zwar ließ er ſich ſeine Statthalterwürde vom Grafen Leiceſter beſtätigen, doch ſonſt blieb er mit einer gewiſſen Scheu von deſſen Umgebung fern und betheiligte ſich auch nicht an deſſen bald verunglückten Unternehmungen im Felde, welche freilich ihn, der das Studium einer wiſſenſchaftlichen Kriegsführung mit Ausdauer betrieb, kaum anziehen konnten. An dem bald entzündeten politiſchen Kampfe zwiſchen dem Gouverneur und den Staaten betheiligte er ſich nur inſoweit, als er allen Verſuchen des erſteren, ihn zu ſich hinüberzuziehen, gegenüber ſich ablehnend verhielt und ſich immer enger an Oldenbarnevelt und die Staaten anſchloß. Als Leiceſter nach langem vergeblichen Ringen das Spiel verloren gab und nach England zurückkehrte, war Moritz' Zeit gekommen. Zum erſten Male ſieht man ihn ſeine perſönliche Autorität herauskehren, als es galt die Soldatenaufſtände in Holland zu beſchwichtigen, und als i. J. 1589 die Meuterei der Garniſon von Geertruidenberg zur offenen Rebellion und Verrath wurde, übernahm er die Leitung der Belagerung der Feſtung. Allein dieſer erſte Verſuch des Feldherrn, der beſtimmt war, die Belagerungswiſſenſchaft ſo zu ſagen neu zu erſchaffen, fiel überaus kläglich aus. Er konnte nicht einmal verhindern, daß die Spanier die Stadt vor ſeinen Augen in Beſitz nahmen. Freilich hatte er noch unter der Vormundſchaft der Generäle der alten Schule und mit dem alten Heere arbeiten müſſen, ſo daß ihm das Mißlingen kaum angerechnet werden kann. Erſt da er vollkommen ſelbſtändig und mit einem von ihm ſelbſt organiſirten Heere operiren durfte, zeigte er was er leiſten konnte. Und das währte noch zwei Jahre. Indeſſen waren große Veränderungen vorgegangen. Die alten Führer mit Ausnahme allein des Grafen von Hohenlohe (ſ. Bd. XII. S. 693) waren geſtorben, die Staaten hatten die große aber ſchlecht organiſirte

Armee stark reducirt, jedoch die Bezahlung der im Dienste behaltenen Truppen gesichert, für deren Ausrüstung und Uebung M. zusammen mit seinem Vetter, dem jungen aber schon in einem zehnjährigen Kampfe erprobten friesischen Statthalter Wilhelm Ludwig aufs eifrigste thätig war. Letzterer hatte bei seinen Soldaten eine neue, den Römern nachgebildete Art des Exercirens und Manövrirens eingeführt, die zwar von den alten Soldaten verspottet, von M. jedoch gleich angenommen wurde. So entstand ein kleines aber ausgesuchtes Heer, das scharf abstach gegen die schwerfälligen Söldnermassen der anderen Armeen der Zeit, von tüchtigen Offizieren geführt und mit Allem aufs Reichlichste versehen, unter einer strengen aber gerechten Mannszucht, deren Nutzen bald auch den Soldaten einleuchtete. Schon als 1590 M. die Vertheidigung der Waalgrenze gegen Parma leitete, zeigte sich, wie sehr die militärischen Verhältnisse geändert waren. Dagegen war Parmas Heer durch schlechte Zahlung allen Anstrengungen des Feldherrn zum Trotze zerrüttet. Selbst die besten Regimenter fingen an zu meutern. Noch mehr aber war in den politischen Dingen ein Umschwung eingetreten. Seitdem Heinrich IV. als König von Frankreich die Führung des Kampfes gegen Spanien übernommen hatte, wurde Parma gezwungen, sich den Vorgängen in Frankreich zu widmen, nur sein Beistand hielt die Ligue aufrecht. Dagegen war durch des Grafen von Neuenahr plötzlichem Tod die Statthalterschaft von Gelderland, Utrecht und Overyssel erledigt. In den beiden letzteren trat M. schon 1590 an dessen Stelle, nur der Erfüllung einiger Formalien wegen hatte er fürs Erste die ihm schon angetragene Geldrische nicht angenommen. So verfügte er bereits über die Kräfte von fünf Provinzen, während er der gesammten Marine als General-Admiral schon seit dem Jahre 1584 vorstand und nach Leicesters Abgang in dieser Würde aufs neue bestätigt wurde. Da Graf Wilhelm Ludwig sich ihm willig unterordnete, verfügte er so unbeschränkt über die Streitkräfte der Republik, als wenn er Generalcapitän der Union gewesen wäre. Mehr brauchte und wünschte er damals nicht. Er war blos Krieger, seine politischen Befugnisse beschränkte er auf das Nothwendigste; Oldenbarnevelt und den übrigen hervorragenden Regenten ließ er völlig freie Hand. Die äußerst günstige Situation veranlaßte ihn und seinen Vetter Wilhelm Ludwig, den Staaten eine veränderte Kriegsführung vorzuschlagen. Die Defensive sollte aufgegeben werden. Parmas Heer war theilweise in Frankreich beschäftigt, theilweise durch fortwährende Meutereien desorganisirt; der Führer selber verpflichtet, sich immer mehr mit Frankreich zu beschäftigen. Nach langem Sträuben willigten die Staaten ein und gaben auch den Entwürfen der Statthalter, an erster Stelle Gelderland zu befreien, ihre Zustimmung. Im Frühjahr des Jahres 1591 marschirte M. mit einem kleinen aber ausgesuchten Heere von ungefähr 8 bis 10000 Mann über die Veluwe nach der Yssel; innerhalb drei Wochen waren Zütphen und Deventer nach einander von den Niederländern erobert. Dann wandte er sich, der Vereinbarung mit Friesland gemäß, gegen Groningen, das Hauptquartier der katholisch-spanischen Partei des Nordens. Doch gelang es dem spanischen General Verdugo die Stadt zu decken; ohne Zaudern gab M. die Belagerung auf und änderte seine Pläne insoweit, daß er sich begnügte, die Stadt zu isoliren. Erst ward die Feste am Dollart, Delfzyl genommen und so Groningen vom Meere abgeschnitten, dann ging er gegen Steenwyk, das die Communication mit dem Süden deckte. Kaum waren da die Belagerungsarbeiten begonnen, als die Nachricht von Parmas Aufmarsch vom Süden her anlangte. Derselbe hatte schon die gegenüber Nimwegen gebaute Festung Knodsenburg angegriffen, als sich M., der die Belagerung Steenwyks aufgehoben hatte und in Eilmärschen zum Entsatz herangerückt war, auf ihn stürzte. Zwischen Rhein und Waal eingeklemmt, an der Spitze von wenigen in

der Eile zusammengerafften Truppen, welche in einem ernsten Reiterkampf den Kürzeren gezogen hatten, ohne rechte Verbindungen mit seiner Basis in Belgien, sah sich der große Feldherr gezwungen, durch schleunigen Rückzug sich seinem jungen Gegner zu entziehen. Doch M. war nicht gesonnen, sich einer zweiten Begegnung mit ihm auszusetzen. Statt gleich jetzt Nimwegen zu belagern, ließ er seine Armee auseinandergehen und wartete, bis Parma sich mit seiner Hauptmacht gegen Frankreich gewandt hatte. Sobald dies geschehen war (es war noch kein Monat vergangen), sammelte er seine Truppen wieder, schiffte sie in Dordrecht ein und führte sie nach Flandern, wo er in fünf Tagen die starke Festung Hulst erobert hatte (24. September), noch bevor der alte Graf von Mansfeldt, Parmas Stellvertreter, eine Armee zum Entsatz beisammen hatte. In der Meinung, der gleich nachher erfolgte Abzug der Niederländer sei ein Beweis, sie würden der vorgerückten Jahreszeit wegen nichts mehr unternehmen, ließ derselbe seine Truppen wieder auseinander gehen. M. hatte aber Anderes vorgehabt; zu Wasser war seine Armee von Flandern nach Holland, von Holland nach der Betuwe geführt; schon am 14. October war Nimwegen eingeschlossen, eine Woche später hatte die Stadt capitulirt. M. konnte sich jetzt mit Recht als Statthalter von Gelderland, welche Würde er im August angetreten, fühlen, mit seiner Kriegskunst hatte er die Provinz von den Spaniern befreit. Dieser Feldzug, in welchem M. fünf Festungen den Feinden entrissen, den größten Feldherrn jener Zeit überlistet, den Krieg zweimal von einem Ende des Landes nach dem anderen übergeworfen hatte, erfüllte die ganze Welt mit Staunen. M. zählte von jetzt an zu den großen Generälen, und die nächsten Jahre bestätigten seinen Ruf. Im J. 1592 wurde der Kreis um Groningen fester gezogen. Steenwyk und Koeverden nebst mehreren kleineren Orten fielen, ohne daß es den Spaniern irgendwo gelang, einen Vortheil zu erzielen. Und im folgenden Jahre 1593 ward das überaus starke, vorzüglich vertheidigte Geertruydenberg, das vier Jahre zuvor ihm entrissen war, von M. nach langer, kunstgerechter Belagerung, trotzdem Mansfeldt die Belagerungsarmee von allen Seiten anzugreifen suchte, vor dessen Augen zur Capitulation gezwungen. Im nächsten wurde dann endlich zur Eroberung Groningens geschritten, die auch nach schwerer politischer und militärischer Arbeit gelang. Innerhalb vier Jahren war es M. gelungen, den Boden der sieben Provinzen vollständig vom Feinde zu befreien, sämmtliche von jenem in langjährigem Kampfe erstrittene Festungen zu erobern. Nur vorübergehend streifte er jetzt in der Kriegsnoth die Gebiete der vereinten Niederlande. Die eroberten Städte wurden mit großer Schonung behandelt, selbst Groningen, dessen feindliche Gesinnung Niemanden ein Geheimniß war; so weit sie zur Union gehört hatten, wurden sie sämmtlich in ihre alten Rechte wieder eingesetzt; auch die Katholiken empfanden eine sehr glimpfliche Behandlung und wurden erst allmählich im Magistrat durch Protestanten ersetzt; die eroberten Landestheile, fast das ganze Groningerland und Drenthe, die Hälfte von Overyssel und Gelderland, die theilweise sich nur ungern der spanischen Herrschaft entzogen, sahen sich auf denselben Fuß gestellt wie die, welche der nationalen Freiheit die Treue bewahrt hatten. In allen diesen Bestimmungen handelte M. im engsten Einverständniß mit den Principien der holländischen Regenten. Es würde die Geschichte des Kampfes mit Spanien erzählen heißen, wollten wir hier Moritz' weitere Kriegsthaten der Reihe nach aufzählen. Nicht immer war ihm das Glück so hold wie in jenen ersten der neunziger Jahre; doch immer wußte er das Gebiet der sieben Provinzen zu schirmen. Und manchen glänzenden Feldzug konnte er noch aufweisen. Namentlich i. J. 1597, als er mit der Vernichtung einer spanischen Abtheilung bei Turnhout, einem der glänzendsten Reitersiege des Jahrhunderts, die Reihe seiner Thaten eröffnete und

das starke kurkölnische Rheinberg in die Reihe der niederländischen Grenzfestungen einfügte. Kein Jahr aber hat seinen Ruhm so verbreitet, wie das Jahr 1600, wenn auch keiner seiner Feldzüge so völlig ergebnißlos war, ja den Keim böser Früchte in seinem Schooße entwickelte. In jenem Jahre wurde M. trotz seinem heftigen Sträuben von den Staaten, namentlich von Oldenbarnevelt gezwungen, auf einem Zug gegen das vlämische Piratennest Dünkirchen die Kriegsmacht der Republik zu gefährden, ohne wie er vorher gesagt, den Zweck zu erreichen. Dagegen gerieth das Heer an der vlämischen Küste durch die schleunigst zusammengezogenen Truppen des Erzherzogs Albrecht, des jetzigen niederländischen Landesherrn, der Infantin Isabella Gemahl, von seinen Verbindungen abgeschnitten, in eine Stellung, aus welcher nur Moritz' Entschlossenheit und Tapferkeit es rettete. Schon hatte der Erzherzog die eine seiner drei Divisionen, die des Grafen Ernst von Nassau (Bd. VI. S. 293) im Gefecht bei Leffengheem vernichtet und stand im Begriff die Hauptmacht, welche eben beschäftigt war den Hafen von Nieuwpoort zu durchwaten, während des Marsches anzugreifen, als M. dieselbe rasch Stellung am Strande und in den Dünen nehmen ließ, die Spanier aufzuhalten wußte, bis seine Schlachtordnung hergestellt war und dann am nämlichen Tage, am 2. Juli 1600 im stundenlangen blutigen Ringen dem Feind die vollkommenste Niederlage beibrachte, welche die Spanier in allen den achtzig Jahren des Krieges erlitten haben. Doch andere Resultate als einen freien Rückzug mit allen erbeuteten Trophäen und Gefangenen hatte dieser glänzende Sieg im freien Felde nicht. Freilich die moralischen Folgen, die Erhöhung des Ruhms des Feldherrn und des Heeres der Republik, wogen vielleicht den Mangel an materiellen Ergebnissen auf. M. jedoch scheint es dem Advocaten nie vergessen zu haben, daß er ihn gegen seine Ueberzeugung in eine so mißliche Lage gebracht hatte. Von jetzt an sieht man ihre früher so intimen Beziehungen mit jedem Jahr mehr erkalten. In den folgenden Jahren trat für Spanien ein M. ebenbürtiger Feldherr in die Schranken, der berühmte Spinola. So lange derselbe alle Kräfte der Eroberung Ostendes zuwenden mußte, behielt M. freie Hand und die Gewinnung von Sluis, welche den Verlust Ostendes vollkommen aufwog, zeigte, wie er seine Aufgabe zu lösen verstand. Dann aber hatte er einen schweren Stand; zwar wußte er die Grenze der Republik zu schirmen, doch gelang es ihm nicht neue Lorbeeren zu gewinnen, ja nicht einmal die auf dem Reichsboden gewonnenen Positionen zu bewahren. Doch die Kräfte der spanischen Monarchie fingen an zu versiegen, auch einem Spinola war es nicht mehr möglich diese zu ersetzen. Mit dem Jahre 1607 kamen die spanischen Friedensanträge, die nach langwierigen Unterhandlungen endlich mit dem bekannten zwölfjährigen Stillstand endeten. Für M. begann hiermit eine äußerst schwierige Zeit; aus seinem natürlichen Kreise herausgerissen, ward er jetzt gezwungen in einer der schwierigsten politischen Situationen, in einem Wirrwarr von Intriguen und Interessenkämpfen sich zurecht zu finden, in welchen nur ein genialer, erfahrungsreicher Staatsmann wie Oldenbarnevelt, der sich seiner Ziele vom Anfang an klar bewußt war und sie unverrückt im Auge behielt, den Weg wußte. Und er und Oldenbarnevelt mußten leider eine völlig verschiedene Auffassung der Lage haben. Es kam zu harten Zusammenstößen zwischen dem politischen und dem militärischen Führer des Staates. Nicht allein raubte der Stillstand letzterem die Grundlage seiner Macht, seine Unentbehrlichkeit an der Spitze des Heeres, sondern er war überzeugt, der Stillstand würde nur dem Feinde zu Gute kommen, die Republik dagegen desorganisiren. Nicht blos die freilich schwere Last des Krieges, meinte er, wollten die Holländer abschütteln, sondern auch durch den Frieden die Selbständigkeit ihrer Provinz, ja die Lösung der Bänder der Union erzielen. Die Gegensätze, welche

in der Republik bestanden, kamen wieder an den Tag. Bereits i. J. 1608 drohte ein vollkommener Bruch und nur der Gewandtheit des französischen Vermittlers Jeannin gelang es, zwischen den beiden Häuptern des Staates eine Versöhnung herbeizuführen. Doch von einem herzlichen Einverständniß konnte nie mehr die Rede sein. Das war schon durch Moritz' schroffes, hartes, verschlossenes Gemüth unmöglich, das nie eine Niederlage, selbst nicht im Schachspiel, zu verschmerzen wußte, das den Groll barg, um einst in lichter Lohe aufzuflammen. Dazu kam, daß Oldenbarnevelt und die Staaten von Holland, die dem Advocaten unbedingt folgten, auch nicht das Geringste thaten, einem Bruche mit dem Statthalter aus dem Wege zu gehen. Seit dem Stillstand ward M. von allen, die den Advocaten und dessen Partei haßten, als ihr natürliches Haupt angesehen. Ihre von dem Interesse Hollands bedingte Politik, der er einst, in den Tagen Leicesters, selbst gedient und gefördert, so viel er konnte, wurde ihm tagtäglich als eine verderbliche geschildert, es wurde ihm fortwährend gesagt, er habe andere Verpflichtungen, er solle für die ganze Union, nicht für eine Provinz stehen. Namentlich galt dieses von den strengen Calvinisten, welche die Unterordnung der Kirche unter die provinziellen und städtischen Gewalten nicht länger zu ertragen gesonnen waren und mit denen er, was ihre religiösen Meinungen betrifft, sympathisirte. Denn im Gegensatz wieder, wie in so vielem, zu seinem Vater, theilte M. trotz seinem keineswegs makellosen Wandel die Anschauungen der mit den Puritanern verwandten niederländischen Reformirten, die Oldenbarnevelt und die seinen um so weniger aufkommen lassen wollten, weil sie ihrem Begriffe von der Suprematie des Staates, vom Jus in sacra, schnurstracks entgegenliefen, so wenig sie sich sonst vielleicht um die Dogmata kümmerten. Doch vergingen Jahre, bevor es zu einem neuen Bruche kam. M. scheute sich in politischen Dingen einzugreifen, umsomehr, da ein erster Versuch kläglich mißlang. In Alkmaar waren i. J. 1609 die Calvinisten und der Magistrat aneinandergerathen. Kraft seiner Statthalterwürde war M. eingeschritten und hatte eine calvinistische Regierung eingesetzt. Sie war aber bald mit der Bürgerschaft in solchen Zwiespalt gerathen, daß eine Deputation der Staaten die von ihm eingesetzte Behörde aufgelöst und eine neue eingesetzt hatte, welcher es gelang die Ruhe aufrecht zu halten. M. hatte dazu geschwiegen, sich keine weitere Einmischung erlaubt. Unterdessen waren in der Stadt Utrecht Unruhen ausgebrochen, die bald einen so gefährlichen Charakter annahmen, daß die Generalstaaten selber einschreiten zu müssen glaubten. Die Utrechter Revolutionäre dagegen suchten dem Statthalter die Entscheidung aufzudrängen, überhaupt dessen Autorität der der Staaten gegenüber zu stellen. M. beharrte aber in einer Art Neutralität, welche zwar seine Gesinnung nicht vollkommen verbarg, aber nicht dazu angethan war, den Staaten den Muth zu nehmen. Nur weigerte er sich beharrlich, ihnen zur Hand zu gehen, als sie die Ruhe mit Gewalt herstellen wollten und nahm es sehr mißliebig auf, als sie dann seinen jungen Bruder an die Spitze der dazu beorderten Truppen stellten. Sein Betragen in jenen Tagen war mindestens räthselhaft, er scheint damals einen Augenblick gedacht zu haben, seine Autorität in die Wagschale zu legen, aber sich doch wieder gescheut zuhaben, einzugreifen, und wieder in seiner Zurückgezogenheit von allen politischen Dingen verharrt zu haben. Es kamen die Unruhen der nächsten Jahre, die Remonstranz der Arminianer, die Contraremonstranz der Calvinisten. Die holländischen Staaten suchten zu vermitteln, den religiösen Kampf zu beenden durch das Verbot darüber zu sprechen. Um ihre Autorität zu wahren, wurde die schon 1591 in Holland genehmigte Kirchenordnung jetzt, 1612 daselbst von ihnen eingeführt, ebenso wie in Utrecht. Doch eben dieses, womit sie den Kampf zu beenden vermeinten, ließ denselben erst recht aufflam-

men. Die Calvinisten erklärten nicht schweigen zu dürfen, sie waren in ihrem Gewissen verletzt und widersetzten sich. Es entstanden Tumulte, die ungesetzmäßigen Versammlungen der ihrer Ansicht nach ihres rechten Gottesdienstes beraubten Calvinisten wurden oft schonungslos auseinander getrieben. Die Erbitterung wuchs. Den Streit beizulegen forderten die Calvinisten, und mit ihnen alle Gegner des holländischen Uebergewichts, eine allgemeine nationale Kirchenversammlung. Da war die Lösung gefunden. Die protestantische Nation in ihrer übergroßen Mehrheit forderte etwas, was die holländischen Staaten nimmermehr genehmigen konnten, ohne ihr ganzes System fallen zu lassen und sich dazu eines bestimmten Rechtes zu begeben. Denn in diesem Punkte war die Unionsacte deutlich, sie sicherte Holland die volle Unabhängigkeit in Religionssachen. Dem Statthalter von mehreren Provinzen dagegen konnte eben ein solches Entscheidungsmittel nur willkommen sein. Doch beharrte M. in seiner Zurückgezogenheit, ihm bangte vor dem politischen Kampf; Jahre lang schwieg er, ging er noch stets bei seinem und Oldenbarnevelts altem Freunde, dem Hofprediger Witenbogaert, obgleich er ein Haupt der Remonstranten war, in die Kirche. Erst als die Calvinisten auch im Haag zur That schritten und eine unbenutzte Kirche eingenommen hatten und auch dann erst zaudernd, nahm er in dem Religionsstreit Partei. Am 23. Juli 1617 ging er mit seinem Vetter Wilhelm Ludwig in jene Kirche zur Predigt. Nur letzterem, einem viel entschlosseneren Charakter, in religiösen wie in politischen Dingen einem bestimmten Gegner Hollands, gelang es, wie es scheint, ihn aus seiner Neutralität herauszureißen. Denn jener Kirchgang war ein entscheidender Schritt; er hatte sich denen angeschlossen, die sich in ihrem Gewissen bedrängt erklärten, wenn sie dem officiellen Gottesdienst beiwohnten und denen die Staaten einen eigenen versagten. Wenn man aber von jetzt an eine Reihe von Gewaltmaßregeln von M. erwartete, hoffte er werde offen gegen die holländischen Staaten auftreten, so irrte man sich. Die Gegner, vielmehr als die Freunde, haben ihn immer förmlich in den Kampf hineindrängen müssen; denn wenn es wahrlich nicht an Aufhetzern fehlte, auf ihn scheinen sie lange keinen Eindruck gemacht zu haben. Der bekannten sogenannten „Scharfen“ Revolution gegenüber, dem Beschluß der Staaten von Holland vom 5. August 1617, in dem sie sozusagen auf der ganzen Linie Front machten und zum Angriff schritten (forderte man M. ja darin auf ihre Maßregel zu unterstützen), stellte er nur eine Warnung. Auch der ihm persönlich höchst ärgerlichen Organisation der „Wartegelder“ gegenüber nahm er nur sehr wenige Maßregeln, sich die militärische Autorität nicht entreißen zu lassen. Er begnügte sich den Briel militärisch zu besetzen, in Nimwegen die Regierung abzusetzen, die Provinz Overyssel zur Gutheißung der Synode zu bewegen. Da indessen die von den Contraremonstranten beherrschte Majorität der Generalstaaten und die holländische Minorität (es waren sechs Städte, unter welchen Dordrecht und Amsterdam) sehr energisch fortschritten, die holländische Majorität dagegen zu keinem einzigen Zugeständniß zu bewegen war, und auch Oldenbarnevelt, der sich mehrmals zurückzuziehen versuchte, zwang an ihrer Spitze zu bleiben, kamen die Dinge bald auf einen Punkt, wo er eingreifen mußte, wollte er nicht Alles drüber und drunter gehen lassen. Sein Einschreiten war gewiß geboten. In Utrecht fiel endlich die Entscheidung. Der Prinz (M. war seit Kurzem durch seines älteren Stiefbruders Philipp Wilhelm Tod, auch zu jenem ihm schon längst gegebenen Titel berechtigt) löste, kraft seiner statthalterischen Würde die von den Staaten angenommenen Wartegelder auf, stellte den städtischen Magistrat ab und einen neuen an und ließ auch in den andern Staatencollegien der Provinz einige Personen aus- und eintreten, 25. Juli

bis 3. August 1618. Ohne einen Schwertstreich war Holland der einzige Bundesgenosse genommen, die Regenten und ihre remonstrantischen Anhänger, meist wohlhabende Bürger, hatten es geschehen lassen, die Masse der Bürgerschaft und das niedere Volk hatten es gut geheißen. Daß dies auch in Holland der Fall sein würde, wenn M. zu der nämlichen Maßregel griff, wozu ihn die Umstände gewiß berechtigten, ist gewiß; selbst in den Städten der holländischen Majorität bildeten die Remonstranten eine meist verschwindend kleine Partei, nur die Regenten, deren persönliche Autorität in der Frage stand, hielten sie aufrecht. Doch M. plante etwas anderes. Er wollte wol jedem Widerstand vorbeugen, die Gegner durch einen Gewaltstreich ihrer Häupter berauben. Die Generalstaaten hatten ihm Vollmacht ertheilt, die Maßregeln zu treffen, welche er im Interesse des Landes nothwendig halte, und am 29. August 1618 ließ er Oldenbarnevelt, de Groot, Hogerbeets und Ledenberg (s. diese) verhaften. Dann zog er in Holland umher, die städtischen Regierungen überall zu ändern, und erzielte so auch in Holland nicht blos eine Majorität für sich, sondern die Unanimität. Die Nationalsynode wurde abgehalten, die remonstrantische Doctrin verurtheilt, eine neue calvinistische Kirchenordnung eingeführt, Oldenbarnevelt und seinen Freunden der Proceß gemacht; Alles im Namen und unter der Autorität der Generalstaaten. Doch, wenn auch das System der Advocaten, die Souveränetät der einzelnen Provinzen, am Boden lag, die eigentliche Rechtsfrage, die Unterordnung der Kirche, war nicht anders entschieden, als von Oldenbarnevelt hätte geschehen können. Denn blos unter der Autorität des Staats durfte auch jetzt die Kirchenversammlung ihre Beschlüsse fassen. Die Calvinisten gewannen nur zum Scheine einen Sieg, die Selbständigkeit der Kirche war mit Nichten anerkannt; ja selbst formell war die Souveränität der Provinzen nicht verneint, denn die neue, aus der Magistratsänderung hervorgegangene Staatenversammlung Hollands hatte die Nationalsynode gutgeheißen. Holland war nicht gezwungen worden, sich einem Beschluß der Generalstaaten zu fügen, es war nur gezwungen, demselben beizustimmen. Es hatte sich nur gezeigt, daß, wenn eine Differenz zwischen den Provinzen nicht ausgeglichen werden konnte, der Inhaber der militärischen Gewalt die Mittel besaß, die Einstimmigkeit herbeizuführen. Der Prozeß des Advocaten und seiner Genossen nahm seinen bekannten Lauf; die Rechtsfrage darüber hier zu erörtern, wäre nicht an der Stelle. M. hat dabei so viel man sehen kann, keinen Antheil gehabt. Als aber Oldenbarnevelt zum Tode verurtheilt war, hat es an ihm gestanden, den Justizmord zu verhindern. Daß er dies nicht gethan, daß er, weil der im Bewußtsein seiner Unschuld trotzige Greis keine Gnade und nur Recht wollte, die Vollstreckung des Urtheils geschehen ließ, das eben wirft einen unlöslichen Flecken auf Moritz' Namen. Er hatte wissen können, daß der Prozeß und am meisten die Verurtheilung ein Act der politischen Rachsucht war, daß wenn auch vom Standpunkte derjenigen, welche der Souveränität der Union das Wort redeten, der Advocat in gewisser Hinsicht schuldig war, derselbe immer in der Ueberzeugung gehandelt hatte, er thue nur was Recht, ja was Pflicht sei. Wenn M. auch wirklich überzeugt gewesen ist, der Advocat habe dem Bürgerkrieg zugesteuert, so hätte er wissen können, daß jener es nur darauf ankommen ließ in der unerschütterlichen Ueberzeugung des Rechts seiner Partei und immer gedeckt von dem Auftrag seiner Vorgesetzten, der Staaten von Holland. Und wenn man auch dieses nicht gelten läßt, so hätte die einfache Pflicht der Dankbarkeit ihn veranlassen sollen, den Spruch zu mildern. Am wenigsten kann wol die politische Nothwendigkeit zu seiner Entschuldigung angeführt werden. Oldenbarnevelt war politisch vernichtet, sobald die Entscheidung in Utrecht gefallen war; selbst seine Verhaftung brauchte man dazu nicht; auch ohne dies hätte M. durch eine Aenderung der

städtischen Regierungen, der sich auch damals, so gut wie später, Niemand zu widersetzen gewagt, der im Gegentheil das ganze Volk zugejauchzt haben würde, die holländischen Staaten zu einer ihm völlig gefügigen Versammlung, in welcher der Advocat keinen einzigen Gesinnungsgenossen fand, machen können. Doch die Verhaftung, so wenig ich sie gutheißen mag, kann zur Noth als ein Act politischer Nothwehr entschuldigt werden, vielleicht hielt M. seine Gegner für stärker und tapferer als sie waren, und meinte wirklich nur durch solch einen Gewaltstreich sie entwaffnen zu können; es ist freilich nicht meine Ansicht. Allein selbst dann, wenn auch die Verhaftung aus dem Spiel bleibt, wenn selbst der Hochverrathsprozeß zur politischen und moralischen Vernichtung des Advocaten nothwendig schien, weder das Todesurtheil noch am wenigsten dessen Vollstreckung brauchte man doch; mit seiner Verbannung hätte man sich schon vollkommen an ihm rächen können. Denn seine Autorität wurzelte in Holland und den Staaten von Holland, die waren ihm entzogen, seine Gegner am Ruder, die ganze Nation gegen ihn aufgebracht, wie würde er irgend Einfluß geübt haben? In den wenigen Jahren, die dem Greis bleiben konnten, wäre ein Umschwung doch nicht denkbar gewesen. Gerne will ich zugeben, daß M. Oldenbarnevelt gern begnadigt hätte, wenn er um Gnade gebeten hätte. Doch eben dies zeigt die Härte seines Gemüths; wußte er doch, wie dies dem alten Staatsmann viel ärger als der Tod sein mußte. Mit kalter Grausamkeit wollte der Mann, der nicht vergeben noch vergessen konnte, den Gegner, dem er ehemals Alles verdankte, in dem Staub sehen; als ihm dies nicht gelang, hat er den Todesstoß nicht aufgehalten. Von jetzt an war M. unbeschränkt Herr in den Niederlanden, doch er übte die Herrschaft nur sehr wenig. Die Personen waren andere, die in den Regierungscollegien saßen, sonst nahmen die Dinge ihren selben Lauf. Er war viel zu wenig Staatsmann, jetzt eine andere Ordnung der Dinge einzuführen, die eigene Stellung auch rechtlich zu befestigen, wie er es factisch gethan hatte. Einen einzigen Moment hat er, haben die Niederländer vorübergehen lassen, von jetzt an blieb die Republik verdammt ein politisch Ungeheuer, wie es aus den Umständen des Unabhängigkeitskampfes hervorgegangen war, zu bleiben; Niemand dachte daran, das große Werk des Jahres 1584 wieder aufzufassen und statt eines von einer Unzahl loser verbündeten Collegien regierten Staatenbundes, in welchem Niemand das Maß seiner Rechte und Befugnisse kannte, mit einem factisch erblichen militärischen Oberhaupte, das dazu noch eine Menge Rechte der Souveränität übte, einen ordentlichen Staat, in dem Jedermann seine Stellung kannte, zu schaffen. Es dauerte noch Jahre, bevor der Kampf mit Spanien entbrannte. M. gebot unumschränkt, und hatte Gelegenheit im Ueberfluß gehabt, die Gebrechen der Staatsmaschine kennen zu lernen. Er hat nichts gethan, er hat sein eigenes Geschlecht, er hat sein Land verurtheilt zu zwei Jahrhunderten von Zwiespalt und Mißregierung. War Moritz' politische Wirksamkeit seit dem Jahre 1618 völlig Null, seine militärische war nur ein Schatten seiner früheren Leistungen. Während des Stillstands hatte er noch den Jülicher Krieg geführt, nach Ablauf desselben den Grenzkrieg geleitet, freilich ohne große Schlappen zu leiden, doch auch ohne Erfolg. Am 23. April des Jahres 1625 ist er gestorben. Sein Ende soll sehr erbaulich gewesen sein. M. war nie verheirathet, doch hinterließ er eine zahlreiche illegitime Nachkommenschaft bei verschiedenen Damen. Mehrere der hervorragenden Männer der späteren Zeit sind daraus entsprossen. Wenn je ein Sohn dem Vater ungleich geartet war, so ist es M. gewesen. Er war blos Kriegsmann, als solcher hat er den Vater gewiß überragt. Seine Kriegskunst war dem Boden, auf welchem der Krieg geführt wurde, völlig angepaßt, eben darum

hatte er so große Erfolge. Einem großen Feldherrn gegenüber wie Spinola war, vermochte er freilich blos Niederlagen zu vermeiden, oder an einer anderen Stelle des Kriegsschauplatzes zu ersetzen, was der irgendwo gewann. Seine Kriegführung war derart, daß von seinen beiden einzigen Schlachten, die eine bei Turnhout, durch einen vorzüglich berechneten Ueberfall veranlaßt wurde, die andere, bei Nieuwpoort, ein Act der Nothwehr war, um aus einer Stellung zu gerathen, in die er gegen sein besseres Wissen hineingedrängt war. Daß er letzteres geschehen ließ, ist charakteristisch für seine politische Unthätigkeit, er wagte es nicht, seine Autorität zu benutzen, um die Politiker in die Schranken zurückzuweisen, eben weil er dann in einen Conflict mit den Staaten gerathen wäre. So ist er immer gewesen. Gleich nach seines Vaters Tod, als die Umstände ihm eine beispiellos hohe Stellung verschaffen, sucht er Alles zu vermeiden, was ihn in die Oeffentlichkeit drängen kann. Geflissentlich hält er sich zurück, so lange die Leicesterschen Wirren dauern, läßt sich zwar mit allen Ehren und Befugnissen ausstatten, aber nur um den Staaten zum Willen zu sein. Daß man ihn im Gegensatz zu seinem Vetter wenig achtete, ist begreiflich. Er zeigte ja eine Scheu vor aller Politik, die bei dem Sohne Wilhelms von Oranien, bei einem Manne, der mit seinem siebzehnten Jahre zu hohen politischen Stellungen befördert war, mehr als sonderbar heißen kann. Diese Scheu verläßt ihn fast nie; selbst in der auswärtigen Politik scheint er nur durch die Ansichten Oldenbarnevelts und anderer bestimmt zu sein. Der Stillstand zuerst trieb ihn zu einer politischen Action, inwieweit er dabei selbständig handelte, ist nicht mehr abzunehmen. Er meinte damals gewiß, seine eigene Stellung und die niederländische Unabhängigkeit, die für ihn Eins und dasselbe waren, seien in Gefahr. Sein Stillschweigen in den Utrechter Wirren, als er wie es scheint, keine Unterstützung fand, und eben darum selbständig nicht zu handeln wagte, brachte ihn in eine falsche Stellung, die viel Bedenken erregt haben würde, wenn nicht andere Dinge die Blicke mehr auf sich gezogen hätten. In den Religionswirren haben seine eigenen Anhänger Mühe ihn aufzurütteln, nur widerwillig greift er endlich zu, um dann gewaltsamer zu handeln als nöthig war. Ist dieses geschehen, so verfällt er wieder in eine höchst unheilvolle Unthätigkeit, die viel mehr verschuldet hat für die Zukunft als der Religionskampf. Ein solcher Mann ist nichts weniger als ein Staatsmann. An der Spitze des Staats war er nur dann an seiner Stelle, als ein solcher neben ihm stand. Dennoch ist M. der Begründer der eigenthümlichen Macht seines Geschlechts, und als Soldat neben dem Staatsmann Oldenbarnevelt hat er den fast ganz zusammengefallenen Bau seines Vaters wieder, sei es auch im kleinen Maßstab und höchst dürftig aufgebaut.

Die Litteratur über ihn ist überaus reichhaltig. Es kommen in Betracht in erster Reihe die Archives de la Maison d'Orange Serie I Bd. VIII, Serie II Bd. I und II; namentlich auch die Einleitungen. Ferner aus der alten Litteratur die Historiker Bor, van Meteren, de Groot, Hooft, Baudartius, Brandt, Winsemius, Vita, res gestae et mors illustr. Mauritii, Wagenaar Th. VIII—X, du Maurier, Memoires, Carletons Letters (die französische Ausgabe kommt am Meisten vor), die Négotiations du Président Jeannin, Bentivoglio, v. Reydt und die ganze reichhaltige Litteratur über den Krieg, namentlich Anthonis Duyck's Journal. Von der neueren Litteratur Maurits van Nassau, Prins van Oranje, von C. M. van der Kemp, eine Vertheidigung seines Auftretens, Motley's History of the United Netherlands und Life of Barnevelt, letzteres sehr parteiisch gegen ihn, Groens Angriff darauf: Maurice et Barnevelt, Fruin, Tien Jaren uit den Tachtigjarigen Oorlog. Arend, van Rees en Brill, Allgem. Gesch. des Vaterlands III, 3—5, meine De

Staat der Vereenigde Nederlanden und eine Menge anderer historischer, politischer und militärischer Schriften.

P. L. Müller.

Moriz, Herzog und Kurfürst von Sachsen, war der Sohn des Herzogs Heinrich im Freiberger Ländchen (vgl. Bd. XI. S. 601) und seiner Gemahlin Katharina, einer Prinzessin von Mecklenburg, geboren 21. März 1521 in Freiberg. In den engen und kleinen Verhältnissen des väterlichen Hofhaltes wuchs der Knabe auf; nur dürftig war der Unterricht, der ihm zu Theil wurde. An die Beihülfe der Verwandten fand sich der Vater mehrfach gewiesen. In jungen Jahren hielt sich M. oft am Hofe des Mainzer Erzbischofes Albrecht in Halle auf; auch bei dem Vatersbruder, Herzog Georg in Dresden (vgl. Bd. VIII S. 684) und bei dem sächsischen Kurfürsten verkehrte der heranwachsende Jüngling viel: in die Streitigkeiten und Reibungen unter den sächsischen Verwandten erhielt er früh Einblick. Besonders am Dresdener Hof winkte ihm zukunftsfrohe Hoffnung, da Georgs Familie dahinstarb und M. Erbe des Vaters und des Oheims zu werden Aussicht gewann. Schon früh bestimmten derartige Rücksichten seine Entwickelung. Zum Lutherthum hatte sich der Vater 1536 bekannt und in seinem Gebiete die lutherische Kirche eingeführt; derselben Richtung folgte M. Andrerseits aber blieb die katholische Haltung Georgs nicht ohne Eindruck auf den ehrgeizigen Sinn des Neffen; in einen gewissen Gegensatz zu Kursachsen lebte jedenfalls M. sich früh hinein. Als sein Vater im April 1539 die albertinischen Länder nach Georgs Tode wieder vereinigte, lebten Vater und Sohn in kaum verdecktem Gegensatz; der Vater hatte M. dem Schmalkaldener Bunde verpflichtet; M. aber verkehrte gern mit den Räthen des alten Herzogs Georg, die ihn auf die andere Seite zu ziehen gedachten. Die Verhältnisse der herzoglich-sächsischen Regierung geriethen in Heinrichs kraftloser Hand in volle Verwirrung; es handelte sich bald um eine Betheiligung des jungen Fürsten an der Verwaltung, und die rasche Ehe, die M. im Januar 1541 mit Agnes, der Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen geschlossen, vergrößerte das Zerwürfniß mit Vater und Mutter. Der Tod Heinrichs (18. August 1541) beugte weiterem vor. Nun war M. mit 20 Jahren Herzog; ein hochaufgeschossener Jüngling mit scharfblitzendem Auge, ein Reiter und Jäger und Trinker voll Leidenschaft, der auch in dem Verkehr mit Weibern eifrigem Genuß sich hingab. M. hielt sich in allen offenkundigen Acten seiner Regierung zum Protestantismus, aber er hatte keine religiöse Ader; er gehörte der zweiten, jüngeren Generation protestantischer Fürsten an, welche der politischen Seite der reformatorischen Bewegung ihren Sinn geöffnet und nach politischen Motiven und Interessen ihre Schritte bemaßen. Ihm galt es vor allem anderen vorwärts zu kommen, an politischer Macht und fürstlichem Besitz zu wachsen. Selbständig und eigenwillig, rücksichtslos und energisch traf er seine Entscheidungen; mit kühnem Handgriff und doch mit kühler Berechnung ging er vorwärts.

Unausgeführt blieb das väterliche Testament, das dem jüngeren Bruder August eine territoriale Ausstattung zugedacht hatte. M. meinte für den Bruder anders zu sorgen, vielleicht ihn zum Coadjutor in Magdeburg und Halberstadt ernennen zu lassen. M. hatte es außerdem auf die Einziehung von Merseburg und Naumburg abgesehen. Dabei stieß er aber mit den verwandten Absichten Kursachsens zusammen. Und das gemeinsame Schutzrecht über Meißen entzündete 1542 sogar die Gefahr eines sächsischen Bruderkrieges. Unfraglich war in dieser sogenannten Wurzener Fehde das bessere Recht auf der Seite von M., aber die protestantischen Führer erklärten sich dennoch für den Kurfürsten. Ganz besonders Luther ließ seinem kursächsischen Partikularismus und seinem alten

Haß gegen die Meißener mit Heftigkeit die Zügel schießen. Wohl gelang es den Zwist zu schlichten; aber in Moritz' Geist ließen diese Vorgänge einen bitteren Stachel zurück. Von der anderen Seite lockte ihn immer dringender die habsburgische Politik, sowol Ferdinands als des Kaisers, dessen Rathgeber Granvelle mit dem sächsischen Minister Carlowitz in eifrigem Verkehr stand. Von Anfang an hatte M. hierbei den Gewinn jener benachbarten sächsischen Bisthümer ins Auge gefaßt; für dies Ziel nahm er persönlich Dienst im deutschen Kriegsheer, das 1542 nach Ungarn gegen den Türken auszog. Deshalb vollendete Prinz August seine Ausbildung an Ferdinands Hof; ja M. selbst leistete 1543 im Krieg gegen Cleve und 1544 gegen Frankreich Kaiser Karl diensteifrige Heeresfolge; es gelang ihm sich militärisch zu bewähren und auszuzeichnen. In diesen Jahren, in welchen Kaiser Karl seinen Protestantenkrieg vorbereitete, rückte M. den Kreisen der kaiserlichen Politik immer näher; er brach deshalb noch keineswegs die Verbindung mit den protestantischen Fürsten ab. Zwar hatte er sich der früher ihm auferlegten Zugehörigkeit zum Schmalkaldener Bund schon 1542 entzogen, aber er erklärte doch wiederholt den Glaubensgenossen seine Bereitwilligkeit, für die Freiheit des protestantischen Glaubens einstehen zu wollen. Nach beiden Seiten, sowol mit dem Hause Habsburg als mit Kursachsen und Hessen, unterhandelte M. 1543—1546, immer so daß ihm bis zum letzten Augenblick die Wahl zwischen beiden Parteien noch offen blieb. Auf der einen Seite handelte es sich um den möglichen Schutz des Protestantismus, von der anderen Seite winkte ihm ein Verständniß mit Kaiser Karl, das ihm Erhöhung an Ehren und Macht einbringen könnte. Mit großer Nüchternheit und Selbstbeherrschung hat M. Jahre hindurch an dieser Politik der freien Hand festgehalten. Doppelseitig war auch sein Auftreten im Braunschweiger Krieg im Herbst 1545; halb als Genosse der Schmalkaldener, halb als Vermittler im Auftrage des Kaisers glaubte M. vor allem der Austheilung der Braunschweiger Beute zwischen Hessen und Kursachsen entgegentreten, oder sich einen Antheil am Gewinn sichern zu müssen. So blieb Herzog Heinrich aus Braunschweig vertrieben und sein Land unter dem Sequester. Allmählich aber trennte M. sich mehr und mehr von den Schmalkaldener Verbündeten; die territorialen Zerwürfnisse und Reibungen mit dem sächsischen Kurfürsten ließen sich nicht beilegen oder ausgleichen; dem Schmalkaldener Bund weigerte M. den Zutritt, während seine Idee eines neuen Bündnisses auf des Kurfürsten von Sachsen Widerspruch und Bedenken stieß; schließlich wollte M. nicht unbedingt und schroff jede Betheiligung der Protestanten am Concil ablehnen: über alle diese Fragen verstimmte sich der Ton der Verhandlung; mit Mißtrauen blickten die Protestanten auf den selbständigen, seine eigenen Wege verfolgenden jugendlichen Sachsenherzog. Gleichzeitig aber begegnete M. auch den Lockungen der kaiserlichen Staatskunst mit kühler Zurückhaltung; er verstand es, den Preis für seine Entschließung zu steigern. Deutliches Licht fiel erst auf sein Verhalten, als er am 24. Mai 1546 persönlich in Regensburg eintraf, wo Kaiser Karl damals den Reichstag versammelt hatte. In persönlichen Unterredungen mit Karl und Ferdinand und Granvelle enthüllten sich die beiderseitigen Absichten und Vorsätze; am 19. und 20. Juni gelangte man zum Abschluß. Im bevorstehenden Protestantenkrieg hatte sich M. entschlossen, auf Karls Seite zu stehen; es war ihm gestattet anfangs seine Parteinahme unter scheinbarer Neutralität noch zu verdecken, dann aber, nachdem er seine Landstände gewonnen, sollte er die Reichsacht wider Kursachsen zu vollziehen helfen. Ihm wurde die erstrebte Schutzherrschaft über Magdeburg und Halberstadt zugesprochen und reicher Landgewinn aus dem Besitz des zu ächtenden Kurfürsten in Aussicht gestellt. Der Einziehung kirchlicher Güter zu frommen Zwecken hatte Karl nicht zu wehren verheißen und

wenn M. zur eventuellen Unterwerfung unter das Concil sich bereit erklärte, auch einige erleichternde kirchliche Concessionen zu vermitteln zugesagt; in einer nicht völlig durchsichtigen Weise war die Zustimmung der sächsischen Landstände vorbehalten worden, — ein Vorbehalt, der bei der thatsächlichen Unterordnung dieser Stände unter ihres Herzogs leitenden Willen ihm selbst noch einmal die volle Actionsfreiheit in der Zukunft sichern sollte.

So begann im Sommer 1546 der deutsche Religionskrieg. M. verließ schon am 20. Juni Regensburg und versammelte Mitte Juli seine Stände in Chemnitz; er fand bei ihnen den gewünschten Rückhalt seiner Politik; man bewilligte ihm Rüstungen, man befürwortete Neutralität während des Krieges, indem Karl berechneter Weise den Charakter des Religionskrieges verdeckt hatte und angeblich nur auf die Bestrafung einiger ungehorsamer Fürsten seine Absicht richtend. Allmählich ließ M. seine eigentlichen Gedanken durchscheinen: daß er für den Kriegsfall das Land des Kurfürsten besetzen wollte, damit es dem Gesammthause nicht verloren ginge — natürlich um es, wenn erst die Acht den Kurfürsten getroffen, dann für sich zu behalten, für diese Erwägungen gewann M. allmählich seine Räthe und den Ausschuß seiner Stände. Dann brachte er eine Erklärung des Kaisers aus, der die ihm beigelegten Gedanken einer Verfolgung der evangelischen Religion läugnete — allerdings in ganz allgemein gehaltenen Redewendungen. Wenn aber in Regensburg eine gemeinsame Action von Ferdinand und M. gegen Kursachsen ins Auge gefaßt war, so wurden die Verhandlungen über diese Eventualität im Sommer und Herbst 1546 sehr verschleppt; es wurde nicht leicht, sich zu verständigen. Im August erging an M. die Aufforderung zur Execution der Acht wider den Kurfürsten von Sachsen. M. zog nochmals die Sache hin, so sehr auch Ferdinand und Karl ihn drängen und zum militärischen Eingreifen anreizen mochten. Daß er sich endlich dazu entschlossen, zeigte sein Besuch in Prag bei Ferdinand am 30. September; hier versprach M. das Kurland anzugreifen, unter der Voraussetzung, daß er in den Besitz des Kurfürsten, vielleicht mit Ausnahme der böhmischen Lehen in Sachsen, eintreten sollte. Es gelang, in der Hauptsache sich zu einigen (4. October) und darauf auch die sächsischen Stände in Freiberg zur Gutheißung der Politik ihres Fürsten zu bewegen. Darauf erst schlossen Ferdinand und die sächsischen Räthe in Prag ab (19. October) über eine Erbeinung zwischen Böhmen und Sachsen, über die Ausführung der Reichsacht wider den Kurfürsten Johann Friedrich und die Besitzergreifung seiner Länder, unter der Zusicherung, daß sie bei ihrer jetzigen Religion sollten bleiben dürfen „bis zu einer christlichen Vergleichung“. Noch ein weiteres erhandelte M. durch seine geschickte Diplomatie; am 27. October stellte ihm der Kaiser die Erklärung über die Verleihung der Kurwürde aus; nun ließ auch M. seinen Fehdebrief gegen Johann Friedrich ausgehen.

Monate lang hatte M. „temporisirend“ auch mit den Schmalkaldenern, besonders mit seinem hessischen Schwiegervater verhandelt; er hatte immer noch den Zutritt zur protestantischen Seite sich offen gehalten, sich stets zu Vermittlungen beim Kaiser erboten. Erst als sowol Ferdinands wie seine eigenen Rüstungen fortgeschritten, brach er los. Während die Schmalkaldener Fürsten in Süddeutschland gegen den Kaiser ihren Krieg in unentschiedener, langsamer, unsicherer Weise führten, erhoben sich in ihrem Rücken die Kriegskräfte aus Böhmen und Sachsen, mit Ueberfall sie bedrohend. Groß war die Wirkung besonders des Auftretens von M., er suchte der Aufregung der Gemüther durch die nachdrückliche Versicherung zu begegnen, daß dem Protestantismus in Sachsen keine Gefahr drohe. Die eigenen Landesunterthanen beruhigte er wol mit solchen Worten, aber in den anderen Gebieten fand er wenig Glauben. Die Diversion in Sachsen entschied auch den oberländischen Krieg; sie verwirrte die Gemüther

der Protestanten; sie erfüllte die kaiserlichen Heere mit der Zuversicht des Sieges; nach einigem Schwanken brach (23. November) der Kurfürst Johann Friedrich aus dem Süden auf, um seine eigenen Erblande zu vertheidigen. Karl ließ ihn unbehelligt abziehen. Bis dahin war die Besetzung Sachsens für M. glücklich von Statten gegangen; auch Halle und Merseburg und Naumburg hatte er schon in Besitz genommen, freilich hatte er Wittenberg nicht zu bewältigen vermocht. Als aber Johann Friedrich Ende November mit seinen Schaaren herangezogen kam, eilte M. selbst nach Prag, König Ferdinand an die ausgemachte Kriegshülfe zu mahnen; nur Vertröstungen auf die Zukunft brachte er zurück. Einstweilen bemächtigte sich der heimgekehrte Kurfürst wieder seiner alten Länder, ja er ging seinerseits zum Angriff gegen den Besitz des Vetters vor; er brachte Halle in seine Hand, er ließ 21 Tage lang Leipzig belagern und beschießen: in großer Gefahr schwebte M. während der ersten Monate 1547, für die Erhebung des vorigen Jahres schwere Buße zahlen zu müssen. Erst des Kaisers Anziehen sollte ihm die ersehnte, auch von Ferdinand nachdrücklich verlangte Hülfe bringen. Schon anfangs Januar 1547 hatte Karl diesen Plan erfaßt, und einzelne Heereshaufen, wie den unter Markgraf Albrecht vorgeschickt; gemeinsam führten darauf Albrecht und Moritz den kleinen Krieg gegen das Heer des Kurfürsten; dem letzteren gelang am 2. März der Ueberfall bei Rochlitz, die Nachricht hierüber setzte endlich den Kaiser in Bewegung. M. zog Ende März mit dem Rest seiner Schaaren dem Kaiser entgegen. So schien er im damaligen Augenblick bei seinem Griff nach dem Kurfürstenthum sein eigenes Land verloren zu haben.

Bald wendete sich das Glück. Mit Karl hatten sich in Eger Ferdinand und M. vereinigt; unter seiner Leitung focht M., den Vortrab des kaiserlichen Heeres zu führen, hatte er als Gunst sich erbeten. Sicher und erfolgreich erfolgte der Vormarsch; unsicher und verwirrt war die Kriegführung Johann Friedrichs. Es ist bekannt, wie ihn auf der Lochauer Heide bei Mühlberg an der Elbe sein Geschick erreichte (24. April 1547); sein Heer wurde nahezu vernichtet, er selbst des Kaisers Gefangener. M. aber hatte in dem Treffen sich wacker gehalten. Am 19. Mai sicherte Wittenbergs Kapitulation M. den Kurhut, aber der territoriale Erwerb wurde ihm gewaltig verkürzt; in der Bedrängniß des Winters hatte er schon auf Magdeburg Verzicht leisten und dem Brandenburger Kurfürsten diese so heiß umworbene Schutzherrlichkeit preisgeben müssen; den Ernestinischen Vettern, den Söhnen des abgesetzten Kurfürsten, verblieb im Mai 1547 fast die Hälfte ihrer Erblande, in ihnen das wichtige Gotha. Vergeblich hatte M. sich angestrengt, die sächsisch-thüringischen Länder wenigstens zur Abhängigkeit von sich zu beugen, sie zu mittelbaren Gliedern des Reiches herunterzudrücken; Kaiser Karl hatte ihm diesen Preis verweigert, in der Absicht, M. nicht zu mächtig werden zu lassen, ihn unter steter Bedrohung zu erhalten; die dynastische Feindschaft zwischen Albertinern und Ernestinern sollte ihm das Mittel bieten, beide gleichmäßig gegeneinander zu balanciren. Es war ein bitterer Tropfen, den Karl dem neuen Kurfürsten in den Siegesbecher gemischt.

Man darf urtheilen, im Augenblick des Sieges, als M. sich anschickte, den Preis seiner in den Jahren 1543—1547 verfolgten Politik einzuernten, begann in seinem Geist schon eine Verstimmung über die Behandlung, die ihm vom Kaiser widerfuhr, eine Entfremdung von der kaiserlichen Allianz Platz zu greifen, welche bald wachsende Nahrung empfing. M. hatte nach der Unterwerfung Johann Friedrichs übernommen, seinen Schwiegervater Landgraf Philipp mit dem Kaiser auszusöhnen; gemeinschaftlich mit dem Brandenburger Kurfürsten Joachim führte M. in kaiserlichem Auftrag die Verhandlung; Karl bestand auf Philipps Ergebung „zu Gnade und Ungnade“, hatte aber dabei versprochen, dies sollte

nicht „zu körperlicher Strafe“ und nicht „zu beständigem Gefängniß“ führen. Die Unterhändler dagegen hatten — sicher in gutem Glauben, aber mit Ueberschreitung ihrer Vollmacht — dem Landgrafen für seine Person völlige Straflosigkeit und Freiheit zugesichert. Nach der Unterwerfungsscene ließ Karl den Landgrafen in Haft nehmen, zur Ueberraschung der Unterhändler; sie brausten auf, warfen dem Kaiser Treubruch vor, aber bald mußten sie ihren Irrthum einsehen und dem Kaiser die Berechtigung zu zeitweiser Gefangenhaltung Philipps zugestehen. Der ganze Vorgang, der dem Andenken und der Popularität Karls bei der deutschen Nation unendlich geschadet, ließ in M. einen heftigen Stachel zurück: es war ganz unabweisbar, absolut nothwendig, daß er um möglichst baldige Freilassung Philipps aus der kaiserlichen Haft in den nächsten Jahren sich angelegentlich bemühte, daß er Vorstellungen und Bitten nicht sparte; die dilatorische Behandlung aller seiner Anträge, die er immer dringender vorlegte, mußte Ingrimm und Rachedurst allmählich zu mächtiger Flamme in seiner Seele entfachen.

Die Uebertragung der Kurwürde auf M. wurde am 4. Juni 1547 verkündigt. Dann versammelte M. im Juli zu Leipzig einen Landtag, dem er aufs neue die Versicherung protestantischer Religion aussprach und die weitere Verheißung ertheilte, in allen Dingen an den Rath seiner Stände sich halten zu wollen. Im Herbst besuchte er den Reichstag in Augsburg. Dort empfing er am 24. Februar 1548 die feierliche Belehnung als Kurfürst. In den Verhandlungen des Reichstages entfernte sich aber M. schon mehrfach von dem Willen des Kaisers, und ganz besonders in der kirchlichen Frage; hier verstand es es jene bei seinem Anschluß an den Kaiser aufgestellten Vorbehalte und Versprechungen Karls, jene Rücksichtnahme auf die eigenen Landstände wirkungsvoll geltend zu machen. Er wagte es seinen protestantischen Haupttheologen Melanchthon gegen Karls Bedrohung zu schützen; er wollte das kaiserliche Religionsedikt des Interim nicht für Sachsen ohne Befragung seiner Landstände angenommen sehen. Für seine Person machte er nicht große Schwierigkeiten sich in die Lage zu fügen; wiederholt wurde er in Processionen gesehen. Zuletzt trug Karl ihm auf, über die Einführung des Interim in Sachsen mit den Landständen zu verhandeln. Dies geschah. Aber in gut protestantischem Sinn wies der Landtag in Meißen (Juli 1548) das Interim ab. Dann begannen langwierige und mühsame Verhandlungen, deren Detail hierhin nicht gehört. Nach allerlei Conferenzen in Pegau, in Torgau, in Zelle, zuletzt in Leipzig kam eine sächsische Religionsordnung zu Stande, das sog. Leipziger Interim, eine Vermittlung zwischen protestantischem Bekenntniß und dem kaiserlichen Religionsgesetz. Scheinbar hatte M. dem Wunsche des Kaisers genügt und sich dem Reiche gehorsam bewiesen. Aber unter der schützenden Hülle dieser äußerlichen Anbequemung sorgte M. dafür, daß der Protestantismus in Sachsen nichts einbüßte, sondern unverändert und ungeschwächt in Kraft bliebe. M. war mit der Befolgung der angeordneten Aeußerlichkeiten zufrieden, in die Religion seiner Unterthanen wagte er keinen Eingriff. In wol überlegter, Seitenwege und Seitensprünge ebenso wenig wie Scheingründe und Ausflüchte verschmähender diplomatischer Erörterung und Behandlung hatte er trotz aller Scheinnachgiebigkeit das Wesentlichste und Wichtigste protestantischen Kirchenwesens seinem Lande gesichert und geschützt.

Der Stärkung der Kaisermacht, wie Karl sie 1547 und 1548 betrieben, hatte M. sich widersetzt, nicht mit offenem Widerspruch aber durch indirectes Ausweichen und gut gezielte Gegenmanöver. Und wie er die neu erwachende und rasch wachsende Opposition deutscher Fürsten gegen Karl V. gewahr wurde, setzte er sich, kühn und vorsichtig, in Bereitschaft, von der neuen Wendung der

Dinge nicht überrascht oder überwunden zu werden, sondern für sich und seine Stellung neuen Nutzen zu ziehen.

Einzelne protestantische Elemente des Widerstandes waren auch nach dem Schmalkaldener Kriege aufrecht geblieben, unter ihnen jenes Magdeburg, auf das M. sein Auge geworfen, das ihm aber 1547 entschlüpft war. Mit des Kaisers Acht belegt (27. Juli 1547) gab die Stadt bald den Mittelpunkt des protestantischen Widerspruches ab, an welchen sich die Grafen v. Mansfeld und die norddeutschen Seestädte anlehnen konnten. Dazu kamen bald der Brandenburger Markgraf Hans von Küstrin, der Herzog Albrecht von Preußen, der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg; sie traten Febr. 1550 zu einem Defensivbündniß zusammen zum Schutz des Protestantismus gegen die drohende Execution des Interims. Mit diesen Elementen hatte M. Fühlung behalten; er war von ihren Absichten unterrichtet; sie kamen ihm keineswegs vertrauensvoll entgegen, und er zögerte lange sein Loos an das ihre zu binden. Erst sehr allmählich wurde M. der sehr verschlungenen Beziehungen zwischen allen den kleinen Fürsten und Ständen Herr; erst nach langem Bemühen gelang es ihm alle Fäden des neuen Unternehmens in seiner Hand zu vereinigen. M. begann damit, daß er mit seinem Bruder August über die Fragen der Zukunft sich vollständig einigte; dann gewann er den wilden Kriegsmann Markgraf Albrecht von Kulmbach; er eröffnete mit den Ernestinern Verhandlungen über einen Ausgleich ihrer Ansprüche, ihnen Entschädigungen des erlittenen Verlustes als möglich bezeichnend, um dafür ihre Anerkennung seiner Kurwürde einzuhandeln. Auch mit den Söhnen des gefangenen Landgrafen Philipp knüpfte er an, einen eventuellen Krieg zur Befreiung ihres Vaters in Aussicht zeigend; sogar dem französischen Könige näherte er sich sehr vorsichtig, französische Hülfe für den Krieg erhoffend. Keineswegs aber brach er deshalb mit dem Kaiser; wie einst vor 1546, so stand er auch jetzt wieder mit beiden Parteien in Verhandlungen. Auf jene protestantische Fürstenverbindung des Markgrafen Hans suchte M. vor allem maßgebenden Einfluß zu gewinnen. Nach allen Seiten glückte ihm schrittweise und allmählich seine geheimnißvoll betriebene diplomatische Arbeit.

Als Ende Juli 1550 der Augsburger Reichstag begann, entschuldigte M. sein Nichterscheinen mit jenen gefährlichen Bewegungen in Norddeutschland; es dauerte nicht lange, bis der Konflikt um Magdeburg ausbrach. Unter Betheiligung der Nachbarn war seit 1547 über eine Unterwerfung des geächteten Magdeburg verhandelt; M. und Brandenburg und Braunschweig bemühten sich um einen Ausgleich, der einem neuen Krieg des Kaisers gegen die Reste des norddeutschen Protestantismus vorbeugen sollte, aber Magdeburg hatte sich unverzagt in seinem Widerspruch behauptet. Dann hatte plötzlich der Mecklenburger Herzog Georg (22. Sept.) einen Magdeburger Kriegshaufen überfallen; er zog siegreich weiter. Aber M. nahm schnell entschlossen des Mecklenburgers Schaar in seinen Kriegsdienst (Oct.); und er selbst meinte nun nach allen den seit 1547 gesponnenen fruchtlosen Verhandlungen endlich handelnd eingreifen zu sollen; diensteifrig suchte er des Kaisers Einwilligung oder Auftrag zu erlangen. Bereitwillig ging Karl darauf ein. M. war einmal nahe daran, gutwillig die Stadt Magdeburg zu einer Capitulation zu bewegen; im letzten Augenblick lehnte sie den Vertrag zu Moritz' größtem Verdruß ab. Darauf scheiterte auch der Versuch, den er in Torgau (Nov. 1550) machte, von seinen Ständen Billigung und Unterstützung des beabsichtigten Schlages gegen Magdeburg zu erlangen; allzu lebhaft war die Sympathie der Protestanten mit der „Kanzlei Gottes“. M. schien also der Weg der Gewalt gegen Magdeburg durch die Lage der Dinge selbst aufgezwungen zu werden; er begann die ernstliche Belagerung der Stadt. Der Reichstag bewilligte endlich (December) die Kosten der Reichs-

execution, deren Führung eben M. aufgetragen wurde (27. Dec. 1550). M. selbst zog damals gegen eine Kriegerschaar zu Felde, welche sich im Stifte Verden zum Entsatz Magdeburgs angesammelt hatte; es schien ihm dringend nöthig, durch einen raschen Schlag die Verwirrung auf protestantischer Seite zu klären, dem Auseinandergehen, ja vielleicht dem Entgegenstreben der verschiedenen protestantischen Elemente energisch zuvorzukommen. Die beruhigenden Versicherungen, die er den Hessen in Wittenberg (Dec.) über seine Absichten ertheilt hatte, wurden unter der Hand weiter verbreitet; einzelne Kriegshaufen schlug er; mit anderen glückte die Verhandlung: endlich schloß er einen Vertrag mit ihnen ab (7. Januar 1551), nach welchem jenes protestantische Heer sich auflöste; aber ein großer Theil, ihr Führer Hans von Heideck an der Spitze, trat sofort in kursächsischen Kriegsdienst über. M. hatte sich hiermit des militärischen und politischen Uebergewichtes in Norddeutschland versichert; nun konnte er mit freierem Sinn seine eigenen Gedanken weiter zu verfolgen unternehmen.

Die Belagerung Magdeburgs im Auftrage des Reiches setzte M. fort, aber sie sollte nur dazu dienen, um zu freiwilliger Ergebung in seine Hand die Stadt zu bewegen; und zu gleicher Zeit setzte M. alle Hebel an, den Anschluß der deutschen Protestanten an seine Leitung und Führung, an das von ihm geplante Unternehmen gegen den Kaiser zu Stande zu bringen; dabei war ihm jener Hans von Heideck ein sehr nützlicher Vermittler. Einen wichtigen Schritt auf seiner Bahn bezeichnet die Conferenz mit Markgraf Hans in Dresden (20. bis 22. Febr. 1551); die beiden Fürsten einigten sich zu einem Defensivbündniß für die protestantische Sache unter der Voraussetzung, daß auch die Ernestiner sich würden versöhnen lassen, und in der ausgesprochenen Absicht die Magdeburger Sache durch gütliche Mittel zu schlichten. Markgraf Hans widmete im März 1551 seine Thätigkeit der letzteren Aufgabe, — allerdings noch ohne den erhofften Erfolg. Dagegen rückten sowohl die Hessen als die Ernestiner dem protestantischen Fürstenbund immer näher. Einstweilen trat M. noch nicht öffentlich, wie es anfangs zu Dresden in Aussicht genommen, aus seinem Verhältniß zum Kaiser heraus; aber er betonte, daß er in jedem Augenblick dies thun könnte, sobald erst die protestantischen Abmachungen abgeschlossen sein würden. In Torgau kamen am 22. Mai M. und Hans und mit ihnen Johann Albrecht von Mecklenburg und Landgraf Wilhelm von Hessen persönlich zusammen; von Preußen, Lüneburg und anderen Fürsten waren Räthe zugegen; man verpflichtete sich zum Schutz des Protestantismus, zur Befreiung der in kaiserlicher Haft gehaltenen Fürsten; man hoffte immer noch auf den Zutritt der Ernestiner oder doch auf ihre Neutralität gegenüber der protestantischen Erhebung; es war M. gelungen die Ernestiner von den anderen Protestanten zu trennen und etwaige Rachepläne seiner Vettern gegen ihn selbst unschädlich zu machen; es galt ferner Frankreichs thätige Mitwirkung dem Aufstand zu verschaffen, von der letzteren Voraussetzung machte man alles weitere Vorgehen abhängig. M. war gern einverstanden die Belagerung Magdeburgs und die Verhandlung mit Magdeburg fortzuführen; er ließ nie die Hoffnung fahren, hier zu gutem Ende die Sache zu führen. Frankreich ging zuerst allerdings nicht mit allzugroßem Eifer auf das deutsche Gesuch ein. Die etwaige Hülfe, meinte man, würde allein in Subsidien bestehen können; aber König Heinrich schickte doch zugleich einen Diplomaten Jean de Fresse zu den deutschen Fürsten, um weitere Verständigung anzubahnen. Die neue Berathung fand im Jagdschloß Lochau am 5. October statt. M. und August und Hans und Johann Albrecht trafen mit den hessischen Räthen und dem französischen Bevollmächtigten hier zusammen. Mit Magdeburg war einstweilen ein Waffenstillstand geschlossen, welcher der Verhandlung — der officiellen sowohl als der seit dem Juni eröffneten sehr geheimen — freien

Raum gab. Die Fürsten einigten sich in Lochau über die financielle und militairische Seite ihres Unternehmens; aber dann entbrannte zwischen M. und Hans heftigster Zwist über die Frage, ob man allein bei der Defensive bleiben, wie Hans forderte, oder auch offensiv gegen den Kaiser auftreten sollte, was sowohl M. als ganz besonders der Franzose verlangten. Gewaltig erzürnt verließ Hans die Versammlung und enthielt sich der Theilnahme an dem protestantischen Unternehmen, zu welchem grade er die ersten Vorbereitungen eingeleitet hatte. Im Auftrage der übrigen Verbündeten ging Markgraf Albrecht Mitte October nach Frankreich; seine Unterhandlung aber rückte nur langsam vorwärts; er stieß auf Schwierigkeiten verschiedener Art und konnte lange Zeit sein Ziel nicht erreichen; ja im December übertrug König Heinrich von Frankreich die Weiterführung der Sache seinem Diplomaten de Fresse in Deutschland. In Lochau hatten die Verbündeten deutlich ausgesprochen, daß sie das übrige Deutschland zum Anschluß an ihre Erhebung auffordern und jeden, der sich weigerte, als Feind behandeln wollten; auf die geistlichen Fürsten war dies letztere besonders gemünzt: Markgraf Albrecht erhoffte vor allem territorialen Gewinn auf solchem Wege zu erzielen, M. hatte sich wenigstens die schon früher erstrebte Schutzherrschaft über Magdeburg vorbehalten. Derartigen auf radicales Zugreifen gerichteten Absichten trat die französische Politik entgegen, indem sie dem Aufstande den Charakter des Religionskrieges fernhalten und von einer Bedrohung der geistlichen Territorien im Reich nichts wissen wollte. Darüber wurden in Dresden neue Besprechungen der Bundesfürsten mit den Franzosen vom 17. bis 21. December gepflogen. Auf französisches Verlangen gaben die Fürsten die Erklärung ab, daß sie nicht beabsichtigten ihren Krieg gegen die Katholiken als solche zu richten, sondern nur gegen diejenigen, die ihnen entgegen sein oder sich über ihr Verhalten nicht genügend erklären würden. Erst nach dieser Versicherung kam das französische Bündniß zu Stande; dasselbe schloß Albrecht in Chambord am 15. Januar 1552 ab. Französische Subsidien waren dem deutschen Fürstenbund gesichert, eine Cooperation des Franzosenkönigs mit dem deutschen Aufstand verabredet; aber man hatte auch die Einwilligung zur Abtretung von Cambray, Metz, Toul und Verdun an Frankreich aussprechen müssen. Nur für solchen Preis war Frankreichs Hülfe zu erkaufen. Im Februar 1552 kam es noch einmal in Friedewald zu Erörterungen über den eben abgeschlossenen Vertrag; Frankreich verlangte eine offene und unzweideutige Erklärung der Fürsten in ihrem Kriegsmanifest, daß die Geistlichen nichts von dem Aufstande zu fürchten hätten; soweit zu gehen weigerten sich nun doch die Fürsten sie blieben bei ihrer schon erwähnten verklausulirten Versicherung, während König Heinrich sich bemüßigt sah allen katholischen Fürsten und Ständen von Deutschland zu verkündigen, daß er sie in seinen Schutz genommen habe.

Als die Bündnißsache im Herbst 1551 bestimmtere Aussichten gewonnen, gelangte auch die Magdeburger Frage zum Austrag; jetzt kam eine Capitulation zu Stande, durch welche sich Magdeburg dem Kaiser unterwarf; seiner protestantischen Religion wurde es dabei versichert und ihm Aussicht gemacht, daß der Kaiser die Strafe des Ungehorsams erlassen würde; in geheimem Vertrage hatte die Stadt Magdeburg M. als ihrem Erbherren geschworen, eine sächsische Besatzung aufgenommen; die Auseinandersetzung mit dem Erzbischof sollte M. betreiben. Mit großem Prunke zog M. am 9. Nov. 1551 in die Stadt ein. Von dem jetzt abgelohnten Kriegsvolk nahm er viele in seinen Dienst auf. Nun hatte M. wirklich die überwiegende Machtstellung in Norddeutschland sich errungen. Er stand unbestritten als der oberste Führer an der Spitze des Fürstenbundes; es war zu bedauern, daß die Aussöhnung mit den Ernestinern schließlich

doch nicht erreicht war; aber auch ohne sie gebot M. über beträchtliche Kräfte. Der französischen Hülfe war er sicher. Andrerseits aber lebte M. auch in nahen und freundlichen Beziehungen zum römischen Könige Ferdinand und seinem Sohne, dem Erzherzog Maximilian. Jene Verstimmung unter den Habsburgern, die Folge des spanischen Successionsprojectes des Kaisers und des den Verwandten aufgezwungenen Familienvertrages vom März 1551, hatte M. sehr wohl bemerkt. Daß er im Sommer 1551 dem spanischen Prinzen seine Stimme zur römischen Königswahl zu geben verweigert, war im Interesse der deutschen Habsburger geschehen; er hatte auch den Fürstenbund ausdrücklich von feindseligen Schritten gegen dieselben zurückzuhalten erklärt; in recht freundschaftlichem Briefwechsel und Meinungsaustausch stand M. noch in jener Zeit mit dem Erzherzog: es gab Fragen, in welchen Maximilian, und vielleicht auch Ferdinand, mehr zu M. als zum Kaiser sich hielten.

Mehrmals war Karl über die Dinge, die sich in Deutschland anzettelten, schon warnend unterrichtet worden; er hielt die Gefahr nicht für eine dringende und meinte stets in den Ernestinern, besonders in dem gefangenen Johann Friedrich die Werkzeuge zur Hand zu haben, um M. zu bestrafen oder zur Ruhe zu zwingen. Erst allmählich wurde sich Karl des drohenden Unwetters bewußt. Dann glaubte er gerade in den freundlichen Beziehungen zwischen Ferdinand und M. die Gelegenheit zu besitzen, die Gegner für den Augenblick hinzuhalten, um sich zur Bestrafung derselben erst vorzubereiten und zu rüsten. Als der Aufstand der Fürsten sich erhob, wurde Ferdinand von dem Kaiser beauftragt, eine Beschwichtigung und Ausgleichung durch diplomatische Mittel zu versuchen.

Auf dem sächsischen Landtage in Torgau (März 1552) wurde es klar, daß M. einen Streich zu thun beabsichtigte; von dem Tridentiner Concil, das er, — in scheinbarer Nachgiebigkeit gegen Karls Wünsche und den Beschluß des Augsburger Reichstages — beschickt hatte, rief M. seine Bevollmächtigten zurück; er bestellte seinen Bruder August an seiner Statt zum Regenten in Sachsen; er gab vor, er müsse in hessische Hand sich begeben als Pfand für die Freilassung des durch seine Schuld gefangenen Landgrafen Philipp; daß er vor allem die Freiheit seines Schwiegervaters verlangte, sprach er damals an Ferdinand aus. Während damals Karl des Kurfürsten Ankunft in Innsbruck erwartete, ging M. nach Hessen; in Bischofsheim traf er mit Landgraf Wilhelm zusammen (23. März). Die beiden Verbündeten verkündeten darauf in einem Manifest der Welt ihr Vorhaben und die Motive ihrer Erhebung wider den Kaiser. Ihren Zug setzten sie ohne Säumen fort. In Rotenburg stieß Markgraf Albrecht zu ihnen; am 5. April wurde Augsburg besetzt; vor dem Anmarsch dieser Schaaren zerstob jeder Widerstand der kaiserlichen Partei. Gleichzeitig waren die Franzosen in Lothringen eingefallen und nahmen einen Ort nach dem anderen in Besitz; erst im Elsaß stockte der französische Vormarsch. Karl hatte keine Kriegsmacht zur Stelle, die er hätte entgegenwerfen können. Ferdinand war seit Herbst 1551 in Ungarn in Krieg wider die Türken verwickelt; er bedurfte eher der Hülfe aus dem Reiche als daß er hätte Hülfe bringen können. So lag in dem Ausgang der von Ferdinand mit M. angeknüpften diplomatischen Vermittlung das Schicksal der kaiserlichen Herrschaft. Karl selbst befürchtete in Innsbruck von dem Heere der Aufständigen überrascht und gefangen zu werden; für den Augenblick mußte auch er sich in die Verhandlung ergeben.

M. reiste über Ulm, Donauwörth, Ingolstadt, Regensburg, Passau nach Linz, wo er in Begleitung des Herzogs Albrecht von Baiern am 18. April anlangte und von Ferdinand empfangen wurde. Die Conferenz der Fürsten hatte das Ergebniß (23. April), daß zur Erledigung der Forderungen des Aufstandes eine neue Fürstenversammlung nach Passau angesagt wurde, während Ferdinand

um die Einwilligung des Kaisers in die von ihm selbst für nothwendig erachteten Concessionen sich persönlich bemühen zu wollen erklärte. Aber die von Ferdinand gewünschte Einstellung der Feindseligkeiten bewilligte M. nicht. Fortsetzung des Krieges schien ihm einstweilen unerläßlich; er eilte von Linz zu seinen Genossen zurück. Dann führte er persönlich sein Heer gegen die Tiroler Alpen; am 18. Mai stand man bei Füßen, am 19. erstürmte man die Ehrenberger Klause; von da eilte man nach Innsbruck (20. Mai), dort den Kaiser zu fangen. Der Anschlag mißglückte, aber er scheuchte doch den kranken Kaiser in eiliger Flucht nach Villach hin; es war ein Vorstoß, der überall den gewaltigsten Eindruck hervorbrachte und den Niedergang der kaiserlichen Machtstellung grell beleuchtete.

Am festgesetzten Tag (26. Mai) erschien M. in Passau. Die Feindseligkeiten wurden nun eingestellt. Bald nachher kam Ferdinand. Eine große Zahl von Fürsten und Räthen waren zur Stelle, die Friedensvermittlung zwischen Karl und M. in ihre Hand zu nehmen. Große Schwierigkeiten waren noch zu überwinden. Zwar war Karl bereit die Freilassung der gefangenen Fürsten zuzugestehen; — er hatte Johann Friedrich schon sofort freigegeben, wohl in der Absicht ihn sofort gegen M. zu gebrauchen; hier galt es nun, M. eine Sicherheit gegen etwaige Bedrohungen durch die Ernestiner zu verschaffen; — aber in den principiellen Fragen, Duldung des Protestantismus und Erledigung der Beschwerden gegen Karls deutsche Regierung, wollte er nicht nachgeben. Die Entscheidung gab Ferdinand; er eilte am 6. Juli nach Villach zum Bruder, die Zustimmung ihm abzuringen. In Passau hatte gerade zwischen M. und Ferdinand ein Einvernehmen sich angebahnt: daß M. seine Kriegshülfe in Ungarn in nahe Aussicht gestellt, war für Ferdinand von der größten Bedeutung; er stimmte des Bruders Sinn um; am 13. Juli nach Passau zurückgekehrt, führte er mit den vermittelnden Fürsten die Berathung bis zum 16. Juli glücklich zu Ende. M. hielt inzwischen sich im Lager seiner Verbündeten auf; noch immer wurde der Krieg fortgeführt, einzelne Unternehmungen gingen noch immer weiter; vor allen Markgraf Albrecht zog brandschatzend und plündernd durch Franken, ohne Rücksicht auf die Verhandlung in Passau. Im Lager vor Frankfurt erschienen Ferdinands Bevollmächtigte mit der Vertragsurkunde; am 2. August stimmten M. und seine Bundesgenossen zu: bis zum definitiven Ausgleich der Religionshändel war dem Protestantismus volle und unbedingte Sicherheit hier gewährt, das war die inhaltsreiche Frucht des Aufstandes von 1552.

In den Passauer Vertrag hatte man Frankreich nicht eingeschlossen. Gegen die französische Einmischung und Eroberungslust hatte sich manche Stimme erhoben; die rheinischen Kurfürsten hatten von weiterem Vorgehen der Franzosen schon im Frühjahr abgemahnt; der Kaiser wollte von Nachgeben nach dieser Seite nichts hören; er meinte mit aller Entschiedenheit nach Beruhigung des deutschen Aufstandes seine Waffen gegen Frankreich zu wenden. Der französische Gesandte wurde in Passau von den Ständen wol angehört, aber Ferdinand weigerte sich ihn zu eigentlicher Verhandlung zuzulassen; und so sah M. sich zuletzt in die Lage versetzt, ohne Frankreich den Friedensvertrag zu schließen. Dies geschah natürlich unter lebhafter Entrüstung der Franzosen; nichts destoweniger knüpfte M. sehr bald nach dem Passauer Stillstand neue Beziehungen zu Frankreich an, auf welche einzugehen König Heinrich nicht verschmähte.

Landgraf Philipp wurde Anfangs September seiner Haft entlassen. Johann Friedrich erhielt seine Freiheit zurück, nachdem er M. als Kurfürsten von Sachsen anerkannt und auf den Gedanken der Rache verzichtet. Somit war die Herstellung der alten protestantischen Führer glücklich erfolgt. M. hatte im Kriege von 1552 keine neuen Sondervortheile davongetragen; für ihn war das Er-

gebniß die Sicherung und Befestigung seiner 1547 erkämpften Stellung und die durch seine Bemühung errungene Begründung des Religionsfriedens für Deutschland.

Sofort nach dem Abschluß in Passau löste M. sein Versprechen, indem er mit seinen Kriegsschaaren in den Ungarnkrieg zog. Der Feldzug hatte keinen großen Erfolg. Zwar kam M. mit seinem Heer bis Raab, er wirkte von dort günstig auf die Vertheidigung Erlau's ein; aber den größeren Angriff gegen das türkische Heer, den Ferdinand wünschte, wagte M. nicht; selbst von Krankheit erfaßt, in der Ueberzeugung, daß die Lage der Dinge eine höchst erbärmliche, kehrte M. Ende October nach Hause zurück. In Deutschland schien seine Anwesenheit dringender nöthig. Jener Markgraf Albrecht war dem Frieden nicht beigetreten; er ging den Weg plündernder Eroberung weiter; an ihm, an Markgraf Hans, der seit dem vorigen Jahr mit M. überworfen, und an den Ernestinischen Vettern konnte jeder Versuch der Störung des in Passau errichteten Zustandes bereitwillige Helfer finden. M. aber hielt vor allem damals seine Absicht auf Schutz des Friedens gerichtet, von Ferdinand in dieser Bestrebung nachhaltig unterstützt. M. ging zu diesem Zweck mit dem Gedanken eines Fürstenbündnisses um, in das er gerne Ferdinand hineingezogen hätte; Karl billigte derartiges keineswegs. Während im Süden die friedlich gesinnten Fürsten zu einem Fürstenverein zusammentraten, dessen Losung Schutz des damaligen Besitzstandes war (März 1553), kam es im Norden zwar nicht zu der von M. geplanten Liga, aber in fester Schutzvereinigung stand und verharrte doch M. mit Ferdinand, seinem Nachbarn in Böhmen. Als Markgraf Albrecht sich in seinem auf Störung des Friedens abzielenden Treiben durchaus nicht wollte aufhalten lassen, als alle Vermittlungsvorschläge an seiner beutelustigen Halsstarrigkeit scheiterten, da trat M. ihm entgegen als der Schützer des Friedens: der furchtbare unselige Bruderkrieg der früheren Kampfgenossen und Zechbrüder brach im Sommer 1553 aus: am 1. Juli erließen M. und Ferdinand ihr Manifest gegen den Friedbrecher. Bei Sievershausen kam es am 9. Juli zur Schlacht; das sächsische Heer war Sieger, aber M. war schwer verwundet — und schon am 11. Juli 1553 gab er seinen Geist auf, etwas über zweiunddreißig Jahre alt.

Es ist nicht möglich zu sagen, welche Gedanken M. im letzten Jahre seines Lebens erfüllt haben. Wie in den früheren Phasen seiner Entwicklung, so stand er auch damals in lebhaftem Verkehr mit vielen Seiten. Scheinbar einander entgegenstrebende Fäden hielt er in seiner Hand. Auf welches Ziel seine Verhandlungen mit Frankreich hinausgingen, ob ihm bei dem ungarischen Unternehmen ein egoistischer Plan vorgeschwebt, welches die geheimen Zwecke waren, die seinem Einvernehmen mit Ferdinand und Maximilian zu Grunde lagen: auf alle diese Fragen gibt es keine Antwort; mitten aus der unfertigen Arbeit wurde M. herausgerissen; es fehlt daher das innerste Bindeglied zwischen den einzelnen Aeußerungen seiner Politik; die historische Betrachtung muß — wie ungern immer — mit einem non liquet abschließen.

Als Landesherr war M. bemüht, den Aufgaben seiner Zeit gerecht zu werden; die von ihm erlassene Regimentsordnung vom 23. September 1548 legte den Grund zu einer zweckmäßigen und sachentsprechenden Vertheilung der Geschäfte; die Erweiterung seiner Gebiete führte zu einer neuen Kreiseintheilung hin. Gerichtswesen, Landespolizei, Schulwesen erfreuten sich seiner Fürsorge. Forstwirthschaft und Bergwesen brachte seine Verwaltung in Blüthe; auch dem Handel, besonders von Leipzig, schenkte er seine Aufmerksamkeit. In der Landeskirche übte er das Recht des Landesherrn ebensowohl nach sächsischer Tradition als nach den protestantischen Anschauungen seiner Zeitgenossen; an den Händeln der Theologen hatte er wenig Gefallen, er selbst war in den religiösen Contro=

versen ziemlich indifferent und nüchtern; er mischte in die Gestaltung der Kirchenlehre sich ungern ein; dagegen lag ihm die äußere Ordnung der Kirche, die Sorge für Besoldung und Bildung und Disciplin seiner Geistlichkeit sehr am Herzen. Ihm verdankte die Universität Leipzig die Sicherung ihrer Existenz, die Begründung ihrer Zukunft; durch Camerarius und Börner wurde sie an die Spitze der deutschen Hochschulen gehoben; nachher lag M. daran, auch die Blüthe Wittenbergs aufrechtzuerhalten. Gelehrte Schulen wurden in Meißen, Pforta, Grimma neu begründet und gut dotirt. Keineswegs ging M. mit seinen Interessen auf in der auswärtigen Politik, kaum geringer war seine Thätigkeit, seine Einsicht, sein Eifer in Sachen der inneren Landesverwaltung.

Ausgezeichnete Räthe und Diener standen ihm zur Seite: der ältere Georg von Carlowitz, der schon Herzog Georg gedient hatte, dann der jüngere Christof von Carlowitz, der Anwalt des Anschlusses an die habsburgische Politik; neben ihnen Fachs, Kommerstadt, Mordeisen, Ossa, Miltitz, Kram, der Leipziger Prof. Börner; sie waren alle nur die Werkzeuge seines Willens: selbständig, selbstbewußt und selbstthätig war M. vom Antritt seiner Regierung; in persönlicher Verhandlung leistete er gerade im entscheidenden Augenblick das größte, so 1546 in Regensburg, 1547 in Prag, 1551 in Dresden und Torgau, 1552 in Passau; er selbst ist für die Politik, die er befolgt, allein verantwortlich zu nennen.

Das persönliche Wesen dieses frühreifen Fürsten aber bildet einen eigenthümlichen Gegensatz zu seiner politischen Kunst. Wenn er in seiner Politik auf kühle Berechnung und vorsichtiges Abwarten des richtigen Momentes seine hochstrebenden ehrgeizigen Pläne erbaute, so war er persönlich ein Mann von lebhaftem, leidenschaftlichem Temperament; aufbrausend und jähzornig konnte er erscheinen; an sinnlichen Liebesabenteuern fehlte es ihm nicht. Sehr jung hatte er die Ehe geschlossen; das Verhältniß zur Gemahlin war kein sehr tiefes; Agnes begleitete den Gemahl nicht auf seinen Zügen und Reisen; sie ließ ihm alle Freiheit; sie gebar ihm einen Sohn, der jung starb; nur eine Tochter Anna überlebte den Vater, später des Oraniers unglückliche Gattin. Kurfürstin Agnes aber hat schon bald nach ihres Mannes Tod seinen Todfeind, den Herzog Johann Friedrich von Sachsen geheirathet.

Eine sehr interessante Charakteristik von M. hat der Engländer Roger Asham 1553 gegeben; auch finden sich in den Gedächtnißreden, welche Joach. Camerarius in Leipzig 1553—1569 gehalten, werthvolle Beiträge zur Kenntniß seiner Persönlichkeit. Eine ausführliche Geschichte seines Lebens verfaßte der Naumburgische Kanzler Georg Arnold (geb. 1531, † 1588), gestützt auf eigene Erinnerungen, Zeugnisse der Zeitgenossen und einzelne Documente und Briefe (deutsch gedruckt 1719, lateinisch bei Mencken, Scriptores II 1151—1256). Daß Sleidanus und Seckendorf wichtiges Material enthalten, bedarf kaum der Erwähnung. Bemerkenswerthe Behandlungen des Gegenstandes sind die von Bartenstein, de bello Carolo V. a Mauritio illato (1709), Böhme, de Caroli V erga rem evangelicam in Saxonia lenitate (1779). — In Leipziger Universitätsprogrammen theilte der Professor Arndt manches interessante Schriftstück mit: 1791, 1806, 1815. (Besonders wichtig sind die Briefe von M. an seine Frau, welche Arndt 1806 herausgab: nonnulla de ingenio et moribus Mauricii.) — Vgl. auch die Werke über sächsische Landesgeschichte von Müller, 1700; Glasey, 1737; Weiße, Bd. III. (1805); Böttiger, 1830 (neubearbeitet durch Flathe, 1867). — Böttiger, Kurf. Moritz von Sachsen, biograph. Skizze. 1821. — von Langenn, Moritz, Herzog und Kurfürst v. S. 1841 (2 Bde.); Christoph von Carlowitz (1854); Melchior von Osse (1858). — Brandes, Beiträge zur Charakteristik des Herzogs und Churfürsten Moritz (1853). Joh. Voigt, Fürstenbund gegen Karl V. (Histori-

sches Taschenbuch 1857). — L. v. Ranke (D. G. IV. u. V. 1842. 4. Aufl. 1868) hat neues archival. Material über M. verwendet und eine hervorragende Charakteristik desselben gegeben. — Maurenbrecher, Karl V. und die deutschen Protestanten (1865); Zur Beurtheilung des Kurfürsten M. (Histor. Zeitschrift XX, 1868); Moritz von Sachsen (Studien u. Skizzen z. Gesch. der Reformationszeit 1874, S. 135—203), vgl. Waitz in Gött. Gel. Anz. 1866, p. 1110. Kugler, in Preuß. Jahrb. XXIII, S. 635 ff. (1869). — Cornelius, Zur Erläuterung der Politik des Kurf. M. (Münchener histor. Jahrb., 1866, S. 257—304), Kurf. M. gegenüber der Fürstenverschwörung, 1550—1551, (Abhandl. d. Münch. Akad. 1867). — von Druffel, Briefe und Acten z. Gesch. des 16. Jahrh., I. II. III., (1873—1882), hat vieles neue archiv. Material z. Gesch. der Jahre 1546—1552 veröffentlicht. — Aus dem Dresdner Archive haben ferner noch manche Aufklärungen gebracht die Abhandlungen von W. Wenck, (Hist. Zeitschrift 1868, Forschungen z. d. Gesch. 1872, Archiv für sächs. Gesch. 1870, 1871, 1877) und von G. Voigt, (Archiv für sächs. Gesch. 1872, 1874, 1875, 1876); seine einzelnen Ergebnisse faßte Voigt selbst zusammen in dem Buch: Moritz von Sachsen, 1541 bis 1547, (1876). Fernere monographische Arbeiten über einzelne wichtige Momente sind: Burkhardt, Die Wurzener Fehde, (Arch. f. sächs. Gesch., IV, 1867). O. Richter, Verdienste des sächs. Fürstenhauses um die Aufhebung des Bisthums Meißen, 1539—1555, (1874). Ißleib, Braunschweig. Krieg v. 1545, (Diss. 1876; vgl. Arch. f. sächs. Gesch. 1879), Moritz u. Magdeburg 1550, (Neues Archiv f. sächs. Gesch. IV, V, 1883, 1884). Schlomka, Kurf. Moritz und Heinrich II. v. Frankreich (Diss. 1884). v. Druffel, Herzog Hercules v. Ferrara u. Kurf. M., (Ber. d. Münch. Akad. 1878). Schönherr, Einfall des Kurf. M. in Tirol 1552, (1868). Glasey, Schlacht v. Sievershausen, (Diss. 1876). Distel, Moritz' Testament, (Arch. f. sächs. Geschichte 1880).

W. Maurenbrecher.

Moritz, Graf von Sachsen, Marschall von Frankreich, der natürliche Sohn des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, Augusts des Starken, von der schönen Aurora von Königsmark, geb. am 28. Oct. 1696 zu Goslar, als sich bereits das Herzensverhältniß des Kurfürsten zu seiner Mutter gelöst hatte. Seine ersten Jahre verlebte er theils in Hamburg und Berlin, theils in Breslau, in dessen Nähe seine Mutter sich angekauft hatte. 1704 schickte ihn sein Vater nach Holland. Als 13jährigen Knaben nahm er ihn in das sächsische Heer auf, welches Graf Schulenburg 1709 nach den Niederlanden führte; unter dessen Obhut wohnte er 1710 den Belagerungen von Douay, Bethune und Aire bei. Was französische Schriftsteller zu der Zeit, wo er der Held Frankreichs war, von Heldenthaten des Knaben berichten, gehört in das Bereich der Erfindung. Nach seiner Rückkehr aus diesem seinem ersten Feldzuge erkannte ihn der König auf Bitten Auroras als seinen legitimirten Sohn an und schenkte ihm das Rittergut Sköhlen, jedoch ist die Angabe, daß er anfänglich den Namen „Graf von der Raute" erhalten, ebensowenig nachweisbar wie die Zeit, von wo an er den Namen „Graf von Sachsen" geführt hat. 1711 begleitete er seinen Vater auf dem Feldzuge in Pommern, 1713 ging er mit dem ihm von demselben verliehenen Regimente nach Polen. Zur Verbesserung seiner Vermögensumstände wurde er am 12. März 1714 mit der reichen Erbin Johanna Victoria Tugendreich von Löben vermählt, die ihm am 12. Januar 1715 einen — bald wieder verstorbenen — Sohn gebar; doch wurde die durch beiderseitige Schuld unglückliche Ehe 1721 geschieden. Die Gräfin heirathete später einen Herrn v. Runkel. 1716 und 1717 nahm M. an dem Kriege gegen die Türken in Ungarn theil. Um ihm eine glänzendere Laufbahn zu eröffnen, bewog ihn sein Vater, 1720

nach Frankreich zu gehen und von da an wurde er seinem Vaterlande entfremdet. Der Regent ernannte ihn am 7. August 1720 zum Maréchal du camp, M. kaufte sich ein Regiment, bald jedoch stürzte er sich in ein anderes Abenteuer. Er hoffte durch die Hand der verwittweten Herzogin Anna von Kurland, nach dem Erlöschen des Kettler'schen Stammes, dieses Herzogthum zu gewinnen. Unter dem Vorwande die Ansprüche seiner Mutter auf die Insel Moen geltend zu machen, begab er sich nach Mitau, Anna fand an dem schönen Manne Gefallen, seine pariser Geliebte, die Schauspielerin Adrienne Lecouvreur, opferte ihr Vermögen für ihn, auch andere Damen halfen, und am 28. Juni 1726 wurde er vom Landtage einstimmig zum Nachfolger des kinderlosen Herzogs Ferdinand gewählt. Allein Rußland erkannte die Wahl nicht an; Mentschikoff, der selbst nach dem kurischen Herzogshute strebte, kam persönlich mit bewaffneter Begleitung nach Mitau und suchte, wiewol vergeblich, M. zum Verzicht zu bewegen. Ebenso erklärte der polnische Reichstag, der Kurland als heimfallendes Lehen ansah, die Wahl für verfassungswidrig und ungiltig, Moritz' eigner Vater mußte ihm den Befehl ertheilen, Kurland zu verlassen. Auch in Petersburg, wo Lefort nebenbei eine zweite Intrigue behufs Moritz' Vermählung mit Peters des Großen Tochter Elisabeth eingefädelt hatte, trat plötzlich ein Umschwung zu seinen Ungunsten ein, wahrscheinlich, weil er Annas Eifersucht durch andere Liebesabenteuer erregt hatte. M. wurde durch den Einmarsch eines russischen Corps gezwungen, Kurland zu verlassen, und das ganze Ergebniß dieses Abenteuers bestand in einer Vermehrung seiner Schulden und späterhin in einer zeitweiligen Spannung mit seinem Halbbruder Friedrich August II., weil dieser bei seiner Bewerbung um die polnische Krone Moritz' Ansprüche auf Kurland unbeachtet gelassen hatte. M. lebte seitdem abwechselnd in Paris und Dresden. In dieser Zeit, 1732, verfaßte er in dreizehn schlaflosen Nächten seine berühmte Schrift „Mes rêveries", in der er neue und kühne Ansichten über die Kriegswissenschaft niederlegte. Der polnische Successionskrieg rief ihn wieder zum Waffendienst; er wurde dem Corps zugewiesen, das unter dem Marschall von Berwick über den Rhein ging und im August 1734 zum Generalleutnant ernannt. Der Ausbruch des österreichischen Erbfolgekriegs erfüllte ihn mit neuer Hoffnung, daß in dem allgemeinen Wirrwarr auch für ihn etwas abfallen werde. Nachdem Brühl sein Anerbieten, den Oberbefehl über das sächsische Heer zu übernehmen, zurückgewiesen hatte, betheiligte er sich an der Spitze seiner Division an dem Feldzuge des Kurfürsten von Baiern. Die unter seiner persönlichen Anführung vollbrachte Erstürmung von Prag war die erste große und glänzende Waffenthat, durch die er seinen Ruhm begründete. Im April 1742 nöthigte er an Stelle des erkrankten Leuville das belagerte Eger zur Ergebung. Die noch immer festgehaltene und von dem französischen Gesandten la Chetardie genährte Hoffnung auf Kurland, verlockte ihn zu einer vergeblichen Reise nach Rußland. Nach seiner Rückkehr befehligte er unter Maillebois, Broglie und Noailles mit solcher Auszeichnung, daß er, obgleich Ausländer und Protestant, am 26. März 1744 mit Ueberspringung von acht älteren Generalen zum Marschall von Frankreich ernannt wurde. Er führte als solcher einen Theil der in Flandern operirenden Armee, aber schon jetzt machten sich die Anzeichen der Wassersucht bei ihm bemerkbar. Der niederländische Feldzug von 1745—1747 gab ihm die Gelegenheit zur vollen Entfaltung seines Feldherrngenies. Er zuerst verstand es, das durch schlechte Führung und Mißerfolge herabgekommene Heer mit Selbstvertrauen und Begeisterung zu erfüllen und die dem französischen Soldaten eigenthümlichen Vorzüge zu wecken und zu benutzen. Friedrich der Große nannte ihn deshalb den Turenne des 18. Jahrhunderts. Die von Noailles bereits verloren gegebene Schlacht bei Fontenay, 11. Mai 1745, entschied er

in Gegenwart Ludwigs XV. zu Gunsten der Franzosen. Der Fall der meisten Festungen, welche die erste Vertheidigungslinie der Niederlande bildeten, war der Preis des Sieges. Nach der Einnahme von Namur erfocht er, am 11. October 1746, über Karl von Lothringen den glänzenden Sieg bei Raucoux; den Abend vorher hatte er die Schlacht von dem Theater, das er sich unter Favarts Leitung im Lager eingerichtet hatte, ankündigen lassen. Hohe Ehren wurden dem Wiederhersteller der französischen Waffenehre zu theil. Der König schenkte ihm die Herrschaft Chambord. Aber mit der Gunst, die er bei diesem und dem Volke genoß, stiegen auch der Neid und die Cabalen seiner Gegner. Er erfuhr die Kränkung, daß sein persönlicher Feind, der unfähige Prinz von Conti, auf Betrieb des Kriegsministers d'Argenson, zum Oberbefehlshaber sämmtlicher königlicher Truppen ernannt wurde, doch versüßte ihm der König dieselbe durch seine Erhebung zur Würde eines Maréchal général, am 12. Jan. 1747, derselben, die Turenne bekleidet hatte, ohne daß M. sich, wie jener, dadurch zur Verleugnung seines Glaubens bestimmen ließ. Vor Erneuerung des Feldzugs hatte er die junge sächsische Prinzeß Marie Josephe zu empfangen, deren Vermählung mit dem verwittweten Dauphin hauptsächlich sein Werk war und der er sich als väterlicher Freund erwies. Bei Laffeld war Ludwig XV. am 2. Juli 1747 abermals Zeuge von Moritz' Siege über den Herzog von Cumberland und nunmehr setzte M. seine Ernennung zum Statthalter der eroberten Niederlande durch. Der Vorwurf der Habsucht, mit der er dieses Land ausgesogen habe, traf ihn vielleicht mit mehr Grund als der, den Krieg durch unterlassene Benutzung seiner Siege absichtlich verlängert zu haben; vielmehr arbeitete er im Einverständniß mit Noailles an d'Argenson's Sturz um den Frieden mit Oesterreich möglich zu machen; nur erfüllten ihn die für Frankreich unrühmlichen Bedingungen des Aachener Friedens, dessen Präliminarien unterzeichnet wurden, bevor sich ihm, am 7. Mai 1748, das belagerte Mastricht ergab, mit Schmerz und Unwillen. Mit diesem Frieden trat M. ins Privatleben zurück. Er hielt sich, umgeben von fürstlicher Pracht, größtentheils zu Chambord auf, wo auch das Ulanenregiment stand, zu dessen Errichtung ihm der König die Erlaubniß ertheilt hatte. Noch immer aber beschäftigten allerhand abenteuerliche Projecte, selbst eine Eroberung von Madagascar, seinen unruhigen Geist, bis ein durch Ausschweifungen beschleunigter Tod am 30. November 1750 seinem Leben ein Ende machte. Als Protestant erhielt er seine Ruhestätte nicht in Paris, sondern in der Thomaskirche zu Straßburg, wo ihm 1777 ein von Pigalle ausgeführtes Denkmal gesetzt wurde. „Lettres et mémoires choisis parmi les papiers originaux du Maréchal de Saxe" erschienen 1794 zu Paris. Von der Sängerin Marie Rinteau (de Verrières) hinterließ er eine natürliche Tochter, Maria Aurora, die seit 1766 den Namen de Saxe führte und sich mit dem Grafen Horn, einem natürlichen Sohne Ludwigs XV., in zweiter Ehe mit Dupin de Francueil verheiratete; aus letzterer Ehe entsprang ein Sohn, der der Vater der Schriftstellerin George Sand wurde.

K. v. Weber, Moritz, Graf von Sachsen, Leipz. 1863, 2. Aufl. 1870. Ganz auf diesem beruht Taillandier, Maurice de Saxe, Paris 1865. — Vitzthum d'Eckstädt, Maurice, Comte de Saxe et Marie Josephe, Dauphine de France, Leipz., 1867, wo auch Moritz' von 1696—1709 reichende Mémoires autographes abgedruckt sind. Pajol, Les guerres sous Louis XV., Tome II, (1883) und III. Den 1759 von der französischen Akademie für einen Eloge de Maurice ausgesetzten Preis gewann Thomas. Flathe.

Moritz: Joseph (Benedikt) M. (Moriz), geb. am 16. Februar 1769 zu Ensdorf in der Oberpfalz, trat mit 20 Jahren in das dortige Benedictinerkloster und bekleidete daselbst die Aemter des Bibliothekars und Archivars. Seine

Bearbeitung einer von der litterarischen Gesellschaft der baierischen Benedictinercongregation gestellten Preisfrage über den Pfalzgrafen Rapoto († 1099) fand Aufnahme in die Abhandlungen der kurbaierischen Akademie der Wissenschaften (1798), in Folge der Lösung einer Preisaufgabe letzterer über die Grafen von Vornbach wurde er akademisches Mitglied (1800). Nach der Klosteraufhebung übertrug man ihm die Organisirung und Verwaltung einer aus den Bibliotheken der oberpfälzischen Klöster in Amberg zu bildenden Provinzialbibliothek und, als dieselbe im J. 1815 theilweise verbrannte, die Professur des Kirchenrechtes am Lyceum daselbst, 1824 an jenem zu Dillingen. Seiner Lieblingsneigung, der mittelalterlichen Quellenforschung, konnte er aber an diesen Orten nicht leben, nur Untergeordnetes, wie das Register zu Ried's Codex diplomaticus episcopatus Ratisbonensis (1816), vermochte er da zu leisten. Deshalb gab M. endlich das Lehramt auf und ging nach München. Dort fand er einen Gönner an dem Reichsarchivdirector Freiherrn v. Freyberg, in dessen „Sammlung historischer Schriften und Urkunden" das Bestedirte, die Traditionsbücher von Passau und Ensdorf (im 1. und 2. Bande), durch M. bearbeitet sind. Auf Freyberg's Verwendung erhielt er zu Anfang des Jahres 1827 eine Functionärstelle am königlichen Reichsarchive, während ihn die Akademie der Wissenschaften mit der Redigirung der Kaiserurkunden für die Monumenta Boica betraute. Was er sodann in den Bänden XXVIII und XXIX dieses Werkes an Text und kritischem Apparate geliefert hat, zeugt allerdings von tüchtigen Kenntnissen sowie bedeutender Arbeitskraft und läßt bedauern, daß man ihn nicht früher zu dem Unternehmen heranzog; er hat wol auch (1831) mit unverkennbarem Scharfsinn die Unächtheit des größeren österreichischen Freiheitsbriefes und die Aechtheit des kleineren gegen Hormayr verfochten: aber „Baierns Mabillon" konnte ihn doch nur freundschaftliche Ueberschätzung benennen. Nicht frei von unhaltbaren Hypothesen und überhaupt zu breit geschrieben ist seine „Geschichte der Grafen von Sulzbach", deren Druckvollendung (bis auf das Register) er noch erlebte, während sie erst nach seinem am 13. März 1834 zu München erfolgten Tode in den Abhandlungen der historischen Klasse der Akademie (1. Bd. 1833) erschien.

Nekrolog auf M. von G(andershofer) in den baierischen Annalen, Blatt für Vaterlandskunde, 1834, Nr. XXII, S. 523—526. Lindner, Die Schriftsteller des Benedictinerordens im Königreiche Baiern, Bd. I, S. 284—286 und Nachträge S. 34. v. Oefele.

Moritz: Karl Philipp M., geb. am 15. September 1757 in Hameln, † am 26. Juni 1793 in Berlin. Ueber seine Jugendgeschichte hat er selbst in seinem „psychologischen Roman" Anton Reiser die ausführlichste und glaubwürdigste Nachricht gegeben. Er stammte von unvermögenden Eltern und mußte früh die Noth des Lebens kennen lernen. Er litt unter dem Unfrieden der Eltern und durch die schlechte Behandlung des Vaters und erhielt eine recht verkehrte Erziehung, indem er schon als Kind in die mystische Litteratur eingeführt, der eigentliche Unterricht aber vernachlässigt wurde. Nachdem er die ersten Anfangsgründe des Lateinischen in einer Schule zu Hannover, wohin seine Eltern unterdeß gezogen waren, gelernt hatte, wurde er zu einem Hutmacher zu Braunschweig in die Lehre gethan, wo er sehr schlecht behandelt wurde; sein einziges Vergnügen war das Anhören der sonntäglichen Predigten. Nachdem er einen Selbstmordversuch gemacht, wurde er von seinem Vater nach Hannover zurückgeholt und dort in ein Dorfschullehrerseminar gethan, in dem er sich durch Fleiß und Fähigkeit hervorthat. Nachdem er confirmirt worden war, konnte er, durch einzelne seiner vornehmen Gönner unterstützt, das Gymnasium besuchen, um sich zum Studium der Theologie vorzubereiten. Da aber seine Eltern Hannover verließen,

so war er auf sich angewiesen, mußte Unterrichtsstunden geben, durch Singen im Chor etwas zu erwerben suchen, Freitische annehmen und gerieth theils in Folge seiner leicht verletzten Empfindlichkeit, theils in Folge eines gewissen abenteuerlichen Hanges, theils durch böse Einflüsse auf schlimme Wege. Er versäumte die Schule, ergab sich der Einsamkeit oder gefiel sich in unwürdigem Umgange. Er verschlang Bücher mit unersättlicher Gier. Aber die frommen mystischen Regungen der Jugendzeit wurden in den Hintergrund gedrängt durch „Werther's Leiden“ und Shakespeare. Durch diesen wurde die Theaterleidenschaft in M. entzündet, dergestalt, daß er eine Zeit lang sich des Allernöthigsten beraubte, um die Vorstellungen der Ackermann'schen Truppe besuchen zu können und als sein größtes Unglück betrachtete, von einer Aufführung, welche die Primaner veranstalteten, ausgeschlossen zu sein. Durch jene wurden seine melancholischen Grübeleien, seine Naturschwärmerei, sein Freundschaftsbedürfniß bestärkt, er machte mit Freunden nächtliche Spaziergänge und steigerte künstlich seinen schon vorhandenen Lebensüberdruß. Endlich wurde er wieder zu einer vernünftigern Lebensweise gelenkt: seine Gönner, die ihn in Folge seiner schlechten Aufführung im Stiche gelassen hatten, nahmen sich seiner wieder an, er besuchte von Neuem regelmäßig das Gymnasium, hielt zum Geburtstage der Königin von England eine deutsche Rede und war nicht wenig stolz, seinen Namen auf dem lateinischen Anschlagsbogen gedruckt zu sehen. Auch nahm er nun, wenn auch in einer unbedeutenden Rolle, an der von den Primanern veranstalteten Theateraufführung theil, und hatte außerdem die Freude, daß ein von ihm verfaßter Prolog gedruckt und von Iffland, der damals seine ersten schauspielerischen Lorbeeren erntete, gesprochen wurde. Seine Theaterleidenschaft war nun aber so mächtig geworden, daß er mit sehr geringer Baarschaft sich zu Fuß auf den Weg machte, um in Weimar die Ekhof'sche Schauspielergesellschaft aufzusuchen. Nach vielen Entbehrungen und manchen Abenteuern kam er nach Erfurt, mußte aber statt nach Weimar, wo er gehofft hatte „den angebeteten Verfasser von Werther's Leiden zu sehen“, nach Gotha ziehen. Dort fand er zwar bei Ekhof freundliche Aufnahme, aber sein Bemühen, angestellt zu werden, wurde trotz seines Anerbietens, umsonst zu dienen, rundweg abgeschlagen. Die Barzantische Truppe, die er in Eisenach aufsuchte, war nach Mühlhausen gezogen, wohin er sich der Werber wegen nicht traute, er ging daher nach Erfurt, wohin er nach furchtbaren Entbehrungen und Mühseligkeiten — er nährte sich von Wurzeln und Wasser — endlich gelangte. Dort begann er Theologie zu studiren, er wurde am 6. August 1776 als Hannoveranus Theologiae studiosus immatriculirt, wurde durch den Abt Günther, die Professoren Froriep und Springer mannigfach gefördert, fand Freunde, besonders an dem originellen Dr. Sauer und veröffentlichte schriftstellerische Versuche in der jetzt verschollenen Wochenschrift „Der Bürger und der Bauer“. Er schwankte zwischen Empfindsamkeit, Freundschaftsseligkeit und Menschenverachtung, Neigung zu ernster, wissenschaftlicher Arbeit und Drang zur Poesie, religiöser Schwärmerei, in die sich manchmal katholisirende Neigungen mischten und Theaterlust. Schließlich überwog die letztere, und da ihm als Studenten der Theologie gar verboten wurde, bei Aufführungen der Speich'schen Truppe, die damals in Erfurt Vorstellungen gab, mitzuwirken, obwol sein Name bereits auf dem Komödienzettel gedruckt gestanden hatte, entschloß er sich kurz das Studium aufzugeben, Schauspieler zu werden und zwar zunächst bei derselben Speich'schen Truppe, die nach Leipzig ging, sein Glück zu versuchen. Aber als er nach Leipzig kam, war der Director der Gesellschaft, der schon lange mit Sorgen gekämpft hatte, verschwunden. (Bis hierher geht Moritz' Erzählung in den vier Bänden seines „Anton Reiser“.) Ungewiß wohin er sich wenden wollte, war M. froh, in einem Dorfe bei Leipzig einen Herrnhuter zu treffen, dem er sich durch religiöse Gespräche so werth machte,

daß dieser ihn mit nach Barby nahm, wo er von dem Bischof Spangenberg sehr liebreich bewillkommnet wurde. Aber er konnte es hier nicht lange aushalten und zog im Anfange 1777 nach der Universität Wittenberg, wiederum mit dem Vorsatze Theologie zu studiren. Dort blieb er anderthalb Jahre (die Zeitbestimmung bei Klischnig ist ungenau). Er nahm an allen Unarten und Rohheiten des damaligen Studentenlebens theil, arbeitete dabei aber eifrig und fand an den Professoren Ebert, Schröckh, Titius theilnehmende Gönner. Trotz der Mahnungen des Letztern ging er nach Dessau, in der Hoffnung an dem unter Basedow's Leitung stehenden Philanthropin eine Anstellung zu erhalten. Er erhielt allerdings eine Anstellung, nachdem er eine schwere Krankheit durchgemacht hatte, — in derselben waren einige Gedichte entstanden, welche die ganze Düsterkeit seiner Seelenstimmung zum Ausdruck bringen — aber er konnte, bei aller Hochachtung für Basedow's Ideen, dessen herrisches Wesen nicht ertragen. Zu welcher Abneigung gegen Basedow die anfängliche Verehrung für ihn umschlug, zeigt deutlich Moritz' spätere Schrift „Andreas Hartknopf. Eine Allegorie." Berlin 1786. So unklar im Einzelnen diese Allegorie auch ist und so wenig sie trotz ihres gewissermaßen autobiographischen Charakters zur Aufhellung von Moritz' Lebensereignissen benutzt werden kann, so ist doch ziemlich deutlich, daß Hagebuck, der in dem Schriftchen als der Begründer eines Basedow'schen Philanthropins in Gellenhausen, als eifervoller, kleinlicher, rachsüchtiger Weltreformator verspottet wird, Niemand anders als Basedow selbst ist. — M. wandte sich in der Hoffnung, während des damals ausgebrochenen Krieges (1778) als Feldprediger bei einem preußischen Regimente angestellt zu werden, nach Potsdam, mußte aber das Fehlschlagen auch dieser Hoffnung erleben. Aus Noth nahm er für kurze Zeit eine Stelle als Lehrer bei dem großen Potsdam'schen Waisenhause an, fühlte sich aber in derselben so unglücklich, daß er nicht selten in melancholische Unthätigkeit verfiel, die dem Wahnsinn nahe war. Aus dieser Stimmung wurde er durch den Propst Teller in Berlin gerissen, der ihm durch eine Empfehlung an Büsching, den Director des berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster, eine Lehrerstellung verschaffte. Das immerhin mäßige Gehalt, das aber bedeutend erhöht wurde, als er 1780 die Stelle eines Conrectors an dem Gymnasium erhielt, erschien dem in bitterster Dürftigkeit groß gewordenen M. als ein unerschöpflicher Schatz.

Der Anfang seines Berliner Lebens ist durch zwei Thatsachen bemerkenswerth: M. wurde Freimaurer und begann eine ausgebreitete schriftstellerische Thätigkeit zu entfalten. Was das erstere betrifft, so entwickelte er in dem Maurerthum einen großen Eifer, der erst durch Goethe — der freilich selbst Freimaurer war — gedämpft worden sein soll (nach Klischnig's Erzählung), hielt Reden und war für die Freimaurerei auch schriftstellerisch thätig. Seine Reden und Aufsätze über Freimaurerei wurden von ihm selbst 1793 — diese Thatsache, fünf Jahre nach dem Zusammensein mit Goethe, scheint der Klischnig'schen Erzählung zu widersprechen — unter dem Titel: „Die große Loge oder der Freimaurer mit Wage und Senkblei" gesammelt; eine 1796 von Klischnig herausgegebene Sammlung „Launen und Phantasieen" wird von dem Herausgeber selbst als eine neue vermehrte Ausgabe der „großen Loge" bezeichnet. Auf diese freimaurerischen Arbeiten beschränkte sich jedoch Moritz's schriftstellerische Thätigkeit nicht; jene sind auch der Zeit nach nicht seine ersten Versuche. Diese bezogen sich vielmehr auf die deutsche Sprache. Es scheint geeigneter, bei der Besprechung dieser Schriften nicht den chronologischen Gesichtspunkt vorwalten zu lassen, sondern die sprachlichen Schriften im Zusammenhange zu besprechen.

M. veröffentlichte zuerst „Kleine Schriften, die deutsche Sprache betreffend", 1781—1783. Dazu gehören folgende Arbeiten: „Vom Unterschiede des Accu-

satios und Datios, oder des mich und mir, sie und ihnen u. s. w. Für solche, die keine gelehrte Sprachkenntniß besitzen" (neu bearbeitet unter etwas abweichendem Titel 1784); „Anhang zu den Briefen .., worinn der Unterschied zwischen für und vor erklärt, und die Ursach gezeigt wird, warum durch und für immer den Akkusativ, und von, mit, aus, nach und zu beständig den Dativ nach sich haben. Nebst einer Erklärung von der wahren Beschaffenheit des Genitivs, und einem Vorschlage, die alten Benennungen Nominativ, Genitiv u. s. w. mit zweckmäßigeren zu vertauschen". (Er schlägt nämlich vor, für die sechs Casus die Bezeichnungen: Subjectivus, Contractivus, Terminativus, Objectivus, Vocativus und Adjectivus einzuführen.) „Zusätze zu den Briefen". Fernere Schriften sind: „Ueber den märkischen Dialekt". Dazu dann als „zweites Stück": „Anweisung, die gewöhnlichsten Fehler im Reden zu verbessern, nebst einigen Gesprächen"; „Anleitung zum Briefschreiben", 1783. Diese Arbeit wurde dann 10 Jahre später im „Deutschen Briefsteller" fortgesetzt. 1786 erschien der „Versuch einer deutschen Prosodie"; 1791 „Deutsche Sprachlehre in Briefen"; 1792 „Vom richtigen deutschen Ausdruck oder Anleitung die gewöhnlichsten Fehler im Reden zu vermeiden für solche, die keine gelehrte Sprachkenntniß besitzen". Fast keines dieser Bücher erhebt wissenschaftliche Ansprüche: es sind Handbücher für das große Publikum geschrieben, gedruckte Unterrichtsbriefe. Vorzüge der meisten sind: feiner Sprachsinn und eine durchaus allgemein verständliche Art der Behandlung. Unter diesen Schriften die bedeutendste und eine der wenigen selbständigen ist der Versuch einer deutschen Prosodie (vgl. z. B. die Besprechung derselben in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften", Bd. 34). M. entwickelt darin die Theorie des Silbenmaßes aus dem Unterschiede zwischen Gedanken und Empfindung, handelt über die einzelnen Theile des Verses, über die Versmaße, über den Reim, rühmt die Vortheile des Reims (Sulzer, Allgemeine Theorie 4, S. 82), bespricht sehr ausführlich den Gegensatz zwischen antiker und deutscher Versbehandlung, wobei er z. B. definirt, daß unser Vers mehr für den Verstand als für das Ohr ist, weil unsere Silben sich nicht durch die Anzahl und Beschaffenheit ihrer einzelnen Laute, sondern blos durch ihre innere Bedeutung aneinander abmessen. Er zeigt wie die antiken Metra durch die Silbenstellung in unserm Versbau hervorgebracht werden können und erklärt das choriambische Versmaß als das für unsere Sprache angemessenste. Schiller scheint dieses Werk im Sinne zu haben, wenn er am 23. August 1794 an Goethe schreibt: durch ein Betrachten der Moritz'schen Ideen sähe man nach und nach in die Anarchie der Sprache eine gar schöne Ordnung kommen; und sicher ist Goethe durch das Buch ermuthigt worden, seine prosaische Iphigenie in Verse umzudichten. Die im Vorstehenden durchgenommenen sprachlichen Schriften waren, wenn auch nicht alle zum Unterricht bestimmt, jedenfalls aus Moritz' pädagogischer Thätigkeit hervorgegangen. Er war bis 1786 an der Schule thätig, regte seine Schüler an und wurde von ihnen geliebt, wenn er auch in seinem Unterrichte und seinem Verkehre bisweilen große Seltsamkeiten zeigte. Vielleicht gehörte es zu seinen Obliegenheiten an der Schule, zu predigen, jedenfalls erwachte die Predigtlust, mit der er schon in seiner Jugend abwechselnd mit der Theaterwuth zu kämpfen hatte, aufs Neue. Das Fragment einer Predigt „Ueber die Leiden des Lebens" hat Klischnig aufbewahrt; von anderen spricht möglicherweise die Schrift „Andreas Hartknopf's Predigerjahre", Berlin 1790. Doch wieweit in dieser überaus seltsamen Arbeit, in der von A. Hartknopf's Predigerthätigkeit in Ribbeckenau, seinen Streitigkeiten mit dem Küster Ehrenpreis, seiner Freundschaft mit dem Grobschmied Kersting, seiner Verheirathung, Vaterschaft und Scheidung autobiographisches Material verwerthet ist, läßt sich nicht genau bestimmen.

M. gab sich in seinem Romane den Namen „Reiser", wie er vorgibt, wegen seiner Reiselust. Diese zu befriedigen hatte er in seiner Jugend wenig Gele=u&b

heit gehabt; um 1782 unternahm er seine erste größere Reise nach England. Wo er konnte, reiste er nur zu Fuß und zog sich dadurch wie durch sein wenig gentlemanartiges Auftreten mancherlei Unannehmlichkeiten zu. Für ihn war die Reise von hoher Wichtigkeit, einerseits weil sie seinen Gesichtskreis sehr erweiterte, andererseits weil sie ihn, freilich nur für kurze Zeit, von den trüben melancholischen Gedanken befreite, an denen er in den letzten Zeiten seines Berliner Aufenthaltes wieder gelitten hatte. Bald nach der Rückkehr veröffentlichte er eine Beschreibung: „Reisen eines Deutschen in England im Jahre 1782. In Briefen an Herrn Director Gedike" (Berlin 1783, 2. Aufl. 1785). Diese „Reise nach England" ist noch heute ein recht anziehendes Buch. Viele Zeitgenossen waren davon entzückt; Caroline Böhmer (ed. Waitz I, 37) rühmt besonders die damals vielfach gepriesene „Beschreibung der Höhle bei Castleton". Der Hauptwerth des Buches besteht in der höchst anschaulichen, manchmal geradezu plastischen Schilderung der Oertlichkeiten, den mannigfachen politischen Bemerkungen; auch einzelne litterarische Aeußerungen, z. B. über die Aufnahme deutscher Werke in England, Bemerkungen über die englische Sprache (welche letztere M. auch später dem deutschen Publikum in einem „Lehrbuch" beizubringen suchte), sind wichtig.

Die Zeit von 1782—1786 brachte M. ohne große Unterbrechungen in Berlin zu. Oft genug litt er an völligem Lebensüberdruß, der sich so steigerte, daß er Selbstmordgedanken hegte. Mendelssohn war es, der ihn aus dieser entsetzlichen Lage riß und ihn sich selbst wiedergab. Sobald er nur wieder einigen Lebensmuth fühlte, ergab er sich eifriger litterarischer Thätigkeit; gerade die genannten Jahre gehören zu seinen fruchtbarsten. Außer am „grauen Kloster" unterrichtete er am kölnischen Gymnasium, hielt öffentliche Vorlesungen über deutsche Sprache und schöne Wissenschaften, die namentlich bei Damen großen Anklang fanden, sodann auch über Geschichte, z. B. die Geschichte der vereinigten Niederlande. Für letztere besaß M. indeß nicht die nöthigen Kenntnisse und wirkte höchstens da, wo ihn seine Begeisterung trieb. Er hatte eine Reihe größerer Pläne, die er jedoch nur zum Theil ausführte. Der erste war der einer neuen Theorie der schönen Künste und Wissenschaften; der zweite der eines großen psychologischen Werkes; der dritte der einer Art Volkszeitung. Der erste blieb unausgeführt, obwol M. noch während seines Weimarer Aufenthalts daran dachte, über denselben Rücksprache mit Wieland und Goethe nahm, die beide den Autor zur Ausführung zu ermuntern suchten. Der zweite Plan kam seiner Ausführung nahe. Schon 1782 erschienen seine „Aussichten zu einer Experimentalseelenlehre"; 1783 folgten „Beiträge zur Philosophie des Lebens", die großen Beifall fanden, wie das Erscheinen einer dritten Auflage (1791) beweist, obwol sie nach des Autors späterer Meinung ein Selbstbetrug sind; 1783—1793 wurde das „Magazin zur Erfahrungsseelenkunde" herausgegeben. Diese Zeitschrift in 10 Bänden, an deren letzten Pokels und Salomon Maimon (s. A. D. B. XX, 192 ff.), dessen Selbstbiographie M. herausgab, hervorragendsten Antheil hatten, ist eine Sammlung von Aufsätzen und kleineren Mittheilungen. Von M. selbst rührt keineswegs die Gesammtheit, nicht einmal die Mehrzahl der Artikel her; bemerkenswerth ist unter seinen Arbeiten der Anfang seiner Selbstbiographie und verschiedene Untersuchungen und Mittheilungen über das Seelenleben von Taubstummen und über seltsame Gemüthserscheinungen, die er an sich und Anderen beobachtet hatte. Das Magazin hat wegen seiner Tendenz, das Seelenleben zu ergründen, Materialien für den künftigen Psychologen zusammenzustellen, als Denkmal jener Zeit und ihrer Bestrebungen großen Werth: es hat jedoch auch große Mängel. Diese bestehen 1) in dem Versuche zu rasche Schlüsse aus den mitgetheilten Thatsachen und Erlebnissen zu ziehen; 2) in der grübelnden selbstquälerischen Manier, in der M. ja allezeit Meister war; 3) in dem Umstande, daß Krankheitserscheinungen,

Abnormitäten meist von Laien berichtet und von ihnen beurtheilt wurden und dadurch sowol Bericht als Urtheil nicht selten schief oder ganz verkehrt herauskamen. — Der dritte Plan, der einer Volkszeitung, wurde angedeutet in der kleinen Schrift: „Ideal einer vollkommenen Zeitung“, 1784. Als Aufgabe dieser vollkommenen Zeitung betrachtete M. folgende Artikel: „Edle Beispiele, Künste, Theater, Kenntnisse, die zum Umlauf reif sind, Erziehung, Predigtwesen, nützliche Erfindungen, Handhabung der Gerechtigkeit, Geschichte von Verbrechern, menschliches Elend im Verborgenen, Volksvorurtheile, religiöse Schwärmerei, anerkanntes Verdienst.“ Die Ausführung dieser gewiß sehr idealen Pläne überstieg bei Weitem die Kräfte eines Einzelnen; sie wurde von M. kaum in Angriff genommen, das Unternommene aber schlug fehl. M. erhielt nämlich den Auftrag, die „Vossische Zeitung“, an der auch Lessing mitgearbeitet hatte, zu schreiben, nahm (1784) Wohnung im Hause des Verlegers, machte einzelne Aenderungen im Aeußern und Innern des Blattes, indem er z. B. die politischen Ereignisse kürzer faßte und die Aufmerksamkeit mehr auf merkwürdige Handlungen, auf das Litterarische und Gelehrte lenkte. Diese Veränderungen jedoch hatten keineswegs den vom Verleger erwarteten Erfolg; das Publikum wurde unwillig; Gelehrte und Schauspieler hielten sich für beleidigt; M. mußte von seiner Thätigkeit abstehen und die Zeitung kehrte in das kaum verlassene Geleise wieder zurück.

Diese seine Thätigkeit an der Vossischen Zeitung ist für M. selbst eine kurze Episode; für die Geschichte der Berliner Publicistik ist sie von nicht geringer Bedeutung; auch für die Geschichte der deutschen Kritik überhaupt ist sie nicht unwichtig. Besonders bekannt sind Moritz's Kritiken über Schiller. Ob die Kritik über den Fiesco (11. März) von M. ist, in welcher zwar Schiller gerühmt, aber Plümicke als sein würdiger Bearbeiter anerkannt wird, ist nicht zu bestimmen, sicher sind zwei über Kabale und Liebe von ihm (21. Juli, 6. September, beide wieder abgedruckt in J. W. Braun, Schiller im Urtheile seiner Zeitgenossen, 1882, I, Bd. 74—80). In der ersten wird das Stück in wenigen Zeilen vollständig abgethan: ein Product, das unseren Zeiten Schande macht, Unsinn, „alles was unser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase“, „167 Seiten voll ekelhafter Wiederholungen gotteslästerlicher Ausdrücke, wo ein Geck und ein dummes affectirtes Mädchen mit der Vorsicht rechtet, und voll krassen pöbelhaften Witzes oder unverständlicher Galimathias“; die zweite gibt eine Analyse des Stücks, Charakteristiken der einzelnen Personen mit Hinweis auf die Widersprüche in denselben, Proben der Sprache mit Ausdrücken des größten Unwillens über das Mitgetheilte. M. betrachtet das Abschreiben solcher Stellen als „ekelhafte Beschäftigung, die er nur unternimmt aus Unwillen darüber, daß Schiller durch unwürdige Mittel den Beifall des Publikums erschleichen will“. Er schließt mit den Worten: „ich wasche meine Hände von diesem Schiller'schen Schmutze und werde mich wohl hüten mich je wieder damit zu befassen“. — Zu seiner Meinung konnte M. die Berliner keineswegs überreden; in einer andern Berliner Zeitung (Ephemeriden 19. Febr. 1785, Braun S. 103) findet sich ein directer Widerspruch gegen diese Recension „voll Galle“.

Im J. 1784 erhielt M. die Stelle eines Professors am Berlinischen Gymnasium und fühlte durch diese Ernennung seinen brennenden Ehrgeiz eine Zeit lang befriedigt. Seine Gesundheit aber war erschüttert. Er kränkelte, litt an Blutspucken, versuchte durch allerlei Medicamente, strenge Diät, weite Spaziergänge, Reiten seine Gesundheit wiederherzustellen. Eine kleine Reise, die er zu dem bekannten Bahrdt nach Halle unternahm, erquickte ihn sehr. Großen Eindruck machte auf ihn die Prophezeihung eines italienischen Ritters Lanfranki: er werde in Italien den Anfang seines Glücks finden, dann aber nach Deutschland zurückkehren. Vorerst begnügte er sich mit einer Fußwanderung nach

Mittel- und Süddeutschland bis nach Nürnberg. In Leipzig lernte er Schiller kennen und kam von seiner irrigen Meinung über ihn zurück, er besuchte Weimar, wo er freilich Goethe nicht sah, begann in Thüringen ein Epos „Der Ritter des Geistes oder das Vehmgericht", Erfurt, wo er Jugenderinnerungen feierte, Mannheim, wo er Iffland verfehlte. Den Anfang seiner Reise hat er in einigen Nummern der „Denkwürdigkeiten zur Beförderung des Edlen u. Schönen" (1785) beschrieben. Eine zweite Wanderung führte ihn nach Hamburg. In Berlin wurde er von der größten Sehnsucht nach Italien gequält. Einigermaßen ward er getröstet, andererseits noch mehr gequält durch die Liebe. Auch bei seiner Liebe spielt die Phantasie eine große Rolle: er redet sich Gefühle ein, die er gar nicht oder wenigstens nicht in dem vorgegebenen Maße besitzt, er quält sich und die Geliebte mit unwahrer oder wenigstens künstlich gesteigerter Eifersucht, er redet sich ein blos mit dem Gefühle zu lieben und wird bald des Gegentheils inne, ohne sichs doch gestehen zu wollen, daß er echt menschlich auch mit den Sinnen liebe. Auch mit der Geliebten kams zum Bruche. Der fernere Aufenthalt in Berlin war ihm nun unerträglich; ohne Urlaub, ja nachdem ihm der erbetene Urlaub ausdrücklich abgeschlagen war, reiste er fort, zunächst nach Braunschweig bez. Salzdahlen, von wo aus er seine Entlassung erbat, die er auch erhielt. Nach Braunschweig hatte er sich gewendet, um mit Campe zu sprechen. Dieser hatte den Schriftsteller schon längst an seinem „Revisionswerk" zu betheiligen gewünscht (nach einem Briefe Moritz' scheint dieser sich 1781 für Campe verpflichtet zu haben) und hoffte, daß M. ausschließlich für seinen Verlag arbeiten werde. Er sollte für jeden Bogen, den er hinfort schreiben werde, 10 Thaler erhalten und bekam einstweilen 150 Thaler Vorschuß für seine Reise nach Italien. In den gelehrten Zeitungen hieß es, M. reise auf Kosten des Herrn Hofraths Campe. M. kam, theils in Folge einer Krankheit, die ihn in Rom befiel, theils in Folge seiner wechselvollen Stimmung, theils in Folge der ewigen Unzufriedenheit und Unentschlossenheit, von der er gepeinigt wurde, seinen Verpflichtungen nicht nach. Er bat beständig um Vorschuß (seine Briefe 19. September 1786 bis 16. Mai 1788 sind abgedruckt bei Leyser, J. H. Campe, 1877, II, 334 bis 355) und lieferte kein Manuscript. Das Einzige, das er an Campe sendete, das kleine Heft „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen", erhielt zuerst den Beifall des Verlegers; da es aber sehr geringen buchhändlerischen Erfolg hatte, erregte es seinen Zorn; und Campe wälzte die Schuld auf Moritz' „phantasierende Philosophie, wobei Ihnen wenig Menschen folgen können". M., durch solche Anklagen gereizt, gab nun seine übrigen Werke einem andern Verleger, eine Handlungsweise, die Campe nicht mit Unrecht als Treubruch auffaßte, da er für seine Vorschüsse keine Entschädigung erhielt. Es kam zwischen den Kämpfenden zu einem erbitterten Zeitungskriege (Allgemeine Litteratur-Zeitung, 1789, 16. Mai bis 22. August, 6 verschiedene Erklärungen). Am 28. Juli 1789 sandte M. an Bertuch seine Schlußerklärung gegen Campe, die im Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteratur-Zeitung, 22. August, Nr. 101 abgedruckt ist. Der bisher ungedruckte Brief (im Froriep'schen Archiv zu Weimar), unterschrieben: „Ich bin der Ihrige. Moritz." lautet: „Hier, mein Theuerster, schicke ich Ihnen zur gütigen Besorgung ein Avertissement mit den von Ihnen selbst mir vorgeschriebenen Worten, die ich nicht besser zu sagen weiß. Ich bitte Sie aber auch nun, mein Lieber! recht sehr den baldigen Abdruck dieser paar Worte im Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteratur-Zeitung baldmöglichst zu befördern. Ich werde dann auf Ihren und Goethe's Rath gewiß nichts weiter sagen. Lieb ist es mir sehr, daß Sie mit meiner Vertheidigungsart wenigstens zufrieden sind, wenn gleich die ganze Sache Ihnen mißfällt, die mir gewiß selber höchst fatal ist. Aber just die fatalen Dinge müssen ja kommen. Rücken Sie doch, wenn

es angeht, das kleine Avertissement auch in Ihr Modejournal ein und wo Sie sonst Gelegenheit haben, da es doch nur wenige und keine unbescheidenen Worte sind. Vielleicht schicke ich Ihnen, noch ehe Sie herkommen, etwas über Werther. Von den Herausgebern der Allgemeinen Litteratur-Zeitung habe ich die mir zur Recension übertragenen Bücher noch nicht geschickt bekommen; sagen Sie mir doch, woran das liegt? — Meine Geschäfte gehen übrigens hier recht gut und Campe hat seine Absicht mich unglücklich und unbrauchbar zu machen wenigstens nicht erreicht. Behalten Sie mich lieb, mein Theuerster!" Doch blieb es nicht bei den Zeitungserklärungen. Jeder der Beiden veröffentlichte vielmehr eine Schrift, zuerst Campe: „Moritz, ein abgenöthigter trauriger Beitrag zur Erfahrungsseelenkunde", dann M. „Ueber eine Schrift des Herrn Schulrath Campe und über die Rechte des Schriftstellers und Buchhändlers", beide leidenschaftlich und ungebührlich grob, wenn auch M. vielleicht etwas maßvoller zu Werke geht. Beide meinten von ihrem Standpunkte Recht zu haben, hatten aber in höherm Sinne beide Unrecht, Campe, weil er den Schriftsteller zu sehr als Dienstmann des Verlegers, M., weil er den Buchhändler vorzugsweise als Geldgeber betrachtete, ohne seine Verpflichtungen demselben gegenüber anzuerkennen. Moritz' Aufenthalt in Italien dauerte zwei Jahre, am längsten weilte er in Rom, aber er brachte auch längere Zeit in Neapel zu. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Studium der Alterthümer und der modernen Kunstdenkmäler. Ein großer Gewinn für ihn war es, daß Goethe, mit dem er bald nach Beginn seiner Reise zusammentraf, sich aufs Thätigste seiner annahm. Hauptsächlich vier Werke verdanken dieser italienischen Reise ihre Entstehung.

Zuerst die kleine schon erwähnte Schrift „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen". Goethe hat ein Stück derselben (März 1788, Bericht) in seine „Italienische Reise" aufgenommen; sie verdankt den Unterhaltungen der Freunde ihre Entstehung. (Vgl. aber schon Moritz's Aufsatz „Ueber Schönheit", Berl. Monatsschrift, März 1785.) Goethe nennt sie gelegentlich einmal ein „Denkmal unserer fruchtbaren Dunkelheit"; sie ist, wie Schiller schreibt (an Lotte I, 195), schwer zu verstehen, weil M. keine feste Sprache hat, sie ist ohne Commentar kaum zu begreifen. Uebertriebene Behauptungen, z. B. die, daß ein Product aus dem Reiche des Schönen ein vollendetes rundes Ganze sein müsse und daß, wenn nur ein einziger Radius zu diesem Cirkel fehle, dasselbe unter das Unnütze heruntersinke, mußten jedem Schriftsteller mißfallen. Im Allgemeinen geht die Bewunderung Goethe's und der Kritiker jener Zeit wol zu weit: das Schriftchen ist nicht selten gesucht, die Gedanken manchmal unklar gedacht und unklarer ausgedrückt. Als einzelne Hauptgedanken mögen erwähnt werden, daß das Schöne nicht erkannt, sondern hervorgebracht oder empfunden werden muß, daß der Zusammenhang der Natur für den Menschen das höchste Schöne sein würde, wenn ihn die Einbildungskraft fassen könnte; daß die Kunstwerke dem, der sie hervorgebracht, den meisten Genuß gewähren; daß jede Organisation die ihr untergeordnete in ihr Wesen überträgt. —

Die zweite Schrift ist die dreibändige „Reisen eines Deutschen in Italien aus den Jahren 1786 bis 1788. In Briefen." Berlin 1792—1793. Ob die Briefe wirklich während des Aufenthaltes in Italien geschrieben, oder erst später aus Notizen, Tagebuchblättern und Brieffragmenten zurecht gemacht sind, bleibe dahingestellt; der Titel „Reisen eines Deutschen" ist irreführend, weil nicht etwa, wie man erwartet, der nationale Gegensatz zu besonderm Ausdruck gebracht wird. Der Inhalt des Reisewerks ist ein sehr mannigfaltiger: landschaftliche Schilderungen, Beschreibungen von Gebäuden und Kunstwerken, Bemerkungen über Volksleben und Sitten, Betrachtungen über italienische Sprache und Litteratur. Rom ist ihm, wie Goethe, der heilige Ort; seine Schilderung der „ewigen Stadt"

beginnt er mit ähnlichen Worten, jedenfalls mit demselben Gedanken wie jener (27. October 1786, I. 104): „Das Ziel meiner Wünsche hätte ich also nun erreicht; es ist mir aber heilig, und nur in den besten und ruhigsten Momenten soll sich meine Beschreibung daran wagen.“ Trotz dieser Aehnlichkeit ist aber Moritz' Schilderung weit entfernt davon, mit Goethe's classischer Darstellung concurriren zu können. Die „Reisen in Italien“ ist vielmehr keineswegs Moritz' bestes Buch. Ramdohr, der dasselbe in der „Neuen Bibliothek“ Bd. 41, 2 besprach (vgl. Minor, C. F. Weiße S. 315, 338) hat ihm mit Recht den Vorwurf gemacht, daß er nur die höheren Stände bespreche und viele Gedanken von Goethe entleihe. Das Ganze ist ferner eine Sammlung von Fragmenten, ohne rechte Durcharbeitung und Redaction. Mancherlei und dabei ziemlich Unwichtiges z. B. daß die Gegend um den Vatikan ungesund sei und daß die Italiener deutsch und englisch nicht unterscheiden können, werden mehrfach, nicht selten am ungehörigen Orte vorgebracht. Anekdoten finden sich häufig, ohne rechte Bedeutung und ohne Witz. Die Kunstbemerkungen sind nicht selten phrasenhaft und unklar.

Eine fernere Folge des italienischen Aufenthalts außer dem Reisewerk war die Zeitschrift: „Italien und Deutschland in Rücksicht auf Sitten, Gebräuche, Litteratur und Kunst. Eine Zeitschrift. Herausgegeben von K. P. Moritz, Professor der Theorie der schönen Künste in Berlin und A. Hirt, Gelehrten in Rom“, Berlin 1789—1793, im Ganzen 6 Hefte, das 5. (1. des 2. Bandes) ist von Moritz allein herausgegeben; des 6. hat die Aufschrift: „Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von einigen Gelehrten.“ Von Moritz selbst finden sich verhältnißmäßig wenige Beiträge, meist kleinere Stücke, Abschnitte aus der später von ihm veröffentlichten Reisebeschreibung „die kleine Republik S. Marino“, „die Klöster“, „die Peterskirche“; mit viel bedeutenderen Beiträgen ist Hirt vertreten, der häufig und ausführlich über Gegenstände antiker Kunst berichtet; außer den beiden Herausgebern haben für den 2. Band nur Puhlmann und zwei Ungenannte kleinere Arbeiten geliefert. Die zwei ersten Hefte des 2. Bandes, die einzigen, die von demselben meines Wissens erschienen sind, machen den Eindruck, als wenn der oder die Herausgeber mit großer Manuscriptnoth zu kämpfen gehabt hätten: die Beiträge sind nichts weiter als unbedeutende Reiseberichte. Die — allerdings unausgesprochene aber schon durch den Titel klare — Tendenz der Zeitschrift, eine geistige Verbindung zwischen Italien und Deutschland zu schaffen, die in den ersten Heften des Unternehmens angestrebt war, wurde durchaus nicht erreicht.

Um seine Verpflichtungen gegen Campe zu erfüllen, d. h. um dem Buchhändler für seine Vorschüsse druckfertiges Manuscript zu geben, hatte M. schon 1. Sept. 1787 an Campe geschrieben, er wolle „über die Alterthümer ein vollkommenes und auffallendes Werk liefern, wodurch ich zugleich meinen litterarischen Ruf auf immer befestige“. Auch dies Werk ist in der Gestalt, in der M. es wünschte, nicht erschienen. Nur ein Fragment liegt vor: „Anthusa oder Geist der römischen Alterthümer“, Berlin 1791, ein Abdruck von Vorlesungen, welche M. in Berlin hielt und dem Minister von Heinitz, seinem Gönner widmete. (Ein 2. Theil „Der Römer als Bürger und Hausvater“ wurde 1796 von Friedr. Rambach hinzugefügt; neue Ausgabe beider Theile, Karlsruhe 1829.) Das ganze Werk sollte die heiligen Gebräuche der Alten behandeln; der erste Theil, der allein vollendet wurde, spricht nur von den Festen der Römer, die nach den Monaten und Zeiten ihrer Feier geordnet werden. Die Schilderung nimmt auf die Bildwerke Bezug, deren viele in Abbildung beigegeben werden, sie macht vielfachen Gebrauch von den Beschreibungen der alten Schriftsteller und Dichter, sie redet in begeisterter Weise von der Hoheit und Würde des Alterthums. In

der kurzen Einleitung „über den Werth des Studiums der Alterthümer“ wird der Standpunkt des Verfassers einmal dahin präcisirt: „Suchen wir nun von dem schönen Alterthum ein getreues Bild in uns zu entwerfen, so ist dieß ein nicht zu raubender Schatz, an dem wir uns oft in stillen Stunden ergötzen, indem unser Geist sich unmerklich den Begriffen des höchsten Schönen nähert, in welchem unser eigenes Entstehen und Vergehen sich gründet“.

Noch zwei andere auf das Alterthum bezügliche Werke können als mittelbare Folge der italienischen Reise betrachtet werden. Das eine ist ein „Mythologischer Almanach für Damen 1791“, (vgl. auch „Mythologisches Wörterbuch zum Gebrauch für Schulen“, Berlin 1793), eine Schilderung der 12 obersten Gottheiten, eine Brotarbeit ohne wissenschaftlichen Werth. Dagegen darf man dem eigentlich mythologischen Hauptwerke, wozu jener Almanach gewissermaßen ein Anhang ist, „Götterlehre oder mythologische Dichtungen der Alten“, Berlin 1791 (später vielfach herausgegeben, neueste Bearbeitung von Max Oberbreyer, Reclamsche Universalbibliothek 1081 bis 1084) eine eigenartige Bedeutung nicht absprechen. Es ist kein Buch für Gelehrte, sondern für das große Publikum bestimmt. Es geht davon aus, daß die Mythen und Sagen in der Phantasie der einzelnen Dichter entstanden sind und versucht diese einzelnen Dichtungen so darzustellen, wie sie sind, nicht was sie sein sollten, d. h. nicht über den Inhalt und die Bedeutung der einzelnen Mythen zu grübeln, sondern dieselben zu einem Gesammtbilde der dichterischen Anschauungen des Alterthums zusammenzufassen. Ein besonderer Schmuck der ersten Ausgabe waren die Abbildungen nach antiken geschnittenen Steinen von A. J. Carstens. Das Buch hatte sehr großen Erfolg, bei Gelehrten und Ungelehrten; als Beweis mag ein Urtheil des kenntnißreichen und nicht allzuleicht zu befriedigenden Körner gelten, der schreibt (an Schiller 13. April 1791 Briefw. I, 409): „Er vermeidet die Fehler der gewöhnlichen Pedanterie und behandelt die alten Dichtungen mit Geist und Kunstgefühl. In vielen Stellen erkenne ich Goethens Ideen, und vielleicht ist der ganze Gesichtspunkt von ihm entlehnt“.

Nach der italienischen Reise wurde auch das Hauptwerk vollendet, an das sich Moritz’ eigentlicher litterarischer Ruhm knüpft, der „psychologische Roman, Anton Reiser“. An diesen denkt sofort jeder, der Moritz’ Namen hört, ja der Roman ist fast das Einzige, was von ihm dauernde Geltung behalten hat. Als biographische Quelle ersten Rangs ist er schon oben für die Erzählung seiner Jugendgeschichte benutzt worden. Er verdient aber auch eine hohe Anerkennung als culturhistorisches Werk, wegen seiner Schilderung der Städte Hannover, Braunschweig, Erfurt, Gotha, wegen seiner Darstellung der theatralischen und der religiösen Verhältnisse jener Zeit. Auch als Kunstwerk darf er Beachtung in Anspruch nehmen: er ist meist geschickt componirt, er erhält den Leser in Spannung, er gibt ein abgerundetes Bild der Entwicklung eines Individuums. Aber der Hauptwerth des Buches liegt eben darin, daß das geschilderte Individuum der Autor selbst ist, daß er sich als ein Object betrachtet, daß er das allmähliche Werden und Reifen seiner geistigen und sittlichen Fähigkeiten schildert, wenn der Schriftsteller auch, nicht selten zu sehr, seine Empfindungen bis ins Einzelne zergliedert, und durch die minutiöse Darstellung der eigenen Seelenleiden auch den Leser martert.

Fast alle ebenbesprochenen Werke sind in Berlin, in den ersten Jahren nach Moritz’ Rückkehr aus Italien geschrieben. Aber die Rückreise, die er im Oct. 1788 antrat, und bei welcher er noch einige Wochen in Oberitalien verweilte, führte ihn nicht direct nach Berlin, sondern hielt ihn (vom 4. Dec. 1788 bis 1. Febr. 1789) in Weimar fest, wo er die vielleicht glücklichste und ungetrübteste Zeit seines Lebens zubrachte. Goethe, der ihm in Italien so thatkräftig zur Seite gestanden hatte, bewahrte ihm weiter seine erquickliche Theilnahme und förderte ihn durch seinen Zuspruch äußerlich und innerlich in gleicher Weise. Auch später

blieben beide im Verkehre; von demselben ist zwar bisher nur ein Brief Moritz' an Goethe (Goethe-Jahrbuch II, S. 313—315) bekannt geworden, in welchem M. ausführlich über den Tasso spricht und eine Abhandlung über den Werther (vgl. auch oben die Andeutung in dem Briefe an Bertuch) in Aussicht stellt.

Der Aufenthalt in Weimar führte auch zu einer erneuten Anknüpfung mit Schiller. Wurde dieser auch durch Moritz' Goetheenthusiasmus verstimmt (Schiller-Körnerscher Briefwechsel, 247, 270 und Schiller an Lotte ed. Fielitz, 196), so gab er ihm doch, wie er an Lotte schreibt (11. Dez. 1788) von seinem in Rudolstadt projectirten Journal einen Wink. „Er würde sehr geneigt sein", fährt Schiller fort, „sich zu einem solchen gesellschaftlichen Werk zu vereinigen, besonders wenn es zugleich von einer bürgerlichen, gesellschaftlichen Verbindung an demselben Ort begleitet werden könnte". Aus diesem Plane wurde zwar nichts, aber Schiller verkehrte mit Moritz sehr viel und sprach sich häufig sehr anerkennend über dessen Charakter und Schriften aus. Von den übrigen Weimarer Bekannten M.'s sind besonders Knebel, ferner Frau v. Stein, Frau v. Kalb, Frau Herder — der Mann, der von M. auch für einen großen Dichter gehalten wurde, befand sich damals in Italien — zu nennen; auch die Lengefelds sprachen gern von ihm: in den Damenkreisen machte sein „Tagebuch eines Geistersehers" besonderes Aufsehen (Düntzer, Charlotte v. Stein II, 277); auch der Hof interessirte sich lebhaft für den Fremden.

Durch Karl August's Vermittlung erhielt M. eine Anstellung in Berlin. Er wurde Professor der Theorie der schönen Künste und der Alterthumskunde, und Mitglied des Senats der Akademie der bildenden Künste. Er hielt Vorlesungen für die jungen Künstler und verschaffte den denkenden unter denselben vielfache Anregung. Diese Vorlesungen (1789) fanden damals außerordentlichen Beifall. Aus einem Briefe Alexanders v. Humboldt an Wegener (abgedruckt „Gegenwart" 1882 Nr. 30), der den Redner „noch immer ein wahres Genie und wahren Sonderling" nennt, geht hervor, daß M. in denselben die Goethe'schen Ansichten von der Umbildung alles Organischen vortrug, zum großen Erstaunen des jugendlichen Zuhörers (vgl. v. Loeper, Goethe's Gedichte II, 2. Aufl., S. 527.) M. arbeitete ein neues Reglement für die Akademie aus, kündigte die Ausstellungen an und beschrieb die Kunstwerke derselben. Er lieferte einige Abhandlungen in die „Monatsschrift der Akademie der Künste", deren Redaction er während kurzer Zeit besorgte. Er erhielt den Titel eines Hofraths, und wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Als solches hielt er eine Antrittsrede „über die Vereinfachung der menschlichen Kenntnisse" und betheiligte sich eifrig an den Verhandlungen der akademischen Deputation zur Cultur der vaterländischen Sprache. Er lieferte einzelne werthvolle Mittheilungen in die „Beiträge zur deutschen Sprachkenntniß, vorgelesen in der königlichen Akademie der Wissenschaften" 1. Sammlung 1793, und beabsichtigte zwei größere Arbeiten abzufassen, für die er bereits viele Materialien gesammelt hatte: „Synonymen in der deutschen Sprache" und „Philosophie der Sprache". Er wurde auch Professor an der Militär-Akademie und hielt den jungen Officieren Vorlesungen, die nachher gedruckt wurden u. d. T.: „Vorlesungen über den Styl oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart, in Beispielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern" 2 Theile 1793, 1794 (neue Ausgabe von J. J. Eschenburg, Braunschweig 1808; schon an der Vollendung des 2. Theils der ersten Ausgabe hatte ein Freund Moritz', der bekannte Prediger Daniel Jenisch mitgearbeitet).

Trotz dieser großen und befriedigenden Thätigkeit, trotz der zahlreichen Ehrenstellen die er bekleidete, trotz des für seine Ansprüche und seine bisherigen Gewohnheiten höchst ansehnlichen Gehaltes, trotz der mannigfachen Anerkennung, die sein weitverzweigtes schriftstellerisches Wirken — allerdings neben manchen mißgünstigen Urtheilen — fand, fühlte er sich selten zufrieden und glücklich.

Seine Wahnideen peinigten ihn weiter. Trotzdem er kräftig genug war zu gehen, hielt er sich einen Wagen, weil er sich einbildete zu schwach zum Gehen zu sein; nicht selten spielte er den Todkranken; sein Arzt und seine Freunde hatten die größte Mühe, ihn von seinen Thorheiten zu curiren. — Im August 1792 heirathete er ein junges Mädchen, Friderike Matzdorf, ohne in der Ehe das Glück zu finden, das er suchte. Nach wenigen Monaten trennten sich die Gatten, aber Moritz' Liebe zu seiner Frau, die er auch in rührenden Gedichten besang, war so groß, daß er nicht ohne sie leben zu können meinte. Ob sie wirklich von Jemanden entführt, wie Henriette Herz und Varnhagen erzählen, und von M. wieder zurückgeholt wurde, ist nach Klischnig's wahrheitsgetreuem Bericht und den Gedichten, welche eine mehrmonatliche von den Gatten selbst gewollte Trennung voraussetzen, höchst unwahrscheinlich. Im April 1793 reisten die Gatten nach Dresden. Vielleicht in Folge der Reise zog sich M. ein Lungenübel zu, an dem er starb. Seine Frau soll ihn treulich gepflegt haben und nicht lange nach ihm an demselben Uebel gestorben sein.

Goethes Theilnahme für den in Rom gewonnenen Freund bewährte sich noch nach dem Tode desselben. In Schlichtegrolls „Nekrolog auf das Jahr 1793", Gotha 1795, Bd. II, S. 169—276 (vgl. dazu Supplementband Abth. 2 S. 182—218) war nämlich eine übrigens nicht von dem Herausgeber herrührende Biographie des Verstorbenen erschienen, in welcher diesem Eitelkeit und Egoismus zur Last gelegt, sein Bemühen um Ausbildung des Geistes als nicht ernstlich, vielmehr als Versuche dargestellt wurden, seine Eigenliebe und Prahlsucht zu befriedigen. Gegen eine solche Verunglimpfung des Freundes erhoben die Xenienschreiber ihre mächtige Stimme und rächten — mag nun Goethe oder Schiller Verfasser der Verse sein — den Geschädigten mit den Worten:

Unter allen, die von uns berichten, bist du mir der liebste;
Wer sich lieset in dir, liest dich zum Glücke nicht mehr.

Vor dem Raben nur sehet euch vor, der hinter ihr krächzet,
Das nekrologische Thier setzt auf Kadaver sich nur.

Und noch deutlicher sprach Goethe in einem Briefe an Schiller (26. Oct. 1796): „so bedienen wir uns der reinen Befugniß uns selbst Recht zu verschaffen und den nekrologischen Schnabel zu verrufen, der unserm armen Moritz gleich nach dem Tode die Augen aushackte". Weniger freundlich waren andere Bekannte des Verstorbenen gesinnt. Der Buchhändler Maurer in Berlin, der Verleger des „Anton Reiser" und anderer Schriften klagte kurz nach dem Tode seines Autors in einem (ungedruckten) Briefe an Bertuch (6. Juli 1793) über den großen Geldverlust, den er durch den Tod erlitten; er habe dem Verstorbenen nach und nach 500 Thaler vorgeschossen und komme nun um sein Geld.

Eines der letzten von Moritz erschienenen Werke war der „Deutsche Briefsteller" 1793, um dessen Empfehlung in der „Allgemeinen Litteratur-Zeitung" Maurer (in einem ungedruckten Briefe an Bertuch) nachsucht; Klischnig sagt davon „Der russischen Kaiserin gewidmet. Eine Finanzspeculation in doppeltem Verstande". Derselbe führt noch folgende theilweise schon oben angedeutete Schriften an, an deren Herausgabe Moritz durch den Tod verhindert wurde: 1. Theorie der schönen Künste und Wissenschaften. 2. Ueber Synonyma. 3. Philosophie der Sprache. 4. Ueber Sprachbildung. 5. Römische Alterthümer zweiter Theil. 6. Kleine Schriften die deutsche Sprache betreffend, zweites Bändchen. 7. Polnische Sprachlehre. 8. Züge aus der Brandenburgischen Geschichte für Maler und Kupferstecher, zur Beförderung patriotischer Gesinnungen". Im Ganzen hat M. mehr als 50 Bände veröffentlicht, für sein kurzes Leben eine ungeheure Anzahl. Diese Schriften, von denen die meisten und jedenfalls alle irgendwie hervorragenden oben besprochen wurden, sind natürlich ziemlich ungleichmäßig, die wenigsten geeignet, irgend-

welchen Anspruch auf Mustergiltigkeit zu erheben. Aber alle bezeugen verständiges Urtheil, reiche Kenntnisse, bedeutende Sprachbeherrschung, stark ausgeprägten künstlerischen Sinn. Vor Allem aber: M. ist ein eigenartiger, höchst origineller Mensch, zwar behaftet mit vielen Schwächen und Schrullen, die ihn bei Fernstehenden oder Uebelwollenden lächerlich oder verächtlich machten, aber dabei voll von Tugenden und trefflichen Eigenschaften: rührender Freundschaftssehnsucht und Treue, Aufopferung und Begeisterungsfähigkeit, reinem Sinn für das Gute und Große, beständigem Verlangen nach Besserung und Veredlung. Sein „Anton Reiser“ bleibt ein schönes Denkmal seines Strebens und Könnens.

Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. Herausgegeben von Karl Philipp Moritz. 4 Theile, Berlin 1785, 1786, 1787, 1790. (Neudruck hrsg. von L. Geiger, Deutsche Literaturdenkmale 23, Heilbronn 1886.) Dazu eine freilich ungleichwerthige Fortsetzung als 5. und letzter Theil bezeichnet von K. Fr. Klischnig, Berlin 1794, auch mit dem Sondertitel „Erinnerungen aus den zehn letzten Lebensjahren meines Freundes Anton Reiser. Als ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Herrn Hofrath Moritz“. — Schlichtegroll's Nekrolog s. o. Denina, La Prusse littéraire Bd. II. Beide parteiisch. Gegen letztern wollte M. eine Schrift richten: „Sechzehn Lügen und Unwahrheiten des Herrn Denina auf eilf Seiten seiner Prusse littéraire“, unterließ es aber. — Henriette Herz, Erinnerungen ed. Fürst, S. 129—134. Varnhagen, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften Bd. IV. W. Alexis, Anton Reiser in Prutz: Litterarhistorisches Taschenbuch, 1847, V, S. 1—71. Erich Schmidt, Richardson, Rousseau, Goethe, Jena 1875, S. 289—302. — Die biographischen Handbücher, Litteraturgeschichten sind dürftig und bieten nur Notizen aus dem zuerst genannten autobiographischen Werke und dessen Fortsetzung. Sehr beachtenswerth ist nur Jördens' Lexikon VI, S. 845—882.

Ludwig Geiger.

Morlacchi: Francesco M. wurde zu Perugia am 14. Juni 1784 geboren. Vom siebenten Lebensjahre an unterrichtete ihn der Vater, welcher ein geschickter Geiger war, im Violinspiel. In der Theorie, sowie im Clavier- und Orgelspiel unterwies ihn bis zu seinem 18. Jahre der Neapolitaner Luigi Caruso, Capellmeister an der Kathedrale von Perugia und Luigi Mazetti, ein Onkel seiner Mutter, Organist an derselben Kirche; eine allgemeine wissenschaftliche Ausbildung suchte er durch den Besuch des in seiner Vaterstadt befindlichen Gymnasiums zu erreichen. Vor Vollendung seines 18. Jahres componirte er bereits ein größeres Werk, das Oratorium „Gli Angeli al sepolcro“, welches so viel Aufmerksamkeit erregte, daß sich im Grafen Pietro Baglioni ein Protector fand, der M. zur weiteren Ausbildung zu Zingarelli sendete, welcher damals noch Capellmeister an der Kirche Santa Casa in Loreto war. Die Art des Unterrichts dieses Lehrers sagte des jungen Künstlers Ungeduld jedoch nicht zu, so daß er zunächst nach Perugia zurückkehrte, 1805 aber nach Bologna ging, um bei P. Stanislao Mattei gründlich den Contrapunkt zu studiren. Im J. 1806 zur Krönung Napoleon's zum König von Italien, erhielt er den Auftrag, eine Cantate zu componiren, welche auch im Theater zu Bologna zur Aufführung kam. Verschiedene Kirchencompositionen folgten diesem Werke bis zum Jahre 1807, worauf er im Februar desselben Jahres in der Pergola zu Florenz die Farce „Il Poeta in Campagna“ mit vielem Beifall zur Aufführung brachte. Von Bologna zurückgekehrt, componirte M. ein 16stimmiges „Miserere“, welches, in der dortigen Kirche aufgeführt, die Zustimmung der Kenner erhielt. Das folgende Werk: die Buffo-Oper „Il Ritratto“ verschaffte ihm ziemlich bedeutenden Ruf als Operncomponist, der durch die Musik zu dem Melodrama „Il Corradino“, 1808 in Parma aufgeführt, noch erhöht wurde. Es folgten nun die Opern: „Enone e Paride“, „Oreste“, „Rinaldo d'Asti“, „La Principessa

per ripiego", „Il Simoncino", „Le Aventure di una giornata" und „Le Danaide". Der Beifall, den die letztere Oper erhielt, verschaffte ihm 1810 einen Ruf nach Dresden. Durch Vermittelung des Grafen Marcolini wurde er durch Rescript vom 7. September 1810 auf ein Jahr als Königl. Capellmeister mit 1300 Thalern Gehalt und 300 Thalern Gratification für jede neu componirte Oper angestellt. Doch schon durch Rescript vom 6. Juli 1811, wurde er mit 1500 Thalern jährlicher Gage lebenslänglich engagirt. M. hat diese Stellung 31 Jahre lang behauptet, ohne daß sein Einfluß erlahmte. Das Institut hat ihm Manches zu danken und Ausdauer und Eifer, die nöthigsten Eigenschaften eines Capellmeisters, ließen ihn die Pläne, welche er nach reiflicher Ueberlegung gefaßt hatte, auch durchführen. Während des russischen Generalgouvernements im J. 1813 war es ihm und dem damaligen Director der Capelle und des Theaters, dem bekannten Freiherrn von Racknitz, zu verdanken, daß keines der Institute aufgelöst wurde. Beide scheuten keine Mühen und Opfer, eine solche Maßregel zu verhüten, ja Racknitz schickte M., als die Sachen am bedrohlichsten standen, selbst zu Kaiser Alexander nach Frankfurt am Main, um das Schlimmste abzuwenden, was auch gelang. — Von den segensreichsten Folgen war die im J. 1826 durch M. erfolgte Gründung einer Unterstützungscasse für die Wittwen und Waisen von Mitgliedern der k. s. musikalischen Capelle, ein Unternehmen, welches jetzt nach beinahe 60 Jahren glänzend fundirt dasteht und viele Thränen der Sorge und Noth getrocknet hat. Ein besonderes Geschick entfaltete M. in Gewinnung tüchtiger Kräfte für Theater und Capelle in Dresden. Alle diese Verdienste haben diejenigen, welche er sich als Componist erworben hat, überdauert. Seine zahlreichen Werke sind längst vergessen, da dieselben, wenn auch flüssig und sangbar geschrieben, doch nur zu den flüchtigen Erzeugnissen des Tages gehören. Deutscher Sinn und deutsche Musik blieben nicht ganz ohne Einfluß auf ihn, wovon seine zahlreichen Kirchencompositionen, Messen, Cantaten u. s. w. Zeugniß geben, welche meist handschriftlich in Dresden aufbewahrt werden. Von seinen Opern sind noch folgende zu nennen: „Raoul de Crequi", „La capricciosa pentita", „Il Barbiere di Seviglia", „La Simplicetta di Pirna", „Donna Aurora", „Tebald oed Isolina", „La Gioventù di Enrico IV.", „L'Ilda d' Avenello", „Laodicea", „Il Saraceni in Sicilia", „Il Colombo", „Il Disperato per eccesso di buon cuore", „Gianni di Parigi", „Il Renegato", „Francisca da Rimini" (unvollendet). In Dresden wurde eine große Anzahl seiner Cantaten und Gelegenheitscompositionen aufgeführt; dazu gehört ein Requiem, welches zu seinen besten Werken gerechnet wird und 1827 in der katholischen Hofkirche zum Anniversarium Friedrich August des Gerechten gesungen wurde. Ein Verzeichniß der Compositionen Morlacchi's bringt Fétis im 6. Band seiner Biographie des Musiciens (Paris 1864, p. 201 ff.). M. besuchte während seiner Dresdener Stellung oft Italien, von wo aus ihm stets Aufträge zur Composition neuer Opern gemacht wurden und wo er sich steter Ehrenbezeugungen zu erfreuen hatte. In Parma hatte man, nachdem seine Oper „Corradino" dort aufgeführt war, die Büste des Componisten in Marmor ausführen lassen und im Theater aufgestellt; sie trug die Inschrift: „Orphaea mutescit lyra, Morlacchique Camoenae suspiciunt genium". 1816 wurde er Mitglied der Akademie der schönen Künste in Florenz. 1815 hatte man ihn in seiner Vaterstadt nach der Aufführung der Oper „Le Danaide", und des Oratoriums „La Passione" förmlich gekrönt; wegen der letzteren Composition erhielt er vom Papst den Orden „des goldenen Sporen". — Der Meister starb nach längerem Leiden auf einer Reise nach Italien, wo er Heilung erhoffte, am 28. October 1841 in Innsbruck. Die dankbaren Mitglieder der königl. Capelle haben ihm auf dem dortigen Kirchhof eine Gedenktafel gewidmet. In Perugia erschien 1842 von Antonio

Mezzanotti „Elegie funebre del Cavaliere Francesco Morlacchi, Perugino“, 1861 von einem Landsmann Morlacchi's, dem Grafen Giovanni Battista Rossi-Scotti ein Lebensabriß des Verstorbenen unter dem Titel „Della vita e delle opere da Cav. Francesco Morlacchi di Perugia“ (Perugia, Vincenzo Bastelli, 4). Im November 1884 wurde in Perugia durch verschiedene Festlichkeiten und Anbringen einer Gedenktafel am Geburtshause Morlacchi's das 100jährige Geburtsfest desselben gefeiert. Fürstenau.

Mörlin: Christian Heinrich Fürchtegott M., geb. 1787 zu Camburg, Archidiaconus zu Altenburg, † als Pfarrer zu Monstab bei Altenburg im J. 1852, hat einige geistliche Lieder gedichtet, die in weiteren Kreisen bekannt geworden sind. Sie sind gedruckt in „Lieder für das Reformationsfest“, Altenburg 1817 (herausgegeben von Sachse), und im reußischen Gesangbuch von 1865. — Er ist nicht zu verwechseln mit Friedrich August Christian M., geb. zu Altenburg 1775 und † als Gymnasialrector ebenda am 4. Sept. 1806, der eine Reihe von Dichtungen (Irene, Kenotaphien u. s. w.) veröffentlichte und der Verfasser der anonym erschienenen „Briefe über die Nachbildung der griechischen Tragödie in Schiller's Braut von Messina“, Altenburg 1804, ist. Ueber sein Leben und Wirken hat A. Matthiä (vgl. Bd. XX, S. 626) in der Beigabe zur Ausgabe der Mörlin'schen „Erbauungsreden, gehalten im Gymnasio 1802 bis 1806“, Altenburg 1820, zweite Aufl. 1821, berichtet.

Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., Band VII, S. 24 f., Anm. — Goedeke, Grundriß, III, S. 179, Nr. 371. — Kayser, Bücherlexikon, 1. Theil, Leipzig 1834, S. 354b, Zeile 6 f. l. u.

Mörlin: David M., geb. zu Harburg bei Donauwörth um das Jahr 1565, machte seine Studien zu Ingolstadt, woselbst wir ihn 1589 als Candidaten der Rechtswissenschaft finden. In früheren Jahren war er dort Famulus des Professors und St. Morizpfarrers Kaspar Frankh gewesen (vgl. Bd. VII, S. 272). Schon als Student schrieb er, wol um leichter seinen Unterhalt zu gewinnen, verschiedene erbauliche Büchlein zusammen. Im J. 1590 nahm ihn Dr. Georg Brand, der im Auftrage des Bischofs von Eichstädt nach Rom ging, als Begleiter mit sich; nach seiner Heimkehr wurde er notarius publicus zu Ingolstadt; in der Folge erhielt er die Stelle eines Stadtschreibers zu Greding bei Eichstädt, welche er im Jahre 1608 noch inne hatte. Das Jahr seines Todes ist nicht bekannt. Unter seinen verschiedenen Schriften ist als besonders verdienstlich hervorzuheben: „Das güldene Hauskleinot, darinnen Catechismus, Communion und Sacramentbüchlein, katholische Kirchen-, Kreuz- und Wahlfahrtsgesänge“, Grätz 1594.

Kobolt, Gelehrtenlexicon, S. 467 und Nachträge, S. 205.

Gg. Westermayer.

Mörlin: Joachim M., lutherischer Theolog des 16. Jahrhunderts, geb. 6. April 1514 zu Wittenberg, † 23. Mai 1571 zu Königsberg. Sein Vater, M. Jodocus M. (Möhrle, Mohr), aus Süddeutschland stammend, Professor der Philosophie in Wittenberg, seit 1521 Pfarrer zu Westhausen bei Koburg, hatte seinen Sohn Anfangs wegen Armuth und zahlreicher Familie zur Erlernung des Töpferhandwerks bestimmt, entschloß sich aber doch später, ihn studiren zu lassen. Er ging nach Marburg, von da nach Constanz, 1531 nach Wittenberg, wo er unter Luther, Melanchthon, Bugenhagen, dem Studium der Theologie sich widmete und durch Fleiß und Wohlverhalten die Liebe seiner Lehrer, besonders die Zuneigung Luther's gewann, zu dessen treuesten und eifrigsten Anhängern er dann auch lebenslang gehörte. Nachdem er 1536 Magister geworden, wirkte er an verschiedenen Orten als Prediger, kehrte aber 1539 nach Wittenberg zurück als Luther's Caplan und Diaconus und erhielt 1540 die theologische Doc-

torwürde. Noch in demselben Jahr wurde er auf Empfehlung Luther's, der seine einfache, populäre und eindringliche Predigtweise schätzte, vom Grafen Günther von Schwarzburg zum Superintendenten in Arnstadt ernannt, wo er mit Eifer des Predigtamts, der Schule und Seelsorge sich annahm. Seine freimüthigen Predigten verwickelten ihn bald in Streitigkeiten, die Gegner verklagten ihn beim Grafen und erwirkten seine Absetzung 1543. Zu Anfang des folgenden Jahres 1544, erhielt er die Stelle eines Pastors zu St. Johannis, Superintendenten und Schulinspectors in Göttingen. Gewissenhaft erfüllte er, wenn auch nicht ohne neue Anfechtungen und Kämpfe, die Pflichten seines geistlichen Berufs und betheiligte sich am Unterricht der Jugend in der lateinischen Stadtschule, wo er Rhetorik nach Erasmus lehrte und Melanchthon's loci theologici erklärte. Der Kampf um das Interim setzte seiner Wirksamkeit ein plötzliches Ende. Trotz eines herzoglichen Edicts und einer Warnung des Magistrats, trat M. in Predigten und Schriften gegen das kaiserliche Glaubensedict als einen unbefugten Eingriff in Glaubenssachen auf. Herzog Erich II. verlangte vom Rath seine sofortige Ausweisung, und trotz der Verwendung des Rathes und der Anhänglichkeit der Bürgerschaft, mußte M. mitten im Winter 1550 Göttingen verlassen. Er fand ein Asyl beim Grafen von Henneberg in Schleusingen und wandte sich von da nach Preußen, wohin ihn die Herzogin Elisabeth von Braunschweig an ihren Schwiegersohn Herzog Albrecht empfohlen hatte. Von diesem aufs freundlichste aufgenommen und zum Pfarrer und Inspector am Kneiphof'schen Dom in Königsberg ernannt, wurde er bald in den kurz zuvor ausgebrochenen Osiandrischen Streit verwickelt. Anfangs stellte er sich freundlich zu Andreas Osiander und versuchte auf des Herzogs Wunsch eine friedliche Beilegung des Streites. Bald aber fand er selbst Osiander's Lehre verdächtig und es kam zum Bruch. M. trat an die Spitze der Gegner Osiander's: Mörlinisten und Osiandristen standen sich in wildem Haß gegenüber. Auch Osiander's Tod (17. Oct. 1552) machte dem Streit kein Ende. Da M. ein herzogliches Mandat, das den Parteien das gegenseitige Verdammen verbot, ein Teufelsmandat nannte und von der Kanzel herab seine Zuhörer zum Ungehorsam gegen dasselbe aufforderte (Februar 1553), erhielt er seine Entlassung und wurde aus dem Herzogthum Preußen ausgewiesen. Er zog nach Danzig und von da, nachdem alle Verwendungen für seine Rückberufung vergeblich geblieben, nach Braunschweig, wo er das Amt des ersten Predigers und Stadtsuperintendenten übernahm (Juli 1553), und von wo aus er, in Gemeinschaft mit seinem Collegen und Coadjutor Martin Chemniz (s. Bd. IV, 116 ff.), an allen damals die lutherische Kirche bewegenden Fragen und Streitigkeiten einen sehr thätigen und einflußreichen Antheil nahm als einer der Hauptvorkämpfer der sog. gnesiolutherischen Partei, bemüht gegenüber von allen Abweichungen zur Rechten und Linken die Linie des ächten Lutherthums einzuhalten. Er setzt nicht blos den Kampf gegen die preußischen Osiandristen durch eine Reihe von Streitschriften (1554—1558) fort, sondern betheiligt sich auch an dem Streit mit Schwenkfeld (1556), am Hardenberg'schen Abendmahlsstreit (1556 ff.), an dem adiaphoristischen Streit zwischen Flacius und Melanchthon 1557, an der sog. Roswicker Handlung (Jan.), am Wormser Colloquium (Sept. 1557), wo er den Philippisten als Hauptfriedensstörer erscheint, am Lüneburger Convent und dessen Protest gegen den Frankfurter Receß und den Naumburger Fürstentag 1561, an dem Protest der niedersächsischen Lutheraner gegen das Lüneburger Kreismandat 1562 ꝛc., stets darauf dringend, daß nicht Geistliches und Weltliches vermengt, das geistliche Amt nicht vom weltlichen Regiment unterdrückt werde. Aber auch mit seinem ultralutherischen Parteigenossen Flacius entzweit er sich besonders wegen der Erbsündenlehre und tritt den extremen Lutheranern mit der Warnung entgegen, man möchte doch nicht durch

unnöthiges Zanken die Wahrheit selbst verlieren. Nach dem Sturz der Osiandrischen Partei in Preußen (October 1566), wird M. nach Königsberg zurückberufen, zuerst um gemeinsam mit Chemnitz eine neue Lehr- und Kirchenordnung (Repetitio corporis doctrinae christianae, das später sog. Corpus D. Prutenicum, Königsberg 1567) auszuarbeiten, dann 1567, nach kurzer Rückkehr nach Braunschweig, um als Bischof von Samland die Leitung des evangelischen Kirchenwesens im Herzogthum Preußen zu übernehmen. Aber nur noch 3 Jahre dauerte hier seine Wirksamkeit: er starb im 58sten Lebensjahr an den Folgen einer unglücklichen Steinoperation, nachdem er seinen Freund und Gesinnungsgenossen Tilemann Heßhus (XII, 314) als seinen Nachfolger bezeichnet hatte. Seine Gegner jubelten über den Tod „des Papstes M., des Abgottes der Flacianer"; befreundete Zeitgenossen aber preisen ihn als einen „vortrefflichen, eifrigen Theologus", der durch Klugheit und Beredtsamkeit, Eifer und Treue die braunschweigische wie die preußische Kirche in guten Stand gebracht, seinem Amt mit Ernst und Feuer vorgestanden, scharfe Straf- und Streitpredigten gehalten, dabei aber seine Gemeinde und Kirche aufrichtig geliebt und den höchsten Ruhm darin gesehen habe, die christliche Lehre recht einfältig vorzutragen. Wie Luther liebte er Gesang und Musik und war gern fröhlich im Kreis der Freunde; sein eigener Wahlspruch und seine Mahnung an junge Prediger war: „Arbeite redlich, meine es treulich, bete fleißig: so gibt Gott seinen Segen reichlich"!

Seine Schriften sind besonders Streitschriften und Predigten; von letzteren erschienen nach seinem Tode noch mehrere Sammlungen, eine Postille 1587 und Psalterpredigten 1576—80; Briefe von ihm sind an verschiedenen Orten gedruckt, andere handschriftlich vorhanden in Wolfenbüttel, Braunschweig, Königsberg ꝛc. Sein Bild und Wappen (Mohrenkopf und Bischofsstab) in Fortges. Sammlungen 1733. Ein Lebensbild von ihm geben 2 Arnstädter Gymnasialprogramme von Walther 1856. 63; W. Beste, Kanzelredner I, S. 398 ff.; und mein Artikel in der theol. Real-Enc. 2. Aufl., Bd. X., 135 ff., wo auch die weitere Litteratur verzeichnet ist. Wagenmann.

Mörlin: Konrad M., Abt des Benedictinerklosters von St. Ulrich und Afra zu Augsburg. M. war 1452 zu Augsburg geboren als Sohn ehrsamer Eltern, welche sich zu den „Herren" hielten, ohne diesen anzugehören. Er besuchte die Klosterschule von St. Ulrich und zeichnete sich dort durch seinen Eifer und seine Kenntnisse aus. Im J. 1472 trat er unter dem Abte Melchior v. Stamham in den Benedictinerorden ein. Später hielt er sich eine Zeit lang in dem Kloster zu Tegernsee auf, von dessen Gebräuchen er nachmals als Abt mancherlei auch bei St. Ulrich einzuführen suchte. Der Wunsch, in den Kartäuserorden überzutreten, ward ihm rasch verleidet, da die Strenge dieses Ordens seiner lebensfrohen Natur wenig zusagte. Als im J. 1496 der Abt Johann von Giltlingen starb, wurde M. zu seinem Nachfolger erwählt. Unter seiner Leitung erfuhr die künstlerische und bauliche Thätigkeit, welche in jenen Jahren unter den Mönchen des St. Ulrichsklosters so lebhaft war, die kräftigste Unterstützung und Aufmunterung. Aber auch die wissenschaftlichen Bestrebungen wurden von M. gefördert, so daß das damalige Klosterleben als ein durchaus frisches und vorwärts strebendes bezeichnet werden mußte. Von Maximilian I. wesentlich gefördert und zum kaiserlichen Rath ernannt, wußte M. auch in weltlicher Hinsicht den Vortheil des Klosters zu wahren. Trotzdem hinterließ er, als er im Jahre 1510 starb, das Kloster arg verschuldet.

Vgl. Wilhelm Wittwer, Catalogus Abbatum monasterii SS. Udalrici et Afrae Augustensis, herausgeg. von Anton von Steichele im Archiv für die Geschichte des Bisthums Augsburg. Augsburg 1860, Bd. III., p. 359 ff.

und 404 ff. Einen kurzen Auszug des dort Berichteten giebt A. Woltmann, Holbein und seine Zeit, 2. Aufl., Leipzig 1874, Bd. 1, S. 72 ff.

H. A. Lier.

Mörlin: Maximilian M., lutherischer Theolog, jüngerer Bruder von Joachim M., ist wie dieser geb. zu Wittenberg, den 14. Oct. 1516, † zu Coburg, den 20. April 1584. Er studirte in Wittenberg, erwarb sich Luther's besonderes Wohlgefallen („placet per omnia"), wurde Prediger in Pegau, Zeitz, Schalkau in Franken, 1544 Hofprediger in Coburg, 1546 im Todesjahr Luther's unter Cruciger's Decanat Dr. theol. in Wittenberg, 1548 Superintendent in Coburg, schreibt 1552 gegen A. Osiander, hilft 1556 bei der Einführung der Reformation in Baden-Durlach, nimmt Theil an der Eisenacher Synode gegen Menius, 1557 am Wormser Colloquium, wo er den Gegnern Melanthon's sich anschließt, ist 1557—58 Mitarbeiter am Weimarer Confutationsbuch, unterschreibt 1559 die Supplication der Gnesiolutheraner um eine lutherische Generalsynode, nimmt 3/8. Juni 1560 theil an dem Heidelberger Colloquium mit P. Boquin über die Abendmahlslehre, zerfällt aber mit der ultralutherischen oder flacianischen Partei aus Anlaß der Weimarer Disputation im August 1560 und des Wesenbeck'schen Handels in Jena 1561, räth dem Herzog Johann Friedrich dem M. zu milderer Behandlung Victorin Strigels, zur Einsetzung eines Consistoriums in Weimar und Uebertragung des Banns an dasselbe, wird selbst zum ersten geistlichen Assessor des neuen Consistoriums ernannt, erklärt sich 1562 einverstanden mit Strigel's Declaration und Stößel's Superdeclaration zur Beilegung des sog. synergistischen Streites, fungirt 1564 als Procanzler und theologischer Vicedecan in Jena und proclamirt den ersten Jenenser Dr. theol. Johann Stößel, fällt 1569 bei Herzog Johann Wilhelm, dem Bruder und Nachfolger des unglücklichen Johann Friedrich d. M. in Ungnade, und wird entlassen, geht 1570 als Hofprediger nach Dillenburg in Nassau, wo er bei einer Kirchenvisitation für Annahme des lutherischen Bekenntnisses zu wirken sucht, ohne damit durchzudringen, wird 1573 nach dem Sturz der Flacianer im Ernestinischen Sachsen in seine frühere Stelle in Coburg zurückberufen, nimmt 1576 Theil am Lichtenberger und Torgauer Convent, die für Anbahnung einer Concordia und Berufung Jakob Andreae's sich aussprechen, hilft 1577 ff. mit bei der Einführung der Concordienformel und stirbt, nachdem er 1581 sich zum zweitenmal verheirathet hatte, 1584 mit Hinterlassung von 12 lebenden Söhnen. Ebensogut lutherisch wie sein Bruder, aber milderen Sinnes und mehr practisch als wissenschaftlich begabt, hat er litterarisch sich wenig bethätigt; nur drei kleine Schriften werden von ihm genannt: „Apophthegmata", 1552, „Lazarus resuscitatus", 1572, „Trostschrift von den ungetauften Kindlein", 1575.

Vgl. Chr. Thomä, Coburg 1722; Werner, Beitr. zur Hildburgh. Kirchen- und Landesgeschichte, I, 432; Steubing, biogr. Nachr. 57; Beck, Joh. Friedrich d. M. I, 94; II, 12; Preger, Flacius II, 78 ff.; Färber in Theol. R.Encykl. X, 142 ff.

Wagenmann.

Morlot: Ch. Adolph v. M., Geologe und eifriger Forscher auf dem Gebiete der Prähistorie, ist geboren am 22. März 1820 in Neapel und starb am 10. Februar 1867 in Bern. Einer Patricierfamilie der Stadt Bern entsproßen, erhielt M. seine Bildung erst in der Privatlehranstalt zu Biel, dann auf der Realschule in Bern. 1838 trat er daselbst an die Universität über, wo er besonders unter B. Studer's Leitung geologischen Studien oblag. Seine weitere Ausbildung suchte er in dem College St. Barbara zu Paris hauptsächlich in mathematischen Fächern. Endlich bezog M. 1843 die Bergakademie in Freiberg, um sich dem Montanfache zu widmen. Hier genoß er besonders den Umgang mit B. v. Cotta, der ihn, als in Oesterreich eine geologische Landesaufnahme geplant wurde, als hierzu besonders befähigt, in Wien empfahl. M. ge-

wann zunächst noch weiter durch Besuch des Hofmineraliencabinetes und eines montanistischen Cursus unter Partsch und von Haidinger in Wien 1844 eine gründliche Vorbereitung für diese Aufgabe. Durch einige kleinere Arbeiten über Gletschererscheinungen und Lößbildungen führte er sich damals bereits in die Litteratur ein. Im März 1846 wurde M. als Vereinscommissär zur geologischen Landesaufnahme in Steiermark nach Graz berufen und begann nun seine sehr eingehenden geologischen Studien in diesem Alpenlande. Als Ergebnisse derselben publicirte M. neben vielen kleineren Aufsätzen in v. Haidinger's Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaft, in dessen naturwissenschaftlichen Abhandlungen, sowie im Jahrbuche der geologischen Reichsanstalt in Wien, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie und in den Mittheilungen des historischen Vereins für Krain einige bemerkenswerthe größere Arbeiten, wie: „Geologische Uebersichtskarte der nordöstlichen Alpen", 1847 nebst Erläuterungen, in welcher M. eine allgemein orientirende Einleitung und eine Uebersicht der damals bekannten geologischen Verhältnisse der Alpen lieferte. Dazu kamen 1848 „Geologische Karte der Umgebung von Leoben und Judenburg" und 1849 „Erläuterungen zur geologischen Specialkarte von Steiermark und Illyrien". Unter den kleineren Publicationen sind besonders die Berichte über die Versuche zur Erklärung der Dolomitbildung bemerkenswerth: „Einiges über Dolomit" (Haid. Mitth., V), „Ueber Dolomit und seine künstliche Darstellung aus Kalkspath", (Haid., Naturw. Abh., Bd. I.), „Versuch über Darstellung des krystallinischen Dolomits" (Sitz. d. Akad. d. Wiss. in Wien, Bd. IV). v. Haidinger hatte nämlich an die Stelle der v. Buch'schen Dolomitisirungstheorie die Ansicht aufgestellt, daß der Dolomit auf wässrigem Wege durch Einwirkung von Bittererdesalzen aus Kalkstein entstanden sei, und M. suchte diese Annahme experimentell dadurch zu beweisen, daß er Kalk und Bittersalz in einer geschlossenen Glasröhre einer höheren Temperatur aussetzte und in der That als Umwandlungsproduct Bittererdecarbonat und Gyps erhielt. Daß auf diesem Wege der Gebirgsdolomit entstanden sei, ist aber damit keineswegs erwiesen. Indessen glaubte M. bei seiner Beschäftigung mit der geologischen Aufnahme in Steiermark wenig erfreuliche Aussichten für die Zukunft hegen zu können, und entschloß sich im Sommer 1851, Oesterreich zu verlassen und nach der Schweiz zurückzukehren, wo er in Lausanne als Professor der Geologie und Mineralogie ein Unterkommen fand. Sein unruhiger Geist gestattete ihm aber auch hier nicht, in dieser Stellung auszuhalten. Als durch Keller's und Trojan's Bemühungen ein völlig neues Feld der Prähistorie ins Leben gerufen wurde, nahm M. so lebhaften Antheil an den diesbezüglichen Studien, daß er seine Stellung und überhaupt die geologischen Studien aufgab und mit dem ihm eigenthümlichen Feuereifer der Prähistorie sich zuwendete. Er durchwanderte die Schweiz und Deutschland und stellte besonders in Dänemark eingehende prähistorische Forschungen an. Zugleich hielt er als Wandelprofessor zahlreiche öffentliche Vorlesungen über diese Studien. Einige dieser Vorträge sind auch im Druck erschienen, wie z. B. „Leçon d'ouverture d'un cours sur la haute antiquité", 1860. Ueber 100 Mittheilungen meist prähistorischen Inhaltes sind von ihm hauptsächlich in dem Bulletin de la Societé Vaudoise d. sc. natur. en Lausanne, 1853—1867 erschienen. Darunter ist als sehr hervorragend und das damals Bekannte musterhaft zusammenfassend hervorzuheben: „Etudes geologico- archéologiques en Danemark et en Suisse" (im 6. Bande der genannten Zeitschrift), worin M. den ein gewisses Aufsehen erregenden Versuch machte, aus der Ausschüttung des Flüßchens Tinière bei Villeneuve und der Mächtigkeit der in seinem Schuttkegel leicht zu unterscheidenden Culturperioden seit der Römerzeit, die Dauer der vorrömischen Periode zu etwa 12 Jahrhunderten, jene der Broncezeit zu etwa 35 und endlich jene der noch älteren Culturperiode zu 53 Jahrhunderten, also zusammen auf beiläufig 10 000

Jahre zu veranschlagen. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte sich M. eifrig mit der Ermittelung der ältesten Musikinstrumente und Melodien. Seine erfolgreichen Forschungen auf dem prähistorischen Boden Dänemarks trugen ihm die Verleihung des Danebrogordens ein. M. war Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften. In Mitten seiner emsigen Forschungen überraschte den reich begabten, aber durch eigenthümliche Lebensgewohnheiten absonderlichen Mann der Tod.

Chavennes, Notice nécrolog. sur Ch. Ad. Morlot. Wurzbach, Biogr. Lexicon 19. 96. v. Gümbel.

Morsheim: Johann v. M., Dichter, aus einem pfälzischen Rittergeschlecht (jetzt Morschheim in der Pfalz, im Bezirksamt Kirchheimbolanden), aus welchem schon 1323—1354 ein Ritter Johann v. M. urkundlich vorkommt; ein zweiter, Hans v. M., erscheint 1380, wahrscheinlich derselbe, der 1417 Johann v. M. der Alte genannt wird. Der Dichter, der Sohn Heinrichs v. M. († 1476), war 1491 Vogt zu Germersheim, und hatte als solcher Streitigkeiten wegen des Zehnten zu Niederwiesheim mit dem Augustinerkloster in Alzei. 1509 bekleidete er die Stellung eines Hofmeisters, d. h. eines hohen Hof- und Gerichtsbeamten, am Hofe des Pfalzgrafen Ludwig und wurde im genannten Jahre wegen Streitigkeiten mit der Krone Böhmens nach Prag geschickt. In demselben Jahre wohnte er den Verhandlungen bei, die zwischen der Pfalz und Baiern in Worms und Ingolstadt stattfanden. Er starb 1516 als „kaiserlicher Majestät Rath und Diener“, und hinterließ fünf Söhne: Georg, Hans Friedrich, Hans Melchior, Hans Heinrich, Hans Franz und eine Tochter Sella. Bereits 1497 verfaßte er seinen „Spiegel des Regiments“, worin im Stile von Seb. Brandts Narrenschiff das Hofleben geschildert wird, wie die Hofleute Frau Untreue mit Schleifen und Wenden, mit dem Mantel nach dem Winde hängen dienen. Jedoch erst 1515 erschien das Werk in Oppenheim im Druck; es fand noch im 17. Jahrhundert Leser, wie die 1614 und 1617 erschienenen Ausgaben beweisen. Das Buch ist reich an sprichwörtlichen Wendungen und daher von Joh. Agricola u. a. benutzt worden.

Neueste Ausgabe von K. Goedeke. Stuttg. 1856 (37. Publication des Litterar. Vereins). Vgl. noch R. Köhler in Germania 20, 383 f., 21, 66. K. Bartsch.

Morsius: Joachim M., 1593—1642, Polyhistor. Er war in Hamburg als der Sohn eines reichen Goldschmieds am 3. Januar 1593 geboren. (Der Name schwankt; eine Familie Mors oder Mores gab es schon vor der Reformation in Hamburg; vielleicht sind aber die Vorfahren unseres M. erst später aus Amsterdam in Hamburg eingewandert; sie nennen sich Mors, Moers, Morsius und Moersius; später erscheinen auch die Formen Moersen, Moorsen und Mohrßen). Der Vater ließ den Knaben, dessen hervorragende Begabung schon zeitig hervortrat, durch Daniel Laurentius in litteris unterrichten; ob er auch die lateinische Schule zu St. Johannis besucht hat, ist ungewiß. 1610 ging M. nach Rostock, um dort Theologie zu studiren, trieb aber daneben allerlei Anderes, namentlich humanistische und naturwissenschaftliche (chemische, anatomische) Studien. Bald darauf war er in Leipzig, dann wieder in Rostock und in Jena. 1615 übernahm er die Verwaltung der Rostocker Bibliothek, gab dieses Amt aber schon im folgenden Jahre wieder auf; sein unruhiges Wesen, welches ihm längeren Aufenthalt an einer Stelle unerträglich erscheinen ließ, trieb ihn von Ort zu Ort. Auch die Verheirathung mit einer reichen Frau aus Dithmarschen gab ihm keine Seßhaftigkeit; schon vor 1617 verließ er die Frau wieder. 1616 war er in Stettin, Hamburg und Leyden; auch 1617 durchreiste er wieder die Niederlande, Dänemark und Pommern, 1619 war er auf der Dordrechter Synode, dann in London, Oxford und Cambridge; hier empfing er

den Doctorgrad in der Philosophie. Daß er sich in England bedeutende Kenntnisse in der Chemie angeeignet habe, rühmt er selbst von sich. Nach 1620 hielt er sich in Hamburg und anderen norddeutschen Städten mehrere Jahre hindurch auf; 1627 finden wir ihn wieder in Kopenhagen, 1628 in Leyden, überall in lebhaftem Verkehr mit den ersten Gelehrten der Zeit. Das heimathlose Umherreisen, seine Neigung zu verschwenderischem Leben und seine Sucht, sich durch reichliche Geschenke bei fremden Gelehrten freundliche Aufnahme zu sichern, hatten sein Vermögen erschöpft; 1629 wurde er auf Antrag der Verwandten wegen Verschwendung vor den Hamburger Rath citirt; er fand bei seinem Proteste gegen diese „unbedachtsame und widerrechtliche“ Citation Unterstützung bei angesehenen Hamburger Gelehrten wie Lindenbrog (Bd. XVIII. S. 692) und Huswedel (Bd. XIII S. 458). Mit seiner Familie lebte er seit dem Tode des Vaters (1612) in beständigem Streite; sein Wandel scheint bei derselben mit Recht viel Anstoß erregt zu haben. Als 1629 sein Bruder Hans starb, vermachte er M. eine Rente von 300 Mark, wenn er zu einem gottesfürchtigen Leben zurückkehren und mit seiner Ehefrau, von der er ohne einige Ursache desertirt sei, sich wieder vereinigen wolle. 1630 lebte er in Frankfurt und Straßburg, in den nächsten Jahren in Holstein und Dänemark. 1633 wurde er dem Rathe in Lübeck angezeigt, weil er Schwärmerei treibe und fanatische Bücher verbreite; daß er ein eifriger Anhänger der Rosenkreuzerei war, beweist seine Schrift: „Anast. Philarethes Cosmopolita (sein gewöhnliches Pseudonym), Epistola sapientissimae fratrum roseae crucis societati remissa (s. l. et a.). Im Frühjahr 1636 ließ ihn der Hamburger Rath durch die Lübischen Behörden, mit denen M. bei dieser Gelegenheit in heftige Conflicte kam, wieder vor sich citiren und sperrte ihn auf Antrag seines Bruders Jacob in den Pesthof ein. Anscheinend durch die Vermittelung des Königs Christian IV. von Dänemark wurde er um 1640 aus dieser Haft befreit; seit dieser Zeit hielt er sich in verschiedenen holsteinischen und schleswigschen Orten auf und starb eines plötzlichen Todes wahrscheinlich 1642 in Gottorp. Eine reich begabte, aber völlig zuchtlose Natur, hat M. es zu eigenen größeren wissenschaftlichen Arbeiten nicht gebracht, nur sein „Nuncius Olympicus s. Catalogus . . bibliothecae secretioris“ 1626 und die „Idea actionis corporum“ verdienen Erwähnung. Dagegen hat er sich durch zahlreiche Veröffentlichungen fremder Schriften, u. A. von J. Scaliger, P. und W. Lauremberg, P. Merula, L. Holstenius, J. Casaubonus, H. Grotius, namentlich auch durch die Herausgabe des „Speculum consiliorum Hispanicorum . . productum in lucem a J. M.“ — vier Schriften gegen die spanische Politik — verdient gemacht. Eine vollständige Aufzählung der eigenen und fremden von ihm herausgegebenen Schriften enthält das Hamb. Schriftsteller-Lexicon. — Ein Neffe von Joachim M. war der Hamburgische Jurist und Politiker Jacob M., geb. 26. September 1615, Sohn des vorerwähnten Jacob M., welcher das väterliche Goldschmiedegeschäft durch Juwelenhandel, Waffenlieferung und Banquiergeschäfte erweitert hatte. Nachdem Jacob M. die Rechte studirt und die Licentiatenwürde erworben, auch große Reisen unternommen hatte, ließ er sich um 1645 in Hamburg als Advocat nieder und wurde 1648 Niederrichter. In den damaligen sehr erregten Streitigkeiten zwischen der Hamburger Bürgerschaft und dem Rathe war er — obwol Schwiegersohn des Bürgermeisters Schrötteringk — einer der lebhaftesten Führer der bürgerlichen Opposition. Um 1647 wurde er gelegentlich einer Sendung nach Wien kaiserlicher Rath und Comes palatinus. Er starb in Hamburg am 9. August 1690.

Moller, Cimbr. litt. I, 440 f. Guhrauer, J. Jungius S. 231. Hamburger Schriftsteller-Lexicon V, 317 u. 319 ff. R. Hoche.

Morstadt, Astronom. Sonderbarerweise ist dieser gewiß nicht unverdiente Mann von den Historikern geradezu ignorirt worden, so daß selbst Wolf, der

seinen biographischen Verhältnissen zuerst Aufmerksamkeit zuwandte und zu diesem Zwecke private Nachfragen anstellte, doch nur dürftige Angaben über ihn beizubringen in der Lage war. Diesen zufolge ist M., 1797 zu Kolin in Böhmen geboren, nachdem er seine Studien zu Prag mit gutem Erfolge absolvirt hatte, in den österreichischen Staatsdienst getreten und in seiner Eigenschaft als k. k. Rath i. J. 1869 auf einer Erholungsreise zu Lichtenwald in Steiermark plötzlich verschieden. Als Astronom hat sich M. dadurch Verdienst erworben, daß er für das von Bessel ins Leben gerufene Unternehmen der Berliner akademischen Sternkarten 1837 die Hora II bearbeitete. Noch mehr verdient sein Name in den Annalen der Kometenkunde genannt zu werden. Er sprach nämlich seiner Zeit schon ähnliche Ansichten über die nahen Beziehungen zwischen Kometen und Sternschnuppenschwärmen aus, wie sie später Schiaparelli systematisch zu begründen wußte, und er ist es auch gewesen, der mittelst Vergleichung verschiedener Kometenbahnen den bekannten Hauptmann v. Biela auf den Kometen von 1826 hinwies, der sich durch seine kurze Umlaufsdauer auszeichnet und vielleicht mit demselben Rechte den Namen Morstadt's, wie denjenigen Biela's führen würde.

Wolf, Geschichte der Astronomie, München 1877, S. 688, S. 716, S. 721. — Astronomische Nachrichten Nr. 347. Günther.

Morstadt: K. Eduard M., Professor der Rechtswissenschaften und der Nationalökonomie in Heidelberg, wurde am 7. April 1792 in Karlsruhe geboren. Er war der Sohn des großherzoglichen Hoffouriers Georg Michael Morstadt und dessen Ehefrau Friederike Jakobine geb. Pastart daselbst, besuchte aller Wahrscheinlichkeit nach das Gymnasium der Residenzstadt vom Jahre 1803 bis 1809, worüber uns aber alle Nachrichten fehlen. Der junge Eduard muß sehr talentvoll gewesen sein, da er bereits mit 17 Jahren das Gymnasium absolvirte. Um Ostern 1809 bezog er die Universität zu Heidelberg und wurde dort am 27. April als studiosus iuris immatriculirt. Seine Confession war nach seiner Angabe lutherisch. Von Heidelberg begab er sich nach Freiburg und promovirte dort als Dr. iuris universi Ende August 1812. In seinem Diplom vom 29. August heißt es: er habe in reichem Maße gezeigt, daß er neben einem glücklichen Naturell ein scharfes und nicht gewöhnliches Urtheil habe und seine Gedanken andern mit Leichtigkeit mitzutheilen verstehe. Die These, worüber er mit allgemeiner Zustimmung disputirte, lautete: utrum iudex ex officio teneatur omissam a reo praescriptionis exceptionem supplere? Nachdem er sich darauf in Karlsruhe als Rechtsanwalt niedergelassen und, wie er selbst angiebt, eine Gelehrtenreise in Süddeutschland gemacht hatte, bewarb er sich 1815 um eine Privatdocentenstelle zu Heidelberg. Es wurde ihm seine Bitte von dem großherzoglichen Ministerium am 17. August 1815 zugestanden, jedoch mit der Auflage sich vorschriftsmäßig zu habilitiren. M. begann bereits im Herbst desselben Jahres seine Vorlesungen und als ihn die Facultät an die rückständige Habilitationsschrift mahnte, antwortete er am 1. April 1816, daß er wegen allzugroßer Geschäfte seiner Advocatur, welche er als Privatdocent beibehielt, und die er seines Unterhaltes wegen nicht aufgeben könne, wenig Zeit zu Ausarbeitung einer Abhandlung habe und deshalb um Dispens bitte, da er auch bereits in Freiburg disputirt habe. Durch Genehmigung der Juristenfacultät wurde ihm dann dieselbe erlassen. M. las gleich über verschiedene Rechtstheile, vornehmlich aber über Civilproceß. Schon am 5. Februar 1819 wurde er außerordentlicher Professor mit einem Gehalt von 300 Gulden aus Universitätsmitteln. Bald darauf gab er ein Heirathsgesuch ein, wie es damals allen Staatsdienern vorgeschrieben war, mit Wilhelmine Magdalene Piton, welches ihm das großherzogliche Ministerium bereitwillig genehmigte. Als

außerordentlicher Professor hatte er eine öffentliche Antrittsrede zu halten und er that dies am 30. October 1817 lateinisch, über die Frage: num Germanorum iureconsulti novo legum civilium codici condendo idonei sint censendi? M. wünschte aber bald ordentlicher Professor zu werden und machte verschiedene, dahin zielende Versuche. Damit beginnt sein vielberüchtigter Streit mit der Facultät und seinen Collegen, der sich durch sein ganzes Leben hindurchzog und den wir hier kurz actenmäßig zu schildern unternehmen. Er gab im August 1820 ein Bittgesuch an die Facultät ein, um Uebertragung einer Professur des germanischen Rechts, welches sichtlich keinen Erfolg hatte. Dann verlangte er 1821 die Genehmigung des Engeren Senats zu Ankündigungen von staatswissenschaftlichen Vorlesungen. In einem diesbezüglichen Schreiben vom 24. Juli bezeichnet er die Nationalökonomie als seine Lieblingswissenschaft, und in seiner Motivirung beruft er sich auf die Vorgänge berühmter Juristen wie Hufeland, Behr und Schmalz, welche dieselbe ebenfalls mit der Rechtswissenschaft verbanden. Natürlich handelte es sich bei ihm in erster Linie um eine Gehaltsaufbesserung von 500 Gulden, welche er in seinen jetzigen Verhältnissen nöthig brauchte. Die staatswirthschaftliche Section, zum Gutachten aufgefordert, stemmte sich unter Leitung ihres damaligen Directors Professor Semer mit allen Mitteln dagegen, ja erklärte ohne alle Umschweife Morstadt's Ansinnen geradezu für „verrückt“. Zwar war durch Eschenmayer's Tod eine Professur in dieser Abtheilung erledigt und K. H. Rau noch nicht berufen. Indessen war Morstadt's Begehren nicht gerade so ungerechtfertigt. Er hatte J. Baptiste Say's Traité d'économie politique mit Fleiß und nicht ohne Geschmack übersetzt und mit erläuternden Noten versehen. Es scheint aber, daß dazumalen schon M. durch sein absprecherisches und hochfahrendes Wesen so sehr verhaßt war, daß, wie sich Semer ausdrückte, befürchtet wurde, wenn sich Morstadt's Wunsch erfüllte, das staatswirthschaftliche Institut bald aufgelöst werden würde. Die Section war aber darin nicht ganz einstimmig und überließ die endgültige Entscheidung dem großherzoglichen Ministerium. Dies hatte nichts dagegen einzuwenden, und es wurde M. dann am 22. Juni 1821 vom Engeren Senat die Erlaubniß ertheilt, vorerst über Nationalökonomie und Finanzwissenschaft zu lesen, und wenn er sich hineingearbeitet habe und allgemeinen Beifall seiner Zuhörer ernte, wie es wörtlich heißt, „soll er zu einer Professur vorgeschlagen werden“. Darauf hatte die staatswirthschaftliche Section nichts mehr einzuwenden. — M. machte dann, weil ihm keine Professur in der Section übertragen wurde, vor der Hand keinen Gebrauch von der Erlaubniß staatswirthschaftliche Vorträge zu halten. Im Gegentheil, er kam wieder i. J. 1823 bei dem Curatorium der Universität um eine ordentliche Professur in der Juristenfacultät und um eine Zulage von 500 Gulden ein. Das großherzogliche Ministerium forderte darüber ein Gutachten der Facultät. Dies fiel vermuthlich nicht günstig aus. Professor M. hat sich dann in starken Ausfällen gegen einige andere Professoren in seinem Gesuch an das Ministerium ergangen, um seine Lehrthätigkeit in ein um so helleres Licht zu stellen. Er bezeichnet sich darin für „überlastet“ und seinen Fleiß „gigantisch“. In der That, er las dazumalen schon täglich oft 3 Stunden Colleg und das ist ohne Zweifel höchst anstrengend. Der Engere Senat sah sich aber zu einer förmlichen Entgegnung seiner Behauptungen veranlaßt. Er rügte dessen Benehmen den Studenten gegenüber, das sich durchaus nicht mit der Würde und dem Ansehen eines akademischen Lehrers vertrage. In Wort und Schrift, vom Katheder und in öffentlichen Localen verunglimpfe derselbe seine Amtsgenossen, wie er es auch in seinem Buche „Materialkritik“ gethan habe. Aus diesen Gründen erachte es der Engere Senat für seine Pflicht, ihn nicht zur ordentlichen Professur zu empfehlen. Unterzeichnet: Leonhard, Zachariä, Creuzer,

Schwarz. Dies war vermuthlich die Zeit, wo M., verwittwet, öfters Sonntags nach Mannheim fuhr, wo seine jüngere Schwester Amalie, verheirathete Neumann, nachher Haizinger, großherzogliche Hofschauspielerin war. Ihre großen Erfolge und ihre hohe Gönnerschaft haben ihn noch eitler gemacht. Er selbst war schon von Natur, wie diese und andere Glieder seiner Familie zu theatralisch-excentrischem Wesen geneigt; er gesticulirte gern auf dem Katheder und sein Witz hatte bei seinen trockenmußigen Zügen und großen Augen einen drastischen Effekt. Er dichtete auch gelegentlich, wie es seine polemischen Schriften darthun, und hatte es sich ausgesprochener Maßen als Docent bei seinen Vorträgen zum Grundsatz gemacht, „es nicht mit dem Pathetischen zu versuchen, sondern zu den komischen Saiten Thaliens zu greifen, um seine Zuhörer auch noch bei dem 8. Vorhangfall in guter Laune zu erhalten". Oder, wie Horaz und Swift: ridendo dicere verum. Da M. mit einer gewissen Leichtigkeit Dinge und Personen überschaute, und sich nach seiner üblen Gewohnheit bei ihrer Beurtheilung keine Rücksicht auferlegte, so war es nur zu natürlich, daß er bei allen ruhigen älteren und sittenstrengen Menschen Anstoß erregte; die lustige akademische Jugend jedoch übersah entweder gerne diesen Fehler, oder rechnete ihm im Gegentheil gerade das zur Tugend an, weil es im offenen Gegensatz zu allem Herkömmlichen stand. So hatte er immer einen großen Zulauf und erntete in seinen Collegien reichen Beifall. Daß ihn dafür seine kleinlichen Collegen mit wenig Zuhörern beneideten, die wahrhaft großen dagegen mit eben so vielen und mehr ein Aergerniß daran nahmen, ist leicht begreiflich. Die Ruperto-Carola zählte damals wie später viele Professoren von mittlerem oder selbst geringerem Rang, aber auch solche von großer wissenschaftlicher Bedeutung und besonders die juristische Facultät vereinigte damals sehr geniale Männer, wie A. Fr. J. Thibaut, und K. S. Zachariä. Wenn nun ein kritisch angelegter Kopf wie M. an diesem oder jenem Collegen wissenschaftliche Mängel und schwache Seiten leicht entdecken konnte und vielleicht in seinem Unmuth sie zum Stichblatt genommen hätte, so wäre das bei einem Eifer für die Wahrheit noch entschuldbar zu nennen; M. wendete sich aber nach und nach auch gegen anerkannt würdige und tüchtige Männer und zog Persönlichkeiten und Familienverhältnisse in seine Polemik hinein, wodurch er die Grenzlinien des gelehrten Streites vollständig überschritt. K. S. Zachariä, der damals bejahrt, auf der Höhe seines Ruhmes stand und mit M. ziemlich die gleichen Wissenszweige pflegte, hat ihn, nach seinen eigenen Aussagen, oft collegialisch und väterlich ermahnt, sich des Schimpfens und des Wirthshauszechens zu enthalten, was M. auch versprochen. Ja Zachariä entschuldigt M. noch damit, daß er keinen eigentlichen Hausstand habe und mit Dienstmägden wirthschaften müsse, wodurch er leider öfter genöthigt sei Gasthäuser aufzusuchen. Der Beifall der Menge auch an diesen Orten schmeichelte ihm gar zu sehr. — Wie weit die Freiheit und Ungebundenheit Morstadt's ging, seine venia legendi zu gebrauchen, zeigt ein Anschlag am schwarzen Brett im Sommer 1824, wonach er „gegen die Verunglimpfungen der merkwürdigsten Tadler und Lobhudler Schillers und Goethes unentgeltliche Gastvorlesungen für alle seine bisherigen Freunde in irgend einem noch zu bezeichnenden Saale" anzeigte. Auf Befehl des Prorectors wurde derselbe sofort wieder entfernt. Als sich dann die Klagen gegen M. in verstärktem Maße wiederholten und noch eine leidige Scandalgeschichte mit seinen Dienstboten dazu kam, beantragte der Engere Senat eine Untersuchung durch den Herrn Stadtdirector Wild. Diese Vernehmlassung vom 7. September 1824 stellt seinen Charakter und seinen sittlichen Gemüthszustand in ein schlimmeres Licht als wir dachten. Abgesehen von den Schatten, den die Zeuginnen von der Nachtseite des Lebens hier auf die Oberfläche hinstreuen, ist es hauptsächlich die eigene Aussage des Professors, die an

Frivolität und juristischer Rabulistik nicht mehr übertroffen werden kann, welche uns hier am unangenehmsten berührt und von der wir wünschten zu Ehren des Amtsvorstandes, daß sie nicht zu Protocoll genommen worden wäre. Wenigstens würde dieses unseres Erachtens heute nicht mehr geschehen sein. Ein Beweis aber, welcher Nimbus damals einen Universitätsprofessor umgab. — Der Engere Senat war darauf allgemein der Ansicht, daß gegen das höchst anstößige Benehmen Morstadt's jetzt zweckdienliche Maßregeln ergriffen werden müßten und hielt es der Schonung des Betreffenden wegen für rathsam, ihn als geisteskrank zu erklären und ihn dann in Ruhestand zu versetzen. Von den Beschlüssen sei der Vater Morstadt's geziemend in Kenntniß zu setzen, daß er den Sohn wegbringe. Professor M. war aber den Ausführungen dieser Beschlüsse zuvorgekommen. Er reichte bei dem Ministerium des Innern ein Gesuch zum Urlaub ein, welcher ihm auch auf 6 Monate mit vollem Bezug seines Gehaltes gewährt wurde; nur sollte er sich nicht in Heidelberg oder Mannheim aufhalten. Der Vater Morstadt's, der großherzogliche Kammerfourier, nahm die Mittheilungen und das Ansuchen des Engeren Senats an ihn höchst übel. In einer Rückantwort an denselben warf er die ganze Schuld für den aufgeregten Zustand seines Sohnes auf die juristische Facultät, welche nichts gethan habe, was ihr doch so leicht gewesen wäre, um dem Vaterland, wie er sich ausdrückt, einen hoffnungsvollen und vielseitig unterrichteten Lehrer und einer schuldlosen und ehrlichen Familie ein theueres Glied zu erhalten. Der hohe Senat verlange von ihm, daß er seinem Sohn den Todesstreich versetze, er könne sich aber von der Annehmlichkeit des Todes von Vaterhand nicht überzeugen. Er werde ihm nichts eröffnen, außer daß er im nächsten Semester nicht lesen und außerhalb Heidelbergs sein Gemüth calmiren solle, damit er baldmöglichst seinen Beruf wieder übernehmen könne. Er könne sich endlich durchaus nicht dem Verlangen anschließen, daß der Professor auch von Mannheim, wo seine theure Schwester sei, an der er mit ganzem Herzen hänge, verbannt werde und an beide Orte nicht ohne höhere Erlaubniß zurückkehren dürfe. Er schließt dann mit dem Wunsche, daß kein Schritt geschehen möge, von dem man wünschen müßte, denselben nicht gethan zu haben. Der Sohn hat dann seinerseits in einem Protest vom 30. October 1824 gegen den Senat behauptet: 1) Es stehe nicht in dessen Befugniß, einen Professor von fünfjährigem Dienstalter zu suspendiren, geschweige von dem Ort seiner Thätigkeit zu entfernen und besonders, wenn derselbe sich, wie er, schriftstellerischer Thätigkeit widme. 2) Es stehe nicht in dessen Hand, wenn es einen Mann betreffe, der entweder falsorius oder eines falsum's Dulder sei. Er sei um einen Urlaub seiner Erholung wegen eingekommen, der ihm huldvollst bewilligt worden sei. Der Senat wolle ihm aber, der sich außerhalb Heidelbergs und der zunächstliegenden Dörfer nicht aufhalten solle, auch den Aufenthalt in Mannheim verbieten, als wenn Mannheim auch ein Dorf sei, ja man habe die Stadt Mannheim schnöde hinzugedichtet. 3) Wo ihm das großherzogliche Ministerium sein Gehalt gnädigst zu beziehen gestatte, hätte der akademische Senat dem Cassenführer aufgegeben sein Gehalt einzuhalten ꝛc. 4) Ein solcher Streich müsse „sein vielgekränktes, seit langen Jahren unabläßig durch Thaten (d. h. durch Besoldungsvorenthaltung) wie durch Worte verfolgtes, um die Universität Heidelberg anerkanntermaßen nicht gering verdientes, vaterlandsgetreues, badischgeborenes, dem Monarchismus überhaupt, wie seinem angeborenen, gerechten Monarchen zugeschworenes, von dem Humanitätsgefühl und der Christenpflicht durchdrungenes Gemüth ꝛc. verstimmen“ . . . — Das großherzogliche Ministerium des Innern hat durch Rescript vom 15. Oct. 1824 zu Gunsten Morstadt's bestätigt, daß der Urlaub für den wohl höchst exaltirten und nunmehr höchst gereizten Professor nicht als Strafe wegen Unzu-

friedenheit mit ihm anzusehen sei, sondern als eine Maßregel, um ihn in die Lage zu bringen, sein Gemüth zu beruhigen und seinen überreizten Zustand herabzustimmen. Ferner sei darin nur bestimmt, daß er seinen Urlaub nicht in Heidelberg zubringen solle; der Senat habe ihm aber eigenmächtig auch den Aufenthalt in Mannheim untersagt. Vermittelst eines Ministerialrescripts hat sich alsdann seine Königl. Hoheit der Großherzog bewogen gefunden, Professor M. eine Gehaltserhöhung von 300 Gulden, vom 23. Juni ab, huldreichst zu bewilligen. — Wenn auch bei der Wiederaufnahme seiner Vorlesungen dieselben noch zahlreicher wie früher besucht wurden, so heißt es, daß M. in seiner Lehrart stets nach der alten Weise verfuhr und bald werden wieder die alten Klagen seiner Collegen laut. Wir wollen darüber jetzt die Angaben der Facultätsacten übergehen. Nur eines Umstandes wollen wir hier erwähnen. Wie er zu jeder Zeit seines Lebens stets treu zu den Studenten hielt und bei allen Streitigkeiten, sei es mit den Bürgern, sei es mit den Beamten, auf ihrer Seite stand, so war das auch der Fall i. J. 1828, wo die Museumsgesellschaft in Streit mit den Corpsstudenten lag, der dann die Studentenschaft zu einem Auszug nach Frankenthal in Rheinbaiern veranlaßte, dem auch M. sich anschloß. Der Engere Senat stellte an ein hochpreisliches akademisches Directorium die Bitte: den Professor M. sofort zu entlassen und eine Untersuchung einzuleiten, was aber vermuthlich unterblieb. Im J. 1830 verheirathete sich M. wieder mit Fräulein Amalie Schwarzmüller, wozu ihm der Großherzog am 8. Mai die Staatsgenehmigung ertheilte. Von da ab ging sein ernstes Streben dahin, endlich von Seiten der Juristenfacultät als ordentliches Mitglied aufgenommen zu werden. Er machte deshalb im November 1833 ein Gesuch an das großherzogliche Staatsministerium, worin er vorträgt, daß die juristische Facultät nur aus 4 ordentlichen Mitgliedern bestehe, Walch und Willy seien Titularprofessoren; ferner, daß das Badische Landrecht und die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte nicht genügend durch Privatdocenten vertreten seien. Das letztere Fach sei besonders wichtig, da sonst das Staatsrecht wurzellos wäre. Sein langjähriger Applaus, den er bei seinen Collegien über Staatsrecht, Völkerrecht, Kirchenrecht und deutsches Privatrecht ernte, befähigten ihn auch hierzu. Das Spruchcollegium bestände nur aus 1 Ordinarius, Mittermaier, da Thibaut, Zachariä und Roßhirt ausgeschieden seien. Es befände sich in völliger décadence und hätte im Jahr keine 6 Prozeßfascikel aufzuweisen. Er bitte daher um Eintritt in dasselbe als Facultätsmitglied mit der Würde eines ordentlichen Professors und dem Titel Justizrath, neben Gehaltszulage von 200 Gulden. — Dem entgegen erklärte der derzeitige Decan, Geh. Rath Mittermaier, daß Morstadt's Angaben rücksichtlich des Spruchcollegiums unrichtig wären, wenigstens sei die Zahl der Streitfälle größer. Er wolle sich jedoch in der ganzen Sache, wegen seines notorischen Streites mit M., jedes Votums enthalten, was vollkommen in Ordnung war. Morstadt's Bittgesuch wurde in höchst bedeutsamer Weise begutachtet. Von einer Befürwortung konnte natürlich keine Rede sein. Die Facultät erklärte: das Gesuch sei schnöde, rücksichtslos, verleumderisch und selbstsüchtig abgefaßt, es enthalte thatsächliche Unwahrheiten. Uebrigens sei es unerhört, daß alle juristischen Collegien von ordentlichen Professoren gelesen werden sollten. Der Applaus, von dem M. rede, hätte in gewissem Maße stattgehabt, aus begreiflichen Gründen, welche dem Professor M. nicht zur Unehre gereichten; denn er habe in der That eine Anlage zur Mannigfaltigkeit und zu einer eigenthümlichen Lebendigkeit, sowie zu einem gewissen skeptischen, derisorischen Wesen, welches den Trägen und Nichtwisser aufrege. Allein man wisse recht gut, was der auf diese Elemente gegründete Beifall, besonders wenn Zügellosigkeit und Frechheit des Lehrers hinzukommen, im Grunde zu bedeuten habe; da leider,

ein großer Theil unserer akademischen Lehrlinge für alle tiefer gehende und wahrhaft wissenschaftliche Erörterungen ganz und gar keinen Sinn habe. — In der That ist diese Kritik nur zu sehr zutreffend, und wie wir berechtigt sind zu vermuthen, von keinem andern als von K. S. Zachariä dem Decan Roßhirt in die Feder dictirt. Es ist derselbe, welcher auch die wissenschaftliche Bedeutung Morstadt's damals, wenn auch strenge, aber doch im Ganzen richtig beurtheilt. Im folgenden Jahre, 1834 hat der Engere Senat es nochmals versucht hinsichtlich „der notorischen Schmäh- und Trunksucht" Morstadt's beim großherzoglichen Ministerium vorstellig zu werden. Derselbe hat diesmal den, wegen seines sittlichen Ernstes bekannten und angesehenen Historiker Fr. Christoph Schlosser, der damals Decan der philosophischen Facultät war, damit beauftragt. Schlosser stellte noch einmal in dieser Vorstellung ausführlich alle früheren und späteren Anschuldigungen zusammen und erlaubte sich in seiner sittlichen Entrüstung ein starkes und strafendes Urtheil. Eine Handschrift davon befindet sich noch in den Universitätsacten und zeigt die festen und zierlichen Züge des hochgeachteten Geschichtsschreibers. Darauf erwiderte der großherzogliche Minister Winter am 31. März in Kürze: Man könne nicht mehr auf Vorfälle, worüber seiner Zeit das Angemessene verfügt worden sei, zurückkommen, und vermöge gegenwärtig auch ebensowenig das Gesuch wegen Entfernung vom Lehramt zu berücksichtigen. — Durch Ministerialrescript vom 18. Januar 1838 erhielt M. eine Gehaltszulage von 200 Gulden und eine gleiche am 14. Januar 1841. Am 1. April 1842 bringt das Ministerium die beiden außerordentlichen Professoren M. und Zöpfl als ordentliche Professoren in Vorschlag und fordert die Facultät zur Gegenäußerung auf. Die Mehrheit derselben sieht sich veranlaßt zu bemerken, „daß, wiewol sie M. wegen seiner geschwächten Gesundheit jede Kränkung ersparen möchte, dessen Eintritt in die Facultät und in den Senat wol gegen den Anstand sein dürfte". Bereits am 4. November, nach dem Tode Thibaut's und Zachariä's, erfolgte die Ernennung Morstadt's und Zöpfl's zu ordentlichen Professoren der juristischen Facultät, jedoch mit der Beschränkung, daß sie vor der Hand noch keinen Antheil an den Facultätsprüfungen haben sollten. Am 18. Juli 1844 bittet die Facultät selbst unter Leitung ihres Decans Roßhirt um Aufnahme Zöpfls in die Prüfungscommission und schlägt M. zu einer Gehaltsaufbesserung von 300 Gulden vor. Das großherzogliche Ministerium willfährt der Bitte und gewährt M. eine Zulage von 200 Gulden, so daß sein Gesammtgehalt jetzt 1400 Gulden betrug, immer noch weniger als das damalige Normalgehalt ordentlicher Professoren. In der Examinationscommission machte sich M. bald unmöglich, indem er in öffentlichen Blättern „Notizen aus dem badischen Juristenexamen" veröffentlichte. Von dem Curatorium aufgefordert, sich binnen 24 Stunden darüber zu äußern, was er für seine Handlung anführen könne, entschloß er sich rasch um seine Entlassung aus dem Spruchcollegium und der Prüfungscommission nachzusuchen, ebenso um Enthebung von den Decanatsgeschäften. Er betrachtete diese Entkleidung, wie er nachher schrieb, als eine wahre Wohlthat für ihn. In diesem Benehmen Morstadt's im Jahre 1847 tritt zuerst eine Opposition gegen das damalige Staatsministerium hervor, ein Gegensatz, der sich in den folgenden Revolutionsjahren noch mehr steigerte. Es deutet das auf seine veränderte Stellung zu dem Hof und der Regierung in Karlsruhe. Natürlich war sein Vater längst todt und sein hoher Verwandter, der Staatsminister Winter, seit Jahren nicht mehr. Als im Sommer 1848, bei einem Streit mit den Behörden, die Studenten leicht einen hinreichenden Anlaß fanden die alma mater zu verlassen und sich in corpore nach Neustadt a. d. Hardt in der baierischen Rheinpfalz zu begeben, zog Professor M. auch jetzt mit und stellte sich dort mit auf dem Marktplatz auf, wo

die Einzelnen Quartierbillette erhielten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß M. sich in jener freiheitlichen Zeitströmung fortreißen ließ, die seinem sonst zügellosen Wesen gerade nicht unliebsam gewesen sein mag; aber daraus auf eine wirklich demokratische Gesinnung oder Ueberzeugung zu schließen, ist unseres Erachtens zu viel gesagt. M. war überhaupt kein Politiker; von Haus aus hegte er vielmehr eine höfische Gesinnung. Von seinen Gegnern gedrängt, ordnete das großherzogliche Ministerium im Herbst 1849 eine Untersuchung über sein Verhalten während des Aufstandes in Baden an. Es übertrug dieselbe einem außerordentlichen Regierungscommissär, Oberamtmann Betz von Ladenburg, welcher in summarischer Aufnahme die Zeugenaussagen protocollirte. Nachdem wir sämmtliche Aussagen aufmerksam durchgelesen, können wir sagen, daß wir weder eine Majestätsbeleidigung noch eine hochverrätherische Thatsache darunter finden, es sind Aussprüche von Sympathien und Antipathien, die damals beinahe jedermann theilte, Gemeinplätze, die man in Heidelberg damals überall hören konnte und nicht M. allein zuzuschreiben sind. Wir wollen hier der Unbedeutendheit wegen keine aufführen, auch keine Namen nennen, wiewol zu unserem großen Bedauern mehrere seiner Collegen darunter figuriren. — Der Engere Senat hatte in seinem Eifer den Antrag gestellt, dem Professor M. alle Berechtigung zur Theilnahme an Senats- und Facultätssitzungen zu entziehen und ihn für unfähig zu erklären akademische Aemter zu bekleiden. Wir freuen uns aber berichten zu können, daß das großherzogliche Ministerium des Innern in seinem Erlaß vom 14. December desselben Jahres antwortete, daß es nach reiflicher Erwägung des Falles und sachlicher Prüfung gestehen müsse, daß sämmtliches Material nicht hinreiche eine solche Maßregel zu rechtfertigen. Ferner, daß die angebliche Berechtigung wesentlich mit der Eigenschaft eines ordentlichen Professors zusammenhänge und verknüpft sei, und eines von dem andern nicht gelöst werden könne. Außerdem sei es höchst bedenklich einen Mann vom Amt auszuschließen und ihn auf dem Lehrstuhl zu belassen, wo er noch verderblicher wirken könne. Es müßte, kurz gefaßt, seine Entfernung von diesen Functionen zugleich auch die Entfernung vom Lehramt zur Folge haben. (Vergleiche hierzu die Bemerkung Morstadt's, Materialkritik S. 28, wo derselbe vorher richtig die gleiche Ansicht ausspricht). Nun frage es sich aber, ob die vorliegenden Anschuldigungen der Art seien, daß sie eine solche Maßregel rechtfertigen? Der großherzogliche Minister kam zu dem richtigen Schluß, daß bei etwaigem gerichtlichen Verfahren eine Verurtheilung höchst ungewiß sei und er deshalb den Antrag dem hohen Senat zu weiterer Erwägung zurücksende, d. h. daß dieser denselben zurücknehmen sollte. — M. scheint der Vorwurf eines illoyalen Benehmens gegen das großherzogliche Haus und dessen Regierung, denen er so viel in seinem Leben zu danken hatte, schwere Sorgen gemacht zu haben. Trotz seiner Rehabilitirung durch das billig denkende Ministerium, überlebte er diesen Schlag nicht lange. Er starb unerwartet rasch, am 10. Januar 1850 und wurde ohne jede weitere Leichenbegleitung auf dem allgemeinen Leichenfelde beerdigt. Er hinterließ eine Wittwe mit zwei Kindern, einem Sohn und einer Tochter. — Nachdem wir nun Morstadt's Streit mit seinen Collegen und der Facultät actenmäßig auseinandergesetzt haben, wollen wir seine wissenschaftliche Thätigkeit als Universitätslehrer und seine Werke betrachten. Zuerst sei das die Staatswirthschaftslehre, in der er am frühesten als Schriftsteller hervortrat. Bereits 1818 veröffentlichte er, wie wir angeführt haben, eine Uebersetzung von J. Bapt. Say's Traité d'économie politique, 2 Bde., Heidelberg bei Engelmann, welche 1827 in zweiter und 1830 in dritter Auflage erschien, ein Beweis, daß sie beifällig aufgenommen wurde. Im Wintersemester 1830/31 machte er zum ersten Mal von jener Erlaubniß Gebrauch, über Nationalökonomie und Finanzwissenschaft

Vorlesungen zu halten. Wiewohl ein bekanntlich tüchtiger Vertreter des Faches berufen war, eröffnete er seine Vorträge, wie er selbst angibt (Rattenkönigspuck S. 43) mit 80 eingeschriebenen Zuhörern. — 1834 gründete er eine staatswirthschaftliche Monatsschrift „Der Nationalökonom", Mannheim, bei H. Hoff und besorgte auch die Redaction derselben. Es erschienen darin mehrere Aufsätze von ihm, nebst Beiträgen von damals namhaften Gelehrten: von Prof. Bülau, von Gülich, Murhard, R. von Mohl u. m. a., wie von den ausgezeichneten badischen Staatsmännern L. Winter und Nebenius. Sämmtliche Aufsätze Morstadt's sind entweder Uebersetzungen aus dem Französischen seiner bewunderten Meister J. B. Say oder Destutt de Tracy, oder, wo er ein selbständiges Thema wählt, wie „nationalökonomische Blicke in das deutsche Universitätswesen" (I. 1 und 2) und „über das Besteuerungssystem der deutschen Bundesstaaten" (II) sind diese durchsichtig, aber unbedeutend. Am Ende des zweiten Jahres der Zeitschrift legte er die Redaction nieder, die ihm wie er angab, zu viel Mühe machte. Sie ging dann auf Dr. Rud. Moser über und erlosch nach ein paar Jahren mit der Zeitschrift. Gestehen wir hier gerne M. den guten Willen zu und die Leichtigkeit sich in diese Wissenschaft und die Zeitbedürfnisse hineinzuarbeiten, so müssen wir doch bekennen, daß sein Beruf weit mehr auf Seiten der Jurisprudenz lag, was er auch selbst später erkannte, wiewol er noch öfter Nationalökonomie las. Als Jurist gehörte M. zur alten Schule, welche das römische Recht noch, wie es sich nach den neueren Reichsgesetzen und dem Gewohnheitsrecht gestaltet hatte, als gemeines deutsches Recht ansah. Wenn er sich auch in den Code Napoléon oder das neue badische Landrecht hineingearbeitet hatte, so blieben ihm doch die nationalen germanistischen Forschungen in der Hauptsache fremd. Er überschaute aber nach jener Ansicht das ganze Rechtsgebiet, er las daher über alle Rechtstheile: Staatsrecht, Völkerrecht, Kirchenrecht, Prozeß, Strafrecht, Privatrecht mit Einschluß von Lehn- und Handelsrecht; gab praktische Anleitungen zur Behandlung und Beurtheilung von Rechtsfällen, sog. Practica. Die Fachgenossen von heute werden ausrufen, welch ein erstaunlich weites Feld! Denn zu unserer Zeit hat sich alles so sehr specialisirt, daß manchem Dozenten schon ein Rechtstheil genügt, und er kaum mehr nach dem inneren Zusammenhang seiner Wissenschaft fragt. Freilich wird man nur Forscher in einem beschränkten Gebiet sein können. M. war das nicht. Er pflegte seinen Vorlesungen immer ein bekanntes Lehrbuch zu Grunde zu legen und fügte dem seine eigenen, abweichenden Ansichten als vorsichtig erwogene Dictate hinzu. Dabei hatte er dann den Vortheil, in mündlicher Besprechung sein ausgezeichnet kritisches Talent leuchten zu lassen und durch seine Belesenheit, rasche und treffende Bemerkungen und Urtheile alle Zeit vor seiner Zuhörerschaft zu glänzen. Die schwerfälligen und unlogischen Darstellungen und Definitionen mancher Lehrbücher, wie Martin's Civilproceßlehrbuch u. a. boten ihm dazu naheliegenden Stoff. Es brach nicht einmal, sondern zu wiederholten Malen die Zuhörerschaft in helles Gelächter aus. Das war ja sein ausgesprochener Grundsatz: unterhaltend oder mit Humor zu lehren und wir finden beinahe auf allen seinen Schriften Mottos wie dieses von Fénelon: „heureux ceux qui s'instruissent en s'amusant!" u. dgl. Die Lacher und der momentane Erfolg waren auf seiner Seite. Diese Thatsache kann nicht bestritten werden. Er hatte, wie wir oft gehört haben, in einem Colleg 50—150 Zuhörer, und wenn er von sich selber einmal sagt (Rattenkönigspuck, S. 31), von 500 Juristen 400 als seine Zuhörer gezählt zu haben, so wird das bei 3- und 4maligem Lesen täglich nicht übertrieben sein. Es erklärt sich daraus nunmehr der Neid seiner Rivalen wie seine grenzenlose Eitelkeit. Ist nun dieser Zulauf und Vorlesungserfolg in Wirklichkeit der Maßstab für die Bedeutung und segensvolle Wirksamkeit des Docenten?

Gewiß, man kann darüber, je nachdem der Grund dieser Anziehung ist, verschiedener Ansicht sein. Und es war bei M. eingestandener Maßen nicht vornehmlich die Begeisterung für die Wahrheit; denn er schrieb ja: „Nicht mit dem Pathetischen" u. s. w. Schlimmer wurde diese Art in späteren Jahren, wo er noch dazu persönlich wurde. Bei der ungeheueren Anstrengung und Aufregung durch seine Vorlesungen, war es bei ihm nur zu natürlich, daß er mit Stimulantien, mit berauschenden Getränken nachzuhelfen suchte und dadurch, wie ihm vorgeworfen wurde, in Trunksucht verfiel. Dadurch mag sein sonst hochfahrendes und absprecherisches Wesen in niedrige Schmähsucht ausgeartet sein. Manches harte, persönlich beleidigende Wort ist dabei gefallen. Es stammen von daher jene heftigen und charakteristischen Witze über einige seiner Gegner, welche noch lange nach seinem Tode unter den Studenten cirkulirten. Aber, halten wir einen Augenblick still, war die Gegnerschaft so ganz gerecht, hat sie ihn in seiner Eigenart, die er einmal besaß, völlig anerkannt, und ist sie offen seinen berechtigten Bestrebungen entgegengekommen? Nein, in keinem Fall; nur in dem Gutachten von 1833 hat die Facultät seiner Lehrfähigkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen, ein Urtheil, welches wir Zachariä zuschrieben, aber seine Beförderung zur ordentlichen Professur oder zur Gehaltserhöhung hat sie niemals, als ein paar Jahre vor seinem Ende befürwortet. Die Facultät hat also, wie er ihr richtig vorwirft, nichts für ihn gethan, ja sie ist im Gegentheil bei jedem Gesuch um Gehaltszulage gegen ihn gewesen, hat also den bedürfnißvollen Mann, der keine sonstigen Mittel hatte, mittelbar genöthigt, sein Auskommen durch Vorlesungen zu erwerben, und damit war er auf den Beifall der Studenten angewiesen. Nur die großherzogliche Regierung ist ihm, der einmal Staatsdiener war, gegen den Willen der Facultät gerecht geworden. Wäre er nicht Staatsdiener gewesen, sondern in der Eigenschaft als Privatdocent und außerordentlicher Professor wie heute in Baden, so hätte ihn die Regierung wol kaum gehalten. — Damit ist aber nicht der Vorwurf eines unsittlichen Handelns und eines unwürdigen Benehmens als öffentlicher Universitätslehrer von ihm weggenommen, noch ist er dadurch gerechtfertigt und rein gewaschen, sondern nur die Erscheinung ist erklärt und sein Fehler festgestellt. — Morstadt's Hauptbedeutung als Universitätslehrer lag ganz gewiß in seinen Vorlesungen als Lehrer und nicht in seiner Thätigkeit als Schriftsteller. (Vgl. auch seine eigenen Auslassungen in Vorrede zum Civilproceßschlüssel, S. 89.) Seine Schriften sind kritischer oder ganz und gar polemischer Natur. Zum ruhigen Aufbau eines Werkes, oder zu einem eigenen Lehrbuch kam er in seinem Leben nicht. Er war kein eigener, selbständiger Denker, nicht einmal Forscher, nur Kritiker. Deswegen sind seine besten Werke seine besten kritischen Schriften. Als solche sind zu nennen: „Die Materialkritik zu Martin's Civilproceßlehrbuch", 1820; zweite Auflage 1828. Das Facultätsgutachten vom November 1833 sagt zwar, „daß er keine einzige Schrift geschrieben, welche die Rechtswissenschaft fördere, blos seine Materialkritik sei allenfalls des Namens werth, jedoch habe diese durch ihre egoistische Schändigkeit überall Mißfallen erregt". Ein gleiches und wohl noch schlimmeres Urtheil hätte sie gefällt über seine Flugschrift: „Kritisch-pragmatischer Commentar über Mittermaier's Theorie vom Verlagscontract, Schrifteigenthum und Nachdruck von Collegienheften". (Erstes arretirt gewesenes Heft), 1831. Indessen, seine Vorlesungen über Civilproceß waren mitunter seine besuchtesten und geschätztesten. Daraus entstammt ein 1845 publicirtes Collegienheft: „Justin von Linde's Rechtsmittellehre, kritisch-lakonisch erläutert von Ed. M." Man wird keinenfalls zu seinen Ungunsten annehmen dürfen, daß er Martin und v. Linde gegenüber v. Gönner und v. Bayer hochstellt. Dann folgt eine der anerkannt

besten Schriften Morstadt's: „Gemeindeutscher Civilproceßschlüssel, pragmatisch-kritischer Commentar zu Linde's Civilproceßlehrbuch". (Publicirtes Collegienheft), 1847. Ebenso erschienen 1845 „Zusätze zu G. v. Wiese's Kirchenrecht für Protestanten, den Entlarvern des papistischen Antichristianismus gewidmet", nicht ohne gute Bemerkungen. Unter seinem Nachlaß befand sich noch ein Bruchstück eines ausführlichen Commentars zu Feuerbach's Lehrbuch des gemeinen in Deutschland giltigen peinlichen Rechts, nach seinem Tode herausgegeben von Dr. Jos. Schauberg; später von § 332 an von Prof. Osenbrüggen in Zürich vollendet, 1852. Ein stattlicher Band. Sein pietätvoller Schüler Dr. Schauberg, der ihn 1826—28 in H. hörte, nennt ihn den „streitenden, radicalen" Rechtslehrer gegenüber seinen conservativen Collegen: Zachariä, Thibaut, Mittermaier und behauptet von dieser Schrift (Vorrede, S. 9), daß es die beste kritische Morstadt's sei, welche das größte Maß von dessen Vorzügen und das geringste von dessen Fehlern an sich trage. „Offenbar wollte durch diesen Commentar M. sich und Feuerbach ein Denkmal setzen, das bis auf die späteren Zeiten dauern sollte, mit solchem Ernst, Fleiß und Gründlichkeit ist er durchgeführt". Außerdem hatte er Klüber's Völkerrecht herausgegeben; und dazu kommt schließlich noch ein Commentar über Handelsrecht in Deutschland und Frankreich, I. Thl. 1849. Von seinen ausdrücklich polemischen Schriften erwähnen wir zuerst: „Vertheidigungen der Universitätsprofessoren gegen Dr. Diesterweg's Schmähungen und Rezepte", 1836. Sie ist die früheste, im Stil die glätteste und dem Ton nach die verständigste derartiger Schriften. Sie enthält auch manches Wahre und bildet gewissermaßen einen Commentar zu seinem eigenen Betragen, besonders in dem Abschnitt über die wechselseitige Haßträchtigkeit der Universitätsprofessoren (S. 27). Er betrachtet diese Untugend als eine allgemeine Erbsünde, welche durch alle möglichen Kunstmittel von Seiten der Regierungen geschürt werde, als da sind: „Zünftigkeitspatente, Gehaltszulagen, Ordenskreuze, Sinecurentitel". Und er führt dann dafür, d. h. für sich, den Ausspruch des genialen Abbate Galiani an, der also lautet: „In der Philosophen Natur liegt es keineswegs, sich wechselseitig zu lieben. Die Adler fliegen nicht in Gesellschaft; dies bleibt den Rebhühnern und den Staaren überlassen. Voltaire hat nicht geliebt und ist von niemanden geliebt worden. Gefürchtet ist er, und hat seine Kralle; damit genug! Zu schweben über den Andern und Krallen zu haben, das ist das Loos der Großgeister"! — Seine bedeutendste polemische Schrift der Art ist zweifelsohne „Polemisch-humoristische Leuchtkugeln in das deutsche Privatfürstenrecht oder humoristische Bekämpfung von Heffter's Irrlehren über Gewissensehe, heimliche Ehe und Mantelkindserbrecht", 1847. Sie ist fleißig gearbeitet, gelehrt, scharfsinnig, dient einem guten Zweck und ist unsers Erachtens vollkommen siegreich. Doch sind die Bezeichnungen des Gegners als „Rabulist, Sykophant, Lügner" u. s. w. anstößig. Er konnte dasselbe sagen und nachweisen, mit demselben Erfolge, ohne dergleichen Schimpfwörter zu gebrauchen und wäre dabei anständig geblieben. Jedoch, er hat das nicht gekonnt. Seine letzte Streitschrift „Inquisition auf den Rattenkönigspuck in Heidelberg", 1849, ist die geringste von allen, wiewol sie damals unter den Studenten das größte Aufsehen machte. Sie ist durch einige Zeitungsartikel, „Aus Baden", in der damaligen Deutschen Zeitung über die Universität, ihre Institute und Lehrer hervorgerufen und geht auf die Feststellung jenes Artikelschreibers in der Person des bekannten Litterarhistorikers G. G. Gervinus. Es hatten demselben, der damals wieder in H. lebte, Collegen und Freunde ihre Ansichten über Wünsche und Mißstände an der Universität mitgetheilt und er hat diese mit der Absicht auf Reform in freimüthiger Weise, vielleicht auch mit Rücksicht auf eine Curatorenstelle, veröffentlicht. Dabei hat er besonders Prof. M. schwer verletzt; da

er dessen Wirksamkeit für „schädlich und nicht zu wünschen“ hinstellte. Wenn das auch nur eine Wiederholung der alten internen Klage war, so war sie doch noch nicht in Zeitungen bekannt gemacht worden. M. sucht sich dann durch diese Kritik des Zeitungstextes und durch Schmähungen seiner Gegner zu vertheidigen. Man sieht aber, es fehlt ihm der rechte Schwung und der wahre Humor des sittlich Ueberlegenen. Wiewol Manches von Gervinus parteiisch, einseitig und unrichtig dargestellt wird, scheint er doch hie und da ins Schwarze getroffen zu haben. Trotz dieser Wahrheiten blieb das lesende Publicum in der Sache getheilt, und auch hier, wie immer, war nicht die geringste Zahl der studirenden Jugend auf Morstadt's Seite. Doch, um zu schließen, dieser Mann, der sich so sehr als Satiriker gefiel und der, wie er wußte, keinen Freund unter seinen Collegen hatte, fühlte in geweihteren Stunden das innere Bedürfniß einer hehren Liebe. Sein Toast in der Freimaurerloge vom 9. März 1845 spricht es, wenn auch bombastisch, doch begeistert aus. Er singt dort:

Fortstrahle der Logos am Sternengezelt:
Der Seelen Umschlinger im Geiste!
Sein Nam' blieb Geheimniß der betenden Welt,
Wie lang auch Saturn ihn umkreiste.
Doch flammet sein Sinnbild in Gloria=Roth:
„Die Lieb ist das Leben, und Irren der Tod!“

Hans Scherrer.

Mortaigne: Kaspar Kornelius M. de Potelles, ein geborener Flamänder, reformirten Glaubens, zuerst Edelknabe des am 17. August 1626 in der Schlacht bei Lutter am Barenberge getödteten Prinzen Philipp von Hessen=Cassel, welcher ihn vermuthlich aus den Niederlanden, wo der Prinz das Kriegshandwerk erlernte, mitgebracht hatte, eines Sohnes des Landgrafen Moriz, trat später in schwedische Dienste, war 1637 Oberst, 1641 Generalmajor, ward 1642 vor Brieg hart blessirt, war aber in der Schlacht bei Leipzig schon wieder unter den Befehlshabern des Fußvolkes zur Stelle und nahm im folgenden Jahre mehrere feste Plätze in Mähren ein. Am 12. Februar 1645 wurde er, mit wichtigen Schriftstücken auf einer Reise nach Leipzig begriffen, von den Kaiserlichen bei Borna gefangen genommen; bald ranzionirt, befehligte er in der Schlacht bei Jankau das schwedische Centrum; dann war er wieder in Mähren bei Belagerungen thätig. Im J. 1646 übernahm er, mit Genehmigung der Königin Christine, das Commando der hessen=casselschen Infanterie; Ende Winter 1646/7 war er in Ulm unter den Commissarien, welche wegen eines am 4./14. März zum Abschluß gekommenen Waffenstillstandes mit Baiern unterhandelten. Schon Anfang 1647 war er als Generallieutenant ganz in den Dienst der hessen=casselschen Landgräfin Amalie getreten, sie hatte ihm, mit Uebergehung von zwei älteren Generalwachtmeistern, den Oberbefehl ihrer Truppen übertragen; durch Beilegung eines Gnadengehaltes suchte gleichzeitig die Königin ihn an ihr Interesse zu fesseln. Als am 1. April 1647 der mit Hessen=Darmstadt zu Ende des vergangenen Jahres geschlossene Waffenstillstand abgelaufen war und weitere Unterhandlungen sich zerschlagen hatten, zog er von Neuem zu Felde und nahm in den Monaten Mai und Juni eine große Zahl von Burgen und festen Orten in Oberhessen, der Grafschaft Katzenellenbogen und am Rhein, da zerschmetterte ihm am 10. Juli, als er vor dem von Oberst v. Koppenstein tapfer vertheidigten Rheinfels lag, eine Kanonenkugel das linke Bein, am 18. desselben Monats verschied er, „durch die weingrünen Barbiere versäumt“, in der am 14. ihm übergebenen Burg, achtunddreißigjährig (Grebel, das Schloß und die Festung Rheinfels, St. Goar 1844). M. galt besonders für einen Meister im Angriff fester Plätze, daneben war er ein geschickter Unterhändler. Als nach Banérs Tode die Unzufriedenheit gegen das schwedische Obercommando zu lautem

Ausbruche kam und es in Frage stand, ob das Heer nicht dem Abrufungsedicte des Kaisers Folge leisten würde, war M. einer der lautesten Schreier; französisches Gold soll ihn zum Schweigen gebracht haben. Es war daher keine geschickte Wahl, als die Obersten ihn durch Torstenson zu Salvius sandten, um ihre Forderungen durchzusetzen. — Nicht zu verwechseln mit Levin von M., welcher auf baierischer Seite mehrfach genannt wird.

S. von Pufendorf, Sechsundzwanzig Bücher schwedischer Geschichte, Frankfurt a. M. 1688. — Ch. von Rommel, Neuere Geschichte von Hessen, 4. Band, S. 711, Cassel 1843. — Sein Bildniß findet sich im Theatrum Europaeum, 5. Band, S. 1299, Frankfurt a. M. 1651.

Poten.

Mortimer: Peter M., Schriftsteller und Componist. Mortimer wurde geboren am 5. December 1750 in Puttingham, einem Gute in Surreyshire in England auf dem halben Wege zwischen London und Portsmouth gelegen, welches durch Schenkung in den Besitz der Brüdergemeine übergegangen war. Seine Erziehung erhielt er in der Anstalt zu Fulnek. Als auf der Synode des Jahres 1764 der Beschluß gefaßt worden war, daß zuweilen englische Knaben zum Studium in die Unitätsanstalten gesandt werden sollten, wurde M. im J. 1765 nach Nisky in das Paedagogium gebracht. Anfangs ohne alle Neigung zum Studiren machte er doch auf einen ihm ertheilten Verweis hin eminente Fortschritte, da seine Befähigung ausgezeichnet war. Im Frühjahr 1771 trat er in das theologische Seminar der Brüdergemeine zu Barby ein. Nach beendigtem Studium erhielt er im J. 1774 die Stelle eines Lehrers und Organisten in Ebersdorf; 1775 kam er in gleicher Eigenschaft nach Nisky und 1777 nach Neuwied am Rhein. Als Lehrer war er nach dem Zeugnisse seiner Schüler überaus tüchtig. Vor allem aber galt er als ein „ausgezeichneter, liturgischer, gefühlvoller Orgelspieler“, der durch seine Direction und eigene Compositionen die Gemein-Musik kräftig zu beleben wußte. Im J. 1780 zum Nachschreiben der Reden und zur Arbeit an den Gemeinnachrichten berufen, deren Redaction er bis zum Jahre 1801 fortführte, wohnte er in dieser Qualität der Synode in Berthelsdorf 1782 und der zu Gnadenfrei 1789 bei. Seit 1801 beschäftigte er sich vielfach mit schriftstellerischen Arbeiten. Sein Hauptwerk ist: „Der Choral-Gesang zur Zeit der Reformation oder Versuch, die Frage zu beantworten: Woher kommt es, daß in den Choral-Melodien der Alten etwas ist, was heut zu Tage nicht mehr erreicht wird?“ 1821, mit einem Anhang (Notenbeispiele). Dasselbe wurde auf Verwendung Zelters, welcher Mortimer hochschätzte, mit Unterstützung des preußischen Ministeriums zum Druck gebracht und wurde von wesentlicher Bedeutung für die Neubelebung des in Folge des Hallischen Pietismus tief gesunkenen protestantischen Gemeindegesanges. Die schon im Titel aufgeworfene Frage wird dahin beantwortet, daß zur Zeit der Reformation alle Choralmelodien in den sogenannten Kirchentonarten gesetzt wurden, und daß die Reduction derselben auf Dur und Moll schädlich gewesen sei und daher besser unterblieben wäre. Nebenher übersetzte M. Milner's Kirchengeschichte aus dem Englischen und eine Reihe von Predigten, welche sich auf die Geschichte der Missionssocietät in England bezogen. Gerühmt wird ferner seine Fertigkeit, in lateinischen Versen wichtige Ereignisse, namentlich Vorkommnisse in der Brüdergemeine zu besingen. Von seinen Compositionen haben sich im Gebrauch der Brüdergemeine erhalten: „Ehre sei Gott“ (in der Christnacht aufgeführt), „Selig sind, die reinen Herzens sind“, „Dein Seufzen und Dein Stöhnen“ (rhythmischer Choral). In den letzten Jahren durch Schwäche in den Füßen und ein Augenleiden geplagt starb M. geistig noch durchaus ungeschwächt zu Herrnhut am 8. Januar 1828.

Nach einem handschriftlichen Lebenslauf im Archive der Brüderunität. [R, 22, 27 b.] Vgl. G. F. Otto, Lexikon der Oberlausitzischen Schriftsteller und Künstler. Görlitz 1803. Bd. II. S. 631—633 und Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Berlin 1834. Th. III. S. 260—263. Allgem. musik. Zeitung. Leipzig (Breitkopf u. Härtel), Bd. 12. 21. 23.

H. A. Lier.

Morungen: Heinrich v. M., Dichter um 1200. Die Stammburg des Geschlechtes war Morungen bei Sangershausen; das älteste uns bekannte Glied der Familie ist ein Henricus de Morungen, der zwischen 1213 und 1221 in vorgerücktem Alter (miles emeritus) dem Thomaskloster in Leipzig eine Schenkung überweisen läßt; es ist sehr wahrscheinlich, daß eben dieser Henricus unser Dichter ist, und daß er, wie vorübergehend auch Walther, in Diensten des Markgrafen Dietrich von Meißen gestanden hat. Heinrich nimmt unter den gleichzeitigen Dichtern einen der ersten Plätze ein und kommt unserem modernen Gefühl näher als die meisten andern. Von der subtilen Art Friedrichs von Hausen und Reinmars, die im oberdeutschen Minnesang die Herrschaft gewinnt und selbst in Walthers Lieder Eingang findet, steht er am weitesten ab. Mit Zartheit der Empfindung, mit Leichtigkeit und Anmuth des Ausdrucks verbindet er eine Anschaulichkeit, einen gefälligen Schmuck von Bildern, Vergleichen und Anspielungen wie kein anderer. Durch rhetorische Mittel mancherlei Art erhöht er die Wirkung seines Vortrags; sein Versbau zeichnet sich durch Gewandtheit und Sauberkeit aus, und in der bewegten Verbindung verschiedener Rhythmen thut es ihm keiner seiner Zeitgenossen gleich. Die seltene Kunst Morungens ist um so merkwürdiger, als er in seiner nördlichen Heimath fast vereinsamt steht. Seine vollendete Technik zwingt zu der Annahme, daß er eine ordentliche Schule der Kunst durchgemacht habe und nachweislich verdankt er vieles den Troubadours, doch bleibt es verborgen, wo und wie er von ihnen lernte.

Von der Hagen, Minnesänger 4, 122—126. Lachmann und Haupt, des Minnesangs Frühling [3], 281. Michel, Heinr. von Morungen und die Troubadours, Straßburg 1880.

W. Wilmanns.

Morus: Alexander M., als ausgezeichneter biblischer Theolog nicht weniger gerühmt als um seines vielfach tadelhaften Lebenswandels und leichtsinnigen Charakters willen getadelt, war als Sohn schottischer Eltern zu Castres in Languedoc 1616 geboren. 1636 fing er zu Genf seine theologischen Studien an und erhielt dort nach ihrer Vollendung eine Lehrerstelle für griechische Sprache. Drei Jahre später ward er Prediger an der Genfer Gemeinde und Professor der Theologie. Trotz seiner Beredsamkeit und seiner im Uebrigen verdienstlichen Thätigkeit erregte er doch durch seinen wenig sittlichen Lebenswandel in der Gemeinde Anstoß. Es war daher eine beiden Theilen erwünschte Lösung, als er, von Salmasius empfohlen, 1648 zum Prediger und Professor der Theologie in Middelburg ernannt wurde. 1651 übernahm er die Professur der Geschichte, welche er bald nach seiner Ankunft in Middelburg hier abgeschlagen hatte, zu Amsterdam, erregte aber auch dort wieder die Gemüther gegen sich durch ärgerlichen Lebenswandel und immer mehr hervortretende Heterodoxie. Dabei wurde er in einen heftigen Federkrieg mit dem englischen Dichter Milton verwickelt über eine im Haag 1652 erschienene Schrift zur Vertheidigung des hingerichteten englischen Königs Karl I.: „Clamor regii sanguinis ad coelum adversus parricidas Anglicanos“. Der Verfasser war Petrus Molinaeus. Milton aber, welcher vom Autor heftig angegriffen war, hielt Morus für den Verfasser, und griff nun ihn und besonders sein Privatleben so heftig an, daß auch die Curatoren des Athenaeums sich der Sache annahmen. Morus erhielt von ihnen ein lobendes Zeugniß und veröffentlichte nun eine Vertheidigungsschrift „Alexandri Mori fides

publica“, 1656; gleichwohl veranlaßte sein auffälliger Lebenswandel zahlreiche Klagen und er blieb ein unregierlicher Gesell. 1654 verlängerte er eigenmächtig den ihm für einige Monate erlaubten Aufenthalt in Frankreich bis auf ein volles Jahr und 1657 kündigte er aus Middelburg den Curatoren zu Amsterdam an, daß er mit einem geheimen Auftrage des französischen Gesandten nach Frankreich abreise. Dort gelang es ihm, ungeachtet kräftigen Widerstandes, eine Predigerstelle zu Paris zu erhalten, aber sein unruhiger Charakter erweckte ihm auch dort viel Verdrießlichkeiten, bis er im September 1670 im Hause der Herzogin von Rohan starb. Aus seiner Feder erschienen mehrere Tractate, wie „de gratia et libero arbitrio“, „de scriptura sacra sive de causa Dei“, „commentarius in Jesaiam LIII“, „Annotationes ad loca quaedam N. Foederis“, und für seine große Kanzelberedsamkeit zeugen die Auszüge seiner Predigten, welche 1685 im Haag erschienen, wie auch seine „Sermons sur le 8 Chapitre aux Romains“, 1691.

Bayle III p. 2022, Glasius, Godgel. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb. van Slee.

Morus: Samuel Friedrich Nathanaël M., einer der ehrwürdigsten Theologen des 18. Jahrhunderts, ist geboren zu Lauban am 30. November 1736. Sein Vater war Cantor und vierter Hauptlehrer am dortigen Gymnasium; er selbst machte alle Klassen der Anstalt durch, und bereitete sich für das Universitätsstudium vor, indem er bis zum 19. Jahr im elterlichen Hause blieb. Im J. 1754 bezog er die Universität Leipzig in der Absicht, sich später dem Beruf seines Vaters zu widmen. Hier hörte er mit gewissenhaftem Fleiß philologische, philosophische und theologische Vorlesungen. Am meisten unter allen seinen Lehrern zog ihn Joh. August Ernesti an, welcher während der Studienzeit von Morus noch Professor der classischen Litteratur und der Beredsamkeit war. Seine, laut der eigenen Aufzeichnungen von M., „unnachahmliche Methode und sein wahrhaft bildender Vortrag“ dienten ihm zu nachhaltiger Anregung und zum Muster, während er zu Ernesti selbst schon als Student in persönlichen Verkehr trat, sodaß dieser dem begabten Schüler, der ihn besser als irgend ein anderer verstand, sein Leben lang ein treuer Gönner und Freund blieb. Nach vollendetem Triennium war M. einige Jahre lang Privatlehrer des späteren Magisters Austel; sodann übernahm er die Unterweisung der zwei Söhne des Professors der Medicin, Dr. Ludwig. Das Leben in der Familie des Professor Ludwig diente ihm gleichzeitig zu einer Schule seiner Lebensart. Sowohl Dr. Ludwig als sein väterlicher Freund Ernesti erkannten, daß M. hervorragende Gaben für die akademische Laufbahn besitze, und bewogen ihn, den Plan aufzugeben, den er bis dahin festgehalten, sich um ein Schulamt zu bewerben, vielmehr sich an der Universität zu habilitiren. M. ging darauf ein, wurde 1760 Magister und habilitirte sich 1761 bei der philosophischen Facultät. Nun hielt er Vorlesungen über lateinische und griechische Klassiker, welche Beifall fanden. Von Seiten der Universität wurde ihm schon 1763 eine Collegiatur im großen Fürstencollegium zu Theil, 1768 wurde er zum außerordentlichen, und 1771 zum ordentlichen Professor der griechischen und lateinischen Sprache ernannt. Von jetzt an erklärte er aber in seinen Vorlesungen auch die Bücher des Neuen Testamentes, die er sämmtlich, mit einziger Ausnahme der Offenbarung Johannis, behandelte. Zehn Jahre lang war M. als ordentlicher Professor der College seines Lehrers und Freundes Ernesti gewesen. Als letzterer 1782 starb, wurde er sein Nachfolger, als vierter Professor in der theologischen Facultät. Man erkannte ihn für den würdigsten, geistesverwandtesten Schüler des verdienten Mannes. In der Facultät rückte M. 1785 zur dritten, schon 1786 zur zweiten Professur auf, erhielt die mit dieser Professur verbundene Domherrnstelle am Hochstift zu Meißen und wurde 1787 zum Mitglied des

Leipziger Consistoriums ernannt. Hiemit hatte er die höchste Stufe der Ehrenstellen erreicht, die ihm zu Theil wurden. Als akademischer Lehrer war Morus überaus beliebt und wirksam. Ernesti, vormals sein Lehrer, war das Vorbild, dem er nacheiferte, jedoch ohne auf seine Selbständigkeit zu verzichten. Er hat z. B. die Grundsätze des der Mystik zugeneigten Chr. August Crusius, welcher gleichfalls sein Lehrer gewesen, dankbar verwerthet, ungeachtet sonst zwischen Ernestianern und Crusianern eine Kluft befestigt schien. Als Exeget kam ihm die exacte philologische Schulung und die Unbefangenheit des Geistes, welche er Ernesti verdankte, außerordentlich zu statten. Um seines gründlichen Sprachstudiums willen wurde er auch im Ausland, z. B. von gelehrten Franzosen und Engländern, hoch geachtet. Auf dem Katheder war sein Vortrag nicht sehr lebhaft, aber ungemein angenehm, seine Darstellung schlicht und faßlich, klar und präcis, gebildet und geschmackvoll. Eine besondere Gabe der Zergliederung und Analyse, der stetig fortschreitenden Entwicklung des Sinns und Zusammenhangs, wohnte ihm bei, während er es planmäßig darauf abgesehen hatte, seine Hörer zu selbständiger Analyse und Schriftauslegung heranzubilden. Auf dem Gebiet der Exegese war Morus einer der Ersten, welche Sinn und Verständniß besaßen für die Individualität und die selbständige Geistesart der einzelnen biblischen Schriftsteller, namentlich des Paulus und Johannes, und in die Erkenntniß der verschiedenen apostolischen Lehrtropen einzuführen wußten. Besonders geschätzt waren seine Vorlesungen über christliche Moral, in denen er namentlich Principien und Gedanken von Crusius sich aneignete. Diese Vorlesungen hielt er nicht mit kühler Objectivität, sondern mit herzlicher Wärme. Doch nicht blos mit dem lebendigen Wort, sondern auch schriftlich und literarisch für weitere Kreise wirkte M. als Exeget, zunächst durch Universitätsprogramme, die er lateinisch zu schreiben hatte, und die er gesammelt herauszugeben 1789 anfing: „Dissertationes theologicae et philologicae", während ein zweiter Band 1794 nach seinem Tode durch seinen Collegen K. Aug. Gottlieb Keil herausgegeben wurde. Abgesehen von einer Abhandlung über Euripides Phönicierinnen, welche theils der Textkritik, theils der Kritik des Inhalts gewidmet ist, beschäftigt sich M. in den übrigen Dissertationen mit theologischen Gegenständen, theils mit Fragen der Auslegungskunst und Methode, theils mit Erklärung einzelner neutestamentlicher Aussprüche oder Abschnitte, theils mit apologetischen, dogmatischen und ethischen Fragen; indessen fehlt es auch nicht an Erörterung von Rathschlägen, welche in die praktische Theologie eingreifen. In den zweiten Band ist auch sowohl die Dissertation pro magisterio von 1761, über die Verwandtschaft der Geschichte und Beredsamkeit mit der Poesie, als die Antrittsrede aufgenommen, welche er als außerordentlicher Professor der Philosophie 1768 über die Nothwendigkeit gehalten hat, nicht nur gründliche Wissenschaft, sondern auch Liebe zur Wahrheit zu erzielen. Eine christliche Glaubenslehre hat M. unter dem Titel: „Epitome theologiae christianae", erstmals 1789 herausgegeben; bis 1799 erschienen 4 Auflagen, die letzte (fünfte) 1820; deutsch bearbeitet wurde das Buch von Heynatz 1794, von Schneider 1795, in schwedischer Sprache erschien das Werk auszugsweise 1810, während ein exegetisch-historischer Commentar zur Epitome 1797 von K. A. Hempel lateinisch herausgegeben worden ist. Seine Glaubenslehre entspricht, was keineswegs zu verwundern ist, den heutigen Ansprüchen nicht, weder in Betracht des Standpunktes, den sie einnimmt, noch in Betracht der wissenschaftlichen Verarbeitung und Methode. In letzterer Hinsicht ist Schärfe und systematische Haltung zu vermissen; in ersterer Hinsicht ist es ein durchgreifender Mangel, den M. mit seiner Zeit theilt, daß das Christenthum wesentlich als Lehre aufgefaßt wird, das christliche Leben als Ausdruck der innewohnenden „Lehre" (nicht des innewohnenden Glaubens), Christus als

Lehrer und Führer, nebenbei als Erlöser (Jesus Christus dux idemque servator). Damit hängt zusammen, daß ihm als Frucht des Christenthums sittliche Besserung (nicht Wiedergeburt) und Seelenruhe (tranquillitas, nicht Friede mit Gott und gewisse Hoffnung des ewigen Lebens) gilt, Beweis genug, daß hier das specifisch Christliche schon bedeutend verflacht ist. Als Prediger wurde M. sehr geschätzt. Zwar hatte er eine schwache Brust, aber seine Predigten waren gründlich, bündig und körnig, und da sie mit Herzenswärme vorgetragen wurden, so übten sie eine bedeutende Anziehungskraft. Er selbst gab 1786 eine Sammlung von Predigten heraus; und nach seinem Tode ließ der vorhin genannte Prof. Keil drei Bände seiner nachgelassenen Predigten 1794—97 im Druck erscheinen.

M. war eine Persönlichkeit von harmonisch durchgebildetem Charakter, von edlem sittlichem Gleichgewicht, reinstem Wohlwollen, und bei all seinem gewissenhaften Gelehrtenfleiß, seiner angesehenen akademischen Wirksamkeit und theologischer Auctorität, die er unbestritten besaß, von der lautersten Demuth und Bescheidenheit. Sein Wahlspruch war: Hoffnung! Kein Wunder, daß, als der edle Mann, noch ehe er das 56. Lebensjahr erfüllte, nach kurzem Unwohlsein, am 11. November 1792 sanft und schmerzlos entschlafen war, eine allgemeine Trauer, an welcher Menschen der verschiedensten Stände sich betheiligten, durch Leipzig ging, wie etwas ähnliches seit Gellert's Tod (1769) nie mehr sich ereignet hatte. Am folgenden Morgen (nicht erst drei Tage nach dem Tode, Theol. Real-Encyklopädie 2. Aufl. 1882, X S. 297) hielt Christian Daniel Beck, ord. Prof. der griech. und lat. Litteratur, in seiner regelmäßigen Vorlesung über Geschichte und Kritik des N. T., eine treffliche lateinische Rede zum Ehrengedächtniß von M., die auf vielfaches Verlangen sofort gedruckt wurde. Die Wittwe, Johanna Christiane geb. Siegel, Tochter eines Leipziger Handelsherrn, hat ihn fast 30 Jahre überlebt.

Die sämmtlichen Abhandlungen und Schriften von M., philologischen und theologischen Inhalts sind aufgeführt in Meusel's Lexicon. Noch im Todesjahr gab Voigt „einen Beitrag zur Characterzeichnung des unsterblichen Mannes“ heraus. Im J. 1793 erschien das Schriftchen von Dr. J. G. Ch. Höpfner, außerord. Prof. der Philosophie: über das Leben und die Verdienste des verew. M. Noch ist zu erwähnen Weiße, Musaeum (sic) für sächsische Geschichte, Bd. I, S. 16 ff. G. Lechler.

Mosche: Gabriel Christoph Benjamin M., geboren am 23. März 1723 zu Großen-Ehrich in Schwarzburg-Sondershausen, wo sein Vater Prediger war, besuchte vom Jahre 1736 an das Gymnasium zu Gotha und studirte von 1741 an in Jena Theologie. Auch noch nach Halle zu gehen, ward ihm widerrathen, weil man seiner ungewöhnlichen Größe wegen für ihn besorgt war (Schlichtegroll S. 85)! Im J. 1749 ward er Diakonus an der Predigerkirche zu Erfurt, wo er vom Jahre 1754 an auch exegetische Vorlesungen hielt. Im J. 1759 kam er als Consistorialrath und Superintendent nach Arnstadt. Hier begann er im J. 1770 eine Wochenschrift „Der Bibelfreund“ herauszugeben, durch welche er Laien in ein besseres Verständniß der heiligen Schrift einführen wollte; sie erschien in 6 Theilen bis zum Jahre 1779, und wurde auch ins Holländische übersetzt. Der guten Aufnahme, welche dieses Unternehmen fand, hatte er es zu danken, daß er im J. 1773 als Senior des geistlichen Ministeriums nach Frankfurt a. M. berufen ward; ehe er dorthin ging, promovirte er in Göttingen zum Doctor der Theologie. Er starb am 8. Februar 1791. — M. gehört zu den angesehensten Predigern des vorigen Jahrhunderts; mit einer nicht geringen Gelehrsamkeit verband er einen praktischen Sinn, und wenn er auch vom Rationalismus nicht frei blieb, so vermied er doch das flache Moralisiren. Er hat 1762 zu Arnstadt und 1789 zu Frankfurt ein neues Gesang-

buch und außerdem eine große Reihe von Schriften, größtentheils erbaulichen Inhalts, herausgegeben.

Mosche's Leben, Charakter u. Schriften von Christian Jul. Wilh. Mosche, Frankf. a. M. 1792. — Schlichtegroll, Nekrolog auf das Jahr 1791, I, S. 82 ff. — Meusel IX, S. 281 ff. — Rotermund zum Jöcher IV, Sp. 2163. — Richter, Lexikon der Liederdichter S. 241. — Döring, Kanzelredner, S. 233 f. (Als sein Geburtstag wird mitunter der 23. Mai und als sein Sterbetag der 11. Febr. angegeben; die oben genannten Daten werden aber die richtigen sein.) l. u.

Moscheles: Ignaz M., der bedeutendste Claviervirtuose der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der selbst neben einem Liszt noch siegreich die alte Schule behauptete, ein vortrefflicher Lehrer, zu dem aus allen Welttheilen sich die Schüler drängten und ein unermüdlicher Verfechter der Klassiker, anfänglich gegen die Italiener, später gegen die Wagner-Liszt'sche Periode. M. wurde am 30. Mai 1794 in Prag von jüdischen Eltern geboren. Der Vater war Tuchhändler und ein großer Musikfreund, dessen sehnlichster Wunsch darin bestand, daß sich eines seiner Kinder in der Musik ausbildete. Ignaz' musikalische Anlagen zeigten sich früh, und beim Clavierunterricht der älteren Schwester war er stets ein eifriger Zuhörer, der sein Gefallen und Mißfallen laut kund gab, so daß der alte Lehrer Zadrakha den Vater aufmerksam machte und er an ihm einen fleißigen lernbegierigen Schüler erhielt. Moscheles' Technik entwickelte sich so schnell, daß er dem alten Lehrer über den Kopf wuchs und nach seinem Gefallen sich selbst die Musikstücke auswählte, die natürlich zu seiner Technik in keinem Verhältniß standen; besonders reizten den siebenjährigen Knaben die Bethoven'schen Sonaten, die er sich aus der Leihbibliothek zu verschaffen wußte und die er in seiner knabenhaften Laune jämmerlich zerzauste. Der Vater war verständig genug diesem Unwesen zu steuern und stellte den Sohn dem damals berühmten Dionys Weber in Prag vor, mit dem Wunsche, wenn er die Anlagen des Knaben ausreichend fände, ihn unter seine strenge Zucht zu nehmen. Weber erkannte wol unter dem wuchernden Unkraute das treffliche Talent und nahm ihn als Schüler auf, unter der strengen Bedingung, daß er nur spiele, was er ihm selbst aufgäbe, sonst bräche er den Unterricht sogleich ab. Mozart, Clementi und später Bach waren die einzig erlaubten Meister die er studiren mußte. Sein geliebter Beethoven war verpönt. Weber, ein abgesagter Feind der Beethoven'schen Muse, hat erst in späteren Jahren die Größe Beethovens erkannt, doch stets nur die Werke der ersten Periode gelten lassen; weiter ist er nie gekommen. Die strenge Zucht trug dem Knaben aber die besten Früchte und als er seinen geliebten Vater schon im 14. Jahre (1808) verlor, stand er bereits auf eigenen Füßen, gab unter Weber's Leitung ein Concert, was ihm bereits einige Subsistenzmittel eintrug und erregte durch seine Compositionen Aufsehen. Die Mutter erkannte recht wol, daß ihr Sohn in Prag nicht bleiben könne, wenn sein Flug einen höheren Aufschwung nehmen solle; obgleich sie selbst mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte, setzte sie es doch durch, daß Ignaz nach Wien ging, um sich weiter fortzubilden und sich einen größeren Wirkungskreis zu schaffen. Moscheles' liebenswürdiges und bescheidenes Wesen, sein tüchtiges Können und edles Streben ließen ihn in Wien schnell festen Fuß fassen, und bald hatte er die Freude, der Mutter und den Geschwistern ein sorgenfreies Leben zu bereiten. In Wien nahm er theoretischen Unterricht bei Albrechtsberger, der ihm schon 1808 folgendes Zeugniß ausstellt: „Endesunterschriebener bezeuget hiermit, daß der Ignatz Moscheles durch einige Monate bei mir die Musikalische Satzkunst so gut erlernet habe, daß er im Stande ist (indem er auch auf dem Fortepiano und auf der Orgel meisterlich spielt) sein Brod

mit beiden Künsten überall zu verdienen. Und da er jetzt Willens ist Reysen zu machen, so finde ich's für billig ihn aller Orten besten anzuempfehlen". Nun glaubte M., er sei ein fertiger Mann. Ein Besuch bei dem Kapellmeister Salieri belehrte ihn eines anderen. Salieri war nicht zu Hause und M. sieht auf dem Tische einen Zettel liegen, auf dem in Lapidarschrift geschrieben steht: „Der Schüler Beethoven war da"! Das gab mir zu denken — schreibt M. Ein Beethoven kann noch von einem Salieri lernen? Um wieviel mehr ich. M. wurde sein Schüler und drei Jahre lang sein Adjunct in der Oper; auch erhielt er die Erlaubniß, alle Theater unentgeltlich besuchen zu dürfen. „Es war ein heiteres vielbewegtes Leben in dem lieben Wien", schreibt er selbst über diese Zeit.

Vom Jahre 1814 ab besitzen wir ein Tagebuch von M., 1872 von seiner Frau nebst Briefen herausgegeben (Leipzig 1872, 2 Bde.), welches ein vortrefflicher Führer nicht nur durch Moscheles' eigenes Leben, sondern durch die ganze Zeit bis 1870 ist. Es ist das werthvollste Vermächtniß was er der Welt hinterlassen konnte, werthvoller als manche Selbstbiographie, deren Schreiber nur immer sich selbst beleuchtet. Wien fesselt M. noch einige Jahre; der Umgang mit Meyerbeer wirkt fördernd auf sein empfängliches Talent; begierig macht er das Gute, was ein Jeder ihm bietet, sich zu eigen. So bildet sich sein Ich zu einer originellen Einheit aus, die bald alle Welt in Staunen versetzen soll. Die erste Gelegenheit dazu geht von der Stiftsdame Gräfin Hardegg aus, die alljährlich ein Wohlthätigkeits-Concert arrangirte. Sie läßt Moscheles rufen und fordert ihn auf mitzuwirken. M. zeigt wenig Lust, da er nichts Neues componirt habe — die Zeiten waren damals anders als heute: man verlangte vom Virtuosen damals stets ein neues Stück — doch die Gräfin läßt sich nicht abweisen und es wird endlich beschlossen über den Marsch, welchen das dem Kaiser Alexander von Rußland zugewiesene Regiment spielte, Variationen zu schreiben. Am 29. Januar 1815 beginnt M. die Arbeit und am 5. Februar ist sie beendigt. Es sind dies dieselben Variationen (mit Orchesterbegleitung), von denen es durch viele Jahre hindurch hieß, nur M. könne sie spielen und die in Wien, wie auf späteren Kunstreisen seiner Bravour stets die Krone aufsetzten. Am 8. Februar fand das Concert statt und seine Variationen fanden den ungetheiltesten Beifall. Am 9. Februar gibt er im Vereine mit Hummel ein Concert und er hat die Freude, daß sein Lehrer Salieri sich unter den Zuhörern befindet und mit seinen Leistungen zufrieden ist. Die Großherzogin von Weimar sagt ihm viel Schmeichelhaftes und ladet ihn ein in Weimar zu concertiren. Auch die Lust öffentlich zu phantasiren, theils über eigene, theils über gegebene Themen, regt sich bereits bei ihm und die Erfolge, die er damit erreicht, spornen ihn an, diesem Felde mehr Thätigkeit zuzuwenden. Hummel und M. waren damals die Spitzen der Pianisten und es bildeten sich förmlich zwei Parteien, deren jede ihren Mann auf den Schild hob. Hummel's Anschlag war weicher, man sagte er habe Sammet unter den Fingern, während M. durch eine übersprudelnde Bravour und den jugendlichen Enthusiasmus Alles mit sich fortriß. M. selbst dagegen eifert Hummel in der Composition fleißig nach und ist wenig mit seinen eigenen Leistungen zufrieden. Das Hummel'sche Septett war in seinen Augen die schönste Leistung Hummel's, der er gern nachgeeifert hätte. Zwischen Hummel und M. selbst bestand das schönste Einverständniß, und als Hummel zeitweise Wien verließ, übergab er M. einen talentvollen Schüler zur Weiterbildung. Mit Beethoven trat er in nähere Verbindung, als ihm der ehrenvolle Auftrag wurde, dessen Fidelio im Clavierauszuge zu bearbeiten. Sein bescheidenes und liebenswürdiges Wesen half ihm auch hier, dem menschenscheuen Meister näher zu treten und sich seine Liebe zu erwerben, ein

Geschenk, was M. in kindlicher Verehrung wie ein Heiligthum bewahrte und bis an sein Lebensende durch stetiges Wirken für die Werke des großen Meisters, die sich so schwer Eingang verschafften, bethätigte.

Noch nicht ganz 22 Jahre alt schrieb er sein bedeutendstes Werk, welches sich bis zur Jetztzeit erhalten hat und stets seinen Werth behalten wird: die große Sonate zu 4 Händen in Es-dur, die er 1816 dem Erzherzog-Cardinal Rudolf dedicirte, auch öfter mit ihm spielte. Wien war damals das Eldorado für die Musik. Von der höchsten Aristokratie herab bis zum einfachen Bürger wetteiferte ein Jeder zum Besten der Kunst. Jeder Künstler, der kleinste wie der größte, fand Anerkennung und Verdienst. Die Moscheles'schen Tagebücher geben hierfür das beredteste Zeugniß und sind für die Beurtheilung damaliger Zeitverhältnisse außerordentlich werthvoll. — Als Virtuose stand M. im J. 1816 auf einer damals den Zeitgenossen unerreichbaren Stufe, wie alle erhaltenen Nachrichten bezeugen. Robert Schumann erinnert sich noch in später Zeit seines Spieles und schreibt ihm, als M. Schumann die Sonate opus 121 gewidmet hatte: „Freude und Ehre haben Sie mir bereitet durch die Widmung Ihrer Sonate; sie gilt mir zugleich als eine Ermunterung meines eigenen Strebens, an dem Sie von jeher freundlich Antheil nahmen. Als ich, Ihnen gänzlich unbekannt, vor mehr als dreißig Jahren in Karlsbad mir einen Concertzettel, den Sie berührt hatten, wie eine Reliquie lange Zeit aufbewahrte, wie hätte ich da geträumt von einem so berühmten Meister auf diese Weise geehrt zu werden“. . .

Moscheles' Freunde und Gönner reden ihm eindringlichst zu auf Reisen zu gehen und Concerte zu geben. Im Herbste 1816 verläßt er Wien, mit den besten Empfehlungsschreiben an Höfe, diplomatische und kunstliebende Größen versehen, und wendet sich zuerst nach Leipzig. Dort gibt er zwei Concerte, die seinen Ruf als Componist und noch mehr als Virtuose fest begründen. In Dresden spielt er bei Hofe und so geht es durch alle bedeutenden Städte bis nach Holland. Abwechselnd wieder in Wien, unternimmt er 1820 die zweite größere Reise, die ihn bis Paris und London, seiner späteren zweiten Heimat führt, überall mit Enthusiasmus empfangen und mit reichem Gewinn nur ungern entlassen. 1820 schreibt er in Amsterdam sein so berühmt gewordenes G-moll-Concert, das einst die Reise durch die ganze Welt machte und erst in neuerer Zeit verstummt ist. Die Honorare die ihm von den Verlegern geboten werden, beweisen am besten, welchen Absatz sie mit seinen Compositionen erzielten und wie M. fast 50 Jahre lang das Repertoire der Clavierspieler beherrschte. Auch seine Concert-Einnahmen waren bedeutende zu nennen. So verzeichnet er z. B. in seinem Tagebuche die Einnahmen von zwei Concerten in Copenhagen. Beim ersten Concert belief sich die Totaleinnahme auf 1500 Thlr. und beim zweiten blieben ihm 641 Thlr. reiner Gewinn.

Im J. 1824 besucht er zum ersten Male Berlin und lernt Felix Mendelssohn kennen, eine Bekanntschaft, die sich bis zur innigsten Freundschaft trotz des Altersunterschiedes steigerte. M. schreibt über Mendelssohn: „Er ist eine Erscheinung wie es keine mehr gibt. Trotz seiner Jugend (er war damals erst 15 Jahr alt) ist Felix schon ein reifer Künstler“. Trotz alledem dringt die Mutter Mendelssohn's in M., ihren beiden Kindern — Felix und Fanny — Unterricht zu ertheilen. M. in seiner stets klaren Erkenntniß seiner eigenen Leistungen weicht der Aufforderung aus, denn er sagt sich, du kannst von diesem Gott begnadeten Jüngling weit eher lernen als er von dir. Doch die Mutter, stets das Wohl ihrer Kinder im Auge, läßt nicht ab M. zu bitten. Ihre Zeilen an M. sind für die Stellung, die er sich der Welt gegenüber erworben hatte, zu charakteristisch um nicht mitgetheilt zu werden. Sie schreibt am 18. November 1824: „Haben

Sie auch gütigst unserer Bitte um Lehrstunden gedacht? Sie würden uns höchlich dadurch verbinden, wenn es anders geschehen kann, ohne ihren Plan für den hiesigen Aufenthalt dadurch zu stören. Halten Sie diese wiederholten Anfragen nicht für unbescheiden und schreiben Sie sie lediglich dem Wunsche zu, mein Kind die Anwesenheit des prince des pianistes benutzen zu lassen". Am 22. Nov. schreibt M. in sein Tagebuch: „Heute Nachmittag von 2—3 Uhr gab ich dem Felix Mendelssohn seine erste Lection, verkannte es aber keinen Augenblick, daß ich neben einem Meister, nicht neben einem Schüler saß. Ich bin stolz darauf, daß seine ausgezeichneten Eltern mir nach kurzer Bekanntschaft diesen Sohn anvertrauen und glücklich ihm einige Winke geben zu dürfen, die er mit der ihm eigenen Genialität auffaßt und verarbeitet".

1825 concertirt M. unter großem Zulauf in Hamburg. Unter der Zuhörerschaft befindet sich auch seine künftige Frau, Charlotte Embden. Sie hing wie verzaubert an diesen Wunderfingern; er bemerkte das junge Mädchen nicht, doch wurden sie schon in den nächsten Tagen bekannt, waren am 2. Febr. Bräutigam und Braut, und am 2. März vermählt. Am 7. März setzte er mit ihr die Concerttour, die über Paris nach London ging fort. In diesen sechs Wochen die er in Hamburg verlebte, gab er zwei selbständige Concerte, spielte dreimal im Theater, in der Freimauerloge, zum Besten der Ueberschwemmten der Umgegend, unterstützte verschiedene Künstler in ihren Concerten, dazwischen gab er in Lüneburg und Altona Concerte, verlobte und verheirathete sich und hat wahrscheinlich noch Manches componirt. Diese ans Fabelhafte grenzende Thätigkeit zieht sich durch sein ganzes Leben bis ins hohe Alter hin. Er hatte eine kräftige untersetzte Gestalt, ein ruhiges Temperament und dennoch muß man sein Nervensystem bewundern, das diesen aufregenden Strapazen nie unterlag.

In London richtet er sich nun häuslich ein, gibt jährlich ein selbständiges Concert und wirkt außerdem vielfach in anderen Concerten mit. In der Saison ist er von Schülern umlagert, die sich trotz der 2 Guineen für die Lection (40 Mk.) um ihn reißen, so daß er nicht alle befriedigen kann. Er schafft sich schließlich Pferd und Wagen an und fährt wie die Aerzte von Patient zu Patient. Er sagt einmal mißmuthig, die Finger meiner vornehmen Schülerinnen kann ich wol curiren, doch ihre Ohren nie. Als Componist ist er gezwungen viel Tageswaare zu schreiben, die zwar gut bezahlt wird, doch ihm wenig Vergnügen macht. Immer ist er bemüht sich fortzubilden und als Componist größeres zu leisten, doch die eigene Erkenntniß bewahrt ihn vor Ueberschätzung. Seine Sinfonie und andere größere Werke erkennt er nicht als große Leistungen an und beschränkt sich immer mehr auf sein eigentliches Fach, die Pianoforte-Composition. Schon 1825 entstehen einzelne der so berühmten „Studien für das Pianoforte", die später, als opus 70 bei Kistner in Leipzig erschienen, auch noch heute als klassische Vorbilder zum Studium dienen. Hier bewegt er sich ganz in den ihm von der Natur gesteckten Grenzen und schafft in jeder einzelnen Etüde ein kleines Meisterstück: sie wurden maßgebend für die heranwachsende Generation und trugen seinen Ruf als Componist in alle Welt. Klar in der Form, präcis im Ausdruck, die Motive charakteristisch und prägnant durchgeführt, stets den Zweck einer bestimmten Uebung im Auge, ansprechend in Erfindung wie Durchführung, wurden sie von Allen hochgehalten. Chopin, Liszt, Thalberg spielten sie mit demselben Eifer, als sie von Schülern geübt wurden. Es gibt kein zweites Werk in der Musiklitteratur, was diesen Etüden an die Seite gesetzt werden kann, denn J. B. Cramer's Etüden sind weniger kunstvoll, mehr Uebungen, und die von Chopin, Henselt, Thalberg und Liszt mehr Kunstwerke als Etüden. Nur Moscheles' Studien verbinden in meisterlicher Weise beides mit einander.

In London war er nicht nur der „prince des pianistes", sondern der

Beherrscher des ganzen Musikreiches. Alles ging durch seine Hände, jeder wollte Rath und Hilfe von ihm und sein Haus war der Sammelpunkt nicht nur aller zureisenden berühmten Musiker und Sängerinnen, sondern auch der Vereinigungspunkt aller anderen Künstler. So anstrengend eine londoner Saison ist, so viel Annehmlichkeit bietet die übrige Zeit des Jahres, die in Ruhe, Erholung oder in Reisen und Concerten in anderen Städten oder auf dem Festlande verlebt wird. Kein Jahr vergeht, wo M. nicht den Herbst in stiller Zurückgezogenheit oder bei befreundeten Familien auf dem Lande zubringt, stets freilich in Begleitung eines Flügels und in steter Uebung der ihm lieben und heiligen Kunst. Unermüdlich kann er andere durch seine Kunst erfreuen und die Blasirtheit der Künstler ist ihm völlig fremd. Seine wahrhaft stählerne Natur that freilich das Ihrige und entschuldigt wieder Andere, die zeitweise der Musik ganz entsagen müssen. Es ist ein Genuß in seinen Tagebüchern zu blättern, die Frische seines Geistes zu bewundern und die treffenden Urtheile über andere Künstler zu lesen. Der Winter wurde stets zum Concertiren in den Provinzen oder auf dem Festlande benützt. Trotz des damaligen langsamen Reisens, erstrecken sich seine Ausflüge, meist in Gesellschaft seiner Frau, die er ungern entbehrt, bis Paris, Berlin, Wien, Leipzig und erst im April ist er wieder in London. So spinnt sich sein Leben zwanzig Jahre hin. Manchmal seufzt er zwar unter der Last der Geschäfte und denkt daran, sich nach seinem geliebten Deutschland zurück zu ziehen, doch zum festen Entschluß gelangt er erst, als ihn Mendelssohn an das neugegründete Conservatorium für Musik in Leipzig ziehen möchte und die Direction M. in der ehrenvollsten Weise die Stelle als Professor des Clavierspiels anträgt. Mendelssohn thut das Uebrige, das anstrengende Leben in London, das herannahende Alter, die neue Richtung der modernen Virtuosen wirken auch mit und M. entschließt sich im J. 1846, die brillante londoner Stellung mit dem kleinen Leipzig zu vertauschen. Man könnte wol etwas verwundert fragen, wie sich M. dazu entschließen konnte, doch es wirkten soviel Factoren zusammen, die ihm die Londoner Stellung erschwerten und die Leipziger erleichterten, daß seine Wahl eine sehr weise war. M. hatte das fünfzigste Jahr überschritten, sah sich von den himmelstürmenden jüngeren Virtuosen überholt. Wer konnte mit Thalberg und Liszt concurriren? Als Componist war er bereits zu einem verständigen Abschluß gekommen, es blieb ihm also nur das Lehrfach übrig. London bot ihm keine Garantie, daß er stets so gesucht werden würde als noch zur Zeit. Chorley macht im Athenäum die sehr richtige Bemerkung, als alle anderen Blätter über das Scheiden Moscheles' murren: warum — schreibt er — hat die große Stadt London dem großen Künstler nicht eine Anstellung geboten, die ihn eben so sicher und angenehm fesselt, wie es nun die kleine Bürgerstadt thut? Das hätte all' ihren Klagen über seinen Verlust abhelfen können". Der Hauptanziehungspunkt in Leipzig war aber Mendelssohn selbst. Seit sie sich im Jahre 1824 kennen lernten — der dreißig- und der fünfzehnjährige Künstler — war das Band der innigsten Freundschaft bei Mendelssohn's vielfachen Besuchen in London und wieder Moscheles' Besuchen in Berlin immer enger und fester geschlossen worden. M. sagt manchmal, Felix ist mir wie aus dem Herzen geschnitten, ich möchte ihn Sohn, Freund, Meister nennen, ich möchte in ihm aufgehen, und ein Gleiches schien Mendelssohn zu empfinden. Die Trennung empfanden beide schmerzlich. Die Vereinigung nun unter so günstigen Verhältnissen zu erreichen, warf ein schweres Gewicht in die Wagschale zu Gunsten Leipzigs. Ferner mußte sich M. gestehen, daß bei allen musikalischen Leistungen in London nur die virtuose Seite zur Geltung kam. Jedes gemeinsame Zusammenwirken bei Orchester- und Chorwerken war Stückwerk, da man sich stets nur mit einer einzigen Probe

begnügen mußte, theils der unerschwinglichen Kosten halber, die jedes weiteraussehende Unternehmen im Keime erstickt haben würden, theils wegen der Unmöglichkeit, so große Massen in dem weitläufigen London zum öfteren gemeinsamen Ueben zusammen zu bringen. Selbst die so berühmten philharmonischen Concerte litten unter diesem Uebelstande, und als man im J. 1824 und den folgenden Jahren die 9. Sinfonie Beethoven's aufführte, die ja Beethoven der philharmonischen Gesellschaft dedicirt hatte, fiel sie jämmerlich der geringen Proben halber durch. Erst im J. 1837, als man M. mit der Direction betraute, errang sie sich durch seinen unermüdlichen Fleiß einen durchschlagenden Erfolg, und erhielt sich dann fortdauernd auf dem Repertoire. Leipzigs Musikverhältnisse dagegen boten Genüsse, die M. schmerzlich in London vermißte. Die Gewandhaus-Concerte waren unter Mendelssohns Direction zu einer Vollkommenheit gediehen, die alle Welt in Staunen setzte. Die Chorleistungen waren vorzüglich und Kammermusik ließ sich mit Leichtigkeit jederzeit veranstalten. Leichten Herzens nahm daher M. am 15. September 1846 Abschied von London, nachdem ihm noch der ehrenvolle Auftrag geworden war, im August neben Mendelssohn das Birmingham'sche Musikfest zu dirigiren. In Deutschland kommt ihm Alles jubelnd entgegen und freut sich, den hochverehrten Meister endlich den Engländern entrissen zu haben. In Leipzig selbst wird er in der ehrenvollsten Weise empfangen und man sucht ihm sein Leben in jeder Hinsicht zu verschönen. Auch die englischen Eleven sind ihm nachgereist und studiren unter seiner Leitung nun in Leipzig.

Leider war das Zusammenleben mit Mendelssohn nur von kurzer Dauer, doch sie haben das ihnen zugemessene Jahr reichlich benützt. Als Mendelssohn auf seinem letzten Lager lag und M. bei ihm wachte, schrieb er in sein Tagebuch köstliche Worte der Trauer und Klage um den verlorenen Freund. Sie lassen uns einen tiefen Blick in das herrliche Gemüth Moscheles' thun. „Natur, verlangst Du Deine Rechte? Engel, deren Heimath die himmlischen Sphären sind, wollt Ihr Euren Bruder, den Ihr als Euer eigen betrachtet, den Ihr zu hoch zum Verkehr mit uns gewöhnlichen Sterblichen haltet? Noch besitzen, noch umklammern wir ihn, wir hoffen auf die Gnade Gottes, den noch länger unter uns zu lassen, der uns stets als ein Muster alles Edlen und Schönen geleuchtet hat, der unser Jahrhundert ziert! . . . Kann unser Flehen uns den Menschen, den Mitbruder von Dir erbitten? Welches Werk hast Du in ihm vollbracht? Du hast uns gezeigt, wie hoch sich der Mensch zu Dir erheben, wie er sich Dir zu nähern vermag! Keiner ist Dir näher gekommen als er, für den wir zittern. Laß ihn auch den irdischen Lohn genießen, laß ihn die Liebe seiner Lebensgefährtin, die Entwickelung seiner Kinder, die Bande der Freundschaft, die Verehrung der Welt genießen!" —

Das Leben ging auch über diesen Schmerz mit ehernem Tritt hinweg und M. empfand es als seine doppelte Pflicht, seine Stellung in Mendelssohns Sinne weiter fortzuführen, obgleich seine Frau keinen Grund mehr sah sich an Leipzig zu fesseln. Das großstädtische Londoner Leben mit seinen Festen und großartigem Gepränge schien sie in Leipzig mehr zu vermissen als ihr Mann, dem die behagliche Ruhe sehr wohl that. — Oeffentlich trat M. fortan nicht mehr auf; alljährlich aber wurden Vergnügungsreisen nach allen Gegenden hin unternommen: Reisen nach Venedig, der Schweiz, Paris, London und zu Freunden, wechselten mit einander ab. — Bereits 1847 spricht er sich über sein Spiel im Gegensatz zu den modernen Virtuosen aus: „Ich habe immer einer Schule angehört, die mehr auf Klarheit und Accent als auf lautes Dreinschlagen, mehr auf richtiges Verständniß und gute Wiedergabe, als auf überraschende Effecte hinzielt". Er studirte fleißig die Chopin'schen Werke, stößt sich aber stets an den frappanten Modulationen und klagt, daß ihm solche Stellen nicht in die

Finger wollen. Seinen Beethoven studirt er besonders eifrig und die letzten Sonaten sind ihm wohlbekannte Freunde. Seine Ausgabe der Beethoven'schen Sonaten ist bekannt und geschätzt. Auch in Deutschland steht er stets an der Spitze aller Musikunternehmungen, so bei der Gründung der Bachgesellschaft im J. 1850, doch dringen leider seine Ansichten nicht überall durch und dem praktisch bewährten Manne wird nicht stets ein williges Ohr geliehen. Besonders warm nahm er sich der hinterlassenen Werke Mendelsohn's an, doch auch hier mußte er erleben, daß hinter seinem Rücken Handschriften weggegeben wurden und in unrichtige Hände kamen. Als Componist beschränkte er sich nur noch auf seine Umgebung und schrieb Lieder und kleine Clavierstücke für den und jenen Liebling. Seine Ehe mit der feingebildeten Gattin war eine außerordentlich glückliche. Es entsprossen ihr 2 Söhne und drei Töchter; der älteste starb jung, der jüngere wurde Maler. Von den Töchtern verheiratete sich die älteste, eine vortreffliche Clavierspielerin, in London, die andere nach Jerusalem an einen Gesandtschaftsattaché. Eine Schaar von Enkeln entsproß diesen Ehen und das größte Glück empfand er, sie zeitweise alle um sich zu sehen. Noch im J. 1868 lebt er eine Zeit lang in London bei seinen Kindern, macht 1869 noch die weite Reise nach Belgrad, um seine zweite Tochter zu sehen, stets in rüstiger Gesundheit und geistiger Frische; componirt sogar noch zur 25 jährigen Jubelfeier des Conservatoriums ein achthändiges Stück, doch schon im December 1869 fühlt er seine Kräfte abnehmen und sein Tagebuch zeigt die Notiz „Auflösung ist das Ziel unseres irdischen Lebens" und darunter die musikalische Nutzanwendung, denn ohne seine liebe Musik kein Leben, kein Denken: ein Sätzchen, nur aus Septimenaccorden und deren Auflösung bestehend, mit der Bezeichnung „Tempo ad libitum". Es ist das Aushauchen des menschlichen Lebens sinnbildlich musikalisch dargestellt. Noch einmal scheint es als wenn er sich erholen sollte, doch es war nur das Aufflackern seines regen Geistes und einst kerngesunden Körpers. Am 10. März 1870 entschlief er sanft, den Tod als guten Freund betrachtend, der alles in der Welt ausgleicht, selbst die Disharmonien, die ihm in den letzten Jahrzehnten seines Lebens so oft den Kunstgenuß gestört haben. Seinen Mozart, Clementi und Hummel konnte er nicht vergessen. R. Eitner.

Moscherosch: Hans Michael M. stammte aus einem altadeligen arragonischen Geschlechte (ursprünglich Musenrosh). Sein Urgroßvater war 1520 unter Kaiser Karl V. nach den Niederlanden gezogen und von da mit der Familie seiner Braut nach dem Elsaß übergesiedelt; seinen Großvater bestimmten unglückliche Processe, den Adel abzulegen. Michael M. (1578—1634), der Vater des Dichters, war (protestantischer) Kirchensenior und Amtmann zu Willstädt in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, unweit von Straßburg. Auch seine Frau Veronica Peck, mit der er sich 1600 verheirathete, war aus einer altangesehenen (dänischen) Familie gebürtig, die erst seit wenigen Generationen in Deutschland heimisch und des Adels verlustig gegangen war; ihre Großmutter war die Schwester des von M. („Gesichte", II, 4, Vorrede) hochgerühmten „redlichen deutschen Helden" Sebastian Schärtlin von Burtenbach. Hans Michael, das älteste unter zwölf Kindern, wurde zu Willstädt am 5. März 1601 geboren und von den ob ihrer Rechtschaffenheit allgemein geachteten Eltern „mit höchstem Fleiß" erzogen. In seinem elften Jahre kam er, da sich seine ungewöhnlichen Geistesgaben schnell entwickelten, in die lateinische Schule zu Straßburg. Um das Jahr 1620 bezog er als stud. jur. die dortige Universität, und schon 1622 wurde er daselbst auf Grund einer historischen Dissertation („In C. Suetonii Tranquilli XII Caesares diatribae XV") mit allgemeinem Beifall als der erste unter 24 Mitbewerbern zum Magister promovirt. 1624 wurde er eben da in die Liste der Bewerber um das philosophische Doctorat eingezeichnet. Bald darauf, nachdem er seine Studien vollendet, bereiste er einen großen Theil Frankreichs und der fran-

zösischen Schweiz und hielt sich namentlich in Paris längere Zeit auf. Nach seiner Rückkehr wurden ihm verschiedne Stellen angeboten; er nahm 1626 die eines Hofmeisters bei den Söhnen des Grafen Johann Philipp von Leiningen-Dachsburg an (bis 1628). 1628 vermählte er sich mit Esther Ackermann, der Tochter eines Juweliers aus Frankenthal († 1634). Nachdem er sich 1630 vergeblich mit Samuel Gloner um die Professur der Poesie an der Straßburger Hochschule beworben hatte, ging er als Amtmann des Freiherrn Peter Ernst von Kriechingen und Püttingen nach Kriechingen (östlich von Metz). Tüchtig in seinem Berufe, gesegnet in seinem Hauswesen, verlebte er hier Anfangs glückliche Jahre. Als aber 1635 in den Drangsalen des Krieges Kriechingen an die Franzosen überging und das Land rings umher arg verwüstet wurde, siedelte M. mit den Seinigen nach dem sicherern Straßburg über. Unterwegs verlor er nach einjähriger Ehe am 6. November 1635 auch seine zweite Frau, Maria Barbara geb. Paniel, durch den Tod. Zu Ende 1636 trat er als Rath und Amtmann der Herrschaft Vinstingen an der Saar in die Dienste des Herzogs Ernst Bogislaw zu Croy und Aerschot. Bald darauf verheirathete er sich zum dritten Male, mit Anna Maria Kilburger aus Biedburg, die ihm eine treue Lebens- und Leidensgefährtin bis an seinen Tod war. Besonders während der ersten Jahre ihrer Ehe häufte das Kriegselend allerlei Noth, Gefahren und Plagen auf ihn. Nicht nur brachte ihm sein Amt, in solcher Zeit doppelt mühsam und verantwortlich, lange keinen positiven Ertrag; sondern die Almosenspenden an seine armen Untergebenen zehrten sogar bedenklich an seinem eignen (später jedoch wieder ansehnlich anwachsenden) Vermögen. Seinen und der Seinigen Unterhalt gewann er zunächst durch Ackerbau. Zuletzt jedoch wurde seine Lage so drückend und gefahrvoll, daß er mit seiner Familie 1642 wieder nach Straßburg zog und seine Stelle in Vinstingen durch einen Vicar versehen ließ. Nach einiger Zeit (wahrscheinlich 1643) wurde er zum Staatssecretär und Kriegsrath der Krone Schweden in der kleinen Festung Benfeld bei Straßburg ernannt. 1645 reiste er in öffentlichen Angelegenheiten wieder nach Paris. Die gewissenhafte Sorgfalt, mit der er sein Amt verwaltete, hatte zur Folge, daß ihm nach einigen Jahren der schwedische Feldherr Gustav Horn die Stelle eines Kriegsrathes in seiner Umgebung anbot. Gleichzeitig berief ihn die Reichsstadt Colmar zum Syndicus und Gesandten für die westphälischen Friedensverhandlungen. Beide Anträge lehnte M. ab und nahm dafür das Amt eines Secretärs und Fiscals in Straßburg an (1645 oder 1646). Verdienstlich wirkte er, jetzt wenigstens von den Wechselfällen des Krieges verschont, auf diesem Posten bis 1656, da ihn Graf Friedrich Casimir von Hanau und Zweibrücken zu seinem geheimen Rathe in Hanau und bald darauf zum Präsidenten der Canzlei und der Kammer sowie zum Kriegs- und Kirchenrath ernannte. Widerstrebend nahm M. diese Würden an; als Neid und Intrigue ihn gleichwohl verfolgten, legte er freiwillig seine Aemter nieder, behielt aber das Vertrauen und die Zuneigung seines Herrn in ungemindertem Grade. Durch ihn empfohlen, wurde er von dem Kurfürsten Johann Philipp von Mainz als „Rath von Haus aus“ angenommen und 1664 in der gleichen Eigenschaft von der Landgräfin Hedwig Sophia in Hessen nach Cassel berufen. Daneben übernahm er mit der Zeit noch die Stelle eines Rathes und Oberamtmanns bei Graf Cratzen, desgleichen bei dem Rheingrafen zu Dhaun und Kirburg. Im Begriffe, sich von allen Aemtern zurückzuziehen, starb er am 4. April 1669 zu Worms auf einer Reise von Dhaun (westlich von Kreuznach) nach Frankfurt, wo einer seiner Söhne als Lehrer am Gymnasium wirkte.

Redlich und tüchtig, unermüdlich thätig, bescheiden und mildherzig, aber zugleich freimüthig und unerschrocken, wußte M. sich die Achtung, die Liebe und

das Vertrauen der höheren wie der niederen Stände zu gewinnen. An den verschiednen Höfen, an denen er abwechselnd wirkte, in den gelehrten Kreisen und nicht minder in allen Schichten des einfachen Volkes erwarb ihm sein Thun und Leben zahlreiche Verehrer und Freunde. Außerordentlichen Ruhm aber selbst über Deutschlands Grenzen hinaus errang er sich durch sein litterarisches Wirken.

Viele Jahre hindurch (mindestens bis 1649) versuchte er sich nach der Sitte der Zeit in lateinischen Versen. Da ihm eigentliches dichterisches Talent versagt war und meist auch die Zeit zu größeren poetischen Arbeiten mangelte, war ihm die kurze Form des Epigramms am bequemsten. Von 1630 an veröffentlichte er (später in seinem Auftrage sein Sohn Ernst Bogislaw) sechs centuriae epigrammatum, die mehrere Auflagen erlebten. Er selbst empfahl neben Martial den Engländer John Owen (1560—1622) und den bayrischen Poeten Matthäus Zuber (1570—1623) als nacheiferungswürdige Meister des Epigramms und gestand offen zu, daß er besonders Owen sich zum Vorbild erwählt habe, während er die kecke Sprache („lascive loqui") des römischen Dichters absichtlich vermied und die directe persönliche Satire fast gänzlich ausschloß. Ueberhaupt bekunden die wenigsten seiner Epigramme eine polemische Tendenz; den meisten fehlt der scharfe, verwundende Stachel. Es sind mehr kurze, mitunter witzig pointirte Sinngedichte, didaktisch-moralische Denksprüche, Sentenzen oder bons-mots, freundschaftliche Zuschriften, öfters harmlose Parodien älterer lateinischer Verse und sehr oft Wort- und Gedankenspiele. Wie sehr alles darin künstliche Verstandesarbeit ist, beweisen am besten die Vorschriften über das Epigramm, welche M. im Anhang zur vierten centuria strebsamen Kunstgenossen ertheilte.

In lateinischer Sprache trat er noch etliche Male als Herausgeber fremder Arbeiten hervor. Großentheils lief dabei nebenher die Absicht, Elsässer oder gar specifisch Straßburger Localpatriotismus zu bethätigen. So veröffentlichte er 1648 die von Erasmus 1514 in einem Brief an Wimpheling entworfene „Imago reipublicae Argentinensis" und wenige Wochen darnach, gleichfalls noch 1648 in deutscher, 1649 auch in lateinischer Sprache Jakob Wimphelings vorher nicht gedruckten Beitrag zur vaterländischen Geschichte „Tutschland zu Ehre der Stadt Straßburg und des Rhinstroms" von 1501 („Cis Rhenum Germania"). 1651 folgte Wimphelings „Catalogus episcoporum Argentinensium ad sesquisaeculum desideratus" (von 1508); 1652 Georg Gumpelzhaimers „Gymnasma de exercitiis academicorum" und dessen „Dissertatio de politico".

Aber der sprachenkundige Autor — er verstand außer Latein und Griechisch auch Französisch, Italienisch, Spanisch, Englisch, Holländisch, dazu Rothwelsch und die verschiedensten deutschen Mundarten — beschränkte sich keineswegs auf lateinische Schriftstellerei. Aus dem Französischen des Samuel Bernhard übersetzte er 1645 die „Anleitung zum adeligen Leben" in's Deutsche, aus dem Holländischen 1647 die vor der Politik Frankreichs eifrig warnende „Holländische Sibylle". Gleichfalls 1645 ließ er „Dialogues Gallice Italice, Germanice" erscheinen; 1656 schloß sich daran unter dem Titel „Technologie allemande et françoise, ausgeübtes Wörterbuch" ein deutsch-französisches Vocabular, welches Hans Kaspar Herrmann fortsetzte.

Hoch über allen diesen Arbeiten steht die „Insomnis cura parentum: christliches Vermächtnuß oder schuldige Vorsorg eines treuen Vaters, bei jetzigen hochbetrübtesten, gefährlichsten Zeiten den Seinigen zur letzten Nachricht hinterlassen". M. schrieb das umfangreiche Buch vom 22. bis 29. September 1641 zu Vinstingen unter dem Eindruck der steten Gefahren, denen er sein Leben ausgesetzt wußte, angeregt durch ein englisches Büchlein „Testament, so eine Mutter ihrem unge-

borenen Kind gemacht hat". Aus der außerordentlichen Kürze der Abfassungszeit erklärt sich die einheitliche Geschlossenheit und Abrundung des Werkes, auf welches auch die Essays des „redlichen Franzosen" Montaigne und das vielgelesene Lehrgedicht „Die lauter Wahrheit" des märkischen Pfarrers Bartholomäus Ringwaldt nicht ohne Einfluß blieben. Reich an autobiographischen Nachrichten wie an praktischen Regeln für allerlei Verhältnisse und Zufälle des Lebens, ist das „Christliche Vermächtnuß" hauptsächlich als pädagogisches Lehrbuch bedeutend, das einzige ausführlichere Werk in deutscher Sprache, welches auf diesem Gebiete damals erwuchs. Moscherosch's Vorschläge, auf eignen Erfahrungen und emsigen Studien beruhend, wiesen auf eine Reform des Schulwesens, verbunden mit Schulzwang und materieller wie geistiger Hebung des Lehrerstandes; fast noch größeres Gewicht aber legte er auf die Erziehung in der Familie. Richtig verlangte er consequenten Ernst und zugleich freundliche Milde in der Behandlung der Kinder, die zum Dienste Gottes und des Vaterlands im nationalen Geist und in nationaler Sitte herangebildet werden sollten. Er widmete das Buch dem Professor der Theologie Johann Schmid zu Straßburg (1594—1658), seinem ehemaligen Lehrer. Als es 1643 zuerst herauskam, fand es den reichlich verdienten Beifall und erlebte ziemlich rasch hinter einander vier Auflagen, wurde sogar (von Severin Terckelsen) in's Dänische übersetzt.

Seinen dauernden Ruhm hatte jedoch M. bereits wenige Jahre zuvor durch ein anderes, größeres Werk begründet. Während seines Aufenthaltes zu Vinstingen, wo er Tag für Tag gewahren mußte, wie der lange Krieg das deutsche Volk materiell und sittlich zu Grunde richtete, fühlte er sich gedrängt, seinen Zeitgenossen warnend und mahnend ein getreues Spiegelbild ihres eitlen und lasterhaften Wandels vorzuhalten. So gab er etwa seit 1640 zu Straßburg unter dem Pseudonym Philander von Sittewald (durch Buchstabenumsetzung aus Wilstaedt entstanden) mehrere „Wunderliche und wahrhaftige Gesichte" heraus, „in welchen aller Welt Wesen, aller Menschen Handel mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalts, Heuchelei und Thorheit bekleidet, offentlich auf die Schau geführet, als in einem Spiegel dargestellet und von Männiglichen gesehen werden". Die Publication wurde von den Lesern so günstig aufgenommen, daß schon 1642 f. eine neue (vermehrte und verbesserte) Auflage (13 Gesichte in 2 Theilen) nöthig wurde. Gierig bemächtigten sich der Warnung des Autors zum Trotze die Nachdrucker des Buches: zu Frankfurt, zu Leyden und an andern Orten erschienen unechte Ausgaben desselben, auf sieben und mehr Theile ausgedehnt und von unberechtigter Hand um mehrere Gesichte vermehrt. Energisch verwahrte sich M. gegen diese litterarische Freibeuterei in der neuen Straßburger Ausgabe von 1650, für die er den ersten Theil bedeutend umgearbeitet, dem zweiten ein weiteres Gesicht, „Reformation" betitelt, hinzugefügt hatte. Rechtmäßige Ausgaben erschienen ebenda noch 1665 und 1677 (nur der erste Theil).

Titel und Charakter seines Werkes bildete M. nach einem spanischen Muster, den „Sueños" des Don Francisco Gomez de Quevedo y Villegas (1580—1645), die ihm wahrscheinlich in der französischen Bearbeitung des Sieur de la Geneste (unter dem Titel „Les visions de Don Francesco" etc. Caen 1633) vorlagen. Aber weit entfernt, eine bloße Uebersetzung der fremden Arbeit zu geben, schuf M., wie in einem ähnlichen Falle 65 Jahre zuvor Fischart, im freien Anschluß an sie ein neues deutsches Originalwerk, in welchem er seine eigensten Gedanken und Erfahrungen niederlegte. Ueberall erweiterte er die „Visions" seines Vorgängers, schmückte sie mit neuen Bildern, gelehrten Citaten, Einfällen, Sentenzen, Ideen aus, kleidete die Erzählung umständlicher, hie und da auch kunstvoller ein, indem er sie in die Geschichte seiner Reiseschicksale in Frankreich verflocht. Das ausländische Colorit ersetzte er aller Orten durch echt nationale Farben;

wahrheitsgetreue Schilderung der gleichzeitigen Culturzustände in Deutschland bezweckte er zumeist. Namentlich im zweiten Theil der „Gesichte“ trat diese Absicht augenfällig hervor; hier aber arbeitete M. ganz selbständig, ohne seiner spanisch-französischen Vorlage das Geringste zu entnehmen. Während im ersten Theil die allgemeine Satire vorherrschte, welche die groben und die feinen Laster überhaupt ohne Rücksicht auf Zeit und Ort geißelte und höchstens gewisse Stände (die Juristen, Aerzte, Hofleute, Schergen u. s. f.) mit besonderer Leidenschaft verfolgte, bezog sich im zweiten Theil der Tadel vornehmlich auf die speciellen Verhältnisse des damaligen Deutschland. Hier erst entrollte M. das erschreckende Bild von dem Unglück des dreißigjährigen Krieges, von der Noth der Bürger und Bauern; von der Verkommenheit des Soldatenstandes, von dem scheußlichen Treiben der Maraudeurs, von dem Ueberwuchern ausländischer Sitte und Art im deutschen Volk zum Schaden des nationalen Sinnes, der nationalen Kraft und Tugend.

Persönlich hatte er sich auf seinen Reisen mit Entzücken dem Eindruck hingegeben, den Paris auf ihn machte, „ce monde, cet univers, ce paradis terrestre, où tout vient, où tout va, où tout est“; und Ludwig XIV. pries er in einem Brief an Harsdörffer schon 1645 als einen König „sans pareil en victoires“, der sein Volk die vollendetste Monarchie hoffen lasse, die vor dem jüngsten Gericht auf Erden erstehen werde. Nichts desto weniger warnte er immer und immer wieder in seinen Schriften vor jeglicher Annahme und Nachahmung des welschen Wesens, klagte über die absolute Macht des französischen Königthums und widerrieth seinen Kindern im „christlichen Vermächtnuß“ direct eine Reise nach dem Westen. Selbst daß die lutherische Confession, die er nach redlicher Prüfung als „die gewisseste zur Seligkeit“ erkannte und (doch ohne Intoleranz gegen andere christliche Bekenntnisse) empfahl, in Frankreich geduldet wurde, bestach ihn nicht: er war überzeugt, daß auch diese Glaubensfreiheit nicht um der Religion willen, sondern nur aus politischen, deutschfeindlichen Absichten gewährt wurde.

Persönliche Satire gegen Zeitgenossen vermied M. auch hier gleich seinem spanischen Vorgänger, dem er diese Enthaltsamkeit zu ausdrücklichem Lobe anrechnete. Weniger ängstlich waren beide Männern aus vergangenen Zeiten gegenüber, und wie Quevedo die deutschen Reformatoren, so verwies M. den Herzog von Alba in den Höllenpfuhl. Die Polemik war ihm aber nur ein Mittel neben andern zu seinem Zwecke, den er stets in der moralischen Didaxis erblickte. Diesem Zwecke sollte der ganze Apparat dienen, den er aus dem Leben und aus Büchern, aus Geschichte und Dichtung, aus der volksmäßigen wie aus der gelehrten Litteratur massenhaft herbeischaffte. Polyhistor im Stile der Zeit, citirte und excerpirte er in unablässig rührigem Wechsel Stellen der Bibel und der Kirchenväter oder der Reformatoren, antike und moderne Dichter und Prosaiker aller Arten und in allen europäischen Sprachen, vorzugsweise Historiker und Epigrammatiker (zumeist Owen). Seine Darstellung wurde dadurch, obwol er selbst die Rundheit und Kürze über alles zu lieben behauptete, oft ermüdend breit, und der künstlerisch einheitliche Charakter ging ihr bei der bunten Mischung deutscher und fremder, volksthümlich-derber und akademisch-gelehrter Elemente verloren. Auch die stilistische Form des Werkes litt unter diesen vielsprachigen Citaten. M. suchte dieselben mit der realistischen Tendenz seiner Schilderung zu rechtfertigen und verzichtete auch in den späteren Auflagen nicht auf den fremdartigen und ausländischen Pomp, reinigte jedoch sonst seine Diction möglichst von undeutschen Ausdrücken. Er verfaßte auch ein Büchlein ausdrücklich gegen die Sprachmengerei unter dem Titel „Sprachverderber“ (vielleicht den 1643 anonym erschienenen „Unartigen deutschen Sprachverderber“).

In dieser Hinsicht betheiligte er sich gern an den Bestrebungen der fruchtbringenden Gesellschaft, in die er 1645 unter dem Namen „der Träumende“ zu seinem Entzücken aufgenommen worden war: dankbar erklärte er, hinfort ihrem hochweisen Urtheil vor allem nächst Gott und dem Vaterlande sich und seine Feder untergeben zu wollen, und trat mit hervorragenden Mitgliedern der Gesellschaft in lebhaften persönlichen oder brieflichen Verkehr. Ihre litterarischen Reformversuche aber konnten ihm nach seinem innersten Wesen nur zum geringen Theile zusagen. Wie er in seinen (inhaltlich nüchternen, weitschweifigen und stets lehrhaften) deutschen Gedichten sich im ganzen nach den metrischen Grundsätzen Weckherlins und Zincgrefs richtete und keineswegs sich durchaus den strengeren Principien der Opitzischen Schule beugte, so knüpfte er auch in seinen prosaischen „Strafschriften“ unmittelbar an die volksthümlichen Autoren Oberdeutschlands aus dem 16. Jahrhundert an. Die derbe Satire Sebastian Brants, welche in der gleichen, halb allegorischen Form Laster für Laster durchhechelte, mochte neben dem „Grobianus“, dem plump-ironischen Lehr- und Musterbuch roher Sitten und unhöflicher Gebärden, das älteste Vorbild für die „Gesichte“ Philanders darbieten. Ebenso übte Thomas Murner, selbst von Brant abhängig, auf die Denk- und Vorstellungsweise seines jüngeren Landsmannes einen merklichen Einfluß aus. Manches deutete ferner bei M. im allgemeinen auf Aegidius Albertinus und verwandte ältere Schriftsteller; hingegen waren in seinen Werken nur wenige Anklänge an die Predigten des beständig schematisirenden und symbolisirenden Geiler von Kaisersberg vernehmbar. Auch Fischarts sprachschöpferisches und sprachzerstörendes Walten verführte ihn seltner zur Nachahmung als die andern Elsässer Schüler des gewaltigen Meisters. Aus Aventin, den er gewissermaßen zum Anwalt und Fürsprech des alten deutschen Wesens stempelte, citirte er zahlreiche und ausführliche Stellen; ebenso aus Weckherlin und Zincgref, denen er auch persönlich nahe stand: an den „Apophthegmata“ des letzteren (seit 1628 erschienen) arbeitete er sogar mit. Im Anschluß an einzelne dieser oberdeutschen Autoren, namentlich aber an Wimpheling, verkündigte M. denn auch in den „Gesichten“ das besondere Lob der pfälzisch-elsässischen Heimath, sprach den Bürgern der Stadt Straßburg (Hans Mentelin und erst in zweiter Linie Gutenberg und Fust) gegenüber den Ansprüchen von Franzosen und Niederländern die Erfindung der Buchdruckerkunst zu und vindicirte dem Stuttgarter Weckherlin und dem Straßburger Isaak Habrecht die metrische Reform der deutschen Poesie „lange Zeit vor dem sonst ewig lobwürdigen Herrn Opitzen“. Wahrscheinlich gehörte er auch der aufrichtigen Tannengesellschaft an, welche von Jesaias Rumpler 1633 in Straßburg zur Pflege deutscher Gesinnung und reiner deutscher Sprache gestiftet wurde und unter andern Johann Matthias Schneuber und Weckherlin zu Mitgliedern zählte. Von den norddeutschen Schriftstellern des letzten Jahrhunderts übte Ringwaldt (durch seine „Christliche Warnung des treuen Eckarts“ 1588) den ersichtlichsten Einfluß auf die „Gesichte“ Philanders aus: M. ahmte ihm nie sklavisch nach, erhielt aber sicherlich von ihm nicht nur formell, sondern auch sachlich manche Anregung. Ferner war die deutsch nationale Tendenz der „Gesichte“ und die daraus entspringende heftige Polemik derselben gegen die Nachäfferei der Ausländer, den Flitterprunk der unbeständigen Mode und andere schlimme Neuerungen der Gegenwart bereits durch Johann Sommer (Joh. Olorinus Variscus) aus Zwickau, der jedoch hauptsächlich auf den Satirikern des südwestlichen Deutschlands beruhte, zum kräftigen Ausdruck gelangt: mit seiner „Ethographia mundi“ (seit 1609 in mehreren Theilen wiederholt aufgelegt) stimmte M. in Worten und Meinungen vielfach überein. Aber auch schon vor Sommer hatte Rollenhagen, dem M. sonst wenig verdankte, in seinem „Froschmäuseler“ die Wendung der Satire nach dem politischen Gebiete angebahnt. Entschiedner

war dieser Zug in den Schriften des Italieners Traiano Boccalini ausgeprägt, die seit 1616 auch ins Deutsche übersetzt wurden und in mehreren Auflagen erschienen, im „Politischen Probierstein aus Parnasso“ (gegen die spanische Politik) und in den „Relationes aus Parnasso“, einer allegorisch-symbolischen Darstellung des Regentenideals: beide Werke hatte der deutsche Bearbeiter Quevedos nicht ohne Frucht gelesen. In der Art und Form der Behandlung, in der Allgemeinheit der Satire, in der Einseitigkeit und Maßlosigkeit der Negation den volksthümlichen Autoren des 16. Jahrhunderts verwandt und von ihnen abhängig, in den veränderten, verfeinerten, nicht mehr ausschließlich moralisch-religiösen Tendenzen von ihnen unterschieden, steht M. an der Grenzscheide zweier Zeitalter, als Dichter unbedeutend, wenn auch von den Zeitgenossen meist in diesem Sinne betrachtet und überschätzt, aber von maßgebendem Einfluß auf die nächstfolgende deutsche Erzählungslitteratur und wegen seines persönlichen wie schriftstellerischen Charakters eine culturhistorisch überaus interessante Erscheinung. —

Eine wissenschaftlich genügende Monographie über M. fehlt. Die biographische Hauptquelle ist noch immer Matthias Meigener (Pfarrer in Worms), Ultimum vale Philandrinum, das ist: ewiggrünende Gedächtniß und Ehrensäul, in höchstem Leidwesen aufgerichtet, als . . Moscherosch . . dieses 1669. Jahrs auf den Palmsonntag . . entschlafen, den 6. aber in sein Ruhkämmerlein begleitet worden (Frankfurt a. M. 1669). Dazu lieferte Heinrich Dittmar in seiner Einleitung zu einer (unvollendeten) Ausgabe der „Gesichte“ (Berlin 1830) höchst schätzbare Nachträge (mit Angabe der älteren Litteratur über M.). Die erste (vortreffliche) litterarhistorische Würdigung Philanders verdanken wir Gervinus (Geschichte der deutschen Dichtung, III, 357—370 der 4. Auflage, Leipzig 1853). Kaum Neues bringt A. Tholuck, Lebenszeugen der Lutherischen Kirche aus allen Ständen vor und während der Zeit des dreißigjährigen Krieges, S. 146 ff. (Berlin 1859); bedeutend mehr enthält Ottokar Lorenz und Wilhelm Scherer, Geschichte des Elsasses, II, 72 ff. (Berlin 1871). Sonst vgl. Reinhold Köhler, M. und sein „Sprachverderber“ (in Gosche's Archiv für Litteraturgeschichte, I, 291 ff., Leipzig 1870); Christian Achmed Scholtze, Philander von Sittewald (Programm der städtischen Realschule zu Chemnitz 1877); Erich Schmidt, Gedichte von M. (Zeitschrift für deutsches Alterthum, XXIII, 71—84, Berlin 1879) und „Der Kampf gegen die Mode in der deutschen Litteratur des 17. Jahrhunderts“ (Im neuen Reich 1880, Nr. 39); Max Nickels, M. als Pädagog (Leipzig 1883); endlich Felix Bobertags (dürftige) Einleitung zu seiner (unzulänglichen) Auswahl aus den „Gesichten“ (in Kürschners „Deutscher Nationallitteratur“ Bd. 32, Berlin und Stuttgart 1883). Für Mittheilungen aus den Acten der Straßburger Universität bin ich Herrn Professor Dr. Ernst Martin Dank schuldig.

Franz Muncker.

Mosel: Friedrich Wilhelm von der M., preußischer Generalmajor, 1709 geboren, studirte, reiste, trat 1727 in den Dienst, focht in den schlesischen Kriegen, ward bei Hohenfriedberg verwundet und war 1758 Oberst, als er den Befehl erhielt, einen Transport von 4000 Wagen, darunter 818 mit Artilleriebedarf beladene, welcher Friedrich dem Großen die Mittel zur Fortsetzung der Belagerung von Olmütz bieten sollte, von Neiße zur Armee zu geleiten. Zu diesem Zweck wurdem ihm 8 Bataillone und 3000—4000, in 4 Bataillone gegliederte Reconvalescenten nebst 1100 Mann Cavallerie, im ganzen 11—12 000 Mann unterstellt; Feldmarschall Daun entsandte die Generale Laudon und Siskowics um den Transport abzufangen. Am 28. Juni geschah bei Nieder-Guntersdorf der erste Angriff; er wurde nach heftigem Kampfe zurückgewiesen.

Am 30. wurde er bei Domstadl, einem Städtchen 3 Meilen nordöstlich von Olmütz, erneuert und gelang vollständig, trotz des Eingreifens des vom Könige dem Transport entgegengesandten Zieten. Der größte Theil der Wagen wurde von den Oesterreichern genommen, die Bedeckung meist zersprengt oder zu Gefangenen gemacht. Die Folge davon war, daß der König die Belagerung aufhob. Der König muß ihm eine Schuld an dem Mißlingen der Unternehmung nicht beigemessen haben; als M. aber im folgenden Jahre bei Maxen in Gefangenschaft gerathen war und später um ein Canonicat bat, schrieb er ihm 1765: „das Canonicat hat er bei Maxsen verloren". 1768 nahm er seinen Abschied und starb am 6. Februar 1777 zu Meurs.

Biographisches Lexicon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, 3. Theil, Berlin 1790. — E. v. St., der Feldzug in Mähren, Frankfurt a. M. 1858. Poten.

Mosellanus: Petrus M., eig. Schade, Mosellanus, weil er aus der Moselgegend stammte, geb. in Bruttig (daher auch Protegensis) 1493, † am 19. April 1524 in Leipzig. Er besuchte die Schulen in Beilstein, Luxemburg, Limburg, Trier und bezog, für jene Zeit verhältnißmäßig spät, die Universität Köln (immatriculirt am 2. Jan. 1512), wo besonders Joh. Caesarius und Jak. Sobius seine Lehrer waren. Schon damals lernte er griechisch; den schwereren und griechischen Studien bestimmte er den Vormittag, den leichteren den Nachmittag. (In Erfurt ist er nicht gewesen; dies gegen Böcking, opp. Hutt. VII, 422.) Obgleich ohne Titel, lehrte er ein Jahr in Freiberg und ging nach Leipzig, wo er am 25. April 1515 immatriculirt wurde. Durch den Engländer Richard Crocus (A. D. B. Bd. IV, S. 602) unterstützt, vervollkommnete er sich im Griechischen. Nach Crokus' Weggang, dessen Einladung nach England er ausschlug: me nondum Germaniae meae poenitet (ungedruckter Brief an Lange) erhielt er dessen Professur der griechischen Sprache, „gegen die Angriffe gehässiger Menschen", wurde am 3. Jan. 1520 Magister, in demselben Jahre Mitglied des großen Fürstencollegiums und Baccalaureus der Theologie und bekleidete zweimal 1520 und 1523 das Rectorat. Er trat seine Professur mit der Rede an: „Oratio de variarum linguarum cognitione paranda" (Leipzig 1518, mehrfach gedruckt, noch Jena 1634). Er setzte darin auseinander, daß man sich durch Sprachkenntniß Gott nähern könne, alle Wissenschaften erst durch die Sprachen gründlich betreiben könne z. B. die Theologie durch die Sprachen, in welchen die heiligen Urkunden abgefaßt seien. Gegen M. erschien eine Schrift des Latomus, gegen welche Erasmus die Vertheidigung des Angegriffenen übernahm. Als Rector wurde er von Heinr. Stromer Auerbach mit einem Sermo panegyricus begrüßt und erwiderte denselben mit einer „oratio de concordia, praesertim in scholis publicis litterarum professoribus tuenda" (beide gedruckt Leipz. 1520), in welcher er sehr energisch den Vertretern der einzelnen Facultäten und Wissenschaften ins Gewissen redete. Mosellanus' Lehrthätigkeit war bedeutend. Er lehrte die Grammatik und interpretirte griechische und lateinische Autoren, von denen er aber Catull, Tibull und Martial verwarf. Für seine Schüler entwarf er eine practische und verständige Schrift über die Zeiteintheilung: „Praeceptiuncula de tempore studiis impartiendo" (Leipz. 1521), gab eine tabellarische Zusammenstellung der Eigenthümlichkeiten der lateinischen Sprache: „Tabulae de schematibus et tropis" (zuerst Frankf. 1516, häufig gedruckt) und veröffentlichte, nach dem Vorgange des Erasmus, Dialoge über Studien, Zeitbenutzung und Gegenstände des täglichen Lebens: „Paedologia in puerorum usum conscripta" (Leipz. 1518). Er edirte Manches z. B. den Plutus des Aristophanes und übersetzte viel: Schriften des Basilius, des Gregor v. Nazianz, eine Rede des Isokrates, zwei Dialoge des Lucian u. a., zwei Idyllen Theokrit's; aus seinem Nachlasse wurden

Anmerkungen zu Gellius, Quintilian, Lorenzo Valla herausgegeben. Unter seinen Schülern sind namentlich Christoph v. Carlowitz und Julius v. Pflug zu nennen; von später bekannt gewordenen Gelehrten: Joachim Camerarius, Caspar Cruciger, Valentin Trotzendorf. Aber auch Gegner fand er durch seine Lehrthätigkeit; doch ist die Notiz eines Zeitgenossen (Epist. Zwinglii I, 136): expulsus aliquamdiu a Sophistis wol eine humanistische Uebertreibung. Die Gegnerschaft der „Sophisten“ zog er sich durch seine Stellung zum Reuchlinischen Kampf und zur Reformation zu. An Reuchlin richtete er einen begeisterten Brief 1518, in welchem er sich unbedingt auf seine Seite stellt und selbst seine kabbalistischen Studien bewundert. Auch mit anderen Häuptern des Humanismus: Erasmus, Hutten, Mutian, Pirckheimer stand er in brieflicher Verbindung. Er nahm in der Theologie eine freisinnige Stellung ein, sehnte sich daher aus Leipzig weg nach Wittenberg, konnte aber trotz Spalatins Empfehlung die dortige Professur des Griechischen nicht erhalten. Als Philologe nahm er 1518 an einem Streite zwischen Joh. Sylv. Egranus und Hieron. Dungersheim theil, auf Seite des erstern, indem er die kirchliche Tradition von der dreimaligen Verheirathung der heiligen Anna durch eine einfache sprachliche Erklärung vernichtete. Aber entschieden hat er für Luther nicht Partei genommen: theils war er Erasmianer, theils mußte er in Sachsen, unter dem reformationsfeindlichen Herzog Georg, sich vorsichtig verhalten. In der Prädestinationslehre dachte er wie Erasmus; in einem (ungedruckten) Briefe 1521 warnt er seinen Freund Joh. Lange aufs Dringendste davor, das Ordensgewand abzuwerfen und sich nicht durch solches Verfahren den Vorwurf der Unbeständigkeit und Undankbarkeit zuzuziehn. Sehr merkwürdig ist sein Verhalten in der Leipziger Disputation. Ursprünglich hielt er sie für ein Wortgefecht der Streittheologen, „über welche zehn Demokrite genug zu lachen haben werden“. Später erkannte er ihre Bedeutung. Im Auftrage des Herzogs eröffnete er die Disputation mit einer Rede: „de ratione disputandi praesertim in re theologica“ (Leipz. 1519): der Zweck sei die Wahrheit ans Licht zu bringen, den Frieden zu bewirken; diesem hohen Zweck entsprechend müsse die Art sachlich, ernst, bescheiden sein. Mancherlei in der Rede konnte gegen Eck gedeutet werden und wurde gegen Eck gedeutet, aber auch die strengen Lutheraner waren nicht zufrieden, Joh. Cellarius schrieb gegen ihn und erhielt von Petrus Suavenius, einem Schüler Mosellan's eine Erwiderung. Auch in einem Brief an Pflug (Dec. 1519) über die Leipziger Disputation verfocht er den Satz, es sei am Besten, eine abwartende Stellung einzunehmen. Doch die Thatsache, daß er seitdem mit verdoppeltem Eifer sich der Theologie zuwendet und biblische Vorlesungen hält, der Umstand, daß er immer unzufriedner mit den Leipzigern wird und namentlich in den vertrauten Briefen an Mutian und Lange heftige Aeußerungen über die Wissenschaftsfeinde braucht, endlich die Thatsache, daß Luther und Melanchthon in einem guten persönlichen Verhältniß zu ihm sich befanden, beweisen, daß er den Anhängern der Reformation weit näher stand als ihren Gegnern. Melanchthon war bei seinem Tode zugegen; er schrieb tief betrübt: „Sein Tod ist ein schwerer Verlust für die Wissenschaft, denn seine Gaben waren ganz außerordentlich“.

O. G. Schmidt, Petrus M. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus in Sachsen, Leipz. 1867, woselbst auch die älteren Biographieen angeführt sind, die keinen sonderlichen Werth beanspruchen. Götting. Gel. Anz. 1868, St. 39, S. 1535—1542. Ungedruckte Briefe an Mutian und Lange in der camerarischen Sammlung in München. Ludwig Geiger.

Mosen: Julius M. wurde am 8. Juli 1803 zu Marieney im sächsischen Voigtlande geboren. Seine Eltern waren Johann Gottlob Mosen, der gleich sehr vielen seiner Vorfahren Dorfschullehrer war, und Sophie Magdalena Mosen,

geborene Eniglein. Von seinen Geschwistern, drei Brüdern und zwei Schwestern, war Julius das älteste Kind. Der Vater Mosen's war ein geistig reger, origineller Mann mit einer Bildung, die über die damaligen Anforderungen an den Bildungsgrad eines Schullehrers weit hinausging. Das kam den Kindern sehr zu statten und so wurde der Geist des jungen M. schon früh durch große Vorstellungen genährt und durch die Hinlenkung auf hohe, ideale Ziele in schöner, harmonischer Weise entwickelt. In dem Lehrerhause waren die Verhältnisse recht bescheiden und je älter die Kinder wurden, desto mehr mußten die Eltern sich einschränken, weil namentlich die Söhne durch ihre kostspieliger werdenden Studien viele pecuniäre Opfer beanspruchten. Im J. 1817 verließ M. das Elternhaus und besuchte das Gymnasium zu Plauen, wo er fünf Jahre lang als fleißiger Schüler sich durch eifriges Studium auf die Universität vorbereitete. Nach Absolvirung des Gymnasiums bezog er 1822 die Universität Jena und ergab sich hier dem Rechtsstudium, welches den regen, nach hoher Bildung strebenden Geist des jungen Studenten jedoch allein nicht befriedigte, und so widmete er sich gleichzeitig mit Vorliebe auch philosophischen Studien. In dem Hause des Hofraths Hand, der den armen Studenten bei sich aufgenommen hatte, fand er viele geistige Anregung, und der Unterstützung seines gütigen Gönners ist es auch zu danken, daß M. als Mitglied der damaligen großen Jenenser Burschenschaft sich auch an dem frischen, fröhlichen Studentenleben betheiligen konnte. — In seine Burschenzeit fallen Mosen's erste poetische Leistungen, mit denen er an die Oeffentlichkeit trat und gleich durchschlagenden Erfolg hatte. Ein Festgedicht zur 50jährigen Jubelfeier Karl August's, welches Professor Hand auf eigene Kosten drucken ließ und im Namen des Verfassers dem Jubilar überreichte, fand den hohen Beifall Goethe's, der es als das beste von allen vorliegenden Festgedichten bezeichnete und mit dem ersten Preise krönte. Als Honorar erhielt der Dichter dafür 12 Ducaten, die mit einem Honorar für die Herausgabe von Kosegarten's Dichtungen die nächste Ursache wurden, daß er das Land seiner heißen Sehnsucht: Italien sehen und durch längeren Aufenthalt kennen lernen sollte. Nach dem im J. 1823 erfolgten Tode seines Vaters war nämlich die Fortsetzung von Mosen's juristischen Studien zweifelhaft geworden, und der junge, unternehmende Studio machte, sein erstes Dichter-Honorar in der Tasche, eine Wanderung durch Tirol. Zufällig traf er auf dieser Reise einen lieben Freund, Dr. August Kluge, einen mit irdischen Glücksgütern reich gesegneten Mann, der ihn durch Zureden leicht dazu bestimmte, seine bescheidene Reisekasse mit der seinigen zu vereinigen und mit ihm dem schönen, heißersehnten Ziele: Italien und der Siebenhügelstadt zuzustreben. So wurde M. das große Glück zu theil, den classischen Boden mit seinen großen Kunstschätzen und die Pracht des Südens in einem Alter zu schauen, wo jeder Eindruck mächtig, überwältigend und für das ganze Leben nachwirkend zu sein pflegt. Nachdem der junge Dichter zwei Jahre lang Italien nach allen Richtungen durchzogen und alles Große mit Begeisterung in sich aufgenommen hatte, kehrte er im Herbst 1826 wieder nach Deutschland zurück und setzte mit großem Eifer in Leipzig seine unterbrochenen juristischen Studien fort.

Daß der längere Aufenthalt in Italien von großem Einfluß gewesen ist auf Mosen's ganzes dichterisches Schaffen, ist bekannt. In seinen späteren Dramen „Otto III.“, „Rienzi“, „Die Bräute von Florenz“, sowie in dem Roman „Der Congreß von Verona“ und in den italienischen Novellen spiegeln sich die tiefgehenden Erinnerungen an Italien und die Liebe zu diesem classischen Stück Erde; vor allem aber legte die merkwürdige Volkssage „Il cavaliere Senso“, welche er zufällig dort auffand, die ersten Keime zu dem bedeutenden Epos „Ritter Wahn“ in die junge Dichterseele. „Von allerbedeutendstem Einfluß auf meine Weltanschauung“, sagt M. selbst, „war die Betrachtung des

Schlachtfeldes, wo die alte Götter- und Völkerwelt ihren Todeskampf gegen das siegende Christenthum gerungen hatte, so daß die beiden gewaltigsten Dämonen der Weltgeschichte, der Sensualismus und der Spiritualismus, fast verkörpert vor meine Seele traten, mir später gewissermaßen die beiden epischen Gedichte ‚Ritter Wahn' und ‚Ahasver' in die Feder dictirten und mich lehrten, die Geschichte anzusehen als einen Kampf der Gegensätze, in welchem sich die ringenden Geister läutern und verklären, und so die höchste Aufgabe der Menschen hienieden darstellen und lösen . . ., aus welcher Idee heraus sich später meine Tragödien construirten."

Nachdem der Dichter unter sehr harten Entbehrungen im Jahre 1827 in Leipzig sein juristisches Studium vollendet hatte, bestand er im Frühling 1828 mit großer Auszeichnung sein Examen und machte darauf den Acceß bei dem Advocaten Schweinitz in Markneukirchen, wo er „mit gequälter Seele den juridischen Haarzopf flechten lernte". M. nennt diese Zeit die härteste seines Lebens, denn drei Jahre lang mußte er hier unter dem drückenden bureaukratischen Hochmuth des Stadtschreibers das jus tractiren. Endlich schüttelte er dieses verhaßte Joch ab und wendete sich wieder nach Leipzig, wo er in Johann Ambrosius Barth für sein Epos „Ritter Wahn" einen guten Verleger fand und den Plan für seine Novelle mit Arabesken „Georg Venlot" entwarf. Aus dieser und nächster Zeit stammen auch seine bekannten Lieder „Die letzten Zehn vom vierten Regiment", „Andreas Hofer" und „Der Trompeter an der Katzbach". Dieselben fanden in den Jugendfreunden des Dichters, Franz Otto und August Schuster, ihre glücklichen Componisten und waren in der hochwogenden Zeit der Julirevolution von so mächtig durchschlagender Wirkung, daß sie sofort Eigenthum des Volkes wurden und bis zum heutigen Tage im Munde des Volkes lebendig fortleben.

Im Herbst 1831 siedelte M. nach Kohren, einem Städtchen im Amte Frohburg, über, wo er eine Stellung als Actuar beim dortigen Patrimonialgerichte angenommen hatte. In diesem Jahre erschien auch seine vorstehend erwähnte erste epische Dichtung „Ritter Wahn" und kurz darauf sein „Georg Venlot". Diese beiden waren jedoch nicht die ersten größeren litterarischen Erscheinungen Mosens; schon im J. 1825 war in Jena eine Novelle „Der Gang zum Brunnen" erschienen, des Dichters Erstlingswerk voller Romantik, welches wenig bekannt wurde und bei dem Verfasser selbst später in Vergessenheit gerathen war. Es hat diese Novelle auch keine Aufnahme in die erste Gesammtausgabe von Mosen's Werken gefunden, die zweite bringt daraus „Widmung" und „Frühlingstraum". Sie wurde von des Dichters Sohn, Dr. R. Mosen, auf einem alten Verlagsboden in Jena aufgefunden.

Mit großem Fleiße und außerordentlicher Pflichttreue verwaltete M. in Kohren seine Berufsgeschäfte, die ihn sehr in Anspruch nahmen und ihm eine um so größere Arbeitslast aufbürdeten, als er die Arbeiten seines vorgesetzten Gerichtsdirectors, der dem Trunke ergeben war und später in Wahnsinn endete, zum großen Theil mit übernehmen mußte. Jedoch trotz Actenstaub und überhäufter Berufsarbeit zog die Muse bei ihm ein und die frische Jugendkraft des Dichters schuf hier neben den schönsten lyrischen Liederblüten eine Reihe seiner Novellen und das Schauspiel „Heinrich der Finkler", welches 1836 im Druck erschien. Im J. 1834 war M. endlich in der glücklichen Lage, den Actenstaub Kohrens von sich abzuschütteln und eine Advocatur in Dresden anzunehmen. Hier stand der Dichter mit einem Male in dem ersehnten erweiterten Weltverkehr, in dem Verkehr mit gleichstrebenden Geistesverwandten aus der Künstler- und Schriftstellerwelt. Ludwig Tieck's Haus besuchte er häufig, doch es kam zwischen beiden Dichtern nicht zu einem intimeren Verkehr. Freundschaftlichere Beziehungen entwickelten sich zwischen M. und den jüngeren Vertretern des

geistigen und Künstlerlebens in Dresden, wie Dr. Adolf Peters, Dr. Karl Snell, Echtermeyer, Arnold Ruge, dem Dichter Ernst von Brunnow, dem Buchhändler Gerhard Fleischer, der von Leipzig nach Dresden sich zurückgezogen hatte, dem Orientalisten Hermann Brockhaus, dem Architekten Semper, Professor Karl Förster, den Bildhauern Rietschel und Hähnel und dem Componisten vieler Mosenscher Lieder Baron von Weyrauch. Vor allem aber entstand ein warmes Freundschaftsverhältniß zwischen dem Dichter und dem Historienmaler und Professor an der Dresdener Akademie, Johann Karl Bähr, dem wir das beste Porträt Mosens aus dem Jahre 1838 zu verdanken haben. In treuer Freundschaft hat Bähr in späteren Jahren den kranken, gelähmten Dichter in Oldenburg noch häufig besucht.

In der Nähe des großen Gartens, in dem reizend gelegenen Dorfe Strehlen bewohnte M. eine schöne Sommerwohnung, die bald der Mittelpunkt eines angenehmen und anregenden geistigen Verkehrs wurde und in welcher durchreisende Dichter und Schriftsteller die liebenswürdigste Gastfreundschaft fanden. Bedeutende Dichternamen wie Uhland, Geibel, Hoffmann von Fallersleben, Gutzkow, Prutz, Meißner, Herwegh hat dieses anmuthige Dichterheim als Gäste zu verzeichnen. In diese Dresdener Periode fällt das reichste dichterische Schaffen Mosen's. Es entstanden in den wenigen Jahren derselben das zweite Epos, „Ahasver“, ein gleichwerthes Seitenstück zum „Ritter Wahn“, die bekannten Novellen „Die blaue Blume“ und „Das Heimweh“, welche zuerst in dem Taschenbuch „Urania“ erschienen, der geschichtliche Roman „Der Congreß von Verona“, die geschichtlichen Trauerspiele „Otto III.“, „Die Bräute von Florenz“, „Wendelin und Helene“, „Der Sohn des Fürsten“ und „Herzog Bernhard von Weimar“ und endlich ein stattlicher Band „Gedichte“, der 1836 im Druck erschien.

Mosen's Dichtername wurde nicht allein beim Volke durch seine weit verbreiteten und vielgesungenen Lieder bekannt und populär, die Aufmerksamkeit und das lebhafte Interesse der ganzen gebildeten Welt und deren hervorragendsten, besten Vertreter wandte sich dem in Zurückgezogenheit lebenden Dichter zu, und die Universität Jena ehrte sein reines Kunststreben und seine großen Verdienste um die Litteratur, namentlich das Theater, durch Verleihung der Doctorwürde honoris causa im J. 1840. Mosen's ganzes dichterisches Streben wendete sich jetzt der deutschen Bühne zu; die Geschicke des deutschen Theaters berührten den Dichter so sehr, daß er fortan die ganze Vollkraft seines Schaffens auf das Drama concentrirte und den Interessen unserer Bühne stets die wärmste Theilnahme widmete.

Die materiellen Verhältnisse des Dichters, der seinen Berufsgeschäften als Advocat auch mit großer Gewissenhaftigkeit nachging und sich einer guten Praxis erfreute, hatten sich inzwischen recht günstig gestaltet. Im Hause des Hofraths Kreyßig hatte er die Tochter des 1825 verstorbenen Landgerichtsdirectors Jungwirth in Wittenberg, die nach dem Tode des Vaters in der engbefreundeten Kreyßigschen Familie als Pflegetochter eine zweite Heimath gefunden hatte, näher kennen und lieben gelernt und sich 1840 mit Minna Jungwirth verlobt. Der Verlobung folgte am 4. Januar 1841 die Hochzeit. — Mosen's Gattin ist mit dem Dichterleben so eng und innig verbunden, daß sie bei Schilderung desselben unmöglich davon getrennt werden kann, „sie hat sich ein heiliges Recht erworben, mit ihres Mannes Namen der Litteratur einverleibt zu werden“. In inniger Liebe ihrem Gatten zugethan, war sie bei seiner, vielseitiger Bildung das Ideal einer echten deutschen Hausfrau, die belebende Seele des anmuthigen Dichterheims, die an dem reichen Schaffen ihres Gatten den lebhaftesten Antheil nahm und in demselben ihren größten Stolz fand. Wie jäh traf sie der harte

Schicksalsschlag, der nach wenigen glücklichen Jahren der Ehe den Dichter auf das Schmerzenslager warf und allmählich lähmte! Zweiundzwanzig lange Leidensjahre hat Minna Mosen als echte deutsche Frau mit zärtlichster Liebe den Gatten gepflegt; zeitweilig selbst sehr leidend, kannte sie keine Schonung, sondern mit seltener Aufopferung saß sie stets wie ein schützender Engel an dem Krankenlager, jedem Wunsche, jedem Gedanken des Leidenden lauschend, und widmete sich, ohne ihre schwere Pflicht als Mutter: die Erziehung ihrer beiden Söhne, zu vernachlässigen, mit ganzer, liebender Seele ihrem heiligen Opferdienst. So war sie Dolmetsch aller schönen poetischen Gaben, welche während der Leidenszeit auf dem Schmerzenslager in Oldenburg gelegentlich noch häufig emporblühten.

Die Tragödie „Der Sohn des Fürsten" sollte Mosen's Lieblingswunsch, seine ganze, volle Kraft dem Drama und dem deutschen Theater zu widmen, in Erfüllung bringen. Der kunstsinnige und kunstfördernde Großherzog Paul Friedrich August von Oldenburg war durch den Intendanten, Freiherrn von Gall, und Professor Adolf Stahr, damals Conrector am Oldenburgischen Gymnasium, auf Mosen's Tragödie aufmerksam gemacht worden und war nach Kenntnißnahme derselben so voller Anerkennung für den Dichter, daß er ihn zur Aufführung seines „Herzog Bernhard von Weimar" nach Oldenburg einladen ließ und bei dieser Gelegenheit als Dramaturg des Hoftheaters mit dem Titel Hofrath engagierte. Im Mai 1844 zog M. mit seiner Familie, der das Scheiden aus den liebgewordenen Dresdener Verhältnissen natürlich recht schwer wurde, nach Oldenburg und hinterließ dem dortigen Freundeskreise gewissermaßen als Scheidegruß noch sein neuestes Werk „Die Dresdener Gemälde-Gallerie". Jetzt war das Ziel seiner höchsten Wünsche erreicht; ein neues Wirken, eine schöpferische Thätigkeit begann mit dem Feuereifer, mit der rastlosen, vollen Kraft des Schaffens, wie sie M. eigen waren. Eine deutsche Musterbühne war das Ideal des jungen Dramaturgen, das er, unterstützt von einem kunstfördernden Fürsten, einem kunstsinnigen Publicum und einem Künstler-Ensemble, welches Talent und Verständniß ihm entgegenbrachte, mit Begeisterung und großem Erfolg erstrebte. Gleichzeitig mit Mosen hatte Immermann in Düsseldorf die Musterbühne geschaffen, jedoch mit ganz anderen Mitteln. Was Immermann durch rücksichtslose Strenge, durch Zwang und Dressur Außerordentliches leistete, erreichte M. durch Liebe und Begeisterung, die er bei den Darstellern geschickt zu wecken verstand. Classische Dramen und moderne Dramen höheren Stiles waren es, die der Dichter mit Vorliebe auf das Repertoire brachte; namentlich den Aufführungen Shakespeare'scher Stücke wandte er seine ganze Kraft zu. Die Aufführung des ersten Theils von Goethe's Faust (1845) war eine mustergültige. Auch fünf von seinen eigenen Dramen brachte er nach und nach zur Aufführung. Sehr günstig für das künstlerische Streben des Dramaturgen wirkte damals sein Freund Adolf Stahr durch seine vortreffliche „Theaterschau", durch welche er Sinn und Verständniß für die Bühne beim Publicum weckte und bei den darstellenden Künstlern höchst anregend und belehrend wirkte.

Leider sollte M. das schöne Glück, das er in seinem neuen, langersehnten Wirkungskreise fand, nur kurze Zeit zu Theil werden. Eine Erkältung, die er sich zugezogen, sollte schon im J. 1845 der Anfang jener schmerzvollen, lähmenden Krankheit werden, welche den Dichter in der ganzen Vollkraft seiner schöpferischen Thätigkeit bei gesundem Herzen und klarem Geiste unbarmherzig packte und die langsam, aber unerbittlich in hartem Kampfe ihn bezwang. „Don Johann von Oesterreich", sein neuestes Drama, welches am 27. März 1845 mit großem Beifall in Oldenburg aufgeführt wurde, sollte das letzte sein, welches der Dichter für die Bühne vollendete. Sein Novellenbuch „Die Bilder im Moose" erschien 1846. — Eine Reihe von Bädern und Heilanstalten, durch welche die liebevolle,

aufopfernde Gattin und Pflegerin ihn meist begleitete, mußte M. auf Anrathen der Aerzte besuchen — leider ohne Erfolg. Wir sehen ihn auf Helgoland, im schwäbischen Wildbad, dann in der Kaltwasserheilanstalt zu Lehsen in Mecklenburg, später in der Schreber'schen Anstalt für Heilgymnastik in Leipzig und endlich zu Gastein vergebens Besserung und Heilung suchen. Nach dem ersten Besuche von Gastein schien es, als wenn eine Besserung eingetreten wäre, denn M. fühlte sich gestärkter, kräftiger und geistig sehr angeregt, aber nach dem zweiten Besuche wurde jede Hoffnung auf ein Besserwerden zerstört und die angefangenen „Erinnerungen“, sowie die im Entwurf fertigen Dramen „Chriemhild“ und „Cromwell“ mußten leider unvollendet bleiben.

Es kam nun die schreckliche Zeit des qualvollen Leidens, in der die fortschreitende Lähmung den Körper immer mehr ergriff und den Kranken an das Lager fesselte. Das Leiden war zu fürchterlich, als daß die Feder es beschreiben könnte. Mit unerbittlicher Grausamkeit lähmte es allmählich auch die inneren Organe, Gaumen und Zunge wurden davon ergriffen, so daß die Ernährung mit großen Schwierigkeiten verbunden war und die Sprache fast ganz verloren ging. Nur durch leises Flüstern konnte sich der Kranke noch verständlich machen und mit aufopfernder Liebenswürdigkeit lauschte ihm seine treue Pflegerin jedes Wort vom Munde ab. In erregten Momenten kam es allerdings häufiger vor, daß M. bei großer Gemüthsbewegung plötzlich seine volltönende Sprache wiedergewann und laut einige Worte oder Verse sprach, die ihm der Augenblick eingegeben hatte. So erinnert sich Schreiber dieses, der das Glück hatte, in dem Dichterhause freundschaftlich zu verkehren, mancher denkwürdigen Stunde, der wir schöne poetische Blüten zu danken haben. Wie Lichtstrahlen aus der dunklen Leidensnacht können wir hier verzeichnen 1858 den Festgruß zum Jubiläum nach Jena, 1859 den Festgruß zum großen Schillerfeste, 1862 zur Säcularfeier von Fichte's Geburtstag, seine Verse zu Arndt's und Uhland's Gedächtniß, 1863 sein Turnerlied, 1865 sein Festgruß zum Jenenser Burschenschaftsjubiläum, seine extemporirten Sprüche bei Empfang des Freiligrath'schen Gedichtes an ihn und bei Empfang des auf Anregung des Lahrer „Hinkenden Boten“ ihm vom deutschen Volke gestifteten Ehrenbechers, sowie eine Anzahl kleinerer Gedichte. — Die ältere Schwester von Minna Mosen, Lilly Jungwirth, stand letzterer treu zur Seite und unterstützte die mit der schweren Krankenpflege unausgesetzt Beschäftigte durch Führung des Haushaltes, dem sie mit unablässiger Sorgfalt vorstand.

Den Lebensabend des schwergeprüften Dichters, dessen sehnlicher Wunsch es war, seine Geisteskinder vor seinem Ende noch unter Dach und Fach gebracht zu sehen, sollte das Zustandekommen der Gesammtausgabe seiner Werke noch erheitern. Fern von aller buchhändlerischen Speculation, ohne Wissen und Mitwirkung des leidenden Dichters, entwickelte sich das Unternehmen der Nationalsubscription auf Mosen's Werke ganz aus dem Volke heraus, ins Leben gerufen von Deutschlands frischer, kräftiger Jugend, den Turnern, die durch diese Ende 1862 eröffnete Subscription mit bestem Erfolg den Grund zu der Gesammt-Ausgabe legte. Das Unternehmen fand Anklang und Unterstützung bei allen Koryphäen der deutschen Litteratur, die einmüthig in der Presse dafür eintraten, sodaß es schon bald als gesichert angesehen werden konnte und Schreiber dieses in der Lage war, am Weihnachtsabend 1862 dem nichtsahnenden Dichter als Festgabe die Subscriptionslisten mit fast 3000 Subscribenten zu überreichen. —

Die Herausgabe der Werke, welche der damals in Jena Philologie studierende Sohn Mosen's, Reinhard, jetzt Bibliothekar der Oldenburger Landesbibliothek, besorgte, brachte dem gequälten Dulder herzerquickende, frohe Tage

und Stunden. Der gelähmte Körper schien sich oft neu zu beleben, die Sprache wurde in Augenblicken der Erregung volltönend und manches Kraft- und Scherzwort, manche humorvolle Aeußerung warf er von seinem Lager aus in die belebte Unterhaltung. Am Johannistage 1863 trat Schreiber dieses in Mosen's Zimmer; er brachte ihm den Prospectus zu der Gesammtausgabe seiner Werke. Der Dichter ruhte in der Sophaecke des Wohnzimmers, wohin er sich täglich tragen ließ, wenn ihn sein schweres Leiden nicht an das Bett gefesselt hielt, und wo er im Kreise der Seinen ein paar Stunden zuzubringen pflegte. Ich las meine Arbeit vor: M. saß regungslos da und äußerte sich in keiner Weise über das Gehörte. Bald darauf entfernte ich mich in das Nebenzimmer, wo ich im Kreise der Familie den Abend zubrachte. Es war schon spät geworden, da wurde uns ein Gedicht gebracht, das eben auf der Leidensstätte des Dichters, den wir längst schlummernd wähnten, emporgeblüht war und das er unter unsäglicher Anstrengung mit gelähmter Zunge flüsternd dictirt hatte:

St. Johannistag.

Am Johannistag
Tanzt die Sonn' im Purpurschein
Mitten in die Welt hinein;
Ueber Meer und Länder
Flattern goldne Bänder,
Und Gott selber rufet laut:
„An mein Herz, du schöne Braut!"

Am Johannistag,
Wenn im Blumenduft
Zittert heiß die Luft,
Wenn die Rosen blühen,
Alle Sinne glühen,
Unter Nachtigallenschlag
Ich wohl selig sterben mag.

Die ganze sonnige Blüthenfülle des Johannistages schien ausgegossen über die Schmerzensstätte, der heiterste Junihimmel blaute über dem Krankenlager und es war heller, lichter Sonnenschein und Nachtigallenschlag in dem Herzen des Dichters. Als wir alle mit Entzücken diese Verse vernommen, ließ M. die kurze Frage an mich richten, ob das eben Gehörte kein Gedicht sei? Beschämt verstand ich diese Frage und fühlte mich einer großen Unterlassungssünde schuldig, denn ich hatte Mosen's dichterischer Thätigkeit während seiner langen Leidensjahre in dem Prospecte mit keinem Worte gedacht. Ich ergänzte später den Prospectus durch folgenden Zusatz: „Wirft man einen Blick auf Mosen's dichterische Thätigkeit während seiner Leidensjahre, so muß man staunen, wie die gelähmte Hand des Dichters trotz seiner unsäglichen Qualen noch die schönsten, edelsten Perlen in den Kranz deutscher Lyrik geflochten. Mit tief schmerzlicher Wehmuth erinnert man sich dabei seiner Worte: ‚Wage Keiner sich von der mütterlichen Brust des gemeinen, engbeschränkten Lebens loszureißen, wenn er nicht die Kraft fühlt, mit göttlicher Ruhe zu allem Erdenglück sagen zu können: ich bedarf dich nicht! und zu den grimmigsten Seelenleiden der Menschheit: kommt herab auf mich, ich fürchte euch nicht! denn die Wahrheit heischt ein gewaltiges Herz und einen klaren, kräftigen Geist!' — Nur sein ‚gewaltiges Herz' und sein ‚klarer, kräftiger Geist', welche so wunderbar ergreifend durch seine letzten Lieder klingen, vermochten es, die schweren Prüfungen zu tragen, die die Vorsehung über ihn verhängt, und dabei sich noch zu so frisch duftenden, echt poetischen Blüthen aufzuschließen, so daß man wähnt, vor einem Zauberschloß zu stehen, welches sich die Hand des Dichters aus den Edelsteinen des Geistes aufgebaut, um seine ‚grimmigen Leiden' den Augen der Welt zu entziehen."

In dieser Zeit der Gesammtausgabe seiner Werke wurde dem schwergeprüften Dichter noch manche Freude zu Theil. Ein lebhafter brieflicher Verkehr mit Schillers Tochter, Freifrau von Gleichen-Rußwurm, den Minna Mosen vermittelte, sowie herzliche Briefe von Fritz Reuter, der ihm seine Dichtung „Kein Hüsung“ schickte, erfreuten den Kranken sehr. Die namhaftesten und besten Vertreter des Deutschthums in Nordamerika sandten ihm ein Photographie-Album mit ihren Porträts als ein Zeichen ihrer Verehrung; in der Oldenburgischen Hafenstadt Brake an der Weser lief ein stolzes Seeschiff von Stapel, welches zu Ehren des Dichters den Namen ‚Julius Mosen‘ erhielt, und die bekannte Tiroler Sängergesellschaft Holaus pflegte stets, wenn sie in Oldenburg concertirte, an das Krankenlager des Dichters zu treten, um ihn durch den Vortrag seines ‚Andreas Hofer‘ zu erfreuen. Zu den vielen Lichtblicken, welche die dunkle Leidensnacht in den letzten Jahren der Krankheit erhellten, gehörte vor allem die Neugestaltung Deutschlands, die ersten Schritte zu der langersehnten und erstrebten Einheit nach den Feldzügen von 1864 und 1866, welche M. wie eine hellaufsteigende Morgenröthe mit freudigem Herzen begrüßte. Seinen ältesten Sohn Erich, welcher Jura studirt hatte, sah er darum auch mit Freude als Freiwilligen ins Feld ziehen und 1866 an den Waffenthaten der Oldenburger im Mainfeldzuge theilnehmen. Als Lieutenant kehrte er aus dem Feldzug zurück. Die große Zeit von 1870 sollte M. nicht mehr erleben. Auch gegen Frankreich zog sein Sohn Erich als Freiwilliger wieder mit ins Feld und fand leider allzufrüh dort den Heldentod in der Schlacht von Mars-la-Tour.

Bei Gelegenheit der National-Subscription auf Mosen's Werke wurde oft die irrige Auffassung laut, daß dieselbe unternommen sei, um den kranken Dichter vor materieller Noth zu schützen. Diese Auffassung muß berichtigt werden, denn neben den geordneten Vermögensverhältnissen Mosen's waren es vor allem die Municifenz des Großherzogs Nicolaus Friedrich Peter von Oldenburg, welcher ihm den Jahresgehalt bis zu dessen Tode unverkürzt zahlen ließ, und eine Pension der Schillerstiftung, die die großen pecuniären Opfer, welche das lange Leiden erforderte, deckten. — Zum Schluß muß noch eines kleinen Kreises treuer Freunde gedacht werden, der die trüben Leidensstunden des Dichters durch anregendes Gespräch und Vorlesen der neuen interessanten Tageserscheinungen zu erheitern pflegte. Er war auf Anregung eines der vertrautesten Freunde Mosen's, des Generals Mosle (s. u. S. 401), im J. 1852 zusammengetreten und versammelte sich jeden Donnerstag Abend an dem Krankenlager des Dichters bis zu dessen Tode. Es waren General Mosle, Geheimer Hofrath Dr. Günther, Präsident von Beaulieu-Marconnay, Professor Dr. Laun, Geheimer Rath Jachmann und Präsident Meyer. Wenn der gelähmte Dichter auch noch so muthig gegen sein grimmiges Leiden ankämpfte, endlich mußte seine Widerstandskraft dem grausamen Feinde erliegen. Am 10. October 1867 starb M., umgeben von den Seinen und dem treuen Hausarzte, Hofrath Kindt. Dreizehn Jahre später, am 22. März 1880, folgte ihm auch seine treue Gattin Minna, die nach langen, schweren Leiden durch einen sanften Tod endlich Erlösung gefunden hatte. Sie fand neben ihrem geliebten, unvergeßlichen Gatten auf dem Friedhofe zu Oldenburg ihre letzte Ruhestätte. Zwei Fichten aus der voigtländischen Heimath des Dichters rauschen über dem gemeinsamen Grabe.

M. hat sich fast in allen Zweigen der Dichtung versucht und überall schöne Erfolge erzielt. Eine männlich-edle, künstlerische Haltung, klares, gemessenes Streben ohne pikantes Blendwerk, das um den Beifall der Menge buhlt, zeichnen seine Dichtungen aus. Sowohl in seinen Liedern als auch in seinen dramatischen Dichtungen tritt uns unwillkürlich eine Verwandtschaft mit

Uhland entgegen, den M. als Freund sehr liebte und verehrte. Bei beiden Dichtern hatte das Vaterlandsgefühl die tiefsten Wurzeln geschlagen und die schönsten poetischen Blüthen gezeitigt. Mosen's Lieder sind alle sehr musikalisch empfunden, dabei von wunderbar anmuthender Schönheit und Tiefe des Gefühls, die Symbolik in seinen Bildern ist überall treffend, anschaulich und natürlich. Seine Novellen, in welche der Dichter häufig die Märchenwelt hineingezogen, sind fein psychologisch abgerundete Kunstwerke und muthen uns durch ihre Naturfrische lieblich an, wie ein liebenswürdiges Idyll. Von großer Bedeutung sind die beiden Epen „Ritter Wahn" und „Ahasver"; er ringt hier mit den tiefsten Problemen. Ritter Wahn ist der Held, der dem Tode um jeden Preis entfliehen will, ja den im Himmel selbst noch Sehnsucht nach der Erde ergreift, während Ahasver vergebens den Tod sucht. Gewaltige Tiefe des Gedankens, riesige Kraft des forschenden, grübelnden Geistes und großartige Schilderung zeichnen beide Dichtungen aus. Beide von gewaltiger Anlage, suchen in mächtig fortreißender Handlung vergebens die dunklen Räthsel des Menschendaseins zu lösen. — Aus dem Geistesringen der gährenden Zeit vor 1848 wurde der historisch-politische Roman „Der Congreß von Verona" geboren. Mit scharfen, treffenden Zügen schildert M. darin das Parteitreiben und das beliebte Bestreben, der unabläßig fortschreitenden Zeit fesselnde Zügel anzulegen und sie zurückzuhalten. Unverkennbar gezeichnet tritt die Gestalt von Gentz in scharfen Konturen aus dem Roman hervor. — Als Dramatiker können wir M. am besten beurtheilen, wenn wir sehen, wie er selbst sich Wege und Ziel vorzeichnet: „die Geschichte anzusehen als einen Kampf der Gegensätze, in welchem sich die ringenden Geister läutern und verklären, und so die höchste Aufgabe der Menschen hienieden darstellen und lösen" . . . oder „die Geschichte zu freiem Bewußtsein zu vermitteln und sie auf ähnliche Art in ihr Ideal zu erhöhen, wie es die Alten mit der Natur gethan". Fern von aller Tendenzmacherei, ohne durch die so oft beliebten Schlagwörter sich um die Gunst der großen Masse zu bewerben, faßte M. seine hohe Aufgabe mit edlem Ernst auf: historische Treue, eine weltgeschichtliche, befreiende Idee, ein stolzes, kühnes Pathos zeichnen seine Dramen aus und so werden dieselben stets von großer poetischer und sittlicher Bedeutung bleiben. Nicht auf den schnell verrauschenden Beifall der Menge waren seine Bestrebungen gerichtet, sie waren ernster, edelster Natur und gingen auf das höchste Ziel, welches zu erreichen ihm das grausame Schicksal, das seinen Körper in der Vollkraft des Schaffens lähmte, leider versagte. — Den Band Mosenscher Gedichte wird man stets zu den besten Erzeugnissen der deutschen Lyrik rechnen. Mit frischer männlicher Kraft und gesunder Lebensanschauung klingen die Verse aus innerstem Herzensgrunde nicht träumerisch, sondern lebendig, echt deutsch, gedankenreich, innig und wahr heraus. Mit Recht rühmt Mundt ihnen nach, daß sich in ihnen „Gedankenfülle mit der höchsten dichterischen Kraft vereinigt". Wie klar M. seine Aufgabe als Volksdichter selbst erkannt hat, sehen wir aus seinem Denkspruch:

„Der Dichter wurzle tief in seinem Volke
Und steig' empor frisch wie ein Tannenbaum,
Mag dann er brausen mit der Wetterwolke
Und auch sich wiegen in des Lenzes Traum;
Denn mit dem Weltgeist eins in jeder Regung,
Fühlt er des Daseins leiseste Bewegung."

Mosen's sämmtliche Werke erschienen in einer neuen vermehrten Auflage 1880 bei Wilhelm Friedrich in Leipzig, herausgegeben von seinem Sohne, Bibliothekar Dr. Reinhard Mosen, mit einer Biographie von demselben. Der Inhalt folgt nachstehend: I. Band. Erinnerungen. — Aus dem Erstlingswerk: „Der Gang zum Brunnen": Widmung und Frühlingstraum. — Ritter

Wahn. — Georg Venlot. Eine Novelle mit Arabesken. — II. Band. Heinrich der Finkler. — Ahasver. — Ueber die Tragödie. — Kaiser Otto III. — III. Band. Cola Rienzi. — Wendelin und Helene. — Die Bräute von Florenz. — Johann von Oesterreich. — Herzog Bernhard. — Der Sohn des Fürsten. — Cromwell, dramat. Fragment. — IV. Band. Der Congreß von Verona. — V. Band. Studien zur Kunst der Malerei. — Bilder im Moose. — VI. Band. Ueber Goethes Faust. Eine dramaturgische Abhandlung. — Das neuere deutsche Drama und die deutschen Theaterzustände. — Gedichte. — Biographie. A. Schwartz.

Mosengeil: Friedrich M. wurde am 26. März 1773 zu Schönau im Herzogthum Gotha als einziger Sohn des dortigen Pfarrers M. geboren. Er studirte in Jena Theologie und wirkte dann eine Zeit lang als Lehrer an der bekannten von H. Cotta in Zillbach bei Wasungen gegründeten Forstschule, bis er dem Wunsche seines Vaters gemäß, welcher inzwischen Pfarrer und Adjunct in Frauenbreitungen bei Salzungen geworden war, diesem als Substitut an die Seite trat. Im J. 1805 aber berief ihn die Herzogin Louise Eleonore, Wittwe des am 24. December 1803 verstorbenen Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen als Erzieher ihres einzigen Sohnes, des am 17. December 1800 geborenen Prinzen Bernhard Erich Freund, indem sie ihm gleichzeitig das Prädicat eines Consistorialassessors verlieh. Mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit wartete M. seines Amtes und begleitete seinen fürstlichen Zögling, nachdem er den Grund einer tüchtigen Bildung in ihm gelegt hatte, auf die Universitäten Jena und Heidelberg, sowie auf Reisen nach der Schweiz, Italien, Frankreich und den Niederlanden. Schon 1816 zum Consistorialrath ernannt, trat er bei dem Regierungsantritt des Herzogs Bernhard 1821, als wirkliches Mitglied in das Consistorium, dessen Mitglied er auch blieb, als es 1829 nach Hildburghausen verlegt wurde. Er stand bei seinen Mitbürgern in allgemeiner Achtung, vorzüglich aber genoß er das Vertrauen und die Anhänglichkeit seines Fürsten, welcher auch an dem Sterbebette seines alten Lehrers stand und demselben für seine Treue dankte. M. starb zu Meiningen am 2. Juni 1839.

Auf dem Gebiete der deutschen Litteratur war er mehrfach thätig und bewies hier einen feingebildeten Geschmack, Sinn für das Schöne und Gewandtheit in der Darstellung desselben. Neben dem Elemente religiöser Gemüthserhebung bewegte er sich gern in landschaftlichen und idyllischen Schilderungen. Während das erstere hauptsächlich in seinen „Gottgeweihten Morgen- und Abendstunden“ (1821) hervortrat, huldigte er der zweiten Richtung in seinem „Bad Liebenstein und seine Umgebungen“ (1815), in seinen gesammelten Erzählungen, den von ihm so genannten „Reisegefährten“, 3 Bde., 1825—1828 (darin Thl. III Nr. 13: „Beethoven's Zwischenacte zu Goethe's Egmont“), in seinem „Liebenstein und die neuen Arkadier“, 1826, in den „Drei Freunden auf Reisen“, 1828, den „Sommerabendstunden“, 2 Bde. 1831. Ein Verdienst erwarb sich M. auch durch die von ihm besorgte Herausgabe der sämmtlichen Werke seines Landsmannes, des Dichters Ernst Wagner (Leipzig 1824, in 12 Bdn.), sowie durch seine „Briefe über den Dichter E. Wagner“, 2 Bde., 1826, in welchen er dem Freunde ein schönes Denkmal setzte. Bemerkenswerth ist noch, daß M. durch ein schon 1819 in 3. Auflage zu Jena erschienenes Schriftchen zu den ersten Bahnbrechern der Stenographie gehört. Schaubach.

Mosenthal: Salomon Hermann Ritter v. M. ist als zweiter Sohn des Kaufmanns Herz Mosenthal am 14. Januar 1821 zu Kassel geboren. An demselben Tage verlor der Vater sein Vermögen, und Dürftigkeit trat an die Stelle des früheren Wohlstandes. Doch wuchs der Knabe in sehr glücklichem Familienleben heran, absolvirte das Gymnasium seiner Vaterstadt, empfing dort manche Anregung dnrch Dingelstedt und begab sich dann, durch den Rath eines

Verwandten geleitet, nach Karlsruhe, um am Polytechnikum zu arbeiten. Bald jedoch zeigte sich, daß diese Studien seinen Anlagen gar nicht gemäß waren, eine zu rechter Zeit eintreffende Aufforderung, in das Haus Goldschmidt zu Wien als Erzieher zweier Knaben einzutreten, befreite ihn von quälendem Zwiespalt. Am 30. November 1842 traf er in Wien ein und hat da seine neue Heimath gefunden. Schon 1846 wurde sein erstes Drama aufgeführt. 1850 erhielt er eine Beamtenstelle im Unterrichtsministerium und vermählte sich mit seiner Cousine Lina Weil, die aber ihm, der sie zärtlich liebte, schon Frühling 1862 entrissen wurde. Inzwischen hatte ihm der Erfolg seiner Stücke Ansehen und Auszeichnungen eingetragen: er war Bibliothekar und Regierungsrath geworden, und hatte mit dem Orden der eisernen Krone den österreichischen Adel erhalten. Er fühlte sich in Wien außerordentlich wohl, lebte in einer Gemeinde intimer Freunde, war aber sonst den weitesten Kreisen bekannt und betheiligte sich insbesondere an der Förderung der musikalischen Interessen der Hauptstadt, auch als Vicepräsident der Gesellschaft der Musikfreunde. Sein Tod, am Morgen des 17. Februar 1877 in Folge eines Risses der Herzwandungen, kam gänzlich unerwartet. M. wurde auf dem israelitischen Friedhofe in Währing bei Wien begraben.

M. hat 18 Dramen, an 20 Operntexte verfaßt, auch Gedichte und Novellen geschrieben. Schon bei den ersten Anläufen, dem „Holländer Michel“ (1845 nach Hauff's Märchen vom steinernen Herzen bearbeitet) und der „Sclavin“ (1847), ist er auf kräftige Wirkung durch starke Mittel ausgegangen. Den ersten großen Erfolg gewann seine „Deborah“ (1848), von der man wol ohne Uebertreibung behaupten kann, sie sei bis jetzt das populärste Drama des Jahrhunderts, und nicht blos in Deutschland, sondern fast in allen Culturländern: Miß Bateman stellte z. B. die Heldin zu London an 500 aufeinanderfolgenden Abenden dar. Ein von Otto Prechtler vorbereiteter Stoff war hier durch M. vollständig umgearbeitet und erweitert worden. Das Problem verkörperte die Versöhnung der religiösen Gegensätze, Duldung, Humanität, aber auch starke und selbstlose Ueberwindung der eigenen Leidenschaft zu Gunsten des Glückes des Geliebten bildet einen wesentlichen Theil. Die Vorgänge sind mit großer Anschaulichkeit und Lebendigkeit geschildert; es ist merkwürdig, wie sehr sich M. in eine ihm ursprünglich ganz fremde Welt und Vorstellungsweise, die katholischer Gebirgsbauern, hineingelebt hat. So sind auch die Nebenfiguren vortrefflich erfunden: Vater Lorenz, der Schulmeister, die Dorfleute, der alte Abraham. Das Stück spricht in gehobener Weise einfache verständliche Empfindungen aus, ohne trivial zu werden. Noch ein zweites Mal ist M. auf demselben Felde ein ausgezeichneter Wurf gelungen: „Der Sonnwendhof“ (1854). Wir sehen wieder ganz simple, klare und von selbst sich entwickelnde Vorgänge: eine in voller Kraft verwittwete Bäuerin, ein stattlicher Oberknecht, eine feine hübsche Magd, ein verstrolchter Schwager der Hofbesitzerin, welcher die treibende Rolle hat, und einige sehr gelungene Episodengestalten, wie die Hauptmagd Crescenz, der Pfarrer, Kesselflicker, Meßner ꝛc. stehen als feste Typen des Bauernlebens einander in bestimmtem Verhältniß gegenüber. Auch hier wird eine Neigung geopfert, ein Vorurtheil bekämpft, ein Unrecht gutgemacht, der Schluß versöhnt. Die Leidenschaft scheint in diesem Stücke fast tiefer und echter empfunden als in „Deborah“, die Prosa fügt sich zweckmäßiger zu den ländlichen Existenzen und so möchte ich beinahe den „Sonnwendhof“ Mosenthal's beste Arbeit nennen. Auch neben den aus der Tiefe des Volkslebens mit stärkster poetischer Kraft geholten realistischen Dramen Anzengruber's werden diese Dichtungen von M. sich halten. Mit dem „Schulz von Altenbüren“ (1867) suchte M. neues Terrain, Westfalen.

Der Contrast zwischen hartnäckig conservativer Bauernanschauung und der schwellenden Thatkraft des amerikanischen Farmer-Neffen bildet, mit einer Liebesgeschichte verwoben, den Hauptinhalt des Stückes. Diesem mangelt vor Allem die rechte Beobachtung von Land und Leuten, über welche M. in den österreichischen Dramen verfügte, die litterarischen Neigungen und Reminiscenzen, hier etwas „Oberhof", dort etwas „Erbförster", konnten das Fehlende nicht ersetzen; das knorrige, widerborstige, innerlich aber weiche Wesen des niedersächsischen Bauers war dem Dichter entschieden weniger zugänglich als die mehr offenliegende Natur der alpinen Landleute. So ist das Stück zwar ganz hübsch, aber nicht wirksam. Nur genannt soll der „Dorflehrer" (1852) werden, ein einactiges „Seelengemälde" Iffland'schen Schlages, rührend, doch wol gar zu naiv. — Die Theilnahme, welche vom großen Publicum den Lebensumständen unglücklicher Dichter entgegengebracht wird, suchte M. in seinem Drama „Ein deutsches Dichterleben" (1850) zu verwerthen, das Bürgers Ehe mit Dora und seine Liebe zu Molly nach Otto Müller's Roman behandelt, mit einer gelungenen Schilderung anhebt, aber dann eintönig larmoyant wird und unbefriedigend ausgeht, die Litteraturgeschichte hat hier zu viele Rechte bekommen. „Die deutschen Komödianten" (1862) gehören wol auch hierher, die Schicksale eines Studenten Ludovici darstellend, der aus Begeisterung für ein deutsches Nationaltheater selbst Schauspieler wird und zu Grunde geht. Daß die Neuberin und Prehauser vorkommen, wirkt anziehend, einige gute Nebenfiguren, begreifliche, wenn auch gar zu verbrauchte Conflicte, der treffliche Aufbau des Ganzen machten das Stück beliebt. Auf dem Gebiete der höheren Tragödie hat M., so viel er darum sich bemühte, doch wenig Erfolge gewonnen. Die einfachen, zum Theil abgenutzten Probleme werden nicht vertieft, vor Allem aber fehlt es fast gänzlich an scharfer Charakteristik, die kräftigen Striche, mit denen M. zu zeichnen gewohnt ist, reichen hier nicht zu und aus dem Vollen geschöpfte Gestalten mit feinen Details sind dem Dichter versagt. Leider bestrebt sich M., was fehlt durch Reizmittel roherer Art zu ersetzen, er scheut vor ganz ordinären melodramatischen Effecten und Kunststücken nicht zurück, läßt Liebesscenen durch Donner, Blitz und Wetterleuchten begleiten und sucht dem Mangel an Energie in seinen Helden durch raffinirte Bühnenanweisungen aufzuhelfen; resultatlos, denn die reichlichsten Vortragszeichen können nie für fehlende Melodik und Harmonie schadlos halten. Nicht wie die Figuren reden sollen, sondern was, ist des Dichters Sache. Zwar verfehlt dieses sensationelle Würzwerk nie ganz der Wirkung: die Glockenschläge im Momente furchtbarster Spannung, welche am Schlusse des dritten Actes von „Pietra" erklingen, lassen gewiß Wenige unergriffen. Daher ist keines dieser Dramen für eine gewisse kleine Zeit ohne Eindruck geblieben, aber er hat nicht weiter vorgehalten als eben eine Saison. Sie haben einzelne Schönheiten, die Sprache ist sorgfältig, wenn auch mitunter etwas zu bunt, und sie sollten in unserer ärmlichen Zeit, schon der geschickten Mache wegen, nicht unterschätzt werden. Ich sehe von so mißlungener Arbeit wie „Gabriele von Precy" (1853) ab und zähle hierher: „Cäcilia von Albano" (1849, Otto IV. im Mittelpuncte, gut aufgebaut, aber durch die Inconsequenz der Heldin scheiternd), „Düwecke" (1859, das durch ein Mißverständniß, welches den überaus loyalen Dichter arg kränkte, für ein politisch-tendenziöses Stück gehalten wurde, sehr lebendig, der Ausgang aber durch Unbegreifliches beschädigt), „Pietra" (1864), „Isabella Orsini" (1868, wol das farbenreichste, nur wieder am Schluß gefährdet), „Maryna" (1870, eine wenig tiefgenommene Darstellung des Demetriusstoffes), „Parisina" (1875, von vornehmer Haltung). Schon in diesen Dramen treibt der sehnsüchtige Wunsch nach dem Beifall der Menge den Dichter bisweilen zu bedenklichen Concessionen an den augenblicklichen Zeitgeschmack, an die

Stimmung des großen Publicums, das sofort aufhört den Poeten recht zu achten, sobald er zu lebhaft um seine Gunst wirbt. Auch die Beschäftigung mit Operntexten — M. hat darunter sehr hübsche geliefert, so ist der „Goldschmied von Ulm“ ein reizvolles Gedicht — übte nachtheiligen Einfluß auf diese Werke. — Schlimmer steht es mit ein paar Dramen, die bloß der momentan geltenden Neigung des Publicums für gewisse Stoffe zu Liebe gearbeitet sind, wie: „Madeleine Morel“ (1872), eine schwache, dem Inhalte nach fast unbegreifliche und unmögliche Nachahmung französischer Thränenkomödien (Augier, Sardou, Dumas Fils); „Die Sirene“ (1874), welche so sehr von Bauernfeld's „Aus der Gesellschaft“ und „Moderne Jugend“ beeinflußt erscheint, daß sie ohne diese Vorgänger nicht denkbar wäre; M. fehlt aber zu glücklicher Nachbildung in diesem Falle das Wichtigste, die Masse eindringender Detailbeobachtung, die dem Altmeister des Wiener Lustspiels eigen ist, und dessen graziöse, leichtironische Conversation, M. ist nicht flink und fein genug dazu. Eine romantische Phantasie in Form eines Dramas „Das gefangene Bild“ (1857) ist viel getadelt worden, enthält aber einige schöne Scenen und ist aus wärmstem Enthusiasmus geschaffen. — Ein ehrliches, ernstes Streben müssen M. auch feindselige Kritiker zugestehen und deshalb mag man es um so bedauerlicher finden, daß er vom Volksschauspiel (noch sein „Konrad Vorlauf“ von 1872 ist eine tüchtige Leistung) sich frühzeitig abgewandt hat, dem Gebiete, welches seinem Talente am meisten angemessen war, wo sein Bühnenverständniß, sein Geschick in derberer Decorationsmalerei sachgemäß paßte, und dagegen sein Talent so lange in den Dienst der versificirten Tragödie hohen Stiles gestellt hat, für die seine poetischen Mittel nicht auslangten. — M. hat Gedichte veröffentlicht („Primulae veris“, 1847, „Gesammelte Gedichte“, 1866), bei gutem Fluß der Verse und einer angenehmen Lebhaftigkeit haben sie doch wenig Eigenthümliches und lehnen sich allzuoft an bekannte Muster. Davon sind die seiner Frau gewidmeten Poesien auszunehmen, welche wahrer Empfindung entquollen sind. Ein Sammelwerk „Oesterreichisches Museum“ (1854), das von den Anfängen im XII. Jahrhundert bis auf die Gegenwart Proben österreichischer Lyrik und Epik gibt, erwähne ich nur, weil M. darin eine Anzahl freier Uebersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen geliefert hat. In den letzten Jahren seines Lebens, als Mißerfolge auf der Bühne ihn sehr verstimmten, fing er an, Novellen zu schreiben, die jetzt im 6. Bande der Gesammelten Werke vereinigt sind. Sie entnehmen fast alle ihren Stoff aus des Autors eigenen Erlebnissen und schildern Personen und Zustände der Judengemeinde zu Cassel und Umgebung. Die Erzählung ist schlicht, im Ausdrucke hie und da salopp, macht aber durch Treue, Wärme, scharfe Beobachtung und pietätvollen Sinn für die Intimitäten jüdischen Familienlebens einen behaglichen und erfreulichen Eindruck, der an Oppenheim's reizende Bilder erinnert. — Manches konnte man von M. noch erwarten, seine Laufbahn war nicht durchmessen, er ist vorzeitig abberufen worden.

S. H. Mosenthal's Gesammelte Werke, ed. Joseph Weilen, Stuttgart und Leipzig, Hallberger, 6 Bände, 1876. Im 6. Bande eine ausführliche Lebensskizze vom Herausgeber. Außerdem die Einzeldrucke und Bühnenmanuscripte, welche nicht in die Sammlung aufgenommen wurden. Berichte Wiener Zeitungen und einzelne Mittheilungen von Mosenthal's Freunden.

Anton Schönbach.

Moser: Georg Heinrich M., Dr. der Philosophie und Rector des Gymnasiums und der Realschule in Ulm, geb. daselbst am 14. Januar 1780, † ebendort am 27. December 1858. Vom akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt (einer damals bestehenden Mittelstufe zwischen Gymnasium und Universität) aus bezog er, aufs Tüchtigste vorgebildet, die Universität Heidelberg,

woselbst er theologische Collegien bei Daub, Marheineke, de Wette und philologische bei Voß, Böckh, Görres und besonders bei Creuzer hörte. Mit letzterem, der kurz zuvor das philologische Seminar gegründet hatte, durfte er bald nähere Verbindungen anknüpfen. M. wurde Creuzer's litterarischer Genosse und sein intimster Freund. Beiden ward es vergönnt, bis ins hohe Alter verbunden zu bleiben. Als Creuzer einen Ruf nach Leyden erhalten hatte, folgte ihm M. dahin. Creuzer kehrte, weil ihm das Klima nicht zusagte, bald zurück, M. blieb ein Jahr dort, Privatissima ertheilend und unter Wyttenbach sich weiter fortbildend. Im J. 1810 kehrte er als durchgebildeter Philolog, der seines gleichen suchte, nach Ulm zurück, und alsbald ward ihm eine Professur an dem Gymnasium anvertraut und ebensobald ward zwischen ihm und dem Prälaten von Schmid, einem eminenten Sprachkenner und Geschichtsforscher, ein wissenschaftlicher Bund geknüpft, der nach kurzem, durch Verheirathung, auch ein verwandtschaftlicher wurde. Im J. 1826 ward dem gefeierten und von seinen zahlreichen Schülern hoch geliebten Lehrer das Rectorat über das Gymnasium und die damals mit demselben noch vereinigte Realschule übertragen. 1830 ward er zum Pädagogarchen für den Donaukreis ernannt. Zweimal hat er, aus Anhänglichkeit an die Vaterstadt, sehr ehrenvolle Rufe nach Frankfurt a/M. abgelehnt. Im J. 1852 trat er in den Ruhestand, nachdem ihm zuvor als Anerkennung für seine Verdienste das Ritterkreuz des württembergischen Kronordens verliehen worden war. Die erste Schrift Moser's, eine gewonnene Preisaufgabe, war: „Nonni Dionysiacorum libri VI“, mit mythologischen Anmerkungen. Hierauf folgten viele treffliche Ausgaben ciceronianischer Schriften, zunächst die „De natura Deorum“. Zu Anfang der vierziger Jahre edirte er in Gemeinschaft mit Creuzer den Plotinus Das Prachtwerk (in Folio) erschien in Oxford, eine kleinere Ausgabe 1855 bei Didot in Paris. Groß ist die Anzahl der von ihm geschriebenen Programme. Die Heidelberger Jahrbücher hatten an ihm einen sehr fleißigen Mitarbeiter. Für die Uebersetzungsbibliothek von Osiander und Schwab hat er ausgezeichnete Uebersetzungen mehrerer ciceronianischen Bücher geliefert. In seiner großartigen Bibliothek von 15 000 Bänden waren besonders die Classiker vertreten, manche in 2 bis 10fachen, Cicero in 50fachen Ausgaben. Er war in dieser seiner Bibliothek so zu Hause, daß er auch bei Nacht jedes Bändchen sofort ohne Licht finden konnte.

Neue historisch-biographische Nachrichten von Gelehrten und Künstlern u. s. f. aus Ulm, von Dr. Weyermann. (Fortsetzung der Nachrichten von Gelehrten ꝛc.), Ulm 1829. Ergänzt aus handschriftl. Aufzeichnungen.

Wolff.

Moser: Johann Jacob M. war geboren zu Stuttgart am 18. Januar 1701 und stammte aus einer Familie, deren Glieder schon seit den Zeiten der Reformation in württembergischen Staats- und Kirchendiensten gestanden hatten, ohne irgendwie hervorragende Stellungen einzunehmen. Von dem ihr zukommenden Adelsprädicat „von Filseck und Weilerberg“ hatte die Familie in den letzten Generationen keinen Gebrauch mehr gemacht. Der Vater unsers M., „des löblichen schwäbischen Kreises Rechnungsrath“ starb früh und hinterließ der vermögenslosen Mutter sieben unversorgte Kinder. Nur mit der äußersten Einschränkung konnte sie ihren Sohn Johann Jacob auf dem Gymnasium zu Stuttgart und der Universität zu Tübingen erhalten. Ein rastloser Drang, ein unruhiges Vorwärtsstreben kennzeichnet schon den Knaben. Schon auf der Schule durcharbeitete er ganze Bibliotheken, übersetzte lateinische Classiker, trieb Heraldik und Genealogie und verfaßte ein „württembergisches Antiquitäten- und Medaillencabinet“. Auf der Universität entschied sich seine Neigung für das Staatsrecht auf das Bestimmteste. Kein Lehrer der juristischen Facultät zu

Tübingen war bedeutend genug, um einen bestimmenden Einfluß auszuüben. Er blieb wesentlich Autodidakt, vergrub sich in die Universitätsbibliothek, gab als 18jähriger Student eine „Tübinger Gelehrtengeschichte“ heraus und setzte sich in Briefwechsel mit Staatsmännern und Gelehrten in ganz Deutschland. Obgleich auf der Universität keineswegs planmäßig und harmonisch durchgebildet, machte er doch, nach beendetem Triennium, sein Licentiatenexamen und wurde bald darauf, in seinem 19. Jahre, zum außerordentlichen Professor der Rechte ernannt und mit dem Range eines Regierungsrathes bekleidet. Aber ohne Gehalt und ohne Zuhörer, war seine Lage in Tübingen eine aussichtslose. In seiner harmlosen Zuversichtlichkeit entschloß er sich jetzt aufs Gerathewohl nach Wien zu gehen, und dort am Kaiserhofe sein Glück zu versuchen. Im Herbste 1721 reiste der junge schwäbische Gelehrte „mit gar wenigem Gelde, nicht hofmäßiger Figur, ohne jede Adresse und Empfehlung, ohne jemanden um Rath gefragt zu haben“, von Ulm aus auf der Donau nach Wien. Mit dem Wechselfieber behaftet kam er daselbst an, wendete sich an den Reichskanzler, Grafen Schönborn, bei welchem er sich durch eine Denkschrift über „die Rechte des Reiches auf Toscana“ einführte und erhielt auch mehrere Audienzen bei Kaiser Karl VI. Seine einnehmende treuherzige Persönlichkeit, seine in Wien ziemlich seltene Kenntniß des deutschen Reichsstaatsrechtes hätten dem jungen Juristen „aus dem Reiche“ bald eine glänzende Laufbahn in kaiserlichen Diensten eröffnet. Wirklich wurde ihm bald „eine gar ansehnliche Bedienung“ angeboten, aber unter der Bedingung seines vorherigen Uebertrittes zur katholischen Kirche. Obgleich man es ihm möglichst bequem machen wollte „die lutherische Erbsünde abzuschwören“, so wies er, trotz Jugend und Armuth die wiederholten schlauberechneten Anträge von sich ab und blieb dem Glauben seiner Väter treu. Mit dieser Ablehnung war für ihn jede officielle Laufbahn im kaiserlichen Dienste verschlossen. So reiste Moser 1722 nach Stuttgart zurück, verheirathete sich mit seiner Verlobten, Friederike Rosina Vischerin „blos um ihres natürlich guten Gemüthes willen“, ohne jede Sicherheit der Lebenssubsistenz und wendete sich zwei Jahre lang lediglich der Schriftstellerei zu. Sein großes Interesse für die Verbesserung der Reichsjustiz veranlaßte ihn, einen Plan auszuarbeiten, wie für das immer in Geldnoth befindliche Reichskammergericht ein selbständiger Sustentationsfond zu schaffen sei. Mit diesem Plane begab er sich nach Wetzlar, wurde aber von dort mit seinen Vorschlägen an den kaiserlichen Hof gewiesen. Er reiste deshalb im Herbste 1724 wieder nach Wien, fand aber bei dem Reichshofrathspräsidenten, Grafen Windischgrätz eine sehr ungünstige Aufnahme für seine Vorschläge. Um so freundlicher kam ihm sein alter Gönner, der Reichsvicekanzler entgegen, welcher ihn von nun als Consulenten in Reichsangelegenheiten benutzte. Er erhielt eine ansehnliche Remuneration, freie Tafel, Wohnung und Bedienung. So siedelte M. 1725 mit seiner jungen Frau nach Wien über und richtete sich daselbst häuslich ein. In dieser Zeit, als Vertrauensperson des Reichsvicekanzlers, des einzigen Ministers des Kaisers in Reichssachen, lernte M. die geheimsten Beziehungen des kaiserlichen Hofes, den ganzen Gang der Reichsregierung kennen. Fürsten und Grafen, Reichsstädte und Reichsritter, Gesandte und Privatpersonen aus ganz Deutschland wendeten sich mit ihren Anliegen an ihn. Durch diese ausgebreitete Consulententhätigkeit wurde ihm auch ein tiefer Blick in die Praxis des Reichshofrathes eröffnet. Er begann in Wien seine „Sammlung auserlesener Reichshofrathsschlüsse“, sammelte die Materialien zu seiner „Einleitung in den Reichshofrathsproceß“ und zu seinen „Grundsätzen der Reichshofrathspraxis“. Als aber M. 1726 die Stellung eines wirklichen Regierungsrathes mit Sitz und Stimme in Stuttgart angeboten wurde, so entschloß er sich, diesem Rufe in die alte Heimath zu folgen. Auf dem von

Pferden gezogenen Donauschiffe stromaufwärts fuhr er mit Frau und Kind in 26 Tagen nach Ulm. Erst am 28. Tage kam er, nach mancherlei Fährlichkeiten und Reiseabenteuern, wohlbehalten in Stuttgart an. Das Collegium, in welches M. trat, war nach damaliger Einrichtung zugleich Obergericht und Landesregierung. Ihm, als dem gewiegten Kenner des Staatsrechts, wurden besonders die zahlreichen Hoheitsstreitigkeiten mit benachbarten Ständen, Reichsangelegenheiten und fürstliche Haussachen zum Referat übertragen. Freilich war es auch auf diesem Boden damals nicht leicht, immer seiner rechtlichen Ueberzeugung treu zu bleiben. Unter Eberhard Ludwig (1677—1733, A. D. B. Bd. V S. 561) mißhandelte dessen Maitresse, die berüchtigte Grävenitz, zwanzig Jahre lang das württembergische Land. Frech griff sie oft in den Gang der Regierung ein. Die Geldnoth stieg mit der Pracht und Verschwendung des Hofes. Die Minister waren die Creaturen der Grävenitz und suchten sie und sich auf Kosten des Landes zu bereichern. Kamen derartige ungesetzliche Verschleuderungen des Landesvermögens zur Bestätigung an die Regierung, so widersetzte sich M. aus allen Kräften, manchmal so stark, daß der Secretär die Feder hinlegte und aufhörte zu protocolliren. Als ein gefügigerer College ihm das Compliment machte, was für ein brauchbarer Mann in Staatsgeschäften er wäre, wenn er nur eine bessere „Conduite" hätte, antwortete ihm M.: „Herr College, ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit, sage Ihnen aber nur so viel, daß ich nicht aus Unwissenheit bin, so wie ich bin, sondern aus Princip, sonst könnte ich andern eben so flattiren und lügen wie Sie".

Dem wüsten Treiben des Hofes, dem charakterlosen Servilismus des Beamtenthums, dem Buchstabenglauben einer erstarrten Orthodoxie gegenüber, regte sich damals im württembergischen Volke eine Stimmung, die es mit dem Christenthum ernst nahm, die auf innerliche Umkehr und geistige Wiedergeburt drang. Jene Richtung, welcher in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die reinsten und edelsten Geister Deutschlands huldigten, ergriff um diese Zeit auch M. mit voller Kraft. Von nun an wurde M. der einflußreiche Mittelpunkt einer zu außerkirchlicher Erbauung sich vereinigenden Schaar von Christen jeder bürgerlichen Stellung und Bildungsart. Ein Kind im Glauben, Verfasser zahlreicher mystisch-frommer Lieder und Gebete, erhob sich M. zu jenem innern Gottesfrieden, der ihn in den schwierigsten Lagen seines späteren Lebens nie verließ, der ihn demüthig vor Gott, aber unbeugsam und furchtlos vor den Menschen machte.

Als auf Betrieb der Grävenitz sämmtliche Staatsbehörden von Stuttgart nach Ludwigsburg, der improvisirten Lieblingsschöpfung Eberhard Ludwigs, verlegt wurden, zog es M. vor, eine Professur der Rechte in Tübingen zu übernehmen. Hier warf er sich mit allem Eifer auf sein „Favoritstudium", das deutsche Staatsrecht und das europäische Völkerrecht und bearbeitete für beide Fächer kurzgefaßte Lehrbücher, die schnell mehrere Auflagen erlebten. („Grundriß der heutigen deutschen Staatsverfassung von Teutschland", 1731, 8°, hernach 1735, 1738 u. s. w. „Anfangsgründe der Wissenschaft von der gegenwärtigen Staatsverfassung von Europa und dem unter den europäischen Potenzien üblichen Völkerrecht", 1732). Wie er im deutschen Geiste dachte, so bediente er sich zum ersten Male für diese Fächer der deutschen Muttersprache. Je höher sein wissenschaftliches Ansehen stieg, um so mehr hatte er unter dem Neide seiner akademischen Zunftgenossen zu leiden. Ein Specialcollege denuncirte ihn bei den Creaturen der Grävenitz, daß in seinem Staatsrechte gar verfängliche Sachen vorkämen. „Als mein Buch — erzählt er — bis auf wenige Bogen im Drucke fertig war, wurde es vom Hofe aus mit Arrest belegt, und ich mußte Gedricktes und Geschriebenes einschicken. Es mußte in der Regierung eine scharfe Censur passiren, kam dann in den Geheimen Rath und darauf ins herzogliche

Cabinet. Nach anderthalb Jahren bekam ich es wieder und mußte vier Stellen umdrucken, deren eine nichts als einen Paragraphen des Reichsabschiedes von 1654 enthielt. So ging es mir nachher mit mehreren Schriften. Ich gab sie in die Censur, änderte, was man nur mit einigem Schein zu ändern haben konnte, endlich hieß es: man sei zufrieden. Wenn aber das Buch bald fertig war und auf die Messe sollte, kam auf heimliches Angeben meines Collegen abermals ein Befehl vom Hofe, daß das Buch mit Arrest belegt werden sollte, wiewohl am Ende niemals etwas dabei herauskam, als daß ich geplagt wurde und mein Verleger in Schaden kam. Diese Verdrießlichkeiten währten so arg fort, daß ich lieber weniger Brot haben und selbiges in Ruhe essen oder gar zum Vaterlande wieder hinaus wollte, als so elend weiter leben. Ich legte daher meine württembergischen Dienste nieder". Erst unter dem folgenden Herzog, Karl Alexander, trat M. wieder auf einige Zeit in das Regierungscollegium zu Stuttgart, erhielt aber bereits im J. 1736 wegen seiner im „jure publico und der deutschen Reichshistorie bekannten Wissenschaft und gar sonderbaren Meriten" einen Ruf als Universitätsdirector, Geheimer Rath und Ordinarius des Spruchcollegiums nach Frankfurt a. O., welchem er, nach Beseitigung mancher Bedenken, Folge leistete. M. war von dem preußischen Ministerium in der Absicht nach Frankfurt berufen worden, um durch den Ruhm seiner Gelehrsamkeit, wie durch das Gewicht seiner Persönlichkeit die tiefgesunkene Universität mit in die Höhe bringen zu helfen. Frankfurt a. O. litt damals ganz besonders an jener geistigen Versumpfung und sittlichen Verwilderung, welche sich nach dem dreißigjährigen Krieg über die Universitäten gelagert hatte. Handwerksmäßige Gelehrsamkeit, zunftmäßiger Hochmuth und gemeiner Brodneid der Professoren, gehörten ebenso wie rohe Ausschweifung und leere Renommage der Studenten zur Signatur des damaligen Universitätslebens. Die Juristenfacultät zu Frankfurt war zugleich das wichtigste Spruchcollegium für die brandenburgischen Lande, dennoch ließen ihre Mitglieder selbst die wichtigsten Criminalsachen Jahrelang in ihrem Pulte liegen, während die Angeschuldigten im Untersuchungsarreste schmachteten. Die Vorlesungen wurden unregelmäßig gehalten und noch unregelmäßiger besucht. M. arbeitete gleich in den ersten sechs Monaten gegen funfzig Urtheile aus, übernahm selbst eine Reihe der wichtigsten Vorlesungen und legte seiner Pflicht gemäß dem Ministerium die Mängel und Gebrechen der Universität berichtlich dar. Man erklärte in Berlin, er habe in allen Stücken recht, that aber nicht das Geringste, um den schreienden Uebelständen abzuhelfen. Die alten eingerosteten Frankfurter Professoren waren natürlich schon von vornherein gegen den ihnen vorgesetzten jüngern Mann aus der Fremde eingenommen, und suchten ihm seine Thätigkeit auf jede Weise zu verleiden, sie meinten dadurch Leute und Geld herbeizuziehen, daß man den Studenten alle nur mögliche Freiheit gewähre, und ihnen jeden Exceß durch die Finger sehe, während M. glaubte, daß nichts heilsamer sei, als wenn eine Universität in den Ruf einer daselbst herrschenden gesitteten Lebensart käme". Diese fortwährenden Aergernisse griffen Moser's bis dahin eisenfeste Gesundheit an. Den schlimmsten Stoß gab ihm aber eine Scene, welche sich bei der Anwesenheit des König Friedrich Wilhelms I. im J. 1737 zutrug. Dieser dem Gelehrtenwesen der Universitäten besonders abgeneigte König wollte die Professoren nöthigen mit seinem Hofnarren Morgenstern (s. o. S. 233) zu seiner eignen Belustigung eine Disputation abzuhalten, deren Tendenz nichts als eine Verhöhnung der Gelehrsamkeit und der bestehenden Universitätseinrichtungen war. M. verweigerte aufs entschiedenste die Betheiligung an einem so unwürdigen Schauspiele und trat dem Könige mit der ruhigen Würde des selbstbewußten Mannes entgegen, der ihm dafür seine Ungnade in den maßlosesten Ausdrücken empfinden ließ. Dieser Zusammenstoß mit

dem an unbedingten Gehorsam gewöhnten Könige ergriff M. aufs tiefste. Er verfiel in eine schwere Krankheit; nach seiner Wiederherstellung erbat er seinen Abschied, erhielt ihn aber erst im J. 1739. Nach solchen Vorgängen bedurfte M. der Erholung an Leib und Seele, wie sie nur die Stille des Privatlebens gewähren konnte. Zum Aufenthalte wählte er das freundliche Oertchen Ebersdorf im Voigtlande. Besondere Anziehungskraft übte für ihn die dort bestehende Gemeinschaft evangelischer Christen, die sich um die Familie der Grafen Reuß und einen reichbegabten württembergischen Geistlichen, den Prediger Steinhofer geschaart hatte. Die acht Jahre, welche M. mit seiner Familie, unter mancherlei Nahrungssorgen, aber in unermüdlicher Thätigkeit in Ebersdorf zubrachte, betrachtete er stets als „die vergnügteste und seligste Zeit seines Lebens“. Hier wurde ihm zum ersten Male die ausgiebigste litterarische Muße zu Theil. Hier war es, wo das Hauptwerk seines Lebens, das große deutsche Staatsrecht, welches auf 53 Quartbände anwuchs („Teutsches Staatsrecht“, 50 Theile und 2 Theile Zusätze. Nürnberg und hernach an verschiedenen Orten, 1737—1753, 4°, 26 Bände nebst einem Hauptregister) und später durch etwa 30 Quartbände Nachträge, das sog. Neue deutsche Staatsrecht, vermehrt wurde, hauptsächlich zu Stande kam. Dieses Riesenwerk blieb von nun an bis zum Untergange des Reiches die Schatzkammer der Gelehrten, das Hilfsbuch der Staatsmänner in allen wichtigen Fragen des öffentlichen Rechtes. Nicht auf Pandekten und Codex, wie die älteren romanisirenden Reichspublicisten, nicht auf aprioristische Sätze, wie die naturrechtliche Schule, nicht auf willkürliche Geschichtsbehandlung und bedenkliche Hypothesen, wie Ludewig und Cocceji, sondern auf die Fundamente des urkundlichen Materials, der Reichs- und Landesgesetze, der Staatsverträge und Landtagsabschiede, auf nachweisbares Gewohnheitsrecht und Herkommen, auf die wirklich in Uebung befindliche Staatspraxis seiner Zeit baute M. sein staatsrechtliches Gebäude. Zum ersten Male gab er damit den Deutschen eine vollständige Darstellung ihres wirklich geltenden Staatsrechtes. Objective Wahrheit und praktische Brauchbarkeit waren die Leitsterne seiner gesammten publicistischen Thätigkeit. Wie im Leben, so auch in der Wissenschaft ging ihm rückhaltslose Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe über alles. „Recht ist bei mir Recht, Unrecht Unrecht, mag es meinen Herrn oder wen es will, betreffen. Vor allem bekämpfte er mit heiligem Zorn die gefährliche Menschenclasse der sog. Hofpublicisten „die Kerzen- und Obermeister der Souveränetätsmacherzunft“, welche lehrten, daß die Landstände nur der Gnade der Fürsten ihre Entstehung verdankten, daß die landständischen Rechte und Freiheiten nichts als willkürlich aufzuhebende Privilegien seien. „So spricht wohl ein Macchiavelli, ein Hobbes, ein Ickstatt und wer sonst den Höfen zu Gefallen redet. Dieses orientalische Staatsrecht paßt aber nicht auf unsere europäischen, am allerwenigsten auf unsere mit Landständen versehenen deutschen Lande, als worin es ein zwischen dem Regenten und dessen gebornen Räthen, denen Landständen, gemeinsames Geschäft ist, zu überlegen und zu prüfen, was nur den Namen und den Schein oder das Wesen des gemeinen Bestens habe. . . Man sehe dergleichen Landesverträge nur an. Was enthalten sie? Gewiß allermeistens nichts als Dinge, welche ohnehin göttlichen und natürlichen Rechtes oder Ueberbleibsel der uralten teutschen angebornen Freiheit seynd, oder welche den Einbruch einer schädlichen despotischen und willkürlichen Regierungsart aufzuhalten suchen. Ja, sagt man, unter ihnen leidet der Staat. Ja, groß Dank, der liebe Staat! Der Kopf allein ist nicht der Staat und das Geblüt ist nicht allein für den Kopf, sondern für den ganzen Leib da! . . . Ich möcht den sehen, der nur auf eine wahrscheinliche Weise darzuthun das Herz und das Geschick hätte, ein teutscher Reichsfürst habe in seinen Landen eine unumschränkte Gewalt . . Landeshoheit und Landesfreiheit

seynd einander nicht entgegen, sondern lassen sich wie Wasser und Wein vereinigen; der Wein ist alsdann nicht mehr so stark, berauschet aber auch um so weniger". So vertheidigt M. jeden Fußbreit landständischen Rechtes, so vertritt er, als Grundrechte deutscher Unterthanen, vor allem die Unabhängigkeit „der lieben Justiz", die Freiheit der Gedankenäußerung, das Princip des verfassungsmäßigen Gehorsams, nicht aus naturrechtlichen Sätzen, sondern aus dem positiven Rechte, aus dem geschichtlichen Geiste der deutschen Landesverfassungen heraus. Mit rückhaltslosem Freimuthe verbindet er oft eine wahrhaft rührende Bescheidenheit des Urtheils. Dabei läßt er keine irgend welche erhebliche Frage aus den vielumschlungenen Verhältnissen des Reichs- und Landesstaatsrechtes unbeantwortet. Er lehrte erst die Deutschen das deutsche Reich kennen, wie es wirklich war. Außer diesem Riesenwerke des alten und neuen deutschen Staatsrechtes behandelte M. noch in einer Reihe von Monographien das Particularstaatsrecht vieler größerer und kleinerer Territorien. (Die drei geistlichen Kurfürsten, 1738. Erzstift Trier, 1740 und 1745. Kur-Mainz, 1755. Kur-Baiern, 1754. Kur-Braunschweig, 1755. Kur-Pfalz, 1763. Hochstift Augsburg, 1740. Hochstift Konstanz, 1740. Anhalt, 1741. Baden, 1772. Abtei Baindt, 1740. Grafschaft von der Leyen, Plettenberg und Pyrmont, 1744. Grafschaft Sayn, 1749. Reichsstädte: Aalen, 1740. Zell am Hammersbach, 1740. Nürnberg, 1741.) Moser's stilles Gelehrtenleben in Ebersdorf wurde mehrfach durch diplomatische Sendungen unterbrochen. So wurde er 1741 von Kurtrier zu den Wahlhandlungen Kaiser Karls VII. nach Frankfurt abgeordnet, 1745 von dem Kurfürsten von Hannover der Botschaft bei der Kaiserwahl Franz I. beigegeben. Aber erst im J. 1747 trat M. wieder in den Staatsdienst, indem er zum dirigirenden Geheimen Rathe des Landgrafen Karl Friedrich von Hessen-Homburg ernannt wurde. M. übernahm hier die schwierige Aufgabe, das tiefverfallene Finanzwesen eines kleinen Hofes wieder in Ordnung zu bringen. Bei seiner Ankunft fand er in diesem Miniaturstaatswesen die wunderlichsten Zustände und eine beispiellose Unordnung vor. M. entwarf sogleich eine neue Canzleiordnung, vertheilte die Acten, referirte selbst, bewirkte eine geordnete Beschlußfassung, brachte Registratur und Archiv in Stand und war auf dem besten Wege das zerrüttete Finanzwesen durch Aufstellung und Einhaltung des Etats und wirthschaftliche Verbesserung der Domainen zu regeln, da fiel der Landgraf wieder in die Hände von sog. „Cameralschwindlern und Goldmachern" der schlimmsten Art. Am Hofe begann die alte Verschwendung, die Schuldentilgung wurde sistirt, der Etat fortwährend überschritten. Da Moser's wiederholte Ermahnungen nicht beachtet wurden, so gab er nach zwei Jahren auch dieses Amt wieder auf. So wieder ohne jede öffentliche Anstellung, entschloß er sich, einen alten Lieblingsplan zu verwirklichen, die Gründung einer sog. Staats- und Canzleiakademie. Bereits Ende der dreißiger Jahre hatte der Minister von Münchhausen M. eine Göttinger Professur angetragen und ihn veranlaßt, „einen Entwurf einiger Anstalten zum Dienste junger Standespersonen, so sich denen Staatssachen widmen wollen", zu verfassen, der 1745 im Druck erschien und in Hannover sehr wohl aufgenommen wurde. Auf diese Verhandlungen mit dem Minister von Münchhausen hat in neuester Zeit F. Frensdorff aufmerksam gemacht (Göttinger gelehrte Anz., 1883, Nr. 2). Sie zerschlugen sich aber, wobei Münchhausen's Urtheil über M. charakteristisch ist: „das schlimmste bei diesem Manne ist seine variable Gesinnung und Unzufriedenheit und mehr als pietistische Gesinnung in Religionssachen; darin er weiter gehet, als es billig ist est (et datur nimium in pietate)". Auch hielt Münchhausen die Errichtung einer besonderen Staatsakademie in Göttingen als statum in statu, als academiam in academia für bedenklich, wo-

rin ihm die jüngeren Gelehrten Pütter und Achenwall beitraten. So trat die Moser'sche Staatsakademie nicht zu Göttingen, sondern in Hanau ins Leben. Diese von M. als Privatinstitut begründete Anstalt stellte sich die praktische Ausbildung junger Standespersonen in juristischer, administrativer und politischer Beziehung zur Aufgabe. An ihr wirkten als Lehrer außer M. selbst sein Sohn, Karl Friedrich und Kahle, vorher Professor der Philosophie in Göttingen. Im J. 1749 wurde die Akademie eröffnet, trotz eines erfreulicher Erfolges aber nach zwei Jahren 1751 wieder aufgehoben, weil M. bereits 1751 die Stelle eines Landschaftsconsulenten in Stuttgart annahm. Moser entschied sich zur Annahme dieser Stellung aus der in ihm nie erloschenen Liebe zu seiner engern Heimath, „er wollte sich in den schwierigen Zeitläuften eines heißentbrannten Verfassungskampfes dem theuren Vaterlande nicht entziehen". Am 1. Oct. 1751 zog er in die alte Vaterstadt Stuttgart ein, wo ihm freilich noch die schwersten Kämpfe seines Lebens bevorstanden. In Württemberg regierte damals 1737—1797 Herzog Karl (Bd. XV. S. 376), welcher mit der Neigung in seinem kleinen Lande den absoluten Monarchen im großen Style zu spielen, Prunksucht, ungezähmte Sinnlichkeit und Lust am gewaltsamen Durchgreifen verband. Ihm gegenüber stand die württembergische Landschaft, welche die Verfassung, „das alte gute Recht", mit der zähen Ausdauer des schwäbischen Stammes vertheidigte. M. trat in seine neue Stellung, die ihn recht eigentlich zum juristischen Gewissen der Landschaft machte, mit dem festen Entschlusse, seinem Heimathslande ersprießliche Dienste zu leisten. Vor allem suchte er die Landschaft mit dem Landesherrn auf einen bessern Fuß zu setzen. Darum empfiehlt er dringend in allen billigen Dingen mit dem Landesherrn und seinem Ministerium zu gehen und gemeinsam zum Besten des Landes zu wirken. Nur wo es sich um die Grundsätze der Landesverfassung handelt, verwirft er jede Nachgiebigkeit als gewissenlose Feigheit. In den ersten fünf Jahren seiner amtlichen Stellung war sein Einvernehmen mit dem Herzog das Beste. Es gelang ihm, manche Reform durchzusetzen, gegen welche sich der zähe am Alten haftende landständische Ausschuß lange gesträubt hatte. So gelangte das von ihm ausgearbeitete Wechselrecht zur Annahme; auf seinen Vorschlag wurde eine sehr zweckmäßige Wittwen- und Waisenkasse eingerichtet, auch war er der Verfasser der neuen württembergischen Gemeindeordnung von 1758. Noch im J. 1756 schrieb ihm der Herzog: „Wollte Gott, es dächte jeder so patriotisch wie der Herr Consulent und ich, es ginge gewiß Herrn und Lande wohl." Bald aber sollte die schlimmste Wendung der Dinge eintreten. Herzog Karl, einst der Zögling und Bewunderer Friedrich's des Großen, war später sein erbittertster Gegner geworden und schlug sich gleich mit dem Beginn des siebenjährigen Krieges auf die österreichisch-französische Seite, er schloß mit Frankreich nach damaliger Sitte einen Subsidienvertrag, durch welchen er den Franzosen ein württembergisches Hilfscorps zur Verfügung stellte. Nichts konnte bei dem württembergischen Volke, welches in Preußen und seinem König den Hort des Protestantismus erkannte, unpopulärer sein, als diese Politik seines Herzogs. Entschieden protestirte der landständische Ausschuß gegen den Bruch der Landesverfassung, besonders des Tübinger Vertrages, nach welchem Landeskinder nicht verpflichtet waren, mit ihrem Leibe zu dienen, es geschehe denn „mit Rath und Wissen gemeiner Landschaft" und jede Betheiligung des Herzogs an einem Kriege von der Zustimmung der Landschaft abhängig gemacht war. In dieser Zeit gerieth der Herzog in die Hände eines gewissenlosen Ausländers, des Grafen Montmartin (s. o. S. 204), der ihn von einem Gewaltschritt zum andern drängte und als erster Minister der böse Geist seines Herrn wurde. Standhaft beharrte der Ausschuß auf der Verweigerung der Kriegsgelder ohne Zustimmung des Landtages. Da läßt Montmartin „die

landschaftliche Truhe“ gewaltsam erbrechen und verlangt mit ausdrücklichen Worten von der Landschaft „unbegrenzten und unbedingten Gehorsam“. Der Ausschuß vertheidigt in ernster loyaler Sprache das ihm anvertraute verfassungsmäßige Recht des württembergischen Landes. In seinen Denkschriften und Ausführungen erkannte man Moser's Feder. Immer mehr concentrirte sich der Haß auf seine Person. Am 12. Juli 1759 ließ der Herzog ihn zu sich nach Ludwigsburg bescheiden. Als M. in der Garderobe so lange warten mußte, bis man ihn meldete, sagte er aus der Fülle seines Herzens zu dem anwesenden Cabinetssecretär: „Unverzagt und ohne Grauen, soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen“. Im Cabinete schüttete der Herzog seinen ganzen Grimm über das Haupt des gerechten Mannes aus und schloß mit den Worten: „Ich werde die Sache durch die allerschärfste Inquisition untersuchen lassen“, worauf M. ruhig antwortete: „Ew. Durchlaucht werden einen ehrlichen Mann an mir finden“. Darauf wurde er in einen verschlossenen Wagen gebracht, in welchem drei Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten saßen, neben dem zu beiden Seiten Husaren ritten. Dreißig Stunden durfte er nicht aussteigen, bis man ihn endlich auf dem Hohentwil aus dem Wagen tragen mußte, weil er vor Ermattung nicht mehr gehen konnte. Hier wurde er in ein verfallnes Zimmer mit dicken Mauern gesperrt. Dem Commandanten, einem an sich sehr harten Manne, waren die strengsten Befehle in Betreff des Gefangenen ertheilt. Es durfte niemand mit ihm sprechen, er durfte nicht einmal wie die andern Gefangenen, die Kirche besuchen. Dagegen mußte der barsche Commandant dabei sein, wenn er sein karges Mittagsmahl verzehrte. Alle gewohnten Genüsse, selbst Wein, Kaffee und Thee, wurden dem nunmehr sechzigjährigen Mann entzogen. Furchtbar waren die Wintermonate auf dem hohen Felsenkegel, in dem öden Zimmer mit den morschen Fenstern, wo man an dem einsamen Gefangenen selbst das Holz sparte, „sodaß ihm das Mark in den Gebeinen vor Kälte erstarrte“. Am härtesten war es für den an geistige Beschäftigung gewöhnten Mann, daß man ihm in seiner einsamen Haft nicht einmal Papier und Feder und von Büchern nichts als Bibel und Gesangbuch gab. So war er lediglich auf sein eignes Innere angewiesen, welches ihm freilich eine unversiegliche Quelle geistigen Lebens bot. Endlich fand er auch ein Mittel, seine Gedanken aufzuzeichnen. Er schärfte die Spitze seiner Lichtputze und schrieb damit auf die weißen Kalkwände seines Gefängnisses oder grub seine Gedanken mit der Scheere in die weißen Blätter seines Gesangbuchs oder zwischen die Zeilen der Hallischen Bibel ein. (Diese Bibel befindet sich jetzt als werthvolles Besitzthum in der Göttinger Bibliothek, Frensdorff a. a. O., S. 24). So entsprangen in dieser Gefängnißzeit mehr als tausend geistliche Lieder, welche zwar nicht durch poetischen Schwung, wohl aber durch fromme Innigkeit viele gleichgestimmte Seelen erbaut haben. Aber auch Gegenstände staatsrechtlicher Natur fing er an aus dem Kopfe zu behandeln und auf diese Weise niederzuschreiben. Nicht einmal sein alter Humor ging ihm in dieser Gefängnißzeit aus und so entstand eine Reihe humoristisch-satyrischer Fabeln unter dem Titel: „Eines alten Mannes muntere Stunden während eines engen Festungsarrestes“. Aber auch das Schwerste sollte dem frommen Dulder nicht erspart werden, im J. 1762 starb seine treue Lebensgefährtin, bald darauf seine Lieblingstochter Luise, die Gattin des Statistikers Achenwall, ohne daß er an ihr Sterbebett eilen konnte. Endlich im folgenden Jahre gestalteten sich die politischen Verhältnisse in Deutschland günstiger für den Gefangenen. Das Verhältniß zwischen dem Herzoge und dem kaiserlichen Hofe war erkaltet. Gleich nach dem Hubertusburger Frieden wendete sich Friedrich d. Gr. an den Kaiser: „daß dem Herzoge von Württemberg ernstliche Anmahnung geschehe, diesen alten ehrwürdigen hartbedrängten Mann aus dem Gefängnisse zu entlassen“.

Ein Gleiches geschah, auf Friedrich's Betrieb, von den Kronen von Großbritannien und Dänemark. Da erging endlich am 6. Sept. 1764 ein Reichshofrathsschluß, welcher dem Herzog befahl, M. unverzüglich aus seiner Haft zu entlassen. Erst nach einer zweiten verschärften Mahnung des Reichshofrathes erfolgte Moser's Freilassung im sechsten Jahre seiner Gefangenschaft. Bezeichnend für die damaligen Rechtszustände ist es, daß von einer peinlichen oder disciplinarischen Untersuchung gegen M. nichts mehr verlautete. Ebensowenig war von einer Sühne für den unschuldig Eingekerkerten von Seiten der Regierung die Rede. Dagegen wurde von dem ganzen Lande seine Wiederbefreiung als ein Freudentag gefeiert. Sobald M. das erste württembergische Dorf betrat, strömte ihm Alt und Jung entgegen, um ihn zu sehen, zu sprechen, zu segnen. Weder der Rath seiner Freunde, noch die Bitte seiner Kinder vermochte M. zu bewegen, sich von den öffentlichen Angelegenheiten zurückzuziehen. Noch wogte der Kampf zwischen Herzog und Landschaft, noch war „das alte gute Recht" nicht festgestellt. M. war von dem einzigen Wunsche durchdrungen, die langgestörte Eintracht zwischen Landesherrn und Landschaft wiederhergestellt zu sehen. Keine Spur von Haß oder Rachegefühl leitete seine Schritte. Selbst der Herzog wendete sich an ihn um Rath und Vermittelung. Er antwortete ihm: „Jedes Land hat seine Regierungsform. England muß auf englisch, Deutschland auf deutsch und so auch Württemberg nach dessen althergebrachter Verfassung regiert werden; die letztere ist so beschaffen, daß ein Herzog dabei Autorität und Einkommen genug hat. Will man den Bogen höher spannen, so bricht er". Endlich nach vierzehnjährigem Kampfe mußte der Herzog den verhaßten Montmartin entlassen und sah sich durch das Andrängen der Stände genöthigt, den Erbvergleich von 1770 abzuschließen, in welchem die althergebrachte Verfassung in allen Punkten bestätigt wurde. Damit war für M. das Ziel seiner patriotischen Thätigkeit erreicht. Jetzt konnte sich der nunmehr siebzigjährige Greis mit gutem Gewissen in die Stille des Privatlebens zurückziehen. Selbst sein früherer Verfolger, der Herzog Karl, gab ihm jetzt das Zeugniß, „daß er ein grundehrlicher Mann, ein guter Patriot und ein getreuer Unterthan sei". Der fünfzehnjährige Lebensabend des Greises — er starb am 30. Sept. 1785 — wurde aber für ihn nicht zum Feierabend, sondern zu einer fruchtbaren Arbeitszeit auf dem Felde der Wissenschaft.

Seit den Zeiten des Hugo Grotius war das Völkerrecht, besonders unter dem Einfluße von Samuel von Pufendorf, wesentlich als ein auf ganze Staaten und Völker angewandtes Naturrecht behandelt worden. Die in Wirklichkeit bestehenden Verträge und Gewohnheiten der Staaten wurden nur als gelegentliche Beispiele für rechtsphilosophische Sätze benutzt. Man holte aber selbst diese Beispiele nicht aus der allein maßgebenden modernen Staatspraxis, sondern aus der so ganz verschiedenartigen orientalischen und antiken Culturwelt her. Dieser einseitigen naturrechtlichen Richtung gegenüber suchte M. zuerst ein positives europäisches Völkerrecht auf Staatenverträge, Völkerherkommen und diplomatische Praxis seiner Zeit zu gründen. Diese Vorgänge im internationalen Rechtsleben galten ihm nicht nur als Beispiele und Belege, sondern als Zeugnisse und Offenbarungen des Rechtsbewußtseins der Völker und ihrer Regierungen, auf welche allein ein solides Gebäude völkerrechtlicher Normen auferbaut werden könnte. So entstanden seine beiden großen Werke über das neueste europäische Völkerrecht: „Versuch des neuesten europäischen Völkerrechtes in Friedens- und Kriegszeiten, vornemlich aus den Staatshandlungen der europäischen Mächte, auch anderen Begebenheiten, so sich seit dem Tode Kaiser Karls VI. zugetragen haben", 10 Thle. 1777—1780 und „Beiträge zu dem neuesten europäischen Völkerrecht in Friedenszeiten" (5 Thle. 1778—80), in Kriegszeiten (3 Thle. 1779—81).

So hat M. treu gewuchert mit dem ihm anvertrauten Pfunde bis zu seinem letzten Athemzuge. Er ist quantitativ wohl der fruchtbarste Schriftsteller Deutschlands gewesen. In den fünf- bis sechshundert Bänden, die er hat drucken lassen, behandelte er nach Art der damaligen Polyhistoren, die verschiedenartigsten Gegenstände. Von bleibender wissenschaftlicher Bedeutung ist nur was in seine Specialfächer, das deutsche Staatsrecht und das europäische Völkerrecht einschlägt. Aber auch hier sind seine Leistungen keineswegs vollkommen. Schon die Massenhaftigkeit seiner Schriftstellerei machte ihm formelle Vollendung, wie sie uns in Pütter's und Häberlin's Schriften entgegentritt, unmöglich. In der juristischen Verarbeitung des Stoffes, in der lichtvollen systematischen Anordnung des Ganzen, in der Aufstellung leitender Principien, ist ihm sein um 20 Jahre jüngerer Fachgenosse Pütter bei weitem überlegen. Moser's ganze Richtung ist eine durchaus positive. Nur das urkundlich Belegbare hat für ihn Bedeutung. darum will er auch das urkundliche Material blos durch sich selbst reden lassen, indem er dasselbe dem Leser möglichst unverändert zur Beurtheilung unterbreitet. Von philosophischem Geiste, vom Einflusse abstracter Ideen oder ausländischer Staatstheorien findet sich bei ihm keine Spur. „Es ist so, weil es so ist“, so lautet seine einzige Begründungsformel staatsrechtlicher Institutionen.

Wenn jetzt, nach Ablauf eines Jahrhunderts, in welchem sich die große Gedankenarbeit unserer Philosophen mit den werthvollen Errungenschaften der historischen Schule zur höheren Einheit einer geschichtsphilosophischen Auffassung verschmolzen hat, die Gegenwart auch an die positive Rechtswissenschaft, besonders an das wiedererwachende Studium des deutschen Staatsrechtes höhere Anforderungen stellt, so darf uns dies nicht, wie es häufig geschehen, zur ungerechten Beurtheilung eines Mannes verleiten, der den Besten seiner Zeit genug gethan. Kein Publicist des Reiches hat uns ein so zuverlässiges urkundliches Material hinterlassen, keiner so wenige Trugschlüsse gezogen, keiner einen so gesunden praktischen Sinn bewährt, als M. Noch heute zum Theil sind seine Werke eine unerschöpfliche Fundgrube für die Staatsgeschichte des vorigen Jahrhunderts, und selbst in praktischen Rechtsfragen, die einen engen Zusammenhang mit der Vergangenheit haben, wendet sich die Gegenwart nicht selten um Auskunft an den alten M. Aber größer noch als sein Verdienst um die Wissenschaft vom Staate ist das um die Wiederbelebung des erstorbenen Staatssinnes, des erloschenen Gemeingeistes im deutschen Vaterlande. In einer Zeit wo alles neben ihm in unterthänigster Servilität vor den fürstlichen Erdengöttern erstarb, hat er die damals so seltene Eigenschaft bürgerlichen Muthes in höchstem Grad bewährt. Er hat darin den Deutschen das große Vorbild eines Patrioten gegeben, dem nichts über das Recht seines Volkes und seines Vaterlandes ging. Allerdings hing Moser's heldenmüthiger Kampf für die landständischen Rechte mit seiner Anschauung, daß diese erstorbenen privilegirten Körperschaften „die Repräsentanten des gesammten lieben Vaterlandes“ seien, wie mit seiner Hoffnung zusammen, daß der junge Most in die alten Schläuche gefüllt werden könne. Er übersah, daß diese veralteten Institutionen unrettbar dem Untergange geweiht seien, daß zwar nicht die regellose Sultanslaune kleiner Despoten, wol aber der geniale staatsbewußte Absolutismus großer Könige berufen sei, durch den modernen Gedanken der Staatseinheit das particularistisch unstaatliche Ständethum zu überwinden und so erst den Boden zu reinigen und zu ebnen, auf dem ein volksthümlicher deutscher Staat erwachsen könne. Vor allem ging M. jedes Verständniß für die Aufgabe und Eigenart des preußischen Staates ab, in welchem sich damals, mit innerer Nothwendigkeit, der moderne Staatsgedanke, nur auf Grundlage des monarchen Absolutismus, vollziehen konnte. Wenn M. somit ein nothwendiges Mittelglied der historischen Entwicklung nicht

gehörig beachtete, so trug doch unverkennbar sein ganzes Bestreben dazu bei, im Volke die Ueberzeugung zu erwecken, daß auch das Verhältniß zwischen Obrigkeit und Unterthanen in Deutschland kein willkürliches sei, sondern auf beiden Seiten verfassungsmäßige Rechte und Pflichten begründe, daß die lebendige Mitwirkung des Volkes am Staate durch das Organ einer Volksvertretung kein utopisches Postulat neuerungssüchtiger Staatsverbesserer, sondern ein wohlbegründetes historisches Recht des deutschen Volkes sei. Deutschland verehrt daher in seinem gelehrtesten Staatsrechtslehrer zugleich seinen lautersten Patrioten, den Vorkämpfer, Märtyrer und Propheten des verfassungsmäßigen Rechtsstaates, dessen Verwirklichung im Reiche wie in den Einzelstaaten das höchste politische Problem der Gegenwart ist.

Hauptquelle für den so merkwürdigen äußern Lebensgang Moser's ist die an Aufrichtigkeit und Einfachheit einzig dastehende „Lebensgeschichte J. J. Moser's von ihm selbst beschrieben“, 3 Bde., Frankf. und Leipzig, 3. Aufl. 1777, welche durch den neuesten Biographen Moser's, den Pfarrer August Schmid, „aus Archiven und Familienpapieren“ manche Bereicherung erfahren hat. Vgl. ferner H. Schulze, J. J. Moser der Vater deutschen Staatsrechts. Ein Vortrag, 1869. Für die wissenschaftliche Bedeutung Moser's besonders beachtenswerth ist ein Aufsatz R. v. Mohl's (Litt. der Staatswissenschaften, Bd. II, S. 400 ff.), ferner v. Kaltenborn, in Bluntschli's Staatsw., Bd. VII., S. 18 ff. Derselbe, Kritik des Völkerrechts, S. 91. Ein Verzeichniß der Moser'schen Schriften findet sich in der Selbstbiographie, Bd. III., S. 120 bis 188 und in Pütter's Litteratur des deutschen Staatsrechts, Bd. I., S. 414—430. Hermann Schulze.

Moser: Karl Friedrich v. M., (s. die Nachträge zu diesem Bande).

Moser: Johann Heinrich M., geb. den 12. December 1805 in Schaffhausen, † den 24. October 1874 ebendaselbst. Sohn eines wackern Uhrmachers, zog M. mit 19 Jahren auch als angehender Uhrmacher aus der Vaterstadt in die Fremde. Seine Wanderschaft führte ihn schließlich nach Rußland. In Moskau richtete er sich zuerst sein eigenes Geschäft ein; dann übersiedelte er nach Petersburg und gründete hier mit geringen Mitteln eine Uhrenfabrik, die unter seiner ebenso thatkräftigen, wie sachverständigen Leitung bald eine der bedeutendsten im weiten russischen Reiche wurde und ihn in Verbindung mit einem ausgebreiteten Uhrenhandel in verhältnißmäßig kurzer Zeit zum reichen Manne machte. Als mehrfacher Millionär kehrte M. 1849 mit seiner Familie nach Schaffhausen zurück; nicht um seine Reichthümer in unthätiger behaglicher Ruhe zu genießen, sondern um seiner in dumpfe Kleinlichkeit versunkenen Vaterstadt neue Lebensimpulse zu geben durch Erweckung einer regen gewerblichen Thätigkeit. Zwar die Uhrenfabrikation in großem Stile aus ihrer eigentlichen Heimath der Neuenburger Berge nach Schaffhausen zu verpflanzen, wagte er noch nicht; dafür war zu jener Zeit die Concentration dieser Industrie in große, fabrikmäßig betriebene Etablissements noch zu wenig vorgeschritten. Für den Betrieb der Uhrmacherei richtete sich M. deshalb nach seiner Heimkehr in Locle ein. Dagegen gab er seinen Mitbürgern durch Gründung der Eisenbahnwagen- und Waffenfabrik Neuhausen — eine leichte Stunde unterhalb Schaffhausen — selbst das erste Beispiel, wie die gewaltige Wasserkraft des jungen Rheins für industrielle Unternehmungen zu verwerthen sei. Dann setzte er mit raschem Erfolge seine ganze Energie daran, um Schaffhausen durch eine Eisenbahn nach Winterthur, die sogenannte „Rheinfallbahn“, mit dem schweizerischen Bahnnetze in directeste Verbindung zu bringen. Endlich ging er mit aller Macht an die Verwirklichung eines Projects, das man füglich als seine größte Lebensaufgabe bezeichnen darf: an die Aus-

führung der großartigen Wasserbauten, durch welche die ganze Kraft des Rheinstroms in den Dienst der menschlichen Arbeit gezwungen und den Einwohnern der Stadt Schaffhausen zur freien Verfügung gestellt werden sollte. Am 9. April 1866 wurde das vollständig gelungene Werk der öffentlichen Benutzung übergeben und dem Schöpfer desselben die wohlverdiente Dankesurkunde der Vaterstadt mit einem kostbaren Ehrengeschenk überreicht. Sind auch nicht alle Hoffnungen zur Verwirklichung gelangt, welche sich für Schaffhausen an das Unternehmen knüpften, so ist in dessen Gefolge doch wieder neues, vielgestaltetes Leben in die stillen Mauern eingezogen und somit der Hauptzweck erreicht worden. Mit innerer Befriedigung durfte M. von der Höhe seiner prächtigen Villa Charlottenfels auf die Zeugnisse und Ergebnisse seiner zielbewußten, rastlosen Wirksamkeit herniederblicken, als er sich im spätern Alter einer immer noch durch mannigfaltige nützliche Thätigkeit, sowie durch die Pflege der Kunst verschönten Muße hingab; in dem Bewußtsein, nicht bloß für sich, sondern auch für Andere gelebt und fruchtbar gearbeitet zu haben.

Wartmann.

Moser: Lukas M., Maler um 1431 zu Weil der Stadt in Würtemberg. Von ihm rührt der Hochaltar der Stiftskirche zu Tiefenbronn (bei Calw) her, der deshalb eine Wichtigkeit in der Geschichte der altdeutschen Kunst einnimmt, weil er zu den wenigen Werken gehört, die, in die Zeit vor dem flandrischen Einflusse fallend, genau datirt sind. Es ist ein mit Schnitzwerk und Malerei ausgestatteter Flügelaltar zur Verherrlichung der heiligen Maria Magdalena. Die Erhöhung derselben ist im Mittelschreine in Holzschnitzerei dargestellt, die Flügel, Predelle, Lünette bestehen aus Malerei, als deren Verfertiger (eine Merkwürdigkeit für diese Zeit in Deutschland) sich Lukas M. nennt, zugleich mit einem Stoßseufzer über die schlechten Zeiten für die Kunst. Die Inschrift lautet: „Lucas Moser, Maler von Wil, Maister des werx bit got vir in — Schrie kunst schrie und klag dich ser din begert jecz niemen mer. so o. we 1431". Das Werk fällt noch vor den directen Einfluß der Gebrüder van Eyck, ist also noch nicht in Oel gemalt. Die deutsche Kunst war übrigens damals schon in einem Uebergang von der idealisirenden Weise des 14. Jahrhunderts zu größerer Realistik begriffen, und diesen Uebergang zeigt Moser's Malerei deutlich. Auf der einen Seite Streben nach charakteristischer Darstellung, nach Verkürzungen, die freilich noch nicht recht gelingen, auf der andern noch die weichen Falten, der holdselige Ausdruck in den Frauenköpfen ꝛc. Der annähernde Zeitgenosse des Meisters Stephan ist hier sehr deutlich, doch entbehrt das Werk bei aller Verwandtschaft zu dem Kölner doch der Süßigkeit der Empfindung desselben, es ist roher. Die gleichzeitigen Werke in Oberdeutschland stehen darin überhaupt gegen Köln zurück (Bilder in Nürnberg, Bamberger Altar von 1429 in München u. s. w.), und es ist wol fraglich, ob Meister Lukas in der heiligen Stadt am Niederrhein gelernt hat, ob in ihm nicht vielmehr ein echter Schwabe zu erkennen ist. Am ersten dürfte man wol an Ulm als die Heimath seiner Kunstweise denken. Das kleine Reichsstädtchen Weil, drei Stunden südlich von Tiefenbronn gelegen, konnte ihm wol kaum die nöthige Ausbildung gewähren. Was übrigens seine Beschwerde über die mißlichen Kunstzustände betrifft, so bemerkt Schnaase (Geschichte der bild. Künste im Mittelalter VI, 471) mit Recht: „Da diese Klage im Ganzen gewiß ungegründet und das Ansehen der Kunst im Steigen war, wird sie wol nur aus den engen Verhältnissen seines Wohnortes zu erklären sein, ist aber jedenfalls bemerkenswerth als ein Zeichen des wachsenden Selbstgefühls der Künstler". Reproducirt ist der Altar in Lichtdruck von J. Bäckmann in Karlsruhe.

Wilh. Schmidt.

Moser: Wilhelm Gottfried v. M., Forstcameralist; geb. am 27. November 1729 zu Tübingen; † am 31. Januar 1793 zu Ulm. M. gehört der berühmten Cameralistenfamilie an: sein Vater war Joh. Jakob, sein Bruder Friedrich Karl v. M. (s. o.). Seine erste wissenschaftliche Grundlage erhielt er auf dem Gymnasium zu Stuttgart und studirte dann auf den Universitäten Halle und Tübingen Rechts- und Cameralwissenschaft. Seine dienstliche Laufbahn war großem Wechsel unterworfen. Anfangs als Canzlist in Stuttgart beschäftigt, trat er 1750 in die Dienste des Grafen Stolberg-Wernigerode und machte sich, unter Johann Georg von Langen's Leitung (Bd. XVII, S. 656) mit den forstlichen Verhältnissen des Harzes bekannt. Im Jahre 1757 wurde er herzoglich württembergischer Expeditionsrath, hierauf Forstrath bei dem Erbprinzen von Hessen-Darmstadt (in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg), später Kammerjunker und Oberforstmeister in hessen-darmstädtischen Diensten, 1772 Geheimerath und Jägermeister, 1786 wurde er fürstlich Taxis'scher wirklicher Geheimerath, Kammerpräsident und Kreisgesandter in Ulm.

M. gehört mit zu den Cameralisten, welche die Forstwissenschaft als solche begründet haben. Die Kenntniß der praktischen Seite des Forstwesens war zwar bei ihm nur in geringem Maße entwickelt, obschon er den Wald frühzeitig kennen gelernt und sich über 40 Jahre lang mit Vorliebe forstlichen und jagdlichen Studien hingegeben hatte. Auch die Naturforschung und Naturkunde (nach seinem eigenen Ausspruche bloß zur „Belustigung eines müßigen Gelehrten vorhanden und in der Oekonomie keinen Nutzen schaffend" —!!) waren seine schwächste Seite. Er ersetzte aber diese Mängel durch eine vorzügliche formale Durchbildung, sehr gute Kenntnisse in Rechts- und Cameralwissenschaft, umfassenden Blick und ganz besonders durch eine seltene Befähigung in Bezug auf Systemkunde. Zeugniß hierfür geben seine „Grundsätze der Forstökonomie" (1757, 2 Theile). In diesem sich durch große Vollständigkeit und wissenschaftliche Ordnung aller Materien auszeichnenden Werke findet sich die Forstwirthschaft zum ersten Male in ein System gebracht, dessen Grundzüge wenigstens zum Theil noch heute eine gewisse Gültigkeit beanspruchen können. M. bringt den umfangreichen Stoff in 11 Bücher (928 Seiten) und handelt — wenn auch mit anderen Ueberschriften— in der Sache Folgendes ab: 1) Einleitung in das Forstwesen, Beschreibung der Holzarten und Eintheilung der Wälder in Forste und Hauungen. 2) Fällungsbetrieb und Holznutzung. 3) Forsttechnologische Nebengewerbe. 4) Nutzen und Schaden durch Viehweide. 5) Holzzucht und Waldpflege. 6) Forstschutz. 7) Jagdbetrieb (mehr vom administrativen Standpunkte aus vorgetragen, als vom technischen). 8) Nebennutzungsbetrieb. 9) Gemeinde- und Privatwaldungen. 10) Waldbegrenzung und Forstbeschreibung. 11) Forstverwaltung und Forststrafwesen. — Er verlangt Schlageintheilung nach einer mit Rücksicht auf den nothwendigen Holzbedarf nach Dimensionen (also nicht Jahreszuwachs) festzustellenden Umtriebszeit, mit dauernder Bezeichnung der Schläge im Forste, Bildung mehrerer Wirthschaftskörper, Einhaltung einer planmäßigen Hiebsfolge, pflegliche Holzfällung, Verjüngung durch schmale Kahlschläge (im Nadelholz u. z. mit Randbesamung), eine mittelwaldartige Wirthschaft (im Laubholz) u. dgl. m. Die eigentliche Samenschlagwirthschaft war ihm zwar fremd, auch kannte er die Durchforstungen nicht, allein den alten Femelbetrieb („das Ausleutern der Wälder") verdammte er ebenso, wie die Praktiker Beckmann und Büchting. Bemerkenswerth erscheint noch, daß er die erste Anleitung zur Hiebsführung gegen Sturmschäden ertheilte. Eine materielle Bereicherung wurde der forstlichen Erkenntniß durch dieses Werk zwar nicht zu Theil; wohlthuend wirkt aber die Betonung der Nothwendigkeit einer

nachhaltigen und pfleglichen Fällung, bezw. Wirthschaft im Rahmen einer festen Schlageintheilung. Außerdem offenbart sich in dem Buche ein schönes Verständniß für die volkswirtschaftiche Stellung des Forstwesens und eine systematische, klare und geschäftsgewandte Durchdringung des Stoffes. M. veröffentlichte nebenbei noch einige kleinere Schriften von untergeordneter Bedeutung, so u. A. über Holzmangel, Holzpreis, Forsttechnologie, Holzersparniß 2c. in den Frankfurter wöchentlichen Abhandlungen, den Oekonomischen Nachrichten 2c. Endlich war M. Herausgeber der zweiten forstlichen Zeitschrift unter dem Titel: „Forst-Archiv zur Erweiterung der Forst- und Jagd-Wissenschaft und der Forst- und Jagd-Litteratur“ (17 Bände von 1788—1795), welche lange Zeit einen ehrenvollen Platz unter den Fachzeitschriften behauptete. Fortgesetzt wurde das Forstarchiv unter dem Namen: „Neues Forst-Archiv zur Erweiterung“ 2c. bis zum 30., bezw. 13. Bande der neuen Folge von dem Cameralprofessor Dr. Christoph Wilhelm Jacob Gatterer (1796—1807). In erster Linie berücksichtigte diese Zeitschrift die Forst- und Jagdgesetzgebung, zumal das Forsthoheitsrecht und die Forstverwaltungsnormen, erst in zweiter Linie die eigentliche Forstpraxis; sie ist besonders reich an forstgeschichtlichem Material. Moser's Bedeutung als Systematiker rechtfertigt, wenn man die Begriffe „System“ und „Wissenschaft“ identificiren darf, die Auffassung, daß erst vom Erscheinen seiner „Forstökonomie“ ab die Forstwissenschaft als formell begründet zu erachten sei.

Monatschrift für das württembergische Forstwesen, VI, 1855, S. 37. — Nouvelle Biographie générale, Tome XXXVI, S. 722. — Pfeil's Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft, 45. Bd., 2. Heft, 1863, S. 162 (von Berg). — Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, 1865, S. 490, 526 u. f. — Fr. von Löffelholz-Colberg, Chrestomathie II, S. 173, Nr. 352; V, 1, S. 49, Nr. 168. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums 2c., II, S. 8 und 9, Bemerkung 2, S. 80, 84, 114 und 180. — Roth, Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland, S. 584 (als Todesjahr wird hier unrichtig 1796 angegeben). R. Heß.

Möser: Justus M., Staatsmann und Schriftsteller, geb. am 14. Decbr. 1720, † am 8. Januar 1794. Sein Vater, Johann Zacharias M., war Canzleidirector und Consistorialpräsident zu Osnabrück, die Familie selbst aber pflegt man bis zu dem Urgroßvater, der seiner Zeit Conrector zu Magdeburg gewesen und in gleicher Eigenschaft nach Hamburg übergesiedelt war, zurückzuverfolgen. M. hat seine grundlegende Bildung in seiner Vaterstadt Osnabrück erhalten und früh sich als eine begabte, lebhafte und originelle Natur angekündigt. Seine akademischen Studien hat er in den Jahren 1740 bis 1742 zu Jena und Göttingen gemacht. In die Heimath zurückgekehrt, ließ er sich in die Zahl der Advocaten aufnehmen und man nimmt nicht mit Unrecht an, daß dieser Beruf, dem er nach seinen eigenen Worten mit einer Art von Leidenschaft ergeben war, die in ihm liegende Neigung, alle Dinge von ihren verschiedensten Seiten aus anzusehen, in hohem Grade gefördert hat. Seine Weltklugheit und sein praktischer Sinn in Verbindung mit einem fleckenlosen Charakter haben indeß nicht verfehlt, ihm der Reihe nach einen weiteren Wirkungskreis zu eröffnen; das osnabrückische Staatswesen war ohnedem dazu angethan, diese seine Eigenschaften zu entwickeln und auf die rühmlichsten Proben zu stellen. Es war dieß bekanntlich ein paritätischer geistlicher Wahlstaat, mit einem bischöflichen Landesherrn an der Spitze, der abwechselnd dem katholischen und dem evangelischen Bekenntnisse angehören mußte. Das Domcapitel bestand aus 25 Domherren, von welchen jeder gehalten war, seine 16 Ahnen nachzuweisen und von welchen wenigstens drei lutherisch sein mußten. Es war aber zugleich

Herkommen, daß der Landesherr nicht aus dem Capitel, sondern durch dasselbe aus einem der regierenden Fürstenhäuser gewählt wurde. Daneben stand die überwiegend protestantische Ritterschaft, welche die Landtagsfähigkeit im ritterschaftlichen Collegium und damit einen fühlbaren Einfluß auf die Landesgeschäfte besaß. An diese schloß sich endlich die Corporation der Städte, voran die Hauptstadt, die sich einer nahezu demokratischen Verfassung erfreute und in der Hauptsache sich selbst regierte. Unter diesen Umständen konnte es auch einem mäßig Begabten und gewandten Mann nicht schwer werden, hier seine Stellung zu finden, und wurde ein ausgezeichneter Mann, wie M. war, allmählich an die Spitze des seltsamen Staatswesens emporgetragen, so kann uns das nicht wundern. M. war bereits im J. 1742 Secretär der Ritterschaft geworden, und wurde im J. 1747 advocatus patriae, d. h. die Regierung übertrug ihm die Function eines Vertreters ihrer Interessen gegenüber den auswärtigen und einheimischen Potenzen, von welch letzteren auch die Ritterschaft nicht ausgeschlossen war. M. verstand es, dies widerspruchsvolle Amt so gut zu führen, daß die letztere in eben demselben Jahre ihn zu ihrem Syndicus beförderte. So lange ruhige Zeiten dauerten, blieb ihm Muße genug, nebenher das Geschäft eines Advocaten das er sich von Anfang an erwählt, zu betreiben, und es wird glaubwürdig versichert, daß er dieses im edelsten Sinne des Wortes that und ein Anwalt der Unterdrückten gegen die Mächtigen war. Als sich dann die Zeiten änderten, und die Unruhen des siebenjährigen Krieges auch den kleinen Staat Osnabrück heimsuchten, erhielt er Gelegenheit, von seiner Geschäftsgewandtheit, und der Kunst, die Menschen zu behandeln, Beweise abzulegen. Als Vertreter der Ritterschaft hatte er mit den Repräsentanten der alliirten Armee zu unterhandeln und die Entschädigung derselben für die dem Lande Osnabrück auferlegten Lieferungen und Forderungen zu betreiben. Es ist Thatsache, daß er diesen Auftrag mit nicht minder großem Erfolg als glücklicher Geschmeidigkeit ausgeführt hat. Eine ähnliche Veranlassung führte ihn im J. 1763 nach London, und er hat sich auch dieses Auftrages mit gleichem Erfolge und gleicher Geschicklichkeit entledigt. Acht Monate lang hat dieser sein Aufenthalt in der Hauptstadt des brittischen Reiches gedauert. Es braucht kaum erst ausdrücklich hervorgehoben zu werden, in welch hohem Grade sein für alles Große empfänglicher Geist durch die ihm hier eröffneten Eindrücke und Anschauungen gehoben und gefördert wurde. Denselben befruchtenden Einfluß, welchen die Anschauung der englischen Zustände und Einrichtungen in Staat und Litteratur damals notorisch auf so manchen bedeutenden festländischen Kopf ausgeübt haben, übten sie im entsprechenden Verhältnisse auch auf M. aus. Sein Gesichtskreis hat hier die ergiebigsten Anregungen aufgenommen und in seiner späteren staatsmännischen wie litterarischen Thätigkeit sind die Spuren derselben leicht wieder zu erkennen. Seiner geschäftlichen Gewandtheit that sich aber gerade bei dieser Gelegenheit ein neues Feld der Thätigkeit auf. Im August 1761 war der Kurfürst Clemens August von Köln, der zugleich Fürstbischof von Osnabrück war, gestorben, und ein Prinz aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg sollte den Bestimmungen des westfälischen Friedens gemäß, sein Nachfolger im Hochstifte werden. Der Londoner Hof blieb aber längere Zeit unschlüssig, welchen seiner Prinzen dieses Loos treffen sollte, und das Interregnum dauerte unter diesen Umständen ungewöhlich lange. In diese kritische Epoche fiel der Aufenthalt Möser's in London; die Rathschläge eines Mannes, der die staatsrechtlichen Verhältnisse des Hochstiftes so genau wie er kannte, waren daher doppelt gesucht und geschätzt. Die gute Meinung, die M. bei dieser Veranlassung bei dem damaligen hannöverschen Minister in London, dem Herrn von Behr, von sich erweckte, ist übrigens für seine zukünftige Stellung in seinem Vaterlande nicht ohne maßgebende Folgen geblieben. König

Georg entschied sich endlich dafür, daß sein, freilich erst einjähriger Sohn Friedrich Fürstbischof von Osnabrück werden solle. Es eröffnete sich damit die Nothwendigkeit einer langen vormundschaftlichen Regierung, und die nächste Frage war nun, wem das Recht der Vormundschaft zufallen solle. Das Osnabrücker Domcapitel nahm es für sich in Anspruch, während auf der andern Seite der Vater des jungen Fürstbischofs, d. h. der König von England sich dasselbe vindicirte und sofort davon Besitz ergriff. An der Vertretung der Ansprüche des letzteren fiel M. ein guter Theil zu und er hat dieses in ihn gesetzte Vertrauen durchaus gerechtfertigt. Es kann zugleich keinem Zweifel unterliegen, daß Möser's eigene Ueberzeugung mit der Sache, der er dabei diente, vollständig zusammenfiel. Was aber das wichtigste war, M. erhielt seitdem, dem ausdrücklichen Willen des Königs-Vormundes zufolge, umfassenden Einfluß auf die Regierungsgeschäfte des Hochstifts. Es änderte nichts daran, daß ihm bereits während der Sedisvacanz durch das Domcapitel die Stelle eines Justitiars bei dem Criminalgerichte übertragen worden war, welche er bis zu seinem Tode bekleidet hat. Es war ihm einmal bestimmt, die scheinbar unvereinbarsten Aemter in seiner Person zu vereinigen, ohne die Pflichten, welche ihm jedes derselben auferlegte, zu beeinträchtigen. Seine erwähnte einflußreiche Stellung zur Landesregierung, die zunächst mehr nur eine thatsächliche gewesen war, hat er mit solchem Erfolg versehen, daß sie fünf Jahre später — im J. 1768 — in eine offen ausgesprochene, officielle verwandelt, und er zum geheimen Referendar bei der Regierung ernannt wurde. Bis zum Jahre 1783, d. h. bis zum wirklichen Regierungsantritte des Fürstbischofs Friedrich, hat M. sich das in ihn gesetzte Vertrauen ungemindert zu bewahren verstanden und zugleich den Dank und die Hochachtung aller halbweg Unparteiischen verdient, wenn er auch keinen Anstand nahm, unter Umständen eigensüchtigen Ansprüchen des Domcapitels und selbst der Städte nachdrücklich entgegenzutreten. Es ist allgemein anerkannt, daß er bei der Verwaltung dieses seines machtvollen Amtes an sich selbst und seinen Nutzen stets zuletzt gedacht und die äußeren Ehren und Vortheile, die ihm zufielen, nicht gesucht, ja sie nur mit Sträuben angenommen hat. Die fünfzigjährige Amtsfeier, welche ihm im J. 1792 die osnabrückische Ritterschaft bereitete — im J. 1742 war ihm das Amt ihres Secretärs übertragen worden — wurde zu einer wahren Landesfeier, zum Beweise, wie allgemein das Gefühl war, daß er überall und stets nur das allgemeine Beste im Auge gehabt und gefördert hatte. Es war somit, nur von der bisher geschilderten Seite beurtheilt, ein selten gesegnetes Leben, das nach kurzer Krankheit am 8. Januar 1794 zu Ende ging. M. hatte in verhältnißmäßig jungen Jahren eine ihm an Charakter und Bildung ebenbürtige Frau heimgeführt; das Glück dieser Ehe wurde nur durch den Tod des einzigen Sohnes in der Blüthe seiner Jahre getrübt; die einzige, des Vaters an Wesen und Geist würdige Tochter, Frau von Voigts, hat ihn überlebt und ging das Gedächtniß ihres Namens mit seinem eigenen verdienter Maßen auf die Nachwelt über. Zu dem Glücke dieses Lebens gehörten ferner nicht zum wenigsten die freundschaftlichen Beziehungen, in welche M. im Verlaufe der Jahre zu einer Reihe der vortrefflichsten seiner Zeitgenossen getreten ist; dieses Glück verdankte er zum guten Theile den Früchten seines Geistes, welche der Unermüdliche mitten in dem Gedränge der Geschäfte, die ihn in Athem hielten, hervorzubringen und zu zeitigen verstand. Während sein amtlicher Pflichteifer und seine Geschäftsgewandtheit ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte seines kleinen Geburtslandes sicherten, haben seine Schriften ihm einen unvergänglichen Namen in der Geschichte seiner Nation und ihrer Litteratur erworben.

M. nimmt in der Entwickelung des deutschen Geistes und unter seinen litterarischen Zeitgenossen eine durchaus originale Stellung ein. Diese ist in

neuerer Zeit wiederholt so treffend und verläßlich geschildert worden, daß es genügen wird, an diesem Orte das wesentliche hervorzuheben. Möser's ungewöhnliches Talent, um damit zu beginnen, steht außer Frage, d. h. er hat für seine Zwecke stets die entsprechende, gewinnende Form gefunden, und in der Richtung, in welcher er am selbständigsten erscheint, standen ihm in Deutschland wenigstens keine Vorbilder zu Gebote. Ursprünglich zum französisch-gottschedischen Geschmacke der Zeit hinneigend, hat er sich doch bald von demselben befreit und seinen eigenen Weg eingeschlagen. Die praktischen, realistischen, volksthümlichen und vor allen nationalen Tendenzen brachen sich in ihm Bahn, und in der Hingebung an sie hat er das Große und Seltene das ihn auszeichnet, geleistet. Er war in keiner Weise ein Schriftsteller von Beruf und mitten in den nicht geringen Ansprüchen, die seine verschiedenen amtlichen Pflichten, die wir kennen, an ihn fortgesetzt machten, mußte er die Zeit finden, um auf seine Landsleute und seine Nation anregend und belehrend, wie wenige, zu wirken. Es war aber zugleich wieder ein unendlich schätzbarer Vortheil für ihn, daß er durch seine dienstliche Stellung in ununterbrochener Berührung mit den verschiedenen Kreisen des Volkes blieb und seinen Sinn für das Wesen, die Bedürfnisse, die Sitten und Einrichtungen desselben zu bewahren und zu schärfen im Stande war. Und wiederum, obgleich durch seine dienstliche Wirksamkeit auf die Bedürfnisse und Einrichtungen eines Kleinstaates angewiesen, hat er sich doch seine Augen für das Große in allen Richtungen offen gehalten und den allgemeinen Gang der geistigen und socialen Entwickelung im Abendlande mit Sorgfalt verfolgt. Blieb er trotzdem von Einseitigkeiten nicht bewahrt, so trug daran nicht etwa die Selbstgenügsamkeit seines Geistes, sondern die Eigenthümlichkeit seiner Natur die Schuld. In Einem stand er zu seiner Zeit von vorn herein im unverkennbaren Widerspruche, daß er nämlich im Gegensatze zu den kosmopolitischen und humanitären Neigungen derselben in erster Linie und unentwegt für die Sache seiner Nation und der deutschen Nationalität eintrat. Diese seine Eigenthümlichkeit hängt wieder mit seinem historischen Sinn aufs engste zusammen, der ihn vor jeder Flucht ins Allgemeine und vor allen Abstractionen kräftig schützte. Diesen seinen historischen Sinn, der in jener Epoche noch etwas ziemlich seltenes war, bewährte er nicht blos als historischer Schriftsteller, sondern in der Gesammtheit seiner Denkungsweise und seiner Anschauungen über die wichtigsten Fragen des öffentlichen und socialen Lebens. Den ersten Schritt in das Gebiet der Geschichte hat er (1748) mit seiner Vorrede zu seinem Trauerspiele „Arminius“ gethan, in welcher er im berechtigten Gegensatze zu den landläufigen Ansichten in der zu niederen Beurtheilung des Culturgrades der alten Deutschen eben so das Richtige traf, als sein Beruf zum Dichter durch das Drama selbst mehr als zweifelhaft blieb. Seinen bleibenden Ruhm als Historiker hat M. durch seine „Osnabrückische Geschichte“ begründet, zu welcher er den Plan mitten in den Wirren des siebenjährigen Krieges entwarf und welche freilich unvollendet geblieben ist. Das Bedeutendste des Werkes bietet der erste Band, die Einleitung in die Osnabrückische Geschichte. Sie schildert die ältesten Zustände des niedersächsischen Volkes nach den verschiedensten Seiten der staatlichen, wirthschaftlichen und socialen Einrichtungen; viele und zum Theil wesentliche seiner bez. Ansichten sind heutigen Tages zwar überwunden und abgelehnt, aber auch diese haben einen fruchtbaren und nachwirkenden Anstoß gegeben, so daß man M. nicht mit Unrecht zu den Begründern der deutschen Rechtsgeschichte und Alterthumswissenschaft zählt, wenn es auch als eine Uebertreibung erscheinen muß, wenn man ihn den „Vater der historischen Rechtsschule“ und einen der „größten Meister historischer Methode“ genannt hat. Letztere Eigenschaft, hätte er sie wirklich in diesem Umfange besessen, hätte ihn vor einer Reihe von historischen

Irrthümern schützen müssen, von welchen wir ihn nicht freisprechen dürfen. In dem einen hatte er unzweifelhaft Recht, wenn er die Untersuchung des Grundbesitzes und der bäuerlichen Verhältnisse überhaupt zum Ausgangs- und Mittelpunkt seiner Betrachtung unserer ältesten Geschichte nahm, und nicht weniger, wenn der Bauernstand seine volle Sympathie besaß, aber ein Irrthum war es doch, wenn er die Meinung durchblicken läßt, daß die Nation wohl gethan hätte, bei den Zuständen, die damit zusammenhängen, zu verharren. Wie für den Bauernstand gehörte ein freier kräftiger Bürgerstand zu seinen Idealen, und gerade in den Schutzwehren, mit welchen er auch diesen umgeben wollte, trat seine Opposition gegen die Lieblingsbestrebungen des Tages und des philosophisch-humanitären Jahrhunderts hervor. Er stellte überall den „Bürger" dem „Menschen" gegenüber und verwahrte sich unermüdlich dagegen, daß der letztere auf Kosten des ersteren begünstigt werden sollte, jedoch er übersah, daß um dem „Bürger" aufzuhelfen, vor allem der „Mensch" wieder in seine Rechte, d. h. in einen erträglichen und menschenwürdigen Zustand versetzt werden mußte. Es kann als ein Widerspruch erscheinen und hängt doch mit seiner ganzen Denkweise zusammen, daß sich M. viel mehr mit der Gesellschaft als mit dem Staate beschäftigte, erklärt sich aber schon aus der einen Thatsache, daß er es liebt, überall an die bestehenden Zustände anzuknüpfen, die ihm aber in seiner Nähe mehr sociale als politische Anknüpfungspunkte entgegenbrachten. Die überwiegende Summe seiner Anschauungen und Urtheile hat er bekanntlich in den „Patriotischen Phantasien" niedergelegt, die, eine unvergleichliche und einzige Erscheinung in unserer Litteratur, die sie sind, eines besonderen Lobes nicht mehr bedürfen. Man weiß, daß Goethe die Sammlung dieser zerstreuten, meist aus zufälligen Veranlassungen entstandenen kleinen Aufsätze veranlaßt und zugleich das erschöpfende treffende Wort darüber ausgesprochen hat. Es wäre nicht schwer, und ist in der Hauptsache auch schon geschehen, ein systematisches Bild der Anschauungen Möser's aus diesen Phantasien zusammenzusetzen. Ihr formeller Werth allein sichert ihnen schon die Unvergänglichkeit. Eine solche eminente Gabe, scherzend die Wahrheit zu sagen, und oft die schwierigsten Fragen in der scheinbar leichtesten Form zu behandeln, hatte Deutschland bisher nicht gesehen und hat sich, die Wahrheit zu sagen, auch seitdem nicht wiederholt. Am glücklichsten ist M. immer, wenn er das Gebiet der Sitte betritt und die herrschenden Schwächen und Verkehrtheiten der Mode, des häuslichen Lebens der verschiedenen Kreise mit seiner treffenden aber nie kränkenden Ironie berührt. Mit unwiderstehlicher Gewalt findet neben seinem Gemeingeist sein conservativer Sinn bei solchen Gelegenheiten Ausdruck. Freilich vertheidigt er auch manches Unhaltbare wie manche unerträgliche Härte und spricht auch bei solchen Gelegenheiten eine und die andere leicht anfechtbare Ansicht aus: aber der eminent gesunde Menschenverstand fesselt uns immer wieder und der Eifer, mit welchem er vor unnützen Abstractionen warnt und das ehrwürdige, unschädliche und doch nützliche Herkommen vertheidigt, hält uns unwiderstehlich fest. So bleibt es wahr: „In Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, auf freie Uebersicht, glückliche Behandlung, so gründlichen als frohen Humor wüßte ich ihm Niemand als Franklin zu vergleichen". Das Ungenügende und Klägliche unserer nationalen Zustände in jener Zeit hat M. immer erkannt und nicht übersehen, daß die Quelle so mancher Uebelstände im großen wie im kleinen eben in ihnen zu suchen sei. Seine tapfere Antwort auf Friedrichs d. Gr. Lettre sur la litterature allemande legt für diese seine Einsicht wie für seinen Patriotismus das herrlichste Zeugniß ab. Freilich zog er sich immer wieder gern auf sein liebstes Terrain, die Betrachtung der socialen, sittlichen und wirthschaftlichen Zustände und Gebrechen seines Volkes zurück. Die letzteren hat er nicht blos mit unermüdlicher

Vorliebe, sondern zugleich mit so seltenem Verständnisse behandelt, daß er von einer Seite her als „der größte deutsche Nationalökonom des 18. Jahrhunderts“ bezeichnet werden durfte. So wird ihn denn das deutsche Volk stets als einen seiner besten und erleuchtetsten Söhne verehren und feiern.

Eine Gesammtausgabe der Werke Möser's, 10 Bde. mit seinem Leben von Friedrich Nicolai erschien Berlin 1842—1843. Die Absicht, sein Leben selbst zu beschreiben, hat M. leider nicht ausgeführt. — Vgl. ferner: F. Kreyßig, J. Möser, Berlin 1857. — W. Roscher, Gesch. der Nationalökonomik in Deutschland S. 500 ff. — Bluntschli's Gesch. der neueren Staatswissenschaft, 3. Auflage, S. 463 ff. Wegele.

Möser: Karl M., k. Capellmeister, ist geb. am 24. Januar 1774 zu Berlin als Sohn eines Hautboisten des Zietenschen Husarenregiments, von welchem er den ersten Unterricht in der Musik erhielt; später wurde er von dem Kammermusikus Böttcher unterrichtet. Im Jahre 1784 trat er zum ersten Male auf und veranstaltete ein Concert, in welchem er sich auf der Violine hören ließ. Sein Spiel fand allgemein Beifall und erregte selbst ein gewisses Aufsehen. König Friedrich Wilhelm II. empfahl ihn dem Markgrafen von Schwedt, welcher den jungen Künstler in seiner Capelle anstellte. Später wurde er Zögling der k. Capelle, genoß den Unterricht des Concertmeisters Haack und ward am 1. Januar 1792 als k. Kammermusikus fest angestellt. Als solcher wirkte er in den Privatquartetten des Königs mit, wurde sehr ausgezeichnet, mußte aber nach einigen Jahren den k. Dienst und sein Vaterland verlassen. Er wandte sich nach Hamburg, wo er bei Fränzl, Rode und Viotti fleißig studirte. Von dort begab er sich über Kopenhagen und Christiania nach London. Nach dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm II. erhielt er in Berlin seine Stelle als Kammermusikus wieder, führte ein bewegtes Künstlerleben, namentlich in der Gesellschaft des Prinzen Louis Ferdinand und Dussek's, machte 1804 eine Reise nach Wien, wo er Haydn und Beethoven kennen lernte und durch sein Spiel ihren Beifall gewann. Durch den Krieg von 1806 wurde er brodlos, reiste nach Warschau und St. Petersburg, wurde aber 1811 als Concertmeister und erster Violinist der k. Capelle in Berlin wieder angestellt. Hier veranstaltete er seit 1813 regelmäßige Quartettabende, in denen namentlich Haydn, Mozart und Beethoven gepflegt wurden und seit 1816 führte er auch Symphonien und Ouvertüren classischer Meister auf. Aus diesen Aufführungen sind später die berühmten Symphonie-Soireen der k. Capelle hervorgegangen. Im J. 1825 wurde M. königlicher Musikdirector und erster Concertmeister, auch Leiter der Instrumentalclasse der k. Capelle. Im Jahre 1842 schied er nach 50jähriger Dienstzeit mit dem Titel eines k. Capellmeisters aus dem Dienste und starb am 27. Januar 1851 zu Berlin.

v. Ledebur, Tonkünstler-Lexikon Berlins. Ernst Friedlaender.

Mosewius: Ernst Theodor M., ein vielseitig gebildeter Musiker, der sich um die Neuerweckung älterer Meisterwerke große Verdienste erworben hat. Zu Königsberg i. Pr. am 25. September 1788 geboren, besuchte er die dortige Universität; doch die Lust zur Musik und seine schöne Stimme trieben ihn aus seinen Studien heraus und er betrat die Bühne, um als Sänger und Schauspieler Ruhm und Ehren zu ernten. Als er sich 1810 mit einer dortigen Sängerin verheirathete, soll es ein hoher Kunstgenuß, eine Lust und Freude gewesen sein, das Ehepaar gemeinsam auf der Bühne wirken zu sehen. Die Leidensjahre für Preußen waren für M. ein Gewinn, denn nun strömte durch die Anwesenheit des preußischen Hofes in Königsberg alles zusammen, was Preußen an bedeutenden und hervorragenden Männern besaß und M. fand durch solche Bekanntschaften mannigfache Gelegenheit, seinen lebhaften Geist zu bilden.

Im J. 1811 trat er mit seiner Frau in Berlin auf und hier war es besonders die von Zelter geleitete Singakademie, die ihm durch Aufführungen alter Meisterwerke ein ganz ungekanntes Musikfeld eröffnete. Hier legte er den Grund zu seiner späteren segensreichen Wirkung und gewann durch persönlichen Umgang die Männer für sich, die ihm später so behülflich gewesen sind. Vorläufig lebte und strebte er nur für die Bühne: wurde bei seiner Rückkehr in seine Vaterstadt zum Verwaltungsmitgliede ernannt und 1814, als Kotzebue die Leitung des Theaters übernahm, zum Operndirector. Allein schon nach zwei Jahren lösten sich die bestehenden Verhältnisse auf und M. nahm ein Engagement in Breslau an. Breslau war damals ein für Kunst und Wissenschaft sehr empfänglicher Ort und wies eine Anzahl berühmter Persönlichkeiten auf, wie sie sich später dort nie wieder zusammen gefunden haben. Da war Braniß, Steffens, von Raumer, von der Hagen und von Winterfeld, der Kenner und spätere Schriftsteller über altclassische Musik. Eine nach seinem Tode erschienene Brochüre spricht sich über den Mosewius damaliger Zeit sehr treffend aus. Sie sagt: „In seiner überreichen, nach allen Seiten hin empfänglichen und anregenden Natur war der tief ernste Sinn für das Höchste und Heiligste mit der seltenen Gabe verbunden, durch übersprudelnden Witz und geistreiche Einfälle seine Umgebung unwillkürlich in seine eigene Stimmung zu versetzen, und fast immer oder nur dann, wenn er selbst es nicht wollte, wurde er unbewußt der Mittelpunkt des Kreises, in welchen er getreten war. Sein Erscheinen an der Breslauer Bühne war der Beginn einer neuen Aera für die Oper. Durch seinen ernsten Eifer für die würdige Darstellung classischer Kunstwerke aller Zeit und aller Gattung, half er Aufführungen hier zu Stande bringen, wie sie vorher und nachher nicht mehr hier gesehen und gehört worden sind. Als Osmin im Belmonte, Leporello, Figaro von Mozart und Rossini, Caspar im Freischütz und ähnlichen Partien, feierte er Triumphe, wie sie selten einem Künstler in gleicher Weise geworden und allen, die ihn in seiner Blüthezeit auf der Bühne gehört haben, unvergeßlich geblieben sind. Und wenn er an einem Abende durch seinen Alles mit sich fortreißenden Humor das Publicum als Figaro entzückt oder als Caspar in die entgegengesetzte Stimmung versetzt hatte, so spielte er am andern Tage den treuherzigen Hans von Kottwitz in Kleist's Prinzen von Homburg, oder den Pater Lorenzo in Shakespeare's Romeo und Julia mit gleicher Vollendung, mit gleicher Wirkung, mit gleicher Hingabe an die gestellte Aufgabe und mit gleicher Achtung vor der Kunst, ohne je nach dem Beifalle der Menge zu ringen.“ Das Theaterleben in seinen Schattenseiten fing an, M. immer unerträglicher zu werden und seine Kunstansichten vertrugen sich immer weniger mit den Grundsätzen, denen der Pächter (seit 1823) und das Publicum huldigten. Zu Anfang des Jahres 1825 trat er in das Privatleben zurück und beabsichtigte vorläufig durch Gesangunterricht einen Schülerkreis sich zu erwerben. Auch der plötzliche Tod seiner Frau, die ihm fünf kleine Kinder hinterließ, machte ihn diesem Vorsatze nicht abwendig. Nachdem er sich durch mehrere Gastrollen in Königsberg eine Summe Geldes erworben, wie er sie für den Anfang seiner neuen Laufbahn nöthig hatte, kehrte er nach Breslau zurück und gründete am 17. Mai 1825 mit einer kleinen Schaar — nur 26 Personen — die Breslauer Singakademie. Am 8. April 1827 trat sie zum ersten Male mit der Aufführung des Messias von Händel an die Oeffentlichkeit. Freilich konnte man es in gewissen Kreisen noch immer nicht überwinden, daß der Künstler, dessen Leporello man auf der Bühne belacht hatte, nun ernste und heilige Musik aufführte! Aber als am 3. April 1830 die Aufführung der Passionsmusik nach Matthäus von Joh. Seb. Bach stattgefunden, verstummten jene Stimmen gänz-

lich vor der allgemeinen Anerkennung der Tüchtigkeit der Akademie und ihres Directors. Es war dies die zweite Aufführung des Werkes in unserm Jahrhundert; die erste hatte bekanntlich F. Mendelssohn in Berlin am 11. März 1829 veranstaltet.

Nach dem um 1827 erfolgten Ableben des Organisten Berner in Breslau erhielt M. die Musikdirectorstelle an der Universität und die Direction des königl. akademischen Instituts für Kirchenmusik. Hier stand ihm ein Chor der besten Stimmen zu Gebote, denn die Seminarien beider Confessionen lieferten ihm die Männerstimmen, die besten Sängerknaben aus Schulen und Gymnasium die hohen Stimmen. M. kam daher nie in die allen Gesangvereinen so oft verderbliche Noth der Männerstimmen, denn anfänglich gewann er sie durch seine liebenswürdige Persönlichkeit und später drängte sich alles, was nur sang, an ihn heran. Es war eine Pracht, seinen Chor zu hören und ebenso interessant und belebend, unter seiner Direction ein Werk einzustudiren. Seine Thätigkeit griff immer mehr und mehr in die Musikverhältnisse Breslau's ein. Schon 1823 hatte er an der Stiftung der Liedertafel Theil genommen und blieb bis zu seinem Ende ihr Dirigent. Im J. 1833 gründete er den „musikalischen Cirkel", einen Verein für Opern- und Kammermusik, der sich wöchentlich versammelte und vier Mal im Laufe des Winters Aufführungen vor den Mitgliedern und Eingeladenen veranstaltete. Hier wurden die nie oder nur noch selten auf der Bühne erscheinenden älteren Opern von Mozart, Gluck, auch Salieri, Cimarosa, Cherubini theils ganz, theils einzelne Sätze und Scenen daraus aufgeführt. Ebenso wurde dort das deutsche Lied gepflegt und die Löwe'schen Balladen, welche M. selbst vortrefflich vortrug, bestanden hier die erste Feuerprobe. So bildete M. lange Jahre den Mittelpunkt, um den das ganze Musiktreiben Breslau's sich drehte und von dem Anregung und Anfeuerung nach allen Seiten hin ausging. Obgleich er keinen anderen Unterricht als den im Gesang ertheilte, hat er doch manchen jungen Mann zum Künstler herangebildet, nicht durch theoretische Lehren, sondern durch seinen allanregenden Umgang und ihm fällt ein gut Theil von dem Verdienst zu, daß wir uns heute im Besitze der Werke eines Händel und Bach befinden. Sein Streben, diese beiden Heroen gewürdigt zu sehen, fand er nicht ganz in den von ihm geleiteten Aufführungen befriedigt, sondern er griff noch zum Worte, schrieb Zeitungsartikel mit einer in Feuer und Flamme getauchten Feder und gab auch manche Brochüre heraus. So z. B. 1845: „Johann Seb. Bach in seinen Kirchen-Cantaten", 1852: „J. S. Bach's Matthäuspassion." Auch den gedruckten Textbüchern zu den Oratorien, die er aufführte, gab er stets Einleitungen, welche das Werk historisch und ästhetisch beleuchten und von nachhaltigem Werth sind. Rüstig bis in sein hohes Alter und die Fäden der Breslauer Musikausübung fest in der Hand haltend, wirkte er mit wahrer Jugendkraft bis zu seinem Tode. 1858 begab er sich mit seiner noch jugendlichen Frau zweiter Ehe während der akademischen Ferien auf eine Reise nach der Schweiz in voller Kraft und Lebensluft, doch schon in Schaffhausen ereilte ihn ganz plötzlich am 15. September (1858) der Tod. Seine letzten Worte waren: „Ach meine Singakademie!" Die Mitglieder der Singakademie haben sich aber ihres Gründers und langjährigen Leiters als würdig erwiesen und die Besten der tüchtigen Dirigenten erwählt, die sie auf gleicher Höhe hielten, anfänglich den heute in Leipzig lebenden Musikdirector Karl Reinecke, dann den Gründer des Schweriner Domchores, Musikdirector Julius Schaeffer.

Nekrolog, Niederrheinische Musikzeitung von L. Bischoff, Bd. VI, 307, und die Brochüre: Erinnerungen an E. Th. M., Breslau 1859 (von E. F. Baumgart).

Rob. Eitner.

Mosham: Ruprecht von M., Theologe der Reformationszeit, geb. 24. September 1493, † 1543. Rueprecht von Mosham (Rudbertus a Mosham) — so, nicht Moshaim, schreibt er selbst seinen Namen — bezeichnet sich selbst als Juris utriusque Doctor Decanus Pataviensis et Consiliarius Regius. Domdechant in Passau war er seit 1522. Er stammte aus einer ursprünglich schweizerischen, dann in Steiermark ansässigen adeligen Familie. 1519 war er im Gefolge des Erzherzogs Ferdinand bei Gelegenheit der Krönung Karls V. in Aachen, wo er mit Erasmus bekannt wurde, 1530 mit König Ferdinand auf dem Reichstag zu Augsburg. In Passau war er, wie es scheint, einige Jahre zugleich Domprediger; er predigte wenigstens oft. Wegen heterodoxer Aeußerungen gerieth er in Conflict mit dem Domcapitel und dem Administrator von Passau, Herzog Ernst von Baiern, und 1539 mußte er die Stadt verlassen. Er suchte mündlich, brieflich und schriftstellerisch in sehr verworrener und phantastischer Weise eine Ausgleichung der religiösen Gegensätze herbeizuführen, sprach dabei ebenso scharf gegen Mißbräuche in der römischen Kirche wie gegen Luther's Rechtfertigungslehre und fand darum bei beiden Parteien Widerspruch. Schon 1537 las er dem König Ferdinand zu Prag und dem Nuncius Morone zu Wien Aufsätze vor, in denen er seine Ideen über kirchliche Reformen entwickelt hatte, wollte damals auch nach Rom reisen, um sie dort zu vertreten. Nachdem er 1539 Passau verlassen, wandte er sich zunächst nach Nürnberg, wo er mit den dortigen Predigern disputirte. Diese veröffentlichten im November 1539 Epistola Theologorum Norimbergensium ad Dr. R. a Mosham (auch deutsch, unterschrieben von W. Linck, A. Osiander, Veit Dietrich und Th. Venatorius). Dann reiste er an den Rhein, um die geistlichen Kurfürsten für seine Ideen zu gewinnen, überreichte in Köln auch Morone eine Denkschrift und richtete Briefe an den Kaiser und viele Theologen und hochstehende Personen. Bei Gelegenheit der Religionsgespräche fand er sich 1540 in Hagenau, 1541 in Worms ein; dort beauftragte König Ferdinand Friedrich Nausea und Joh. Cochläus mit einer Prüfung seiner Vorschläge, die natürlich sehr ungünstig ausfiel. Er disputirte 1541 mit den Predigern in Straßburg, reiste dann nach der Schweiz, fand sich aber 1542 bei Gelegenheit des Reichstags wieder in Speyer ein. Jetzt leitete der Kurfürst von Mainz eine Untersuchung gegen ihn ein und ließ ihn gefangen setzen. Er starb im Gefängniß, wahrscheinlich 1543, nach Einigen durch Selbstmord. — 1535 gab sein Bruder Jacob heraus: Kynosophion ac opusculum Phemonis de cura et conservatione canum, per . . . Rudbertum Moshaim [sic], Decanum Pataviensem, graece et latine eruditissimum, J. U. D., Regium Consiliarium, e graeco in latinum translatum, nebst Encomium canis seu declamatio quaedam de laudibus canum Rudberti a Moshaim. Von 1539 veröffentlichte M. selbst eine Reihe von theils lateinischen, theils deutschen Schriften über seine kirchlichen Bestrebungen: „Memoriale microsynodi Norinbergensis, Ain gedenckzettel des Nurenbergischen particular Concilij“ 2c., „Microsynodus Moguntina und Treverina, alle drei 1539; „Hierusalem nova per microsynodum monarchicam a septem principibus electoralibus S. R. I. per verbum unitatis aedificanda et restituenda, Das neuw Hierusalem“ 2c., 1540; „Microsynodus Norinbergen. Romana, non germanica“ etc., 1541, u. s. w. — Das Schriftchen: „An statui et dignitati ecclesiasticorum magis conducat admittere synodum nationalem . . . quam decernere bello. Epistolae duae decani et canonici cujusdam“ (abgedruckt bei Goldast, Polit. 1,1224 und bei Wolf, Lect. mem. 2,446), ist nicht von M., sondern von M. Bucer. — Im römischen Index steht M. seit 1559 in der ersten Classe.

Leben, Meinungen und Schriften Ruprechts von Moshaim (von Schwarz) in G. Th. Strobels Miscellaneen, 1781, 5. Bd. S. 3—116. Sugenheim,

Baierns Volkszustände, 1842, S. 41. 536. Th. Wiedemann, Reformation 2, 335. Laemmer, Analecta Rom. p. 30. Theol. Arbeiten aus dem Rhein. Predigerverein, herausg. von Fr. Evertsbusch, 1874, 1, 24. Reusch, Der Index der verbotenen Bücher 1, 359. Reusch.

Moshammer: Franz Xaver M., Ritter von Mosham zu Penzing und Neudeck, Cameralist, geb. 1755 zu Burghausen in Baiern, † 27. September 1826 auf seinem Gute Penzing bei Wasserburg in Baiern, studirte in Göttingen und Wien (? wenigstens nennt er Sonnenfels seinen Lehrer), erwarb die philosophische und juridische Doctorwürde, wurde 1780 außerordentlicher Professor der Cameralwissenschaften zunächst in der philosophischen, bald darauf in der juristischen Facultät der Universität Ingolstadt, 1781 auch für Wechselrecht bestellt, 1783 daselbst Ordinarius und kurfürstlicher Hofrath, übernahm später auch deutsches Privatrecht und Encyclopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, 1790 in den Ritterstand erhoben, 1797 Assessor am dortigen Spruchcollegium, übersiedelte 1800 mit der Universität nach Landshut, 1807 zum Senator perpetuus ernannt starb er gerade in der Zeit, als die Universität nach München übertragen wurde (1826). Ein wegen seiner Vielseitigkeit und seines gediegenen Wissens hochgeschätzter akademischer Lehrer und Gelehrter gehörte er doch nicht zu den fruchtbaren, schöpferischen Geistern seiner Zeit. Eine Reihe von Schriften, die er hinterlassen hat, zeigen ihn als Compilator oder bloßen Interpreten fremder wissenschaftlicher Anschauungen. Als Cameralist steht er durchaus auf dem Boden von Sonnenfels, nach dessen Schriften er auch lehrte. Seine Auffassung von der Einrichtung des cameralistischen Studiums, zu dem er auch die cameraltechnischen Fächer rechnete, und der er schon in einer eigenen Denkschrift (1782) einen sehr umfassenden, für die Geschichte der Cameralwissenschaft noch jetzt sehr bedeutsamen Ausdruck gab, ist zunächst in Ingolstadt selbst für die Bildung des Cameralinstituts wirksam geworden und hat sich noch lange Zeit darnach in der Schöpfung der selbständigen cameralistischen Facultäten zu München, Würzburg und Tübingen lebendig gezeigt. Als eine kleine Episode in dem sonst so ruhigen Lebensgange dieses Gelehrten erscheint 1793 die fälschlich gegen ihn erhobene Anklage, der Verfasser einer für die bairische Diplomatie kränkenden Schrift: „Demonstratio thesis, quod usus tituli „Excellentiae“ in tractatu Hamburgensi et Westphalico non prosit Legatis Electorum atque non-usus Legatis principum haud noceat“ gewesen zu sein, von welchem Vorwurfe er durch die vom akademischen Senate geführte Untersuchung vollkommen gerechtfertigt wurde. Schriften: „Gedanken über die neuesten Anstalten teutscher Fürsten, die Cameralwissenschaften auf hohen Schulen in Flor zu bringen“, 1782. (Eine weitere der Regierung übergebene Denkschrift mit Empfehlung eines Institutum camerale ist nicht gedruckt worden.) — „Einleitung in das gemeine und bairische Wechselrecht“, 1784, 2. Aufl. 1803. — „Sammlung der neuesten Instructionen für die kurpfalzbairischen Dikasterien“, 1783. — „Grundsätze der Polizei, Handlung und Finanz von Sonnenfels, abgekürzt und in Tabellen gebracht“, 1787, 2. Aufl. 1801. — „Ueber die Amortisationsgesetze und besonders in Baiern“, 1798. — „Ueber das Bierbraurecht in Baiern“, 1791. — „Europäisches Gesandtschaftsrecht“, 1806. (Napoleon „dem Einzigen“ gewidmet). — „Grundsätze des Lehenrechts“, 1814. — Eine „Philosophische Geschichte der Gesetzgebung in Baiern“, welche er schon 1782 angekündigt hat, ist nie erschienen.

Annales universit. Ingolstad., fortges. v. Permaneder. Prantl, Gesch. d. Univ. München. N. Nekr. d. D. Inama.

Moshammer: Joseph Alois M. wurde am 7. Februar 1800 zu Forchtenau bei Aurolzmünster im Innkreise geboren, wo sein Vater als Landwirth lebte, besuchte das Gymnasium zu Passau und das Lyceum in Salzburg und

ging 1823 nach Wien, um hier die juridische Laufbahn einzuschlagen. Mangel an Subsistenzmitteln hinderte ihn jedoch an der Vollendung derselben, und so mußte er sich als Lehrer und Hofmeister dem Erziehungsgeschäfte zuwenden. Dieses führte ihn theils zu Studien in der älteren und neueren Sprachenkunde, Litteratur und Geschichte, theils zu schriftstellerischen Arbeiten auf diesen Gebieten, von denen besonders seine „Vorschule der Sprachkunde oder allgemeine Andeutungen zur Forschung der Sprachen überhaupt und insbesondere der deutschen rc.“ (1829) und „Apollo, oder belehrende Unterhaltungslectüre in vier Sprachen für alle gebildeten Stände“ (6 Bde. 1830 ff.) zu erwähnen sind. Mehrere ihm angetragene Lehrämter in entfernteren Gebieten des österreichischen Kaiserstaats lehnte er ab, und so kam es, daß er erst zu Anfang des Jahres 1840 eine Anstellung im Staatsdienste erlangte, und zwar bei dem k. k. Bücher-Revisionsamte. Als dieses Amt 1848 mit der obersten k. k. Polizei- und Censur-Hofstelle in den sturmbewegten Wellen der Revolution unterging, wurde M. bald darauf als Canzlist von der k. k. Wiener Stadthauptmannschaft übernommen. Hier rückte er im Laufe der Zeit von Stufe zu Stufe bis zum Polizei-Commissär erster Classe auf und ließ sich 1866 in den Ruhestand versetzen. Sein Amt gewährte ihm Muße genug, seine einmal begonnene schriftstellerische Thätigkeit fortzusetzen, die schließlich sogar eine gewisse Vielseitigkeit angenommen hatte. Aus seiner Feder flossen nicht nur belletristische Arbeiten, wie die Erzählungen und Novellen „Der deutsche Ordensritter“ (1839); „Erzählungen in neuer Form“ (1840); „Die Auswanderer“ (1841); „Segnungen des Glaubens“ (1841); „Kunst und Leben“ (3 Bde., 1846); „Virginia, oder die christliche Jungfrau“ (aus dem Franz. übersetzt, 4 Bde., 1846); „Die Mongolenbraut“ (1849); „Licht- und Schattenbilder“ (1864); „Bürgerspiegel“ (1856), sondern auch viele Jugendschriften, topographische, naturhistorische und Erbauungsschriften. M. starb in Wien am 15. November 1878.

Wurzbachs Biographisches Lexicon, 19. Band, Seite 157 ff.

Franz Brümmer.

Mosheim: Johann Lorenz M., lutherischer Theolog, Kirchenhistoriker und Kanzelredner des 18. Jahrhunderts, geb. 9. October 1694 (?) zu Lübeck, † 9. September 1755 zu Göttingen. — Ueber den Anfängen seines Lebens waltet ein gewisses Dunkel, da er selbst nicht gerne darüber sprach und sichere Documente fehlen. Weder sein Geburtsjahr noch seine Abstammung ist sicher bekannt. Nach der gewöhnlichen Annahme stammte er aus einem alten freiherrlichen Geschlecht von Moßhaimb oder Mosheim, das früher in der Schweiz und in Steiermark blühte, und war der Sohn eines Herrn von M., der zuerst in kaiserlichen, später in englischen Diensten stand, zuletzt in Lübeck als Pensionär sich niedergelassen hatte. Der Name seiner Mutter ist ganz unbekannt: sie soll Protestantin, der Vater Katholik gewesen sein. Nach einer aus Wolfenbüttler Acten stammenden, freilich nicht sicher verbürgten Notiz aber (vgl. Henke a. a. O. S. 68 f.) wäre M. der uneheliche Sohn eines holsteinischen Prinzen (Ernst Leopold von Holstein-Ploen, † 1722) und einer Wäscherin gewesen, die nachher mit einem Hoflakai oder Lieutenant Mosheim verheirathet worden sei. Er selbst scheint sich niemals „von Mosheim“ genannt und erst später das von Mosheim'sche Wappen angenommen zu haben. Sein Geburtsjahr war 1694 oder 1695. Seine Kindheit verlebte er in kümmerlichen Verhältnissen: pressus dura sorte et egestate, wie er selbst einmal sagt. Frühe aber zeigte er eine glückliche Begabung und ungewöhnlichen Lerneifer. Nachdem er auf der Schule zu Lübeck einen mangelhaften Schulunterricht genossen und aus Noth eine Zeitlang auf holsteinischen Gütern als Hauslehrer sich umgetrieben, gelang es ihm endlich 1716 mit Hülfe einiger holsteinischen Edelleute die Universität Kiel zu beziehen. Hier

entfalteten sich seine Talente so rasch, daß er bald mit schriftstellerischen Versuchen in lateinischer und deutscher Sprache hervortrat und die Aufmerksamkeit nicht bloß seiner Lehrer, sondern auch auswärtiger Gelehrter wie Leibniz, Buddeus auf sich zog. Nachdem er 1718 Magister, 1719 Assessor der philos. Facultät geworden, begann er Vorlesungen über Logik und Metaphysik zu halten, trat aber auch mit vielem Beifall als Prediger auf zur Unterstützung seines alten Lehrers und späteren Schwiegervaters, des Professors und Oberpredigers A. zum Felde. Durch mehrere Schriften, bes. seine antideistische, gegen Toland gerichtete Schrift „Vindiciae antiquae Christianorum disciplinae“, 1720, und „Observationes sacrae“, 1721, die er dem Herzog August Wilhelm von Braunschweig und der Herzogin Elisabeth Sophie Marie, einer geb. Prinzessin von Holstein-Ploen, seiner besonderen Gönnerin, zueignete, empfahl er sich sosehr, daß er 1723 als ordentlicher Professor der Theologie nach Helmstedt berufen wurde. Zwar fand seine Aufnahme in die theologische Facultät anfangs in Helmstedt selbst wie bei der mitbetheiligten hannoverschen Regierung Anstand (vgl. Henke in der Hall. Allg. Litt.-Ztg. 1837 S. 429 ff.). Bald aber gelang es ihm, alle Hindernisse zu überwinden und er wurde von Ehren- und Gnadenbezeugungen überschüttet: er wurde Mitglied des Consistoriums 1726, Abt der beiden Klöster Marienthal und Michaelstein 1726 und 27, erhielt Sitz und Stimme in den Ständen, das Patronatrecht über verschiedene Kirchenstellen, die Aufsicht über das Schulwesen im ganzen Herzogthum und eine Reihe von weiteren Vergünstigungen (vgl. seinen Brief an Münchhausen vom 29. Dec. 1734 bei Rößler, S. 173 ff.), mußte sich aber auch 1726 durch einen förmlichen Revers verpflichten, bei der Juliusuniversität beständig zu bleiben und keine auswärtige Berufung anzunehmen. So blieb er 24 Jahre in Helmstedt, zuletzt fast die einzige Säule und Stütze der altersschwachen Alma Julia, nachdem dieser in der neugegründeten Georgia Augusta seit 1734 eine bedenkliche Rivalin erstanden war. Zwar hatte Gerlach von Münchhausen gleich von Anfang an Alles darangesetzt, den durch seine große Gelehrsamkeit wie durch seine „Moderation“ gleichberühmten Theologen für einen theologischen Lehrstuhl in Göttingen zu gewinnen. Da es ihm aber unter den damaligen Verhältnissen unmöglich war, dem Ruf zu folgen, so mußte sich M. darauf beschränken, den ihm befreundeten Curator bei seiner neuen Gründung, insbesondere beim Entwurf der Statuten für die theologische Facultät, bei der Besetzung der theologischen Lehrstühle, bei Gründung der Societät der Wissenschaften 2c. mit seinem Rath zu unterstützen. Erst ein volles Decennium später, nachdem er in der Zwischenzeit mehrere glänzende Berufungen abgelehnt, und nachdem der neue Herzog Karl von Braunschweig ihn seines Reverses entbunden, entschloß er sich doch noch dem wiederholten Andrängen Münchhausens zu folgen, indem er 1747 die eigens für ihn geschaffene, nachher nie wieder besetzte Stelle eines Kanzlers der Universität und professor honorarius in der theologischen Facultät zu Göttingen übernahm. Er trat sein Amt an mit einem Programm de odio theologico (Göttingen 1747). Nur noch 8 Jahre verlebte er hier, nicht ohne allerlei Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten, die ihm gerade seine eximirte Stellung als Kanzler oder Director der neuen Universität bereitete, sodaß er anfangs manchmal sich unbehaglich fühlte und nach dem alten Helmstedt und dem „cistercienfischen Schmutz“ seiner beiden Klöster sich zurücksehnte. Aber die Furcht, die Viele von ihm hegten, daß die Universität in ihm einen neuen Oberaufseher erhalten würde, schwand, nachdem man in seiner Person den friedfertigen und liebenswürdigen Mann wie den großen Gelehrten kennen gelernt, der, unermüdlich im Lehren wie in der litterarischen Arbeit, zugleich auch als anspruchsloser College und als Freund heiterer Geselligkeit sich zeigte. Bald lebte er sich ein und gehörte zu den ersten Zierden der

Georgia Augusta, weshalb denn auch sein allzufrühes Scheiden allgemein beklagt wurde. Er wurde in der Paulinerkirche beerdigt; sein Epitaph befindet sich noch jetzt in der Universitätskirche, sein Schädel in der akademischen Schädelsammlung (vgl. Osiander und Siebold bei Lücke, S. 61). M. war dreimal verheirathet, zuerst mit der Tochter des Kieler Professors zum Felde, dann mit einem Fräulein von Haselhorst, zuletzt mit einem Fräulein von Voigts. Von seinen zwei Söhnen trat der eine in württembergischen Staatsdienst, der zweite wurde Officier und nahm Theil am Türkenkrieg; von seinen Töchtern verheirathete sich die eine mit dem Erlanger Professor von Windheim, die andere mit einem russischen Grafen und als Wittwe zum zweitenmal mit einem französischen Herzog von Noailles.

M. war nicht bloß der angesehenste protestantische Theolog, sondern auch einer der ersten deutschen Gelehrten und Schriftsteller seiner Zeit überhaupt. Geßner sagt von ihm: ubi Moshemius, ibi academia. Er besaß vor Allem ein hervorragendes Form- und Sprachtalent. Es gab wenige seiner Zeitgenossen, die ein so klares und elegantes (wenn auch vielleicht nicht immer correctes) Latein und daneben ein so fließendes und geschmackvolles Deutsch zu schreiben wußten; ja er galt seinen Zeitgenossen geradezu als der „erste deutsche Prosaist" und wurde deshalb 1732 von der deutschen Gesellschaft in Leipzig nach Mencke's Tod zu ihrem Präsidenten gewählt (s. Danzel, Gottsched S. 89 ff.) Und wie er der deutschen und lateinischen Sprache Meister war, so besaß er auch eine für jene Zeit seltene Bekanntschaft mit auswärtigen Sprachen und Litteraturen, mit englischen, französischen, italienischen Werken: schon in Kiel übersetzte er aus dem Italienischen, später beschäftigte er sich mit englischen Philosophen und Deisten, mit französischen und englischen Kirchenhistorikern und Kanzelrednern. — Mit diesem Sprach- und Formtalent hängt aber auch seine ganze wissenschaftliche Begabung und Leistung zusammen. M. ist kein schöpferischer Geist, aber ein eminent receptives und reproductives Talent, bemüht und geschickt, überallher das Wissenswürdige und Brauchbare zu sammeln, zu verarbeiten, zu gestalten und darzustellen. Allem wußte er ein Interesse abzugewinnen und über Alles, was er schrieb und sprach, eine gewisse ungezwungene Anmuth zu verbreiten. Dem entspricht ebenso sein theologischer Standpunkt wie seine wissenschaftlichen Leistungen. M. ist ein Mann der Moderation, der Mitte und Vermittlung, nicht ein Mann der Extreme oder der entschiedenen Parteistellung; er ist darum nicht Schöpfer eines Systems, nicht Stifter einer Schule geworden, aber die verschiedenartigsten Anregungen hat er in sich aufgenommen und ebendarum auch wieder nach allen Seiten hin fördernd und anregend gewirkt. Keine der damaligen kirchlichen oder theologischen Parteien hat ihn zu den Ihrigen gezählt: von den orthodoxen Streit- und Schultheologen schied ihn eine angeborne Antipathie gegen alle theologische rabies und die aus seinen geschichtlichen Studien gewonnene Einsicht, daß der orthodoxe Fanatismus zur Roheit und zum Aberglauben führe; von den Pietisten und Herrnhutern schied ihn eine gewisse Freiheit und Heiterkeit des Geistes, sowie sein feiner ästhetischer Takt und seine Schätzung weltlicher Wissenschaft. Er selbst will daher, obwohl fromm und rechtgläubig, „doch weder Pietist sein noch allzu orthodox". Ein Hauptmittel zur Ueberwindung theologischer Bornirtheit sieht er im Studium der Philosophie und begrüßt darum mit Freuden das Wiederaufblühen philosophischer Studien in Deutschland mit Leibniz und Wolf; er selbst aber will weder Leibnizianer noch Wolfianer sein, noch weniger freilich Deist oder Sensualist, gehört vielmehr zu den ersten und eifrigsten Bekämpfern des englischen Deismus und seines Anhangs auf deutschem Boden. So will er überhaupt gar keiner theologischen Partei angehören, sondern mit weitherziger Milde und Geistesfreiheit, mit einem

gewissen optimistischen Eklekticismus und Latitudinarismus überall das Berechtigte und Brauchbare anerkennen, überzeugt, daß nicht blos auf einem Wege und in einerlei Form die Wahrheit gefunden, die Wissenschaft gefördert, das Reich Gottes gebaut werden könne. Dieser seiner vermittelnden Richtung und Geistesart entspricht denn auch die Vielseitigkeit seiner litterarischen Arbeiten und wissenschaftlichen Leistungen. In seiner Jugend hatte er auf den verschiedensten Gebieten der Philologie, Geschichte, Philosophie, Aesthetik, deutschen Poesie und Litteratur sich versucht, und mit allerlei, zum Theil seltsamen Projecten sich getragen, z. B. einer Geschichte exegetischer Paradoxa, einer Bibliotheca Vulcani etc. Später, nachdem er die Theologie zu seiner Lebensaufgabe gemacht, arbeitet er gleichzeitig fast auf allen Gebieten derselben als akademischer Lehrer, als Schriftsteller, Prediger, Theilnehmer am Kirchen- und Schulregiment. Fast zu allen theologischen Disciplinen hat er Beiträge geliefert theils durch seine in Helmstedt und Göttingen gehaltenen Vorlesungen, theils durch seine zahlreichen größeren und kleineren Schriften. Am wenigsten hat er mit dem Alten Testament sich befaßt; dagegen lieferte er zahlreiche Beiträge zur Erklärung des neuen Testamentes, die von den Zeitgenossen geschätzt und aus seinem Nachlaß noch vermehrt wurden. Auch seine Vorlesungen über Dogmatik, Polemik, Homiletik, Kirchenrecht, theologische Encyklopädie sind nach seinem Tode herausgegeben. Sein Hauptwerk auf dem Gebiet der systematischen Theologie aber ist seine Sittenlehre der h. Schrift, wovon er selbst 5 Bände in wiederholten Auflagen herausgegeben hat (1735 ff., nach seinem Tode in 4 weiteren Bänden fortgesetzt von seinem Schüler J. P. Miller 1762—70), ein Werk, das von den Zeitgenossen (z. B. Gellert) in enthusiastischer Weise gepriesen wurde als „Werk des Genius und der Gelehrsamkeit, voll Weisheit und Religion, voll Kenntniß des menschlichen Herzens und Beredsamkeit“, heutzutage wegen Mangels an systematischer Anlage und allzugroßer Breite kaum noch beachtet (doch vgl. darüber Wuttke, Handbuch der chr. Sittenlehre I, 258). Seinen größten Ruhm aber gewann M. unter seinen Zeitgenossen durch seine Predigten oder „heiligen Reden über wichtige Wahrheiten der Lehre Christi“ (in 6 Bänden 1725 ff. allmählich erschienen; vollst. Ausg. Hamburg 1765): er galt als der erste „Kanzelredner“ seiner Zeit, gleich ausgezeichnet durch Gedankengehalt und Formvollendung, durch Eleganz und Reinheit in Sprache und Ausdruck, als vielbewundertes und vielnachgeahmtes Vorbild moderner Kanzelberedsamkeit. Sein eigenes Vorbild waren theils englische Prediger, wie besonders Tillotson, theils die französischen Kanzelredner des siècle de Louis XIV, daher man ihn wohl den deutschen Bourdaloue oder Tillotson genannt hat. Unterstützt wurde die Wirkung seiner Predigten auch durch ausgezeichnete Gaben äußerer Beredsamkeit, durch ein kräftiges Organ, deutliche Aussprache, durch eine natürliche Anmuth und Lebhaftigkeit, die mitunter zu poetischer Begeisterung sich steigerte, wie ja auch sein akademischer Vortrag von seinen Schülern (wie Schröckh, von Windheim ꝛc.) als ein musterhafter gerühmt und darum auch von Nichttheologen gerne gehört wurde.

Mosheim's bedeutendste und dauerndste Verdienste aber liegen auf dem Gebiete der historischen Theologie, der Kirchen- und Dogmengeschichte. Seine zahlreichsten und werthvollsten Schriften gehören diesen Disciplinen an, seine historischen Vorlesungen waren die geschätztesten, seine Forschungen auf diesem Gebiet haben ihm den größten Ruhm erworben und er hat hier am meisten einen epochemachenden Einfluß geübt: er ist, wie man ihn mit Recht genannt hat, der Vater der neueren Kirchengeschichtschreibung. Nachdem die Kirchengeschichte seit der Reformation alle möglichen kirchlichen und antikirchlichen Standpunkte durchlaufen hatte (in Flacius, Baronius ꝛc., zuletzt in Gottfried Arnold), so galt es nun, dieselbe aus dem Dienst der confessionellen Polemik und der theologischen Parteistand-

punkte auf den Standpunkt einer rein objectiven, unparteiischen und irenischen, wissenschaftlich selbständigen Betrachtung zu erheben und zu zeigen, daß es auch in der kirchlichen wie in der weltlichen Geschichte vor Allem darauf ankomme, zu erfahren, was wirklich geschehen ist, also auf kritische, quellenmäßige, allseitige und gründliche Erforschung, auf wahre, klare und geordnete Darstellung der geschichtlichen Thatsachen und Entwicklungen. Eben diesen Dienst hat M. der Kirchengeschichte erwiesen. Zur Lösung dieser Aufgabe vereinigte er in seltenem Maße die verschiedenartigsten Eigenschaften des Geschichtsforschers und Geschichtsschreibers: ausgebreitete Quellenkenntniß, gründliche Forschung, feine Kritik, glückliche Combinationsgabe, seltene Unparteilichkeit, pragmatischen Geist, Klarheit und Eleganz der Darstellung in lateinischer wie in deutscher Sprache, daher mit ihm auch äußerlich die Kirchengeschichte das steife kirchenväterliche Costüm abgelegt und in das moderne Gewand der politischen Geschichte sich zu kleiden angefangen hat. Sein kirchenhistorisches Hauptwerk, das freilich erst kurz vor seinem Tode zum Abschluß gelangte, sind seine „Institutiones historiae ecclesiasticae antiquioris et recentioris“ in 4 Büchern (1. Ausg. 1726, letzte 1755 (4), ins Deutsche übersetzt mit Zusätzen und Fortsetzungen von J. von Einem 1769—78 in 9 Bänden, von J. R. Schlegel 1769—96 in 7 Bänden, englisch von Maclaine 1764 ff., von Murdock 1832, revidirt von Reid 1848, italienisch von Roselli, Neapel 1769). Als Vorarbeiten für dieses abschließende Werk dienten zahlreiche, fast über das ganze Gebiet der Kirchengeschichte sich erstreckende Untersuchungen und Abhandlungen, theils einzeln erschienen, theils gesammelt in den „Diss. ad historiam eccl. pertinentes“ 1731—41, 2. Ausg. 1767, ferner sein „Versuch einer unparteiischen und gründlichen Ketzergeschichte“, 1746—48, seine „Comm. de rebus Christianorum ante Constantinum M.“, 1753 (englisch übersetzt von Vidal und Murdock), seine Monographien über Servet, Origenes gegen Celsus, die Dordrechter Synode, Arminius, Begarden und Beginen, über chinesische, tartarische Kirchengeschichte u. s. w.

Ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften (123 Nummern) geben J. P. Miller in seiner Ausgabe der Institutiones h. e. 1764, Chr. D. Jani in Nicerons Nachrichten, Bd. 23, S. 476 ff., Meusel in s. Lexikon VIII, 348 ff., Pütter in der Gött. Gel.-Gesch., Döring S. 242. — Briefe von Mosheim sind gedruckt bei Klotz, Mosh. et Gesneri epp. amoeboeae 1770, bei Rößler, Gründung der U. Göttingen, 1855, S. 161 ff., bei Danzel, Gottscheds Briefwechsel; ungedruckte in Göttingen, Hannover, Hamburg, Lübeck, Wolfenbüttel ꝛc. Bildnisse M.'s in Bruckers Bildersaal, in Zapfs Biogr. I u. a. a. O. — Ueber sein Leben s. besonders Gesners memoria Moshemii, Göttingen 1755 und in Eyrings Biogr. Gotting. I; Götten, gel. Europa I, 717. II, 817. III, 793; Moser, Lex. jetzt lebender Th., S. 511; Schmersahl, Gesch. jetzt leb. Th. III, 289. IV, 532 ff.; Jani im deutschen Niceron, 23, 406; Pütter, Göttinger Gel.-Gesch. I, 20 ff.; Hirsching, Handb. V, 2, 188 ff.; Jördens, Lexikon deutscher D. u. Prof. III, 702; Döring, Kanzelredner, 239 ff.; besonders aber Lücke, Narratio de J. L. Moshemio, Göttingen 1837, 4; Ernst Henke, in der theol. Real-Enc., 1. A. X, 68; 2. A. X, 328 (verkürzt); Ehrenfeuchter in Göttinger Professoren, 1872, S. 1 ff. Ueber seine Stellung in der Gesch. der prot. Theologie, vgl. Gaß, Gesch. der Dogmatik IV, 82; Frank, Gesch. der prot. Theol. II, 222 ff.; Gieseler, K.-Gesch. IV, 206; Tholuck, Gesch. des Rationalismus 157 ff.; über seine Bedeutung als Prediger siehe Hagenbach in Gelzers Monatsbl., 1865, und die Gesch. der Predigt von Schuler II, 159, Sack S. 23, Rothe S. 424, Zezschwitz-Zöckler III, 364 ff. Ueber seine Bedeutung als Kirchenhistoriker s. bes. Schröckh, K.-G. I, 193 ff.; Stäudlin, Gesch. u. Litt. der K.-G. S. 160 ff.; Baur, Epochen S. 118 ff.; Hase, Kirchengeschichte 1885, Band I, S. 41. Wagenmann.

Mösinger: Georg M., k. k. o. öff. Professor des alttestamentlichen Bibelstudiums und der orientalischen Dialekte an der theologischen Facultät zu Salzburg, geb. am 29. März 1831 zu Langkampfen im Unter-Innthale Tirols, † am 6. Januar 1878 zu Kirchbühel ebendaselbst, trat nach vollendeten Studien und am 30. Juli 1854 erhaltener Priesterweihe zuerst in die Seelsorge zu Kirchberg im Brixenthale und zu St. Johann in Tirol, wurde hierauf durch zwei Jahre als interimistischer Hofcaplan des Fürst-Erzbischofs in Salzburg verwendet und war darauf vom 16. Oct. 1860 bis 25. Sept. 1861 als Caplan in Kufstein angestellt. Die nächstfolgenden Jahre brachte er theils zu München, theils zu Rom (als Caplan all' Anima) zu seiner weiteren theologischen Ausbildung besonders in den morgenländischen Sprachen zu. Aus Rom zurückgekehrt wurde er im J. 1864 zum Supplenten und 1866 zum wirklichen o. ö. Professor für die Lehrkanzel des alttestamentlichen Bibelfaches und der orientalischen Dialekte in Salzburg ernannt, nachdem er am 13. Juli 1865 zum Doctor der Theologie promovirt worden war und im J. 1866 als freiwilliger Militärcaplan den österreichischen Feldzug in Italien mitgemacht hatte. Geliebt und geehrt von seinen Zuhörern und Collegen wirkte der freundliche und fromme Mann in dieser Stellung mit eifervoller Thätigkeit durch 10 Jahre. Doch anstrengende Sprachstudien — er warf sich auch auf das Armenische, die Hieroglyphen und die Keilschriften — zogen ihm zu Anfang des Jahres 1877 ein heftiges Leberleiden mit Gelbsucht zu, gegen welches er zwar zu Karlsbad und in den heimathlichen Bergen einige Linderung fand, dem er aber schließlich zu Kirchbühel, wo er zu seiner Erholung weilte, erlag. Ein vielversprechendes Talent sank mit ihm viel zu frühe in's Grab. Er hatte folgende Schriften herausgegeben: „Monumenta syriaca ex romanis codicibus collecta.“ 2 Vol. 1869. 1878. „Die Unfehlbarkeit des Papstes gemeinfaßlich erklärt.“ 4. Aufl. 1871. „Supplementum corporis Ignatiani a Guil. Curetono editi.“ 1872. „Acta ss. martyrum Edessenorum Sarbelii, Barsimaei, Guriae, Samonae et Abibi.“ Fasc. I. 1874. „Vita et martyrium s. Bartholomaei apostoli ex sinceris fontibus armeniacis in linguam lat. conversa.“ 1877.

Salzburger Kirchenblatt, Jahrg. 1878, Nr. 2, 3, 4.

P. Ant. Weis.

Mösl: Vitalis M., Benedictiner, wurde am 19. November 1735 zu Salzburg geboren, trat 1753 als Noviz in das dortige Stift St. Peter, legte im folgenden Jahre die feierlichen Ordensgelübde ab und wurde 1758 zum Priester geweiht. Nachdem er durch einige Jahre an der philosophischen Facultät der Universität Salzburg die Anfangsgründe und die Grammatik, dann von 1764—66 die Philosophie gelehrt und von 1767 an durch weitere zwei Jahre das Amt eines akademischen Predigers verwaltet, widmete er die weiteren 40 Jahre seines Lebens, welche er theils in Maria-Plain, theils im Stifte zubrachte, vorzugsweise schriftstellerischen Arbeiten und starb am 2. December 1809. Die meisten seiner Schriften sind Uebersetzungen homiletischer Werke, namentlich aus dem Französischen: So 4 Bde. „Reden des h. Franz von Sales“, 1777; „Mangin's Sonntags-, Fest- und Christenlehrpredigten,“ u. s. w., zusammen 8 Bde.; desselben „Pastoralunterricht von den Pflichten eines Beichtvaters“; „Monmorel's Homilien“; „Betrachtungen über die Regel des h. Benedict“ von einem ungenannten französ. Verfasser, 1776. Auch ein „Medicinisches Handlexikon“ übertrug er aus dem Französischen, 1782. „J. A. Cramer's Uebersetzung der Predigten und kleinen Schriften des h. Johannes Chrysostomus“ und „Simon Grynaeus' Uebersetzung der Werke der apostolischen Väter“ verbesserte er im katholischen Sinne mit Zuhülfenahme der Urtexte und der lateinischen Uebersetzungen. Erstere wurden in 11 Bänden 1772—76, letztere 1774 gedruckt. Er selbst verfaßte

noch folgende Werke: „Ueber die Ursache periodisch fließender Quellen und die Verbesserung moosiger Gründe“ (von der Münchener Akademie 1764 gekrönte Preisschrift); „Epitome historiae philosophicae Salisburgensis“, 1765; „Geistliche Reden von der heutigen Lauigkeit und dem h. Geheimnisse des Altars,“ 1770, 2 Bde.; „Geistliche Reden auf die Festtage des Jahres,“ 1774, 2 Bde.; „Briefe eines Reisenden nach Sachsen,“ 1785, und einige Artikel in der Münchner Monatschrift: „Zum Unterricht und Vergnügen,“ 1765, und in den Salzburger Ephemeriden 1773.

Vgl. Scriptores ord. s. Benedicti, qui 1750—1880 fuerunt in imperio Austriaco-Hungarico. Vindob. 1881. p. 304 sq. Stanonik.

Mosle: Johann Ludwig M., geb. am 2. Januar 1794 zu Varel im Großherzogthum Oldenburg, † am 24. October 1877 zu Oldenburg, war der Sohn eines einer lothringischen Familie entstammenden Advocaten Alexander M. Er besuchte seit 1808 das Gymnasium zu Oldenburg und bezog 1811 die Universität Straßburg, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Im April 1813 entfernte er sich, um der französischen Conscription zu entgehen und um an dem deutschen Befreiungskampfe Theil zu nehmen, mit vier befreundeten Landsleuten heimlich von Straßburg und wanderte, in Heidelberg immatriculirt, als Heidelberger Student unter großen Mühseligkeiten durch Böhmen nach Schlesien, wo er die preußische Armee traf. Er trat als freiwilliger Jäger bei dem preußischen Garderegiment ein und machte den Feldzug vom September 1813 bis Februar 1814 mit. In Folge einer Reclamation des Herzogs von Oldenburg, der einige junge Offiziere für die neue oldenburgische Formation zu gewinnen wünschte, wurde er plötzlich entlassen und von Troyes aus nach Oldenburg instradirt, wo er sofort eine Anstellung als Lieutenant fand (12. April 1814). Nach abgeschlossenem Frieden erbat er, um auf Wunsch seines Vaters die juristischen Studien wieder aufzunehmen, einen Urlaub und war im Begriff, Ostern 1815 nach Göttingen abzugehen, als der Wiederausbruch des Krieges ihn veranlaßte, sofort sich wieder zum Dienste zu melden. Er nahm mit dem unter dem Befehl des Obersten Wardenburg stehenden oldenburgischen Regimente an dem Feldzuge in Frankreich Theil und entschied sich nach der Rückkehr in die Heimath bleibend für den Soldatenberuf. Im J. 1830 wurde er zum Hauptmann und zum Adjutanten des Großherzogs ernannt. Neben der Leitung der Militärkanzlei nahmen insbesondere die Ausarbeitung einer neuen Militärformation, die Verhandlungen über die Bildung einer oldenburgisch-hanseatischen Brigade und die Vertretung Oldenburgs und der Hansestädte auf den die Verbesserung der Kriegsverfassung des Deutschen Bundes bezweckenden Frankfurter Militärconferenzen (1832) seine Thätigkeit in Anspruch, deren Kreis sich noch erweiterte, als er im J. 1834 zum Brigademajor ernannt wurde. Im Frühjahr 1839 übernahm er als Oberstlieutenant das Commando des 2. Infanterieregiments; 1843 wurde er zum Obersten befördert. Die Ereignisse des Jahres 1848 unterbrachen seine militärische Laufbahn. Im April dieses Jahres trat er als oldenburgischer Bundestagsgesandter ein und wurde demnächst als Bevollmächtigter bei der deutschen Centralgewalt beglaubigt. Im August sandte ihn das Frankfurter Reichsministerium mit dem Auftrage nach Wien, die Vermittelung der Centralgewalt bei den österreichisch-sardinischen Friedensnegotiationen anzubieten; nach mehrwöchentlichen Verhandlungen mit dem österreichischen Minister v. Wessenberg kehrte er mit der Ueberzeugung zurück, daß in Oesterreich weder bei der Regierung, noch bei der Bevölkerung Interesse für eine Entwickelung der deutschen Angelegenheiten in deutschem Sinne zu finden sei. Kurz nachher übernahm er auf Ersuchen des Erzherzog-Reichsverwesers in Gemeinschaft mit Welcker eine zweite Mission nach

Wien, die den Zweck hatte, in den dortigen durch den Zeughaussturm vom 6. October 1848 und die Ermordung Latour's eingeleiteten Kämpfen durch versöhnliches Dazwischentreten zu vermitteln; es bestätigte sich aber die von ihm zuvor dargelegte Auffassung, daß durch Reichscommissare der Gang der Ereignisse in Oesterreich nicht aufgehalten werden könne. Als beim Zerfall der Frankfurter Centralgewalt Preußen, Hannover und Sachsen am 26. Mai 1849 das Dreikönigsbündniß geschlossen hatten, führte M. die Verhandlungen wegen des Beitritts Oldenburgs zu demselben und übernahm im Juli als Mitglied des oldenburgischen Staatsministeriums die Leitung des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, trat jedoch schon im December, da der Landtag des Großherzogthums die Genehmigung zu dem vollzogenen Beitritt versagte, mit den übrigen Mitgliedern des Staatsministeriums von dieser Stellung zurück. Inzwischen war er auch dem Verwaltungsrath der verbündeten Regierungen als Bevollmächtigter zugeordnet und übernahm später auch die Vertretung Oldenburgs bei den Verhandlungen des Erfurter Parlaments und auf dem Fürstencongreß in Berlin. Nachdem aber in Folge der Dresdener Conferenzen im J. 1851 der Bundestag in Frankfurt wiederhergestellt war, trat M. in sein früheres Verhältniß als Regimentscommandeur zurück, bis ihm im August 1857 die erbetene Versetzung in den Ruhestand, unter Verleihung des Charakters als Generalmajor und Ernennung zum Generaladjutanten, bewilligt wurde. Nur das Commando des Landdragoner-, jetzt Gensd'armerie-Corps, welches er schon im J. 1828 übernommen hatte, behielt er bis zum Jahre 1870 bei. Aus seinen letzten Lebensjahren mag noch erwähnt werden, daß es ihm vergönnt war, am 6. Februar 1874 das Fest der goldenen Hochzeit zu feiern. — M. war ein Mann von vielseitiger Bildung und umfassenden Kenntnissen, die er durch Wort und Schrift in gewandter Form zu verwerthen verstand. Seine Thätigkeit beschränkte sich nicht auf die Gegenstände seines Berufes; alle Bestrebungen, welche die allgemeinen Interessen im engeren oder weiteren Kreise berührten, fanden bei ihm eifrigste Unterstützung; nach allen Seiten wirkte er anregend und fördernd. So trat er in den Jahren 1839 und 1840 in Vorträgen und Druckschriften für die Bestrebungen des Mäßigkeitsvereins kräftig ein, bethätigte im J. 1841 seine Begeisterung für den Ausbau den Kölner Domes als eines ächt-deutschen Denkmals durch Aufrufe und Begründung einer Groschensammlung, gab im J. 1845 den ersten Anstoß zu der Anlage des Hunte-Ems-Canals und wies vom Jahre 1856 an in ausführlichen Erörterungen auf die Nothwendigkeit hin, Oldenburg mit dem deutschen Eisenbahnnetz in Verbindung zu setzen. Gern benutzte er die Erinnerung an irgend ein epochemachendes Ereigniß in der Geschichte Deutschlands oder an eine wichtige Begebenheit in seiner engeren Heimath, um seinen Landsleuten die Bedeutung der durchlebten Zeit ans Herz zu legen. So veranstaltete er im J. 1859 in Oldenburg eine Schillerfeier, bei welcher er die Ansprache hielt, und rief im J. 1863 bei der 50jährigen Wiederkehr des Tages der Befreiung seines Heimathlandes von der französischen Herrschaft durch zwei Druckschriften („Oldenburg vor 50 Jahren“ und „Aus dem Leben des Generals Wardenburg“) ehrend und mahnend die alte Zeit ins Gedächtniß, und das Gefühl pietätvoller Anhänglichkeit, welches in der, dem Andenken seines ehemaligen von ihm hochgeehrten Chefs Wardenburg gewidmeten Schrift sich bezeugt hatte, gelangte in noch höherem Maße zum Ausdruck in dem Vortrage: „Paul Friedrich August, Großherzog von Oldenburg“, 1865, einem „biographischen Versuch“, durch den er „das allmählich verblassende Bild des theueren Verewigten fixiren“ wollte. Wenn aber Mosle's vielseitige öffentliche Wirksamkeit zunächst auch auf seine engere Heimath sich beschränkte, so muß doch — und das wird das Interesse an dem Manne auch in weiteren Kreisen erhalten — vor Allem hervorgehoben

werden, daß er von seiner Jugend an bis in sein Alter stets das Ziel der deutschen Einheit unverrückt und klaren Blickes vor Augen gehabt und auch in den Zeiten, die andere Bahnen einschlugen, den Gedanken an den deutschen Beruf Preußens hoch gehalten hat. Zeugniß hierfür bieten die Aufsätze, welche von der litterarischen Gesellschaft zu Oldenburg unter dem Titel: „Aus dem litterarischen Nachlasse von J. L. Mosle“, 1879, herausgegeben sind. Auf sie und den dieselben begleitenden kurzen Lebensabriß wird hier verwiesen werden dürfen.

Mutzenbecher.

Mosler: Karl Josef Ignatz M., namhafter Kunstgelehrter, geb. 1788 zu Coblenz, † 1862. Er gewann seine Schulbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Schon früh beschloß er sich der Kunst zu widmen, beeinflußt von den Lehren von Joseph Görres (A. D. B. Bd. IX S. 378) und bezog im Mai 1804 die Kunstakademie zu Düsseldorf. Hier bildete sich das freundschaftliche Verhältniß, in welchem er später zu Peter Cornelius stand. Mit ihm einverstanden über die Unzweckmäßigkeit des Kunstbetriebes, wie er auf den Akademien sich kundgab, dachte er rastlos an dessen Verbesserung. Im Herbst 1806 schon gab er die Akademie auf, weil sein Geist sich mit dem Wesen derselben nicht vertrug. Er kam mit den Gebrüdern Boisserée zu Köln, welche eben den Grund zu ihrer berühmten Sammlung gelegt hatten, in nähere Berührung und beschäftigte sich nun mit dem Studium der von jenen gesammelten alten Meisterwerke und verwandten Gegenstände bis zum Jahre 1810, wo er mit Cornelius wieder zusammentraf. Die folgenden Jahre lebte er wieder in Köln und München, in letzterer Stadt als Eleve der Akademie. Von 1816—1820 war er für seine künstlerischen und kunstgeschichtlichen Studien in Italien, namentlich in Rom. Auf der Heimreise in München wurde er im Auftrage des preußischen Ministers v. Altenstein durch Cornelius für die Reorganisation der Kunstakademie in Düsseldorf in Anspruch genommen. Der von ihm ausgearbeitete Plan hatte zur Folge, daß er im August 1821 nach Düsseldorf beordert und ihm der Auftrag ertheilt wurde, die akademischen Localien des Modellsaals einzurichten. Im folgenden Jahre wurde er zum Professor ernannt. Werke seiner Hand als Künstler sind wenig bekannt. Als Kunstgelehrter, namentlich der mittelalterlichen Kunst, besaß er die gründlichsten Kenntnisse und er ist mit glücklichem Forschersinn und feiner Kritik tief in das Geschichtliche der Kunstentwickelung eingedrungen. Er hat das Verdienst der Aufhellung mancher dunklen Stelle in der Geschichte der italienischen Kunst und hat über die niederdeutschen Malerschulen ein neues Licht verbreitet. Leider sind die Ergebnisse seiner unermüdlichen und vielseitigen Forschungen nicht durch den Druck veröffentlicht. An der Akademie zu Düsseldorf hielt er viele Jahre seine hochinteressanten kunstgeschichtlichen Vorträge. Die Sammlungen der Handzeichnungen und Kupferstiche standen unter seiner schützenden Aufsicht. Er war Mitbegründer des segensvoll wirkenden Kunstvereins für Rheinland und Westfalen und ihm verdankt das denselben haltende Statut die Aufnahme der Bestimmung, daß ein beträchtlicher Theil der Actienbeiträge auf die Beschaffung von Kunstwerken zu monumentalen und öffentlichen Zwecken verwendet werden muß.

Bund.

Mosqua: Friedrich Wilhelm M., ein preußischer Gerichtsbeamter, der herkömmlich, aber mit Unrecht für den Stifter des Tugendvereines, des sogenannten Tugendbundes, gehalten wird, geb. zu Danzig und daselbst am 2. August 1759 getauft, † zu Berlin im April 1826. Nachdem M. im Laufe von zehn Jahren die niederen gerichtlichen Aemter in der gesetzlichen Stufenfolge an verschiedenen westpreußischen Gerichten durchgemacht hatte, wurde er 1793 Director des Stadtgerichts und Oberfiscal in Posen und im Juni 1796 Inquisitor publicus und Oberfiscal in Warschau; von hier flüchtete er 1807 bei der Annäherung der

Franzosen nach Königsberg, wo er eine ähnliche Stellung erhielt, als Oberfiscal und Assessor beim Stadtgericht. Zu Weihnachten 1811 endlich wurde er als Inquirent und Criminalrath an das Berliner Kammergericht versetzt. Im März und April 1808 bemühte sich M., dem das Unglück der Zeit schwer zu Herzen ging, im Vereine mit mehreren Logenbrüdern einen Bund zu stiften, der sich die Befreiung und Aufrichtung des Vaterlandes zum Ziele setzen sollte. Aber die Statuten, welche er für den „Deutschen Bund“, wie man ihn nennen wollte, entworfen hatte, mißfielen den Genossen so sehr, daß man schon bei der ersten Berathung (7. April) unverrichteter Sache auseinanderging und diesen Bund noch vor seiner Eröffnung völlig aufgab. Der Tugendverein selbst wurde von gleichgesinnten Männern, jedoch ohne Mitwirkung Mosqua's, am 16. April 1808 gestiftet, und M. trat in denselben erst am Tage darauf ein.

Gelehrtes Berlin im J. 1825 (Berlin 1826), wo auch die kleinen (theils juristischen, theils sprachlichen) Schriften M.'s verzeichnet sind. — Der Tugendbund. Aus den hinterlassenen Papieren des Mitstifters H. F. G. Lehmann, herausgeg. von A. Lehmann, Berlin 1867. Lohmeyer.

Moßbrugger: Leopold M., Mathematiker, geb. am 24. Januar 1796 in Constanz, † am 12. Aug. 1864 in Aarau. Er war der älteste Sohn des tüchtigen Porträtmalers Wendelin M. Die Mutter starb schon 1798, und da der Vater durch seinen Beruf zu häufiger Abwesenheit gezwungen war, so wuchs der Knabe ziemlich erziehungslos auf. Auch die zweite Frau des Vaters scheint ihm die Mutter keineswegs ersetzt zu haben. Nimmt man die ganz trostlosen Zustände des Schulwesens im damaligen Constanz hinzu, die Störungen des Unterrichtes durch einziehende und sich entfernende französische Besatzung, die im Allgemeinen zu Ueppigkeit und Wohlleben geneigte Natur der Constanzer, von der M. selbst oft genug in späteren Jahren erzählte, so kann es nicht wundern, wenn die Schulzeugnisse des unbändigen Jungen durchaus nicht glänzend waren. Einmal ist ihm nachgesagt: exhibuit diligentiam exiguam; ein anderes Mal heißt es: Leopold M. habe für alles andere eher Fähigkeit als für Mathematik. Und doch ging seine Neigung gerade auf diese letztere Wissenschaft. Der Vater glaubte den Lehrern mehr als dem Sohne und gestattete diesem nur das Studium der Cameralwissenschaften, nicht aber der Mathematik als solcher. M. besuchte von Herbst 1818 bis Ostern 1821, also durch 5 Semester, in Heidelberg die für das Cameralfach vorgeschriebenen Vorlesungen, unter Anderen auch die des Mathematikers Schweins. In jene Zeit fällt auch die Anknüpfung einer Freundschaft mit dem berühmten Geometer Jacob Steiner, welche die Universitätsjahre überdauerte. Im J. 1822 bestand M. die Staatsprüfung und fand Anstellung in seiner Vaterstadt, wo er ein Jahr arbeitete. Immermehr zog es ihn jetzt zur Mathematik, und endlich ließ der Vater sich bestimmen, seine Einwilligung zu zwei weiteren Studienjahren zu geben, welche M. von Herbst 1823 bis ebendahin 1825 in Freiburg zubrachte, wo er unter Buzengeigers (Bd. III, S. 678) Leitung an die höhere Mathematik sich machte, und zwar in Privatissimen, da irgend tiefereindringende eigentliche Vorlesungen nie gehalten wurden. Mit glänzendem Zeugnisse seines Lehrers nach Constanz zurückkehrend gab M. von nun an mathematischen Privatunterricht sowohl Schülern der beiden höchsten Lycealklassen als jüngeren Offizieren. Auch auf Arenenberg gab er 1827—29 mehrere Mal wöchentlich dem damaligen Prinzen Louis Napoleon Stunden in der Mathematik. Zu einer festen Anstellung konnte er nicht gelangen, auch nachdem er aushilfsweise 1829 im Lyceum beschäftigt worden war. Sein allzuvernachlässigtes Aeußere scheint der Hauptthinderungsgrund gewesen zu sein. Zu Ostern 1830 legte Franz Xaver Bronner (Bd. III, S. 361) sein mathematisches Lehramt an der Cantonsschule zu Aarau nieder, um in die

Stellung als Bibliothekar einzutreten. M. meldete sich zum Ersatze und wurde nach einem von Bronner abgenommenen Examen angestellt. Von nun an gehörte M. 32 Jahre lang jener Cantonsschule an. Wegen andauernder Erkrankung seiner Augen, welche M. wesentlich am Unterricht hinderte, kam er 1862 um seine Entlassung ein, die ihm in ehrenvollster Form zu Theil wurde. Der Tod überraschte ihn auf einem Spaziergange, wenige Minuten nachdem er einem ihm bekannten Lehrer freundlich grüßend zugenickt hatte, in dessen Armen er verschied. M. war ein Original in des Wortes ganzer Bedeutung, und die Ueberlieferung hat eine Menge der drolligsten Geschichtchen von ihm aufbewahrt, welche ein langjähriger Freund an der Cantonsschule zu Aarau, Professor Dr. Rauchenstein, gesammelt hat. Auch von Moßbrugger's Familienleben mit Frau und Tochter gibt derselbe Gewährsmann ein anmuthendes Bild. Eine schriftstellerische Thätigkeit entwickelte M. erst von seinem 45. Lebensjahre an und zwar auf zwei Gebieten, auf dem der Raumgeometrie und dem der Gleichungen. In ersterer Beziehung ist seine „Analytische Geometrie des Raumes mit Berücksichtigung der neueren geometrischen Verwandtschaften“ (Aarau 1845) zu nennen, und ebenso „Größtentheils neue Aufgaben aus dem Gebiete der Géometrie descriptive“ (Zürich 1845) neben mehrfachen Abhandlungen in Grunert's Archiv seit dessen erstem Erscheinen (1841). Die Gegenstände sind in der etwas weitspurigen Weise der damaligen Zeit, aber ziemlich vollständig behandelt, und beide Lehrbücher fanden gute Aufnahme. In der Gleichungslehre hielt M. an der Möglichkeit einer allgemeinen algebraischen Lösung der Gleichung n. Grades fest und veröffentlichte sogar außer Aufsätzen in dem genannten Archive ein Buch über eine, wie er glaubte, gelungene Lösung 1859. Die Unrichtigkeit seiner Schlüsse wurde durch eingehende Recensionen in Grunert's Archiv Bd. XXXV nachgewiesen und insbesondere gezeigt, daß seine Methode schon bei der Gleichung 4. Grades Falsches ergebe. M. sah auch nachträglich seinen Irrthum in der Behandlung, nicht aber den ein, welchen er durch Glauben an die Möglichkeit einer algebraischen Lösung überhaupt beging.

Zur Erinnerung an Professor Leopold Moßbrugger von Professor Dr. Rudolf Rauchenstein. Aarau 1865. Cantor.

Mostaert: Franz und Egyd (Gillis) M., Maler, Zwillingsbrüder, geb. zu Hulst bei Antwerpen zwischen 1520 bis 1525. Sie waren sich so ähnlich, daß der Vater jedem eine Mütze von anderer Farbe gab, um sie zu unterscheiden. Franz M. wurde Landschaftsmaler, Herri met de Bles war sein Lehrer. Seine Bilder sind sehr selten, da er nicht lange lebte. Im J. 1555 wurden beide Brüder in die Gilde von Antwerpen aufgenommen, aber Franz M. starb noch in demselben Jahre. In Wien befindet sich von ihm eine Landschaft mit Hagar, eine felsige Landschaft mit einer Stadt am Flusse und eine Mondscheinlandschaft. Julius Goltzius stach nach ihm eine Folge von zwölf niederländischen Landschaften. Er selbst soll auch eine Radirung hinterlassen haben: Die heilige Jungfrau auf Wolken von einem Engel gekrönt. nach Aug. Carracci. — Egyd M. überlebte seinen Bruder sehr lange, da er erst am 28. Dezember 1598 in hohem Alter gestorben ist. Er malte Historien und Bildnisse. In Wien wird ihm das Bildniß des Christoph Baumgartner zugeschrieben; es trägt die Jahreszahl 1543 und darum dürfte es vielmehr dem Jan Mostaert (s. u.) zuzuschreiben sein. In Antwerpen befindet sich ein Bild mit acht Portraitfiguren, in deren Mitte man Christus am Kreuz zwischen Maria und Johannes eingerahmt sieht. Auch ein Altarwerk von seiner Hand ist bekannt; am Hauptbild erblickt man die frommen Frauen beim leeren Grabe Christi, wo ihnen zwei Engel erscheinen, auf dem rechten Flügel ist Christus als Gärtner dargestellt, auf dem linken die Fußwaschung. Der Künstler muß ein frohes Gemüth besessen haben, wie eine seiner

Compositionen beweist; er stellte sich selbst in der Hölle vor, wie er mit einem seiner Bekannten Triktrak spielt. Manche seiner Compositionen sind uns durch Stiche erhalten worden. So von J. Sadeler die hh. Hieronym und Magdalena in felsiger Gegend, von Hieron. Wierix eine Grablegung Christi und ein Tod der heil. Jungfrau, von H. Hondius die Ankunft des heil. Paulus in Damaskus, Johannes in der Wüste, von P. de Jode das Portrait Philipp des Schönen von Spanien u. a. m.

Van Mander. Rathgeber (Annalen). Immerzeel. Kramm.

Wessely.

Mostaert: Jan M. (Mostert), Historienmaler, geb. zu Harlem 1474, † ebenda im 81. Lebensjahre (1555?). Schüler von Jacob v. Harlem bildete er sich später unter dem Einfluß des Gerard David aus. Er zeichnete sich bald in seiner Kunst aus, da er frühzeitig als Hofmaler in den Dienst der Prinzessin Margaretha, Tochter Philipp's I. von Spanien kam, in dem er 18 Jahre verblieb, um dann mit Ehren und Gütern beladen nach seiner Vaterstadt zurückzukehren. K. v. Mander verzeichnet mehrere seiner Werke, doch haben sich nur sehr wenige erhalten, da viele derselben beim großen Brande 1571 zu Grunde gingen. Unter den erhaltenen, die v. Mander kannte, befinden sich zwei Bildnisse in der Sammlung Ertborn's zu Antwerpen: Jaqueline, Herzogin von Baiern und Gräfin von Holland — Frank von Borsselen. Da erstere bereits 1436 und Frank 1470 verstorben waren, so kann sie M. nicht nach dem Leben, sondern nur nach einem älteren Bilde gemalt haben. Beide Bildnisse hat Jacob Folkema 1743 gestochen. In derselben Sammlung befindet sich noch ein drittes Bild: Ueber Wolken sieht man Christus mit Maria, unten halten die Propheten und zwei Sibyllen (in der Tracht des 16. Jahrhunderts) Pergamentstreifen, auf denen Weissagungen von Maria stehen. Im Belvedere zu Wien wird ihm von einigen Forschern das Bildniß des Nürnberger Patriziers Christoph Baumgartner, das die Jahreszahl 1543 trägt, zugeschrieben; andere wollen es wieder dem Egyd Mostaert zuwenden. Eben so ist noch unentschieden, ob das zweite Bild, ein männliches Porträt, mit dem Epheukranz um das Haupt und einem Zettel in der Hand, dem Jan oder dem Egyd angehöre. Das Berliner Museum besitzt zwei Bilder, die daselbst für Werke Jan's gelten: Maria mit dem Kinde, über welche zwei Engel eine Krone halten und die Ruhe auf der Flucht nach Egypten.

K. v. Mander. Rathgeber (Annalen). Immerzeel. Kramm.

Wessely.

Mostert: Daniel M., holländischer Dichter, der 1646 als gestorben erwähnt wird. Seine Tragödie „Mariamne“ erschien 1640. Sein Gedächtniß wird insbesondere erhalten durch seine Freundschaft mit Hooft und Vondel. Der „fröhliche“ Mostert theilte auch die Abneigung Vondels gegen die strengcalvinistische Partei; als Secretär des Amsterdamer Rathes zur Vorsicht gezwungen, ließ er es gerne zu, daß seine Streitgedichte Vondel zugeschrieben wurden. Er half Vondel bei der Uebersetzung des Sofompaneas Hugos de Groot. Wegen seines Nederduytschen Zentbriefschryver (1635), einer Anweisung zum Briefschreiben, feierte ihn Vondel als holländischen Cicero.

Van der Aa, Woordenboek. — Van Lennep in der Ausgabe der Werke Vondels, passim. Martin.

Moth: Franz M., Mathematiker, geb. am 3. December 1802 in dem Städtchen Luditz in Böhmen, † am 7. Mai 1879 zu Wien. Sohn eines Gemeinderechners zeigte M. von frühester Kindheit an große Begabung zur Rechenkunst. Immer ein Stück Kreide bei sich tragend, benutzte er Thüren und Tische, wo sich ein Plätzchen fand, irgend ein Exempel auszuführen, häufiger Strafe als

Lob sich zuziehend. Auf Zureden der Lehrer des Knaben bestimmten die Eltern ihn zum Studium und siedelten mit ihm 1814 nach Prag über, wo er in das Kleinseitner Gymnasium aufgenommen wurde. Auch hier blieb seine mathematische Neigung die gleiche, und bis 1817 hatte er ohne Anleitung sich mit Algebra bis zu den Gleichungen 4. Grades einschließlich, mit Progressionen und Logarithmen, auch mit unbestimmter Analytik bekannt gemacht, sowie die drei ersten Bücher einer deutschen Euklidübersetzung studirt. Die Aufmerksamkeit der Lehrer wurde auf den begabten Schüler gelenkt. Man verschaffte ihm Zutritt zu der öffentlichen Bibliothek, und Eulers Schriften bildeten seinen Geist weiter. Seit November 1820 gehörte M. der Prager Universität an, wußte aber durch ein Examen sich von der Verpflichtung elementarmathematische Collegien zu hören zu befreien, und folgte statt dessen den Vorlesungen des bekannten Technikers Fr. Jos. v. Gerstner (Bd. IX, S. 67). Den geistvollen Bolzano (Bd. III, S. 116) hatte er nur kurze Zeit als Lehrer, da gerade 1820 die Verfolgungen gegen den seiner Zeit vorauseilenden Forscher es dahin brachten, daß seiner Lehrthätigkeit ein Ende gemacht wurde. Die ordnungsmäßigen Prüfungen bestand M. frühzeitig und mit Auszeichnung. Ende 1822, mithin bereits im dritten Studienjahre, setzte M. es durch, an einem Concurs theilnehmen zu dürfen, welcher in Folge des Rücktrittes Gerstners von dem Lehrstuhle der höheren Mathematik ausgeschrieben wurde. Gelang es M. auch nicht, damals schon angestellt zu werden, so hatte doch sein Stegreifvortrag, bei welchem er sogar auf die übliche viertelstündige Frist, um sich einigermaßen einen Plan zu überdenken verzichtete, so viel bewirkt, daß er 1824 Supplent für die höhere Mathematik in Prag mit einem Jahresgehalt von 600 Gulden wurde und vor 60 Zuhörern seine Vorlesungen begann. Nach zwei Jahren wurde 1826 die Professur endgiltig besetzt, aber nicht durch M. sondern durch den Dienstälteren Professor Kulik (Bd. XVII, S. 361). Fest entschlossen bei dem einmal ergriffenen Lehrfache zu bleiben, trat M. in jeden neu eröffneten Concurs ein, in einen solchen für die durch Kuliks Berufung nach Prag freigewordene Professur der Physik zu Graz, in einen weiteren für die Professur der höheren Mathematik am polytechnischen Institute zu Wien, endlich in einen solchen für das Lehramt der Elementarmathematik am Salzburger Lyceum. Für letztere Stelle erhielt er 1831 das Anstellungsdecret. M. blieb in dieser Stellung bis 1849, wo er als Professor der Mathematik an die Wiener Universität berufen wurde. Seine Lehrthätigkeit an dieser dauerte bis 1876. M. war vorzugsweise Lehrer, und zwar ein Muster eines pflichteifrigen, für seinen Beruf begeisterten Lehrers, der seine Vorlesungen fast bei jedesmaliger Wiederholung derselben neu ausarbeitete. Er las algebraische Analysis, analytische Geometrie, Differential- und Integralrechnung und deren Anwendung auf Geometrie. Von seinen schriftstellerischen Leistungen schätzte er selbst am höchsten eine in den Abhandlungen der baierischen Akademie der Wissenschaften, mathematisch-physikalische Classe, Bd. III, S. 87—150 gedruckte Arbeit „Ueber die Anwendbarkeit der imaginären Zahlformen in der Geometrie“ (München 1840), welche aber keineswegs, wie man aus dem Titel vermuthen könnte, mit sogenannten imaginären Raumgebilden sich beschäftigt, sondern nur, und zwar ohne nennenswerthen Fortschritt, mit der seit Anfang des Jahrhunderts mehrfach gelehrten geometrischen Versinnlichung der complexen Zahlen mit Hilfe lateral gezogener Linien. M. gehörte seit 1849 auch der Wiener Akademie an.

Almanach der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, XXIX. Jahrgang. Wien 1879. S. 172—194. Cantor.

Motte, August de la M.: s. **La Motte**, Bd. XVII S. 573.

Motte, Friedrich Heinrich und Karoline de la M.=Fouqué: s. **Fouqué,** Bd. VII S. 198, 200.

Mötteli, St. Galler Kaufmanns= und Junkerfamilie. Diese vornehmlich wegen ihres Reichthums eine Zeit lang berühmte Familie ist wahrscheinlich im 14. Jahrhundert durch den Handel emporgekommen. Im Anfang des 15. Jahrhunderts erscheint sie im oberen Thurgau, zu Arbon, Roggwil und Salmsach, begütert. Ein Hans M. erwarb 1425 das Bürgerrecht der Stadt St. Gallen. Dann kaufte er, wie es scheint, das Schloßgut Rappenstein an der Goldach und trug fortan den Namen „von Rappenstein, genannt Mötteli", den sich auch die anderen Mitglieder der Familie beilegten. Zwei seiner Neffen, Rudolf und Lütfried, waren angesehene Kaufleute in St. Gallen. Sie betrieben einen ausgedehnten Leinwandhandel nach Frankreich und Spanien und kamen zu einem so bedeutenden Vermögen, daß ihr Reichthum („Mötteli's Gut") sprichwörtlich wurde. Nach dem 1482 erfolgten Tode Lütfrieds trat Rudolfs Sohn, „Junker" Jakob v. Rappenstein gen. M., in den Vordergrund. Dieser „reiche M." nahm während mehrerer Jahrzehnte eine hervorragende Stellung in der östlichen Schweiz ein und brachte sein Haus zum höchsten Glanze. Er vermählte sich um 1490 mit einer Zürcherin, Justina v. Bonstetten, stand mit dem vornehmsten Adel der Gegend in verwandtschaftlichen Beziehungen und war Bürger in St. Gallen, Wil und Zürich, gefreiter Landmann in Appenzell und Unterwalden. Er besaß eine Reihe von Herrschaften und Lehen im Thurgau und kaufte von einem seiner Vettern, Rudolf M. (einem Sohne des Hans M.), 1508 das auf einer Anhöhe südwestlich von Rorschach gelegene Schloß Sulzberg, das, wenngleich es seither schon oft den Besitzer gewechselt hat, noch jetzt „Möttelischloß" genannt wird. Im Uebrigen ist wenig Zuverlässiges über Junker Jakob bekannt. Schrieb man ihm einerseits unerschöpfliche Reichthümer zu, so galt er andererseits auch als einer der gewaltthätigsten und übermüthigsten Gerichtsherren. Schon 1482 hatte er sich wegen unbefugter Anwendung der Tortur in einen langwierigen Proceß mit Kaiser und Reich verwickelt. Er war in Lindau verhaftet worden und erst gegen Ende des Jahres 1485, nach mühsamen Unterhandlungen, durch die Intervention der eidgenössischen Stände gegen eine Bürgschaft von baaren 15 000 Gulden wieder auf freien Fuß gekommen. Im J. 1499 nahm er lebhaften Antheil am „Schwabenkriege" und hielt treu zu den Eidgenossen, mußte aber erleben, daß sein Vetter Rudolf in österreichische Gefangenschaft gerieth. Noch 1513 war er Herr zu Pfyn und Wellenberg im Thurgau. Um 1522 starb er. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erlosch der legitime Mannesstamm der M. Unerhörter Luxus und kostspielige Processe, die seit den Zeiten Lütfrieds wiederholt auch die eidgenössische Tagsatzung beschäftigten, untergruben rasch den Wohlstand der Familie. Ein Stück des vielverzweigten Besitzes nach dem anderen mußte veräußert werden. Nun hieß es: „Es kann Alles durchgebracht werden, sogar Mötteli's Hab und Gut".

Näf, Chronik oder Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft St. Gallen, Zürich und St. Gallen 1867. Sammlung eidgenössischer Abschiede, Bd. II und III. Handschriftliche Materialien auf der Stadtbibliothek in St. Gallen.

J. Dierauer.

Motz: Friedrich Christian Adolf v. M., preußischer Staatsmann, geb. den 18. November 1775 in Kassel, † den 30. Juni 1830 in Berlin. Sohn des Geheimraths v. M., Präsidenten des kurhessischen Oberappellationsgerichts in Kassel, genoß er den ersten Unterricht bei Privatlehrern, den ferneren im dortigen Pädagogium, studirte 1791—1795 in Marburg die Rechts= und Staatswissenschaft und wurde 1795 als Auscultator bei der preußischen Regierung in Halberstadt bestellt, ging aber bald aus besonderer Neigung zur dortigen Kriegs= und

Domänenkammer über. Eine ihm 1801 angebotene Rathsstelle bei der Kammer in Bialystock lehnte er ab und nahm die ihm gleichzeitig von den Ständen des Fürstenthums Halberstadt zugedachte Stelle eines Landraths an. Aber schon 1803 vertauschte er dieselbe mit der Landrathsstelle im Eichsfeld, weil er dort aus dem Nachlasse seiner Schwiegermutter, einer geb. Freiin v. Schlitz gen. Görz, das Gut Vollenborn (im Kreise Worbis) erworben hatte. Dieses und das väterliche Gut in Oberurf (in Kurhessen) verkaufte er später, wogegen er die Herrschaft Kolno im Posen'schen (Kreis Birnbaum) erstand. Außerdem besaß er das Gut Rehnungen und Antheile an einzelnen Familienlehen in Hessen. Während der Zeit des Königreichs Westfalen wurde er 1806 und 1807 von der Ritterschaft zum Deputirten bei der Landesdeputation gewählt; 1808 wurde ihm eine Unterpräfectur im Eichsfelde, dann die Präfectur des Werradepartements angeboten, er lehnte aber die Anstellung unter der Fremdherrschaft ab. Später jedoch glaubte er nicht umhin zu können, die ihm zusagende Stelle eines Directors der directen Steuern des Harzdepartements anzunehmen und in die Reichsversammlung des Königreichs Westfalen einzutreten. Dabei verblieb er meistens auf seinem Gute Vollenborn, wo er einen Mittelpunkt der auf Befreiung hoffenden Patrioten der Umgegend bildete. Nach Vertreibung der Franzosen stellte er sich sofort in Halle, dann in Halberstadt der preußischen Regierung zur Verfügung. In der Regierung an letzterem Orte wurde ihm unter dem Civilgouverneur, Geheimen Staatsrath v. Klewitz, die Verwaltung der Finanzen übertragen, welche er mit großer Umsicht und zu erfreulichen Ergebnissen führte. Nachdem das Fürstenthum Fulda, ein Theil des gegen Ende des Jahres 1813 von Oesterreich besetzten Großherzogthums Frankfurt, durch Vertrag vom 17. Juli 1815 an Preußen überlassen war, wurde es von M. im Auftrage der preußischen Regierung in Besitz genommen und bis 1816 verwaltet, wo es von Preußen an Kurhessen und Sachsen-Weimar abgetreten wurde. Bei den betreffenden Grenzregulirungen war M. Bevollmächtigter Preußens. Derselbe erhielt sodann die Stelle eines Vicepräsidenten der Regierung in Erfurt und wurde 1818 zum Chefpräsidenten der letzteren ernannt. Hierneben wurde ihm in Folge des großen Vertrauens, welches er beim Könige genoß, 1820 auch das Präsidium der Regierung in Magdeburg sowie provisorisch das Oberpräsidium der ganzen Provinz Sachsen übertragen. 1824 erhielt er letztere Stellung endgültig. Er hat in derselben viel nützliches gewirkt, ist namentlich für die öffentlichen Unterrichtsanstalten thätig gewesen und hat sich die Ausgleichung vieler Mißstände aus der Kriegszeit angelegen sein lassen. Am 1. Juli 1825 wurde M. zum Finanzminister ernannt. Diese Stellung wurde für ihn dadurch zu einer würdevolleren als die seiner Vorgänger, daß auf seinen Ende November 1825 eingereichten, von Kühne verfaßten Bericht hin der König mittelst Cabinetsbefehls vom 29. Mai 1826 die Generalcontrole der Finanzen aufhob. Seine Verwaltung begegnete unvorhergesehenen schwierigen Umständen und doch verstand er, ohne drückende Ersparnisse herbeizuführen, den Ausfall der Einnahmen schon bald zu decken und jährliche Ueberschüsse zu erzielen. Dafür erhielt er 1827 den rothen Adlerorden 1. Klasse mit Eichenlaub. Mit großem Eifer ließ er sich das Zustandekommen der Zoll- und Handelsverträge mit einzelnen deutschen Staaten angelegen sein. Von entscheidender Bedeutung für die Entstehung des Zollvereins war der unter seiner Verwaltung am 14. Februar 1828 zu Stande gekommene Vertrag mit Hessen-Darmstadt, worauf ihm das Großkreuz des hessischen Ludwig-Ordens zu Theil wurde. Daran schlossen sich die Verträge mit Anhalt-Cöthen und Dessau, 1829 mit Sachsen-Gotha und Hessen-Homburg, 1830 mit Sachsen-Coburg. Man verdankte M. ferner eine Vereinfachung der gesammten Finanzverwaltung und des Kassenwesens (Bildung einer Centralkasse) und eine Verbesserung des indirecten

Steuersystems, namentlich durch Anordnung einer zweckmäßigen Domänenverwaltung. — M. vermählte sich im J. 1800 mit Albertine E. L. v. Hagen und hinterließ 3 Söhne und 2 Töchter.

Zeitgenossen, Bd. II, Heft 1 v. 1829; Preuß. Staats-Ztg. Nr. 181 v. 1830; N. Nekrol. d. Deutschen 1830, Thl. 2, S. 528—533.

Wippermann.

Moucheron: Balthazar de M., niederländischer Kaufmann, war der Sohn eines aus dem adlichen normannischen Hause der Herren v. Bouley stammenden, nach Antwerpen ausgewanderten Hugenotten, der daselbst ein blühendes Großhandelsgeschäft gründete, das nach dessen Tode unter der Führung seiner beiden Söhne Balthasar und Peter bald zu den vornehmsten der Stadt gerechnet wurde. Immer von hochstrebenden Entwürfen voll, forderte M. schon 1584 den Prinzen von Oranien auf, eine Untersuchung einer nordöstlichen Durchfahrt anstellen zu lassen, einen neuen Weg nach Indien zu finden, da der alte von den Spaniern und Portugiesen verschlossen war. Jedoch die greuliche Noth jener Zeit, die am meisten Antwerpen heimsuchte, zwang ihn, seine Entwürfe fürs erste ruhen zu lassen. Als er im nächsten Jahre die Capitulation, welche die gefallene Handelskönigin den Spaniern überlieferte, mit unterschrieben hatte, siedelten die Moucheron's wie die meisten ihrer Standesgenossen nach dem Norden und zwar nach Middelburg über, wo ihre Fähigkeit und Kühnheit ihrer reichen und mächtigen Handelsfirma bald eine erste Stelle sicherte. Das Haus der Moucheron's umfaßte neben den beiden Brüdern, deren ältester bald die Führung dem jüngeren übergab, um als Factor den niederländischen Kaufleuten in London vorzustehen, mehrere meist aus dem Süden ausgewanderte, mit ihnen verwandte und verschwägerte Herren, deren Energie und Capital dem großartigen Geschäftsgang Moucheron's gewachsen war. In allen ihnen zugänglichen Ländern in und außerhalb Europa's hatte er seine Verbindungen und Agenten, eine förmliche Flotte mit eigener Flagge ward von ihm unterhalten. Lebhafter denn je betheiligte M. sich in diesen Jahren des Aufblühens an jedem Unternehmen des niederländischen Handels; fortwährend aber blieben seine Gedanken der Fahrt um Nordasien herum zugewendet. Das Studium derselben, bei welchem er die berühmtesten Reisenden, Seeleute und Geographen zu Rathe zog, betrieb er fleißig und er ließ nicht ab, bevor er die einflußreichsten Staatsmänner der Republik, am Ende auch Moritz von Oranien und Oldenbarnevelt, zu seiner Ansicht bekehrt hatte. Er erbot sich den Staaten von Holland und Seeland den vierten Theil der Kosten zu tragen, wenn sie ihm einen gleichen Antheil am Gewinnst zusicherten; doch als er sie überzeugt hatte, wollten sie die Vortheile für sich allein behalten, und nur die Stadt Amsterdam hatte neben den beiden Provinzen Antheil an dem Unternehmen des Jahres 1594. Die Ehre aber zu jenen denkwürdigen Polarfahrten den Stoß gegeben zu haben, gehört M. unzweifelhaft. Die erste Fahrt der Holländer nach Indien hatte bald nachher die Möglichkeit gezeigt, auch auf dem bekannten Wege mit den Portugiesen zu concurriren und gleich war M. bei der Hand, dem Beispiel der Amsterdamer folgend, eine Gesellschaft für die Fahrt nach Indien zu errichten. Der Sitz derselben war zu Veere, wohin M. in Folge eines Vertrags mit der Regierung jener Stadt übergesiedelt war, welche ihm ein Haus zur Wohnung und zum Waarenlager überließ, wogegen er die Verpflichtung einging, alljährlich 18 Schiffe daselbst ein- und auslaufen zu lassen. Das Geschäft in Middelburg wurde aber keineswegs aufgehoben. Dort trat Peter M. an seines Bruders Stelle. Am 6. März 1598 segelten die beiden Schiffe der Moucheron'schen Compagnie nach Ostindien, unter Führung der Gebrüder de Houtman (s. A. D. B. Bd. XIII S. 210) und des bekannten englischen Piloten John Davis, der nur um Kundschaften einzu

ziehen sich anwerben ließ. M. scheint versucht zu haben den indischen mit dem afrikanischen und amerikanischen Handel zu verbinden und sandte darum im selben Jahre eine Expedition von fünf Schiffen und 500 Soldaten ab, die Insel del Principe zu erobern, wo er eine Station zu errichten gedachte. Der Kaufmann wagte es unter seiner eigenen grünen Flagge mit dem burgundischen Kreuze, den vereinten Kronen Spanien und Portugal Schach zu bieten. Jedoch das Unternehmen hatte einen traurigen Ausgang. Zwar ward die Insel erobert, aber bald nachher von den Portugiesen wieder gewonnen. Auch der Zug de Houtman's mißlang völlig. M. ließ den Muth jedoch nicht sinken. Er plante ein neues Unternehmen, worüber keine bestimmten Andeutungen vorliegen, und ließ, nach verschiedenen Verhandlungen mit den Generalstaaten und denen von Seeland im Mai des Jahres 1601 eine Flotte unter dem berühmten Seefahrer Joris v. Spilbergh nach Brasilien, Afrika und Indien absegeln. Obgleich dieselbe eine ansehnliche Beute erwarb, sie scheint sich namentlich der Kaperei zugewandt zu haben, kehrte sie schon im Sommer heim, ohne weiter als in die afrikanischen und brasilianischen Gewässer gekommen zu sein. Im folgenden Jahre lief Spilbergh aber aufs neue mit drei Schiffen aus und trat eine der denkwürdigsten Fahrten der Holländer aus jenen Zeiten an, auf welcher es ihm namentlich gelang festen Fuß auf Ceylon zu fassen. Als er jedoch 1604 zurückkehrte, fand er seinen Herrn nicht mehr vor. Inzwischen hatte die Concurrenz der verschiedenen Compagnien die Niederländer so sehr um die Frucht ihrer Arbeit gebracht, daß Oldenbarnevelt, so sehr er die Monopole verabscheute, Hand anlegte sie zu einem engeren Körper zu verschmelzen. Auch mit M., der unterdessen von seinen Genossen verlassen worden war, wurden darüber Verhandlungen gepflogen, welche lange auf Widerstand stießen, da er außer seinem indischen, westafrikanischen und amerikanischen Handel einen nicht weniger lebhaften am Rothen Meere und in Ostafrika trieb, den er keineswegs aufzugeben gesonnen war. Er wollte nur einer Vereinigung zustimmen, wenn er letzteren noch reserviren, nach der Rückkehr seiner sechs jetzt in Indien befindlichen Schiffe mit einem Capital von 100 000 Gulden in den Verein eintreten dürfte, als Director anerkannt und dazu auf von ihm gestellte Bedingungen in die Middelburgische Compagnie gleich aufgenommen werde. Erst nach längeren Conferenzen mit den Deputirten der Staaten und den Directoren der sonstigen Compagnien ward am 22. Januar 1602 im Haag mit ihm abgeschlossen unter Bedingungen, welche zeigen, daß er damals finanziell sich in großen Bedrängnissen befand. Letztere häuften sich in diesem und dem nächsten Jahre dermaßen, daß M. dem Untergang nicht mehr entrinnen konnte. Die großartige Art und Weise, wie er seine Unternehmungen ins Werk setzte, die gewaltigen Verluste, welche bei mehreren erlitten waren, hatten seine Kräfte, so bedeutend sie waren, aufgezehrt. Die Concurrenz seiner Landsleute, namentlich der Middelburger, scheint geradezu eine gehässige gewesen zu sein, die Gunst des Statthalters, der an mehreren seiner Unternehmungen betheiligt war, ihn nicht dagegen geschützt zu haben. Was er that überschreitet entschieden das Maß der Kräfte eines Privatmannes, er war wie eine Macht im Staate aufgetreten. Jetzt wandte sich alles mit dem Glücke von ihm ab. Er konnte seinen Verbindungen der Stadt Veere gegenüber nicht länger nachkommen und die Stadtregierung nahm ihm sein Haus. Er ward mit Processen überhäuft. Schon 1603 verließ er plötzlich Veere und die Niederlande, noch bevor die vereinte ostindische Compagnie ihr Wirken begann und wandte sich nach Frankreich. Als es bekannt wurde, daß er mit König Heinrich IV. über die Errichtung einer französischen Handelsgesellschaft auf Indien Unterhandlungen pflog, ward er als Verräther angesehen und behandelt, von den seeländischen Staaten des Landes verwiesen. Sein Bruder Peter blieb aber noch in

Middelburg, doch der Ruhm des Hauses M., das 15 Jahre es Königen gleich gethan hatte, war dahin. Er selbst war noch im J. 1609 mit Verhandlungen, seine Projecte betreffend, jedoch ohne Erfolg, beschäftigt. Dann ist er verschollen. Das Jahr seines Todes ist so unbekannt als das seiner Geburt. So endete der vielleicht merkwürdigste Kaufmann der Niederlande, der in seinen Bestrebungen zeigte, wie das abenteuerliche Blut der Normannen sich auch unter dem kaufmännischen Gewand nicht verleugnete, wie verwandt der niederländische Handelsherr seinen Vorfahren, den Vikingern und fahrenden Rittern des Mittelalters war.

Vgl. außer Bor und van Meteren, von den alten Geschichtschreibern: Le Petit, Grand Chronique de Hollande et Zeelande, von den neueren: Fruin, Tien Jaren und de Jonge, Opkomst I. II.

P. L. Müller.

Mousson: Joh. Marcus Samuel Isaak M., Dr. jur., Kanzler der schweizerischen Eidgenossenschaft, † am 22. Juni 1861. M., geb. in St. Livres bei Aubonne in der Wadt am 17. Februar 1776, war ein Sohn des dortigen Pfarrers J. Heinrich M., Bürgers zu Morges am Genfersee, der, wie seine Gattin, aus französischem Hugenottenblute stammte. 1699 war des Pfarrers Großvater Pierre M. aus Mas d'Azil in der Grafschaft Foix ausgewandert, um den von Ludwig XIV. über seine reformirten Unterthanen verhängten Verfolgungen zu entgehen, und hatte in der Wadt eine neue Heimath gefunden. Bei den Eltern erzogen, 1790/94 an der höheren Schule in Lausanne, gedachte M. sich dem geistlichen Berufe zu widmen, als die anbrechende Revolutionszeit den Vater bestimmte, ihm davon abzurathen und das Studium der Rechte zu empfehlen. Im Herbste 1794 bezog er hierzu die Universität Göttingen, promovirte daselbst 1796 und trat dann heimkehrend in ein Advocaturbüreau in Lausanne ein. Als im Januar 1798 der Aufstand gegen Berns Herrschaft die Wadt ergriff, bewog M. die Gemeinde Bursins unweit Rolle, an welcher sein Vater seit 1793 das Pfarramt bekleidete, sich, im Gegensatze zu den Revolutionscomité's von Rolle und Nyon, an die in Lausanne zusammentretende provisorische Landesversammlung anzuschließen. Er übernahm das Mandat, Bursins und vier umliegende Dörfer als Repräsentant in dieser Versammlung zu vertreten. Hier sah er zum ersten Mal Glayre (Bd. IX S. 206), der sein väterlicher Freund wurde und als Präsident der Versammlung M. zu deren Protokollführer ernennen ließ. Für den 22jährigen jungen Mann begann damit die öffentliche Laufbahn, auf der er sich rasch Auszeichnung erwarb. Die Proclamation der Landesversammlung vom 11. Februar, welche dem wadtländischen Volke die Annahme der Verfassung der helvetischen Republik empfahl, trug Mousson's Namen. Nach Einführung dieser Verfassung in der revolutionirten Schweiz ernannte der große Rath der Republik M. am 21. April 1798 zu seinem Secretär. Aber schon am 2. Mai trat M. in den Dienst der Vollziehungsbehörde, des helvetischen Directoriums, über, dessen Mitglied Glayre war, dessen Kanzlei J. Rudolf Steck von Bern als Generalsecretär vorstand. Indessen führte das Eingreifen des französischen Commissärs Rapinat im Juni 1798 den Rücktritt der Directoren Bay und Pfyffer sowie denjenigen von Steck herbei, und das durch den Eintritt von Laharpe und Ochs ergänzte Directorium beförderte nun M. zum Generalsecretär. Ungewöhnliche Arbeitskraft, eine gewandte Feder, welche die Präcision und Feinheit des französischen Stils in vorzüglichem Maße besaß, waren ihm eigen, strenge Gewissenhaftigkeit, die auf ernster religiöser Ueberzeugung beruhte, — ein Erbtheil der Vorfahren — und gesellschaftlicher Tact bildeten die Züge von Mousson's Charakter. Mit unermüdlichem Pflichtgefühl erfüllte er die Anforderungen seines Amtes bei der Behörde, welche die Verwaltung eines Landes organisiren und leiten sollte, das durch den gewaltsamen Umsturz alles Bestehen-

den unter Frankreichs Druck und Habsucht, durch erbitterten Parteihader, durch die Anwesenheit und den Krieg fremder Heere in ein Chaos voll Elend verwandelt wurde. M. war dabei Zeuge der inneren Kämpfe im Directorium, welche der Gegensatz der Anschauungen und des Charakters zwischen den beiden Vorgesetzten, denen er als Wadtländer zunächst stand, zwischen Glayre und Laharpe, erzeugte. Als schließlich Glayre im Mai 1799 den Austritt nahm und Laharpe's Einfluß Alles überwog und die Behörde zu sich steigernden Gewaltschritten trieb, blieb M. nicht ohne Bedenken und das Zureden Befreundeter im Dienste. Ende 1799 gerieth er selbst in entschiedenen Conflict mit Laharpe. Von Schritt zu Schritt führten Leidenschaft und Hang zu revolutionärem Despotismus den herrschenden Director weiter und endlich zu dem Plane, mit Hülfe Frankreichs durch einen Staatsstreich nach Art des 18. Brumaire aller Gegner sich zu entledigen, die gesetzgebenden Räthe zu vertagen und sich und seinen Anhängern die ausschließende Gewalt zu sichern. Er gedachte, sich dabei Mousson's amtlichen Beistandes zu bedienen. Allein dieser verweigerte sich hierzu herzugeben, legte für den Fall, daß die Mehrheit des Directoriums auf Laharpe's Anträge einginge, sein Entlassungsgesuch vor und trug durch seine Haltung in dem Kampfe, der nun zwischen Laharpe und dessen Gegnern im Directorium und den Räthen ausbrach, zum Siege der Letzteren bei. Am 7. Januar 1800 endigte der Streit mit dem Sturze von Laharpe und der Ersetzung des Directoriums durch einen Vollziehungsausschuß, in welchen Glayre als erstes Mitglied berufen wurde und eintrat. M., den diese neue Behörde am 9. Januar wieder mit dem Amte eines Generalsecretärs bekleidete, zog sich freilich durch das Vorgegangene die bittere Feindschaft von Laharpe und dessen Anhang, den „Lemanern“ und Ultrarevolutionären der nordöstlichen deutschen Kantone, zu. Schon im April 1800 spielte dem Vollziehungsausschusse und M. ein wadtländischer Kanzleiangestellter, Clavel von Uxières, den empfindlichen Streich, zwei Missiven des Ausschusses an Frankreichs ersten Consul und an den helvetischen Gesandten Jenner in Paris an Laharpe's Schweif in den Räthen mitzutheilen. Dem „jacobinischen“ Gebahren derselben war in diesen vertraulichen Actenstücken ein Hauptheil an dem friedenslosen Zustande in der Schweiz beigemessen. Im Juni darauf folgte die Explosion einer direct gegen M. gerichteten Mine. Ein Unterbeamter fertigte unter Nachahmung von Mousson's Handschrift eine angeblichen Brief des Letzteren an Jenner an, der aus Beschuldigungen der Bestechlichkeit gegen Bonaparte's Minister Talleyrand, der Schwäche gegen den Vollziehungsausschuß, aus Andeutungen über heimliche Verbindungen von Glayre, Finsler und Savary — der den „Lemanern“ am meisten verhaßten Mitglieder des Ausschusses — u. dgl. m. bestand, und spielte das Actenstück auf Umwegen Laharpe in die Hände, der sich in die Wadt zurückgezogen hatte. Laharpe, dessen Leidenschaft ihn den Betrug nicht gewahr werden ließ, deponirte den Brief sofort beim Kantonsgericht in Lausanne und sandte eine amtlich beglaubigte Abschrift an seine Freunde in Bern in den Räthen, als Zeugniß der landesverrätherischen Pläne seiner Gegner aus Mousson's eigener Hand. Ein Sturm von Entrüstung ergoß sich über Diese im Schooß der Räthe. M. verlangte strengste Untersuchung und zum Behufe derselben Versetzung in Haft seiner selbst und seines Anklägers. Der Vollziehungsausschuß entsprach seinem Verlangen. M. wurde von seinem Amte suspendirt, unter Bewachung gestellt und seine Papiere versiegelt; das Gleiche geschah gegen Laharpe, den der Ausschuß unter Bedeckung nach Bern zu bringen befahl, woselbst nach Beschluß der Räthe das Kantonsgericht die Untersuchung führen und das Urtheil sprechen sollte. Laharpe aber, der nun in dem Vorgange einen gegen ihn sich richtenden Plan der Gegner zu sehen meinte, wußte auf dem Wege nach Bern seinen Begleitern zu entkommen und floh nach Frankreich, das seine Auslieferung an die

helvetischen Behörden verweigerte. Der Spruch des Kantonsgerichtes Bern erkannte in dem ihm eingesandten Actenstück eine freche Fälschung, deren Urheber freilich unentdeckt blieb. M. wurde in ehrenvollster Weise, zur Freude seiner Untergebenen, in sein Amt wieder eingesetzt. Ununterbrochen bekleidete er dasselbe weiter, so lange die Gewalt des Vollziehungsausschusses dauerte. Die von Letzterem selbst in Verbindung mit den gemäßigten Unitariern bewerkstelligte Staatsveränderung vom 7. August 1800, welche die revolutionären Räthe beseitigte, entsprach seinen Anschauungen. Als die weitere Entwickelung der Dinge am 28. October 1801 den Vollziehungsausschuß beseitigte und die föderalistische Partei ans Staatsruder brachte, verlangte und erhielt M. vom Ausschusse seine Entlassung. Aber die Sieger wollten der Dienste des ausgezeichneten, mit allen sachlichen und persönlichen Verhältnissen vertrauten Mannes nicht entbehren und beriefen ihn, eine offene Erklärung über seine Anschauungen achtend und gutheißend, zur Leitung der Kanzlei der neuen Executivbehörde, des Kleinen Rathes, jetzt mit dem Titel eines „Ober-Schreibers". Der nochmalige Uebergang der Gewalt an die Unitarier und die neue Verfassung der Republik vom 25. Mai 1802 setzten an die Stelle des Kleinen Rathes und seines Oberschreibers einen dreigliedrigen Vollziehungsrath und einen Generalsecretär. Zu letzterem Amte berief auf den Vorschlag der Behörde der Senat wiederum M. Diesem ward dadurch freilich beschieden, bei dem schließlichen Aufstande des schweizerischen Volkes gegen den ihm aufgedrungenen Einheitsstaat auf der Seite der nur von Frankreich gehaltenen Regierung zu stehen und ihre letzten Vorwürfe gegen die Urheber des nationalen Aufschwunges zu unterzeichnen. Indessen vermochte auch dieser Umstand nicht der hohen Achtung, deren M. persönlich genoß, und seiner hervorragenden Bedeutung Eintrag zu thun. Als Bonaparte's Vermittelung der Schweiz die „Mediationsverfassung" gab, wählte die erste Tagsatzung, die unter Landammann d'Affry (Bd. I S. 135) Anfangs Juni 1803 zusammentrat, M. zum „eidgenössischen Kanzler". Die Stelle übertrug ihm die Leitung der Bundeskanzlei und insbesondere die diplomatische Correspondenz bei der Tagsatzung und dem Landammann und die Abfassung der Tagsatzungsabschiede. In diesem Amte jedes zweite Jahr einmüthig bestätigt, nahm M. an den schweizerischen Angelegenheiten fortan noch wichtigeren Antheil als früher. Denn bei dem periodischen Wechsel in der Leitung derselben unter den Landammännern und, nach 1814, unter den Bürgermeistern und Schultheißen der zur Bezeichnung dieser Häupter berechtigten Kantone bildete die „Eidgenössische Kanzlei", die jeweilen am Sitze des Bundeshauptes Wohnung nahm, den eigentlichen, verbindenden Mittelpunkt der Geschäfte, den Träger der Continuität in denselben und der Kanzler war der unentbehrliche nächste Gehülfe des Landammanns oder die Schweiz leitenden (kantonalen) Bundeshauptes. M. erwarb sich auch bald das verdiente, unbedingte Vertrauen aller Magistrate, denen er als Kanzler zur Seite stand. Ganz vorzüglich wurde seine Mitwirkung dem Landammann v. Reinhard und dessen Collegen und Nachfolgern an Zürichs Spitze wichtig, als der Sturz Napoleons den Zusammenbruch der schweizerischen Mediationsverfassung und die Umgestaltung der Schweiz in den Bundesstaat der Restaurationszeit herbeiführte. Der gedruckte Abschied der sogenannten „langen" Tagsatzung, die vom April 1814 bis Ende August 1815 in Zürich saß, gibt in seinen drei Foliobänden das beste Zeugniß von der Summe von Arbeit, die damals auf M. lag. Im J. 1807 hatte er dem Landammann von Wattenwyl auch in wichtiger Mission nach Paris zur Seite gestanden. Die Verdienste Mousson's fanden dankbare Anerkennung in der Schweiz und Auszeichnung im Auslande. Die Städte Zürich und Bern beschenkten ihn 1816 und 1821 mit erblichem Bürgerrechte für sich und seine Nachkommen. Kaiser Franz I. verlieh ihm das Commandeurkreuz des

St. Stephansordens, König Friedrich Wilhelm IV. den rothen Adlerorden. Anfangs Juni 1830 erbat sich M., ermüdet, Entlassung von seinem Amte auf Ende des Jahres. Die Tagsatzung entsprach seinem Wunsche unter nachdrücklicher Bezeugung ehrendsten Dankes. Die ihm beschiedenen Jahre der Ruhe im Kreise seiner Familie und Freunde brachte er anfänglich in Bern, später in Zürich, der erwählten Heimath seiner beiden Söhne, zu. Aufforderungen der Seinigen und seiner Freunde, seine Lebenserinnerungen aufzuzeichnen, lehnte er nach der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit jederzeit ab. Sie ließ ihn befürchten, sein Gedächtniß möchte ihm zum Behuf dieser Aufgabe nicht hinlänglich treu sein. Nach schmerzhaftem Leiden starb er im hohen Alter von 85 Jahren.

Berner Taschenbuch auf das Jahr 1864 (Biographie Mousson's von Dr. A. v. Gonzenbach; leider Bruchstück). — Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft 1798—1848. — Monnard, Hist. de la Confédération Suisse, Bd. 15—18. — Die schweiz. Zeitungen der Revolutions- und Restaurationszeit; die amtlichen Blätter der damaligen Behörden. — Sammlung der Eidgenöss. Abschiede. — Allgem. Zeitung von 1820 (Beilagen, helv. Actenstücke). — Laharpe, Mémoires. — Biographien der Landammänner von Wattenwyl und v. Reinhard, der beiden Bürgermeister v. Wyß. — Persönliche Erinnerung. G. v. Wyß.

Mousson: Johann Heinrich Emanuel M., Bürgermeister in Zürich; † 26. December 1869. — M., der ältere Sohn des eidgenössischen Kanzlers M., wurde am 29. September 1803 im Hause des väterlichen Großvaters, damals Pfarrer in Lonay bei Morges, geboren. Nach erhaltener Vorbildung in Zürich, Bern und Genf, bezog er 1824 die Universität Göttingen als Studirender der Rechte, brachte den Winter 1827/28 in Paris zu und trat 1828 in Zürich als Freiwilliger unter den Augen des Vaters in die eidgenössische Kanzlei ein. Ende 1828 zur Stelle des Privatsecretärs des Kanzlers befördert, wurde er nach des Vaters Rücktritt und Amrhyn's (Bd. 1, 410) Vorrücken zum Kanzleramte an der Stelle des Letzteren zum eidgenössischen Staatsschreiber ernannt. Das Amt entsprach der sorgfältigen Vorbildung, die er dazu erhalten, seinen Fähigkeiten und Neigungen; in Charakter, Ueberzeugungen und Talent war er dem Vater ähnlich, doch von weicherer Gemüthsart. Als die Wirren von Schwyz und Basel 1833 die Eidgenossenschaft erschütterten und die Mehrheit der Stände mit Waffengewalt gegen die Minderheit einschritt, fühlte sich M. in seinem Gewissen gedrungen, sein Amt niederzulegen, da er die Fortführung desselben mit seinem der Eidgenossenschaft als Ganzes geleisteten Eide für unverträglich hielt. In Zürich sich niederlassend, wo er das Bürgerrecht besaß, zum Mitgliede des kantonalen Großen Rathes daselbst erwählt, übernahm er 1834 das Secretariat der kaufmännischen Vorsteherschaft, der jetzt nach Beschlüssen der Staats- und Stadtbehörden die Ausführung wichtiger öffentlicher Bauwerke in Zürich übertragen war. 1836 Mitglied des Bezirksgerichtes, sah er sich eine Laufbahn eröffnet, die ihn zu seinen frühern Studien zurückführte. Allein schon kurze Zeit nachher beriefen ihn unerwartete Ereignisse zu einer neuen Aufgabe. Die Bewegung von 1839 gegen die Berufung von Strauß zum Lehrstuhl der Dogmatik an die zürcherische Hochschule, zog auch M. in ihren Kreis. Zwar betheiligte er sich an derselben nicht activ, obwol er die Anschauung der großen Mehrheit des Volkes für berechtigt hielt, die in dem betreffenden Beschlusse der Regierung einen Angriff auf die Landeskirche erblickte und von den Behörden die Zurücknahme des Beschlusses und bestimmte Garantien für eine rücksichtsvollere Behandlung der religiösen und kirchlichen Interessen verlangte. Aber als nach der aus dem Conflicte entstandenen Staatsumwälzung der neue Große Rath die oberste Verwaltungsbehörde des Kantons, den Regierungsrath neu zu

bestellen hatte, berief sein Zutrauen M. am 20. September 1839 zu einem Mitgliede dieser Behörde, und M. glaubte sich schuldig, der an ihn ergehenden Aufforderung zu folgen. Im Geschäftskreise des Rathes (Departements) des Innern wurde er nun vorzüglich thätig. Im folgenden Jahre schon wurde er an Stelle des zurücktretenden Bürgermeisters Heß zu dessen Nachfolger ernannt und dadurch Amtsgenosse des weit ältern, durch eine langjährige verdienstliche Laufbahn ausgezeichneten Bürgermeisters von Muralt (s. dens.), der ihm übrigens persönlich befreundet war und mit vollstem Vertrauen entgegenkam, so daß ein inniges Verständniß in den wichtigsten Dingen beide Männer an der Spitze der Regierung vereinigte, deren Gang neben ihnen Bluntschli mit dem größten Einfluße bestimmte. Als von Muralt im December 1844 vom Amte zurücktrat, wurde freilich nicht Bluntschli, sondern ein Vertreter der mehr und mehr erstarkten Opposition aus den Reihen der 1839 Unterlegenen, Dr. Ulrich Zehnder, durch Wahl des großen Rath Mousson's College im Bürgermeisteramt. M. selbst sah sich bald in eine ähnliche Lage versetzt, wie er sie ein Jahrzehent zuvor erlebt hatte. Confessionelle Zerwürfnisse, wie früher politische, spalteten die Eidgenossenschaft in steigendem Maße. Die Aufhebung der aargauischen Klöster im Jahre 1841, auf welche Luzern 1844 durch Berufung der Jesuiten zu Leitung seiner Lehranstalten antwortete, die Zerwürfnisse religiösen und politischen Charakters im Wallis, hatten nach und nach die Kantone in zwei feindliche Lager geschieden und im Innern vieler derselben bitterem Parteihader willkommene Nahrung zugeführt, zumal in Zürich, wo gerade hierdurch die Opposition wesentlich erstarkt war. Die seit 1830 immer wieder auftauchende Frage einer zeitgemäßen Umgestaltung des Bundesvertrages drängte sich, unter dem Streite der Tagsatzung über Luzerns Berechtigung oder Nichtberechtigung zu seinem Schritte, unausgesprochen immer deutlicher in den Vordergrund. Allein eine Verständigung zeigte sich stets schwieriger. Als M. mit Neujahr 1845 das Präsidium des vorörtlichen Staatsrathes und der Tagsatzung zu übernehmen hatte, war bereits ein Aufstand in Luzern selbst von der Regierung nicht ohne Mühe niedergehalten worden, aber auch die Organisation des allgemeinen Angriffes auf Luzern im Werke, den unter Connivenz der Regierungen von Aargau, Bern, Solothurn und Baselland aufgebotene Freischaaren vornehmen sollten. Und jetzt ergriff auch der große Rath von Zürich Partei. Er verwarf die Anträge der Regierung, welche der vorörtlichen Behörde die nöthigen Mittel zu bewaffneter Aufrechterhaltung des öffentlichen Friedens und den Versuch ernsthafter Vermittlung zwischen den sich entgegenstehenden Kantonen ermöglichen sollten, und ertheilte an seine Gesandtschaft zur Tagsatzung eine gegen Luzern sich richtende Instruction. Nur mit Mühe gelang es Mitgliedern des Rathes, M. durch dringendes Zureden zu bewegen, sein Amt nicht sofort niederzulegen und die schwere Aufgabe der Leitung der außerordentlichen Tagsatzung zu übernehmen, die am 25. Februar in Zürich zusammentrat. Er fand bei derselben Gelegenheit, gegenüber verletzendem Zudrängen Frankreichs in die schweizerischen Angelegenheiten die Ehre und Unabhängigkeit der Schweiz nachdrücklich zu wahren; aber den voraussichtlichen Gang der Dinge konnte er nicht hemmen. Als die Ereignisse weiter schritten und der große Rath in Zürich unter dem Eindrucke derselben in Erneuerungswahlen vom 2. April 1845 die persönliche Zusammensetzung des Regierungsrathes völlig veränderte, legte M. am Tage darauf das Amt nieder, das ihm zu drückender Last geworden war. Seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten blieb für einmal auf die Mitgliedschaft im großen Rathe des Kantons beschränkt. Ein neuer, ihm voll zusagender Wirkungskreis eröffnete sich ihm aber, als die Stadtgemeinde Zürich ihn 1847 zum Mitgliede der städtischen Verwaltungsbehörde, des engeren Stadt-

rathes, berief. Mit rüstiger Thätigkeit und mit der wohlthuenden Empfindung, Pflichten obzuliegen, von deren treuer Erfüllung das Wohl des Ganzen und vieler Einzelnen oft weit mehr abhängt, als vom Ausgang politischer Parteikämpfe, mag auch ihr Gebiet vom lauten Treiben des Tages weit abliegen, widmete sich M. nun den wichtigsten Zweigen der städtischen Verwaltung. Als ihm 1863 das Präsidium der Gemeinde und damit auch des Stadtrathes übertragen wurde, sah er sich in einflußreicher Stellung auch an einer Aufgabe betheiligt, die ihn an eine frühere vielfach erinnern mußte. Denn an die städtischen Bauten der Jahre 1834—1840 schlossen sich nun die Anfänge einer weit umfassendern baulichen Entwicklung der Stadt an, die neben Umgestaltungen auf allen anderen Gebieten des Gemeindelebens einhergingen und M. in vollen Anspruch nahmen. Sein Wirken, seine Leitung des städtischen Gemeinwesens fand allgemeine Anerkennung. Alle amtliche Arbeit hinderte ihn dabei nicht, in mannigfachen Kreisen freiwilliger Art für Zwecke der Wohlthätigkeit und religiöse Bestrebungen thätig zu sein. Als Mitglied des Consistoriums der französischen Kirche in Zürich, einer 1685 für die aus Frankreich flüchtenden Protestanten errichteten Stiftung, nahm er einen ihm durch Familienerinnerung und ernsten eigenen Glauben nahe liegenden Antheil an der Leitung ihrer Gemeinde. Er behielt auch bis 1868 seine Stelle eines Mitglieds des kantonalen großen Rathes unter den Vertretern der Stadt bei. Indessen hatte ihn schon 1867 ein körperliches Leiden ergriffen, welches sich zuletzt auf die Stimmorgane warf, ihm allmählich sehr hemmend entgegentrat und nur die Zuvorkommenheit seiner Amtsgenossen, die auf sein Verbleiben in den Geschäften großen Werth legten und seine Aufgabe zu erleichtern suchten, bewog ihn, noch auszuharren. Als aber ein längerer Aufenthalt im Süden im Frühjahr 1869 das Uebel nicht zu heben vermochte und er wenige Tage nach seiner Heimkehr von einer zweiten schweren Prüfung heimgesucht wurde, indem er plötzlich nahezu erblindete, während Stimmlosigkeit ihn des Gesprächs mit Anderen beraubte, legte er am 3. Juli 1869 alle seine Stellen nieder. Als die städtischen Behörden in einer Urkunde, die er nicht selbst zu lesen im Stande war, ihren Dank für seine zweiundzwanzigjährige Wirksamkeit aussprachen, lehnte er das ihm ertheilte Lob ab. In stiller Ergebung trug er die Heimsuchung, bis am Tage nach der Weihnacht, die noch einmal die Seinigen um ihn versammelte, die ersehnte Erlösung ihm zu Theil wurde. Dritthalb Wochen früher war ihm sein einstiger Amtsgenosse von Muralt als neunzigjähriger Greis im Tode vorangegangen.

Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit, Bd. IX, Jahrg. 1870. Drittes Heft. — Persönliche nahe Kenntniß. G. v. Wyß.

Movers: Franz Karl M., katholischer Theologe, geb. zu Coesfeld in Westfalen am 17. Juli 1806, † zu Breslau am 28. September 1856. Nach Absolvirung des Gymnasiums in Münster studirte M. ebendaselbst 1825—1829 Theologie und (bei Laurenz Reinke) Orientalia, wurde 1829 zu Paderborn zum Priester geweiht, hielt sich dann kurze Zeit zur Fortsetzung seiner orientalischen Studien in Bonn auf, war einige Jahre Hauslehrer bei dem Freiherrn v. Geyr zu Rath bei Deutz und wurde 1833 Pfarrer zu Berkum bei Bonn. 1834 veröffentlichte er „Kritische Untersuchungen über die biblische Chronik. Ein Beitrag zur Einleitung in das alte Testament“, und documentirte sich dadurch als einen scharfsinnigen und gelehrten Bibelforscher. Die Breslauer theologische Facultät verlieh ihm honoris causa den Doctortitel. Einen Ruf an die theologische Lehranstalt zu Luzern lehnte M. auf den Rath des Erzbischofs Spiegel ab. Auch die Berufung nach Breslau war er aus Anhänglichkeit an seine Pfarrei anfangs geneigt abzulehnen. Er wurde dort 1839 außerordentlicher, 1842 ordentlicher

Professor der alttestamentlichen Exegese. Größere direct auf die Bibel bezügliche Werke hat M. seiner Erstlingsarbeit nicht mehr folgen lassen, aber eine Anzahl von werthvollen kleineren Untersuchungen: „De utriusque recensionis vaticiniorum Jeremiae, graecae Alexandrinae et hebraicae masorethicae, indole et origine“, 1837; „Loci quidam historiae canonis V. T. illustrati“, 1842 (bei Gelegenheit seiner Beförderung zum Ordinarius), eine Abhandlung über Jesaias 23 in der Tübinger Quartalschrift 1837, mehrere Abhandlungen in der Bonner Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie (über das letzte Passahmahl und den Todestag des Herrn, Heft 7, 8; über die Auffindung des Gesetzbuches unter Josia, Heft 12, 14; über die Ursprache der deuterocanonischen Bücher des Alten Testaments, Heft 13) und Artikel in dem Freiburger Kirchenlexikon (namentlich „Apokryphen und Apokryphen-Litteratur“). — Das bedeutendste Werk von M. ist: „Die Phönizier“ (1. Bd.: „Untersuchungen über die Religion und die Gottheiten der Phönizier“, 1841; 2. Bd.: „Das phönizische Alterthum“, in 3 Theilen: 1. Thl.: „Politische Geschichte und Staatsverfassung“, 1849; 2. Thl.: „Geschichte der Colonien“, 1850; 3. Thl. 1. Hälfte: „Handel und Schifffahrt“, 1856). An dieses Werk reihen sich an: der ausführliche Artikel „Phönizien“ bei Ersch und Gruber, „Phönizische Texte erklärt: 1. Die punischen Texte im Poenulus des Plautus“, 1845, 2. „Das Opferwesen der Karthager. Commentar zur Opfertafel von Marseille“, 1847, der Aufsatz „Die Unechtheit der im Eusebius enthaltenen Fragmente des Sanchuniathon“ in den Gießener Jahrbüchern für katholische Philosophie und Theologie 1836, und mehrere Aufsätze in der Bonner Zeitschrift („Die Phönizier in Gades und Tuditanien“, 1842 und 1843; „Zur ältesten Geschichte Palästina's, 1844 und 1845; „Zur Geschichte und Topographie des alten Tyrus“, 1845). — Gegen eine Recension des ersten Bandes der „Phönizier“ in Gersdorf's Repertorium 1841, 29. Bd. S. 225 schrieb M. die Broschüre: „Die Unfähigkeit des Herrn Professor Seyffarth in Leipzig, wissenschaftliche Werke über das Alterthum zu lesen, zu verstehen und zu würdigen, erwiesen an seiner Recension ꝛc.“, 1842. Seyffarth antwortete in der Schrift: „Die Grundsätze der Mythologie und der alten Religionsgeschichte ... Eine berichtigende Beilage zu der Schrift des Professor Movers: Untersuchungen ... und zu dessen Antikritik“, 1843, und verklagte zugleich M. bei dem Oberlandesgerichte in Breslau, welches ihn wegen schwerer wörtlicher Beleidigung zu vierwöchentlicher Gefängnißstrafe verurtheilte, auf sein Niederschlagungsgesuch aber diese in eine Geldbuße von 50 Thalern umwandelte. (Die beiden Urtheile sind in der Schrift von Seyffarth abgedruckt; es erschienen aber noch über diesen unerbaulichen Streit von M. „Die Denunciation der Schrift: Die Unfähigkeit ... Eine actenmäßige Darlegung“, 1842, von Seyffarth „Beleuchtung der Broschüre ... Die Denunciation ..., Kritische Nachlese“, 1843). — Außerdem schrieb M. noch eine „Denkschrift über den Zustand der katholisch-theologischen Facultät an der Universität Breslau seit der Vereinigung der Breslauer und Frankfurter Universität bis auf die Gegenwart“, 1845; als Entgegnung darauf erschien: „Die katholisch-theologische Facultät an der Universität Breslau. Prüfung der von Professor Movers veröffentlichten Denkschrift“, 1845.

Raßmann, Nachr. von Münsterländ. Schriftst., 1866, S. 223.

Reusch.

Möwes: Heinrich M. wurde am 25. Februar 1793 zu Magdeburg geboren. Als nach dem frühen Tode seines Vaters seine Mutter sich wieder verheirathete, nahm sich ein Onkel, welcher Prediger im Magdeburgischen war, seiner an und schickte ihn auf die Domschule in Magdeburg. Hier gewann er an einem Mitschüler Karl Blum einen Freund, mit dem er fortan aufs engste verbunden war; diese Freundschaft war für seine weitere Entwickelung von entscheidender

Bedeutung; in ihr fand der alleinstehende und glaubenslose Jüngling sein Ideal und seinen Halt. Die Freunde gingen mit einander nach Göttingen, wo er Theologie studirte, ohne doch dem Christenthum innerlich näher zu treten. Als Napoleon Elba verlassen hatte, wurden M. und Blum von der patriotischen Begeisterung mit erfaßt; sie traten in ein westphälisches Jägercorps. Bei Ligny wurde Blum tödtlich verwundet und M. mußte sich von ihm nach vergeblichem Versuche, ihn zu retten, wie es schien, auf immer trennen. Bei der Einnahme von Paris erwarb M. sich durch seine persönliche Tapferkeit das eiserne Kreuz. Auf dem Rückwege fand er in Charleroi seinen Freund wieder; tödtlich verwundet hatte derselbe in einem Privathaus Aufnahme und Pflege gefunden und M. durfte dort bei ihm bis zu seiner völligen Herstellung bleiben. Er setzte darauf das Studium der Theologie in Halle fort. Nach beendetem Studium ward er Lehrer an der Domschule in Magdeburg und blieb in dieser Stellung, bis er im J. 1818 vom Grafen von der Schulenburg-Angern zum Prediger in Angern und Wenddorf berufen ward. Nun heirathete er die Schwester seines Freundes Blum. In seinem Amte wandte er sich zunächst mit Eifer der Verbesserung der Schulen zu, vor Allem indem er sich mit den Lehrern in Verbindung setzte und für deren Ausbildung wirkte. Aber je ernster er es mit seinem Beruf nahm, desto eifriger fing er nun auch an die heilige Schrift zu studiren, und so kam er selbständig immer völliger zur Erfassung der göttlichen Wahrheit derselben. Hernach haben die Schriften von Dräseke, Menken und von Meyer ihn besonders gefördert. Lebendiger Glaube an Christum und ein auf diesem ruhender Muth zeichnen ihn fortan aus und geben ihm eine wunderbare Macht über andere Menschen. Sein Amt ist nun seine Freude und besonders wandte er auf seine Predigten großen Fleiß. Im J. 1822 berief ihn der Graf von Schulenburg-Altenhausen auf die Pfarre in Altenhausen und Wenrode, wo sich ihm ein größerer Wirkungskreis eröffnete. Nachdem er hier sechs Jahre in wachsendem Segen und unter den erfreulichsten Verhältnissen gewirkt hatte, begann im Herbste 1828 sich ein Leiden bei ihm einzustellen, das sich immer deutlicher als ein Brustübel zeigte und seine Kraft bald so brach, daß er das Predigen aufgeben mußte. Im J. 1830 legte er sein Amt nieder und zog (im August) nach Magdeburg in der Hoffnung, dort eine Stelle als Beamter zu finden, die er trotz seiner immer heftiger auftretenden Krankheit noch ausfüllen könne. In mannigfacher Weise betheiligte er sich dort an dem öffentlichen Leben; hatte er schon früher, namentlich in der Zeit seiner schlimmsten Leiden, seine Empfindungen in Gedichten ausgesprochen, die jedoch größtentheils zunächst nicht weiter bekannt geworden waren, so veranlaßten ihn jetzt die revolutionären Bewegungen des Jahres 1830 „Die Lieder eines preußischen Landskindes“ zu dichten (erschienen im Beginne des Jahres 1831 — als Einzeldruck? —) und ebenso ließ er beim Erscheinen der Cholera im J. 1831 „ein Trostlied“ ausgehen (— wol zuerst in einer Zeitung? —). Um dieselbe Zeit schrieb er eine Novelle „Der Pfarrer von Andouse“, welche in Magdeburg 1832 erschien. Seine Gesundheit schien sich zu befestigen und da die gewünschte Anstellung ausblieb, zog er nach Altenhausen zurück, um in der ihm so lieben Gemeinde zu leben, und im J. 1834 konnte er dort sogar wieder mehrmals predigen. Schon glaubte er es wagen zu dürfen, sich nach einem Amte in der Kirche wieder umzusehen, und so bewarb er sich um die Superintendentur in Weferlingen, als plötzlich die Krankheit in neuer Heftigkeit wieder ausbrach und nach einigen Monaten schweren Leidens seinem Leben am 14. October 1834 ein Ende machte. Seine Gedichte wurden nach seinem Tode von einem Freunde (wahrscheinlich Friedrich Arndt, dem am 8. Mai 1881 gestorbenen Prediger an der Parochialkirche in Berlin — nach Anderen Aug. Wilh. Appuhn? —) nebst einem Abrisse seines Lebens herausgegeben, Magdeburg 1836 (2. Aufl. Berlin

1837, 3. Aufl. 1838 mit einigen Predigten vermehrt, 4. Aufl. Magdeburg 1843 als zweiter Theil der sämmtlichen Werke, deren erster Theil ein Neudruck des Pfarrers von Andouse ist). Seine Gedichte haben, wie schon die immer neuen Ausgaben zeigen, nicht geringe Verbreitung gefunden und werden von manchen denen eines Spitta und ähnlicher Dichter an die Seite gestellt. Was sie auszeichnet ist der Heldenmuth des Glaubens, der sich in allen Leiden verklärt und fast an ihnen seine Freude hat und dabei ein offenes Auge für die verschiedensten Lebensverhältnisse behält. Und so wird M., trotzdem seine Gedichte in der Form keineswegs vollendet sind, noch lange ein Lieblingsdichter Leidender bleiben. Eins und das andere seiner Lieder sind auch in Gemeindegesangbücher aufgenommen; so das Gebet in Noth und Tod „Der Himmel hängt voll Wolken schwer“ und, wenn wir nicht irren, auch das Charfreitagslied: „O Tag, so schwarz und trübe, wie düstre Mitternacht“.

Der schon genannte Lebensabriß vor der Ausgabe seiner Gedichte. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Ausg., VII, S. 247 ff. — Barthel's Vorlesungen über die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit, 9. Aufl., S. 970 ff. — Goedeke, Grundriß, III, S. 730, Nr. 205. l. u.

Moy: Kraft Karl Ernst Freiherr v. M. de Sons, Jurist, geb. zu München am 10. August 1799, † zu Innsbruck am 1. August 1867. Sein Vater Charles Antoine Chevalier de M., einer altadeligen picardischen Familie entstammend, war 1789 aus Frankreich emigrirt und hatte sich in München niedergelassen. M. legte alle Studien in München zurück, war eine Zeit lang Auditor im Kriegsministerium, 1827 Privatdocent, zugleich seit 1830 Advocat bis 1833, wo er eine außerordentliche Professur des Natur- und Staatsrechts in Würzburg erhielt. Das Jahr 1837 führte ihn als ordentlichen Professor in seine Vaterstadt zurück; die Adresse des Senats an König Ludwig wegen der berüchtigten Lola Montez, an welcher er sich betheiligte, brachte ihm die Enthebung von der Professur und die Ernennung zum überzähligen Appellationsgerichtsrath in Neuburg an der Donau. Er nahm Anfangs 1848 Urlaub und ging nach Innsbruck, wo er fortan bis zu seinem Tode lebte. Durch seine am 24. Juni 1845 heimgeführte zweite Frau (Maria Freiin von Giovanelli) in Berührung getreten mit der strengkatholischen und conservativen alttirolischen Partei trat er in der von ihm redigirten „Tiroler Zeitung“ 1849 ff. für die Interessen der letzteren ein. Nach den politischen Veränderungen in Oesterreich (Aufhebung der Tiroler Landesverfassung 2c.) nahm er 1851 seinen Abschied aus dem bairischen Staatsdienste und erhielt die Professur der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte und des Kirchenrechts an der Universität zu Innsbruck. Die erstere Professur trat er später an den bekannten Historiker Julius Ficker ab und docirte das Kirchenrecht in deutscher und italienischer Sprache. Nachdem er die alttirolische Opposition verlassen, ward er Anhänger der Bach'schen Politik und seit 1855 ein eifriger Vertheidiger des am 18. August 1855 geschlossenen Concordates. Zur Vertretung der strengkatholischen Ansichten in wissenschaftlichem Geiste gründete er das „Archiv“, welches wol der ersteren Absicht treu blieb, von dem Geiste der echten Wissenschaft allmählich ganz abwich. So sehr M. unausgesetzt der ultramontanen Richtung anhing und durch verschiedene Arbeiten und seine Betheiligung an Versammlungen (er war erster Vicepräsident der „katholischen Generalversammlung“ zu Freiburg 1860 und München 1862, Präsident der katholischen Generalversammlung zu Würzburg 1864) für sie thätig blieb, kann man ihn doch weder als einen rührigen, kampfbereiten ultramontanen Streiter, noch als eine eigentliche Stütze derselben ansehen. Denn seine ganze Persönlichkeit war durch ihr mildes, sanftes und jeder Schroffheit abgeneigtes Wesen nicht zum rechten Kämpfer geschaffen; er besaß weder die hinlängliche Schärfe der

juristischen Behandlung, noch die Kraft zündender Rede, um maßgebenden Einfluß zu üben. Tonangebend ist er in keinerlei Weise gewesen, sondern nur an zweiter Stelle gestanden. Seine Persönlichkeit war liebenswürdig, von feinen Formen, zur Frömmelei neigend, in jeder Beziehung achtungswerth. Als Schriftsteller ist er mehr Compilator und Sammler, als bahnbrechender oder scharfer Verarbeiter. Die staatsrechtliche Arbeit hat das Verdienst einer guten Zusammenstellung des Materials, seine philosophischen und polemischen Schriften bewegen sich sämmtlich in dem Gedanken, die „katholischen“ Ideen als die einzig richtigen zu beweisen. Schriften: „Einige Gedanken über die Gesetzgebung im Fache der Polizei.“ Landshut 1825. „Lehrbuch des bayerischen Staatsrechts“ 2c. Regensburg 1840—46. 2 Theile in je 2 Abtheilungen. „De impedimentis matrimonii.“ München 1827. „Die Ehe und die Stellung der katholischen Kirche in Deutschland rücksichtlich dieses Punktes ihrer Disciplin. Mit einem Anhang über das Verhältniß der Kirche zum Staate und einer tabellarischen Uebersicht der in den bedeutenderen deutschen Bundesstaaten aufgestellten Ehegesetze“, Landshut 1830 (neu verarbeitet im Archiv I. 514 ff., 621 ff., 732 ff., II. 3 ff.). „Das Eherecht der Christen in der morgenländischen und abendländischen Kirche bis zur Zeit Karls d. Gr. aus den Quellen dargestellt“, Regensburg 1833 (seine beste Arbeit). „Grundlinien einer Philosophie des Rechts vom katholischen Standpunkte“, Wien 1854, 1857, 2 Bde. „Das Recht außerhalb der Volksabstimmung“, Regensburg 1867. „Sendschreiben an Herrn v. Giech“, 1843. „Die weltliche Herrschaft des Papstes und die rechtliche Ordnung in Europa“, Regensburg 1860. „An F. v. Andlaw, Präsidenten der 13. Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands“, Mainz 1862, übersetzt von Denis de Fraysinous. „Das Christenthum vertheidigt gegen die Irrthümer und Vorurtheile der Zeit“, Mainz 1829. „Archiv für katholisches Kirchenrecht mit besonderer Rücksicht auf Oesterreich“, Innsbruck 1857 ff., bis zum fünften Bande von ihm allein redigirt. Dazu Aufsätze im „Archiv“, Artikel im Freiburger Kirchenlexicon, deutschen und französischen Zeitungen 2c.

v. Wurzbach, Biogr. Lexicon XIX, 167. Gothaisches geneal. Taschenbuch der freiherrl. Häuser, 1859, S. 526 (von M. selbst). Am 24. März 1853 wurde sein Freiherrnstand für Oesterreich anerkannt. Meine Gesch. d. Quellen u. Lit. des can. Rechts, III. 1 S. 369 ff.

v. Schulte.

Mozart: Johann Georg Leopold M., jüngster der drei Söhne des Buchbinders Johann Georg M. und der Anna Maria Peterin, verwittweten Banneger, wurde am 14. November 1719 zu Augsburg geboren, legte hier den Grund einer tonkünstlerischen und gelehrten Bildung in der Schule des Benedictinerklosters St. Ulrich, studirte später die Rechte auf der blühenden Hochschule zu Salzburg, ward aber durch Mittellosigkeit genöthigt die Stellung als Kammerdiener eines Grafen Thurn anzunehmen. Seine tonkünstlerischen Leistungen als Tonsetzer, Spieler der Violine, des Claviers und der Orgel wie als Lehrer vermittelten ihm 1743 einen Dienst als Hofmusiker, später als Concertmeister und Hofcomponist in der Kapelle des Erzbischofs Leopold (Firmian). Am 21. November 1747 heirathete er Anna Marie, die Tochter des Nicolaus Pertl, Pflegecommissars vom Stift St. Gilgen. Von sieben Sprößlingen dieser Ehe starben fünf im zarten Kindesalter. Die überlebende Tochter war Maria Anna Nepomuzena Walburgis, geb. am 30. Juli 1751 zu Salzburg, † ebendaselbst am 29. October 1829 als Wittwe des Reichsfreiherrn v. Berchtold zu Sonnenburg, eines Amtsnachfolgers von Nicolaus Pertl zu St. Gilgen. Marianne (Nannerl) war seit 1820 erblindet. — Von Wolfgang, dem jüngsten der Kinder, handelt der folgende Bericht. Derselbe kommt auf Leopold eingehender zurück. — Dieser

fand seine kunstgeschichtliche Bedeutung vornehmlich in seiner einflußreichen Beziehung auf seine beiden musikalischen Kinder, namentlich auf den Sohn. Seit 1762 unternahm M. mit beiden, beziehungsweise mit Wolfgang — auch in Begleitung der Mutter — Kunstreisen in Deutschland, Frankreich, England, Holland und Italien. Behufs der Repräsentation nach Außen hatte ihn der Erzbischof Sigismund (Schrattenbach) zu seinem Vicekapellmeister ernannt. Unter Hieronymus (Colloredo) wurde er erzbischöflicher Kapellmeister und Organist an der Metropolitankirche (1778). Vereinsamt und verstimmt starb er in diesem Dienst am 28. Mai 1787. Seine Gattin ward ihm zu Paris am 3. Juli 1778 in der Trennung durch den Tod entrissen. —

Bevor seines Sohnes schöpferischer Drang sich bethätigte, bewährte M. eine ansehnliche Fruchtbarkeit als Tonsetzer auf den Gebieten der Kirchenmusik und geistlichen Gattung in Messen, Litaneien, Offertorien, zwölf Oratorien. Er schrieb ferner Instrumentalmusik: 30 große Serenaden und eine Menge Symphonien, davon 18 thematisch verzeichnet 1762 bei Breitkopf; eine derselben in G ist von Wolfgang. — Concerte für Blasinstrumente in großer Anzahl. — Theatralisches, Pantomimen, Trios, Divertimente, Märsche, Balletmusik. — Sonaten; drei solche erschienen in Würzburg; sechs radirte er 1740 selbst in Kupfer. — Gelegenheitsstücke mit und ohne Programm: Pastoralsymphonie, Soldatenmusik, türkische und sogar chinesische Versuche, Bauernhochzeit mit festlichem Pistolenschießen und Pfeifen auf dem Finger ad libitum, musikalische Schlittenfahrt, deren ausführliches Programm Otto Jahn mitgetheilt hat. — „Der Morgen und Abend, den Innwohnern der hochfürstl. Residenzstadt Salzburg melodisch und harmonisch dargebracht“, zwölf Charakterstücke für das Hornwerk (Orgel) der Citadelle Hohensalzburg. Salzburg 1759. — Seine kunstpädagogischen Grundsätze entwickelte er sehr klar in einem Lehrwerk: „Versuch einer gründlichen Violinschule“, Augsburg, J. J. Lotter, 1756. — Das Werk ward von kritischen Autoritäten als das erste seiner Gattung wegen seiner Vortrefflichkeit sehr geschätzt, erlebte häufige Auflagen und wurde ins Holländische, Französische und andere Sprachen übersetzt. — Leopold M. ward 1755 zum correspondirenden Mitgliede einer 1738 errichteten „Societät der musikalischen Wissenschaften“ zu Leipzig berufen. 1759 adressirte eine von Marpurg angeregte Berliner Gesellschaft zur Veröffentlichung kritischer Briefe über Tonkunst ihren ersten Brief an Leopold M.: „weil man keinen glücklicheren Anfang zu machen wisse, als mit seinem Namen“. — Man richtete die Briefe nur an namhafte Autoritäten. — Eingehendere Quellenschriften über Leopold M. am Fuß des folgenden Artikels. Alle dort hervorgehobenen Werke enthalten auch Nachrichten über W. A. Mozart's väterlichen Mentor. L. M.

Mozart: Wolfgang Amadeus M., jüngster Sohn des erzbischöflich salzburgischen Concertmeisters und Hofcomponisten Leopold M. (s. o.), ward zu Salzburg geboren Abends 8 Uhr am 27. Januar 1756 und erhielt in der, folgenden Tages nach römischem Ritus vollzogenen Taufe die Namen Johannes Chrysostomus Wolfgangus Theophilus. Nach seiner Firmelung nannte er sich noch Sigismundus. Der häusliche Name lautete bald Wolfgang (Woferl), bald Gottlieb, Verdeutschung des „Theophilus“, des welschen Amadeo, Amadée. Die ersten zu Paris 1763 erschienenen zwei Violinsonaten betiteln sich als „Oeuvre II par J. (Johann) G. (Gottlieb) Wolfgang Mozart, agé de sept ans“. Später verbreiteten sich die bekannten Namen Wolfgang Amadeus (Amade). — Die frühzeitige künstlerische Entwickelung seiner beiden Kinder, Marianne (s. o. unter Leopold M.) und namentlich Wolfgangs, gestattete es ihrem väterlichen Erzieher, schon 1762 Kunstreisen mit ihnen zu unternehmen. Dieselben erstreckten sich vornehmlich auf Hofhaltungen von Fürsten und Großen: so in München und Wien;

bald darauf mit vollzähliger Familie durch das südwestliche deutsche Land nach Paris, London, Holland und über Paris nach Salzburg zurück (1766). — Erfolg an Ruhm, wie auch an Glücksgewinn reizte zu einer Wiederholung des Besuches der künstlerischen Familie in Wien (1767—1769). Hier schrieb der Knabe Wolfgang seine erste Oper „La finta semplice“ (51 im „Chronologisch-thematischen Verzeichniß sämmtlicher Tonwerke W. A. Mozart's von Dr. Ludwig Ritter v. Köchel“), welche in Folge abholder Gegenwirkungen zur Aufführung nicht gelangte. Ein Singspiel nach dem Französischen des Rousseau (Le devin du village) ward unter dem Titel „Bastien und Bastienne“ (K. 50) auf einem Privattheater des Dr. Meßmer hingegen dargestellt. Zur Genugthuung des Vaters und zu seinem eigenen Ruhm dirigirte der 13jährige Sohn auch die Kirchenmusik, darunter seine erste Missa brevis in G (K. 49), welche er zur Einweihung einer Waisenhauskirche in Auftrag geschrieben hatte. Im December 1769 nach Salzburg im Schmuck frischer Lorbeeren zurückgekehrt, ernannte ihn der Erzbischof Sigismund zum Concertmeister neben Michael Haydn. — Den Zeitraum von December 1769 bis März 1773 füllten Studien und Arbeiten zu Salzburg aus, welche von drei, in Begleitung des Vaters unternommenen Kunstreisen nach Italien unterbrochen wurden. Der erste Besuch dieses an musikalischem Bildungsstoff und ruhmvollen Traditionen reichen Landes dehnte sich aus bis Rom und Neapel (Ende 1769 bis März 1771) und trug glänzende Ehren und Gewinn ein. Der Papst Ganganelli ernannte den wunderbaren Knaben, der sich fähig erwiesen, das neunstimmige Miserere von Allegri nach einmaligem Hören aus dem Gedächtniß fehlerfrei niederzuschreiben, durch Verleihung des Ordens vom goldenen Sporn zum Palatinus Romanus; die berühmte Akademie zu Bologna erhob ihn zur Magisterwürde; nach dem glänzenden Ausfall seiner Oper „Mitridate, Re di Ponto“ (K. 87) zu Mailand sandte die philharmonische Akademie zu Verona dem 14jährigen Autor das Diplom ihrer Kapellmeisterwürde. Rom, Bologna, Neapel, Venedig concurrirten mit Mailand in Bestellung einer neuen Oper für die Musikzeit des Jahres 1772. Den Auftrag der Impresa von Mailand nahm M., der neue „Cavaliere Filarmonico“, gegen ein Honorar von 130 Gigliati (Ducaten) an. Die erste Aufführung am 26. December 1770 und zwei folgende Wiederholungen des „Mitridate“ leitete der Maestrino persönlich. Im Ganzen erlebte diese seine erste öffentlich dargestellte Oper 20 Aufführungen. — Zur Vermählungsfeier des Erzherzogs Ferdinand ertheilte Maria Theresia dem jungen Künstler den ehrenden Auftrag, eine „dramatische Serenade“ in zwei Aufzügen zu schreiben. Die Darstellung dieses allegorischen Musikdrama's, „Ascanio in Alba“ (K. 111), führte Vater und Sohn zum zweiten Mal nach Mailand. Das am 17. October 1771 aufgeführte Werk errang die Palme über des berühmten alten Ad. Hasse's Oper, welche ebenfalls im höchsten Auftrage für denselben festlichen Zweck geschrieben worden war. — Zur Aufführung der am 26. December 1772 in Mailand mit gewohnter Begeisterung aufgenommenen dreiactigen Oper „Lucio Silla“ (K. 135) reiste Wolfgang mit seinem Vater zum dritten und letzten Mal nach Italien. — Inzwischen hatte der Jüngling zu Salzburg eine Probe seiner erstaunlich anhaltsamen Arbeitskraft abgelegt. Während der Zeit vom Ende des December 1771 bis dahin 1772 entstanden außer der großen Opera seria „Lucio Silla“ nicht weniger als 10 Symphonien, 3 Divertimente, 2 Orgelsonaten, 2 Clavierfugen, 6 Streichquartette (K. 155 bis 160), zahlreiche Lieder, eine Litania de Venerabili (K. 125), ein Regina Coeli (K. 127), 4 Messen und etliche andere Stücke für die Kirche; dazu ein für Padua bestimmtes Oratorium in zwei Theilen, „La Betulia liberata“ (K. 118), nach Metastasio, im Opernstil dermaliger Oratorien, und ferner eine dramatische Serenade in 1 Act ebenfalls nach Metastasio: „Lo Sogno di Scipione“ (K. 126),

eine Gelegenheitsarbeit zur Huldigungsfeier des neu consecrirten Erzbischofs Hieronymus (29. April 1772).

Der erstaunliche Fleiß des 16jährigen Jünglings illustrirt die Erziehungsgrundsätze seines väterlichen Mentors. ‚Künstlerische Leistungen — meinte dieser — sind die Frucht unablässiger Arbeit, unermüdeten Fortschreitens in sittlicher und künstlerischer Selbsterkenntniß.‘ Deshalb gewöhnte Leopold seine beiden talentvollen Kinder zeitig an Arbeitsamkeit. ‚Die Gewohnheit ist ein eisern Pfad (wât-Gewand)‘: — diese Wahrheit leitete ihn selbst bis zum Tode — leider auch in seinen vorgefaßten Meinungen. Die Familie hing mit warmer Herzlichkeit an ihrem Haupt. Wolfgang liebte seinen Vater vor allen Menschen. ‚Nächst Gott kommt gleich der Papa‘ — das war sein Glaubensbekenntniß. Wolfgangs reines Kinderherz, welches für nichts als Liebe Raum zu haben schien, erleichterte seine sittlich-religiöse Erziehung wie eine seltene musikalische Divinationsgabe seine künstlerische Ausbildung. Auf Grund des ‚Gradus ad Parnassum‘ von J. J. Fux leitete der Vater die vorbereitenden Musikstudien des Sohnes. Befruchtet und erweitert wurden dieselben bei Anlaß seines Aufenthaltes in Bologna, wo er unter dem persönlichen Einfluß gelehrter Tonmeister, namentlich des Padre Giambattista Martini, sich Einsicht und Geschick aneignete in den gewundensten Formen des überlieferten gebundenen Stils. Durch Selbststudium älterer und zeitgenössischer Tonwerke sich fort und fort zu bereichern ward Mozart's ringender Genius zeitlebens nicht müde.

Die schöpferischen Lebensäußerungen des rastlosen Musikgeistes prägen in Mozart's Menschlichkeit das Wesen eines seltsamen psychologischen Problems frühzeitig aus, welches die Unhaltbarkeit der monistischen Doctrin des Materialismus aufs überzeugendste beleuchtet. Beherrscht von kräftigen, auf flüchtig erhaschten behaglichen Lebensgenuß unbedenklich, oft unbesonnen erpichten Neigungen, stößt der Tongenius aus peinlicher Gewissenhaftigkeit jede Berührung zurück mit einer Gefühlsrichtung, welche das lautere Ideal reiner schöner Form trüben könnte. Völlig unvermittelt führt die natürliche Menschlichkeit mit dem musikalischen Pneuma ein getrenntes Leben, fast wie die Parteien einer geschiedenen Ehe. Weniger der sittliche Wille als die Hebelkräfte äußerer Nöthigung und innerlich andrängender Gewalt schlagen zeitweise eine luftige Brücke über die Kluft, auf der die Factoren einer schöpferischen, in die Sphäre sinnlicher Wahrnehmbarkeit heraustretenden That einander zu gemeinschaftlichen Handreichungen begegnen: so beim Instrumentenspiel, Gesang, freiem Improvisiren, Niederschreiben eines Tonwerkes. Bei solchem Thun leiht der vom Willen beherrschte leibliche Organismus sich den Directiven des Genius mit freudigem Willfahren dar. Der Act künstlerischer Zeugung scheint dagegen von der Menschlichkeit völlig abgelöst und unabhängig sich zu vollziehen, von dieser nicht anders wie als pathologische Wirkung eines unwillkürlichen Lebensprocesses empfunden zu werden. Bei schöpferischen Transactionen verschärft sich der dualistische Zwiespalt bis zu substanzieller Deutlichkeit. Während die geistige Geburt zum vollendeten Kunstwerk rein innerlich ausreift, tritt die Anstrengung solchen Werdens und Wachsens zwar zuweilen in ihren Rückwirkungen auf Beschleunigung der Blutcirculation, auf Mienenspiel, auf unruhige Beweglichkeit der Gliedmaßen hervor, zugleich aber zeigt das Denkvermögen sich völlig fähig, fremdartige Gegenstände der Unterredung klar aufzufassen und Urtheile wie Auskunft über angeregte Fragen abzugeben. Zu der Complexion dieses einzigartigen Genius gehört auch eine Gedächtnißkraft, welche alle Grenzen gewohnten Fassungsvermögens überschreitet. Ist das Kunstwerk in angedeuteter Weise geistig vollendet, wird es neben anderen dem Gedächtniß anvertraut. Hier ruht es unverkürzt und unverloren jahrelang, wie fertige Handschriften im Archiv bewahrt werden — ein sicherer, wiewol aus-

schließlicher Besitz des Meisters. Deshalb bequemte er sich nur höchst ungern zum Geschäft des Niederschreibens. Dasselbe aber glich einem ganz äußerlichen Copiren. Nichts störte ihn dabei, weder heiteres Gespräch, noch Kinderlärm, noch selbst ertönende Musik. Er unterhielt sich aufs munterste und schrieb mit fliegender Feder ohne Irrung gleichsam ab, was wie ein aufgeschlagenes Buch im Gedächtniß vor seinen sehenden Augen ihm vorlag. Ja, er war sogar fähig eine Fuge aus dem Schatz seines Erinnerungsschreins zu copiren und gleichzeitig das erforderliche Präludium dazu „auszudenken“ (vgl. K. 394).

Schon in dem jungen Knaben erkannte der scharfblickende Vater das unbegreifliche Wesen seines Tongeistes. Leopold, ebenso weit entfernt vom Aberglauben als von kopfhängerischer Duckmäuserei, war beseelt von christförmiger Frömmigkeit, welche ihm Herz und Willen harmonisch durchdrang und welche die Gehaltlosigkeit der fadenscheinigen Aufklärungstoga, darein seine leichtlebige Umgebung sich selbstgefällig einhüllte, als schroffen Gegensatz empfand. Leopold lebte des zuversichtlichen Glaubens an die Machtvollkommenheit, vermöge deren der lebendige Gott selbstgezogene Schranken natürlicher Gesetze gelegentlich durchbrechen könne, um verunglimpfte sittliche Heilsordnungen durch ungewöhnliche Mittel in die verlassenen Geleise zurückzuführen. Auf Grund solcher religiösen Ueberzeugung gelangte Leopold zu der Einsicht, Gott habe dem entchristlichten, in spießbürgerlicher Moralphilosophie ohne lebenspendenden Glauben verdorrten Zeitalter einen beredten Beweis seines Daseins und seines Wirkens vor Augen stellen wollen. Als Träger solcher Beweismittel göttlicher Wundermacht erkannte Leopold die ganz außergewöhnlich begabten beiden Kinder, vorzugsweise den Knaben, deren Erziehung zur Erfüllung ihres göttlichen Berufs ihm als wesentlichste, als höchste und ausschließliche Aufgabe seines Lebens anvertraut und zur heiligen Pflicht gemacht worden sei. Aus solchem Beweggrund — nicht aus Gewinnsucht und Speculation auf äußere Vortheile — geschah es, daß Leopold mit den Kindern die erwähnten Kunstreisen unternahm. Ob dieselben auf die Zeitgenossen der sittlichen Auffassung Leopolds gemäß wirkten, das läßt sich nicht nachweisen. Wenigstens aber wurde vielfach öffentlich anerkannt (in Berichten aus Augsburg, Frankfurt, Paris von Seiten Grimm's, London von Seiten Barrington's), daß an dem Geschwisterpaar, ganz besonders an Wolfgang, ein unzweifelhaftes Wunderwirken leibhaft verkörpert sei. Und dieser Ueberzeugung hat sich in aller Folgezeit Niemand ganz zu entziehen vermocht, der fähig und geneigt war, die wundersame Erscheinung und Sendung des Mozart'schen Genius mit offenen Augen ohne Vorurtheil und Scheu prüfend zu betrachten. — Das Uebergewicht der frühreifen Meisterschaft in dem zarten schwächlichen Knaben und Jüngling verlor für oberflächliche Beobachter viel vom Augenfälligen eines Wunderbaren, als die fortschreitenden Lebensjahre die Seltsamkeit jenes Mißverhältnisses ausglichen. Demgemäß veranlaßten auch mehr praktische als sittliche Zwecke spätere Kunstreisen, welche M. ohne leitende und sorgende Begleitung seines Vaters unternahm. Ermuthigende Erträge an Ruhm und Glücksgewinn, wie der Knabe sie erzielte, wie sie ihm oft noch im Jünglingsalter entgegenblühten, wurden dem auch an Jahren ausgereiften Tonmeister nur selten gewährt. — Vielleicht gestaltete sein Lebensloos sich glücklicher, hätten die früh errungenen Vortheile in nicht unterbrochener Continuität ausgenutzt und verfolgt werden können. Daß solches unterblieb, empfand der lebenskluge Vater als grausame Hemmung. Doch nicht ihn trifft dafür die Verantwortung, sondern zunächst die Ungunst der heimathlichen salzburgischen Zustände unter dem Krummstab des Erzbischofs Hieronymus.

Dieser despotische Prälat, ein tückischer, kaltherziger Sinnenmensch, vergaß zeitlebens nicht das stumme Entsetzen, mit welchem die salzburgische Bevölkerung

wider seine erzbischöfliche Wahl remonstrirte. Unter der Tyrannei seiner eifersüchtigen Abgunst verkümmerte jegliches idealgerichtete Streben. Seine „Hof-Musique" sank zur Nichtigkeit einer Decoration der fürstlichen Eitelkeit und despotischen Laune herab. Gewaltthätig griff der Souverän in die Interna, ja sogar in Formgebung der musikalischen Kunstübung ein. Zeitdauer, Gattung und Stil amtlicher Tonschöpfungen für Kirche und Concert wurden mit der Scheere willkürlicher Cabinetsordonnanzen redigirt. Jede selbständige Regung freudigen Aufschwungs freier Kunstbegeisterung ward wie rebellische Erhebung über die autokratische Glorie mißtrauisch und gehässig niedergehalten. Obendrein regelte schmutziger Geiz die Gehaltsbewilligungen. Und hartherziger Trotz verweigerte jedes Urlaubsgesuch behufs bildender und gewinnverheißender Kunstreisen.

Den schweren lähmenden Druck ertrug Wolfgang M. zunächst von 1773 bis 1777. Im Sommer 1773 stellte der neue Erzbischof sich dem Kaiserhofe in Laxenburg vor. Die Vacanz benutzte Leopold, um mit dem Sohne in Wien zu leben. Allem Anschein nach bemühte er sich hier um eine Anstellung, welche wenigstens die freie Entwickelung Wolfgangs von der Last Salzburger Fesseln hätte erledigen können. Doch wie vorher schon zu Florenz, blieben Leopolds Anstrengungen auch zu Wien erfolglos. In der Kaiserstadt vollendete Wolfgang eine im Auftrag eines Herrn v. Andretter zu Salzburg geschriebene Serenade in 10 Sätzen für Orchester (K. 185) und sechs Streichquartette (K. 168—173). Gleichwol schrieb er scherzend an die Mutter: „Der Wolfgangerl hat nicht Zeit zu schreiben, dan er hat nichts zu thun, er gehet im Zimmer herum, wie der Hund im Flöhen." —

Das lahme aussichtslose Hinsiechen in der schwülen Luft des salzburgischen Hofdienstes wurde zum zweiten Mal erfrischend unterbrochen durch einen Aufenthalt zu München. Veranlaßt ward dieser durch den ehrenden Auftrag, eine Opera buffa für das kurfürstliche Hoftheater zu schaffen. Das vorgeschriebene Libretto betitelte sich „La finta giardiniera" (K. 196). Am 13. Januar 1774 zum ersten Mal aufgeführt, trug das Werk seinem Autor Bewunderung und Verehrung in allen Kreisen der Münchener Gesellschaft ein. Und Hieronymus war Augenzeuge der Triumphe seines geknechteten Concertmeisters. Vom Anfang des Decembers 1774 bis zum 7. März des folgenden Jahres durften Vater und Sohn sich des Genusses schmerzlich entbehrter freier Bewegung und würdiger Kunstpflege in der kurbaierischen Hauptstadt erfreuen. Um so peinlicher wirkte der Rückschlag der gewohnten unerwünschten Zustände in Salzburg. Wolfgang überwand trübe Anwandlungen und Aergernisse leichter als sein Vater, der in seiner Sorge um die angemessene Zukunft des hochbegabten Sohnes doppelt darunter litt. Diesem bot sich die Muse dar als freundliche Helferin in den salzburgischen Nöthen. Ein zusammenfassender Ueberblick über die in dem Zeitraum von März 1773 bis Herbst 1777 vollendeten bemerkenswertheren Tonwerke liefert einen neuen Beitrag zur Bewunderung der unermüdlichen, von Ungunst äußerer Bedingungen nur wenig beeinflußten Arbeitsamkeit Mozart's.

Unter der runden Summe von 130 Tonschöpfungen zählt man für die Kirche: 8 Messen, 3 Offertorien, 2 Litaneien und 7 andere Chorsätze; — für die Bühne: die vorerwähnte dreiactige Opera buffa „La finta giardiniera" und eine für salzburgische Hofzwecke geschriebene dramatische Cantate „Il Re Pastore" in zwei Aufzügen (K. 208); für Orchester: 8 Symphonien, 11 Divertimente, der Mehrzahl nach für Blasinstrumente und zwar für je 2 Oboen, Hörner und Fagotte, zwei haben die ungewöhnliche Besetzung von 2 Flöten und 5 Trompeten (K. 187, 188), auch 2 englische Hörner finden sich in einem der meist zu fürstlicher Tafelmusik verwendeten Divertimente (K. 166); ferner 5 Serenaden, darunter außer der von Andretter bestellten auch die bekannte „Haffner-Serenade" in D-dur

(K. 250); dann für die erzbischöflichen Redouten 20 Tänze und endlich noch 7 Märsche; — für sogenannte Akademien: 5 Concerte für Clavier; 7 solche für Violine, unter denen ein „Concertone" für 2 concertirende Violinen mit Orchester (K. 190); ein Concertstück für Fagott (K. 191); — Kammermusik: 6 Streichquartette (die erwähnten), 1 Quintett (2 Violen) in B (K. 174), 1 Claviertrio in B (K. 254), 1 Trio in B für 2 Violinen mit Baß (K. 266); — Haus- und Salonmusik: 6 Sonaten (K. 279—284) und ein Andantino, auch eine canonische Studie für Clavier, ein Adagio und ein Rondo concertante für Violine; — für Orgel: 8 Sonaten mit Streichinstrumenten; — Variationen für Clavier: die 12 bekannten über ein Menuett von Fischer (K. 179), 6 über ein Thema in G, 9 über eins in C, 12 über ein Thema in derselben Tonart; — für Gesang: 3 Arien für Sopran, eine solche für Alt, 3 für Tenor; 9 Canons, wol für gesellige Zwecke bestimmt. —

Welche Universalität der Schöpferkraft! — Ein Ringen nach Befreiung von den gleichwol reifenden Einflüssen Italiens wird in der Mehrzahl der aufgeführten Arbeiten bemerkbar. In anderen derselben erscheint aber das Streben nach Freiheit niedergehalten von der seichten Geschmacksrichtung des Gewalthabers, in dessen Auftrag und Dienst sie entstanden. Dazu gehören außer den dienstlichen Divertimenten und Serenaden namentlich fünf Messen, sämmtlich in C-dur aus den Jahren 1775 und 1776 (K. 220—257—258—259—262). Hieronymus verabscheute die tiefsinnige Mystik des gebundenen Stils. In den Messen, welche er am Hochamt persönlich las, mußten die Pauken wirbeln und die Trompeten schmettern. Mozart's schmiegsame Natur suchte ohne Verletzung seines künstlerischen Gewissens den gegebenen Bedingungen bestens gerecht zu werden. Aber die Unfreiheit und die Unleidlichkeit der sonstigen Zustände wirkten auf die Dauer unerträglich. So reifte der Entschluß, dem kümmerlichen Dienst zu entsagen; und der junge Glücksritter verließ ohne Plan und Ziel, begleitet von seiner Mutter, am 25. September 1777 im eigenen Reisewagen die heimathliche Residenzstadt seines grollenden Tyrannen.

Raststätten, wo die Reisenden mehr oder weniger lange verweilten, waren München, Augsburg, Mannheim und Paris. Es galt eine angemessene Unterlage für Wolfgangs und der Seinen gesicherte bürgerliche Zukunft zu finden. Wolfgangs Schaffenstrieb richtete seine Wünsche vorzugsweise auf Bethätigung im Bereich der Oper. Nach beiden Seiten aber blieb die Reise ohne jeden erwünschten Erfolg. Weder eine fürstliche besoldete Anstellung, noch der Auftrag, eine Oper zu schreiben, wurde dem jugendlichen Tonmeister gewährt. Seine Arbeitsamkeit bewegte sich in gewohnten Grenzen reiner Instrumentalmusik und concertirender Arien. Eine Symphonie in D (die Pariser — K. 297), drei Divertimente, unter denen ein kurzes Fragment, ein Notturno für vier Streichorchester mit je zwei Hörnern in D (K. 286), eine Gavotte, ein Marsch; ferner zwei Concerte für Flöte, eins für Oboe, ein drittes für Flöte und Harfe; dann zwei Quartette für Flöte, Violine, Viola und Violoncell, eine Sonate für Fagott und Violoncell (nachgelassenes Werk) in B (K. 292), sieben Sonaten für Clavier und Violine, drei Sonaten und ein Allegrosatz für Clavier; endlich zwei Concertarien und zwei Lieder mit französischem Text für Sopran, wie eine Concertarie für Tenor; dazu kommen noch einige allem Anschein nach in Paris verloren gegangene Werke, Kirchenchöre (eine Flickarbeit), Balletmusik (Les petits Riens) und eine Symphonie concertante für concertirende Flöte, Oboe, Horn, Fagott mit Orchester: ein solches Ergebniß des Arbeitsfleißes eines, von Reisen und Unstätigkeit der wechselnden Eindrücke erfüllten fünfzehnmonatlichen Zeitraumes würde man nach gewöhnlichem Maßstab der Möglichkeit für fast unglaublich zu halten geneigt sein; den stromweisen Ausstrahlungen des Mozart'schen Tongeistes

gegenüber erscheint gleichwol jene Lese seiner Reisefrüchte fast als Mißernte. In Anbetracht aller getäuschten Erwartungen, aller übrigen heftigen Gemüthserschütterungen wahrlich kein Wunder! — Dagegen gewann diese Reise für die menschliche wie künstlerische Entwickelung Mozart's entscheidende Bedeutung. Herbe Täuschung seiner ersten zarten Liebe zu Aloysia Weber; dadurch veranlaßte schmerzliche Auseinandersetzungen mit seinem besorgnißvollen Vater; demüthigende Berührungen mit kaltsinnigem Eigennutz und hochmüthiger Sittenlosigkeit; dazu angstvolle Tage und der erschütternde Schmerz um den zu Paris erfolgten Verlust seiner treuen Mutter: solche Erfahrungen, die das Herz des glücksbedürftigen Jünglings Schlag auf Schlag trafen, zeitigten und reiften die längst aufgegangenen Keime des Dranges nach mannhafter Selbständigkeit und begannen die festen Bande zu lockern, vermöge deren Wolfgangs Schritte bisher von dem Willen seines Vaters geleitet und bestimmt worden waren. — Die Bedeutung, die jene Reise für Mozart's künstlerische Ziele gewann, lag vorzugsweise in dem Einfluß, den sie auf seine Erkenntniß unversöhnlicher nationaler Gegensätze übte mit ihrer klärenden und reifenden Anreizung seines vaterländischen Selbstgefühls. Schon zu München fand M. den Boden für den Anbau des noch schüchtern neben der italienischen Oper auftauchenden jungen deutschen Singspiels geebnet. Zu Mannheim gab es bereits eine deutsche Nationalbühne, auf welcher Günther von Schwarzburg und andere deutsche Helden künstlerisch gefeiert wurden. Auch in der Vervollkommnung des in Formen erstarrten italienischen Stils, wie in der Ausbildung des Orchesters hatte man hier kühne Vorschritte im Sinne nationaler Selbständigkeit gemacht. Zu Paris fühlte M. sich angewidert von der Leichtfertigkeit und Selbstüberhebung des französischen Wesens. Auch dadurch ward seinem deutschen Bewußtsein neue Nahrung zugeführt. Zugleich stand er den Kämpfen beobachtend gegenüber, welche die französisch Nationalgesinnten auf Grund der Gluck'schen Bestrebungen mit den Schildträgern des italienischen Schönheitsideals, vertreten durch Nicolo Piccini, erbittert und leidenschaftlich ausfochten. Hie dramatische Charakteristik und Wahrheit — hie rein formale Musikschönheit: so lag die Frage. M. schöpfte daraus für sich die Ueberzeugung, die Wahrheit beruhe in der Vermittelung beider Seiten des Gegensatzes: dramatische Wahrheit in musikschöner Form. Und er war wie kein zweiter berufen, in solchem Sinne jenen Gegensatz zu versöhnen, eine Mission, deren selbstbewußte Bethätigung sich in seinen Schöpfungen seitdem immer klarer und reiner vollzog.

In der Hofmusik zu Salzburg traten inzwischen zwei Todesfälle ein, die den Erzbischof nöthigten, M. durch Bewilligung sehr günstiger Bedingungen zur Rückkehr in den verhaßten Dienst mit Hülfe seines Vaters zu gewinnen. Der Vater rückte in die erledigte Stelle des Kapellmeisters. Wolfgang sollte ihn als Concertmeister mit der Anwartschaft, sein Amtsnachfolger zu werden, einstweilen gelegentlich vertreten. Zum Theil aber erwiesen sich die dem Vater M. zugestandenen Begünstigungen später als leere Vorspiegelungen. Nach allen herben und reifenden Erfahrungen lastete der Dienstzwang doppelt schwer auf des wiedereingefangenen Flüchtlings Schultern. Des Tyrannen rachsüchtige Gesinnungen sorgten dafür, den Druck noch empfindlicher zu machen. Nur Arbeit konnte die Last erleichtern.

Im Januar 1779 trat der Meister als Hof- und Domorganist und Concertmeister mit den Verrichtungen eines stellvertretenden Kapellmeisters in den unliebsamen erzbischöflichen Dienst zu Salzburg wieder ein. Anfang Juni 1781 endlich besiegelte der rohe Fußtritt eines erzbischöflichen Kammerherrn die gewaltsame Befreiung von den entwürdigenden Fesseln, welche M. aus eigener mannhafter Entschließung in Wien schon vier Wochen zuvor zerrissen hatte. Nach

Wien wurde er von Hieronymus, der dem Kaiserhofe in Folge des Ablebens der Kaiserin Maria Theresia seinen Beileidsbesuch abstattete, zur Dienstleistung beordert, während die am 29. Januar 1781 erfolgte erste Aufführung der ernsten schönen Oper „Idomeneo" ihn vom November 1780 bis Anfang März 1781 im glücklichsten Zustande am kurfürstlichen Hofe zu München gefesselt hatte. In den letzten drittehalb Jahren der Knechtschaft machte die einförmige Ruhe und der Druck des Dienstes die Schöpferkraft nur elastischer. Folgende Werke geben Zeugniß von ihrer Bethätigung im bezeichneten Zeitabschnitt.

Eine sogenannte Krönungsmesse in C (K. 317), eine Missa solemnis in C (K. 337), 2 Vespern, 4 Hymnen, 4 Kyrie zum Theil unvollendet, 1 Offertorium, 2 deutsche Kirchenlieder für eine Stimme mit Baß, 3 Orgelsonaten mit kleinerem und größerem Orchester; — 1 Terzett (Luci care) mit 3 Bassetthörnern (K. 346), 3 Concertarien für Sopran, 2 Lieder am Clavier, ein drittes „Komm liebe Zither" mit Mandoline, 2 Canons; — 3 Symphonien, darunter eine in G (K. 318) als Ouvertüre zum Schauspiel ‚König Thamos' benutzt worden zu sein scheint, 2 Serenaden, eine in D (K. 320) und die dreizehnstimmige in B (K. 361), ein Divertiment in D (K. 334), 3 Märsche, 3 Menuette; — eine Symphonie concertante für Violine und Viola mit Orchester (K. 364), ein Concert für zwei Claviere, ein Concertrondo für Horn, ein solches für Violine in C (K. 365); — 1 Quartett für Oboe, Violine, Viola und Violoncell (K. 370); 2 vierhändige Claviersonaten in G und B, 4 Sonaten zu zwei Händen für Clavier; — Variationen für Clavier: 8 in F, 12 in Es, 12 desgleichen, Variationen für Clavier und Violine: 12 in G, 6 in g; 1 Menuett (ohne Trio) in D, 1 Adagio in C für Harmonika, 1 Allegro in B für Clavier und Violine (Bruchstück); — Chöre und Zwischenactsmusik zu dem vorerwähnten Schauspiel ‚König Thamos' von Gebler (K. 345), eine Oper in 2 Aufzügen, Text von Schachtner, ergänzt von Gollmick und A. André unter dem Titel ‚Zaïde' (K. 344); endlich noch die große Opera seria ‚Idomeneo, Re di Creta' in 3 Aufzügen (K. 366), ein Werk, das zwar fremde Einflüsse namentlich auch von Seiten Gluck's (Alceste) noch erkennen läßt, aber in der meisterhaften Behandlungsweise des Orchesters und Chorwesens, wie in der Wahrheit treffender dramatischer Charakteristik die Selbständigkeit und eigenartige Kraft Mozart's bahnbrechend ausgestaltet. Die Tänze, welche einer italienischen opera seria nicht mangeln durften, füllten nach der Gepflogenheit unabhängig vom dramatischen Verlauf die Pausen zwischen den Aufzügen aus. Im Idomeneo verknüpfte M. sie organisch mit der Handlung und schrieb deshalb die dazu erforderliche Musik selbst (K. 367), abweichend von dem Gebrauch, diese Sorge einer fremden Feder zu überantworten.

Mozart's Befreiung vom unwürdigen Joch des salzburgischen Hofdienstes entzog seinem Vater den Mitgenuß des freilich spärlichen Gehaltes, das der Sohn von der erzbischöflichen Hofkammer bisher regelmäßig empfangen hatte. Die Aufnahme von Geldsummen bis zum Betrage von tausend Gulden, zu der Leopold durch Wolfgangs Reise genöthigt gewesen, hatte den Grund gelegt zu der Verstimmung, welche in Folge der immer entschiedener auf Selbständigkeit gerichteten Bestrebungen Wolfgangs das bestandene väterliche Wohlwollen mehr und mehr abkühlte und argwöhnischem Mißtrauen Raum gab. Wolfgangs Vermählung mit Constanze Weber (4. August 1782) hätte den Bruch des herzlichen Verhältnisses ohne Zweifel vollendet, wenn diesem unglücklichen Ausgang nicht vorgebeugt worden wäre durch die offenherzigste Liebe und Dankbarkeit, die Wolfgang seinem Vater treu bewahrte und in unablässigen Erweisungen nach wie vor bethätigte. — Die nicht zu reichlichen Erträgnisse, welche Musikunterricht, Subscription auf sechs als „opus 2" bei Artaria in Wien erschienene Sonaten für

Clavier und Violine, wie Honorare für Concertleistungen im Clavierspiel ihm eintrugen, theilte er selbstlos mit seinem Vater. Die verdrossene Stimmung desselben aber wurde durch solche Liebesopfer nicht überwunden. Unerbittlich beharrte der in der salzburgischen Hofluft verbitterte und schnell gealterte Mann dabei, verleumderischen Ohrenbläsereien willig sein Ohr zu öffnen und alle Bewegungen seines redlichstrebenden Sohnes in Wien mit seiner mißtrauischen Kritik zu verfolgen. — Es fiel diesem schwer, solche Gesinnung bei der erprobten väterlichen Sorgfalt und Liebe zu begreifen. Fühlte er ihre Wirkung, so suchte er den empfundenen Schmerz niederzukämpfen. Seine Schöpferkraft aber blieb davon völlig unberührt und ihre Bethätigung schwang ihn über diese und alle anderen Anfechtungen vorläufig noch leicht hinweg. Doch verfehlten dieselben nicht seine menschliche wie künstlerische Reife zu fördern. Solche Wirkung prägt sich mit fortschreitendem Wachsthum in den Arbeiten dieser wie der folgenden Zeit unverkennbar aus; — sowol in den erwähnten Sonaten des Opus 2 und in einer Serenade (Es) für je 2 Clarinetten, Hörner und Fagotte — später erweitert durch 2 Oboen und 2 englische Hörner (K. 375), — als auch in einer für Aloysia Lange geschriebenen herzlichen Abschiedsarie und in einem Concertrondo für Clavier mit Orchester in D (K. 382). — Aber mit entschiedener Abkehr von allen welschen Einflüssen bezeichnet die Mozart'sche Eigenart eine kühne freie Schilderhebung auf Grund seines deutschen Selbstbewußtseins in dem dreiactigen komischen Singspiel „Die Entführung aus dem Serail", Text nach Bretzner von dem jüngeren Stephanie. Joseph II. gab die Anregung zu diesem Werk, welches mit zwei ernsten Opern Gluck's dem zum Besuch erwarteten Großfürsten Paul mit Gemahlin vorgeführt werden sollte. Das verzögerte Eintreffen der hohen Gäste und spätere Gegenwirkungen von Seiten der italienischen Hofpartei (Salieri und Genossen) bereiteten der Vollendung und Inscenirung des neuen Bühnenwerkes große Schwierigkeiten. Nur in Folge eines kaiserlichen Machtspruches gelangte dasselbe endlich am 12. Juli 1782 zur ersten öffentlichen Aufführung und errang trotz aller schleichenden Kabale der geschlagenen Gegner einen so beispiellosen Erfolg, daß in sechs Monaten (Juli bis December 1782) 16 Darstellungen mit ungeschwächtem Beifall zu Wien stattfanden und der Ruf nach Außen bald auch dem Werke seinen Weg über auswärtige Bühnen (Prag, Leipzig, Berlin und andere) ebnete. — Während M. mit der Einrichtung dieser Oper für Blasinstrumente nach Maßgabe eines erhaltenen Auftrages beschäftigt war, fand er sich genöthigt, gleichzeitig zwei Serenaden, eine in g-moll (K. 388), eine andere in D (K. 385) „geschwinde" zu beschaffen. Die D-dur-Serenade bestellte sein Vater im Auftrag der Familie des Bürgermeisters Haffner zu Salzburg, dieselbe, für die er schon 1776 ein Werk gleicher Gattung schrieb. Das neuere Stück hat sich als viersätzige Symphonie auf den Concertprogrammen bis heute erhalten.

Mozart's Eheleben mit Constanze umspannt einen Zeitraum von neun Jahren. Demselben entsprossen vier Knaben und zwei Mädchen, von denen allen nur zwei Söhne, Karl und Wolfgang, das männliche Alter erreichten. Mit Schulden belastet gründete M. seinen Hausstand. Constanzens häufige Wochenbetten mit nachbleibenden Gesundheitsstörungen, die wiederholte Kuren und Aufenthalte in dem benachbarten Kurort Baden veranlaßten, bereiteten den Bestrebungen Constanzens, der fortschreitenden Zerrüttung der Hauswirthschaft nachhaltig vorzubeugen, unüberwindliche Schwierigkeiten. Mozart's unbesonnene, bis zum Fanatismus gesteigerte Freigebigkeit verleitete ihn zu Opfern hülfreicher Menschenliebe, die Constanzens wirthschaftlichen Anstrengungen oft empfindliche Hemmungen entgegensetzten. Dazu kam von Seiten leichtfertiger Genossen ein Ausbeutungssystem, das die unregelmäßigen Erträge des Unterrichts, des Concertspiels und des Gewinns der schöpferischen Erwerbsthätigkeit nicht selten zersplitterte.

Betrogen, übervortheilt, ja selbst bestohlen, befand sich der Meister fast ohne Unterbrechung im Zustande des Unvermögens, seinen Verbindlichkeiten gerecht zu werden. Achtmaliger Wohnungswechsel im Verlauf von neun Jahren, die über ein Jahr verschleppte endliche Befriedigung des sehnsüchtigen Verlangens, die Gattin den Salzburger Verwandten und Freunden zuzuführen und andere Folgen gänzlicher Mittellosigkeit beleuchten das häusliche Elend, soweit der Mangel an Geld es verursachte. Anleihen von Freunden, unter denen sich der Kaufherr Michael Puchberg, Mozart's Logenbruder, durch stets offene Hand auszeichnete, machten die Lage immer mißlicher, zumal auch „unchristliche Wucherer" endlich zur augenblicklichen Aushülfe herangezogen werden mußten. Unerachtet solcher Dürftigkeit mit allen häuslichen trostlosen Consequenzen, deren demüthigende und entmuthigende Last mit den fortrückenden Jahren immer drückender wurde, durchwärmte zärtliche Herzlichkeit das innige Zusammenleben der Ehegatten. Vermochte Constanze Mozart's künstlerische Sendung in ihrem ganzen universellen Umfang auch nicht zu überblicken, so zollte sie seinem bewundernswerthen Tongeist doch Ehrfurcht genug, um manche Abweichungen seiner Lebensformen und Besonderheiten zu begreifen und gelten zu lassen. Sie theilte alle seine Interessen in Sorge, Leid und Freude mit ihm und besaß selbst musikalische Gaben des Gesanges, Clavierspiels und gediegenen Geschmacks, mit denen sie den Gatten zu erfreuen und anzuregen verstand. Eine Anzahl von Tonwerken ist aus solchem Einfluß, den Constanze auf M. übte, entstanden und — wiewol theilweise nur in Bruchstücken — erhalten geblieben. Dazu gehören außer Arien, Liedern und Canons auch lehrhafte Arbeiten wie Solfeggien, das bekannte liebenswürdige Terzett „Liebes Mandel, wo is 's Bandel" und Clavierstücke für zwei und vier Hände, wie auch eine Fuge mit Präludium, eine Formgattung, welche Constanze besonders liebte.

Mozart's Doppelnatur macht es verständlich, daß die Noth des Daseins seiner Schöpferkraft nicht nur keine lähmenden Dämpfer aufsetzte, sondern ihr vielmehr nur zum freien Aufschwung über die Jämmerlichkeit der äußeren Enge gereichte. Thatsache ist, daß er zur Zeit seiner Ehe im Kampfe mit allen Anfechtungen den Zenith seiner künstlerischen Meisterreife von Stufe zu Stufe in rascher Folge erklomm. Er galt in dem anspruchsvollen Wien als Concertspieler von unbestrittenem ersten Range. Den berühmtesten dermaligen Claviervirtuosen, Muzio Clementi, überwand er in einem vom Kaiser Josef veranlaßten Wettspiel. Im Augarten, auf der Mehlgrube, in den Privatconcerten der Großen und mancher Kunstgenossen, in deu von ihm selbst im Theater veranstalteten Akademien: überall spielte er unter dem Zudrange der musikliebenden vornehmen Welt, Kaiser Josef und seinen Hof an der Spitze. Funfzehn Clavierconcerte, ein Concertrondo für Clavier, Sonaten, Fantasien, Variationen, Fugen für dasselbe Modeinstrument entstanden im Zeitraum der ersten fünf Jahre seiner Ehe (1782 bis 1787) und eröffnen umfassende Einblicke in seine Thätigkeit als öffentlicher Clavierspieler. — Auch in seiner Wohnung fanden regelmäßige Musikveranstaltungen statt, welche zum Teil gegen Erlös von Eintrittskarten eine beschränkte Oeffentlichkeit gestatteten. Hier fand insonderheit die Pflege der Kammermusik ihre anregende Pflanzstätte. Während des bezeichneten Lustrums bereicherte Mozart die Litteratur deutscher Kammermusik mit 5 Sonaten für Clavier und Violine; mit 2 herrlichen, in Salzburg 1783 für Michael Haydn geschriebenen Duos für Violine und Viola und mit einem 1786 geschaffenen Duo für zwei Violinen. Ferner entstanden 4 Clavier-Trios, ein Adagio für Klarinette und zwei Bassetthörner, ein anderes Adagio für zwei Klarinetten und drei Bassethörner; 7 Streichquartette, unter denen die unsterblichen 6, welche der Meister seinem älteren Freunde Josef Haydn widmete; dann 2 Clavierquartette, das in

g-moll 1785 (K. 478), das in Es-dur 1786 (K. 493), und das Quartett für Clavier, Oboe, Fagott und Horn in Es (K. 452) aus 1784, ein Werk, welches Beethoven zu ähnlicher Schöpfung anregte; auch Quintette schuf die unermüdliche Notenfeder, und zwar ein solches für Violine, zwei Violen, Horn und Violoncell (K. 407) 1782, 2 für fünf Streichinstrumente, das in C (K. 515) und das in g (K. 516), beide im Frühling 1787. — Hiezu kommt noch „Ein musikalischer Spaß" für zwei Violinen, Viola, zwei Hörner und Baß, die erste Arbeit nach dem am 28. Mai 1787 erfolgten Tode des Vaters. Mozarts Sinn erhob sich stets frei über jede Verweichlichung des Gefühls. Davon zeugt auch dieses burleske Tonstück, mit dessen Conception er seinen Schmerz über den erlittenen Verlust mannhaft überwand und abschüttelte. — Zu den Meisterwerken im Kammerstil gehörten in diesem fünfjährigen Zeitraum auch die großen Sonaten in F und in C für Klavier zu vier Händen, wie auch die anmuthigen vierhändigen Variationen in G. Unter den Liedern für eine Stimme mit Klavier ragen hervor „An Chloe", „Das Veilchen", „Abendempfindung" und andere. — Außer den erwähnten Concerten für Clavier schrieb Mozart für das Instrument eines Waldhorn-Bläsers Leitgeb noch 4 Concerte und ein Concertrondo. Dieses entstand 1787. Ein anderes hatte er dem bedürftigen Kunstgenossen schon 1780 geschenkt. Aus 1785 stammt noch ein Andante zu einem Violinconcert. — Auch für Sängerinnen und Sänger erwies seine Muse ihre reichliche Freigebigkeit: außer der angeführten Abschiedsarie schrieb er für seine Schwägerin Aloysia Lange, geborene Weber, noch drei andere Arien; zwei davon wie eine dritte für den Tenoristen Adamberger waren zu Einlagen in eine Oper von Anfossi bestimmt. Eine vierte Arie schrieb er für den Bassisten Fischer (den ersten Osmin), eine fünfte für seinen Freund und Schüler Gottfried von Jacquin, eine sechste für Sopran und Violine widmete er einer Baronesse Pulini und seinem talentvollen Freunde August Graf Hatzfeld; eine siebente der Sängerin Nancy Storace (Non temer, amato bene) für Sopran mit concertirendem Clavier und Orchester; eine achte endlich seiner Freundin Josefine Duschek zu Prag. Ferner entstanden noch ein Duett für zwei Tenore, ursprünglich zur Oper „Die Entführung" gehörend; ein anderes Duett für 2 Soprane, ein Terzett und ein Quartett als Operneinlagen; endlich noch ein Terzett für Sopran, Tenor und Baß nach einer Melodie des Tenoristen Kelly oder O'Kelly. — Auch die musikalischen Festlichkeiten seiner Freimaurerloge schmückte er mit „Gesellenliedern", mit einer Kantate 1783 (K. 429), mit einer Trauermusik 1785 (K. 477), mit einer „Maurerfreude" für Tenor und kleinen Chor (K. 471), mit einem Lied für Chor und Orgel zur Eröffnung der Loge (K. 483), mit einem dreistimmigen Chor und Orgel zum Schluß der Loge (K. 484) und anderen Gaben seiner unerschöpflichen Kunst. — Weniger reichlich ist das Ergebniß an Werken reiner Orchestermusik in dieser Periode. Registrirt sind 1782: nur 3 Märsche und der Menuettsatz einer Symphonie; 1783: 2 unter Haydns Einfluß entstandene Symphonien in C (K. 425) und in G (K. 444); ferner ein Marsch und einige Sätze zu einem Carnevalsscherz; 1784: 5 Menuette, 6 Contretänze und 2 Quadrillen; 1786: die bekannte in Prag geschriebene D-dur Symphonie (K. 504); 1787: 6 deutsche Tänze und 9 Contretänze, sämmtlich zu Prag für adlige Redouten geschrieben; und endlich noch eine „kleine Nachtmusik" für Streichinstrumente (K. 525). — Die Kirchenmusik, welche dem Geschmack des rationalistisch gesinnten liberalen Kaisers Josef keine Aufmunterung verdankte, ist nur durch eine einzige unvollendete Messe, die Votiv-Messe in C-moll (K. 427) vertreten. Bei seinem Besuch zu Salzburg (Juli bis October 1783) ergänzte Mozart die fehlenden Sätze aus vorhandenen anderen seiner Messen und brachte sie solchergestalt in seiner Vaterstadt zu Gehör. Constanze sang die Sopran-

partie. 1785 benutzte er Stücke dieser seiner reifsten und reichsten Messe für die Cantate „Davidde penitente“ (K. 469).

Durch eine hingeworfene Aeußerung des Intendanten der kaiserlichen Hofmusik, Grafen Rosenberg, angeregt, entbrannte in dem Meister die Begierde für die retablirte italienische Oper ein neues mit deutschem Geist erfülltes Werk zu schaffen. Aus diesem Verlangen entstand eine Reihe von Ansätzen, deren Vollendung an der Unzulänglichkeit der vorgelegenen Dichtungen scheiterte. Hieher gehören die Fragmente einer zweiactigen Oper „L'oca del Cairo“ (K. 422), die einer anderen Opera buffa ebenfalls in zwei Aufzügen „Lo sposo deluso“ (K. 430), ferner einige Terzette und Arien zu anderen Opern. — Die Hauptwerke dieses Lebensabschnittes aber waren seine beiden, den Sieg des deutschen Genius über die welsche Herrschaft entscheidenden Opern Figaro und Don Juan, beide gedichtet von Lorenzo da Ponte, dem Poeten der kaiserlichen Hofoper. „Le nozze di Figaro, opera buffa in 4 Atti“ (K. 492), erlebte nach heftigen Gegenwirkungen der italienischen Partei ihre erste, glänzend aufgenommene Aufführung zu Wien am 1. Mai 1786. Es war das erste und einzige Bühnenwerk Mozarts, dessen Stoff (nach dem gleichnamigen satyrischen Lustspiel des Beaumarchais) er selbst auserkoren hat. Das darin pulsirende volle frische Menschenleben des Zeitalters verklärte Mozarts universelle Tonsprache in dem Geist des monumentalen Reinmenschlichen, das von deutscher lauterer Gemüthstiefe wonnig durchwärmt, und getragen von unerreichter Kunst individualisirender Charakteristik der musikalischen Ausdrucksmittel des Gesanges, in Arien, Ensemblesätzen und Orchesterbehandlung, der Gattung der Oper zum erstenmal die Weihe vollendeter Wahrheit verlieh. — In Prag, wo das unerhört neue und unwiderstehlich liebenswürdige Werk sogleich in Scene ging, regte die Begeisterung dafür den Wunsch an, seinem Urheber persönlich Dank bezeugen zu dürfen. M. folgte einer Einladung nach Prag, entzückte die kunstsinnige Gesellschaft dort in zwei gewinnreichen Akademien durch sein unvergleichliches Clavierspiel und drückte seine erkenntlichen Gesinnungen aus durch den freiwilligen Entschluß, für Prag eine Oper zu schaffen, wie er noch nie eine gleiche zuvor geschrieben habe. Diesen Vorsatz bethätigte er in „Don Giovanni (Il dissoluto punito), Opera buffa“ (später nannte er das wunderbare Werk „Dramma giocoso in 2 Atti“ (K. 527). Mit erschütternder Gewalt hebt die musikalische Kunst in diesem heiteren, alle Sphären des Daseins umspannenden Spiel den sittlichen Ernst der unerbittlichen ewigen Gerechtigkeit hervor, welche der Selbstvergötterung des menschlichen Willens als vernichtende Rückseite dient. In künstlerischer wie sittlich-menschlicher Hinsicht bedeutet das Werk eine weihevolle Vertiefung Mozarts selbst auch dem Figaro gegenüber. Am 29. October 1787 elektrisirte es zum erstenmal die entzündbaren Gemüther der Prager Bevölkerung, während die Wiener es bei der ersten Aufführung am 1. Mai 1788, verblüfft von der gewaltigen Neuheit, fallen ließen. Erst nach und nach fand man hier und an anderen Orten (z. B. in Berlin) die volle Würdigung für dieses hohe, beispiellose Kunsterzeugniß.

Seine Verbreitung über alle Opernbühnen der Welt erlebte der Schöpfer dieses monumentalen Werkes nicht. Auch trug es ihm außer dem gebräuchlichen Honorar im Betrage von 100 Dukaten keine weiteren Früchte ein, als die lange vergeblich erstrebte kaiserliche Ernennung zum Amt eines Kammermusikers, welches durch Glucks Ableben jüngst erledigt war. Gluck hatte eine Besoldung von 2000 Gulden bezogen. M. ward auf den Rath eines augendienerischen Kammerlakaien des sparsamen Kaisers Josef mit 800 Gulden abgefunden. Was er in seiner amtlichen Stellung zu leisten hatte, beschränkte sich auf die Beschaffung der kaiserlichen Tanzmusik. In den Jahren 1788, 1789 und 1791 (am

20. Februar 1790 starb nach längerem Krankenlager Josef II.) schrieb M. in seiner Eigenschaft als Hofcomponist in Summa 90 Tänze für kaiserliche Redouten und Maskeraden. Deshalb erschien ihm der kaiserliche Sold von 800 Gulden „zuviel für das was er leistete, und zu gering für das was er leisten konnte“. — Das häusliche Elend, durch andauernde Krankheiten Constanzens und überhand nehmende Schulden bis zum Unerträglichen gesteigert, vermochte das schmale Gehalt nicht zu mildern. — Ebensowenig aber vermochte es zunächst schon die spontane Schöpferkraft dieses Genius zu lähmen. Inmitten der trostlosesten äußeren Bedrängnisse entstanden rasch hintereinander die drei unsterblichen Symphonien, welche Mozarts Meisterschaft im großen Instrumentalstil begründen und ihn mit Josef Haydn und Beethoven zum Vollender dieser Gattung machten. Die Symphonie in Es (K. 543) hat er in sein seit 1784 geführtes Register am 26. Juni 1788 als abgeschlossen eingetragen; die g-moll-Symphonie (K. 550) am 25. Juli desselben Sommers und schon am folgenden 10. August die C-dur mit der Schlußfuge („Jupiter“) (K. 551). — Auffallend ist, daß unter dem Datum des 26. Juni mit der Es-dur-Symphonie zugleich registrirt wurden: ein kleiner Marsch in D, eine C-dur-Sonate für Clavier und eine Sonate für Clavier und Violine, beide „für Anfänger“, dazu noch ein Adagio mit Fuge (f-moll) für Streichquartett; ferner unter dem 22. Juni ein Claviertrio in E, ein anderes in C unter dem 14. Juli; eine Canzonette für zwei Soprane und Baß am 16. Juli; endlich am 11. August ein Kriegslied „Beim Auszug ins Feld“ (gegen die Türken). Alle diese Arbeiten concurrirten offenbar mit der Conception der drei großen Symphonien. Wie das möglich war, ist schier unfaßlich, zumal wenn man erwägt, daß zur selben Zeit Constanze acht Monate lang zwischen Tod und Leben schwebte und auf Mozarts, nur von Sofie Weber, der jüngsten Schwester seiner geliebten Gattin, unterstützte Pflege angewiesen war. — Dazu gesellten sich aber noch zahlreiche andere Arbeiten im J. 1788, als ein Adagio für Clavier, ein Allegro und Andante für dasselbe Instrument, das schöne Divertimento in Es für Violine, Viola und Violoncell (K. 563), ein Claviertrio in G, eine Arie für Aloysia Lange, eine Baß-Ariette, ein anderes Kriegslied (Ich möchte wol der Kaiser sein), 10 Kanons für Gesang, ein Clavierconcert in D (K. 537) und die Bearbeitung des Händelschen Schäferspiels „Acis und Galathea“. Im März 1789 folgte eine ähnliche Bearbeitung des „Messias“, im Juli 1789 die „Cäcilien-Ode“ und das „Alexanderfest“. Angeregt wurden diese Bearbeitungen durch den Vorsitzenden der kaiserlichen Hofbibliothek, Baron van Swieten. M. vertiefte sich auf seinen Anlaß in das Studium Bach'scher und Händel'scher Werke. Auch leitete er Chorconcerte, die auf van Swietens Anlaß von einer Gesellschaft kunstliebender Aristokraten im Saal der Hofbibliothek vor eingeladenen Zuhörern veranstaltet wurden.

Vom 8. April bis zum 4. Juni 1789 befand der Meister sich auf einer Kunstreise, deren Ziel Berlin und Potsdam, der Hof des musikfreundlichen Königs und Violoncellspielers, Friedrich Wilhelm's II. war. Für dessen Lehrer, den Franzosen Jean Pierre Duport, schrieb M. 9 Claviervariationen über ein Menuett von diesem. In Leipzig widmete er einem Kunstgenossen eine kleine Gigue als Stammbuchblatt, studirte hier Bachsche Motetten, improvisirte beim Abschied von dem Doles'schen Freundeskreise witzige kunstreiche Kanons, und erhielt neben dem Auftrag, für Friedrich Wilhelm II. drei Streichquartette zu schreiben, von diesem das Anerbieten, als Kapellmeister mit 3000 Thaler Gehalt in seine Dienste zu treten. M. konnte sich aber nicht entschließen, seinen Kaiser und Wien zu verlassen. Und da auch ein Concert zu Leipzig keinen Gewinn getragen, blieb diese Reise ohne nachhaltigen Erfolg. Die bestellten drei Quartette entstanden im Juni 1789 (D-dur) (K. 575), im Mai und Juni 1790 (B K. 589 und

F K. 590). Im übrigen findet man noch verzeichnet aus 1789: 2 Claviersonaten; das dem Clarinettisten Stadler gewidmete Quintett für Clarinette und Streichquartett, das sogenannte Stadler-Quintett; ferner 7 Arien für Sopran, darunter die Einlage zu „Figaro“ in F (Kehre wieder) und einige andere derselben als Einlagen in Opern von anderen Autoren; endlich noch eine Baßarie zu „Cosi fan tutte“. Diese Opera buffa in zwei Aufzügen bestellte auf äußeren Anlaß Kaiser Josef. Lorenzo da Ponte dichtete das Buch, dessen Schwächen nicht dazu beitragen konnten, M. die Arbeit seinerseits zu erleichtern. Gleichwol verleugnet auch diese Bühnenmusik weder die gewohnte Meisterschaft in der Kunst der Formgebung, nach Mozarts originelle Charakteristik der Ensemblesätze. Am 26. Januar 1790 ging das Werk zum erstenmal in Scene, wurde sehr günstig aufgenommen und erlebte in demselben Jahre zehn Aufführungen auf der kaiserlichen Nationalbühne zu Wien.

Die reactivirenden Bestrebungen Leopold's II., welche sich nicht allein gegen seines Vorgängers Josef liberale Reformen, sondern auch gegen dessen Günstlinge richteten, steigerten Mozart's hoffnungslosen Zustand bis zur Verzweiflung. Eine Reise zur Kaiserkrönung nach Frankfurt am Main (23. September bis Ende October 1790) konnte er nur erschwingen durch Versatz seines Schatzes an silbernen Geräthen und Pretiosen. Die am 14. October im Theater stattgefundene Akademie, in welcher er zwei, beide später als „Krönungsconcerte“ bekannt gewordenen Clavierconcerte (in F von 1784, K. 459, und in D von 1788, K. 537) vortrug, enttäuschte die Hoffnung auf reichen Glücksgewinn. — Einen besseren Gewinn aber brachte ihm die Reise ein: sie heilte ihn von allen grundlosen Illusionen, drängte ihn zu ernster Selbstprüfung und zu dem kräftigen Entschluß, den von Todesahnungen bedrohten Rest seines Lebens mit unverkürzter Treue und ermannter Frische der Hingabe an seine Kunst für die Seinigen und für das Allgemeine fruchtbar zu machen. Er wollte „arbeiten, nichts als arbeiten“.

Diesen Entschluß hat er bis wenige Stunden vor seinem Ende mit unverkürzter Treue und wunderbarer Kraft bethätigt. Dazu widerstand er verschiedenen lockenden Aufforderungen, dem Glück in der Ferne (London) auf Grund abenteuerlicher Möglichkeiten die Hand zu bieten. Hingegen wandte er, dem jede Aussicht auf Beförderung seitens des Kaisers entzogen worden, sich an den Stadtmagistrat von Wien mit einem „bittlichen Ansuchen“, infolge dessen er dem bejahrten Kapellmeister an St. Stefan, Leopold Hofmann, ohne Gehalt adjungirt wurde mit der Vertröstung auf dessen Nachfolgerschaft in dem reichlich dotirten städtischen Amt. Im Winter 1790 auf 1791 leistete er wieder Ballmusik für den Hof, nämlich 41 Modetänze aller Art. Mehr verlangte der Kaiser nicht von seinem Kammermusikus M. Für einen reichen Freund schrieb er zwei Streichquintette, eins D-dur im Dezember 1790 (K. 593), das zweite Es-dur (K. 614) im April 1791. Auch vor den untergeordnetesten Aufgaben beugte sich sein rectifizirter Künstlerstolz. Davon zeugen zwei schöne Werke für eine Spieluhr, ein Adagio und Allegro (K. 594) und eine Fantasie zum Theil in fugirtem Stil (K. 608), wie ein Andante für Walzenorgel (K. 616), vulgo Leierkasten! — Eingerichtet für Klavier, sind diese Stücke erhalten geblieben. Selbst drei artige Liederchen für eine Kinderzeitschrift zu liefern, verschmähte er nicht. Auch schrieb er für sich noch ein letztes Clavierconcert in B (K. 595) und für den älteren Stadler das bekannte Clarinetten-Concert in A (K. 622). Desgleichen beschenkte er die blinde Marianne Kirchgäßner mit einem reizvollen Adagio und Rondo in C (K. 617) für Harmonika, Flöte, Oboe, Viola und Violoncell; schrieb sonst noch 8 Variationen für Clavier, eine Baßarie mit obligatem Contrabaß, ein komisches Duett für Sopran und Baß als Operneinlage, zwei Cantaten für die

Freimaurerloge, und einen Schlußchor in einer Oper von Sarti („für Dilettanti“). Alle diesen zerstreuten Arbeiten entstanden größtentheils gleichzeitig mit der Ausarbeitung der Zauberflöte, des Titus und des Requiem im Laufe von kaum einem einzigen, durch Gesundheitsstörungen und Todesahnungen zeitweise verkümmerten Jahr! Noch mit der Ausarbeitung der Schikaneder'schen „Maschinenkomödie“ — die Zauberflöte — beschäftigt, erschütterte den Meister die geheimnißvolle Bestellung der Seelenmesse seitens des Grafen Franz von Walsegg; und bald darauf mußte er in dem kurzen Zeitraum von 18 Tagen für die Krönungsfestlichkeiten der Inthronisirung Leopold's II. zu Prag die italienische Opera seria „La clemenza di Tito“ in 2 Atti (K. 621) nach Metastasio schaffen, einstudiren und aufführen (6. September). Dazu erlebte er die Enttäuschung, daß weder diese Oper, noch die am 30. September zu Wien unter seiner Leitung aufgeführte „Zauberflöte“ den erwünschten Erfolg hatte. Die Verbreitung beider Meisterwerke erfolgte erst nach Mozart's Tode, der ihn bei der eifrigen Ausarbeitung des Requiem — seines eigenen Grabgesanges — in der ersten Morgenstunde des 5. Decembers 1791 bei noch nicht vollendetem 36. Lebensjahr dahinraffte. In der Zauberflöte hinterlegte er das Vermächtniß höchster künstlerischer und ethisch-religiöser Reife und Weihe. Die allegorisirende, zum großen Theil plumpe Dichtung Schikaneders und seiner Mitarbeiter verklärte seine himmlische Kunst in die reine schöne Form einer tiefsinnigen, universellen Symbolik, welche das Requiem als Mozarts Beichte und Glaubensbekenntniß im meisterhaften Ausdruck der gebundenen Satzweise unverhüllt offenbart. — Bekanntlich hat Mozarts Schüler Xaver Süßmayr, die unvollendeten Skizzen einer Anzahl Sätze des Requiem nach dem Ableben des Meisters ausgeführt. Der Geist Mozart's aber hat durch diese Einmischung in sein letztes erhabenes Werk im Wesentlichen keine Verdunkelung erfahren. Es ist das „Opus summum summi viri“ (Joh. Ad. Hiller).

Zerstreute Aufsätze, Biographien, Beleuchtungen, Novellen und anderes mehr stellen eine sehr erhebliche Mozartlitteratur dar. — Nissens Biographie W. A. Mozarts, Leipzig 1828, ist bei allen übrigen Mängeln für spätere Biographen vielfach als Quelle, namentlich in Betreff der Familientraditionen benutzt worden. — Die kritische Studie Ulibischeffs „Nouvelle biographie de Mozart“ etc. Moskau 1843, hat durch L. Ganters zum Theil berichtigende Verdeutschung, Stuttgart 1859, weite Verbreitung in Deutschland gefunden. Das Werk aber ist aus dem Buchhandel verschwunden. — Otto Jahn, „W. A. Mozart“ in 4, später in 2 Theilen — 2. Auflage Leipzig 1867 — hat in seinem berühmten Werk einen ganz neuen Weg beschritten, den philologischer Methode der Forschung. Wesentliche Hülfe leistete ihm dabei das „Chronologisch-systematische Verzeichniß sämmtlicher Tonwerke W. A. Mozarts“ von Dr. Ludwig Ritter von Köchel, Leipzig 1862, ein ebenfalls grundlegendes Werk, auf welches oben oft Bezug genommen ist. — Schätzenswerthe Ergänzungen biographischer Art enthalten die „Mozartiana“ von Gustav Nottebohm, Leipzig 1880. — Erwähnung verdienen noch „Mozart's Briefe nach den Originalien herausgegeben“ von Ludwig Nohl, Leipzig 1877. Auf wissenschaftlichen Werth erhebt diese Sammlung ebensowenig Anspruch, als eine Darstellung der künstlerischen Mission des Meisters in volksthümlichem Sinne, die sich betitelt „Mozart, ein Künstlerleben“, Berlin 1883. — Eine kritisch geprüfte Gesammtausgabe der Mozartschen Werke, herausgegeben von Breitkopf und Härtel in Leipzig, verdient die weiteste Verbreitung.

Ludwig Meinardus.

Muchar: Albert v. M., eigentlich Anton Muchar v. Bied und Rangfeld, historischer Schriftsteller, wurde am 22. November 1786 zu Lienz

in Tirol geboren, woselbst er den ersten Unterricht erhielt und seine Studien im damaligen Lyceum zu Graz in Steiermark fortsetzte. Am 29. September 1805 wurde er als Novize in das Benedictinerstift Admont in Steiermark aufgenommen, nahm den Stiftsnamen Albert an und beschäftigte sich nun eingehend mit dem Studium der Theologie und der neueren so wie der classischen Sprachen, nicht minder mit historischen Studien. Am 16. October 1808 legte er die feierlichen Gelübde des Ordens ab, wurde bald darauf zum Priester geweiht und es ward ihm die Professur des Bibelstudiums an der Stiftslehranstalt anvertraut. M., der sich in der Folge, insbesondere angeregt durch den Verkehr mit dem Orientalisten J. Freih. v. Hammer-Purgstall, auch dem Studium der orientalischen Sprachen zuwandte, wurde im Stifte selbst Professor derselben sowie der griechischen Sprache und im J. 1813 als Bibliothekar und Archivar des Stiftes bestellt. Doch zog den unermüdlichen Gelehrten das Gebiet der Geschichte immer mehr an und er begann es mit besonderer Aufmerksamkeit zu pflegen. Im J. 1823 ward M. als Supplent des Bibelstudiums des alten Bundes an die theologische Facultät zu Graz berufen und schon 1825 übernahm er an dem Lyceum die Professur der Aesthetik und der altclassischen Studien. Nachdem die Universität in Graz wieder neu errichtet ward, finden wir ihn als Doctor der Philosophie, Decan der philosophischen Facultät und Rector dieser Universität. Er machte inzwischen zahlreiche, meist wissenschaftliche Zwecke verfolgende Reisen ins Ausland, insbesondere noch München, wo er mit dem Historiker Hormayr verkehrte, und nach Oberitalien, auch Steiermark durchstreifte er in allen Richtungen und lernte den Boden aufs Genaueste kennen, dessen umfassende Geschichte er später schrieb. M. stand mit vielen Gelehrten des In- und Auslandes, auch mit dem Erzherzoge Johann, der ihn hoch schätzte, in Verbindung, im J. 1812 war M. mit unter jenen, welche die vom Erzherzoge gestellte Preisfrage über die ältere Geschichte von Innerösterreich (vgl. Bd. XIV, S. 296) zum Gegenstande ihrer Forschungen machten. Ein besonderes Verdienst erwarb sich M. auch dadurch, daß er im Vereine mit dem steiermärkischen Archivar Wartinger die Stiftung eines historischen Vereines für Innerösterreich (1840 bis 1843) begründete. Kurz vor seinem Tode wurde der für seine wissenschaftlichen Verdienste vom Kaiser Ferdinand in verschiedener Weise ausgezeichnete Gelehrte auch zum wirklichen Mitgliede der neugegründeten Akademie der Wissenschaften in Wien ernannt. Er starb am 6. Juni 1849 zu Graz an der Gesichtsrose. Unter den Werken des unermüdlich thätigen Mannes nimmt die auf eingehendstem Quellenstudium fußende „Geschichte des Herzogthums Steiermark“, Grätz 1844 bis 1874, 9 Bände den ersten Rang ein, ein Werk, von dem jedoch nur die ersten 4 Bände bei Lebzeiten des Verfassers erschienen und dessen textlicher Theil leider überhaupt nur bis zum Jahre 1558 fortgeführt ist. Wenige Länder haben ein so ausführliches und umfassendes Geschichtswerk aufzuweisen wie es Muchar's Arbeit bietet. Von seinen übrigen historischen Publicationen sind noch zu nennen: „Das römische Norikum“, Grätz 1825—26, 2 Bde. „Urkundenregesten für die Geschichte Innerösterreichs vom Jahre 1312 bis zum Jahre 1500“ im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, Wien 1849, und eine große Zahl historischer und culturhistorischer Aufsätze in Hormayr's Archiv und in der „Steiermärkischen Zeitschrift“ — deren Mitredacteur M. auch war — im 1.—5. Bde. dieser Zeitschrift sind besonders die Aufsätze über „das altceltische Norikum“ erwähnenswerth. Beachtenswerthe Schriften und Uebersetzungen Muchar's sind ferner: die reichhaltige Monographie über „das Thal und Warmbad Gastein“, Grätz 1834; „Die heiligen Weihen. Nach dem beigefügten Urtexte des römischen Pontificalbuchs übersetzt“, Grätz 1829; „Quinti Horatii Flacci opera lyrica annotatione e notis aliorum et suis perpetua, versione Germanica inserta et

observationibus aestheticis illustravit . . .“, Graecii 1835. Das steiermärkische Landesarchiv und das Stiftsarchiv zu Admont bewahren auch noch eine Zahl von historischen, philologischen und ästhetischen Arbeiten Muchar's im Manuscripte auf, die bisher nicht publicirt wurden.

Theod. Gaßners Nekrolog, in den Mittheil. des hist. Ver. f. Steiermark. Graz 1850, 1. Heft. F. Ilwofs Biographie „Albert von Muchar“. Ebendort. Graz 1866, 14. Heft. Darnach auch bei Wurzbach, Biogr. Lex. Bd. XIX. Vgl. auch: Scriptores ordinis S. Benedicti qui 1750—1880 fuerunt in imperio Austriaco-Hungarico. Vindobonae 1881. Pag. 306 ff.
Schlossar.

Müchler: Karl M. wurde am 2. September 1763 zu Stargard in Pommern geboren und trat nach beendigten Studien 1785 in den Staatsdienst ein, in dem er sich mit unermüdlichem Eifer in den verschiedensten Verwaltungszweigen nützlich machte. Zunächst bei dem Generalauditoriat angestellt und demnächst zum Expedienten in Justizsachen bei diesem Collegio befördert, fungirte er seit 1796 auch als Expedient bei der General-Lotterie-Administration und seit 1798 in gleicher Eigenschaft bei dem fränkischen Departement des Generaldirectoriums. Im J. 1802 ging er mit dem General der Cavallerie und Minister Grafen von der Schulenburg-Kehnert nach Hildesheim, um bei dem Organisationsgeschäft der Entschädigungsprovinzen thätig zu sein, und wurde nach Beendigung dieses Geschäfts von den Domcapiteln zu Hildesheim, Münster und Paderborn zum Agenten in ihren Angelegenheiten bei der obersten Staatsbehörde bestellt. Als mit der Schlacht bei Jena das Schicksal Preußens besiegelt war, ging M. aller seiner bestimmten Einnahmen verlustig; er mußte sogar, da er seines freimüthigen Wortes wegen auf die Proscriptionsliste des korsischen Eroberers gesetzt worden, Berlin verlassen und in seine Geburtsstadt flüchten. Hier schrieb er 1806 das ebenso denkwürdige als prophetische Gedicht „Der Eroberer“, das sich in unzähligen Abschriften, ohne Nennung des Autors und unter dem Siegel der Verschwiegenheit, nach allen Richtungen, selbst bis in die Schweiz hinein, verbreitete, und das in der Folge verschiedenen Dichtern, Erhard, A. v. Kotzebue und endlich auch Schiller zugeschrieben wurde und sogar in der „Nachlese zu Schiller's Werken“ (1840) Aufnahme fand. In der ganzen Zeit der französischen Gewaltherrschaft nur von dem Ertrage seiner Feder lebend, wurde M. im J. 1814 von dem damaligen Generalgouverneur Fürsten Repnin in Dresden dorthin berufen, um unter dem russischen Obristen und General-Polizeidirector Baron v. Rosen die Leitung der Kriegs-, höheren und Sicherheitspolizei für den ganzen Bereich dieses Generalgouvernements zu übernehmen. Schon am 10. Juni d. J. ehrte der Kaiser die Verdienste Müchler's durch Verleihung des Wladimirordens, und da es M. wenige Monate später gelang, einer Rubelnotenfälschung Napoleons auf die Spur zu kommen, so verlieh ihm der Kaiser ein lebenslängliches Benefizium von jährlich 100 Ducaten, das M. über 42 Jahre lang bezog. Seit dem Frieden wieder in Berlin lebend, starb er daselbst am 12. Januar 1857. — M. hat auf dem Gebiete der schönen Litteratur eine erstaunliche Wirksamkeit entfaltet; er ist besonders der Mann der Räthsel und Charaden, der Anagramme und Epigramme, der geselligen Unterhaltung und des Frohsinns. Von seinen Schriften nach dieser Richtung hin wären zu erwähnen: „Meine Feierstunden“ (1782); „Schwärmereien“ (1782); „Anekdoten-Lexikon für Leser von Geschmack“ (II, 1783—84 und Supplemente, 1785); „Der Reisegefährte, eine Sammlung kleiner unterhaltender Erzählungen, launichter Einfälle ꝛc.“ (III, 1785—86); „Ein Eimer Wasser zum Löschen der neuen Feuerbrände“ (1808); „Epigramme, Fabeln und Erzählungen“ (1808); „Der

Anekdotenfreund“ (1809); „Neue Spiele müßiger Stunden“ (IV, 1811—17); „Authentische Nachrichten von der großen französischen Armee, vom 15. bis 24. October 1813. In saubere Reime gebracht“ (1813); „Das Stammbuch. Eine Auswahl von Gnomen und Denksprüchen ꝛc.“ (1814); „Kleine Erzählungen in Versen“ (1820); „Polterabendscenen“ (1830) u. a. Seine zahlreichen Lieder („Gedichte“, 1786; „Erotische Tändeleien“, 1793; „Gedichte aus dem häuslichen Leben“, 1827) bewegen sich zwar nur in den gewöhnlichsten Gedanken, doch weiß M. diese in einer fließenden Sprache und einem leichten Reim darzustellen, so daß mehrere seiner Gedichte eine gewisse Volksthümlichkeit erlangt haben. Auch auf dem Gebiete des Drama („Dramatische Bagatellen“, II, 1794—95) und des Romans („Das Glückskind“, 1818; „Die drei Freunde“, 1820; „Bekenntnisse eines Hagestolzen“, 1821) hat sich M. versucht. Am bekanntesten ist er indes durch die Herausgabe verschiedener Almanache und Taschenbücher geworden; von letzteren seien nur genannt: „Taschenbuch für Frauenzimmer“, 1779—84; „Kleine Frauenzimmer-Bibliothek“, 1782—86; „Berlinisches Taschenbuch“, 1795; „Polterabende“, 1798; „Aurora“, 1803; „Egeria“, 1802 und 1806; „Vergißmeinnicht“, 1809; „Taschenbuch der Liebe und des Frohsinns“, 1811; „Momus“, 1818; „Anekdoten-Almanach“, 1808—13, 1815, 1817—45 u. v. a.

Hitzig, Gelehrtes Berlin im Jahre 1825, S. 175. — Illustrirte Berliner Wochenschrift „Der Bär“, 11. Jahrg., 1884—85, S. 697 ff.

Franz Brümmer.

Muck: Friedrich Johann Albert M., geboren zu Forheim bei Nördlingen am 24. April 1764, wurde Pfarrer zu Euerbach bei Schweinfurt und später Pastor zu Rothenburg an der Tauber und bayrischer Kirchenrath. Er starb zu Rothenburg am 4. November 1839. — M. hat auf mehrfache Weise sich um die Liturgie und die musikalische Ausgestaltung des Gottesdienstes verdient gemacht, auch neue Melodien für Lieder componirt. Er gab auch biographische Notizen über die Componisten der Choralmelodien im bayrischen Choralbuche heraus, Erlangen 1824; außerdem hat er Homilien und Predigten drucken lassen.

Richter, biogr. Lexikon, S. 245. Oettinger, moniteur des dates, IV, S. 41. Kayser, Bücherlexikon IV, S. 155. l. u.

Mudäus: Gabriel M. (van der Muyden): einflußreicher Lehrer der Rechtswissenschaft, geb. 1500 in Brecht bei Antwerpen, legte den Grund seiner umfassenden Bildung im Collegium Lilianum zu Löwen, an dem Erasmus einen bedeutenden Einfluß übte und auch Ludwig Vives lehrte. M. widmete sich daselbst der Jurisprudenz und besuchte später als Begleiter vornehmer Studirender noch französische Universitäten, namentlich auch Paris, wo er bereits als gerichtlicher Redner auftrat. 1539 wurde er in Löwen zum Doctor der Rechte promovirt, nachdem er bereits seit 1536 daselbst als Lehrer der Rechtswissenschaft gewirkt hatte. 1544 erhielt er an der genannten, an der Spitze der wissenschaftlichen Bewegung stehenden Universität die erste juristische Professur und bekleidete dieselbe unter einem ganz außerordentlichen Lehrerfolge bis zu seinem am 21. April 1560 erfolgten Tode. Mehrere Rufe, unter anderen einen nach Leipzig, hatte er ausgeschlagen. Zahlreiche Schüler haben die von ihm befolgte Methode, welche sich als eine auf exacter Behandlung der Quellen aufbauende Synthese bezeichnen läßt, weiter ausgebildet und verbreitet, besonders Matthäus Wesenbeck. Neben seiner Wirksamkeit als Lehrer entwickelte M. eine ausgebreitete Thätigkeit als Rechtsconsulent, ohne doch dabei frei von der materiellen Sorge um eine große Familie zu werden. Als juristischer Schriftsteller ist er nicht thätig geworden; erst nach seinem Tode wurden mehrere Vorlesungen gedruckt, so die „Commentarii ad Tit. Dig. pro socio, de contrahenda

emptione et venditione, de actionibus emti et venditi, de pignoribus et hypothecis“ (Lovan. 1563), „Commentarii in Tit. Dig. de petitione hereditatis“, (Paris. 1583), „Commentarii in Tit. Instit. de actionibus“ (Francof. 1585), „Commentarii in Tit. Cod. de restitutionibus in integrum“ (in dem Sammelwerk De restitutionibus in integrum, Francof. 1586), „Commentarii in Tit. XXI priores libri VI Cod. de testamentis“ (Spirae 1604).

P. J. Spinnael, Gabriel Mudée et son école ou la rénovation de l'étude de la jurisprudence en Belgique au XVI[e] siècle in Revue des Revues de droit publiées à l'étranger. T. 6. Bruxelles, 1844. — Stintzing, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft, 1. Abth. (München u. L. 1880) S. 340—343. Schulz.

Mudre: Johann Friedrich M., geboren am 26. December 1736 zu Lübben in der Niederlausitz, wo sein Vater Garn- und Zwilchweber war. Vom Jahre 1757 an studirte er in Leipzig Theologie: er kam hier mit Gellert in Berührung. Hernach lebte er in Dresden. Im J. 1771 ward er Pfarrer zu Bubendorf bei Borna; von hier ward er im J. 1773 nach Mittelsaida bei Freiberg versetzt, wo er lange in Segen wirkte. Nachdem er sich im J. 1807 hatte emeritiren lassen, starb er am 30. Mai 1810. — M. hat als Student und Candidat eine Anzahl geistlicher Lieder gedichtet, welche er von Gellert und Christian Felix Weiße prüfen ließ und dann herausgab. Sie erschienen unter dem Titel „Geistliche Lieder und Gedichte“ zu Friedrichstadt-Dresden o. J. (1770) mit einer Widmung an das Dresdner Consistorium; hernach (? Titelausgabe) Dresden 1776. M. bestrebte sich, seine Lieder in genauster Uebereinstimmung mit den Lehren der heiligen Schrift zu verfertigen. Ihrer schönen Sprache und ihres frommen und verständlichen Inhalts wegen fanden sie eine überaus gute Aufnahme bei den Zeitgenossen; in den damals erscheinenden Gesangbüchern erhielten sie theilweise eine große Verbreitung; einige finden sich wol auch noch in Gemeindegesangbüchern. Obschon M. selbst sich gegen das Ueberarbeiten von Liedern anderer erklärte, mußte er es erleben, daß Dieterich sein Passionslied „Ruh und sichre Freuden gibt mir Herr dein Leiden“ überarbeitete und so in sein Gesangbuch für die häusliche Andacht (1781) aufnahm. — M. ließ auch eine geschichtliche Arbeit über Friedrich Mykonius (Dresden 1782) erscheinen.

Heerwagen, Literaturgeschichte I, S. 232 f. Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., VI, S. 283 f. l. u.

Müelich: Hans M. (Mielich), geb. 1516, † zu München am 10. März 1573. Nicht, wie bisher angegeben Hofmaler des Herzogs, da diese Stelle zur Zeit Albrechts V. überhaupt nicht mit einem Künstler, sondern mit einem Anstreicher (Hans Ostendorfer) besetzt wurde. Die äußern Lebensverhältnisse Müelich's müssen sehr günstig gewesen sein. Die Summen, welche er von dem Herzog für seine Arbeiten erhielt, können in Anbetracht der damaligen Geldverhältnisse enorm genannt werden. Seine allgemeine Bildung war fast gelehrt, seine Erscheinung, welche uns zahlreiche Selbstportraits vergegenwärtigen, diejenige eines feinen Mannes. 1540 muß er bereits seit mindestens einem Jahre verheirathet gewesen sein. In künstlerischer Beziehung ging er aus der Regensburger Schule hervor, entweder als directer Schüler von Altdorfer, oder aus der Werkstatt von dessen Schüler Michael Ostendorfer. Die Frucht seines italienischen Aufenthaltes, dessen Zeit wir nicht bestimmen können, war eine reiche Skizzenmappe und auch er wurde von dem gewaltigen Einfluß Michelangelos fortgerissen. In Müelich's Thätigkeit können wir drei Perioden unterscheiden. In der ersten, welche bis 1545 dauerte, arbeitete er, nachdem er 1539 eine jetzt in Madrid befind-

liche Kreuzigung gemalt hatte, meistens im Portraitfache. Von den Bildnissen zeichnen sich namentlich das kleine Miniaturselbstportrait im Nationalmuseum zu München (1543) und das lebensgroße Brustbild Albrechts V. in Schleißheim (1545) durch energische, äußerst lebensvolle Charakteristik aus, während sich die meisten andern Portraits nicht über eine gewisse steife Mittelmäßigkeit erheben. Bis zum Ende der fünfziger Jahre währt dann Müelich's äußerst erfolgreiche Thätigkeit für das Kunstgewerbe. Um das Jahr 1547 entstanden seine köstlichen Entwürfe zu den Prachtrüstungen der französischen Könige Franz I. und Heinrich II. Dieselben befinden sich jetzt, soweit sie überhaupt erhalten sind, im königlichen Kupferstichkabinet zu München und sind zum Theil durch von Hefner-Alteneck herausgegeben worden. Die geistreiche Fülle der ornamentalen Verzierungen, das Anpassen derselben an die gegebene Bestimmung ist wunderbar. Vor 1556 muß auch das Prachtschwert für Kaiser Karl V. entstanden sein, welches der Goldschmidt Ambrosius Gemlich nach Müelich's Entwürfen ausführte. Von 1546—1555 datiren die großen Pergamentblätter, welche die Hauskleinodien des Herzogs Albrecht V. und seiner Gemahlin Anna von Oesterreich in feinster Miniaturmalerei darstellen (im Besitze Hefner-Alteneck's). Ihnen tritt ein Band, die kleinern Hauskleinodien darstellend (1552—53 datirt) auf der Staatsbibliothek zu München ergänzend zur Seite. Da einige Zeichnungen Müelich's als Entwürfe zu den Schmucksachen erhalten sind, ist es sehr wahrscheinlich, daß der größte Theil derselben nach seinen Angaben ausgeführt wurde. An diesen Kunstwerken ist eben so sehr die Genialität des Entwurfes als die Kostbarkeit des Materiales zu bewundern. Der Einfluß, welchen M. durch diese Arbeiten auf das Kunstgewerbe seiner und der folgenden Zeit gehabt hat, ist von großartiger Bedeutung; ihm ist der Aufschwung desselben zu danken. In dieselbe Periode fällt auch der einzige Holzschnitt, zu welchem er die Zeichnung geliefert hat, nämlich die Darstellung der Belagerung von Ingolstadt im J. 1546 (16 große Folioblätter von 1549). Ferner zwei sehr mittelmäßige Portraits der Herzöge Wilhelm IV. und Albrecht V., ersterer skizzenhaft 1550 als Leiche (Nationalmuseum München), letzterer 1555 in ganzer lebensgroßer Figur (Wilhelmsgymnasium). Von 1554 stammt die große Tafel, jetzt in der Frauenkirche zu München, welche das jüngste Gericht nach Michelangelo darstellt. Sie diente ursprünglich als Grabmal für den bairischen Kanzler Leonhard von Eck (Egkh, † 1550). Mit dem Jahre 1559 widmete M. sich gänzlich der decorativen Miniaturmalerei, indem er bis 1570 das Hauptwerk seines Lebens, die illustrirende Ausschmückung dreier Pergamentbände in größtem Folioformat (jetzt auf der Staatsbibliothek zu München), vollendete. Dieselben enthalten die Noten und den Text von Motetten des Cyprian de Rore und von 7 Bußpsalmen und 2 Lobpsalmen des Orlando de Lasso. Das erste Werk umfaßt einen Band, in welchem nur die Anfänge der einzelnen Motetten mit Miniaturen verziert sind, während das zweibändige Psalmenwerk auf jeder Seite mit künstlerischem Schmuck versehen ist. Die einzelnen Seiten haben ein willkürliches, in sich unregelmäßiges Rahmenwerk, welches die Noten mit dem Text umgibt und bald größere, bald kleinere Bilder enthält. Die Formen desselben sind diejenigen der deutschen Renaissance, mit denen sich hin und wieder gothische Elemente in unbefangener Weise vereinigen. Dazwischen hängen reiche Frucht- und Blumenschnüre herab, reizende Putti spielen darin. Nackte menschliche Gestalten, phantastische Fabelwesen tragen die reichen Voluten oder sind auf denselben gelagert. In Nischen stehen ernste Standbilder, die Vögel des Himmels aber und die Thiere des Feldes und Waldes beleben Voluten, Blumen, Früchte und Laub. Ueberall eine Fülle von geistreichen Einfällen, genialen Spielereien mit feinen Beziehungen. Die Bilder, der biblischen Geschichte oder dem heidnischen Sagenkreise entnommen, schließen sich der

Gedankenfolge des Textes an, illustriren dieselbe durch Beispiele oder führen sie selbständig weiter aus. Da die Bilder decorativ sein sollen, ist das Hauptgewicht auf die Farbe gelegt. In bunten Costümen bewegen sich die Handelnden, der Hintergrund eröffnet den Blick meist in weite Landschaften. Die Ferne zeigt jene tiefe Bläue, welche der Regensburger Schule eigenthümlich ist. Gold ist wie bei den Ornamenten, so auch bei den Bildern zur Erhöhung des Lichtes nicht gespart. Die Figuren sind in wenigen Strichen durch Farben und nicht durch Linien gezeichnet, oft bringt der Künstler meisterhafte Verkürzungen, meistens aber ist die Zeichnung nachlässig und nur bestrebt die Formen im allgemeinen auszudrücken. Die dargestellte Architectur ist jene phantastische Renaissance, welche bei Altdorfer und vorher bei den Venezianern gebräuchlich ist. Die großen Titel- und Schlußbilder zeigen vorzügliche Portraits des Herzogs und seiner Gemahlin, der Componisten und des Malers, die zu den hervorragendsten Leistungen der Bildnißkunst gehören. Am gelungensten sind die Motetten und der erste Band der Psalmen, weil der Künstler das decorative Princip streng innezuhalten weiß. Die reiche Farbe der ganzen Seite ist von einheitlicher Stimmung, die Gestalten flott und ohne Mühe hingeworfen. Im zweiten Bande tritt das Rahmenwerk mehr zurück, und die einzelnen Bilder wollen selbständig wirken, woran sie aber durch ihren Figurenreichthum, welcher der übersichtlichen Ordnung entbehrt, verhindert werden. Gerade auf diese Darstellungen sind die Schlachtenbilder Altdorfers und seiner Schule von großem Einfluß gewesen. Zu den Bildern und ornamentalen Verzierungen hat der Leibarzt des Herzogs, Samuel Quichelberger einen erläuternden Text geschrieben. Das letzte große Werk Müelich's (von 1572) ist der Altar in der Frauenkirche zu Ingolstadt; er enthält in einem prächtigen Renaissancerahmenwerk nicht weniger als etwa 90 Darstellungen, welche auf der Predella, den doppelten Flügeln und dem Aufsatz, sowie auf der Rückseite vertheilt sind (veröffentlicht bei Aretin, Alterthümer und Kunstdenkmale des bayrischen Herrscherhauses).

Die hier gemachten Angaben, welche von den bisherigen vielfach abweichen, stammen aus Specialforschungen des Verfassers, die er in einem eigenen Werke über Müelich niederzulegen beschäftigt ist. Max Zimmermann.

Muffat: Georg M., der größte süddeutsche Orgelmeister in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Geburtsort und Geburtsjahr desselben haben bis jetzt nicht festgestellt werden können, doch dürfte letzteres um 1640 anzunehmen sein. Die Nachrichten über sein Leben verdankt man größeren Theils den Vorreden seiner Werke, außerdem dem Kirchenarchive zu Passau. M. kam jung nach Paris, wo er sich sechs Jahre aufhielt und Lully's Instrumentalmusik fleißig studirte. Er ist vielleicht der erste gewesen, der den Lully'schen Stil in Süddeutschland bekannt machte. Von Paris scheint er nach Straßburg gegangen zu sein, jedenfalls war er eine Zeit lang Organist am Münster. Kriegsunruhen vertrieben ihn von dort; dies dürfte sich um 1674 zugetragen haben. Er begab sich nach Wien und trat dann als Organist und Kammermusikus in den Dienst des Erzbischofs von Salzburg, der ihm Urlaub gab zu einer Reise nach Rom, wo er bis zum Herbst 1682 verweilte. Die Vorrede seines Werks „Armonico tributo cioè Sonate di camera commodissime a pocchi ò a molti stromenti“ ist vom 4. September 1682 aus Rom datirt, das Werk selbst dagegen erschien bei Johann Baptist Mayr in Salzburg, wohin M. jedenfalls vor dem 18. October 1682 zurückgekehrt war. Der Erzbischof Gandolph zeigte sich ihm besonders gewogen; nachdem derselbe 1687 gestorben war, wird auch des Künstlers Aufenthalt in Salzburg nicht mehr lange gewährt haben. Im Frühjahr 1690 findet man ihn schon in Passau, wo er als Kapellmeister des Fürstbischofs am 23. Februar 1704 gestorben ist. — Muffat's berühmtestes Werk ist der „Apparatus

Musico-Organisticus“, welcher 1690 schön in Kupfer gestochen herauskam und dem Kaiser Leopold I. gewidmet ist. Derselbe enthält außer einem Anhang von Clavierstücken zwölf große Orgeltoccaten, welche das Vollendeteste sind, was in dieser, von Claudio Merulo festgestellten Gattung in Süddeutschland componirt worden ist. Durch die nordländischen Orgelmeister des 17. Jahrhunderts sowie durch Sebastian Bach wird M. zwar an Glanz und Großartigkeit übertroffen, nicht aber an musikalischem Reichthum und stilvollem Wesen. Seine Toccaten dürfen immerhin als classische Muster gelten. Aber auch als Componist von Orchestermusik im französischen und Kammermusik im italienischen Stile ist M. von hervorragender Bedeutung. Außer dem obengenannten Armonico tributo ist von ihm noch bekannt geworden ein „Suavioris harmoniae instrumentalis hyporchematicae florilegium primum“, welches 1695 in Augsburg erschien und dem Fürstbischof von Passau gewidmet ist. Ein zweiter Theil des Florilegium kam 1698 zu Passau heraus. Ersterer enthält 50, letzterer 62 Stücke für Streichinstrumente und Generalbaß.

Vgl. Utto Kornmüller in den Monatsheften für Musikgeschichte, 1871, S. 127 ff. — A. G. Ritter, Zur Geschichte des Orgelspiels. Leipzig 1884, 1. Bd., S. 159 f. Spitta.

Muffat: Gottlieb M., Sohn von Georg M., geb. im April 1690 (getauft den 25. April) zu Passau, war ein Schüler von J. J. Fux in Wien, wurde am 3. April 1717 als Hoforganist angestellt und bekleidete diese Stelle bis er 1763 pensionirt wurde. Am 10. December 1770 starb er in Wien. Sein erstes, 1726 herausgegebenes Werk waren 72 Versetten für die Orgel. Von viel größerer Wichtigkeit aber sind seine „Componimenti Musicali per il Cembalo“, zu Augsburg in Querfolio prachtvoll in Kupfer gestochen (ohne Jahreszahl). Es sind sechs Folgen von frei erfundenen Musikstücken und Tänzen gleicher Tonart und eine „Ciacona“ mit 38 Veränderungen. Mit diesen Compositionen, in welchen sich französische Zierlichkeit und deutsche Gediegenheit in anziehendster Weise mischen, vermag sich M. selbst neben den Clavierwerken Bach's und Händel's zu behaupten. Seine Claviermusik ist durchaus originell, läßt aber eher noch eine Vergleichung mit derjenigen Händel's zu, als mit der Bach'schen. Händel kannte die Componimenti auch sehr wohl: im Schlußchor seiner Cäcilienode hat er die Fuge aus der vierten Folge derselben frei benutzt, und in seiner Ciacona mit 62 Veränderungen verwendet er denselben Grundbaß wie M. in der seinigen. Der Verleger Johann Christian Leopold in Augsburg zeigt auf der letzten Seite der Componimenti „VII Ouverturen auf das Clavier“ von M. an. Vielleicht sind damit in ungenauer Bezeichnung eben die Componimenti selber gemeint; wäre es nicht der Fall, so hätte die Kunst einen Verlust zu beklagen, denn die „sieben Ouverturen“ sind bis jetzt nicht wieder ans Licht gekommen.

Vgl. Utto Kornmüller in den Monatsheften für Musikgeschichte, 1871, S. 128. — Ludwig v. Köchel, Die kaiserliche Hofmusikkapelle in Wien. Wien 1869, S. 111. Spitta.

Muffat: Karl August von M., k. baierischer Reichsarchivrath, Historiker. Geboren am 29. October 1804 zu Sulzbach als Sohn des kurfürstlichen Schloßverwalters, wurde er zuerst durch mißliche Umstände in seinem Studiengange gehemmt, fand aber dennoch im J. 1825 Zulassung zur Praxis an der königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München, deren Geschichte er zu schreiben begann. Sieben Jahre später ging er zum königlichen allgemeinen Reichsarchive über, wo er sogleich als Kanzelist angestellt, im J. 1853 zum Secretär und 1859 zum Rath befördert wurde. Seine Pensionirung im J. 1877, welche von der Verleihung des Kronenordens und hiermit des persönlichen Adels begleitet

war, überlebte er nur bis zum 28. September des folgenden Jahres. M. fungirte (seit den 1840er Jahren) auch als Archivar der Stadt München und war seit 1852 Mitglied der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften, dann der hiermit verbundenen historischen Commission. Den historischen Verein von Oberbayern hat er im J. 1837 mitbegründet, um dann die Zwecke desselben bei besonderen Anlässen auch schriftstellerisch zu fördern. Am Liebsten jedoch in seinen Archiven und seinem Studirzimmer weilend, ist M. außerhalb der Akademie nur einmal öffentlich hervorgetreten, als er nämlich am 28. September 1858 beim siebenhundertjährigen Jubiläum der Stadt München auf deren Rathhause die Festrede hielt, welche Münchens Entwickelung bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts übersichtlich darstellte. Die ausführliche Stadtgeschichte, welche man von ihm erwarten konnte, hat er nicht verfaßt, nur ein paar Gelegenheitsschriften ließ er in diesem Betrachte erscheinen; zuletzt freilich (er starb während der Drucklegung) ist ein großer Theil seines reichen Wissens über Verfassungs- und Familiengeschichte der Stadt als Einleitung und Kommentar zu Jörg Katzmairs Denkschrift über die Unruhen zu München 1397—1403 (Städtechroniken XV, 411 ff.; vgl. oben XV, 459) noch Gemeingut geworden Ein anderes wichtiges Ziel, fast eine Lebensaufgabe, hat sich M. allerdings gesteckt: aus lange und eifrig gepflegten Sammlungen über ältere süddeutsche Grafenhäuser traten indeß nur einige bayerisch-österreichische Geschlechter an das Licht. Was er aber sonst, wie eben Neigung oder Auftrag ihn bestimmte, meist in den Schriften der Akademie und der historischen Commission veröffentlicht hat, ist von bedeutendem Gesammt- wie Einzelwerthe, ein vollgültiges Zeugniß seiner Befähigung und Zuverlässigkeit. Vornehmlich hat er sich da mit der Geschichte Bayerns unter dem wittelsbachischen Hause befaßt, so in den „Beiträgen zur Lebensgeschichte des Herzogs Ludwig I. von Bayern" (1854), den „Correspondenzen und Aktenstücken zur Geschichte der politischen Verhältnisse der Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern zu König Johann von Ungarn" (Quellen und Erörterungen zur bayer. und deutschen Gesch. Bd. IV, 1857), und der „Geschichte der bayerischen und pfälzischen Kur seit der Mitte des 13. Jahrhunderts" (1871), theils auch mit süddeutscher Münzgeschichte, wie in den „Beiträgen zur Geschichte des bayerischen Münzwesens unter dem Hause Wittelsbach vom Ende des 12. bis in das 16. Jahrhundert" (1869), einer mit fast peinlicher Genauigkeit geführten Untersuchung; dann mit bayerischer Ortsgeschichte, biographischen Stoffen, Archivgeschichte u. s. w. Seine verdienstlichsten Editionen sind das „Schenkungsbuch der ehemaligen gefürsteten Propstei Berchtesgaden" (Quellen und Erörterungen Bd. I, 1856, S. 225—364) sowie die Bände XXXVI[b] und XXXVII der Monumenta Boica, altbayerische Salbücher des 14. Jahrhunderts und die Urkunden des Hochstiftes Würzburg von 788 bis 1287 enthaltend.

E. v. Destouches, Gedächtnißworte auf K. A. v. M. („Sammler", Beil. z. Augsburg. Abendzeitung 1878, Nr. 115), Nekrologe auf K. A. v. M. von W. v. Giesebrecht in den Sitzungsberichten der hist. Cl. der Münchener Akademie d. W. 1879, 1. Bd., S. 329—334 und (mit Schriftenverzeichniß) von L. Rockinger im 41. Jahresbericht des Hist. Ver. v. Oberbayern f. d. J. 1878, München 1880, S. 82—91. v. Oefele.

Muffel: Nikolaus M., geboren 1410 zu Nürnberg, aus altem Patriziergeschlecht, war der Sohn des Nikolaus M. und der Brigitta Tetzel. 1433 kam er in den Rath ward noch im selben Jahre Pfleger zu St. Egydien, 1440 zu St. Klaren, rückte 1443 zur Stelle eines alten Bürgermeisters, 1445 zu der eines älteren Herrn vor; 1452, als er bei der Kaiserkrönung Friedrichs III. in Rom weilte, wurde er zum obersten Hauptmann ernannt und von der Romreise

zurückgekehrt erhielt er gemeiner Stadt Sekretinsiegel und die Schlüssel zum Heiligthum in Verwahr. 1457, erst 47 Jahre alt, stieg er zu der höchsten Stufe der Würden, die die Reichsstadt gewähren konnte, zu der eines Losungers empor. M. war in den Tagen seines größten Ansehens ohne Zweifel die einflußreichste Persönlichkeit der Reichsstadt; sowol bei seinen Mitbürgern und seinen Amtsgenossen, als auch bei Kaiser und Fürsten stand er in Gunst und Ehren. Repräsentations- und Redegabe, sowie staatsmännische Eigenschaften und diplomatische Gewandtheit müssen ihm in hohem Grade eigen gewesen sein, da der Rath sich seiner häufig bei schwierigen politischen Sendungen bedient hat. So sandte ihn der Rath 1444 nach Ulm, wo er am 15. December die mit den schwäbischen Städten auf ein Jahr abgeschlossene Einung beschwor. Ebenso wichtig als schwierig war der Auftrag, der ihn 1449 an den königlichen Hof führte. Er blieb daselbst bis in's Jahr 1450, um während des zwischen Markgraf Albrecht und der Stadt Nürnberg entbrannten Krieges die Interessen der letzteren wahrzunehmen, im April nahm er dann mit den übrigen Nürnberger Abgesandten an den Verhandlungen des Münchener Tages theil. Späterhin und in den folgenden Jahren treffen wir ihn wieder mehrfach als Botschafter am königlichen Hofe. Die ehrenvollste Mission aber war die des Jahres 1452, als er im Gefolge König Friedrichs III. die Reichskleinodien zu dessen Kaiserkrönung im Auftrage seiner Vaterstadt nach Rom zu geleiten hatte. Während der Messe in der St. Peterskirche erwirkte er vor allen Anderen die kaiserliche Bestätigung der Stadtfreiheiten. Papst wie Kaiser zeichneten ihn ganz besonders aus. Am Palmsonntag war er unter denen, die den Himmel über Papst Nikolaus trugen, er ministrirte ihm in der Messe und empfing aus seiner Hand das Abendmahl unter beiden Gestalten. „Item", schließt M. seinen Bericht, „kein potschaft von den anderen reichstetten wurt also geert, als die stat Nuremberg: die hat den grosten namen." 1454 erwirkte er bei König Ladislaus IV. von Böhmen und Ungarn für die Nürnberger Kaufleute die Freiheit, auf ihren Handelszügen von Nürnberg nach Prag keine bestimmte Straße einhalten zu müssen. 1457 vertrat er den Rath bei dem Leichenbegängniß der ersten Gemahlin Markgraf Albrechts von Brandenburg, Margaretha, der Tochter Markgraf Jacobs von Baden, in Kloster Heilsbronn zugleich mit Berthold Pfinzing, Joh. Koler und Jobst Tetzel und wurde im folgenden Jahre mit Franz Rumel auf die Hochzeit Markgraf Albrechts, die dieser am 12. November mit Anna, der Tochter Friedrichs des Sanftmüthigen von Sachsen hielt, von Rathswegen abgefertigt. 1461 wurde er nochmals an ihn abgesandt, um ihm auf sein Begehren um die Bundesgenossenschaft der Reichsstadt gegen Herzog Ludwig von Baiern eine ablehnende Antwort des Rathes zu überbringen. — An Muffel's Person knüpft sich ein in hohem Grade tragisches Geschick. Derselbe Mann, der während der langen Dauer von 36 Jahren im Dienste seiner Vaterstadt gewirkt und die höchste Würde im Staat erreicht hatte, fand verurtheilt wegen gemeinen Diebstahls ein schmachvolles Ende durch den Strang. Es ist von jeher die Frage aufgeworfen worden, ob M. nach Recht und Verdienst gerichtet worden, oder ob nicht eine übermächtige und ihm todfeindliche Partei im Rath einen Justizmord schmählichster Art an ihm verübt habe. Schon gleich nach seiner Hinrichtung ließen sich Stimmen zu seinen Gunsten vernehmen. Fast die ganze Bürgerschaft hielt seine Partei, zeitgenössische Chronisten drücken ihre Zweifel an seiner Schuld aus, ein Lied aus jener Zeit, dessen Verfasser sich Heinz Uebertwerg nennt, bezeichnet ihn ohne Umschweife als das Opfer eines gegen ihn aufsässigen Rathes und einiger ihm todfeindlichen Mitglieder desselben, an den fürstlichen Höfen hatte man bezüglich der Rechtmäßigkeit des Urtheils Verdacht geschöpft und in der folgenden Generation hatte der Glaube an Muffel's Unschuld selbst in den

Kreisen der regierenden Geschlechter allgemein Wurzel gefaßt. Man sieht sich in der That einem psychologischen Räthsel gegenübergestellt, wenn man annimmt, wie es allgemein geschehen, daß sich M. äußerst günstiger Vermögensverhältnisse erfreut habe. Seine Besitzthümer waren allerdings bedeutend. Sie umfaßten die Güter Eckenhaid, Ermreuth, Eschenau, Schoppershof, Schübelsberg, Schloß Burgstall Zehnten zu Eckenhaid und Bockendorf, Besitzungen zu Wendelstein und Bergel, Häuser in Nürnberg, Gärten und Wiesen in dessen Umgebung u. a. Freilich waren die Stammgüter Eschenau, Ermreuth und Eckenhaid Miteigenthum der Jakobinischen Linie, aber deßungeachtet war der Ertrag eines so ausgedehnten Grundbesitzes ein reicher, er mußte, sollte man meinen, genügen, um auch hochgespannte Ansprüche zu befriedigen. Auf der anderen Seite aber darf nicht übersehen werden, daß die Ertragsfähigkeit dieser Güter durch hypothekarische Belastung geschwächt und die noch bleibende Rente durch Muffel's Schulden und seine unsinnigen religiösen Liebhabereien zum größten Theil aufgezehrt wurde. Es wirft ein bedenkliches Licht auf seine finanzielle Lage, daß er bis zu seinem Tode Frau wie Kindern die ihnen gebührenden Heiraths- und Zuschätze nicht hatte ausfolgen können, daß er großen wie kleinen Leuten bedeutende wie unbedeutende Beträge schuldete, daß ihn endlich seine Nothlage gezwungen, bei den Juden sein Heil zu suchen. Selbst zum Verkauf der Kleinodien seiner Frau hatte er sich verstanden und sie auf seine eigenen verwiesen, die dann auch versetzt wurden und deren Verkauf bevorstand. Nach Allem war Muffel's Nothlage eine keineswegs vorübergehende. Sie war um so bedrängter, als ihm seine sociale wie amtliche Stellung auferlegte, seine Verlegenheiten zu verbergen und seinem Stand und Amt angemessen, wenn nicht gar glänzend aufzutreten. Charakteristisch für seine Lage sind die vielen kleinen Schulden, von denen er sich nicht befreien konnte, sowie besonders das Verkaufen und Versetzen kostbarer Kleinodien und theurer Angedenken, von denen er sich doch wol erst trennte, als er in seinen Verlegenheiten keinen anderweitigen Ausweg mehr fand. Muffel's Nothlage ist, wie aus dem Verhörsprotocoll hervorgeht, einmal auf empfindliche Verluste zurückzuführen. Dann aber auf den Umstand, daß er ein schlechter Haushalter war und nicht zu rechnen verstand, was um so schwerer in die Wagschale fiel, als er für eine zahlreiche Familie — 6 Söhne und 3 Töchter — zu sorgen hatte. Hauptsächlich aber war es doch wol sein ungezügelter religiöser Drang zum Erwerb von kostbaren Reliquien, seine krankhafte religiöse Schwärmerei, die, der Zeit überhaupt und ihm in außerordentlichem Maaße eigen, in der unausgesetzten Bethätigung reicher Stiftungen Befriedigung suchte, andererseits aber der gänzlichen Zerrüttung seiner finanziellen Verhältnisse mehr und mehr Vorschub leisten mußte. Es soll an einem anderen Ort gezeigt werden, auf welche Abwege er infolge der religiösen Krankheit seiner Zeit gerieth. M. ist als ein sprechendes Beispiel dafür anzuführen, in welch hohem Grade die damalige Religiösität auf nichtsbedeutenden Aeußerlichkeiten beruhte, in leere Werkheiligkeit ausgeartet und vom krassesten Aberglauben überwuchert war. Mit großer Mühe hat er 308 Heiligthümer zusammengeschachert und bedauert immer noch, daß er noch nicht soviel erworben, um an jedem Tag des Jahres eines Heiligen Gebein verehren zu können. Seine Beschreibung Roms ist ein ununterbrochener Beweis seiner religiösen Ausschweifung, strotzt von Wundermären, die die Legende an die heiligen Orte geknüpft und die er als unanfechtbare Heilswahrheiten hinnimmt, verzeichnet mit peinlicher Sorgfalt die unzähligen und unerschöpflichen Gnaden, die frommer Wahn mit dem Besuche der ewigen Stadt und ihrer heiligen Stätten verbunden glaubte. Seine Religiosität entbehrte des wahren, des inneren Kernes, sie konnte keinen Riegel bilden gegen die That, die ihm den Strang eintrug, ja sie war vielleicht der letzte Grund seines unseligen

Endes. Zur weiteren Beurtheilung Muffel's ist seine Stellung zum Rath von besonderer Erheblichkeit. Sie ist die denkbar ungünstigste. Dadurch daß er seine eigenen Interessen gegenüber denen des Raths fort und fort auf das hartnäckigste und rücksichtsloseste betonte, daß er auch gegenüber den einzelnen Rathsmitgliedern seinen Egoismus nicht zu zähmen, seine Schroffheit und Schärfe nicht abzulegen vermochte, hat er sich mit dem Rath im Ganzen und im Einzelnen auf das unversöhnlichste überworfen. Sein Verhältniß zum Rath war zu einem durchaus unhaltbaren geworden. So trat M., als ihn der Rath als Gesandten zur Beilegung des 1460 zwischen Markgraf Albrecht und Herzog Ludwig von Baiern entbrannten Krieges in Aussicht nehmen wollte, mit einer beleidigenden Schroffheit auf, die aller Beschreibung spottete. Auf seine Schmähreden, womit er den Auftrag von sich wies, ließ ihn der Rath austreten und hielt ihm, der als erster Losunger den Uebrigen ein Vorbild sein sollte, die Ungebühr seines Auftretens in scharfen Worten vor und bemerkte ihm noch, daß er eine große Strafe verdient hätte, die man jetzt nicht über ihn ergehen lassen, aber auch nicht vergessen wolle. Die bestehende Kluft erweiterte sich wesentlich infolge der Haltung des Rathes gegenüber der Bewerbung Muffel's um die Dompropsteistelle bei St. Stephan zu Bamberg für seinen Sohn Hans, die Berthold von Henneberg, unterstützt von seinem älteren Bruder Wilhelm, gleichfalls erstrebte. In diesem Handel verhielt sich der Rath nach Muffel's Auffassung zurückhaltender, als letzterer es für angemessen hielt, der Rath hinwieder sah sich tiefer in diese Privatangelegenheit verwickelt, als ihm lieb war, und konnte sich nicht enthalten, M. auf seine Ausfälle wiederholte und scharfe Rügen zu ertheilen. Das Unvermögen Muffel's, seine Privatinteressen mit den öffentlichen in Einklang zu bringen, erzeugte fortwährend neue Conflikte. Bei Aufführung von Wirthschaftsgebäuden zu Schübelsberg wollte er, der Erste des Raths, sich den zu Recht bestehenden Bauverordnungen nicht fügen. Bei einem Rechtshandel mit einem Hintersassen zu Wendelstein, den das Bauerngericht abgelehnt hatte und der dann beim Rath anhängig wurde, glaubte er sich von letzterem vernachlässigt und beeinträchtigt. Seine unbesonnene Rede, er werde von Seiten des Raths rechtlos gelassen und das sei nun das 38ste Stück, das er aufgeschrieben, worin ihm Widerwille geschehe, rief die äußerste Erbitterung hervor. Durch den älteren Bürgermeister Jobst Tetzel wurde er aufgefordert, die 38 Stücke aufgezeichnet zu übergeben, so wolle sich der Rath nach Befund der Sachen gebührlich halten. Jetzt suchte M. Ausflüchte. Allein, ob er auch betheuerte, er erinnere sich nicht, von der Aufzeichnung der Stücke, sondern nur davon gesprochen zu haben, daß er sie im Gedächtniß behalte, so gab sich doch der Rath damit nicht zufrieden, sondern forderte und erhielt von ihm einen Revers dahin, daß jene Worte „vngeverlich" gesprochen und er nicht gewillt gewesen, deßhalb Sprüche und Anforderungen an gemeine Stadt zu erheben. Zwei Vorgänge stellen Muffel's Gewissenhaftigkeit in Verwaltung ihm anvertrauten fremden Gutes in ein höchst zweideutiges Licht. Ein gewisser Trostberger hatte zur Stiftung einer Pfründe im St. Clarakloster 900 fl. gespendet und die Verleihung dem Rath aufgetragen. M., der als Pfleger des Klosters die Fundirung zu bewirken hatte, behielt das Geld für sich, so daß der Priester, der sie zu versehen hatte, beim Rath Klage anbrachte. Dieser sprach sich durch Beschluß vom 7. Juli 1460 dahin aus, es sei seine ernstliche Meinung, daß M. jene 900 fl. mit den Zinsen bis Weihnachten ohne allen Verzug in die Losungstube antworte, damit sie von den Vormündern der Wittwen und Waisen angelegt werden könnten. — Von einer ungenannten Frau hatte er Geld genommen und ihr dagegen ein Leibgeding aufgedrungen. Auf ihre Klage erkannte der Rath am 30. August 1466, da er ein Losunger sei und die Losungstube auch in Mitleidenschaft gezogen werde, solle er Abhilfe

schaffen und der Frau ihr Geld zurückgeben. Je größer nach Allem die Voreingenommenheit und Gereiztheit des Rathes gegen M. war, um so nachdrücklicher tritt die Forderung der sorgfältigsten, ja peinlichsten Prüfung und Abwägung der für oder gegen M. sprechenden Momente an den Historiker heran. Muffel's Veruntreuung kam nach Müllner's Darstellung im Juni 1468 an den Tag, als ihm beim Hinausgehen aus der Losungstube eine Anzahl Goldstücke aus dem Aermel fielen. Etwa 14 Tage darnach vermißte man, wie Müllner weiter erzählt, einen Sack mit 1000 Goldgulden und legte dessen Fehlen gleichfalls M. zur Last. Das Aelterncollegium, dem Muffel's College Ant. Tucher Bericht erstattet, beschloß, vorerst noch Schweigen zu beobachten. Erst im Februar 1469, als M. noch der Bruch des Amtsgeheimnisses nachgewiesen war, wurde er aus der Rathsstube verhaftet und der peinlichen Untersuchung unterstellt. Die lange Zeit von 9 Monaten hatte man demnach mit dem Einschreiten gezögert. Es wird nicht gesagt, warum das geschah. Man wird aber wol kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß der Rath bei den großen Sympathien, die M. sowol beim Volke als auch bei Kaiser und Fürsten genoß, Ungelegenheiten und ein Eintreten zu seinen Gunsten besorgte, wie dies auch eine Bemerkung im Verhörsprotokoll zu verrathen scheint. Jetzt hatte sich aber eine geeignete Handhabe zum Einschreiten, worauf der Rath vielleicht gewartet, wie von selbst dargeboten. Das Verfahren beim Zeugenverhör war allem Anscheine nach ein blos mündliches. Erst nach Muffel's Hinrichtung sind die Aussagen der bei dem ersten Vorgange Anwesenden, des Losungers Ant. Tucher, des Handwerkerlosungers Ant. Tallner, sowie der beiden Losungschreiber zu Protokoll genommen worden. Hinsichtlich des Thatbestandes sind die Aussagen übereinstimmend, nur bezüglich der Zeit des Diebstahls ergibt sich eine Differenz von wenig Tagen, die indeß nicht auffallen kann, wenn man bedenkt, daß das Zeugenprotokoll vom 28. November 1469, 9 Monate nach der Hinrichtung und 1½ Jahre nach dem Diebstahlsversuch, datirt ist. Der Rath hatte, wie schon bemerkt, sich zunächst an der mündlichen Zeugschaft genügen lassen und erst später scheint er es für rathsam erachtet zu haben, die Zeugnisse schwarz auf weiß und notariell beglaubigt in seinem Besitz zu wissen. Nach diesen Zeugenaussagen entfielen M. anfangs Mai 1468 oder auch einige Tage später, als er vom Tisch in der Losungsstube sich erhoben und durch die Stube ging, eine Anzahl Goldgulden aus dem Aermel auf den Estrich, so daß sie laut erklangen. Als Tucher sich umsah und in die Worte ausbrach: „Wie geht das zu?“, erschrak M. und antwortete, die Gulden wären nicht sein, sondern gehörten in den Beutel. Tallner und Joh. Rynolt waren ihm beim Auflesen behilflich. Als dann über eine Weile M. die Stube verließ, äußerte sich der Losungschreiber Martin Vischer Tucher gegenüber, nicht um 10,000 fl. möchte er, daß M. von ihm gesehen hätte, was er von jenem, denn „er müßt erhangen werden, daz daz land an ihm stände“. Am 1. Juni 1468, am Tage der Spitalrechnung, erregte M. außerdem noch den Verdacht des Ant. Tallner und Johann Rynolt, wie deren weitere Aussagen bezeugen. Nach Ablegung der Rechnung im Spital zum heiligen Geist war er und Joh. Rynolt in die Losungstube gegangen, während Tucher und Vischer bei den Wählern im Spital geblieben waren. In der Losungstube war noch Ant. Tallner anwesend. M. trug den beiden auf, Münze in Säcklein zu zählen, er selbst aber öffnete die äußere Thür des Gewölbes, wo in einer eisernen Büchse Säcklein mit je 1000 Gulden lagen. Nach Tallners Bericht, womit der des Rynolt im wesentlichen übereinstimmt, öffnete er die eiserne Büchse, breitete seine Kleider auf das weiteste darüber aus und stand, nachdem er sich eine gute Weile mit der Lade zu schaffen gemacht, auf, ging aus der Stube und kam nach einiger Zeit wieder zurück. Wenn nun

auch die beiden Zeugen von einem durch M. begangenen Diebstahl nicht sprechen, so ist doch immerhin der schwere Verdacht, den M. durch sein höchst fragwürdiges Gebahren erwecken mußte, aus ihren Aussagen herauszulesen: sie hielten ihn allem Anschein nach des Verbrechens schuldig, das er später im gerichtlichen Verhöre eingestand. Das Verhör, dem M. im Lochgefängniß unterstellt wurde, dauerte vom 16. bis 23. Februar. Am ersten Tage gestand er vor wie nach der Folter nur, daß er in Konrad Goldasts und Hans Müllers Sachen dem Abt von St. Egydien gegenüber das Rathsgeheimniß gebrochen habe. Am 18. Februar gestand er hinsichtlich des mißlungenen Diebstahls, obschon er mehr als einmal Gulden in seinem Aermel verborgen, so seien sie ihm doch nur einmal herausgefallen. Weiter bekannte er, hier wie vorhin ohne Folterung, am Tage der Spitalrechnung 1000 Gulden gestohlen und das Säcklein in seine Tasche geschoben zu haben. Auf die Frage des Niklaus Groß, wie das möglich sei, da doch er nicht soviel in seine Tasche zu bringen vermöchte, antwortete M., seine Tasche sei groß, wie das sein Schwager Hier. Kreß wol wisse, und er könne bequem wol 6 große Aepfel hineinschieben. Dann fügte er noch hinzu, als Tallner einige Zeit nach diesem Diebstahl ein Säcklein gebracht, habe ihn Tucher gefragt, wie viel denn noch da seien. Auf die Antwort, es seien noch drei da, habe Tucher erwiedert, es müßten noch vier sein, wo denn das eine hingekommen; worauf M. entgegnet, man hätte es dem Wechsler Tyrolt gegeben. Die Geständnisse vom 20. wiederholen in Kürze schon früher Gesagtes und sind im Uebrigen für uns ohne Interesse. Ohne gefoltert zu sein bekennt er am 21. Februar wieder den 1000 Guldendiebstahl und sagt außerdem, die nächsten Pfingsten würden es 2 Jahre, daß er zu stehlen angefangen und der ersten gestohlenen Gulden seien, wie er sich deß wohl erinnere, nicht über 16 gewesen und im Ganzen betrüge die Summe der im Aermel entwendeten Gulden 90 bis 100. Bezüglich des Bruches des Amtsgeheimnisses, der in späteren Chroniken so dargestellt wird, als habe M. die Kaufbriefe über die Burg und den Reichswald an Markgraf Albrecht ausgeliefert, gesteht er, diesem mitgetheilt zu haben, daß die Stadt dem Bischof 1000 fl. nachgelassen und ihm weitere 1000 fl. um eine Verschreibung des Guldenzolls gegeben habe. Die Bekenntnisse vom 22. und 23. Februar, die er gleichfalls ohne vorhergegangene Tortur ablegt, wiederholen im Wesentlichen, was er vorher wegen seiner Veruntreuungen ausgesagt hatte. Neu ist nur die Eröffnung, daß man die Aufzeichnung der erwähnten 38 Stücke, deren Existenz er früher auf das hartnäckigste geläugnet, in „seinem gewalt“ finden werde. Am Schluß der Protokolle der letzten 3 Verhörstage werden ihm seine Aussagen von Wort zu Wort, von Artikel zu Artikel vorgelesen und ihm von den Schöffen die Frage vorgelegt, ob Alles und Jedes also ergangen. Nikolaus Groß ermahnt ihn beim allmächtigen Gott, der Jungfrau Maria, allen Heiligen und dem jüngsten Gericht, den Schöffen und sich selbst Recht zu thun, wie er es gegen Gott und am jüngsten Tage verantworten könne, zu bekennen, ob er zu viel oder zu wenig oder unrecht ausgesagt oder ob irgendwie zu viel oder zu wenig aufgeschrieben worden. Man wolle ihn hören, und wie er es aufschreiben heiße, so wolle man es ausrichten, mit der Vertröstung, daß deßhalb keine Marter mehr über ihn verhängt werden solle. Aber er antwortete stets, er habe das Alles also bekannt und sei leider wahr. Man hat nun freilich eingewendet, daß diese Geständnisse keine zuverlässigen Beweismomente für eine objective Beurtheilung des Thatbestandes darbieten können. Die durch die Anwendung der Folter oder auch nur durch die Furcht und Angst vor ihren Qualen erpreßten Aussagen haben nachgewiesener Maaßen den Sachverhalt nicht selten verdunkelt, ja in sein volles Gegentheil verkehrt. In unserem Falle aber verhält

sich die Sache doch wesentlich anders. Die Aussagen Muffel's sind ganz danach angethan, das gegen ihn abgelegte Zeugniß seiner Amtsgenossen zu unterstützen. Das für den Diebstahlsversuch sprechende Indicium ist so schwerwiegender Art, daß es selbst einem Beweis fast gleichzusetzen und hinsichtlich der Entwendung der 1000 fl. wird M. durch die Zeugenaussagen und das eigene, den ausgesprochenen Verdacht bestätigende Bekenntniß schwer belastet. Aber davon ganz abgesehen: durch den Mund seines Beichtvaters, des Augustiners Simon Lindner, hat M. dem Rath Ersatz anbieten lassen. Es liegt darüber ein in einer Rathssitzung am 7. März 1469 ausgestelltes Notariatsinstrument vor. Danach hat er in seiner letzten Beichte wiederholt auf das ernstlichste darum gebeten, wenn er von der Welt abgeschieden, aber nicht früher, solle jener seinem Weibe und seinen Kindern auftragen, daß sie einem Rath in die Losungstube eine merkliche Summe Geldes, dessen Höhe er benannt, erstatten sollten. Zugleich aber möge er selbst oder durch Vermittlung eines Andern sich bei den älteren Herren oder dem Rath verwenden, damit den Seinen die Rückerstattung erlassen oder doch eine Frist gewährt werde. Muffel's letztem Wunsche wurde willfahrt. Im Auftrage des Aelternkollegiums verfügte sich Simon Lindner zu den Brüdern Nikolaus und Hans Muffel, während er einen Besuch bei der Wittwe vermied, und überbrachte ihnen den Verzicht auf den Ersatz des veruntreuten Geldes. Wichtig für die Beurtheilung der Schuldfrage ist die Antwort, die Nikolaus Muffel, der Sohn, Simon Lindner ertheilte, und die dahin lautete, sein Vater habe „sein sachen durch sein selbst aigen furnemen und kopf gehandelt“ und ihrer Keinen einiger Handlung seiner Güter und Geschäfts wissen lassen und gethan, daß sie ihm nicht danken könnten und wie er gehandelt, also sei ihm widerfahren. Da kann doch kein Zweifel mehr darüber bestehen, wie der Sohn vom Vater dachte. Am 28. Februar 1469 wurde M. vor Gericht gestellt, das der vollversammelte Rath bildete. Hier aber wiederrief er das im Lochgefängnisse abgelegte Bekenntniß, das er sich durch die unerträgliche Tortur abgedrungen erklärte. Da standen die beiden Lochschöffen Nikolaus Groß und Hans Imhof auf und sagten bei ihrem Eide aus, daß er Alles ohne Marter bekannt hätte. So Müllner. Aber auch schon aus einem gleichzeitigen amtlichen Schriftstück geht hervor, daß M. den ihm zur Last gelegten Diebstahl an jenem Rechtstage geläugnet hat. Wilhelm Löffelholz bemerkt in der Unterredung mit Pfalzgraf Friedrich bei Rhein, worin er diesem über den ganzen Hergang die erwünschten Aufklärungen ertheilte, weßhalb M. vor Gericht „in lawgen gestanden“, wisse er nicht zu sagen. Sein Widerruf habe dahin gelautet, daß er die 1000 fl. nicht gestohlen, aber mit seinen sonstigen Missethaten und Vergehen (vbel) den Tod wol verdient habe. Und so er die Rückerstattung geleistet, fügt Löffelholz hinzu, möchte er wol die Meinung geschöpft haben, so daß er den 1000=Guldendiebstahl abgeläugnet. Offenbar will Löffelholz sagen, M. habe die Entnahme der 1000 fl., die er zu ersetzen beabsichtigte, nicht für einen Diebstahl gehalten. Im Verhör hatte er betheuert, er hätte „allewegen willen gehabt, solich gestohlen gulden in der losung, oder wa in sunst got beriet, das sein sach besser würde, wider zu geben und die nicht zu behalten.“ Einem absoluten Widerruf Muffel's aber steht andererseits der seinem Beichtvater im Angesicht des Todes gegebene Auftrag der Wiedererstattung und das darin bestimmt enthaltene Schuldbekenntniß entgegen, das doch schwerer wiegt, als die vor seinen früheren Amtsgenossen, Feinden und Richtern, denen gegenüber sich immer noch der alte Stolz und Groll aufbäumen mochte und mit Rücksicht auf Weib und Kinder erfolgte Zurücknahme seines früheren Geständnisses. M. wurde nach gesprochenem Todesurtheil noch am 28. Februar dem Nachrichter übergeben, in der schamlotenen Schaube zum Hochgericht hinausgeführt und durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht.

Nach gleichzeitigen Berichten und Müllner's Darstellung wurde er nach 3 Tagen um Mitternacht durch 12 Reiter vom Galgen herabgenommen und nach Eschenau hinübergeführt, wo er in der Sacristei seine Ruhestätte fand. Nachmals soll er wieder nach Nürnberg übertragen und vor dem Beinhaus bei St. Sebald, dem er selbst viele Ablässe verschafft, beigesetzt worden sein. Die Execution war eine überaus schleunige. Sie ruft ganz den Eindruck hervor, als habe man im Rath die Besorgniß gehegt, M. könne bei längerem Zuwarten der über ihn verhängten Strafe noch entgehen. Und das dürfte in der That der Fall gewesen sein. Bei der hohen Gunst und dem bedeutenden Ansehen, das M. augenscheinlich bei Markgraf Albrecht, bei den Sympathien, die er bei dessen Gemahlin Anna, die sich ja persönlich für ihn beim Rath verwandte, ferner bei dem Pfalzgrafen Friedrich und gewiß noch bei anderen Fürsten bis hinauf zum Kaiser genoß, besorgte der Rath ohne Zweifel Interventionen zu Muffel's Gunsten, denen er sich wohl kaum hätte gewachsen zeigen können. Das Eintreten der Markgräfin hat Muffel's Tod wol nur beschleunigt. Man wollte, da die Schuld erwiesen, dem strengen Recht seinen Lauf lassen dem hochmüthigen und rücksichtslosen Manne gegenüber, der im amtlichen wie im privaten Verkehr sich mit seinen Amtsgenossen entzweit hatte. Man ergriff mit Begier die Gelegenheit, um den Mann zu verderben, wie er es nach des Raths einhelligem Urtheil verdiente. So kann die schleunige Urtheilsvollstreckung nicht auffallend erscheinen, wie man sie gefunden, ebensowenig als die schnelle Wiederbesetzung der durch Muffel's Tod erledigten Aemter, die am 4. März erfolgte. Die Wiederbesetzung von Rathsämtern ist auch in anderen Fällen ebenso schnell, ja noch schneller geschehen. Ich erinnere an die Wiederbesetzung der durch den Tod des Losunger Ruprecht Haller († 1489), Nikolaus Groß († 1491), Gabriel Nützel († 1501), erledigten Aemter, die nach 4, 2 und 5 Tagen stattfand. Incorrectheit des Verfahrens läßt sich überhaupt nicht dem Rath zum Vorwurf machen. Wenn M. sein Verbrechen mit der Betheurung beschönigte, er habe das gestohlene Geld wieder ersetzen wollen, sobald er sich aus seiner bedrängten Lage wieder emporgearbeitet, so konnte der Rath nicht beurtheilen, ob eine solche Aussage mehr werth als eine eitle Ausrede, konnte sie nicht als mildernden Umstand gelten lassen. Bei Muffel's wirthschaftlichem Nothstande war es sogar viel eher wahrscheinlich, daß er, um auch fernerhin den Ausfall in seinem Bedarf zu decken auch weiter kein Bedenken getragen haben würde, sich an den ihm anvertrauten Staatsgeldern zu vergreifen, wenn auch stets mit dem selbstbeschönigenden Gedanken einer nachmaligen Ersetzung.

Criminalakt N. Muffel im k. Kreisarchiv Nürnberg, Rathsbuch I und die einschlägigen Briefbücher daselbst. Testament M.'s v. J. 1462 im germanischen Nationalmuseum. — Chroniken der deutschen Städte Bd. 10, wo die Chronik Heinr. Deichslers und Bd. 11, wo Hegels Abhandlung „Nic. Muffel's Proceß und Verurtheilung" S. 753 ff. und Muffel's Gedenkbuch S. 787 ff. nachzusehen. — M.'s Beschreibung von Rom in der 128. Publication des Litt. Vereins in Stuttgart, veröffentlicht von W. Vogt. — R. v. Liliencron, die histor. Volkslieder der Deutschen Bd. I. S. 363—365. — A. Würfel, Histor., geneal. und diplomatische Nachrichten rc. Bd. 1, S. 426, 427. — Endlich sei noch auf 2 in Nr. 103 und 104 der „Nürnberger Presse" Jahrg. 1881 erschienene Artikel hingewiesen, worin auf Grund der allgemeinen, aber irrigen Voraussetzung der glänzenden Vermögensverhältnisse Muffel's der vergebliche Versuch gemacht wird, die gegen ihn sprechenden Zeugnisse zu entkräften und ihn von jeglicher Schuld reinzuwaschen. Mummenhoff.

Müffling: Friedrich Karl Ferdinand, Freiherr von M., genannt Weiß, preußischer Generalfeldmarschall, wurde am 12. Juni 1775 zu Halle, wo sein

Vater als Hauptmann in Garnison stand, geboren. Sein Jugendunterricht war hauptsächlich darauf gerichtet, ihn französisch sprechen zu lehren, um dadurch seine künftige militärische Laufbahn möglichst zu fördern. Uebrigens hatte er, wie er selbst sagt, sehr wenig gelernt, als er im J. 1790 beim Füsilierbataillon v. Schenck, später v. Wedell, in Halle Officier wurde, doch hatte er Sinn für Mathematik, war fleißig und besaß einen festen Willen. Der Feldzug in der Champagne von 1792 und die Rheincampagne von 1793, an denen sein Bataillon theilnahm, wurden eine gute Schule für ihn; sie gaben ihm Gelegenheit zu mehrfacher Auszeichnung, während das Kriegsjahr 1794 ihn kaum vor den Feind brachte. Nach dem Frieden von Basel befand er sich bei den Truppen, welche die Demarcationslinie besetzt hatten; hier wurde er dem Oberst v. Lecocq bekannt, welcher ihn bei den Vermessungsarbeiten beschäftigte, die er in Westfalen vornahm; für diesen Zweck mußte er fleißig studiren. Während dieser Zeit lernte er zu Osnabrück seine künftige Gattin kennen, ein Fräulein v. Schele, mit welcher er sich 1799 vermählte. Auch fielen in diese Zeit seine ersten litterarischen Versuche, indem er Mitarbeiter an einem vom Lieutenant W. von Leipziger herausgegebenen militärischen Wörterbuche wurde. Als im Winter 1802/3 in Potsdam der neugeschaffene Generalstab eingerichtet wurde, fand er in demselben als Premierlieutenant und Quartiermeister-Lieutenant Aufnahme; in den nächsten Jahren fungirte er als preußischer Commissar bei der von dem Director der Seeberger Sternwarte, F. von Zach, geleiteten Gradmessung in Thüringen. Als im J. 1805 der Kampf mit Frankreich zu entbrennen drohte, war er als Capitän des Generalstabes zuerst beim Grafen Wartensleben, dann beim Fürsten Hohenlohe, dann bei Blücher thätig; als der Krieg von 1806 ausbrach, wurde er aus Tauentzien's Hauptquartier in Franken wiederum zu Hohenlohe berufen, weil man von seiner Thüringer Terrainkenntniß Nutzen zu ziehen hoffte. Er gewann hier sofort eine gewichtige Stimme, wurde aber bald der Avantgarde unter dem Herzoge von Weimar zugetheilt, welcher an der Westseite des Thüringer Waldes den Franzosen entgegengesendet, an den unglücklichen Ereignissen des 14. October keinen Theil hatte, und machte dann Blücher's Zug nach Lübeck mit. Durch die Capitulation von Ratkau, welche er abschließen mußte, in Gefangenschaft gerathen, folgte er einem Rufe des Herzogs nach Weimar, trat in dessen Civildienste und blieb dort bis zum Jahre 1813 als Mitglied des Geheimen Conseil; Chausseebauten, welche unter seiner Anweisung ausgeführt wurden, erinnern an seine damalige Thätigkeit. Während der Befreiungskriege von 1813 und 1814 war Oberstlieutenant (nach dem Treffen bei Haynau Oberst) von M., unter Gneisenau als Chef des Generalstabes, zunächst als Generalstabsoffizier, seit dem Waffenstillstande als Generalquartiermeister bei Blücher's Schlesischer Armee. In dieser Stellung hat er ohne Zweifel Tüchtiges geleistet; seine durch Kürze und Knappheit im Schreiben und Sprechen unterstützte Geschäftskenntniß, seine Ordnungsliebe, sein methodischer Sinn ergänzten in glücklicher Weise, was seinen Oberen fehlte. In seinen Denkwürdigkeiten aber beansprucht er das Verdienst eines weit größeren Antheils an den Erfolgen; er will Gneisenau, welchem er Vortrag hielt, wie dieser wieder dem Feldmarschall Blücher vortrug, in ähnlicher Weise beeinflußt haben, wie Gneisenau es bei Blücher that. Die Rathschläge zu allen gelungenen Unternehmungen will er selbst gegeben, die Mißerfolge der fehlgeschlagenen Maßregeln will er vorausgesehen haben. Das Verhältniß zwischen M. und Gneisenau war kein erfreuliches; Letzterer nennt ihn in einem Briefe an Clausewitz aus späterer Zeit „übermüthig im Glück, verzagt im Unglück; wenn es gut ging, wollte er Alles an sich reißen, wenn es schlecht ging, ward er so hinfällig, daß er keine Arbeit mehr verrichten konnte.“ Der Grund zu dem Mißverhältniß

lag in den grundverschiedenen Naturen Beider und in ihren gänzlich abweichenden Ansichten über die Kriegführung. M. stand zum Theil noch auf dem Boden der veralteten Strategie seiner Jugend; nicht in dem feindlichen Heere allein erblickte er das Ziel, dessen Niederwerfung der Feldherr anzustreben hat, der Besitz von Stellungen und Terraintheilen galt ihm mitunter ebensoviel, wie ein taktischer Sieg. Auch Toll beurtheilt ihn wenig günstig. Als nach der Einnahme von Paris Blücher sein Commando an Barclay abgab, ward M. dessen Stabschef, dann fungirte er als solcher beim General v. Kleist, der am Niederrhein commandirte. Im Feldzuge von 1815 war er Wellington's Stabe zugetheilt, um die Verbindung mit den preußischen Truppen zu vermitteln, er ist daher von der Mitschuld daran nicht freizusprechen, daß Gneisenau am 15. Juni die Sachlage bei den Engländern anders ansah, als sie in Wirklichkeit war. Nachdem er 4½ Monate lang, als Generalmajor, Gouverneur von Paris gewesen war, wurde er wiederum Wellington beigegeben, der an die Spitze der in Frankreich bis zum Jahre 1818 verbleibenden Occupationstruppen trat. Er verlebte die Winter meist mit dem Herzoge in Paris, die Sommer in Coblenz, mit Vorarbeiten zu Dreiecksmessungen beschäftigt; 1818 wohnte er dem Aachener Congreß bei, im Winter 1818/19 wurde er mit einer Sendung zum König der Niederlande nach Brüssel betraut, um mit diesem wegen Stellung eines preußischen Hülfscorps für den Fall eines französischen Angriffs auf Belgien zu verhandeln. Gesandter in London zu werden, lehnte er 1819 ab. 1821 ward er Chef des Großen Generalstabes in Berlin, in dieser Stellung hatte er Gelegenheit, seiner Neigung für Terrainaufnahmen in weitem Umfange zu genügen; namentlich den Dreiecks- und den Gradmessungen widmete er seine Fürsorge. Nach dieser Richtung und in Beziehung auf die Organisation des Generalstabes erwarb er sich große Verdienste. Der letztere, bis dahin ein Theil des Kriegsministeriums, wurde unter ihm zuerst selbständig: er gab ihm diejenige innere Gestaltung, welche er im Wesentlichen noch jetzt hat. 1829 war er in Konstantinopel, um den Sultan zum Frieden mit Rußland zu bewegen; nachdem der Friede geschlossen war, ging er nach Petersburg, um Bericht zu erstatten. Von 1829—1838 war er commandirender General des VII. Armeecorps in Münster, dann wurde er Gouverneur von Berlin, eine Stellung, die er erst annahm, als der König ausgesprochen hatte, daß er als solcher die höchste Militärbehörde in Berlin sei, seine Ueberhebung den Civilbehörden gegenüber bereitete ihm in derselben manche Schwierigkeiten (Jahrbücher für die Armee und Marine, 8. Jahrgang, Berlin 1874). Daneben war er seit dem 2. April 1838 Präsident des Staatsrathes. Als solcher befürwortete er die Berufung allgemeiner Landstände; für die Beibehaltung gleicher Dienstpflicht für Alle und Nichtaufhebung des Instituts der Landwehr hatte er sich schon als Chef des Generalstabes, gelegentlich der um das Jahr 1821 über diesen Gegenstand gepflogenen Verhandlungen, erklärt. Schon 1827 hatte eine Art Lähmung seine beiden Füße befallen; zunehmende Schwäche, namentlich auch der Augen, zwang ihn 1847 seinen Abschied zu nehmen. Er lebte nun theils in Erfurt, theils auf seinem benachbarten Gute Ringhofen und starb am 16. Januar 1851. Sein späterer Nachfolger, Feldmarschall Moltke, hat ihn als eine Persönlichkeit gekennzeichnet, welcher man sein Lebelang die größte Hochachtung bewahre, wenn man das Glück gehabt habe in nähere Berührung mit ihr zu treten. Schriftstellerisch war M. besonders auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte thätig. Bald nach der Katastrophe von 1806 schrieb er „Operationsplan der preußisch-sächsischen Armee im J. 1806. Schlacht bei Auerstädt und Rückzug bis Lübeck. Von C. v. W.", Weimar 1807; auch erschienen in dieser Zeit von ihm in zwei Auflagen „Marginalien zu (des Erzherzogs Karl) Grundsätzen der höheren Kriegskunst für die Generale der österreichischen Armee", sowie eine „Recension über Rühle v. Lilien-

stern's „Bericht über die Vorgänge bei der Hohenlohe'schen Armee im Jahre 1806"; während des Waffenstillstandes von 1813 folgte „Die preußisch-russische Campagne von 1813 bis zum Waffenstillstande", Berlin 1813; dann wurde ihm durch Cabinetsordre vom 16. August 1813 die Abfassung der amtlichen Kriegsberichte für die Oeffentlichkeit übertragen (York's Leben von Droysen, 2. Bd., S. 156. 196). Nach Beendigung des Krieges erschienen „Geschichte der Armeen unter Wellington und Blücher im Feldzuge von 1815", Stuttgart 1817; „Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814: die Feldzüge der schlesischen Armee unter dem Feldmarschall Blücher von der Beendigung des Waffenstillstandes bis zur Eroberung von Paris", Berlin 1824, 2. Aufl. 1827; „Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten von 1813 und 1814", Berlin 1825; „Napoleon's Strategie im Jahre 1813", Berlin 1827. Alle diese Schriften, welche auf dem Titel die Anfangsbuchstaben seines Namens C(arl) v(on) W(eiß) tragen, unterscheiden sich durch ruhige Objectivität vortheilhaft von seinen Denkwürdigkeiten, deren Mängel schon oben berührt wurden. Außerdem schrieb er „Marginalien zu den Grundsätzen der höheren Kriegskunst für die österreichischen Generale", Weimar 1808, eine Abhandlung über „Die Römerstraßen am rechten Ufer des Niederrheins", Berlin 1834, und schließlich 1848 eine „Denkschrift", die Tagesfrage in Betreff der Wehrhaftmachung des Volkes behandelnd, alles ebenfalls unter der Chiffre C. v. W. Die nach ihm benannte „Müffling'sche Manier" der Bergzeichnung auf Plänen, bei welcher die verschiedene Steilheit durch mehr oder weniger dicke und durch verschieden gestaltete Striche kenntlich gemacht wird, ist nicht sein geistiges Eigenthum, sondern eine geschickte Zusammenstellung aus verschiedenen Systemen. Weil sie eine große Geschicklichkeit erfordert um ihrem Zweck zu genügen, wird sie in neuerer Zeit nicht häufig mehr angewendet.

Aus meinem Leben von F. C. F. Frhrn. von M., Berlin 1851. — Beiheft zum Militär-Wochenblatt für Juli 1855, Berlin (eigene Aufzeichnungen über sein Leben bis zum Jahre 1806). Die Lebensbeschreibung im Neuen Nekrolog der Deutschen für 1851 stammt aus M.'s Verwandtenkreise.

Poten.

Mügeln: Heinrich von M. (bei Oschatz im Meißnischen), fruchtbarer Schriftsteller des 14. Jahrhunderts. Von seinen Lebensverhältnissen steht fest, daß er sich längere Zeit bei Kaiser Karl IV. zu Prag aufhielt, daß er zu Ludwig von Ungarn (1342—82), Rudolf IV. von Oesterreich († 1365) und Hertnit von Petau in der Steiermark († 1385), denen er einzelne seiner Werke dedicirte, in Beziehungen gestanden hat, und daß er erst nach 1369 gestorben sein kann. Seine litterarische Thätigkeit war eine doppelte. Er übersetzte auf der einen Seite lateinische Schriften in deutsche Prosa: so die Erläuterungen des Nicolaus de Lyra zu den Psalmen (unedirt), einen bis 1333 reichenden Abriß der ungarischen Geschichte, dessen Original in dem sog. Chronicon pictum Vindobonense von 1358 vorliegt (vor 1365; herausgegeben von M. Kovachich, Sammlung kleiner, noch ungedruckter Stücke I (Ofen 1805) S. 1—94), den Valerius Maximus (1369; erster Druck Augsburg 1489). Diese Versionen zeigen, daß Mügeln's Kenntniß der lateinischen Sprache mangelhaft war und daß ihm grobe Mißverständnisse unterlaufen; daher kann er auch nicht, wie vermuthet ist, als Verfasser jenes Chron. pictum angesehen werden. Auf der anderen Seite dichtete er in lateinischer und in deutscher Sprache. Seine zahlreichen deutschen Poesien brachten seinen Namen auf die Nachwelt und veranlaßten, daß die Tradition der Meistersänger in M. einen der zwölf Gründer ihrer Zunft verehrte. Wir finden bei ihm das ganze Repertoire der Spruchdichter des 13./14. Jahrhunderts wieder und treffen auf eine ähnlich verkünstelte Ausdrucksweise und auf die gleiche Sucht, Gelehrsamkeit zu zeigen, wie bei Frauenlob, welchen M. neben Konrad

von Würzburg besonders verehrte. Das umfänglichste unter den deutschen ist ein Lobgedicht auf Karl IV., betitelt „Der Meide Kranz“; auch in diesem drängt sich astrologische Weisheit stark hervor. Sympathischer wirkt sein einziges erhaltenes lateinisches Gedicht, die in 49 kunstvoll gegliederte Abschnitte zerfallende gereimte Ungarische Chronik (herausg. von Chr. Engel, Monumenta Ungrica, Wien 1809, S. 1—54), welche eine dem Simon Keza ähnliche Quelle voraussetzt.

W. Müller, Fabeln und Minnelieder von Heinrich von Mügeln in den Göttinger Studien, 1847, S. 903—929 und separat Göttingen 1848. K. J. Schröer, Die Dichtungen Heinrichs von Mügeln (Mogelîn) nach den Handschriften besprochen in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, phil.-hist. Classe LV (1867), S. 451 ff. Derselbe in der Germ. 13, 212 ff. W. Wilmanns in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 14, 155 ff. O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen I, 284 ff. Steinmeyer.

Mügge: Theodor M., Schriftsteller, geb. am 8. Novbr. 1806 zu Berlin. Will man seine Stellung in der deutschen Litteratur des 19. Jahrhunderts kurz kennzeichnen, so kommt man zu Folgendem: M. gehörte jener Gruppe von Erzählern an, die, wenn sie auch mit dem sog. jungen Deutschland keine Fühlung besaßen, doch in derselben Luft wie die Führer einer Bewegung athmeten, welche auf die Zeit der Enttäuschung und Erschlaffung nach den Freiheitskriegen folgte und sich zu dieser in scharfen Gegensatz stellte. Die Unterhaltungslectüre der zwanziger Jahre konnte vermöge ihrer Kraftlosigkeit dem Publikum nicht mehr genügen, und so unternahmen es begabte Schriftsteller wie Heinrich König, Herloßsohn, Ludwig Storch, Rellstab und unser M. Romane und Novellen zu schreiben, welche einen freieren und kühneren Ton anschlugen, der verrieth, daß man einer besseren Epoche der vaterländischen Geschichte hoffnungsfreudig entgegensah. M. hatte das Unglück frühzeitig seinen Vater zu verlieren; nicht übermäßig günstige Vermögensumstände zwangen ihn, sich vor der Hand einer anderen Laufbahn zuzuwenden, als der litterarischen. Er ward Kaufmann und als ihm diese Beschäftigung zu wenig zusagte Soldat. In Erfurt besuchte er die Artillerieschule, trat ins Heer ein, rückte zum Oberfeuerwerker hinauf und wollte eben sein Offiziersexamen bestehen, als ihn das Anrathen seines Vorgesetzten und wohl nicht zum wenigsten sein eigener Wille zum Verzicht auf die militärische Carriere veranlaßte. Was nun? In Peru kämpfte man damals gerade gegen die Herrschaft der Spanier und der Neunzehnjährige, den die Heldengestalt Bolivar's begeisterte, wollte nach der neuen Welt übersiedeln, um unter der Fahne der Aufständischen für die Freiheit zu kämpfen. Gedacht, gethan. Schon befand sich der Jüngling in London, als ihm dort die Nachricht entgegenkam, daß die Spanier in Peru vertrieben; seinem Thatendrang entzog sich somit der Boden. Abermals Stillstand in Mügge's Leben. Ueber Paris kehrte der Enttäuschte nach Berlin zurück, um sich nunmehr der gelehrten Laufbahn, dem Studium der Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften in die Arme zu werfen; eine Staatsanstellung sollte ihn dann der materiellen Sorgen entheben. Sein selbständiger Geist brachte M. aber auch hier in unliebsame Berührung mit den herrschenden Verhältnissen; zwei Schriften aus seiner Feder: „Frankreich und die Bourbonen“ und „England und die Reform“, beide 1831 erschienen, machten ihn als Staatsdiener unmöglich. Jetzt brach M. überhaupt mit dem Gedanken, Jemand anders als sich selbst zum Schöpfer seines Glückes zu machen: er ward, was ihm von vorn herein im Blute gelegen, litterarischer Kämpe für die Ideale einer neuen Zeit. Dem durch seine Brochüren bekannt Gewordenen fiel es nicht schwer die Mitarbeiterschaft maßgebender Zeitschriften zu gewinnen, so z. B. der Zeitung für die elegante Welt; auch gehört

M. zu den Männern, die im J. 1848 die Nationalzeitung begründeten, deren Feuilleton er eine Zeitlang leitete. Erst unter dem Drucke der Reaction der fünfziger Jahre schied M. aus dieser Stellung. Mit der Richtung, welche damals am Ruder des preußischen Staates stand, gerieth er durch seine Schrift „Die Censurverhältnisse in Preußen" in Conflict; polizeiliche und gerichtliche Plackereien waren der Lohn für seine freimüthigen Aeußerungen. Von nun an lebte M. fast nur noch seiner reichen dichterischen Thätigkeit (seit 1850 gab er noch das Taschenbuch „Vielliebchen" heraus), auf die wir jetzt zu sprechen kommen, die allerdings von seinen zwanziger Jahren an schon die publicistische begleitet hatte; größere Erholungsreisen hielten die Dichterkraft in Spannung. Am 18. Februar 1861 starb M. in seiner Vaterstadt Berlin, der er in gemeinnütziger Beziehung ein guter Bürger gewesen war. Der freiheitliche Zug, der sich wie ein rother Faden durch Mügge's Leben zog, beseelte auch seine Schöpfungen. Diese lassen sich in zwei Gruppen theilen, in solche, die wir halbdichterische nennen möchten, und in die rein poetischen. Unter den halbdichterischen verstehen wir die Reiseschilderungen, die mit den „Skizzen aus dem Norden" (2 Bde., 1844) beginnen, künstlerisch ausgeführten Bildern von Land und Leuten, bezugnehmend außer auf die geographischen auch auf die politischen Zustände fremder Länder. Den Skizzen aus dem Norden folgten nach: „Schweden im Jahre 1843" (2 Bde., 1845); „Streifzüge in Schleswig-Holstein" (2 Bde., 1846); „Die Schweiz" (3 Bde., 1847); „Samuel Wiebe. Ein Lebensbild aus den Marschen" (1854); „Bilder aus Norwegen" (1858) und das „Nordische Bilderbuch" (3. Aufl. 1862). Die rein poetische Seite Mügge'schen Schaffens steht diesen Reisebildern nicht nach. Drei und dreißig Bände umfaßt die Gesammtausgabe (1862—1867) der Romane, deren Titel man in Brümmer's Dichterlexikon nachlesen möge; neben dieser Gesammtausgabe gehen noch drei Sammlungen von Romanen her: Romane (4 Bde., 1857); Romane. Neue Folge (4 Bde., 1858) und Romane. Dritte Folge (10 Bde., 1862), sowie eine große Anzahl von Novellen: Novellen und Erzählungen (3 Bde., 1836); Novellen und Skizzen (3 Bde., 1838); Gesammelte Novellen (6 Bde., 1842—1343); Neue Novellen (3 Bde., 1845); „Leben und Lieben in Norwegen" und „Neues Leben" (3 Bde., 1856). Letztere Novelle übertrug M. auch ins Dramatische; das Lustspiel ward acht Tage vor des Dichters Tode im Hamburger Thaliatheater aufgeführt, verrieth jedoch kein rechtes Talent für die Bühne. Man sieht, der Dichter entfaltete eine erstaunliche Schöpferkraft. Die bedeutendsten der Romane sind wol „Der Chevalier" (1835); „Die Vendeerin" (1836); „Toussaint" (1840); „Der Voigt von Sylt" (1851); „Der Weihnachtsabend" (1853); „Der Majoratsherr" (1853); „Afraja" (1854); „Erich Randal" (1856) und „Der Prophet" (1860). Die Behandlung ist leicht und gefällig, klar und geistreich, feiner und künstlerischer, namentlich in Bezug auf gründliche Durcharbeitung des Stoffes und im Aufbau der Erzählung, als bei den zu Anfang genannten gleichzeitigen Romanciers. In Afraja und Erich Randal gelingt es M. sogar in den Landschaftsbildern aus Norwegen und Dänemark sich ins Großartige zu erheben, das Großartige, das sonst seiner Natur ferner lag. Zu Beginn seiner litterarischen Laufbahn, 1829, gab M. auch „Bilder aus meinem Leben" heraus. Julius Riffert.

Müglich: Joh. Karl August Gregor M., Convertit und Literat, geb. am 23. Septbr. 1793 zu Königsbrück in der Oberlausitz, † am 20. Octbr. 1862 zu Jenkofen bei Landshut. Nachdem er in Bautzen das Gymnasium absolvirt hatte, begab er sich 1815 nach Leipzig, um Theologie zu studieren, nahm aber vor Beendigung seiner Studien eine Hofmeisterstelle bei dem Grafen Benzel-Sternau an, bekleidete dann einige ähnliche Stellen in der Schweiz, hörte 1820

in Tübingen Eschenmayer, dann in Erlangen Schelling und machte erst 1823 in Dresden die Candidatenprüfung. Er nahm nun wieder eine Hauslehrerstelle bei dem in Genua ansässigen Schweizer Karl Müller an, machte eine Reise durch Italien, versuchte dann sich in Jena und Halle als Privatdocent der Philosophie zu habilitiren („Dissertatio de historia philosophiae disponenda“, Halle 1826), war einige Zeit Lehrer an dem Blochmann'schen Institut in Dresden und wurde dann Pfarrer zu Hundshübel. Er wurde als Kryptokatholik angefeindet, wegen Handhabung der Kirchenzucht in Processe verwickelt und 1837 wegen Verhöhnung seiner Vorgesetzten abgesetzt. Nachdem er sich einige Zeit in Altenburg aufgehalten, ging er 1839 nach München, um katholisch zu werden. Er wurde bei der Redaction der zu Augsburg erscheinenden „Sion“ beschäftigt, trat dort am 23. Septbr. 1839 zur katholischen Kirche über, veruneinigte sich aber schon im Januar 1840 mit dem Hauptredacteur der Sion, dem Convertiten Ferdinand Herbst (Bd. XII, S. 48), gab 1840 eine Monatsschrift, „Gotteskästlein für Geistliche und Weltliche“ heraus, die Anfangs 1841 wieder einging, übernahm dann die Redaction einer in Passau erscheinenden Kirchenzeitung, die er aber Ende 1841 wegen Censurstreitigkeiten wieder abgab. Am 25. Novbr. 1843 wurde er in Passau zum Priester geweiht und dann als Wallfahrtspriester zu Hals bei Passau, 1854 als Beneficiat zu Jenkofen angestellt. — M. hat als Protestant „Eins thut Noth, bessere Volksbildung in Deutschland“, 1822, „Geisterkarte von Deutschland nebst Erklärungen“, 1823; „Kleine Postille für das ganze Kirchenjahr“, 2 Bde., 1839—39, geschrieben, als Katholik einige Erbauungs- und Unterhaltungsschriften, Predigten u. dgl. herausgegeben, endlich „Die Hegelweisheit und ihre Früchte oder Arnold Ruge mit seinen Genossen in den Halleschen Jahrbüchern“, 1849.

Rosenthal, Convertitenbilder, 2. Aufl. I, 2, 166. Handlexikon der kath. Theologie III, 213. Reusch.

Mühl: Gustav M. wurde am 7. Mai 1819 zu Straßburg im Elsaß als der jüngste Sohn des Rentners Andreas M. geboren und empfing auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt wie auch später auf der dortigen Universität seine Bildung. Er widmete sich dem Studium der Medicin, und schon während dieser Zeit sammelte sich um ihn ein Häuflein treu gesinnter Freunde, die seine Begeisterung und Hingabe an das alte Stammland mehr oder minder theilten. Zu diesen zählten Karl Candidus, dessen Schwester M. später als Gattin heimführte, die Brüder Stöber, der Theologe Ungerer, der jetzige Pfarrer Jäger, die sich sämmtlich als Dichter vortheilhaft bekannt gemacht und auch die Fahne des Deutschthums im Elsaß stets hoch gehalten haben. Im J. 1847 promovirte M. zum Doctor der Medicin, widmete sich aber niemals der ärztlichen Praxis. Vielmehr verbrachte er die nächsten Jahre auf Reisen, besuchte wiederholt Deutschland, lebte längere Zeit in Berlin und Stuttgart, überall meist in gelehrten und litterarischen Kreisen verkehrend, und gründete sich dann 1853 in Straßburg sein Heim. An der Seite seiner schönen und edlen Frau verlebte er glückliche Jahre, den Winter über in Straßburg, den Sommer durch gewöhnlich in Schiltigheim. Freudig wirkte er für sein Ideal: die Brücke für die geistigen Beziehungen nach Deutschland hinüber zu unterhalten, bei seinen Landsleuten historische Kenntnisse über das Elsaß in früheren, deutschen Zeiten zu verbreiten und in Deutschland selbst das Interesse für den nach seiner Anschauung nur zeitweise verlorenen Gau wach zu halten. In diesem Sinne hat er an deutschen und elsässischen Zeitschriften rege mitgearbeitet und für deutsche Zeitungen correspondirt. Besonders lieferte er zahlreiche Beiträge für August Stöber's „Elsässisches Sagenbuch“, für dessen „Alsatia“ (1851—74) und die „Elsässischen Sonntagsblätter“. Als Straßburg 1870 von den Deutschen in Besitz genommen

ward, stellte M. den neuen Behörden seinen Rath und seine Unterstützung rückhaltlos und freudig zur Verfügung, und die deutsche Regierung verlieh ihm dann auch die Stelle eines Bibliothekars an der neugegründeten Universität. In den letzten beiden Jahren seines Lebens riß der Tod herbe Lücken in sein glückliches Familienleben und knickte seines Lebens Kraft; in der Nacht vom 26. auf den 27. August 1880 starb er. M. gehörte zu den bevorzugteren elsässischen Dichtern der Neuzeit; doch erst im nahenden Greisenalter hat er sich zu einer Sammlung seiner Gedichte entschlossen, die unter dem Titel „Aus dem Elsaß" (1878) erschienen. Ein Jahr vorher hatte er einen poetischen „Elsässischen Gruß an Kaiser Wilhelm I." ausfliegen lassen.

Die Gartenlaube (Leipzig), Jahrg. 1881, Seite 609 ff.

Franz Brümmer.

Mühlbach: Luise M., Pseudonym für Klara Mundt, war die Tochter des Oberbürgermeisters Müller zu Neubrandenburg in Mecklenburg-Strelitz und wurde daselbst am 2. Januar 1814 geboren. Ziemlich sorgfältig in der kleinen Provinzialstadt erzogen, vervollkommnete sie ihre Bildung aus selbständigem Streben durch Lektüre und durch Versuche, ihre poetischen Gedanken in schriftliche und druckbare Form zu bringen. Reisen kamen hinzu, um ihren aufgeweckten und empfänglichen Geist anzuregen und sie mit warmer Verehrung für die Litteratur zu erfüllen. Sie schwärmte für die Modeschriftsteller jener Zeit, für H. Heine, K. Gutzkow, Börne und besonders für Theodor Mundt, dessen Studien über die Frauen in seinen Romanen ihn damals bei einem großen Theil des weiblichen Geschlechts interessant machten. Klara Müller begann Nachahmungen dieser im Grunde krankhaften Manier der damaligen schönen Litteratur; sie sandte ihre Versuche an Mundt und kam darüber mit ihm in einen empfindsamen Briefwechsel, der später zu persönlicher Bekanntschaft und 1839 zur ehelichen Verbindung führte. Mit Ausnahme zweier Jahre, die sie an der Seite des Gatten in Breslau verlebte, hat sie ihren Wohnsitz stets in Berlin gehabt, von hier auch, besonders nach dem Tode Mundt's (1861) mehrere größere Reisen unternommen, deren eine sie sogar nach Aegypten führte. Im August 1873 von einem heftigen Leberleiden befallen, erlag sie demselben am 26. Septbr. 1873. — M. hat als Schriftstellerin eine erstaunliche Productivität entwickelt; denn sie hat im Laufe von 36 Jahren den Büchermarkt mit nicht weniger als 290 Bänden überschwemmt, eine Leistungsfähigkeit, mit der die bandwurmgleiche Erzeugungskraft vieler Schriftsteller nicht Stich halten konnte. Nehmen wir von diesen Schriften die wenigen Reiseberichte aus („Federzeichnungen auf der Reise nach Italien", 1846 — „Federzeichnungen auf der Reise nach der Schweiz", 1864 — „Reisebriefe aus Aegypten", 1871), die übrigens zu ihren hervorragenderen Leistungen gehören, so läßt sich der Rest in zwei große Gruppen scheiden. Die erste umfaßt ihre socialen Romane, womit sie ihre schriftstellerische Thätigkeit eröffnete. Von ihnen behauptet zwar ihr Gatte in seiner „Litteratur der Gegenwart", „daß in ihnen für die socialen Conflicte der Zeit Versöhnung erstrebt werde"; aber dieses Urtheil ist ziemlich vereinzelt geblieben und höchstens von den wildesten Vertretern der Frauenemancipation gebilligt worden. Heute ist die Litteraturgeschichte wohl darüber einig, daß kaum etwas Unweiblicheres von einem Weibe geschrieben worden sei, als die frühesten Romane der Mühlbach, die nichts weiter als die ausführlichsten Schandgemälde bieten, in denen Gift, Dolch, Ehebruch, Nothzucht und Blutschande mit der größten Behaglichkeit sich breit machen. Gleich in ihrem ersten Roman „Erste und letzte Liebe" (1838) sieht man höchst edle Menschen mit vollem Bewußtsein Sünden und Verbrechen begehen, als sei dies etwas ganz Natürliches, Selbstverständliches. Ihr Roman „Frauenschicksal" (II, 1839), der in 4 Ab-

theilungen „das Mädchen, die Gattin, die Dame, die Fürstin“ schildert, scheint geradezu für ein Grisettenpublikum geschrieben zu sein. Auch in „Justin“ (1843) wird Laster und Sünde, Ehebruch und Maitressenwirthschaft in den glühendsten Farben geschildert. Dem Leben und Treiben Berlins entnimmt sie den Stoff zu den Romanen „Eva. Ein Roman aus Berlins Gegenwart“ (III, 1844) und „Ein Roman in Berlin“ (III, 1846). In ihnen bringt sie den Gedanken zur Durchführung, daß religiöse und politische Heuchelei aller Sittlichkeit den Todesstoß gebe. So richtig dieser Gedanke ist, so widerlich ist die Ausführung desselben, die sich fortwährend in moralischem Schmutz bewegt. Aehnlich sind die „Hofgeschichten“ (III, 1847), „Aphra Behn“ (III, 1849), „Der Zögling der Gesellschaft“ (II, 1850), „Die Tochter der Kaiserin“ (II, 1848), „Die letzten Lebenstage Katharinas II.“ (1859), in denen mitten im Schoße der modernen Gesellschaft eine wahre Vegetation von Verbrechen emporwuchert. — Die beiden letzten Romane leiten uns hinüber zu der zweiten Gruppe, zu den historischen Romanen der M. Hier nimmt die Phantasie der Dichterin „einen maßvolleren Flug, ihr Stil gewinnt eine gebildetere Färbung und jene effecthaschende, socialistisch-prickelnde, durch Roheit der Phantasie und der Zeichnung verletzende Darstellung ihrer ersten Romane, welche an die neufranzösische Schule erinnern, weicht einer gesetzteren, minder gewaltsamen Darstellungsweise“. Aber die Art und Weise, wie alle diese Romane zusammengeschmiedet sind, raubt ihnen doch jene Vorzüge, die man an guten historischen Romanen zu finden gewohnt ist. Mag das Quellenstudium der Verfasserin noch so gründlich sein, wie es bei der Aufführung geeigneter Kraftstellen unter der bedeutungsvollen Etiquette „Eigene Worte“ oder „Historisch“ den Anschein hat, so sind doch die historischen Elemente ohne Kritik aus allen möglichen Büchern zusammengesucht und hängen mit den frei erfundenen Begebenheiten nur ganz äußerlich zusammen. Daß bei der verzweifelten Hast, mit der M. in einem Jahre die Leihbibliotheken oft mit zwölf Romanbänden versorgte, an eine künstlerische Durcharbeitung des Stoffes nicht zu denken ist, liegt auf der Hand. Ihr erster derartiger Roman, übrigens der besseren einer, „Johann Gotzkowsky, der Kaufmann von Berlin“ (III, 1850), bildete nur den Vorläufer eines Romancyclus, in welchem sie den großen Preußenkönig Friedrich II. zu verherrlichen suchte. Man muß es der Verfasserin lassen, daß sie in der Wahl interessanter Stoffe glücklich ist, und der sich in 7 Auflagen bekundende Erfolg des Romans „Friedrich der Große und sein Hof“ (III, 1853) mit den Fortsetzungen „Berlin und Sanssouci, oder Friedrich der Große und seine Freunde“ (IV, 1853), „Friedrich der Große und seine Geschwister“ (VI, 1854) ist nicht allein dem Reichthum an kecken Griffen in der Charakteristik, nicht allein der Lebendigkeit in der Schilderung und der Gewandtheit zuzuschreiben, die pikantesten Anekdoten an den epischen Faden zu reihen, sondern er gründet sich vielmehr auf dem Interesse, welches das Publikum seinem geliebten Könige allezeit entgegengebracht hat. Aber dieser Erfolg bestimmte die Verfasserin, mit wahrem Heißhunger nach ähnlichen Romanhelden zu suchen und sie in einer Unzahl von Romanen zu mißhandeln. So folgten „Kaiser Joseph II. und sein Hof“ (XII, 1855), „Königin Hortense“ (II, 1856), „Napoleon in Deutschland“ (4 Abth. 1858—59), „Karl II. und sein Hof“ (III, 1858), „Erzherzog Johann und seine Zeit“ (XII, 1859—63), „Kaiser Leopold II. und seine Zeit“ (III, 1860), „Kaiserin Josephine“ (III, 1861), „Franz Rakoczy“ (II, 1861), „Maria Theresia und der Pandurenoberst Trenk“ (IV, 1861—62), „Prinz Eugen und seine Zeit“ (VIII, 1864), „Der Graf von Benjowsky“ (IV, 1865), „Der große Kurfürst und seine Zeit“ (XI, 1865—66), „Kaiserin Claudia“ (III, 1867), „Marie Antoinette und ihr Sohn“ (VI, 1867), „Kaiser Alexander und sein Hof“ (IV, 1868), „Kaiser Ferdinand II.

und seine Zeit“ (V, 1868—70), „Von Solferino bis Königsgrätz“ (XII, 1869 bis 1870), „Kaiser Joseph und sein Landsknecht“ (IV, 1870), ja selbst ihre letzte Reise (nach Aegypten) mußte der Verfasserin Stoff liefern zu drei Romancyclen über Mehemed Ali („Mehemed Ali und sein Haus“, IV, 1871; „Mehemed Ali's Nachfolger“, IV, 1872; „Mehemed Ali, der morgenländische Bonaparte“, IV, 1872). Und wenn einem Beurtheiler der Mühlbach'schen Romane sich 1871 die unabweisliche Befürchtung aufdrängte, „daß der deutsche Kaiser Wilhelm und seine Zeit auch werde daran glauben müssen“, so war dieselbe wohl gerechtfertigt. Hätte der Tod der Verfasserin nicht die Feder aus der Hand genommen, sie wäre sicherlich nicht bei dem einbändigen Roman „Kaiser Wilhelm und seine Zeit“ (1873) stehen geblieben und hätte vielleicht die Erfolge Gregor Samarow's auf diesem Gebiete bedeutend beschnitten. — Außer diesen größeren Werken der Verfasserin sind noch besonders verschiedene Novellensammlungen zu erwähnen, von denen die frühesten „Zugvögel“ (II, 1840), „Novellenbuch“ (1841), „Novellen und Scenen“ (1845) ganz den Charakter ihrer Erstlingsromane tragen. Auf einem höheren, geläuterten Standpunkte stehen das „Historische Bilderbuch“ (II, 1855), „Neues Bilderbuch“ (II, 1862), die „Historischen Lebensbilder“ (II, 1864), „Novellen“ (IV, 1865), vor allen aber die „Historischen Charakterbilder“ (IV, 1856), unter denen sich der „Prinz von Wales“ und „Die Franzosen in Gotha“ vortrefflich abheben. — M. war ohne Frage ein Talent; leider ist dasselbe im trüben Strome der Vielschreiberei untergegangen und schon jetzt der wohlverdienten Vergessenheit anheimgefallen.

Frauen der Zeit (Leipzig 1862). — Heinrich Kurz' Geschichte der deutschen Nationallitteratur, IV, 665. — Rud. Gottschall's deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrh., IV, 160. — Mamroth, Die Frauen auf dem Gebiete des modernen deutschen Romans, 1871.

Franz Brümmer.

Mühlenberg: Heinrich Melchior M., geb. zu Eimbeck in Hannover 1711, † 1781 in Philadelphia. Seine Familie stammt aus Obersachsen und war im dreißigjährigen Kriege verarmt. Der Tod seines Vaters, eines Gerichtsbeamten, verzögerte den Antritt seiner theologischen Studien und erst 1725 konnte M. die Hochschule zu Göttingen beziehen, welche er später mit der zu Halle vertauschte. — Die zerstreuten deutschen und schwedischen Lutheraner in Pennsylvanien und den benachbarten Staaten, welche früher einer geordneten Seelsorge entbehrten, hatten 1740 zu einem kirchlichen Organismus sich geeinigt und wandten sich an die Glaubensgenossen in Deutschland, um ein Haupt ihrer Kirche zu erhalten. M. wurde ihnen vorgeschlagen und nahm die Wahl an. Er verließ Halle im Frühjahr 1742, verweilte in London bei Dr. Ziegenhagen, dem Caplan des Königs Georg II., und langte im September in Charleston, Südkarolina, an, von wo er nach einer mühsamen und gefährlichen Reise am 25. Novbr. 1742 in Philadelphia eintraf. Seine Aufgabe war eine schwierige: von New-York bis Georgia erstreckte sich sein Sprengel. Die Grenzgemeinden waren den Anfällen der Indianer ausgesetzt und hier wurde nicht selten auch seine chirurgische Geschicklichkeit verlangt. Durch Charakter und Kenntnisse war M. der Mann, einen solchen Posten auszufüllen. Er sprach hoch- und niederdeutsch und englisch gleich fließend, war thätig und versöhnlich und ein vortrefflicher Kanzelredner. So erlangte er bald ein großes Ansehen, welches noch gesteigert wurde durch seine Vermählung mit der Tochter Anna des einflußreichen pennsylvanischen Obersten Konrad Weißer. Mit dem aus Deutschland gesendeten Gelde vollendete er am 2. Mai 1743 die erste Kirche zu Providence, am 5. April 1745 die zweite in Philadelphia. Im J. 1745 machte die Ankunft mehrerer anderer deutscher Geistlichen es M. möglich, seine Geschäfte zu theilen und mehr

sich der Oberleitung der Kirche zu widmen. Zu diesem Zwecke siedelte er nach la Trappe, Montgomery County, über, wo damals die größte lutherische Gemeinde bestand. Im J. 1748 hatte M. die Freude, die lutherischen Prediger von 20 Gemeinden sich zur ersten Synode versammeln zu sehen. Erst 1761 kehrte M. nach Philadelphia zurück, wo er 1781 gestorben ist.

Franz Löher, Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika, Cincinnati 1847 (Leipzig, K. F. Köhler), S. 127. Stricker.

Mühlenberg: Peter M., Sohn von Heinrich Melchior, geb. zu la Trappe (Pennsylv.) den 1. Octbr. 1746, † am 1. Octbr. 1807. Er wurde von Kindheit auf zum geistlichen Stande bestimmt und seine Erziehung in diesem Sinne von seinem Vater geleitet. Da aber die Bildung auf den amerikanischen Lehranstalten nicht ausreichte, um dieses Ziel zu erreichen, so sandte sein Vater ihn mit zwei jüngeren Brüdern, Friedrich und Heinrich, im J. 1763 nach Europa. Am 27. April schifften sie sich zu Philadelphia ein, zunächst nach London, von wo Dr. Ziegenhagen die jungen Leute nach Halle dirigirte. Als nicht genügend zur Universität vorbereitet, traten sie zunächst ins Gymnasium ein. M., der ziemlich wild aufgewachsen war, fand sich nur schwer in die Ordnung der Anstalt; in Folge einer Bestrafung floh er 1764 von Halle und ließ sich bei einem hannoverschen Dragonerregiment anwerben. Ein englischer Oberst, welcher mit der Mühlenberg'schen Familie in Amerika bekannt war, erkannte ihn auf der Durchreise durch seinen Garnisonsort, suchte ihn auf und erlangte seine Entlassung, so daß M. 1766 nach Amerika zurückkehren konnte, wo sein Vater nun wieder die Leitung seiner Studien übernahm. 1768 wurde er ordinirt und am 12. Mai Hülfsprediger an der Zions- und St. Paulskirche in New-Jersey. Am 5. Febr. 1769 trat er diese Stellung an und verheirathete sich am 6. Nov. 1770. Bald erhielt M. einen Ruf, die Neubildung der schwedisch-deutschen lutherischen Gemeinden in Virginia zu übernehmen. In diesem Staat war aber die englische Kirche gesetzlich eingeführt und um den Zehnten erheben zu können, bedurfte der Geistliche der Ordination durch einen Bischof der englischen Kirche. M. legte also seine Stelle in New-Jersey nieder und schickte sich zur Reise nach England an. Er verließ Philadelphia am 2. März 1772 und langte am 10. April in Dover an. Sein Aufenthalt in London war kurz, aber bedeutungsvoll. Er wurde bereits am 23. April 1772 ordinirt und predigte am 3. Mai in der deutschen Savoykirche; er machte die Bekanntschaft Penn's und versäumte nicht Garrick zu sehen. Bereits am 24. Mai verließ M. London und traf im Juli wieder in Philadelphia ein, zu einer Zeit, wo die Streitigkeiten zwischen den Colonien und dem Mutterlande bereits einen sehr gereizten Charakter angenommen hatten. Unter der deutschen Bevölkerung in Virginia, welche der Bedrückungen noch wohl eingedenk war, die sie aus der Heimath vertrieben hatten, war M. bereits von großem Einfluß nicht nur als Geistlicher und Sohn des verehrten „Vater Mühlenberg", sondern auch als guter Jäger und Schütze, der auf seinen Streifereien mit der ganzen Bevölkerung bekannt wurde. So kam es, daß, als 1774 die Boston Port Bill zum Bruche trieb, er in der Versammlung zu Woodstock am 16. Juni zum Präsidenten gewählt wurde. Die dort wie überall gefaßten Resolutionen, sich Steuern nicht durch das englische Parlament, sondern nur durch eigene Abgeordnete auflegen zu lassen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, führten zur Einführung eines Sicherheitsausschusses, dessen Präsident M. wurde; auch zur Staatsconvention, welche am 1. August zu Williamsburg zusammentrat, wurde M. als Abgeordneter gewählt, doch führte diese Versammlung, wo die gemäßigten Elemente noch einmal siegten, nicht zu dem von M. gewünschten Resultat. Erst auf der Versammlung zu Richmond am 1. März 1775 siegte Mühlenberg's Partei; es wurde beschlossen, den Staat in Ver-

theidigungsstand zu setzen und der königliche Statthalter, Lord Dunmore, erklärte diesen Beschluß für Hochverrath. Die Feindseligkeiten begannen, und als im December 1775 zu den vorhandenen beiden Regimentern noch 6 neue aufgestellt wurden, ernannte man M. zum Obersten des 8. Regiments, während alle anderen Obersten gediente Offiziere waren. Die virginischen Deutschen, Abr. Baumann und P. Helfenstein wurden Mühlenberg's Oberstlieutenant und Major. Die Uebernahme des Commandos von Mühlenberg's Seite fand unter besonderen Umständen statt. Als das Gerücht sich verbreitete, Pfarrer M. werde in Woodstock seine Abschiedspredigt halten, strömten aus der ganzen Gegend die Gemeindeglieder zusammen und bald war die einfache Dorfkirche überfüllt mit den trotzigen Gestalten der Bergbewohner aus den Grenzbezirken, so daß ein Theil der Anwesenden sich auf dem Kirchhof aufstellte. M. bestieg die Kanzel; unter dem Chorrock trug er die Uniform. Seine ergreifende Rede hatte einen politischen Schluß: „Die heilige Schrift", rief er aus, „sagt: Alles Ding hat seine Zeit, Predigen hat seine Zeit und Beten hat seine Zeit, aber diese Zeiten sind vorüber; auch Fechten hat seine Zeit und diese Zeit ist gekommen!" So legte er den Chorrock ab, stieg von der Kanzel und ließ vor der Kirche die Werbetrommel schlagen. Dreihundert Mann ließen sich sogleich anwerben. Dies geschah Mitte Januar 1776; am 21. März war sein Regiment marschfertig. Wir können die Thaten Mühlenberg's und der Seinen nicht durch alle Phasen des Befreiungskrieges verfolgen. Washington hielt große Stücke auf ihn und sein „German regiment". Bereits am 21. März 1777 wurde er vom Congreß zum Brigadegeneral und Führer des 1., 5., 9. und 13. Virginiaregiments ernannt. Die ausgezeichnete Tapferkeit und Disciplin dieser Truppen rettete am 11. September in der Schlacht bei Brandywine das amerikanische Heer vor völliger Zerstreuung. In dieser Schlacht traf M. mit den feindlichen Dragonern zusammen, in deren Reihen er gedient hatte, und unter denen sich noch manche seiner Bekannten befanden. Am 2. Novbr. 1778 wurde er Divisionsgeneral, Anfangs 1783 Generalmajor. Einige Monate nachher wurde die Armee entlassen und M. konnte nach Woodstock zurückkehren, wo er sein Eigenthum sehr vermindert vorfand. Seine Gesundheit hatte gelitten, er war ohne Stellung. Einen Antrag, wieder Geistlicher zu werden, lehnte er ab; er entschloß sich, dem Handel sich zu widmen und nach Philadelphia überzusiedeln. Als Dotation hatte er 13 000 Acres Land erhalten, welche meist in Ohio lagen. Im Sommer und Herbst machte er zwei Reisen nach seinen Besitzungen. Die Briefe, welche er davon nach Hause schrieb, sind sehr interessant; er schoß Büffel an Stellen, wo heute Großstädte stehen. Die Nähe der feindlichen Indianer machte es sehr schwierig, das Land zu verpachten; doch gelang es endlich (Ende 1784) und er siedelte nun nach Philadelphia über. Nach kaum einjährigem Aufenthalt in dem Staat Pennsylvanien wurde er zu dessen Vicepräsidenten erwählt und bis 1788 wieder erwählt. Im December 1788 wurde er zum Mitglied des ersten Congresses der Vereinigten Staaten (4. März 1789—91) erwählt; sein Bruder Friedrich August M. wurde Präsident (speaker). Auch am dritten Congreß (December 1793 bis März 1795) und am sechsten (4. März 1799 bis 1801) nahm M. Theil. Am 18. Februar 1801 wurde er für Pennsylvanien in den Senat der Verein. Staaten gewählt, aber schon nach wenig Monaten legte er diese Stelle nieder. Der Präsident Jefferson ernannte M. am 30. Juni 1801 zum Supervisor of the Internal Revenue von Pennsylvanien und im Juli 1802 erhielt M. die einträgliche Stelle eines Collector des Hafens von Philadelphia. Er behielt dieselbe bis zu seinem Tode, welcher am 1. Octbr. 1807 auf seinem Landsitz bei Philadelphia eintrat. Zwei Söhne, Major Peter und Franz, Abgeordneter für Ohio, überlebten ihn. — Nach M. wurde ein County

in Kentucky genannt. — M. gehört zu den ausgezeichnetsten der Männer, welche in Krieg und Frieden die amerikanische Republik gegründet haben. Obgleich von fremdem Ursprung und weder den großen amerikanischen Familien, noch dem ausländischen Militäradel angehörig, hat er sich durch eigenes Verdienst hohe Militärstellungen errungen und nicht minder hat das Vertrauen seiner Mitbürger ihn zu bedeutenden Civilämtern erhoben.

Die Hauptquelle über sein Leben, das von einem Nachkommen herausgegebene Buch: The life of major-general Peter Mühlenberg of the revolutionary army, by Henry A. Muhlenberg (Philadelphia, Carey & Hart 1849, XII u. 456 S. mit seinem Bildniß) ist zugleich durch Mittheilungen aus Mühlenberg's Correspondenz ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des amerikanischen Befreiungskrieges. Stricker.

Mühlenbruch: Christian Friedrich (Simon) M., Rechtsgelehrter, geb. am 3. Oct. 1785, † am 17. Julius 1843. Ein Sohn des Rathschirurgen M. in Rostock und auf der dortigen und der Güstrower Schule vorgebildet, begann er seine Universitätsstudien schon im J. 1800 an der Universität daselbst, setzte sie in Greifswald und seit Ostern 1803 in Göttingen fort, ging dann nach Heidelberg und promovirte dort am 18. April 1805. Seine Dissertation handelt „De origine, vi et indole stipulationum“ (Mannheim 1805). Im Herbste desselben Jahres habilitirte er sich als Docent des römischen Rechtes an der Rostocker Universität, ließ sich (1806) als Advocat immatriculiren, und schrieb schon in seinem ersten Docentensemester ein „Lehrbuch der Encyklopädie und Methodologie des positiven in Deutschland geltenden Rechtes, zum Gebrauch academischer Vorlesungen“, das, weil der Druck wiederholte Störungen erlitt, allerdings erst im October 1807 (Rostock und Leipzig bei Stiller, XVI und 542 S. 8°) erschien, und deshalb in seinem staatsrechtlichen Theile von vorn herein weit hinter der Zeit zurück war; denn es stellt noch die Rechtszustände des alten Reiches dar. Das Buch zeichnet sich durch litterarischen Fleiß und durch lebendige, gut gefaßte Darstellung aus, und zeigt in der richtigen Schätzung deutscher Rechtsgeschichte und in einer gewissen Wehmuth, mit der es „die Liebe für Alles, was vaterländisch ist, nur den Völkern der alten Welt“ zuschreibt, patriotische Gesinnung. Es beginnt mit einem Ueberblick des römischen Rechtes, bei welchem der Verfasser sich zu der hier ganz richtig auf Pütter zurückgeführten historischen Methode bekennt, geht aber auch auf deutsches, sogar bis zur Staatspraxis hin auf öffentliches Recht ein, und war geeignet, von dem zwanzigjährigen Verfasser nicht geringe Erwartungen zu erregen. Dieser zeigte sich jetzt auch speciell als Romanist, indem er zur Ankündigung seiner Vorlesungen für den Winter 1807—8 die Probe einer größeren rechtsgeschichtlichen Arbeit über römisches Familienrecht, die ihn schon seit einiger Zeit beschäftigt hatte, in einer „Prolusio de Romanorum gentibus et familiis“ (63 S. 4°) erscheinen ließ. Unter den angekündigten Vorlesungen aber war, neben zwei römischrechtlichen, auf Adolf Dietrich Weber's Veranlassung jetzt auch eine über deutsches Privatrecht, mit welcher einer akademischen Lücke abgeholfen werden sollte. Ein solches Nebeneinander war um jene Zeit, wie das Beispiel von Arnold Heise zeigt, nicht ganz ungewöhnlich.

Nach seiner Arbeit über die römischen Gentes und seiner Encyklopädie zu schließen, würde M., wenn ihm schon damals eine größere rein akademische Lebensaufgabe zu Theil geworden wäre, anscheinend die Wege der historischen Juristenschule gegangen sein. Allein bereits 1808 wurde er in den Rostocker Rath gewählt. Die Stadt erfreute sich einer beinahe freistaatlichen Selbständigkeit, und erwies ihrem jugendlichen Mitbürger nach damaligen Anschauungen ein überaus ehrenvolles Vertrauen, indem sie ihn zum Rathsherrn ernannte.

Indeß die Geschäfte der stadtväterlichen Praxis erforderten gelegentlich einen größeren Vorrath von Geduld mit dem Unverstande der Parteien, als das von der Mutter angeerbte heißblütige Temperament des neuen Senators aufzuwenden hatte: sie mißfielen ihm, und da der Rath das Recht besaß, welches er erst 1827 aufgegeben hat, die Hälfte der Universitätsprofessoren zu ernennen, so benutzte M. schon nach zwei Jahren (1810) die Vacanz einer „räthlichen" Professur in der Juristenfacultät, sich dies Amt übertragen zu lassen, und so zu seinen Vorlesungen zurückzukehren. Daneben blieb er Advocat. Er war aber unterdeß in ausgedehnten geselligen Verkehr gerathen, der seinen Mittelpunkt in musikalischen und theatralischen Aufführungen besaß, und in beiderlei Hinsicht ein durch Begabung und Neigung hervortretendes Mitglied dieses Kreises widmete er dessen heiterem Treiben ein paar Jahre lang so viel Zeit, daß ihm zu litterarischen Arbeiten und eingehenden Studien keine Ruhe blieb. Um sie wieder zu gewinnen, nahm er zu Michaelis 1815 einen Ruf nach Greifswald an. In Rostock hatte er die ganze Zeit Nichts geschrieben, als ein Programm „De jure ejus cui actionibus cessit creditor" (1813), es deutet an, in welcher Richtung er arbeitete; in Greifswald vollendete er seine Monographie über die „Lehre von der Cession der Forderungsrechte nach den Grundsätzen des römischen Rechts" (Greifswald 1817, Aufl. 2 1826, Aufl. 3 1835), durch die er sich einen Platz unter den ersten Romanisten der Zeit sicherte.

Nach Rostock als „fürstlicher" Professor zurückzukehren lehnte er jetzt ab, nahm hingegegen eine von der preußischen Regierung ihm angebotene Versetzung nach Königsberg an (Ostern 1818), wo er zwar um Weihnachten desselben Jahres seinen Platz in der Facultät mit einer Disputation über ein „Observationum juris romani specimen primum" (Regiom. 1818) förmlich einnahm, aber nicht heimisch werden konnte, so daß er auf seinen Wunsch schon 1819 nach Halle versetzt ward. Die 14 Jahre, welche er hier gelehrt hat, sind die frischesten und fruchtbarsten seines wissenschaftlichen Lebens gewesen. Er las im Sommer Institutionen und Civilproceß, im Winter Pandekten, daneben gelegentlich Exegetica und ein paar Mal auch noch deutsches Privatrecht. Als Lehrbuch für seine Vorlesungen schrieb er seine dreibändige „Doctrina Pandectarum" (Halle 1823—25, Ausg. 2 1827, Ausg. 3 1838), wohl das letzte in Deutschland lateinisch, und zwar in vortrefflichem Latein, das er auch im Sprechen mit vollendeter Leichtigkeit beherrschte, geschriebene juristische Compendium; ebenso deutsch seinen grundrißartigen, aber umfänglichen „Entwurf des gemeinrechtlichen und preußischen Civilprozesses" (Halle 1827, Ausg. 2 1838). Im J. 1825 wurde er neben dem beinahe erblindeten Schmelzer als Viceordinarius Leiter des Spruchcollegiums, das damals überaus beschäftigt war, und dessen Praxis durch das Vertrauen, welches er ihm gewann, sich noch mehr ausdehnte. Diese Stellung veranlaßte ihn, im J. 1828 seine „Rechtliche Beurtheilung des Städel'schen Beerbungsfalles" herauszugeben. Daneben übernahm er die Leitung des juristischen Theiles der Halleschen Litteraturzeitung, welche Aufgabe er mit großem Eifer betrieb, wurde seit 1831 Mitherausgeber des Archivs für die civilistische Praxis, und lieferte sowohl für diese zwei Zeitschriften, wie für die Heidelberger und die Schunk'schen Jahrbücher eine nicht geringe Zahl werthvoller Beiträge. So hatte er sich den Ruf erworben, daß er, wie das hannoversche Universitätscuratorium für Göttingen es in einem Berichte vom Jahre 1833 ausdrückt, „ohne Zweifel zu den gediegensten und geistreichsten Rechtsgelehrten Deutschlands gehöre". Er hatte sich dabei im Laufe der Zeit von der Richtung der historischen Juristenschule in wesentlichen Punkten entfernt. Zum Theil vielleicht durch seine germanistischen Lehraufgaben, mehr wohl durch die Erfahrungen seiner früh in der Verwaltung und dem Rechtsleben einer nicht unbedeutenden

Handelsstadt, später als Vorsitzender einer Spruchbehörde, welche mehr zu thun hatte, als mancher große Gerichtshof, gehandhabten Praxis, war er dahin gelangt, bei Behandlung rechtswissenschaftlicher Fragen von den Verhältnissen und Bedürfnissen der Gegenwart auszugehen. Das Interesse des Historikers an der Entwickelung als solcher war bei ihm zurückgetreten: wenn er zum Verständniß der Rechtsquellen auch genaue geschichtliche Arbeit für unentbehrlich hielt, so war es doch nur in den Grenzen des durch ihre praktische Anwendbarkeit gegebenen Zweckes. In der Einleitung seiner Schrift über den Städel'schen Erbfall hat er seine Grundgedanken über das Verhältniß zwischen Theorie und Praxis im Zusammenhange ausgesprochen, und damit ohne es zu beabsichtigen auch seine persönliche wissenschaftliche Stellung charakterisirt. Die Aeußerung gehört zu denen, welche in der Geschichte der neueren deutschen Rechtswissenschaft zu orientiren vorzugsweise geeignet sind. In welchem Grade M. das Vertrauen der preußischen Regierung gewonnen hatte, zeigte sich, als im J. 1828 der außerordentliche Regierungsbevollmächtigte Geheimrath v. Witzleben aus seiner Stellung zur Universität Halle schied. M. und neben ihm der Universitätsrichter Schultze wurden (Rescr. v. 17. März 1828) mit der Stellvertretung in diesem einflußreichen Amte beauftragt; das Beneficialwesen verwaltete M. ausschließlich. Er war in dieser neuen und verantwortlichen Aufgabe schnell orientirt und löste sie mit großer Geschäftsgewandtheit; allein sie drückte ihn und er bat wiederholt, sie ihm wieder abzunehmen; was alsdann durch die Anstellung des Geheimrathes Delbrück 1831 geschah. Eine damals noch mehr als späterhin werthvolle Ordensauszeichnung bekundete die dankbare Anerkennung seitens der Regierung. Einen Ruf nach Jena, wo er an Schnaubert's Stelle Ordinarius der Juristenfacultät werden sollte, hatte M. schon 1826 abgelehnt, und war dafür, unter Erhöhung seines Gehaltes, zum Geheimen Justizrath ernannt worden, hatte dann das früher Lafontaine gehörige ausgedehnte Gartengrundstück vor dem Kirchthore gekauft, den damals schönsten Garten in Halle, hatte das Haus ausgebaut, und pflegte dort gastlich eine ausgedehnte, wiederum vorzugsweise musikalische Geselligkeit. Ein Denkmal derselben ist erhalten in einem zum Jubiläum des Kanzlers Niemeyer gedichteten und von Mühlenbruch componirten Liede, welches im Handel erschienen ist. M. schien für immer in Halle festgeworden.

Da nahm er im Februar 1833 eine an ihn gelangende Berufung als erster Pandectist nach Göttingen an Meister's Stelle zu Michaelis dieses Jahres an, ohne viel zu verhandeln und ohne wesentliche Gehaltserhöhung. Als entscheidenden Grund nennt er, außer seiner Erwartung, auf der Göttinger Bibliothek besser als zu Halle die juristische Litteratur bei einander zu finden, die ihm bei seiner unlängst begonnenen Fortsetzung des Glück'schen Pandectencommentars unentbehrlich sei, „die immer unerfreulicher werdende Lage eines juristischen Lehrers an der Universität“ Halle. Durch die Residenzuniversitäten, durch Heidelberg und dadurch, daß der Zustand der kleinen Universitäten besser geworden sei, als ehemals, habe besonders Halle gelitten, welches von Dem, „was die Menge reizt“, Nichts biete. Die Jugend derjenigen höheren und reicheren Gesellschaftskreise, die ehedem ihre Söhne dorthin gesandt haben, wende sich jetzt mit Vorliebe nach Berlin, und so sei in Halle keine Lehrfreude mehr. Mitgewirkt haben dürfte jener schöne Gartenbesitz, der, da M. eine große Familie hatte, ihm auf die Länge zu theuer wurde, und für den er gerade einen geeigneten Käufer fand. Nichtsdestoweniger wurde es ihm schwer, Göttingen, wohin er im Herbste 1833 übersiedelte und wo er dann noch beinahe zehn Jahre vor stets gefüllten Auditorien mit der größten Anerkennung seiner Zu-

hörer gelehrt hat, mit Halle zu vertauschen. Die Facultät hatte in Göttingen zu hannoverscher Zeit auf die Besetzung der Lehrstühle keinen Einfluß; auch M. war also nicht von ihr vorgeschlagen, und mußte nun empfinden, daß er einem Theile ihrer Mitglieder und ebenso dem nichtjuristischen Freundeskreise Göschens nicht genehm war; denn man hatte hier diesem, der schon seit 1822 in Göttingen lehrte, die Stellung des ersten Romanisten zugedacht. Zudem waren die Wohnungsverhältnisse nicht erfreulich, der gesellige Ton weniger leicht und angeregt, als der Hallische, es kamen häusliche Leiden, die M. um so schwerer drückten, je mehr er an seiner Familie hing, nach einem halben Jahre verlor er seine Frau; die Acclimatisation, welche dem älteren Mann ohnehin nicht leicht und durch Mühlenbruchs reizbare Natur noch schwerer war, schritt unter solchen Hindernissen sehr langsam vorwärts. Er zog sich zurück und widmete sich litterarischer Arbeit. Zunächst an der Fortsetzung des Glück'schen Commentars, von welcher in den Jahren 1833 u. folg. die Bände 35—41 aus Mühlenbruch's Feder erschienen sind. Dann bearbeitete er sein Pandectenlehrbuch: „Lehrbuch des Pandectenrechts nach der Doctrina Pandectarum", deutsch, 3 Bde. (Halle 1835, Asg. 2 1837. Asg. 3 1839. Asg. 4 nach Mühlenbruch's Tode, von Madai, 1844), gab auf Anlaß des Buchhändlers „Heineccii antiquitates jurisprudentiam illustrantes" (Francof. 1841) neu heraus, veröffentlichte in demselben Jahre 1841 ein „Erachten über den Bentink'schen Erbfall" und im folgenden ein Institutionenlehrbuch (Halle 1842); wobei er in seiner Thätigkeit für die Litteraturzeitung und in mancherlei kleineren Arbeiten mit unverminderter Arbeitskraft fortfuhr. Als er im Februar 1836 einen Ruf nach Leipzig an Wächter's Stelle erhielt, empfand er doch, daß Göttingen auch Vorzüge habe, und zögerte, sich zu entschließen. Unter dem Drucke seiner Verstimmung hatte er anfangs in der Erwartung, seine Lehrthätigkeit werde ihn auf die Länge auch nicht mehr befriedigen, den Gedanken gefaßt, diese Gelegenheit zu ergreifen, um sei es von Sachsen, sei es von Hannover, einen künftigen Rückzug von der Universität zugesichert zu erhalten, der ihn dann zugleich in großstädtische Umgebungen führen sollte: in einem kleinen, an Büchern und an Kunstgenüssen armen Orte dagegen wollte er nicht Richter sein, weshalb er einen gleichzeitigen Ruf an das mecklenburgische Oberappellationsgericht in Parchim ohne Weiteres ablehnte. Nun war es weder für die sächsische noch für die hannoversche Regierung leicht, ihm die Erfüllung seines Wunsches zuzugestehen, und daher zogen die Verhandlungen sich hin. Endlich ließ sich M., als man in Dresden schon annehmen zu sollen meinte, er komme sicher nach Leipzig, doch in Göttingen halten; entscheidend für seinen Entschluß war die Kunde von Gegensätzen, die in der Leipziger Facultät seiner warteten, und die er lieber vermied. Allmählich wurde es ihm in Göttingen auch wohler, namentlich als er im Winter 1836/37 sich wieder verheirathete und seitdem von Neuem an der Geselligkeit lebhaften Antheil nahm, schienen die alten unbehaglichen Gegensätze überwunden zu werden.

Indeß als gegen Weihnachten 1837 die Protestation der Göttinger Sieben wider König Ernst Augusts Aufhebung des hannoverschen Staatsgrundgesetzes von 1833 in die Oeffentlichkeit drang, und gleich darauf die Entlassung der Protestirenden zur Folge hatte, traten sie alsbald wieder hervor. M. hatte seine besten Jahre in dem Preußen König Friedrich Wilhelm III. und gerade in dem Zeitabschnitte 1815 bis 1833 gelebt, in welchem sich dort durch die eminente Arbeit des preußischen Beamtenthums die Verwaltungsorganisation des Großstaates vollzog. In den Anschauungen dieser Entwickelung war er heimisch geworden, hatte einige Jahre hindurch auch praktisch als höherer preußischer Administrativbeamter zu wirken gehabt; und es war erklärlich, daß er Ver-

fassungsfragen im Vergleich mit denen der Verwaltung wohl unterschätzte; jedenfalls nahm er an der seit 1830 aus dem Süden Deutschlands auch in den Norden vorgedrungenen doctrinären Ueberschätzung derselben, welche die Anschauungen mehr und mehr beherrschte, in den vierziger Jahren ihren Höhepunkt erreichte und 1848 ff. Schiffbruch litt, keinerlei Antheil. Nicht daß er geneigt gewesen wäre, den Verfassungsbruch des Königs, oder seinen Gewaltschritt gegen die Universität zu vertheidigen. Aber er hielt seine sieben Collegen zu einem in dieser Form eingelegten Proteste nicht legitimirt, und empfand es als ein der Universität von ihnen zugefügtes Unrecht, daß sie durch das Demonstrative ihres Schrittes dieselbe in Mitleidenschaft gezogen und ihr geschadet hatten. In einem, wie bekannt wurde, von ihm verfaßten Artikel in der Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung von 1838, Nr. 8, der durch Angriffe, die er seiner Meinung wegen in Göttingen bereits erfahren hatte, veranlaßt war, hat er Das mit gewohnter Deutlichkeit ausgesprochen. Er hatte Recht, wenn er behauptete, keineswegs stehe die ganze Universität auf Seite der Sieben; aber er hatte Unrecht, in seinem Unmuthe das edle Pathos außer Ansatz zu lassen, von welchem ihr Verfahren geleitet gewesen war. Die Sache hat ihm viel Leid gebracht. Denn die Tonart politischer Polemik, welche den Gegner ohne Weiteres als niedrig Gesinnten und durch schlechte Gründe Geleiteten behandelt, und die er nun auch über sich ergehen lassen mußte, war damals noch unverbrauchter und daher wirkungsvoller, als sie es jetzt ist, und für die empfindlichen Nerven Mühlenbruch's eine bittere Erfahrung. Indeß auch Dies ging vorüber. Die Wellen glätteten sich wieder, und M. wandte sich mit neuem Eifer seinen schriftstellerischen Arbeiten zu, von denen schon die Rede gewesen ist.

Da meldeten sich bei dem bis dahin über eine unverwüstliche Arbeitskraft gebietenden Manne die Vorboten der Krankheit, der er später unterlag. In Halle war es ihm nichts Besonderes gewesen, wenn er in spätester Stunde aus heiterer Gesellschaft kam, statt daß er schlafen ging, sich an seinen Schreibtisch zu setzen, und die Nacht durch seine Arbeiten fortzuführen bis weit in den Tag. Er bedurfte keiner Nachtruhe. Jetzt konnte sein heftiger Wille sich schwer darein finden, daß er aufhörte mehr zu vermögen, als ein Anderer, und allmählich in Folge seiner abnehmenden Gesundheit dahin kam, weniger als ein Anderer zu vollbringen. Sein Wollen ließ nicht nach, bis ein schmerzhaftes Sterbelager dem Kampfe und dem Leben ein Ende machte. Daß die Universität tief betrauerte ihn verloren zu haben, zeigte sich bei seinem Begräbniß.

Oesterley, Gesch. d. Univers. Göttingen 1820—1837, 1838. S. 418. Intelligenzblatt zur Allgemeinen Litteraturzeitung, Jahrg. 1843. Nr. 53. Richter und Schneider, Krit. Jahrbb. f. deutsche Rechtswissenschaft, Bd. 14 (1843). S. 765. Göttinger Acten. Persönliche Erinnerungen.

Mejer.

Mühlenfels: Johann Jakob von M., aus einer (1729) vom Kaiser Karl VI. geadelten Familie, welche einen fliegenden Storch im Schilde und einen wachsenden Hirsch zwischen Büffelhörnern auf dem Helm als Wappen führt, und sich in brandenburgischen und schwedischen Kriegsdiensten auszeichnete, war, als der Sohn des Lieutenants im Trabantencorps in Stockholm, Johann Adolph v. M. (auf Wahlendow, † 1779), am 27. August 1746 geboren, und studirte von 1764—67 in Göttingen und 1768 in Greifswald die Rechte. Schon im jüngeren Lebensalter erwarb er, als praktischer Jurist, einen so bedeutenden Ruf, daß er 1773 zum ersten Assessor, und 1775 zum Director des Hofgerichts in Greifswald ernannt wurde. Nicht lange darauf (1778) erfolgte seine Berufung an das königlich schwedische Tribunal nach Wismar, bei welchem er, nachdem dieses höchste Gericht seinen Sitz in Greifswald erhielt,

(1803) die Würde des Vicepräsidenten und seit 1808 eines wirklichen Präsidenten bekleidete. In diesem Amte von der schwedischen Regierung mit dem Nordsternorden, und von der Krone Preußen mit dem Johanniter- und Rothen Adlerorden, sowie dem Titel „Excellenz“ ausgezeichnet, starb er im 84. Lebensjahre am 19. Mai 1830. Sein Bildniß befindet sich im Greifswalder Gerichtsgebäude. Aus seiner dritten Ehe mit Jul. Kath. Magd. v. Klein, aus einer mecklenburgischen Familie, stammt die (1884) verstorbene Dichterin Elfriede von Mühlenfels. Des Präsidenten Bruder, Carl Adam v. M., Erzieher des Königs von Württemberg, Generaladjutant und Wirkl. Geheimerath, wurde in den Grafenstand erhoben und starb kinderlos 1838 in Stuttgart.

Außer Familiennachrichten, Univ.-Alb. v. Göttingen und Greifswald. Pom. Prov.-Kalender; Breitenstern, v. d. Querel, h. v. Hagemeister, 1806, S. 24—29; Pyl, Pom. Gesch.-Denkm. V, S. 111; Einführung des Präsidenten J. J. v. Mühlenfels i. d. St. e. Präsidenten, Gr. 1811; Ode an den Kronprinzen v. Schweden, v. Präs. J. J. v. Mühlenfels gew. Gr. 1811. Die Angaben v. Zedlitz, Adelslexikon, Suppl., S. 341, daß die Fam. z. schwed. Adel gehöre, sowie b. Siebmacher, Bd. III., 2. Abth., preuß. Adel, Taf. 323, daß der Urspr. unbekannt sei, sind zu berichtigen.

Pyl.

Mühler: Heinrich Gottlob von M., preußischer Justizminister, geb. den 23. Juni 1780 in Louisenhof bei Pleß, † den 15. Januar 1857 in Berlin. Der Vater, Heinrich Gotthilf M., war Kammerrath der fürstlich Pleß'schen Rentei in Louisenhof. Seine wissenschaftliche Bildung erhielt M. im Friedrichs-Gymnasium zu Breslau. Nachdem er seit 1798 in Halle die Rechte studirt, wurde er 1801 Auscultator bei der Oberamtsregierung in Brieg, 1802 Referendar, 1804 Assessor bei dieser Behörde und 1810 Oberlandesgerichtsrath. Sein großer Fleiß, verbunden mit einer seltenen Geschäftsthätigkeit, veranlaßten 1815 seine Versetzung an das Kammergericht in Berlin, 1818 erfolgte die Ernennung zum Director des dortigen Vormundschaftsgerichts. Seit 1817 bekleidete er mit dem Titel eines Geheimen Oberrevisionsraths das Amt eines Mitglieds des Cassationshofes. Gleichzeitig wirkte er mit an den Arbeiten der Gesetzcommission. 1822 wurde er zum Vicepräsidenten des Oberlandesgerichts in Halberstadt ernannt, 1824 in gleicher Eigenschaft nach Breslau versetzt, wo er mehrfach Gelegenheit fand, dem Kronprinzen, nachherigen Könige Friedrich Wilhelm IV. näher zu treten, 1827 ward er auf 7 Monate zu den Vorarbeiten für die Revision des Allgemeinen Landrechts in die Gesetz-Revisions-Commission berufen. Nachdem der Justizminister Graf Danckelmann 1830 gestorben, erfolgte am 9. Februar 1832 der königliche Erlaß, durch welchen das Justizministerium zwischen dem bisherigen provisorischen Minister Geheimen Rath von Kamptz und M. getheilt werden sollte. Zu Justizministern ernannt, sollten Beide gemeinschaftlich die Besetzung der höheren Beamtenstellen, die Einrichtung der Immediat-Prüfungs-Commission, die Bearbeitung der Conduitenlisten und die vom Justizministerium ausgehenden Gesetzvorschläge behalten; Herrn von Kamptz wurde die Fortführung der Gesetzesrevision und die oberste Leitung der Justizangelegenheiten in den westlichen Provinzen, M. dagegen die in den übrigen Provinzen zugetheilt. Die Wiedervereinigung der Justizverwaltung erfolgte durch Cabinetsbefehl vom 17. Decbr. 1838 und es wurde die oberste Leitung aller in das Ressort dieser Behörde fallenden Verhältnisse, also auch die der rheinischen Justiz, M. überwiesen, während für v. Kamptz nur die Leitung der Gesetzrevision verblieb. In dieser Stellung hat sich M. große Verdienste erworben, namentlich durch Förderung der wissenschaftlichen Bearbeitung des preußischen Rechts und durch die herbeigeführte Beschleunigung des Proceßverfahrens. Durch das Gesetz vom 1. Juni

1833 über den Mandats-, summarischen und Bagatellproceß wurde dem mündlichen und öffentlichen Gerichtsverfahren in Preußen und Deutschland die Bahn gebrochen. 1837 war M. auch Mitglied der Staatsrathscommission behufs Berathung des revidirten Entwurfs des Strafgesetzbuchs. Durch Cabinetsbefehl des Königs Friedrich Wilhelm IV. vom 18. August 1844 wurde er für die Zeit vom 1. Oct. an vom Amte eines Justizministers entbunden und an Stelle des pensionirten Sack zum Chefpräsidenten des Geheimen Obertribunals ernannt, jedoch mit Beibehaltung von Sitz und Stimme im Staatsministerium. Zugleich war in der Ordre verfügt, daß M. die Leitung des Geheimen Obertribunals im Wesentlichen unter des Königs unmittelbarem Befehle zu führen habe. Dieses Vorrecht gab er jedoch, anläßlich einer Verfügung des Justizministers Bornemann vom 16. April 1848, auf und zeigte dies dem Gerichtshofe, unter Hinweis auf die Anstellung eines verantwortlichen Justizministers, am 15. Februar 1849 an. Im Jahre 1848 wegen seiner früheren Verwaltung als Justizminister öffentlich angegriffen, suchte er diese in einer ausführlichen Auseinandersetzung vom 21. April 1848 zu rechtfertigen und das durch sie erreichte Gute hervorzuheben (Generalacten des königl. Obertribunals, 249. II). Unter M. trat durch Verordnung vom 2. Januar 1849 die Aenderung ein, daß aus der Bezeichnung des obersten Gerichtshofs als „Geheimes Obertribunal“ der Ausdruck „Geheimes“ wegfiel. Auf Grund eines Justizministerialrescripts verfügte M. am 24. Nov. 1849 die Errichtung eines 5. Senats für die Criminalsachen. In demselben Jahre wurde er auch zum Präsidenten des Disciplinarhofs für nicht richterliche Beamte, 1851 unter Bestellung zum Kronsyndicus, auf Lebenszeit in das Herrenhaus berufen. Am 8. Juni 1851 feierte er sein 50jähriges Amtsjubiläum, wobei ihm durch huldvolles Schreiben des Königs, unter ausdrücklicher Verleihung des Erbadels, der Schwarze Adlerorden verliehen wurde. Zum Andenken an diesen Tag erhielt ein vom Professor Begas gemaltes Porträt Mühler's seinen Platz im großen Sitzungssaale des Obertribunals. Unter M. wurde ferner infolge des Gesetzes v. 17. März 1852 der rheinische Revisions- und Cassationshof in Berlin am 1. Januar 1853 mit dem Obertribunale vereinigt, worauf M. am 24. Sept. 1853 die entsprechende Bildung der Senate anordnete. Die nachgesuchte Dienstentlassung mit Pension wurde ihm für den Schluß des Jahres 1854 ertheilt. Infolge dessen schied er am 20. Decbr. 1854 in feierlicher Sitzung des ganzen Collegs aus dem Obertribunal. Die hierbei gehaltenen Ansprachen, sowie Mühler's Erwiderung s. in Bd. 29 der Entscheidungen des Obertribunals, S. 475—484. Er lebte fortan sehr zurückgezogen in Berlin.

F. H. Sonnenschmidt, Geschichte des königl. Obertribunals zu Berlin, (Berlin 1879); Entscheidungen des Obertribunals, Bd. 21, S. 477; „Die Zeit“, Berliner Morgenzeitung, Nr. 16. v. 20. Jan. 1857, Beil.

Wippermann.

Mühler: Heinrich v. M., preußischer Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, geb. den 4. November 1813 in Brieg, † den 2. April 1874 in Potsdam. Er war ein Sohn des preußischen Justizministers H. G. v. M. († 1857). Seit 1822 besuchte er die Gymnasien in Halberstadt, dann in Breslau, studirte seit 1830 in Berlin die Rechte, promovirte hier 1835, bestand um dieselbe Zeit die Auscultatorprüfung und 1837 die Referendarprüfung in Berlin. Hier kam er durch die Stellung des Vaters in mehrfache anregende Beziehungen zu Männern der Wissenschaft und Kunst; auch stammte aus dieser Zeit der größte Theil seiner „Gedichte“, worunter das bekannte Studentenlied „G'rad aus dem Wirthshaus komm' ich heraus“, dessen Autor-

schaft ihm später bei Angriffen auf seine Richtung vielfach und nicht ohne Wirkung vorgehalten wurde. Seit Anfang des Jahres 1837 arbeitete er beim Oberlandesgericht in Naumburg. Seinen dortigen Nebenstudien entsprang die Herausgabe einiger „Rechtshandschriften des Naumburger Stadtarchivs" (Berlin 1838). Im Anfange des Jahres 1838 war er beim Inquisitoriat in Halle und bis Frühjahr 1839 beim Appellationssenate des Kammergerichts in Berlin beschäftigt. Durch einen Aufenthalt in Köln, bis Herbst 1840, lernte er das rheinische Recht näher kennen. Nach Berlin heimgekehrt, gedachte er sich der akademischen Laufbahn zu widmen, als er im Nov. 1840 vom Minister Eichhorn als Hilfsarbeiter in das Cultusministerium berufen wurde. Schon nach seinen ersten Arbeiten erklärte ihn Eichhorn für geeigneter als alle seine Räthe. Dies bezeugt H. Simon (Jacoby, „H. Simon", S. 108). So rückte er denn 1842 zum Regierungsrath, 1846 zum Geheimen Regierungs- und vortragenden Rath auf. In dieser Stellung war er seit 1845 hauptsächlich mit den Arbeiten für Herstellung einer evangelischen Kirchenordnung beschäftigt. Der 1846 in Berlin tagenden Generalsynode wurde er als Schriftführer beigegeben. Um dieselbe Zeit veröffentlichte er eine „Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in der Mark Brandenburg" (Berlin 1846). Auch in der Abtheilung für das Unterrichtswesen war er beschäftigt, insbesondere bearbeitete er die am 30. December 1845 zum Gesetz erhobene Schulordnung für die Provinz Preußen. Derselben wurden Entwürfe für die übrigen Provinzen nachgebildet, die Vorlegung an die Provinziallandtage wurde aber durch die Ereignisse von 1848 gehindert. 1849 versetzte ihn der Minister Ladenberg in die Abtheilung für die inneren evangelischen Kirchensachen, dann in den evangelischen Oberkirchenrath. In dieser Behörde war er thätig durch Begründung der Collecte für die dringendsten Nothstände der evangelischen Landeskirche, durch Einrichtung der Generalkirchenvisitation und durch Geschäftsreisen in die Provinzen. Der am 11. März 1862 zum Präsidenten des Staatsministeriums ernannte Prinz Adolf von Hohenlohe-Ingelfingen veranlaßte am 18. März Mühler's Berufung zum Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten als Nachfolger von Raumer's. Diese Stellung behielt er auch in dem am 23. September 1862 gebildeten Ministerium von Bismarck. In weiteren Kreisen war er bei seinem Amtsantritt wenig bekannt. Man wußte hier höchstens, daß er ein munterer Dichter beliebter Trinklieder gewesen, und daß er später das erwähnte wissenschaftliche Werk geschrieben; bald jedoch verlautete, daß er als Minister sehr fleißig, und im Verkehre höchst wohlwollend sei. Zum öffentlichen Hervortreten lag in den ersten Jahren seiner Verwaltung wenig Anlaß vor, da die Verfassungsstreitigkeiten kaum Zeit für gesetzgeberische Arbeiten dieses Ministeriums übrig ließen. In den die nichtkirchlichen Verhältnisse des letztern betreffenden Fächern kam er bald unter den Einfluß seiner sachverständigen Fachräthe, namentlich im Schulfache unter den der Herren Stiehl und Wiese, sodaß er für die Leitung des Volksschulwesens und des Gymnasialunterrichts nur formell verantwortlich erscheint. In den kirchlichen Dingen dagegen ließ er mehr seine eigene Ansicht zur Geltung kommen. In der Session des Abgeordnetenhauses vom Frühjahr 1865 erfolgten zum ersten Male starke Vorwürfe gegen seine Verwaltung, doch führte er am 17. März mit Erfolg seine Vertheidigung gegen die Behauptung, daß während der Jahre, in welche die Umbildung des Heeres fiel (1861–63), ein Rückschritt in der Verwendung für geistige Zwecke stattgefunden habe. Bezüglich der, namentlich von Techow gerügten Unzulänglichkeit des Einkommens der Elementarlehrer wies er darauf hin, daß gesetzlich zunächst den Gemeinden diese Sorge obliege. Als nach den Ereignissen von 1866 das Ministerium Bismarck sich auf die Liberalen in den Parlamenten zu stützen und

deren Anschauungen über staatliche Angelegenheiten mehr Rechnung zu tragen begann, schien M. nicht mehr geeignet für seine Stellung zu sein, indem seine Richtung und der Geist seiner Verwaltung von diesen Tendenzen sehr abwich und auch die seiner Richtung näher stehenden Minister Graf von der Lippe und von der Heydt anderen Elementen hatten weichen müssen; die übrigen Minister ließen ihn indessen nicht fallen. Nun gerieth er aber 1868 in mehrfachen Streit mit der überwiegend liberal gesinnten Bevölkerung der neuen Provinzen. Sein Versuch, ein für Frankfurt a/M. und Nassau gemeinsames Consistorium einzuführen, erfuhr den heftigsten Widerspruch seitens der reformirten Gemeinde der Stadt Frankfurt. Wegen Gründung höherer confessionsloser Unterrichtsanstalten stieß sein Widerspruch auf den Gegensatz einer Reihe von Städten. Hinsichtlich der Stadt Cassel sah er sich schließlich genöthigt, die Wahl des nicht für strenggläubig geltenden Directors Kreyßig in Elbing zum Realschuldirector zu bestätigen, nachdem er sich lange in einer allgemeines Aufsehen erregenden Weise dagegen gesträubt hatte. Eine nassauische Landesversammlung in Wiesbaden sah sich am 27. September 1868 veranlaßt, M. gegenüber für den unverkürzten Vollzug ihrer bestehenden Schulgesetzgebung einzutreten, während andererseits nur der Bischof von Limburg für Mühler's Pläne eintrat. Seine Verordnung vom 1. October 1868 wegen Einführung des in orthodoxer Richtung gehaltenen Flügge'schen Lesebuchs in die Volksschulen der Provinz Hannover stieß auf einstimmigen Widerspruch des Provinziallandtags. In Anknüpfung an einzelne Vorgänge dieser Art erging sich die liberale Presse in vielen Angriffen auf Mühler's Schulverwaltung. Sie pflegte hervorzuheben, daß Stiehl's Verwaltung zur Beförderung kirchlicher, ja confessioneller Richtungen neige; daß in die neuen Provinzen Beamte gesendet würden, deren Richtung mit der der Bevölkerung in völligem Gegensatze stehe; daß die Volksschule zur Dienerin jener Tendenzen gemacht werde und daß behufs Erhöhung des Unterhalts der Volksschullehrer M. weder die Gemeinden zu höheren Leistungen zwinge, noch im Falle deren Unvermögens die zur Bewilligung bereiten Kammern um Staatszuschuß angehe. Es wiederholten sich auch Klagen über den Rückgang der Gymnasien; der der Universitäten wurde auf Engherzigkeit, Sparsamkeit und Lauheit im Cultusministerium zurückgeführt; überhaupt habe in diesem Verschleppung und muthlose Unentschlossenheit Platz gegriffen. Dagegen wurde in der ministeriellen „Provinzialcorrespondenz“ (Nr. 38 vom 16. September 1868) darauf hingewiesen, daß Diejenigen, welche Preußens neueste Siege erfochten, ihre Schulbildung gerade in der Zeit erhalten hätten, in welcher der Unterricht nach den Stiehl'schen Regulativen ertheilt sei; die Angriffe gegen M. aber, hieß es dort weiter, hätten nur den Zweck, den Bestand des Ministeriums zu erschüttern und „den christlichen Grund, auf welchem die Volksbildung in Preußen beruht, zu untergraben“. Sehr heftig wurde M. am 14. December 1868 bei Berathung des Cultusetats im Abgeordnetenhause angegriffen. Auf die Anklage, die Entwicklung der kirchlichen Selbstverwaltung, namentlich in den neuen Provinzen, zurückzuhalten, erklärte er, es sei dies unbegründet und liege auch nicht allein in seiner Hand. Die Ablehnung confessionsloser Schulen sei keineswegs ein Beweis seiner „confessionellen Schroffheit“; die Confessionslosigkeit sei nur auf den Universitäten berechtigt, in Schulen aber dürften Grundsätze, welche erst durch die Confession des Zöglings Berechtigung erlangten, nicht ohne Weiteres auf die dem Kindesalter nahestehende Stufe übertragen werden, da man sonst mit der Vergangenheit breche, auf welcher das deutsche Volk und Schulwesen erwachsen sei. Auf den ferneren Vorwurf, in jeder der neuen Provinzen eine besondere Landeskirche errichtet und anerkannt zu haben, statt sie dem Oberkirchenrathe zu unterstellen, erwiderte er, der Entwicklung der Union solle kein

Eintrag geschehen, aber es solle dieses Ziel nicht gegen den Willen der Betheiligten verfolgt werden; die Kirchen der neuen Provinzen hätten nicht als erobert betrachtet werden können; es komme dort zunächst auf Schaffung von Synoden an. Eine weitere Vertheidigung in diesem Sinne lieferte die „Provinzialcorrespondenz“ (Nr. 51, vom 16. December 1868). Dieselbe führte auch aus, daß ein freiheitswidriges, eine finstere Richtung in der Kirchen- und Schulverwaltung begünstigendes System Mühler nicht bestehe; der Kampf gegen dieses sei vielmehr „der alte Kampf des Unglaubens gegen den Glauben“. Von den vier die Volksschule betreffenden Gesetzentwürfen, welche M. den 12. November 1868 im Abgeordnetenhause einbrachte, lehnte dieses am 10. Februar 1869 denjenigen ab, durch welchen die verfassungsmäßige Unentgeltlichkeit des Volksunterrichts aufgehoben werden sollte. M. hatte zur Vertheidigung dieses Entwurfs eine längere Rede gehalten und eine Schrift unter dem Titel „Actenstücke und Erläuterungen aus dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten über die preußische Unterrichtsgesetzgebung von 1817—1868“ (vgl. „Provinzialcorrespondenz“ Nr. 4, 27. Januar 1869) abfassen lassen. Dem die Wittwen- und Waisenkassen für Elementarlehrer betreffenden Entwurfe hatte das Abgeordnetenhaus den Zusatz beigefügt, daß der Staat nöthigenfalls die Pension bis auf jährlich 50 Thaler zu ergänzen habe. Als M. dies mit Rücksicht auf den Stand der Finanzen ablehnte, wiesen die Abgeordneten Miquel und von Auerswald darauf hin, daß planmäßiges Reformiren erst nach Mühler's Rücktritt möglich sei. Auch das Herrenhaus hielt am 2. März 1869 dessen Einwände nicht für stichhaltig. Ein fernerer Vorwurf gegen ihn ging dahin, in den neuen Provinzen die separatistischen Richtungen zu begünstigen. Nachdem die von ihm berufene Synode für die Provinz Hannover sich am 25. November 1869 für die ausgedehnteste Selbständigkeit der lutherischen Landeskirche ausgesprochen hatte, warf am 30. November im Abgeordnetenhause bei Berathung des Cultusetats von Bennigsen die Frage auf, ob es nicht möglich sei, zu verhindern, daß sich dort staatsfeindliche Mächte bildeten; M. habe länger als 3 Jahre mit den nöthigen Maßregeln in Hannover gesäumt, sodaß man jetzt dort glaube, derselbe wolle jene Bestrebungen durch Gewährenlassen unterstützen; infolge dessen sei der Uebermuth der altlutherischen Partei so groß, daß die entgegengesetzte Partei nicht aufkommen könne. Nicht minder wurde ihm die Belassung des früheren hannoverschen Ministers Lichtenberg, der sich mit der Neuordnung der Dinge niemals befreunden konnte, als Präsident des Consistoriums in Hannover zum Vorwurf gemacht. Aehnlich lagen bezüglich Hessens Anzeichen vor, daß M. absichtlich jeden Zusammenstoß mit der preußenfeindlichen Partei Vilmar's zu vermeiden suchte. Diese ließ sich jedoch dadurch so wenig gewinnen, daß sie vielmehr eine sehr lebhafte Opposition gegen die am 13. Juni 1868 verfügte Vereinigung der drei hessischen Consistorien erhob und dann zur Bildung einer kurfürstlichen Partei überging. Es ist behauptet (Grenzboten, Nr. 46, vom 12. November 1869), es hätte diese Partei gar nicht aufkommen können, wenn M. schon den Anfängen dieser Renitenz entgegengetreten, und die vom Oberpräsidenten von Möller beantragte Entsetzung eines ihrer Häupter nicht so lange verzögert hätte. Das Gutachten, welches die am 8. December 1869 eröffnete hessische Synode über Einführung einer Presbyterial- und Synodalverfassung abgab, wurde von M. nicht beachtet (vgl. Grenzboten, Nr. 37 vom 10. Sept. 1869; Preuß. Jahrb., Bd. 29, S. 273; Im Neuen Reich, 2. Jahrg., Bd. 1., S. 344). In der Rede, mit welcher er am 4. November 1869 die Vorlegung eines Unterrichtsgesetzes im Abgeordnetenhause begleitete, wies er darauf hin, daß das Schulsystem das alte bleiben müsse, welches auf das Erstarken des deutschen Geistes wesentlichen Einfluß gehabt habe. Gerade dies aber wollte die Volksvertretung nicht; das Gesetz kam nicht zu Stande. Die Angriffe gegen

ihn hinsichtlich der Lage der Elementarlehrer wiederholten sich im Abgeordnetenhause am 19. November 1869. Was die Besoldungen betrifft, so hatte er sich im Februar 1869 dem Könige gegenüber zu rechtfertigen gesucht und in einem Berichte an denselben ausgeführt, daß er durch seine Maßnahmen von 1866 und 1867 den betreffenden Fonds bedeutend erhöht habe. Jetzt handelte es sich bei wiederholter Berathung des Entwurfs wegen der Lehrer-Wittwen- und Waisenkassen um die im Abgeordnetenhause beantragte Bewilligung von 60 000 Thalern. Nachdem M. mit dem Bemerken abgelehnt hatte, daß dieser Betrag nicht vorhanden sei, erstand ihm plötzlich ein neuer Widersacher: der neue Finanzminister Camphausen behauptete im Gegentheil, daß, wenn nur das Haus jene Ausgabe genehmige, es an seinen wärmsten Sympathien für die Sache nicht fehlen, und daß auch eine ungünstige Finanzlage ihn nicht abhalten werde, viemehr lasse er sich nur davon leiten, „was die Würde des Staats in einer solchen Lage erfordere“. Daran schloß sich eine heftige Rede des Abgeordneten Ziegler gegen M. Das Haus möge eine Adresse an den König richten, die in den Worten gipfeln müsse: „Dieser von Mühler muß fort!“ Die Sache endete damit, daß M., ohne zurückzutreten, am 24. November dem Hause anzeigte, das Staatsministerium sei den Gründen Camphausen's beigetreten; nach einer Pause, im Februar 1870 bat er jedoch, wol infolge seiner mehrfachen Mißerfolge in den Kammern, um Entlassung, die jedoch nicht gewährt wurde. W. Müller, der M. den „Schrecken aller Männer des geistigen Fortschritts“ nennt, behauptet in seiner „Geschichte der Gegenwart“ (IV, 1870, S. 79), Graf Bismarck habe von seinem Unwillen über diese Wendung kein Hehl gemacht. Nach den Beschlüssen des Vaticanischen Concils wurde es vielfach für unmöglich gehalten, daß M., welchem eine Begünstigung von den ultramontanen Bestrebungen verwandten Tendenzen nachgesagt war, und der sich besonders 1863 und 1864 in der Angelegenheit des vom Fürstbischof von Breslau gemaßregelten Professor Baltzer sehr nachgiebig gezeigt hatte, mit der nunmehr nöthig erscheinenden Entschiedenheit Uebergriffen der römischen Hierarchie entgegentreten werde. Dies war jedoch eine Täuschung, M. hatte sogar schon am 10. Oct. 1869 durch ein Schreiben an den Erzbischof von Köln die preußischen Bischöfe ermahnt, ihrer Pflichten als Unterthanen des Königs eingedenk zu bleiben, und darauf aufmerksam gemacht, daß Störungen des Rechts- und Friedenszustands, die von dort ausgehen würden, entschieden werde entgegen getreten werden. In der That sind denn auch von M. in einzelnen Fällen die ersten und sehr entschiedenen Maßnahmen jener Art ausgegangen. Schon am 30. December 1870 trat er zum Schutze der Universität Bonn gegen den Erzbischof von Köln auf, welcher von den katholischen Professoren einen Revers wegen Anerkennung der Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit verlangt hatte. Am 19. Januar 1871 lehnte er die Forderung des Fürstbischofs von Breslau ab, die Lehrer des dortigen Gymnasiums, welche sich gegen jene Lehre ausgesprochen, zum Widerruf aufzufordern oder zu versetzen. In seinem Bescheide auf eine Beschwerde des dortigen Volksvereins in dieser Sache wurde zum ersten Male die der späteren kirchenpolitischen Gesetzgebung (Falk's) zu Grunde liegende Anschauung geltend gemacht. Ebenso correct und entschieden wahrte M. den Standpunkt des Staats in der gleichen Frage hinsichtlich zweier Lehrer in Braunsberg gegen die Zumuthungen des Bischofs von Ermland. Grade in dieser Sache schärfte sich der Streit bedeutend. Auf die Vorstellung, welche dieserhalb die preußischen Bischöfe am 7. September 1871 in Fulda gegen Mühler's Verhalten an den König richteten, hatte M. am 25. November mit dem Hinweis zu antworten, daß der Staat weder verpflichtet, noch berechtigt sei, die Anhänger der alten Lehre in ihrem Verhältniß zum Staat als Abtrünnige zu behandeln. Die wichtigste Maßregel unter seiner

Verwaltung war die Aufhebung der gesonderten Abtheilungen des Cultusministeriums für katholische und evangelische Angelegenheiten mittelst königlichen Erlasses vom 8. Juli 1871. Der Uebereinstimmung der Landesvertretung mit diesen Maßnahmen sicher, legte er am 14. December 1871 dem Abgeordnetenhause den Gesetzentwurf wegen Beaufsichtigung des Unterrichts- und Erziehungswesens vor. So sehr die Mehrheit des Hauses mit dem Inhalte dieses ersten gesetzgeberischen Vorgehens gegen die Hierarchie einverstanden war, so sehr war sie trotz Mühler's bisherigem correcten Verhalten überzeugt, daß derselbe nicht der Mann sei, welcher vermöge seiner Vergangenheit die nöthige Sicherheit für die richtige Durchführung dieses Gesetzes darbiete. Daher einigten sich am 10. Januar 1872 Vertreter aller liberalen Parteien des Abgeordnetenhauses unter Vorsitz von Bonin's zu einem Plane gemeinsamen Vorgehens gegen M. und beschlossen am 14. Januar, zu Beginn der Berathung jenes Gesetzes eine Erklärung einzubringen, wonach sie diesem grundsätzlich zustimmten, die Ausführung aber M. nicht anvertraut werden könne. Inzwischen hatte dieser schon auf Ersuchen vom 12. Januar wegen einer anderen Sache die Entlassung erhalten. Er hatte sich über die Ernennung eines vortragenden Raths in Kunstangelegenheiten mit deren Protector, dem Kronprinzen, nicht einigen können, demselben aber versprochen, die Entscheidung bis nach dessen Rückkehr von einer Reise aufzuschieben; inmittelst aber hatte er die betreffenden Geschäfte so vertheilt, daß die vom Kronprinzen ins Auge gefaßte Wahl fast unmöglich gemacht war. Auf des letzteren Beschwerde drückte der König seine Unzufriedenheit aus. Das Entlassungsgesuch wurde am 17. Januar unter dankbarer Anerkennung der geleisteten Dienste genehmigt. Am eingehendsten wurde darauf über ihn geurtheilt in den „Grenzboten" (Nr. 8 vom 16. Februar 1872). Dort heißt es: „M. war durch und durch ehrlich und offenherzig, aber kein bedeutender Kopf, langsamen und schwerfälligen Geistes. Die Gesetze, welche er zuletzt gebracht, können das Urtheil über ihn nicht ändern. Für das Schulwesen hat er das nachhaltige, warme Interesse nicht bewiesen, das unbedingt von ihm gefordert werden mußte. Der Kirche gegenüber hat er den objectiven staatlichen Standpunkt niemals einzunehmen gewußt, weder den Protestanten noch den Katholiken gegenüber. Als zuletzt seine Günstlinge ihm über den Kopf wuchsen, stand er rathlos inmitten allgemeiner Verwirrung. In einzelnen Fällen behandelte er delicate Dinge mit plumper Faust und erlitt tragikomische Blamagen". Das Organ der Richtung, welcher er anzugehören schien, die Kreuzzeitung, sagte bei seinem Rücktritte, daß er „in der Stellung, welche für sein Ressort durch die großen Zeitereignisse bereitet wurde, den festen innern Halt verlor und um augenblicklicher Erfordernisse der Politik willen sich zur Verleugnung von Grundsätzen in Bezug auf Staat und Kirche, Kirche und Schule bereit finden ließ, welche über alle Zeitströmungen erhaben sind. Das war es, was seine Stellung von innen heraus erschütterte". Sein Verfahren gegenüber den theologischen Facultäten ist geschildert in den „Grenzboten" (Nr. 9 vom 23. Febr. 1872) unter dem Titel „Herr von Mühler und die theologischen Facultäten" und in der Schrift „Ein Stück Hinterlassenschaft des Herrn von Mühler, zur Erwägung für die Folgezeit" (Berlin 1872). M. lebte nach dem Rücktritt zurückgezogen in Potsdam. Angriffen auf seine Verwaltung ist er von hier aus nur einmal in einer medicinischen Sache entgegengetreten (in der Vossischen Zeitung vom 19. August 1872). Außerdem machte er sich nur noch bemerklich durch sein dem Kaiser gewidmetes Buch „Grundlinien einer Philosophie der Staats- und Rechtslehre nach evangelischen Principien" (Berlin 1873). Nach der Einleitung ist ihm das Recht „das Product einer freien, in dem persönlichen Bewußtsein Gottes lebenden Kraft und Thätigkeit". „Alle Rechtsordnungen der Menschen unter einander

sollen dem Kommen und Wachsen des Reiches Gottes dienen. Ein Gesetz, welches diesem Zwecke nicht dient, ihn aufhält oder verdunkelt, ist nicht Recht. Die unveräußerliche Grundlage für die Gesetzgebung des christlichen Staats sind und bleiben die 10 Gebote". Von diesen Voraussetzungen ausgehend, entwickelt er im Einzelnen das ganze System des privaten und des öffentlichen Rechts. 1862 war ihm von der theologischen Facultät in Königsberg die Doctorwürde honoris causa verliehen worden. — Im Nekrologe sagt die „Nationalzeitung" (Nr. 158, von 1874): „Obwol an Mühler's großer Begabung gerade für die ihm anvertraute Seite des Staatslebens selbst unter den Gegnern kein Zweifel sein konnte, so haben doch seine Freunde sogar schließlich die Ansicht aufgeben müssen, daß er diese seine Fähigkeiten zum rechten und dauernden Vortheil des Staats zu benutzen der Mann gewesen ist. Fest steht schon jetzt, daß er durch seine Verwaltung viel dazu beitrug, daß unser Staat auf dem von ihm betretenen Gebiete aus den Bahnen ruhiger Entwicklung, wie sie gerade das Cultus- und Unterrichtsdepartement verlangte, in solche gelenkt ist, die plötzliche und starke Veränderungen unvermeidlich gemacht haben, und sein Versuch, durch eine eigene Schrift Klarheit über die von ihm verfolgten Zwecke und seine eigentlichen Gedanken zu verbreiten, ist gänzlich mißlungen". Vgl. auch Berl. „Volkszeitung", Nr. 200, vom 28. Aug. 1879, 1. Bl. Feuilleton. — „Ein preuß. Cultus-Minister, der seinen Beruf verfehlt hat oder H. v. Mühler's Gedichte", (von Parisius, Berl. 1873). Wippermann.

Mühlhausen: Lipman M., jüdischer Theologe im 14. Jahrhundert. M. scheint seine Heimathsstadt, deren Namen er trägt, frühzeitig verlassen und noch als junger Mann in Prag seinen Aufenthalt genommen zu haben, wo er von Simson Baruch-Scheamar, dessen Schrift später durch einen Anhang von ihm ergänzt wurde, manche Unterweisung empfing. Er erwarb sich umfassende talmudische Kenntnisse, fand aber mehr Geschmack an dem Studium der kabbalistischen, religionsphilosophischen und exegetischen Litteratur, von der er, ohne gerade in dieselbe tief eingelesen zu sein, den für seine Zwecke angemessenen Gebrauch zu machen verstand. Durch die hussitische Bewegung traten damals in Prag dogmatische Streitfragen in den Vordergrund. Es konnte nicht ausbleiben, daß auch jüdische Gelehrte veranlaßt wurden, über einzelnes Einschlägige ihre Meinung zu äußern, wodurch auch M., der mit christlichen Theologen in persönlichem Verkehr stand, angeregt wurde, sich mit dem Inhalte des neutestamentlichen Schriftthums bekannt zu machen. In der Voraussicht, daß wol in dieser Zeit das Judenthum von Angriffen nicht verschont bleiben werde, verfaßte er, als er Rabbiner in Prag war, ein Werk „Nizzachon (Widerlegung)" betitelt, eine Apologie des Judenthums, in welcher er dessen Lehren nach allen Seiten hin rechtfertigt, in Form eines Commentars zu den Schriftstellen, welche der christologischen Auffassung eine Handhabe boten oder von Rationalisten und Sectirern als Angriffswaffe gegen den herkömmlichen Glauben benutzt wurden. M. nimmt keinen Anstand, da, wo es ihm passend scheint, die talmudische Schrifterklärung aufzugeben und seine eigene an deren Stelle zu setzen, nichtsdestoweniger bewegt er sich nur in einem engen Gedankenkreise und muß zu künstlichen Auslegungen seine Zuflucht nehmen. Ein anderes Werk (Tikkun), das Vorschriften und Erläuterungen über die ritualmäßige Anfertigung von Pentateuchrollen, Scheidebriefen u. dgl. enthielt, wird von zeitgenössischen Autoritäten citirt. Im J. 1399 mußte M. in Folge der böswilligen Anklagen des Apostaten Peter mit vielen seiner Glaubensgenossen in den Kerker wandern. Es gelang ihm zwar, dieselben zu entkräften, aber er konnte es nicht verhindern, daß die meisten der mit ihm Verhafteten ein Jahr darauf hingerichtet wurden. Da er wol in Prag

sich nicht mehr sicher fühlte, zog er nach Krakau, wo er (1420) sein oben erwähntes apologetisches Werk in weiteren Kreisen bekannt machte.

Wolf, Bibliotheca hebraea, I, p. 734 ff.; Zunz, Zur Geschichte und Litteratur, S. 104; Ders., Nachtrag zur Litteraturgeschichte der synagogalen Poesie, S. 45, 46; S. Sachs, Kerem chemed, 8, S. 206 A.; Grätz, Geschichte der Juden, Bd. 8, S. 76—78. Brüll.

Mühlhäußer: Dr. Karl August M., Oberkirchenrath, ein Mann, nicht blos für Baden sondern für das deutsche Vaterland von Bedeutung, geb. 26. Febr. 1825, † 10. Januar 1881. Seine Jugendzeit verlebte er im badischen Oberlande, zuerst in Kleinkems am Rheine, alsdann in Feldberg, wo sein Vater Pfarrer war. M. sagt selber: „Wir (Kinder) führten zusammen ein fröhliches Kinderleben im Genuß reicher elterlicher Liebe.“ Der Vater war ein theologisch und philologisch gründlich gebildeter Mann, und hat seine beiden ältesten Söhne Fritz und Karl für das Gymnasium tüchtig vorbereitet. Im J. 1840 zog Vater M. als Pfarrer und Dekan in die Melanchthonstadt Bretten. Jetzt kam auch die Zeit, daß die beiden Söhne in das Gymnasium von Heidelberg eintraten, dessen Director ihr Oheim war. Nach drei Jahren besuchten sie die dortige Universität und studierten beide Theologie und Philologie. Besonders Karl warf sich mit Energie auf Philologie, aber vergaß auch die Theologie nicht. Umbreit und Ullmann besonders wurden gehört. Man hat aus der Studienzeit von den Söhnen und dem Vater köstliche Briefe, die das innige Verhältniß zwischen ihnen auf das wohlthuendste beweisen. Der Vater war ein durchweg christlich gläubiger Mann und freute sich herzlich, daß sein Glaube bei seinen Söhnen ein so deutliches Echo fand. Karl M. löste im J. 1844 eine Preisfrage der philosophischen Facultät. Er schloß sich mit seinem Bruder sowol dem Kränzchen des geistreichen Dekans Sabel, als auch dem des Dr. Ullmann an. Besonders aber war es Richard Rothe, der ihn an sich fesselte. Wenn auch späterhin M. sich von Rothe, namentlich in kirchenpolitischer Beziehung trennte, so blieb er doch ein Verehrer des geistvollen Theologen und es war ihm im J. 1878 ein Bedürfniß, seine Dankbarkeit gegen Rothe in der Herausgabe von dessen „praktischen Erklärung des ersten Briefes Johannis“ aus Rothe's Nachlaß zu bezeugen. Was für Freude die beiden Studenten mit Recht dem Vater bereiteten, drücken die köstlichen Briefe desselben aus, und die Söhne lassen es nicht an Dankesbriefen fehlen. M. äußert in einem Briefe, „welch großes Glück es ist, solche Eltern zu haben“. Als die Brüder im April 1846 das erste Examen ablegten, erklärte Prälat Hüffell, einer der Prüfungscommissäre, daß sie „ausgezeichnet gut bestanden“. Rothe war damals Director des Predigerseminars, was für M. ein reicher Gewinn war, aber er war kein blinder Anhänger Rothe's, er widersprach manchen Behauptungen desselben. M. gründete einen theologischen Verein, der nur wissenschaftlichen und geselligen Zwecken gewidmet war. Hier erkannte man schon den gebornen Führer. „Seine gründliche und überlegene Geistesbildung, die Klarheit und Gediegenheit seiner Kenntnisse und die Energie in der Behauptung seines eingenommenen Standpunctes und in der Verfolgung seiner hochgesteckten Ziele, gleicherweise die beneidenswerthe Redegewandtheit boten den sicheren Untergrund für eine solche Stellung“, urtheilt ein ihm nahestehender Studiengenosse. Sein theologisches Examen im März 1847 bestand er vorzüglich, wie nicht anders zu erwarten war. Er ging nun die gewöhnliche Laufbahn. Als Vikar kam er zu seinem kranken Onkel nach Eppelheim. Zu seinem und der Familie Schmerz stand er am 15. Februar 1848 an des Vaters Grab, der im Vorgefühl seines baldigen Heimganges an seine Söhne in Heidelberg geschrieben hatte: „Laßt Euch von Niemand ein Joch auflegen. Ihr lebt in eine gefährliche Zeit hinein. Bleibt fest im Glauben und in der Liebe des Herrn.

Bei Ihm seid ihr sicher, und wenn ich Euch und Eure lieben Geschwister in seiner Gemeinschaft weiß, so kann ich ruhig leben und freudig sterben." Das väterliche Vermächtniß haben sie treulich erfüllt. Unser M. wurde als Hof- und Stadtvikar nach Karlsruhe berufen, und erhielt 1851 den Titel Diakonus. Er trat hierauf in die Ehe mit Julia Wilhelmine Gockel, einer Tochter des Lyceumdirectors Gockel, die in jeder Beziehung für ihn paßte. In Karlsruhe entwickelte er seine bedeutenden seelsorgerlichen Gaben. Obwol kein glänzender Prediger wußte er doch durch seine meisterhafte Schriftauslegung die Herzen zu erbauen. Schon jetzt warf er sich mit Angelegenheit auf die Werke der innern Mission. Er nahm sich der Jugend, der Handwerksgesellen und der Lehrlinge thatkräftig an, und gründete die Blätter für innere Mission, welche Fink in Illenau späterhin redigirte. In verschiedenen Anstalten ertheilte er Religionsunterricht, den auch die Prinzessinnen des frommen Markgrafen Wilhelm genossen. — Seiner gesegneten Wirksamkeit in Karlsruhe wurde nur zu bald ein Ziel gesetzt, indem er im J. 1854 den Ruf als Pfarrer von Sulzfeld annahm. Es entsprach so ganz seinem einfachen Sinn, unter dem Landvolke mit der Predigt des Evangeliums zu wirken. Die Gemeinde hatte sich an der Revolution der Jahre 1848 und 1849 betheiligt und war in leibliche und geistliche Noth gerathen. Der junge Pfarrer mit seinem liebewarmen Herzen war der rechte Mann, der Gemeinde aufzuhelfen. Er gewann bald ihre Herzen. Wie sehr sie ihn liebten, bewiesen sie bei seinem Abschiede, der nur zu bald schon im März 1857 erfolgte, indem er zum Assessor in den Oberkirchenrath berufen wurde. Prälat Dr. Ullmann, der bekannte Theologe, hatte die Tüchtigkeit des Sulzfelder Pfarrers gerade für dieses Arbeitsfeld erkannt. Er war wie wenige dazu wie geschaffen. Seine Regierungsgabe, seine Liebe zu Kirche und Schule, seine wissenschaftliche Ausrüstung, seine Menschen- und Personalkenntniß, seine Liebenswürdigkeit im Umgange, besonders seine Arbeitskraft befähigten ihn zu einem hervorragenden Mitgliede der Kirchenbehörde. Man sah bald, daß dieser Mann für zwei arbeite. Er hatte das evangelische Volksschulwesen zu leiten, wozu er durch Studium und Praxis ganz besonders befähigt war. Ein neuer bekenntnißmäßiger Katechismus und eine neue biblische Geschichte wurden eingeführt; und eben sollte die von der Generalsynode des Jahres 1855 beschlossene treffliche Agende in den Kirchen eingeführt werden, als der Liberalismus eine wüste Agitation dagegen erhob. „Die neue Aera" des Jahres 1860 wirkte auf Sturz des alten Oberkirchenrathes. Der damalige Präsident des Ministeriums des Innern, der liberale Dr. Lamey, drang auf Entfernung des positiven Oberkirchenraths Heintz. Ullmann widersetzte sich, und als es nichts half, nahm er mit seinem Collegen Bähr die Entlassung. Wie sehr M. dies beklagte, läßt sich denken, aber er hielt es für seine Pflicht, auf seinem Posten auszuharren, obwol er einsah, daß er manchen Kämpfen entgegengehen werde. Mit Anfang des Jahres 1861 wurde er wirklicher Oberkirchenrath, und hat als solcher noch vier Jahre segensreich gewirkt. Von Wichtigkeit war dies in Beziehung auf die Einführung der neuen Kirchenverfassung, die von dem sogenannten „Gemeindeprincip" ausgehend den Laien eine ausgedehntere Betheiligung an dem Kirchenwesen gestattete. Bei dem kirchenpolitischen Scharfblick und kirchlichen Verständniß Mühlhäußer's wäre es von Interesse, seine Ansichten darüber zu vernehmen. Er hat sie in einem Aufsatze niedergelegt, worin er seine Uebereinstimmung in manchen Punkten, aber auch seinen Gegensatz in anderen ausspricht. Einen wunden Punkt, nämlich den Mangel an kirchlichen Qualitäten der Wähler hat er nicht berührt, obwol er späterhin oft diesen Mangel entschieden getadelt hat. Vom Großherzog zum Mitgliede der Generalsynode berufen, hielt er mit Redegewandtheit seinen Standpunkt fest, aber vergeblich, der Liberalismus hatte die Oberhand. Bei der An-

nahme der Verfassung enthielt er sich der Abstimmung. Ihm wurde noch die Ueberleitung des Volksschulwesens von dem Oberkirchenrath auf den neuen Oberschulrath übertragen. Seiner Geschicklichkeit und Entschiedenheit war es zu verdanken, daß dem Oberkirchenrathe die Aufsicht über den Religionsunterricht verblieb. Es trat aber auch für ihn der Fall ein, daß er von seinem Posten zurücktrat. Das geschah, als der ganz linksstehende Hausrath, jetzt Professor in Heidelberg, als Assessor in die Kirchenbehörde berufen wurde. Es wurde M. nicht leicht, seine ihm liebgewordene Stellung aufzugeben. Die Entlassung wurde zur Freude der Feinde gewährt, er mußte aber noch so lange im Collegium bleiben, bis eine Gemeinde ihn wählte. In dieser Wartezeit legte er noch ein entschiedenes Bekenntniß ab in Sachen der 118 bekenntnißtreuen Geistlichen gegen Schenkels Buch „Das Charakterbild Jesu" und dessen Stellung als Seminardirector in Heidelberg. Was M. am 17. August 1864 bei der Verhandlung in dieser Angelegenheit dargelegt hat, besitzt man noch in schriftlicher Aufzeichnung von seiner Hand. Es ist ein mannhaftes Bekenntniß in einer kirchlichen Prinzipienfrage, das aber zum Schaden der Kirche nicht angenommen worden ist. Die Gleichberechtigung zweier sich entgegenstehender Richtungen ist ihm nach seiner kirchlichen Stellung ein Ding der Unmöglichkeit. „Ich fühle mich verpflichtet", erklärte er, „daß ich die hier niedergelegten Principien für unverträglich mit dem Wesen der evangelischen Kirche und für verderblich insbesondere für unsere Landeskirche halte." Demgemäß legte er in der Schenkel'schen Angelegenheit protokollarisch Protest ein. Ein Ruf der Barmer Missionsgesellschaft, ihre Missionsgemeinden in Südafrika zu einer Kirchengemeinschaft zu organisiren und nach Ausrichtung dieses Werks in der preußischen Landeskirche eine Stelle zu erhalten, hatte für ihn etwas Verlockendes, und doch glaubte er nicht gehen zu dürfen, besonders da ihn die Gemeinde Wilferdingen zwischen Karlsruhe und Pforzheim am 11. October 1864 zu ihrem Pfarrer wählte. Er hat als Pfarrer in dieser nicht großen Gemeinde durch Treue in Predigt und Seelsorge gesegnet gewirkt, aber gerade von hier aus hat sich seine Arbeit auf seine heimathliche Kirche, auf sein engeres Vaterland Baden und auf Deutschland in großartigem Maaßstabe ausgedehnt. Was ging nicht alles von dem unscheinbaren Wilferdinger Pfarrhause aus! Man konnte schon auf der Generalsynode von 1861 erkennen, daß M. eigentlich der Führer der positiven Minderheit ganz ungesucht geworden war, wie er es bis zu seinem Tode geblieben ist. Wie entschieden stellte er sich auf der Pfarrkonferenz von Durlach im Mai 1865 auf das Bekenntniß der Kirche und namentlich auf den Mittelpunkt desselben, nämlich die Gottheit Jesu Christi. Wenn man auch dem Unglauben nicht wehren könne, so dürfe man doch nicht zugeben, daß er mit dem Glauben Gleichberechtigung in der Kirche erhalte. Das sagte er mit Beziehung auf Schenkel und sein Buch. Und auf diese Gleichberechtigung schien auch die Kirchenbehörde hinwirken zu wollen. Dieser Macht hatte die Minderheit nichts gegenüber zu stellen, als ihre Ueberzeugung von Wahrheit und Recht. Schon in dieser meisterhaften Rede in Durlach sprach er es bestimmt aus, daß das Evangelium auf allen Lebensgebieten zur Geltung gebracht werden müsse. Dazu sei aber eine Vereinsorganisation nöthig, und es gelang ihm, einen solchen Verein derer, „welche auf dem Grunde der heiligen Schrift und der reformatorischen Bekenntnisse stehen", zu Stande zu bringen. Es ist die „Evang. Conferenz", welche gewöhnlich im Frühjahr und Herbst zusammentritt und die kirchlichen Fragen beräth. Seine Führerschaft der Positiven bewährte er auf der Generalsynode des Jahres 1867. Es waren drei Fragen, welche diese Versammlung beschäftigten, das Seminar, der Katechismus und das Bekenntniß. M. vertrat die Sache der Minorität so mächtig, daß wenn auch die Linke die Majorität

auf ihrer Seite hatte, die Rechte doch den moralischen Sieg davontrug. Es ist eine seiner gewaltigsten Reden, die er in der Bekenntnißfrage gehalten hat. Der Beschluß der Synode von der Gleichberechtigung der Richtungen fand nicht die Genehmigung des Großherzogs. Auf der Friedenssynode des Jahres 1871 hatte M. die Freude, das Häuflein der Positiven vermehrt zu sehen, aber auch die, daß manche seiner Vorschläge angenommen wurden. Doch unausgeglichen blieben die alten Gegensätze und werden es wohl auch bleiben, denn es handelt sich, wie M. einmal sagte, um zwei verschiedene Religionen. Aber er war nicht für Austritt aus der Kirche, wie er im Mai 1872 auf einer Conferenz erklärte: „Wollen wir den Bestand unserer Landeskirche erhalten, solange es möglich ist, so müssen wir eben den jetzigen Zustand in Geduld ertragen, bis Gott bessere Zeiten giebt.“ Etwas günstiger gestalteten sich die kirchlichen Verhältnisse seit der Generalsynode von 1876, deren Mitglied M. wieder war. Vier Synoden gehörte er an, und er war wirklich hervorragend, sowie er auch Manches durchsetzte. Jedoch weder hier, noch im Landtage erlangte er die Besetzung eines theologischen Lehrstuhls mit einem positiven Professor. Aber M. war kein so steifer Kirchenmann, daß er nicht ein Herz für die Bestrebungen der innern Mission gehabt hätte. Er war der Prediger des Schlußgottesdienstes der Generalsynode 1876, der letzten, der er anwohnte, die Wahl seines Textes (Matth. 9, 26—28) von der Liebe Christi zu dem verschmachtenden und zerstreuten Volke zeigte ihn als den Mann der innern Mission. Deshalb war er auch Wichern mit Begeisterung zugefallen, als derselbe im J. 1848 die Fahne der inneren Mission entfaltete. Von M. stammen die Lesesäle für Gesellen und Lehrlinge, so wie die Volksbibliothek in Karlsruhe. Alle die christlichen Anstalten in Baden fanden an ihm einen eifrigen Förderer. Er war der Gründer und die eigentliche Seele der „Südwestdeutschen Conferenz für innere Mission.“ Sie umfaßt Baden, Württemberg, Hessen und die Rheinpfalz. Dieser Verein gedieh rasch und stellte Reiseprediger auf, die in seinem Interesse gesegnet wirken. M. erkannte tief die religiösen, sittlichen und socialen Nothstände des Volkes und mit dem Evangelium von Jesu Christo als dem einzigen Heilmittel wollte er geholfen wissen. Und wie viel Erfreuliches durfte er erleben! Er sah ein, daß er sich, so wie alle, die seinen Glaubensstandpunkt einnahmen, an den staatlichen Verhältnissen betheiligen müsse. Und so sehen wir denn M. auf der politischen Arena als einen ungewöhnlichen Mann auftreten. Nicht aus Liebhaberei am politischen Kampfe, noch weniger aus Ehrgeiz, sondern aus Liebe zum Volke wurde er Politiker. Schon im J. 1867 hatte ihn der conservative Landbezirk Karlsruhe als seinen Abgeordneten in die zweite badische Kammer gesandt, und man muß sagen, daß er zu einem Parlamentarier wie geschaffen war. Selbst die liberale Mehrheit schenkte ihm ihre Aufmerksamkeit. Seine Sachkenntniß, sein staatsmännischer Blick, seine schlagfertige Beredsamkeit, seine große Ruhe, und sein deutsch-nationaler Sinn und die Liebe zum Volke mußten Jeden anziehen. Er bekämpfte das liberale Schulgesetz, auch als noch nicht die Mischung der Confessionen ausgesprochen war. Er trat wider die obligatorische Civilehe, die Abschaffung der geistlichen Eidesvorbereitung, und wider das Stiftungsgesetz des Ministers Jolly entschieden auf, und es trafen alle die üblen Folgen ein, welche M. vorausgesagt hatte. Daß ein solcher Mann die Zielscheibe ordinärer Angriffe in der freisinnigen Presse geworden ist, war zu erwarten, er beachtete sie aber nicht. Noch im J. 1867 lernte ihn sein Wahlkreis als einen volksthümlichen Redner kennen. Er besuchte mehrere Gemeinden, um Rechenschaft über seine Landtagsarbeit abzulegen. Eine dieser Volksreden ist gedruckt. Bei späteren Wahlen unterlag er durch die Agitation des damals allmächtigen Liberalismus. Die Liberalen fürchteten besonders M. weil sie die gemischte oder Simultanschule obligatorisch gegen die Wünsche des Volkes einzuführen im Sinne hatten.

Ruhig saß M. aber nicht in seiner Pfarrei. Er hielt Versammlungen ab und namentlich betheiligte er sich lebhaft in der Presse. Die Errichtung des deutschen Kaiserreichs begrüßte er mit Freude, denn er war ein guter deutscher Patriot, aber er war es auch, der mit Helldorf und Geffcken die deutsch-conservative Partei gründete und an dem Programm derselben nahm er hervorragenden Antheil. Auch in Baden sammelten sich die conservativen Elemente und ihr Organ, die „Badische Landpost", hatte an ihm von Anfang an bis zu seinem Tode einen der thätigsten Mitarbeiter. Große Genugthuung gewährte es ihm, daß zwei conservative Männer, Katz von Gernsbach und der staatsmännisch hochbegabte Freiherr von Marschall in den Reichstag gewählt wurden. Er selbst wurde im J. 1879 wieder von seinem alten Wahlbezirke in die badische Kammer gewählt. Bei Abschaffung des Culturexamens erhob er im Interesse der evangelischen Kirche seine Stimme mächtig. Ja er gab sogar, obwohl schon leidend, seinen Namen zur Wahl in den Reichstag her, als durch den Tod des Reichsboten Katz jener Bezirk nicht vertreten war. Daß er nicht gewählt wurde, war für den kranken Mann sehr gut. Obgleich in die Stille gewiesen, betheiligte er sich noch immer auf's angelegentlichste an der conservativen Sache durch viele Briefe. Er machte manche schmerzliche Erfahrungen, ließ aber seinen Muth nicht sinken. Er schrieb im October 1880: „Halten wir für die Zukunft unsere Fahne aufrecht. Es wird schon vielen eine Ermuthigung sein, daß wir sie nicht sinken lassen." Der Erfolg hat dies Wort gerechtfertigt. Nicht wenig trug dazu die conservative Presse bei, welcher er seine Feder lieh. In der von ihm herausgegebenen Zeitschrift, die „Zeitfragen" erschien sein Vortrag: „Christenthum und Presse". Er ging von dem gewiß richtigen Grundsatze aus, daß der unchristlichen Weltanschauung die christliche entgegengesetzt werden müsse. Er kannte genau den Einfluß der schlechten Presse auf das Volk, aber wußte auch wie absolut nothwendig die gute christliche Presse sei. Längere Zeit redigirte er das „Evangelische Kirchen- und Volksblatt" für Baden. Er besorgte sogar aushülfsweise die Redaction der badischen Landpost, deren Entstehen hauptsächlich sein Verdienst ist. Er pflegte manchmal zu sagen, daß ihm die Presse auch eine Kanzel sei. „Wenn ich einen Zeitungsartikel schreibe oder ein gutes Blatt verbreite, so diene ich meinem Gott gerade so gut, wie wenn ich eine Predigt halte." Wenn er auch kein Buch geschrieben hat, so sind doch eine hübsche Reihe von znm Theil größeren Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften erschienen, z. B. „die Zukunft der Menschheit", worin, wie er sagt, „ein Stück seines Glaubensbekenntnisses" enthalten sei. Wie in der Presse, so war er auch in der Rede von tiefem, nachhaltigem Einflusse. Obgleich er aber viel auswärts war, ist seine Pfarrei doch nicht zu kurz gekommen. Seine Pünktlichkeit und seine Gabe, leicht zu arbeiten, ließen ihn nichts vernachlässigen. Er schrieb alle seine Predigten, selbst auf die Wochengottesdienste bereitete er sich vor. Auch die Kranken bediente er seelsorgerlich. Noch 14 Tage vor seinem Tode erhob sich der kranke Mann von seinem Bette, um einem Typhuskranken auf dessen Wunsch Worte des Trostes zu sagen. Die Gemeinde erkannte diese Treue, setzte „Ihrem treuen Seelsorger" nach seinem Tode einen Grabstein und wählte einstimmig seinen Bruder zu seinem Nachfolger.

Es ist begreiflich, daß ein so viel beschäftigter Mann den größten Theil des Tages in seiner Studirstube verbrachte. Seine Erholung suchte er in seiner Familie und in seinem Garten, in dem er seine Lieblinge, die Blumen pflegte. Er unterrichtete seine Kinder selber, wie sein Vater that. Das Wilferdinger Pfarrhaus, in dem die Gastfreiheit zu Hause war, erfreute sich zahlreichen Besuches. Wenn er seiner theologischen und politischen Richtung wegen von Oben in seinem Heimathlande keine Anerkennung fand, so hat doch die theologische

Facultät der Universität Bonn bei ihrer 50jährigen Jubelfeier den Pfarrer von Wilferdingen der theologischen Doctorwürde würdig geachtet. In seinem Dankschreiben lernt man M. recht schätzen. Manchmal äußerte er: „Leben ist Arbeit, und Arbeit ist Leben“, oder auch: „Mein Leben in Arbeit, meine Ruhe in Gott“. Fast bis zum letzten Tage seines Lebens hat der thätige Mann gearbeitet, aber leider sollte dieses köstliche Leben nur zu bald stille gestellt werden. Im J. 1879 quälte ihn ein beschwerliches Nierenleiden, das trotz allerlei Heilmittel nicht weichen wollte. In der Typhusepidemie, die seine Gemeinde heimsuchte, rieb der leidende Seelsorger, welcher die Kranken treulich besuchte, seine Kräfte vollends auf. Trotz des Fiebers, das ihn im November 1880 befiel, hielt er noch den Confirmandenunterricht und alle Gottesdienste, ja sogar bei starker Kälte die Beerdigungen. In seiner Schlußpredigt im alten Jahre schluchzte die ganze Gemeinde. Er raffte seine letzten Kräfte noch zusammen, um am Neujahrstage und am ersten Sonntage 1881 zu predigen. Er rüstete sich auf eine lange Krankheit, und äußerte einmal zu seiner Frau: „Ich habe meinem Gott im Leben mit meiner Arbeit gedient, nun will ich es auch im Leiden thun.“ Die Leidenszeit währte aber nicht lange, der Geist blieb klar bis zum 18. Januar, noch dictirte er von seinem Schmerzenslager aus der Tochter, sprach mit allen freundlich, man hörte nie eine Klage. Er stärkte sich an den Psalmen und an seinem Lieblingsliede: „Freu dich sehr, o meine Seele“. Am 20. Januar 1881 gleich nach Mitternacht hatte er ausgelitten. Am 22. Januar fand die Beerdigung statt. Trotz furchtbarer Kälte war die Betheiligung von allen Seiten eine außerordentliche. Es ist ein besonderes Schriftchen darüber mit einem kurzen Lebenslaufe des Verewigten erschienen.

Die Hauptschrift über ihn in den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“ ist: Dr. Karl August Mühlhäußer, ein Bild seines Lebens und Wirkens, von Pfarrer Reinmuth. Ledderhose.

Mühlig: Johann Gottfried Gottlob M., geb. 29. Januar 1812 zu Kalbsrieth (Sachsen-Weimar), † 12. April 1884 zu Frankfurt a. M. — M., Sohn des Müllers in Kalbsrieth und ursprünglich Mühlarzt, aber von Kindheit auf der Naturbetrachtung zugewandt, kam 1828 durch Herrn von Wolzogen nach Frankfurt und verblieb hier in verschiedenen Stellungen, bis er 1850 zum Verwalter der L. und St. von Guaita'schen Stiftung (einer Versorgungsanstalt für Männer) ernannt wurde. Als Ornitholog verfaßte er 1871 sein „Sittengemälde der Vögel“, als Mikrolepidopterolog richtete er sein Hauptaugenmerk auf die Zucht der Kleinschmetterlinge aus Raupen und auf Beobachtung ihrer Lebensweise. Seine Beobachtungen sind in der Vierteljahrschrift der Naturforschenden Gesellschaft zu Zürich (1857) und in der Stettiner Entomologischen Zeitung (1863, 64, 65) niedergelegt. Nach ihm genannt ist Coleophora Mühligella Wocke und Élachista Mühligella Frey. Stricker.

Muhlius: Heinrich M., Theolog, war am 7. März 1666 in der freien Reichsstadt Bremen geboren. Er hatte eine Zeitlang in Kiel studirt und ward 1690 in Leipzig Magister. Darauf ward er als Professor der griechischen und morgenländischen Sprachen, sowie zugleich der Dichtkunst und geistlichen Beredsamkeit an die Kieler Universität berufen, trat jedoch 1695 schon daselbst als Ordinarius in die theologische Facultät ein. Zugleich ward er zum Inspector der schleswig-holsteinschen Schulen, fürstlichen Antheils, ernannt und 1697 auch zum Pastor an St. Nicolai in Kiel, wie es heißt, wider Willen des Magistrats. 1697 gab er daher dieses letzte Amt wieder auf, ward aber dafür zum herzoglich gottorfischen Generalsuperintendenten, Oberhofprediger, Oberconsistorialrath und Propst ernannt und verblieb dabei noch Honorar-Professor der Universität.

1699 wurde er Dr. theol. und 1706 zugleich mit dem bekannten Geheimrathspräsidenten von Wedderkop beständiger Visitator der Universität, 1708 Prof. primarius der Theologie. Nach Wedderkops Sturz mußte auch M. den Hof verlassen. Der König von Dänemark nahm den herzoglichen Theil von Schleswig in Besitz und übertrug nun seinem Königlichen Generalsuperintendenten Dassov (Bd. IV, S. 762) die Aufsicht über die Kirchen und Schulen dieses Districts. M. blieb jedoch noch Generalsuperintendent für die Kirchen des fürstlichen Antheils vom Herzogthum Holstein und Professor in Kiel. 1724 ward er Senior der Universität und starb endlich daselbst 7. December 1733. M. war ein Streittheologe. Der königliche Generalsuperintendent Dr. Johann Schwarz hatte den herzoglichen Generalsuperintendenten Sandhagen der Heterodoxie angeklagt, wegen seiner Meinung von einer bevorstehenden Judenbekehrung und Hoffnung besserer Zeiten. Diesen übereilte der Tod, ehe er sich gegen die gemachten Beschuldigungen vertheidigen konnte. M. hielt sich als Nachfolger im Amte verpflichtet die Vertheidigung des Vorgängers im Amte zu übernehmen. Zugleich hatte Dr. Schwarz den Pastor Linckogel in Giekau des Chiliasmus wegen angegriffen und auf seine Amtsentsetzung angetragen. Auch dessen nahm sich M. an. Es entstand ein lebhafter Schriftwechsel (Kraft, wahrer Bericht von denen S. H. Kirchenstreitigkeiten, Schlesw. 1705). M. schrieb: Kurze Anzeige der falschen Beschuldigungen Dr. J. Schwarzens gegen ihn, Schlesw. 1702. „Erörterung verschiedener jetziger Zeit erregten Materien, nebst einem Vorbericht von Dr. J. Schwarzens neulichst wider ihn herausgegebenen Tractat Chiliastische Vorspiele ꝛc.“ 1705 (vgl. Michelsens Kirchengeschichte IV, S. 174). — Die Pastoren Sibbera und Wildhaeger in Glückstadt stritten sich: Ob die Gläubigen in diesem Leben wirklich selig seien? M. nahm Partei für Ersteren, der die Frage bejaht hatte. Der Streit war ein lebhafter, nicht allein hier, sondern auch auf anderen Universitäten (Scholz, holsteinische Kirchengeschichte S. 375; Michelsen, Kirchengeschichte IV, 177). M. galt als Oberhaupt der Pietisten in Schleswig-Holstein. — Prof. juris Vogt in Kiel hatte sich in seinen Vorlesungen wider den Eid auf die Symbolischen Bücher erklärt. M. schrieb darauf: „De eo quod justum est circa religionem et libros nostratis ecclesiae symbolicos“ 1713. Vogt erwiederte in zwei Schriften. Gegen ihn erklärten sich jedoch die übrigen Professoren der Universität (J. O. Thieß, Gelehrtengeschichte I 140. Scholz, Kirchengesch. 318). Generalsuperintendent Schwarz, Nachfolger Dassovius', schrieb: De pura doctrina sanctissime custodienda, M. antwortete mit: Fraterna admonitio ad Th. D. Dieser Streit endete mit Dassovs Tod (Scholz 382). Zuletzt hatte M. noch heftigen Streit mit seinem Kollegen, Prof. Friese in Veranlassung der Disputation des Mag. Fabri De religionis evang. in A. C. solstitio. Hier mußte die Staatsbehörde einschreiten und Schweigen gebieten (Thieß S. 145). Verdienst hat M. sich übrigens erworben durch seine Beiträge zur Specialkirchenhistorie. Diese sind gesammelt herausgegeben: „Dissertationes histor.-theol.“ Kiel 1715, darin namentlich De reformatione religionis speciatim in Cimbria; De eo, quod justum est; De martyribus eccl. evang. und De vita et gestis H. de Zytphen; Historia coenobii Bordesholmi. Im J. 1730 hielt er noch die Festrede bei dem Jubelfest der Universität wegen der Augsburger Confession.

Molleri Cimbria litt. II 561. J. O. Thieß, Gelehrtengeschichte der Univ. Kiel I, 164. C. E. Carstens, Gesch. d. Kieler theol. Facultät S. 15.

Carstens.

Mühlmann: Johannes M., Dichter geistlicher Lieder, auch Mülmann (Mulmannus) genannt, wurde am 28. Juni oder Juli 1573 zu Pegau geboren wo sein Vater, Hieronymus M., Pastor war. Er besuchte die Schulpforta und

ging von da im J. 1594 nach Leipzig zum Studium der Theologie und hernach nach Jena. Im J. 1598 ward er zu Leipzig Sonnabendsprediger an der Thomaskirche, 1599 Diakonus in Naumburg an der Wenzelkirche, 1604 Pastor zu Laucha und in demselben Jahre noch Archidiakonus zu St. Nicolai in Leipzig. Hier wurde er 1607 auch Professor und 1612 Doctor der Theologie. Er starb an einer schmerzhaften Krankheit schon am 14. November 1613, erst 40 Jahre alt. M. hat außer einer größeren Reihe lateinischer Abhandlungen, die Rotermund genau anführt, einige in ihrer Zeit sehr verbreitete Erbauungsbücher drucken lassen, unter denen das „Exercitium crucis“, d. h. vierzig geistliche Andachten und Gedanken über den 91. Psalm (1619, 2. Aufl. 1626), besonders bekannt sind; vorzüglich aber hat er als Dichter geistlicher Lieder sich einen Namen gemacht. Fünf Lieder von ihm, welche Mützell und Wackernagel haben abdrucken lassen, sind bekannt; sie finden sich alle fünf im Nürnberger Gesangbuch von 1618; einige sind schon 1612 und 1616 in älteren Sammlungen gedruckt; die ersten Drucke scheinen noch nicht wieder entdeckt zu sein. Sie haben dann bald eine weitere Verbreitung gefunden, besonders sein Morgenlied „Dank sei Gott in der Höhe zu dieser Morgenstund“ und sein Abendlied „In dieser Abendstunde laßt uns mit heller Stimm“.

Mützell, geistliche Lieder III, S. 955 ff. — Wackernagel, das deutsche Kirchenlied V, S. 443 ff. — Wetzel, Hymnopoeographia II, S. 189. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., II, S. 217 ff. — Jöcher III, Sp. 744. Rotermund V, Sp. 127 f. l. u.

Mühlpforth: Heinrich M., Dichter, wurde am 10. Juli 1639 als Sohn eines Kaufmanns zu Breslau geboren, ging, früh verwaist, aus der Malschule in die Apotheke über, absolvirte dann das Gymnasium und bezog, mit Stipendien ausgestattet, die Universität Leipzig, wo er Medicin studirte, der Poesie huldigte und eine thörichte Heirath mit einer hübschen, aber zänkischen Wittwe schloß. 1660 wandte sich M. in Wittenberg der Jurisprudenz zu, wurde auf Grund einer Dissertation „De jure sepulturae“ Doctor der Rechte und fand eine Anstellung in seiner Vaterstadt als Registrator (ab expeditionibus latinis) am Consistorial- und Vormundschaftsgericht. Mittellos, von der Gicht gequält, in häuslichem Elend befangen, reimte er massenhafte Gelegenheitsgedichte für dürftigen Lohn. Von sechs Kindern sah er fünf dahinsterben. Mit den einheimischen Poeten, obenan Hoffmannswaldau, lebte M. auf vertrautem Fuße. Er ist am 1. Juli 1681 gestorben und wurde im Stil der Zeit als Dichter ersten Ranges beklagt. Freunde sammelten seine handschriftlich zerstreuten Poesien. Vieles ist verloren gegangen, so eine Nachdichtung des Hiob in Alexandrinern, von welcher nur Kapitel 7 und 10 gedruckt vorliegen. 1686 erschienen bei Steckh in Breslau „Heinrich Mühlpforths Teutsche Gedichte“, in demselben Jahr „Heinrici Mühlpforti Poemata“, 1687 „Heinrich Mühlpforths Poetischer Gedichte Ander Theil“. Kahlert, Weimarisches Jahrbuch 2, 304 ff. hat sie im Gegensatz zu Goedeke's Verurtheilung (Grundriß S. 517) zu hoch gestellt.

Immerhin gehört M. zu den begabteren Schlesiern jenes überproductiven Jahrhunderts und überragt bei weitem einen Christian Gryphius. Der Verachtung gegen die Bettelpoesie weiß er kräftige Worte zu leihen (II, 57, 61), aber die Noth zwingt ihn zur handwerksmäßigsten Reimerei: der erste Band enthält 158 Seiten Hochzeitsgedichte, 463 S. Leichengedichte, 32 S. Vermischte Gedichte, die im zweiten einen größeren Zuwachs finden, 45 S. geistliche Gedichte und Lieder. Die Versification ist durchweg leicht, der Stil concettos, aber hier und da trotz dem Schwall überladener und abgenutzter Metaphern eindringlich. In den Epithalamien (Alexandriner, Oden, Sonette) unterbrechen persönliche Einkleidungen wohlthuend das Spiel von Venus und Amor; Anmuth

und echte Sinnlichkeit fehlen nicht ganz. Die Form des Briefwechsels erinnert an Hoffmannswaldau. Reden der Braut wechseln mit der Eclogenform. In dem Wust der Leichengedichte beschreibt er ein paar Mal scheußlich die Verwesung (II, 25, 43) und erklärt wie Gryphius den Kirchhof für seinen Parnaß (I. 38, II. 51). Gespreizte Titel wie „Peruanische Granadille“ sind beliebt. Aber Nummern wie I. 261 auf ein junges Mädchen, I. 367 auf einen Kaufmann erheben sich weit über das damalige Mittelmaß. In den geistlichen Gedichten, worunter Entlehnungen aus Petrarca und den Pia desideria Hugo's, besingt der arme Dulder mit Vorliebe Passion und Buße. Von den Sonetten ist II, 111 „An den Monden“ erwähnenswerth. Die vermischten Gedichte enthalten neben schwacher Satire und häßlichen Epigrammen, neben Uebertragungen aus Horaz, Ovid, Martial, neben allgemeinem Singsang auch persönlichere Stücke, galante Serenaden (Serie „Verliebte Gedanken“ in II), lüsterne Spiele in Hoffmannswaldau's Art, eine guarineske Pastourelle, den abscheulichen „Liebeswurm“. Die Poemata zeigen flüssige Gewandtheit. Mancherlei Reminiscenzen, entlehnte Refrains. Außer leeren Hochzeits- und Leichenversen ein großes Lobgedicht auf Breslau, anakreontisches Getändel, Scherzgedichte sogar auf Hunde hoher Herren, in der Rubrik Carmina sacra S. 8 ein Sonnet dactylicum. Er preist A. Gryphius (vgl. auch I, 175) S. 70 f. und nennt Hoffmannswaldau seculi stupor nostri. Von seiner eigenen Poesie sagt er einmal bescheiden: „Der Phöbus hat mir nie geschenckt den Lorbeerstraus .... und was ich schreiben soll geschicht mit schwacher Hand.“ Erich Schmidt.

Muhr: Julius M., Historien- und Genremaler, geb. am 21. Juni 1819 zu Pleß in Oberschlesien, wo sein Vater Kaufmann war, kam, da sich entschiedene Begabung für Malerei gezeigt hatte, rechtzeitig nach Berlin, wo er an der dortigen Akademie den ersten Grund zu seiner künstlerischen Ausbildung legte. Im J. 1838 ging M. nach München an die Akademie zur Fortsetzung seiner Studien, wozu er durch kleine Arbeiten, als Porträts, Stations-Altar- und Genrebilder seinen Unterhalt gewann. Durch eine „Findung Mosis“ erregte er die Aufmerksamkeit Kaulbach's, welcher ihn zur Ausführung seiner Wandgemälde in Berlin engagirte. Acht Sommer lang (1847—53) arbeitete M. mit Echter an der Ausführung der Museumsbilder und betheiligte sich später bei dem Freskencyclus an der Außenseite der Neuen Pinakothek. Dann wendete er sich nach Italien, dessen Kunstschätze er nachhaltig auf sich wirken ließ und begann, von 1852 bis 1858 fast jeden Winter in Rom, eine schöne selbständige Thätigkeit im Historien- und Porträtfach zu entwickeln. In erster Reihe malte er für den Grafen Lichnowsky „Eine Predigt in der Sixtinischen Kapelle“, ein damals vielgerühmtes Bild, zu welchem Papst Pius IX. und die dargestellten Cardinäle sämmtlich Modell saßen. Ein anderes „Die Pußta“ betitelt, eine kleine Zigeunergruppe darstellend, welche beim einsinkenden Abend dem Geigenspiel des Führers zuhorcht, kam in Besitz des Grafen Henckel von Donnersmark zu Berlin; eine ähnliche Wiederholung erwarb Graf Schack in München. Darauf folgte eine „Siesta der Camaldulenser-Mönche“ (Erzherzogin Sophie von Oesterreich), dann „Schachspiel aus Götz von Berlichingen“ (Adelheid und der Bischof von Bamberg) und die in einer Laube lesenden und arbeitenden „Nonnen“. Unter den Porträts verdienen die Bildnisse des Feldzeugmeisters Schlick in Lemberg, des Malers Overbeck (für Graf Raczynski in Berlin), des Grafen Lichnowsky, der Fürstin Poli in Rom und Sr. Majestät König Ludwig II. besondere Erwähnung. Im J. 1858 besuchte M. noch einmal Berlin, dann übersiedelte er bleibend nach München, wo er sein eheliches Glück begründete, welchem er nur zu früh, schon am 9. Februar 1865 entrissen wurde. In München entstanden (1859) das große „Gastmahl der Königin Johanna von Arragon“ (in England); 1860 die

„Musicirenden Mönche“ und die „Siesta der Nonnen“, nebst zwei Landschaftsbildern mit der „Küste von Capri“ und „Sorrent“; 1861 zwei „Genien“ (Nacht und Morgen) und das große Bild des von seinen Freunden getrösteten „Hiob“; 1862 ein in seiner Zelle „Musicirender Mönch“, eine „Bacchantin“ und „Trauernde Fischerin“; 1863 „Fischerhaus bei Sorrent“; 1864 „Mondaufgang“ und „Mädchen aus Ischia“; 1865 ein italienisches Genrebild. Sein letztes Werk, „Die beiden Leonoren“ vollendete Eugen Neureuther. M. gebot über eine sehr correcte Zeichnung und brillante Farbengebung, als Meister bewies er sich in der Darstellung des weiblich Schönen. Hübsche Befähigung hatte er auch auf dem poetischen Gebiete, ohne daß der Künstler je etwas davon in die Oeffentlichkeit gelangen ließ. Bringt man jene Reihe von Jahren in Abrechnung, welche M. dazu verwendete, die Conceptionen eines anderen großen Künstlergenius, der ihn seiner freundschaftlichsten Achtung würdigte, auszuführen, so leistete M. doch so Vieles und Bedeutendes, daß sein frühes Scheiden beim Gedanken an das, was er wol nun erst und mit welchem Feuereifer er es gerne geschaffen hätte, im Interesse seiner selbst und in dem der idealen Kunst tief betrauert werden muß.

Vgl. Nekr. von Franz Trautmann in Nr. 54 Morgenblatt zur Baier. Ztg. vom 23. Febr. 1865. Kunstvereinsbericht für 1865, S. 53. Seubert 1878, II, 616. Hyac. Holland.

Muhrbeck: Friedrich Philipp Albert M., Sohn des Johann Christoph (s. u.), gleichfalls als akademischer Lehrer der Philosophie ausgezeichnet, ward geboren zu Greifswald und starb 28. März 1827 ebendaselbst. Auf der Schule seiner Vaterstadt vorgebildet, bezog er 1792 die Universität und ward nach Vollendung der akademischen Studien 1796 Magister und Adjunct in der philosophischen Facultät zu Greifswald. Sodann begab er sich auf Reisen, trat zu Jena mit Schelling und Hegel in nähere Bekanntschaft und verfolgte deren Ideen mit dem lebhaftesten Interesse. Seit 1800 hielt er zu Greifswald Vorlesungen über Einleitung in das philosophische Studium, Logik, Anthropologie, Psychologie, Naturrecht und ward 1814 außerordentlicher Professor. Warme Liebe zur Wissenschaft, speculative Geistestiefe und edle Gesinnung zeichneten ihn rühmlichst aus. Er gehörte auch zu den vertrauten Freunden E. M. Arndts und mehrere seiner bedeutendsten Briefe hat derselbe an ihn gerichtet.

Quellen: Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald, 1857 I, S. 314, E. M. Arndt, Erinnerungen, 1840, E. M. Arndt, Briefe an Freunde, Altona 1810. Häckermann.

Muhrbeck: Johann Christoph M., namhafter Philosoph, geb. den 7. Januar 1733 zu Lund als Sohn des Doctors der Theologie und Superintendenten Lorenz M. in Carlscrona, † den 15. Januar 1805 zu Greifswald. Den ersten Unterricht empfing er durch Privatlehrer im elterlichen Hause, sodann auf der Schule zu Carlscrona, lag den akademischen Studien zu Lund und Greifswald ob, ging darauf nach Schweden zurück und ward Lehrer am Cadetten-Institut zu Carlscrona, 1760 aber Adjunct der philosophischen Facultät in Greifswald, in welchem Amte er sowohl mathematische als philosophische Vorlesungen hielt. Im J. 1767 zum ordentlichen Professor für die praktische und seit Peter Ahlwardts Tode 1792 auch für die theoretische Philosophie ernannt, hatte M. Gelegenheit, in beiden Richtungen eine lange Reihe von Schriften herauszugeben, welche von Eberhard in seiner Geschichte der Philosophie (2. Ausg. 1796 S. 310) mit Anerkennung erwähnt sind, sowie auch eine verdienstvolle Lehrthätigkeit auszuüben, von der einer seiner zahlreichen Schüler in einem Tagebuche bemerkt, sie kläre den Verstand, lasse aber auch das Herz nimmer leer. Mit ganzer Seele der Wolfischen Philosophie ergeben, blieb er bis zu

seinem Ende einer der heftigsten Gegner Kants; von seiner lebhaften Polemik gegen diesen giebt uns E. M. Arndt in seinen Erinnerungen ein anschauliches Bild. Ein Verzeichniß seiner zahlreichen, in lateinischer Sprache abgefaßten Schriften findet sich bei Biederstedt, und selbiges läßt uns seine Stellung zur Wolfischen Philosophie überblicken.

Quellen: Biederstedt's Nachrichten u. s. w. Greifswald 1824, I, S. 138 ff.; Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald, 1857, I, S. 304; E. M. Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben, Leipzig 1840 S. 73.

Häckermann.

Mühry: Georg Friedrich M., Arzt, ist den 14. September 1774 in Hannover geboren, wo sein Vater als bescheidener, aber geachteter Chirurg thätig war. Nach Beendigung seiner Schulbildung fand M. in dem Hause des Professors Hildebrandt in Braunschweig Aufnahme und betheiligte sich hier mit Unterstützung desselben zwei Jahre lang an dem medicinischen Unterrichte in dem dortigen Collegium Carolinum; dann bezog er die Universität in Göttingen, wo er unter der Leitung von Wrisberg, Gmelin, Osiander und Richter, dessen Assistent er eine Zeit lang an den von ihm geleiteten klinischen Instituten war, studirte und 1796 wurde er, nach Vertheidigung seiner sehr günstig beurtheilten Inauguraldissertation „de aëris fixi inspirati usu in phthisi pulmonali“ promovirt. Er machte dann eine wissenschaftliche Reise nach Berlin, Jena und Wien, wo er namentlich die klinischen Vorlesungen von Peter Frank besuchte und schließlich kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, wo er sich als Arzt habilitirte und noch 50 Jahre lang, bis zu seinem am 6. März 1848 erfolgten Tode, gelebt hat. — Anfangs, wie der größte Theil der jüngeren Aerzte seiner Zeit, war er dem Brownianismus ergeben (er veröffentlichte im Jahre 1800 „Ludwig Heinr. Niemeyer, Materialien zur Erregungstheorie“), später wandte er sich, besonders unter dem Einflusse von Wichmann, der exacten Methode zu; als Arzt nahm er unter den damaligen Koryphäen seiner Kunst in Hannover eine der ersten Stellen ein, nicht weniger wurde er von seinen Mitbürgern als ehrenwerther Character in jeder Beziehung hochgeschätzt und seine Ernennungen zum Hofmedicus, Stadtphysicus und Obermedicinalrath geben den Beweis der Anerkennung, welche ihm auch von den Landesbehörden zu Theil geworden ist. Die Anhänglichkeit an seine Heimath und die Freude an seinem Wirkungskreise veranlaßten ihn, einen ehrenvollen Ruf als Professor der Geburtshülfe in Kiel an Wiedemann's Stelle abzulehnen. — Litterarisch bekannt ist M. durch seine Fehde mit Heim, welche durch einen Aufsatz Mühry's (in Hufeland's Journal der Heilkunde 1809, März S. 1) hervorgerufen worden war, in welchem der Verfasser Beobachtungen über das Vorkommen von (modificirten) Blattern bei Individuen nach vollkommen gelungener Vaccination mittheilte und sich somit gegen den absoluten Schutz der Kuhblatternimpfung aussprach — eine Fehde, an der sich mehrere Aerzte betheiligten und die mit einem Siege Mühry's endete.

Ueber sein Leben und seine Schriften vergl. Neuer Nekrol. der Deutschen Jahrg. 1848 I, 223. — Callisen, Schriftsteller-Lexikon XIII, S. 298 und XXX, 465.

Aug. Hirsch.

Mühry: Karl M., Sohn von Georg Friedrich M., ist den 4. Mai 1806 in Hannover geboren. Er hatte zuerst an der medicinisch-chirurgischen Schule seiner Vaterstadt, später (seit 1825) in Göttingen Medicin studirt und hier nach Vertheidigung seiner Inauguraldissertation „de spinae dorsi distorsionibus et de pede equino“, in welcher er die Behandlungsmethode Langenbeck's bei Rückgratsverkrümmungen durch Streckapparate mittheilte, 1829 den Doctorgrad erlangt. Nach einer größeren wissenschaftlichen Reise durch Deutschland habilitirte er sich 1831 als Arzt in seiner Vaterstadt und hielt an der dortigen medi-

cinisch-chirurgischen Schule Vorlesungen über Physiologie und Pharmakologie. Seine schwache Gesundheit veranlaßte ihn 1834 nach Norderney zu gehen, wo er ein lebhaftes Interesse an der Seebadekur gewann und hier die Veranlassung zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung des Gegenstandes fand, die er zwei Jahre später unter den Titel „Ueber das Seebaden und das Norderneyer Seebad“ veröffentlichte. Die Erfolge seiner Bemühungen um Hebung dieses Bades durch Verbesserung der dortigen Anstalten, in dem er übrigens von der Regierung in der wirksamsten Weise unterstützt worden war, gaben die Veranlassung zu seiner Ernennung zum Hofmedicus und zu dem ihm 1839 zu Theil gewordenen Stipendium Blumenbachianum, welches ihm die Möglichkeit bot, eine große wissenschaftliche Reise in die Seebäder von Holland, Belgien, Frankreich und England zu machen. Die Beschwerden, welchen er auf dieser Reise besonders während des Winters ausgesetzt gewesen war, hatten seine Kräfte erschöpft; er kehrte nach Hannover zurück und hier ist er am 9. März 1840 gestorben. — Außer der genannten Badeschrift, von welcher 1839 ein zweiter Jahrgang erschienen ist, und einigen kleineren Journalartikeln, hat er „Medicinische Fragmente, betreffend: eine allgemeine Lehre des Seebadens und der Seebäder und die Identitätsfrage der Kuhpocken und Menschenpocken“ verfaßt, welche mit einigen Zusätzen versehen, von seinem (jüngeren) Bruder Adolf M. (Hannover 1841) veröffentlicht worden sind.

Ueber sein Leben und seine Schriften vergl. Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1840, I, 288 und Callisen, med. Schriftstellerlexicon XIII, 298 und XXX, 463. Aug. Hirsch.

Müldener: Johann Friedrich M., Historiker, geb. am 11. Juli 1715 zu Frankenhausen, † ebendaselbst am 13. October 1766. — M. gehört zu den verdienstvollen Männern, welche ihre Vaterlandsliebe im unermüdlichen Erforschen der Geschichte ihrer engeren Heimath bethätigten. Er hat sich um die Historie Frankenhausens und der angrenzenden Gegenden unleugbare Verdienste erworben. Zu einer gründlichen Behandlung derselben fand er nicht nur in seinem treuen Gedächtnisse ein treffliches Hilfsmittel, sondern auch in der Unterstützung der berühmtesten Geschichtsforscher der damaligen Zeit, z. B. Böhme's, Heumann's, Köhler's, Kreysig's, Schöpflin's, Schöttgen's, v. Westphalen's u. A. In der Bearbeitung seines historischen Stoffes zeichnet sich M. vor vielen seiner Zeitgenossen dadurch aus, daß er stets bemüht ist, seine Behauptungen auf sorgfältig geprüfte Nachrichten und Documente zu gründen. — Sein Vater war der Bürgermeister, administrator piorum corporum, Brau- und Pfannherr Elias M.; seine Mutter ist eine geborene Schell gewesen. Die Bildung der Jugend Müldener's wurde bis zu dessen zehntem Jahre Privatlehrern anvertraut, worauf man ihn in die unter Leitung des tüchtigen Magisters Hör stehende fürstliche Landschule seiner Vaterstadt brachte. 1735 bezog M. die Universität Jena, wo er Philosophie, Geschichte und Jurisprudenz studirte. 1738 kehrte er in seine Vaterstadt, deren Archiv ihm anvertraut wurde, zurück. 1741 erhielt er die Erlaubniß, beim fürstlichen Consistorium und den Untergerichten zu practiciren und wurde 1744 zum Regierungsadvocaten ernannt. 1745 bestellte ihn Geheimrath v. Beulwitz zum Justitiarius seiner Gerichte zu Rottleben. Im J. 1747 ist M. als Syndikus seiner Vaterstadt und 1749 als v. Ebraischer Gerichtshalter zu Ichstedt und Borxleben verpflichtet worden. Da 1766 der von Ebraische Antheil an diesen Dörfern der fürstlichen Kammer zu Rudolstadt verkauft ward, so gab M. die Justizverwaltung über sie ab. Nicht lange darauf starb er, nachdem er acht Tage an einer heftigen Dyssenterie darnieder gelegen hatte. — Nach dem Berichte eines Zeitgenossen war M. ein aufgeweckter und menschenfreundlicher Mann, rührig und unverdrossen in seinem Amte, offenherzig gegen seine Freunde und

zurückhaltend gegen andere, mitleidig gegen Arme, ein treuer Verehrer des Heilandes, ein geschickter Rechtsgelehrter, ein Freund vor Allem der Geschichte und Numismatik. Er besaß ein werthvolles Münzcabinet und war mit der Verwaltung der fürstlichen Münzsammlung zu Sondershausen betraut. Die beträchtliche Zahl seiner historischen Werke verfaßte er in den wenigen Mußestunden, die ihm bei seiner starken juristischen Praxis und vielen Amtsarbeit übrig blieben; ein Umstand, der die Veranlassung zu dem nicht ungegründeten Vorwurf eines oft vernachlässigten Vortrages gab. Müldener's Schriften sind der Zahl nach viele, dem Umfange nach die einzelnen im Durchschnitt mäßigen Umfanges. Sie betreffen meist die thüringische, resp. schwarzburgische, frankenhausische Geschichte und ist ihnen als solchen ein stofflicher Werth nicht abzustreiten. Müldener's früher Tod hinderte ihn an der Vollendung vieler angefangener Werke, zu denen er reichhaltige Sammlungen hinterließ, die zum Theil an das fürstliche geheime Archiv und die fürstliche Bibliothek in Rudolstadt, an den Regierungsrath Delius in Wernigerode und von diesem an die gräfliche Bibliothek daselbst, an Hofrath Henkel in Frankenhausen, an Schulinspector Walther in Rudolstadt und von diesem an das germanische Museum in Nürnberg gekommen sind.

Ueber Müldener's Lebensumstände u. Schriften geben Aufschluß: Frankenhauser Intell.-Bl. 1764, 65, 66, 67, 1807, 1808; Rudolst. Gymnasialprogramm v. J. 1818; Rotermund V, 19; Meusel's Lexicon; Weidlich's Gesch. der jetztlebenden Rechtsgelehrten; Hamb. Nachr. aus dem Reiche der Gelehrsamkeit; Chr. Saxii Onom. lit.; Longolischen Vorraths allerlei brauchbare Nachrichten. Schönau.

Mülen: Laurenz van der M., ein Buchdrucker, der vor 1542 zu Köln, später zu Bonn thätig war. Zu seinen Kölner Drucken gehört das seltene Werkchen: „Die Passie vnsers Heren Jesu Christi", welches außer seiner Adresse auch die Geschäftsmarke mit den Initialen L M trägt; es ist undatirt. Er begab sich nach Bonn, wo seine Presse der Sache des von der katholischen Kirche abgefallenen Erzbischofs Hermann von Wied dienstbar wurde. Man kennt 7 bis 8 kleine Schriften reformatorischen Inhalts, die er hier in den Jahren 1543 bis 1545 druckte, darunter solche von Bucer und Melanchthon. Bei einer ist in der Vorrede das bei Bonn gelegene Dorf Buschhoven als Ausgangsstelle angegeben. Aus den Kölner Rathsverhandlungen vernimmt man, daß seine Frau (sie hieß Cäcilia und war eine Tochter des Kölner Buchdruckers Arnt van Aich) auf dem Domhofe bei der Hacht den Buchhandel betrieb und die zu Bonn gedruckten „luytersche sampt anderre vncristliche Boiche" verkaufte. Der Magistrat ließ sie im Juni 1543 auffordern sich nach Bonn zu ihrem Manne zu begeben. Das Scheitern der Reformationsversuche in Stadt und Erzstift Köln, der Sturz des Erzbischofs Hermann, der am 25. Februar 1547 von seinem hohen Amte abtrat, hat M. fast bis zur Vernichtung getroffen. Von schwerer Strafe bedroht, schlich er heimlich umher, und als im December 1550 das Gerücht auftauchte, daß er sich in Köln wieder eingefunden habe, beeilte sich der Magistrat den Befehl zu erlassen, daß ihm nachgespürt und er im betreffenden Falle zur Thurmhaft gebracht werde. Ueber den ferneren Verbleib des unglücklichen Mannes fehlt es an jeder Nachricht.

Merlo, Zur Gesch. d. köln. Buchdrucker des 15. u. 16. Jahrh., Heft 19 d. Annal. d. hist. Vereins f. d. Niederrh. J. J. Merlo.

Mulert: Heinrich M., Rechtsgelehrter, stammte aus einer alten friesischen Familie, welche sich sowol in der niederländischen Heimath, unter Anderen durch den kaiserlichen Rath und Präsidenten Gerhard M. (1522—1539), sowie in ihren ausgewanderten Mitgliedern in Mecklenburg und Pommern, unter Anderen durch den Rathsherrn Hermann (1306) und Bürgermeister Bolto M. (1335)

in der Verwaltung der Stadt Greifswald und als Vertreter auf den Hansatagen (1344), auszeichnete. Aus Zwoll gebürtig, auf den heimathlichen Universitäten und in Frankreich gebildet, wurde er (1509—10) in Rostock mit Ulrich v. Hutten bekannt, welcher ihn in seinem sechsten Tetrastichon als Gelehrten und Zierde seines Amtes preist. In der Folge von Herzog Bogislaw X. von Pommern als fürstlicher Rath nach Stettin berufen, bewährte er die ihm von dem Dichter gespendeten Lobsprüche in dem Grade, daß es dem Herzoge wünschenswerth erschien, ihn, als Nachfolger des berühmten Petrus von Ravenna (s. d. Art.), zum Ordinarius der Juristenfacultät in Greifswald zu ernennen, umsomehr als M. demselben auch an Vielseitigkeit ähnlich und nicht nur in beiden Rechten, sondern auch in der Artistenfacultät promovirt war. Am 2. Januar 1514, unter dem Rectorate des Abtes Enwaldus Schinkel von Eldena, von der Universität aufgenommen, führte er (1514—16) wiederholt das Rectorat und hatte vielleicht auch darauf Einfluß, daß Bogislaw X. um dieselbe Zeit, zur Hebung der humanistischen Studien, seinen Landesgenossen Joh. Luwens aus Hasselt bei Utrecht, sowie ferner den berühmten Dichter Joh. Hadus aus Bremen (Bd. X, S. 307) und die beiden Mecklenburger Peter und Georg Gruel (Bd. X, S. 5) in die Artistenfacultät berief. Auch für die Uebersiedelung des mit Hutten und Hermann v. d. Busche befreundeten Humanisten Joh. Sunnenberg (Helioreus) von Rostock nach Greifswald (1516) mochte er gewirkt haben, jedoch hatte dieselbe wenig Erfolg, da Sunnenberg schon am 12. September 1516 starb. Desto wichtiger war die von M. vollzogene Promotion der Juristen Heinrich Bukow jun. aus Greifswald, Johann Otto aus Stettin (1515) und Johann Oldendorp aus Hamburg (1518), welche als vieljährige Lehrer an der Hochschule thätig waren und von denen der letzte zu ihren namhaftesten Mitgliedern gehört. Nachdem er sich (1518) mit der Wittwe von Joachim Stevelin aus einer alten Greifswalder Familie vermählt hatte, starb er am 18. August 1521 auf einer Reise nach Stralsund und erhielt J. Oldendorp als Nachfolger.

Album univ. I. f. 121—136, wo sein Name „Mulreth“ geschrieben ist; Friedeborn, Beschr. v. Stettin I, in fine, Verz. d. Hofräthe; Mohnike, U. Hutten's Klagen, S. 6, 367; Kosegarten, Gesch. d. Univ. I, 169; Jöcher, G.-L.; Hansereceſſe I—III, Reg. Pyl.

Mulher: Detmar M., Dortmunder Chronist, geb. zu Dortmund am 10. August 1567. Sein Vater, ein wohlhabender Kaufmann, Mitglied der Wandschneider-(Tuchhändler-)Innung, starb schon 1573. Er selbst erhielt auf dem damals blühenden Archigymnasium seiner Vaterstadt eine gelehrte Bildung, widmete sich dann aber dem väterlichen Beruf, indem er nebenher gelehrte, namentlich historische Studien trieb. Als ihm einst im Ardey ein Karren mit Wollenstoffen durch die plündernden Spanier verloren ging, gab er die Kaufmannschaft ganz auf und widmete sich ganz seinen Studien. Doch war er eine Zeit lang Richter in Bodelschwingh und hatte auch als Advocat Ruf. Sehr rühmliche Zeugnisse von Zeitgenossen über seine vielseitige Gelehrsamkeit finden sich bei v. Steinen (s. u.). Er starb wahrscheinlich bald nach 1620; nach v. Steinen jedoch soll er noch 1654 gelebt haben. Veröffentlicht hat er nur: „Andreae Capellani erotica s. amatoria ad amicum suum Gualterum scripta, nunquam antehac edita.“ Dorpmundae, typis Westhovianis s. a.; eine in Kupfer gestochene Karte der Grafschaft Mark 1608; „Kurtzes Chronikon, Von Ankunfft, Zunahme und Fortgang der Kayserlichen Freyen Reichs- und Hanse-Stadt Dortmund.“ Dortmund bei Andreas Wechtern 1622 (wieder abgedruckt bei Mallinckrodt, Magazin von und für Dortmund I, 1796, S. 65—77); endlich mehrere Kalender und unter dem Titel „Methodus operis universi, quod D. Mulherus et Cornelius Mevius, adminiculo Johannis Ursini proximis nundinis Francofurtensibus in

publicum producent“ einen Prospect zu einer Geschichte Westfalens, zu deren Herausgabe er sich mit dem Buchhändler Ursinus, einem Großneffen des Konrad Heresbach, und dem Rector Mewe zu Essen verbunden hatte, die aber wegen des 1616 erfolgten Todes des Ursinus nicht zu Stande kam. Von seinen handschriftlich hinterlassenen Werken ist abgedruckt bei Seibertz, Quellen der westfälischen Geschichte I, 1857, S. 287 ff.: „Außfürliche, sowohl geographische als historische Beschreibung der Graff- und Freygraffschaft auch kayserlichen freyen Reichsstadt Dortmund. Durch Detmarum Mulherum Trem. et Cornelium Mevium.“ Essend. 1616. Nur handschriftlich vorhanden sind: 1. „Summarischer Begriff der dortmundischen Statt vnd Grafschaft Chroniken ꝛc. Colligiert ꝛc. durch Detmar M. Burger daselbst 1610.“ Dazu mehrere Ergänzungen, Auszüge und verkürzte Abschriften. 2. „Kurtze vnd Einfaltige Topographische Beschreibung der Stadt vnd Graffschaft Dortmund.“ Dieselbe reicht bis Ende November 1611.

v. Steinen, Die Quellen der westphälischen Historie, Dortmund 1741, S. 92 ff., und Seibertz a. a. O. S. 281 ff. Ein genauerer Nachweis der noch vorhandenen Chronikhandschriften bei Döring, Johann Lambach, Berlin 1875, S. 6 f.

A. Döring.

Mülich, Hans: s. **Müelich** o. S. 440.

Mülich von Prag, Meistersänger, der wegen der Reinheit seiner Reimkunst wol noch in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zu setzen ist. Von ihm enthält die Kolmarer Handschrift einen Reien, d. h. ein Lied zum Lobe der Frauen, im Eingang ganz im Stile des alten Minneliedes, anknüpfend an Naturschilderung. Außerdem gewährt dieselbe Handschrift noch vier Gedichte von ihm, sämmtlich geistlichen Inhalts, eins von der Auferstehung Christi, ein anderes „Die Figurirung“, das auch die Heidelberger Handschrift 680 enthält, wird hier durch Irrung Heinrich von Müglin beigelegt. Die Richtigkeit des Namens Mülich wird durch die Heidelberger Handschrift 392 bestätigt, in der der Ton als Hofton steht, in welchem sie ein Liebesgedicht gibt; im Namen des Tones stimmt sie mit der anderen Heidelberger Handschrift überein.

Vgl. Bartsch, Meisterlieder der Kolmarer Handschrift, S. 179.

K. Bartsch.

Mülich oder Mühlich, Nürnberger Rothgießerfamilie.

Peter M. der Aeltere wurde gegen das Jahr 1460 zu Nürnberg geboren, arbeitete als Geselle in der Werkstatt des Rothgießers Hermann Vischer des Aelteren, heirathete um 1488 dessen Tochter Martha, erwarb das Meisterrecht und arbeitete dann selbständig. Von seinen Werken ist nichts bekannt.

Peter M. der Jüngere, ein Sohn des Vorigen, wurde gegen 1490 zu Nürnberg geboren und ging, nachdem er das Meisterrecht erlangt, ohne Zweifel mit besonderer Genehmigung des Raths seiner Vaterstadt, um 1523 nach Zwickau, wo er im Dienste des Kurfürsten Friedrich des Weisen und seiner Nachfolger als Stückgießer mit 50 fl. Gehalt und ein Winterhofkleid angestellt wurde. Das Metall für seine Güsse wurde ihm geliefert. Als Gießerlohn erhielt er $3^1/_2$ fl. pro Centner. In den Jahren 1547—1554, während der Gefangenschaft seines Herrn, blieb er nicht nur ohne Gehalt, sondern verlor durch den Krieg auch sein Hab und Gut — sein verlorenes Gießzeug schätzte er 300 fl. werth — und wurde sogar aus der Stadt getrieben. Zur Entschädigung bekam er im J. 1554 die Verwaltung und freie Nutznießung des Gutes Tanneck, im Amte Eisenberg gelegen, welches dann ihm und seiner Frau auf Lebensdauer verschrieben wurde. Im J. 1557 wurde er wegen Leibesgebrechlichkeit seines Dienstes entlassen, erhielt neben dem Gute Tanneck noch 40 fl. Pension, Sommer- und Winterkleidung, 2 Malter Korn und 1 Malter Gerste. In welchem Jahre er gestorben,

ist nicht bekannt. Er goß für seinen Herrn Geschütze. Eins derselben, „Der Löwe“, mit der Inschrift „Peter Mülich hat mich gosen 1523“ versehen, befindet sich im Artilleriemuseum zu Paris. Dasselbe ist mit noch zwei anderen, ebenfalls inschriftlich als Werke Mülich's bezeichnet, nach älteren Abbildungen im Zeugbuche Kaiser Karl V. in dem vom Germanischen Museum zu Nürnberg herausgegebenen Werke „Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen“, Tafel 13—15 dargestellt. Im J. 1533 goß er zu Torgau eine große Büchse, welche den Namen „Claus Narr“ erhielt, wofür er 3 fl. pro Centner Gießerlohn erhielt. Auch goß er Glocken und Epitaphien. Von letzteren sind zwei, welche inschriftlich als seine Werke bezeichnet sind, bekannt, nämlich: das Epitaph der im J. 1535 im 17. Lebensjahre gestorbenen Margarethe, Tochter des Kurfürsten Johann des Beständigen und des in demselben Jahre gestorbenen fünf Wochen alten Prinzen Johann Ernst, dritten Sohnes des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen. Beide bestehen aus einer zu 0,75 × 1,12 Meter großen Tafel mit Inschrift, Wappen und Ornament und befinden sich jetzt im Chor der Stadtkirche zu Weimar an der Wand befestigt. Sie tragen beide die Inschrift: „Dies Werk hat gemacht Peter Mülich zu Zwickau 1536“. Ohne Zweifel sind noch mehr von seinen Werken erhalten und werden auch gefunden werden, wenn man darnach sucht.

Kunz M., wahrscheinlich ein Bruder des Vorigen, scheint in Nürnberg gearbeitet zu haben, denn es sind von ihm zwei Grabmäler in Bamberg erhalten: nämlich in der Sepultur des Doms die Grabplatte des im J. 1541 verstorbenen Domherrn Reymer v. Streitberg, auf welcher der Verstorbene ganz en face, den Kelch in der Hand, sein Wappen an den Füßen, unter einem Rundbogen stehend, dargestellt ist, rings umgeben mit einer umlaufenden Inschrift und vier Wappen in den Ecken und ein kleines Epitaph zum Andenken an Endres Fockler in der Michaeliskirche, bestehend in einer Inschrifttafel 0,55 Meter breit, 0,35 Meter hoch, welche von einem mit Ornamenten umgebenen Wappen bekrönt ist. Beide Werke sind ganz handwerksmäßig behandelt und ziemlich roh in ihrer Durchbildung.

R. Bergau.

Mülich: Hector M., über dessen Leben und Stellung sich keine Nachrichten finden, hat sich durch seine Augsburgische Chronik, welche dem Ende des 15. Jahrhunderts angehört, einen Namen gemacht. Sie ist nicht nur die bedeutendste chronistische Arbeit, welche Augsburg aus jener Zeit aufzuweisen hat, sondern zugleich auch das Muster und die Grundlage einer ganzen Reihe von Arbeiten der nächstfolgenden Zeit, deren Werth zumeist darin besteht, daß sie die Mülich'sche Chronik fortsetzten. Letztere selbst reicht bis zum Jahre 1487 und erzählt eingehend die Ereignisse des 15. Jahrhunderts. Steht dem auch, was M. über das 14. Jahrhundert berichtet, an Bedeutung nach, so verleiht doch der Umstand, daß er aus guten und zum Theil nicht mehr vorhandenen Quellen schöpft, immerhin seinen Nachrichten einen Werth. Jörg Demer setzte Mülich's Chronik bis zum Jahre 1512, Matthäus Manlich, der sie in eine chronologische Chronik brachte, bis zum Jahre 1545 fort. Auch Wilhelm Ram steht unter Mülich's Einfluß.

Die Chroniken der deutschen Städte, Bd. IV.

Wilhelm Vogt.

Mülinen: Kaspar v. M., geb. den 4. Januar 1481, stammte aus einer edeln Familie des Aargaues, welche durch mehrere Generationen hindurch mit den Habsburgern befreundet und diesem Hause treu ergeben, nach der Eroberung des Aargaues durch die Berner (1415) nur nach längerem Widerstreben sich an Bern angeschlossen und dort heimisch gemacht hatte. Der Vater Kaspars hieß Johann Friedrich, seine Mutter, Barbara v. Scharnachthal, war die Wittwe des 1476

verstorbenen Schultheißen Niklaus v. Diesbach (A. D. B. Bd. V S. 142). Die Stellung seiner Familie brachte es mit sich, daß er schon frühe in die Staatsgeschäfte hineingezogen wurde. Im J. 1500 trat er in den Großen Rath und wurde zum Schultheißen von Burgdorf erwählt. 1506 machte er eine Wallfahrt ins gelobte Land, wurde Ritter des heiligen Grabes und der heiligen Katharina vom Berge Sinai. 1509 wurde ihm die Landvogtei Grandson, 1510 diejenige von Orbe übergeben, in dem in Folge der Burgunderkriege von Bern und Freiburg gemeinsam eingenommenen Waadtlande. 1516 war er kurze Zeit im Dienste des Herzogs Ulrich von Württemberg und 1517 wurde er Mitglied des Kleinen Rathes und war bald einer der angesehensten Magistraten der Republik, bernischer Bote zu den eidgenössischen Tagen und öfters Gesandter an die benachbarten Fürsten. So ging er 1519 und wieder im October 1526 zu König Franz I. von Frankreich, im August 1521 zum Herzog von Savoien als Vertreter Berns bei dessen Vermählungsfeier. Die religiöse Bewegung trat seinem politischen Wirken in den Weg; er war ein Gegner der Reformation; er war ein Vertreter derjenigen bernischen Staatspolitik, welche eine Verbesserung des Kirchenwesens, eine Beseitigung der allgemein anerkannten Mißbräuche in der hierarchischen Ordnung und in der Zucht des Klerus verlangte, aber an das Dogma nicht rühren und jede religiöse Aufregung, namentlich auch jeden Bruch mit den Bundesgenossen, vermeiden wollte. In diesem Sinne wirkte er wesentlich mit zur Vereinbarung des sogenannten Reformationsedictes, das die katholischen Kantone der Eidgenossenschaft am 28. Januar 1525 zu Luzern aufstellten, das aber freilich bereits zu spät kam, um die schon weit darüber hinausgeschrittenen Züricher befriedigen und den kirchlichen Frieden erhalten zu können. Im Mai 1526 war er Vertreter der bernischen Regierung bei Abhaltung der Disputation zu Baden im Aargau zwischen Berchtold Haller und Johann Oecolampad einerseits und Johann Eck andererseits, welche als ein Sieg des alten Glaubens betrachtet worden ist. Allein eine längere Abwesenheit Mülinen's als Gesandter am französischen Hofe trug nach allgemeiner Annahme nicht wenig dazu bei, seinen Einfluß sinken, die Neigung der bernischen Bürgerschaft zur Reformation anwachsen zu lassen. Bei der Neuwahl der Regierung in der Osterwoche 1527 wurde er unter einem Vorwande beseitigt, und es erfolgte im Januar 1528 der endliche Entscheid zur Reformation im Anschluß an Zürich. Trotz dieser Niederlage war die Achtung vor der persönlichen Tüchtigkeit Mülinen's zu groß, als daß man seine Thätigkeit im Staate hätte entbehren wollen; war auch seine Liebe zur Heimath zu stark, als daß er ihr seine Dienste hätte verweigern, oder, wie Andere damals gethan, sie ganz hätte verlassen können. Im Juni 1529 war er zweiter Befehlshaber der Berner bei ihrem Zuge gegen die katholisch gebliebenen Bundesgenossen der inneren Schweiz, und nachher einer der Vermittler bei Abschluß des sogenannten ersten Kappeler Friedens. Im J. 1530 wurde er nochmals wegen der Verhältnisse der Stadt Genf zum Herzog von Savoien gesendet, und 1531 hatte er in Genf im Namen von Bern den Bund der beiden Städte zu beschwören. Er starb am 18. März 1538. Er war klug, gebildet, mehrerer Sprachen mächtig und beredt, dabei thätig und von volksthümlichem Wesen; seine Stellung zu der Glausbensfrage verwehrte ihm das Schultheißenamt, zu welchem er bestimmt zu sein schien; doch begründete er das Ansehen seiner Familie in Bern. Der Maler Niklaus Manuel hat ihn in seinem Todtentanzgemälde als Vorbild zu seiner Darstellung des „Herzogs“ genommen. — Sein Sohn Beat Ludwig, geb. 1521, stieg im J. 1568 zur Würde eines Schultheißen von Bern. Im Gegensatze zu seinem Vater war derselbe der reformirten Lehre aufrichtig ergeben, und es fiel ihm die Aufgabe zu, im Rathe der Stadt wie in zahlreichen Gesandtschaften zu den Eidgenossen, nach Frankreich und

nach Savoien den Kampf zu führen mit der Gegenreformation. Er starb am 7. August 1597.

Berner Chronik des Valerius Anshelm, Bd. VI. — v. Stürler, Urkunden der Kirchenreform in Bern. — Sammlung der Eidgen. Abschiede, Bd. IV. 1 a. — v. Tillier, Geschichte des Freistaates Bern, Bd. III. — Schweizerischer Geschichtsforscher, Bd. IX, Einleitung. — Berner Taschenbuch, Jahrg. 1853. — Hormayr's Taschenbuch für vaterl. Geschichte, Wien, 2. Jahrg., 1821, S. 25 bis 46. — Stammbuch des Hauses v. M., angelegt vom Schultheißen Nikl. Friedr. v. M., 1822 u. 1823, Manuscript 4^{o}, ergänzt und fortgesetzt von dessen Enkel, dem Geschichtsforscher Fr. Egb. v. M.

Blösch.

Mülinen: Nikolaus v. M. wurde am 15. März 1570 in Bern geboren. Er war ein Urenkel Kaspars v. M. (s. d. Art.); schon früh verlor er in Folge einer Pestepidemie seine Eltern und erhielt nun von seinem Großoheim, dem Schultheißen Beat Ludwig v. M., eine sorgfältige Erziehung, die ihn zum Krieger und Staatsmann bildete. Nach einem Aufenthalte am französischen Hofe begab er sich nach Malta, wo er an Kriegszügen gegen die Türken sich betheiligte. Im J. 1596 nach Bern zurückgekehrt, wurde er Mitglied des Großen Rathes, 1601 „Großweibel" oder Vorsitzender des städtischen Gerichts, und 1603 Landvogt des Bezirkes von Aarwangen. Wiederholt wurde auch seine militärische Tüchtigkeit in Anspruch genommen: 1599 war er Hauptmann eines bernischen Zuzugs in das bedrohte Waadtland, und ebenso führte er im Januar 1603, nach dem bekannten nächtlichen Ueberfall von Genf (Escalade, December 1602) durch die Truppen des Herzogs von Savoien, eine bernische Besatzung zum Schutze der verbündeten Stadt. Neigung zum Kriege und Eifer um die Sache des vielfach bedrängten Protestantismus trieben ihn wieder ins Ausland: 1609 war er im Dienste des Grafen Moritz von Nassau und 1610 warb er Hülfstruppen für Heinrich IV. von Frankreich, als dessen Tod seinem Plan ein Ende machte. Ein noch vorhandenes „Stammbuch" enthält in den Schriftzügen vieler, zum Theil hoher und fürstlicher Personen, die Zeugnisse für die Freundschaft und Hochachtung, die er in diesen Kriegszügen sich erworben hat. Wieder in der Heimath, zog er 1611 neuerdings gegen die Savoiarden aus, und hatte nun als welterfahrener gewandter Mann wiederholt den Auftrag, seinen Staat nach Außen zu vertreten, so bei der Beschwörung eines Bündnisses mit dem Markgrafen von Baden, 1612; bei Herzog Johann Friedrich von Württemberg nach Mömpelgard, 1615; zur Wiederherstellung der engen Verbindung mit dem damals noch nicht zur Eidgenossenschaft gehörenden Thale von Münster im Jura, 1618; zum Abschluß eines Bündnisses mit Venedig in Zürich, 1619. Schon 1613 war er Mitglied des Kleinen oder regierenden Rathes geworden, und die höchsten Ehrenämter warteten seiner, als er einen plötzlichen Tod finden sollte; aber gerade dieser Tod brachte ihm größeren Ruhm, als ihm das Leben hätte geben können. Am 19. Juli 1620 begann im Thale Veltlin die gräuliche, 14 Tage lang durchgeführte Niedermetzelung sämmtlicher evangelischer Bewohner, der sogenannte Veltlinermord. Das Thal war Unterthanenland der Graubündner; ein politisches Bündniß verpflichtete, die Uebereinstimmung des Glaubens bewog die evangelischen Kantone der Schweiz, voran Zürich und Bern, sobald sie die Schreckensnachricht erhalten hatten, zur Sammlung von Truppen, um Graubünden zur Wiedereinnahme des nun von spanischen Söldnern besetzten Veltlin beizustehen. Eine Schaar von 2100 Mann wurde in den ersten Tagen des August 1620 in Bern ausgerüstet, und M. an deren Spitze gestellt. Nur auf Umwegen, da die katholischen Kantone den Durchzug verwehrten und die Berner gegen sie keine Gewalt anwenden wollten, gelangte die kleine Armee am 12. August nach Zürich

und, durch die Mannschaft dieser letzteren Stadt verstärkt, am 20. nach Graubünden. Durch das Thal des Oberrheins nach Chiavenna, dann durch das Oberengadin, kamen die Eidgenossen nach Worms (Bormio), um vom Gebirge herunter längs der Adda ins Veltlin einzufallen. Am 11. September zogen sie gegen das Städtchen Tirano, die Berner als Vorhut voran. Die ersten Zusammenstöße mit den Spaniern waren glücklich ausgegangen, aber aus Mangel an Ortskenntniß, vielleicht auch aus Mangel an Vorsicht, sah sich die Schaar beim Durchpaß durch eine enge Bergschlucht plötzlich durch einen Hinterhalt überfallen und von überlegenen Streitkräften umzingelt. Es begann ein verzweifeltes Ringen, fast alle Hauptleute fielen. M. selbst, eine mächtige Heldengestalt von mehr als gewöhnlicher Körperstärke, schlug mit seinem Schwerte gewaltig um sich, lehnte die wiederholt und ehrenvoll angebotene Schonung ab und focht zuletzt, mit dem Rücken an eine Mauer gelehnt, beinahe allein noch gegen die anstürmenden Reiter, bis er endlich erlag. Der Leichnam wurde von den Wüthenden zerhackt und, nachdem er bereits beerdigt war, wieder ausgegraben und verhöhnt. Der Rest des eidgenössischen Heeres mußte sich eiligst zurückziehen, und das Veltlin blieb für längere Zeit den Graubündnern verloren.

M. Stettler, Chronik. — v. Tillier, Geschichte von Bern, Bd. IV. — Schweiz. Geschichtsforscher, Bd. IX, Einleitung. — Hidber, Die Berner im Veltlin unter ihrem Heerführer N. v. M. (Neujahrsblatt für die bernische Jugend, 1862), mit Bildniß. — Berner Taschenbuch, 1853. — Stammbuch d. Hauses v. M. — Originalacten d. Berner Staatsarchivs. Blösch.

Mülinen, Niklaus Friedr. Graf v., s. u. S. 783.

Müllenhoff: Karl Victor M., deutscher Philolog. Er war zu Marne im Süderditmarschen am 8. September 1818 geboren. Sein Vater, der Kaufmann Johann Anton M., suchte ihn zu hohem Streben anzufeuern, steckte ihm eine „höhere Menschenbildung“ als Lebensziel und schärfte ihm ein: „Laß es deinen Grundsatz sein: was Du thun willst, was Du sein willst, immer ganz zu sein, nie halb“. Er wollte den Sohn überall in der ersten Reihe erblicken: „Etwas Mittelmäßiges, Alltägliches“, schrieb er ihm, „will ich nun einmal von Dir nicht“. Er legte dadurch den Grund zu jenen verhängnißvoll strengen Anforderungen, welche der Sohn zeitlebens an sich selbst stellte, und welche ihn zur Vollendung seiner Lebensarbeit nicht kommen ließen.

M. besuchte anfangs die Volksschule zu Marne und erhielt den ersten Unterricht im Lateinischen und Griechischen von einem Candidaten der Theologie, dem nachmaligen Pastor Nehlsen in Wesselburen. Ostern 1830 kam er auf die gelehrte Schule in Meldorf, bei welcher bald darauf, im Juli, der nachmalige Director Dr. Wilhelm Heinrich Kolster, ein Schüler Niebuhr's, Philolog und Historiker, um die Schule, um Sophokles, um die Landesgeschichte später vielfach verdient, als Collaborator eintrat, und sehr bald auf M. entscheidenden Einfluß gewann, der ihm bis ans Grab die treueste Dankbarkeit bewahrte. Hatte des Vaters und Großvaters Bibliothek den Knaben früh mit deutscher Litteratur vertraut gemacht, so nährte jetzt Kolster diese Neigung, ja brachte sie erst zur Klarheit, pflegte daneben aber die Liebe zu den Alten, insbesondere zu Sophokles, weckte den historischen und den vaterländischen Sinn. Auch Meldorf selbst trug dazu bei: „Wo in aller Welt“ rief M. nach vielen Jahren einmal aus, „wäre ein Ort, wo Erinnerungen wie die an Niebuhr, Voß und Boie den Sinn auf Alterthum und Gegenwart zugleich wach hielten, und wo zugleich aus der eigenen Vergangenheit des Landes dem jugendlichen Gemüth ein so frischer Hauch entgegenwehte?“

Mit dem Herbst 1837 verließ M. Meldorf, um in Kiel Philologie zu studiren. Dort war Gregor Wilhelm Nitzsch sein Hauptlehrer, gewährte ihm

aber nicht ganz, was er suchte, und war namentlich nicht im Stande, einer stark hervortretenden ästhetischen Richtung Müllenhoff's wirksam zu begegnen. Auch der Aufenthalt zu Leipzig, im Sommersemester 1839, gewann ihn nicht für die strenge Philologie; Gottfried Hermann ließ ihn gleichgiltig; er ergab sich einer ausgedehnten, übrigens nicht systemlosen Lecture deutscher Litteratur; und ein handschriftliches Reisetagebuch aus den Herbstferien 1839 zeigt ihn als gewandten Schriftsteller von angeregter Phantasie und großer Schilderungslust, voll von nationalem und liberalem Pathos, so daß man sich nicht wundern würde, wenn er sich unter die Träger der damals so kräftig aufblühenden Tageslitteratur eingereiht hätte. Aber schon hatte ihn Moriz Haupt, damals Privatdocent in Leipzig, auf Lachmann hingewiesen; und seit dem October 1839 genoß er in Berlin zwei Jahre lang Lachmann's für immer entscheidenden Unterricht; daneben wirkten Ranke, Böckh, Droysen, Wilhelm Grimm auf ihn ein, und er schloß sich eng an strebsame Freunde, wie Wilhelm Nitzsch, deren ernste Naturen zu seiner inneren Festigung nicht wenig beitrugen.

In den Herbstferien 1841 kehrte er in die Heimath zurück, verlobte sich mit Henriette Thaden, einer Gespielin seiner Jugend, und trat bald darnach in Kiel sein neuntes Universitätssemester an, welches wesentlich der Vorbereitung auf die Promotion gewidmet war. Sophokles, schon durch Kolster in den Mittelpunkt seiner griechischen Studien gerückt, war der Gegenstand seiner Dissertation („Theologumena Sophoclis", ungedruckt), mit welcher er am 7. April 1842 den Doctortitel erwarb, der ihm zugleich das Recht gab, in Kiel als Privatdocent aufzutreten.

Indessen versuchte er zunächst an der Schule sein Glück, und übernahm eine Hilfslehrerstelle zu Meldorf, die er von Ostern 1842 bis Michaelis 1843 versah. In dieser Zeit erst wandten sich seine Studien ausschließlich dem deutschen Alterthum zu, und schon faßte er den Plan zu einer Kritik der Kudrun, sowie zu einer Sammlung der schleswig-holsteinischen Sagen. Ein bescheidenes Amt an der Kieler Universitätsbibliothek, das ihm angeboten wurde, bestimmte ihn zur Uebersiedlung nach Kiel, wo er sofort im Wintersemester 1843 auf 1844 an der Universität docirte. Er ward am 2. März 1846 außerordentlicher Professor der deutschen Sprache, Litteratur und Alterthumskunde, heirathete am 5. Mai 1846, mußte aber noch bis zum 30. December 1854 auf die ordentliche Professur warten. Die Universität Kiel war unterdessen durch die 1852 einbrechende dänische Willkürherrschaft tief geschädigt worden, und Müllenhoffs Lehrthätigkeit konnte dort niemals festen Fuß fassen, wenn er auch die Freude hatte, an R. v. Liliencron einen Schüler und für einige Jahre einen Collegen zu gewinnen.

Am 25. September 1858 ward er als Nachfolger Friedrich Heinrich von der Hagen's zum ordentlichen Professor seines Faches in Berlin ernannt; am 2. Februar 1864 kam er, als Nachfolger Jacob Grimm's, in die preußische Akademie. Am 31. Januar 1873 verlor er seine Frau; am 15. Mai 1875 vermählte er sich in Darmstadt mit Ferdinande Helmsdörfer, einer Enkelin des Grammatikers Karl Ferdinand Becker: „Der Gegensatz der historischen und philosophischen Grammatik", scherzte er, „ist durch unsere Heirath geschlichtet".

Seine Lehrthätigkeit war mit reichem Erfolge gesegnet; eine große Zahl glücklich strebender Schüler schaarte sich um den Meister. Aber zunehmende Schwäche seiner Augen zwang ihn allmählich, sich zu beschränken. Den regelmäßigen zweijährigen Cyclus seiner Vorlesungen, der über alle wesentlichen Probleme der altdeutschen Philologie orientirte, konnte er seit dem Sommer 1880 nicht mehr durchführen. Sein Denken ward immer langsamer und schwerfälliger, und im Spätherbst 1883 zeigten sich plötzlich Erscheinungen der

Aphasie: mit allem Arbeiten war es zu Ende, und vieles, was ihm vorgelesen wurde, wollte nicht verfangen; nur Sophokles übte den alten Zauber. Am 19. Februar 1884 ist er gestorben.

Der größte Theil seiner litterarischen Thätigkeit darf als Vorarbeit für eine „deutsche Alterthumskunde“ angesehen werden, von welcher nur der erste Band (Berlin 1870), und die erste Hälfte des fünften (Berlin 1883), erschien. Er setzte das Werk Jacob und Wilhelm Grimm's mit einer Energie fort, wie kein anderer Fachgenosse, und mit einer Schärfe der Methode, wie er sie von Lachmann gelernt hatte. Er wollte in seinem großen Lebenswerke den Ursprung unseres Volkes erforschen, die heidnischen Germanen schildern, und das deutsche Heidenthum in seiner Wirkung auf die späteren Zeiten verfolgen.

Ethnographische Erörterungen machen den Anfang, für welche Kaspar Zeuß in seinem Buche „Die Deutschen und ihre Nachbarstämme“ einen vortrefflichen Grund gelegt hatte. Aber M. suchte den von ihm hochverehrten Vorgänger in allen Punkten zu übertreffen, indem er an den überlieferten Nachrichten strengere Kritik übte und die Probleme vertiefte. Die Frage nach dem allmählichen Bekanntwerden der Germanen glaubte er nur beantworten zu können, wenn er in die Geschichte der Erdkunde bei den Alten eingedrungen wäre. Die Frage nach dem Verhältnisse der Deutschen zu ihren Nachbarstämmen verwandelte sich ihm in die Frage nach der Art und Weise, wie Europa bevölkert worden oder wenigstens wie die Völker arischen Stammes in Europa ihre Sitze eingenommen hätten. Der erste Band der Alterthumskunde setzte auseinander, wie das Zinn und der Bernstein frühzeitig die Seefahrer aus dem Mittelmeere in den Nordwesten unseres Welttheils lockten, und wie dann auf ihrem Wege einem Griechen des vierten Jahrhunderts vor Christus, dem Pytheas von Marseille, die wissenschaftliche Entdeckung Brittanniens und zugleich die Entdeckung der Nordseeküste jenseits des Rheins mit einer deutschen Bevölkerung gelang. Der zweite Band sollte nachweisen, daß das Gebiet der Oder und der Elbe unterhalb des Gebirges die älteste und eigentliche Heimath unserer Ahnen gewesen sei. In den Zusammenhang dieser Erörterungen gehört Müllenhoff's letzte von ihm selbst veröffentlichte Abhandlung „über den südöstlichen Winkel des alten Germaniens“, (Sitzungsber. der Berliner Akademie, 1883, S. 871) und die Erläuterung des dritten Capitels von Jordanes' „Getica“ (in Mommsen's Ausg. Monumenta Germaniae, Auctores antiquissimi, 5, 1, Berol. 1882), worin er eine vermuthlich von dem Herulerkönig Rodwulf herrührende, in sich wohlzusammenhängende Beschreibung Scandinaviens aus der Zeit um 500 nach Christus erkannte. Der dritte Band der Alterthumskunde sollte nachweisen, daß die Väter der Germanen ihren Wohnsitz an der Oder und Elbe nicht später eingenommen haben können, als die urverwandten Stämme der Italiker und Griechen ihre Sitze in Italien und Griechenland. Der Band sollte weiter die Ausbreitung und Verzweigung der Germanen um den Anfang unserer Zeitrechnung darlegen: die Germanen schieden sich nach ihm in Ostgermanen (der vandilisch-gothische Stamm und die Scandinavier), und Westgermanen (die drei von Tacitus genannten und auf die drei Söhne des Mannus zurückgeführten Stämme, die Ahnen der Deutschen, Niederländer und Engländer). Hier griff ein Artikel über die Geten ein (Ersch und Gruber, Sect. 1, Bd. 64, S. 448 vom J. 1857), eine akademische Abhandlung über das Sarmatien des Ptolemäus (Monatsber. der Berl. Akad., 1866, S. 1) und der Nachweis, daß die pontischen Skythen und Sarmaten iranischen Stammes seien (ibid. S. 549); ferner Untersuchungen über die römische Weltkarte (zuerst: Kiel 1856; dann Hermes 9, 183) und über die fränkische Völkertafel (Abhandl. der Berl. Akad. 1862, S. 532), sowie die Quellensammlung „Germania antiqua“ (Berol. 1873).

Die Staats- und Privatalterthümer mußten im vierten Bande abgehandelt werden, indem die gleichzeitigen Berichte fremder Beobachter aus der einheimischen Ueberlieferung und aus den späteren Verhältnissen Erläuterung und Ergänzung empfingen. Schöne Muster für dieses Verfahren stellte er in der Schrift „Zur Runenlehre“, (Braunschweig 1852, mit v. Liliencron), und in der Abhandlung über den Schwerttanz (Festgaben für Homeyer, Berlin 1871; Zeitschr. f. deutsches Alterth. 18, 9; 20, 10) auf. Mit dem altgermanischen Vers- und Strophenbaue beschäftigte sich die Abhandlung „De carmine Wessofontano“ (Berol. 1861), während die Untersuchung „De antiquissima Germanorum poesi chorica“ (Kil. 1847) feststellte, daß die älteste germanische Poesie im wesentlichen strophischer Chorgesang gewesen sei und die Keime der epischen, der lyrischen und der dramatischen Dichtung in sich enthalten habe. M. zeigte (in der Zeitschr. f. deutsches Alterth. 23, 151), wie hieraus eine gemischte Form, Prosa mit eingefügten Versen, und zuletzt das Epos mit fortlaufenden, nicht strophisch gegliederten Langzeilen hervorging. Der Inhalt der ursprünglichen Chorpoesie aber war mythologisch, der Inhalt des Epos halb mythisch, halb historisch: denn durch eine Mischung mythischer und historischer Elemente ist die deutsche Heldensage entstanden.

Mit der Mythologie und Heldensage sollte sich der fünfte und sechste Band der Alterthumskunde beschäftigen. Hier schlug die Kritik der älteren und jüngeren Edda ein, über welche M. durch Jahre lange Untersuchungen ins reine gekommen war: er hat dieselbe noch zum großen Theile selbst veröffentlicht, indem er zugleich die Angriffe von Bang und Bugge auf die Echtheit der alten Edda zurückwies und in seiner Behandlung der Völuspa und der Havamal ein Meisterstück höherer Kritik und Interpretation lieferte. Im weiteren Verfolge mußte dann M. auf eine schon 1847 („Ueber Tuisco und seine Nachkommen“ in Schmidt's Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft 8, 209) veröffentlichte Entdeckung zurückkommen, wornach die ältesten deutschen Stämme Cultusgemeinschaften waren und wir in den Berichten über den Cultus der Nerthus bei den Ingävonen, der Tanfana bei den Istävonen, des regnator omnium deus (Irmin oder Ziu) bei den Irminonen, der Dioskuren bei den Vandiliern eben diese Stammculte zu erkennen haben. Die Mythen aber, welche sich an die genannten Stammculte knüpften, lebten nach M. in der Heldensage fort: der istävonische oder fränkische in der Nibelungensage; der ingävonische im „Beowulf“; der vandilische in den Sagen von Ortnit und Wolfdietrich; der herminonische in der Sage vom Untergange des thüringischen Reiches. Die deutsche Heldensage war der Ausgangspunkt von Müllenhoff's Studien und blieb auch deren Mittelpunkt, das eigentliche Ziel der Alterthumskunde. Allen mittelhochdeutschen Heldenepen hat er specielle Untersuchungen gewidmet und in den „Zeugnissen und Excursen zu deutschen Heldensage“ (Zeitschr. für deutsches Alterth. 12, 253; 413) reiche Nachträge zu Wilhelm Grimm's „Deutscher Heldensage“ gegeben. Er wandte Lachmann's kritische Principien auf die Kudrun an („Kudrun“, Kiel 1845); er suchte in der Streitschrift „Zur Geschichte der Nibelunge Noth“, (Braunschweig 1855) Lachmanns Ansichten über die Entstehung des Nibelungenliedes fortzubilden und die von Holtzmann und Zarncke dagegen erhobenen Einwendungen zu entkräften; er erörterte wiederholt die Nibelungensage (Zeitschr. f. deutsch. Alterth. 10, 146; 23, 113); er gab in Gemeinschaft mit seinen Schülern Martin, Zupitza, Jänicke, Amelung, denen sich noch Steinmeyer anschließen sollte, das „Deutsche Heldenbuch“ (5 Bde., Berlin 1866—1872) heraus, worin er selbst das Gedicht von dem Zwergkönige Laurin (Separatausgabe: Berlin 1871) bearbeitete. Er übte endlich auch am „Beowulf“ höhere Kritik

(Zeitschr. f. deutsches Alterth. 14, 193) und suchte in die Entstehung der Beowulf-Sage einzudringen (ibid. 7, 419).

Aber Müllenhoff's Interesse an der deutschen Litteratur beschränkte sich nicht auf den Kreis der Gedichte, welche Stoff für die Alterthumskunde lieferten. Er griff darüber hinaus in den mit dem Unterzeichneten herausgegebenen „Denkmälern der deutschen Poesie und Prosa aus dem 8.—12. Jahrh." (Berl. 1864, zweite Aufl. 1873), in seinen Vorlesungen über Geschichte der altdeutschen Poesie und über mittelhochdeutsche Dichter, in seiner aus der Litteratur und dem Volksmunde geschöpften Sammlung: „Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg" (Kiel 1845), die er mit einer bewunderungswürdigen Einleitung versah, und in seiner Theilnahme an Klaus Groth's „Quickborn", dessen Orthographie er feststellen half, zu dem er Einleitung, Grammatik und Glossar hinzufügte (3. Aufl., Hamburg 1854, und namentlich 6. Aufl. 1856) und den er zum Theil ins hochdeutsche übertrug (5. Aufl. 1856). Wie er sich hier als einen Meister in der Darstellung seiner heimathlichen Mundart bewährte, so hat er die Geschichte unserer älteren Sprache durch die Vorrede zu den „Denkmälern" gefördert. Er gehörte ferner zu Denjenigen, welche den Anstoß zu einer neuen Auffassung des indogermanischen, zunächst des europäischen Vocalismus gaben. Er trug die deutsche Grammatik in beständiger Fühlung mit der vergleichenden Sprachwissenschaft vor. Er war in allen germanischen Sprachen fast gleichmäßig zu Hause, übte Textkritik auf dem nordischen und angelsächsischen Gebiete ganz ebenso wie auf dem althochdeutschen und mittelhochdeutschen, nicht minder aber auch auf dem griechischen und lateinischen. Er war ein kundiger Etymolog, ein großer Kenner der germanischen Personennamen, ein sinniger Mythendeuter, ein glücklich scheidender Sagenforscher auch für Ilias und Odyssee, ein ausgezeichneter Interpret und ein Mann von eminent historischem Sinne, geübt, wie wenige, das Sein aus dem Werden, oder vielmehr im Sein das Werden zu erkennen. Er haftete nirgends an der überlieferten Thatsache, sondern bemühte sich, über die Tradition hinaus auf einen höheren Zusammenhang zu kommen. Er begnügte sich nicht mit den Einzelheiten, sondern strebte zum Ganzen. Das war aber auf den Gebieten, die er bearbeitete, nur durch Vermuthung zu erreichen, und die fruchtbare Vermuthung setzt eine wissenschaftlich geschulte Phantasie voraus. Der hohe Rang, den M. als Gelehrter einnahm, beruhte großentheils auf dem Werthe seiner Hypothesen und auf der Kraft seiner Phantasie. Die Fähigkeit phantasievoller Vergegenwärtigung machte ihm abgeschiedene Menschen lebendig, und er gewann zu ihnen ein ganz persönliches Verhältniß in Feindschaft und Freundschaft, in Haß und Liebe, in Verachtung und Verehrung. Das Organ der Verehrung war stark in ihm ausgebildet und das, was er verehrte, hielt er wie ein Heiligthum hoch. Die Gegner Lachmann's hat er im Nibelungenstreite statt der überlegenen Ironie, die vollkommen ausreichte, mit der schwersten Rüstung des sittlichen Zornes bekämpft. Er sah und suchte stets den ganzen Menschen und seinen sittlichen Kern. Das Kleinste hing ihm mit dem Größten zusammen; und so war auch Er in jedem Augenblicke ganz. Sein leidenschaftlicher Ernst, der ihn bei geringem Anlaß im Tiefsten aufwühlen konnte, hat ihm manche bittere Stunde bereitet und seine wissenschaftliche Laufbahn fast zu einer tragischen gemacht. Die schwere Gründlichkeit seiner Natur ließ ihn bei der Alterthumskunde nicht aus der Stelle kommen. Sie zwang ihm eine solche Vertiefung in die Einzelheiten auf, daß das Ganze, das seinem Geiste vorschwebte, überhaupt nicht zu Tage trat. Aber der fragmentarische Zustand seines Lebenswerkes enthält eine Aufforderung zu strenger, weiter führender Arbeit in seinem Sinne; und es wird daran nicht fehlen.

Kurze Selbstbiographie in E. Alberti, Lexicon der schleswig-holstein-lauenburgischen und eutinischen Schriftsteller 2, 88 (Kiel 1868). Nekrologe: E. Schmidt, N. fr. Presse 6. März 1884; Klaus Groth, Kieler Zeitung, 12. März 1884; Schönbach, (Münchner) Allgem. Zeitung, Beil. 19.—21. März 1884; G. Kossinna, Bezzenberger's Beiträge 9, 135 (mit sorgfältigem Verzeichniß der Schriften); E. Steinmeyer, Anz. f. deutsches Alterth. 10, 372; E. Martin, Zeitsch. f. deutsche Phil. 16, 366; A. Sauer, Zeitschr. f. Allgem. Gesch. 1884, Heft 4; (F. Niedner), Berliner Philologische Wochenschrift 1884, Nr. 21—25; Scherer, Gedächtnißrede auf Karl Müllenhoff, (Abhandl. der Kgl. Preuß. Akademie für 1884), woraus das Vorstehende großentheils ausgezogen ist. W. Scherer.

Müller: Vier Gebrüder, zu Braunschweig geborne und gestorbene Söhne des herzoglich braunschweigischen Kammermusikus Aegidius M. (geb. 2. Juli 1766 bei Görsbach bei Nordhausen, † 14. August 1841 zu Braunschweig), welcher selbst ein sehr tüchtiger Musiker, der Lehrer seiner Söhne war. Der älteste Sohn, Karl Friedrich M., geb. 11. November 1797, † 4. April 1873, machte schon als Knabe während der westfälischen Herrschaft in Braunschweig erfolgreiche Kunstreisen in Begleitung seines Vaters. Im Alter von vierzehn Jahren kam er nach Berlin, wo er in der königlichen Capelle angestellt wurde und noch eine Zeit lang den Unterricht Möser's genoß. 1815 in der Braunschweiger Hofcapelle angestellt, wurde er später Concertmeister daselbst, als welcher er sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte. Am 1. Januar 1872 wurde er, nach 60jähriger Dienstzeit, pensionirt. Durch unermüdlich fortgesetztes Selbststudium bildete M. sich zu einem der bedeutendsten Violinspieler aus, der keine Schwierigkeiten kannte und durch die Größe, Pracht und Fülle seines Tones überall auf seinen zahlreichen Kunstreisen Bewunderung erregte. Er war wohl einer der vielseitigsten Solisten seines Instrumentes, denn er glänzte nicht nur im Vortrag der Compositionen von Rode, Viotti, Spohr, Molique, Pechatscheck und David, sondern auch in dem so ganz verschiedenen Genre eines Beriot, Artôt und Prume. Als Lehrer hat M. eine ganze Generation gediegener Geiger gebildet. Im Quartettspiel mit seinen Brüdern hatte er die erste Violine übernommen.

Gustav Heinrich Theodor M., geb. 13. December 1799, † 7. September 1855, ein sehr tüchtiger Geiger, war in der Capelle als Leiter der Zwischenactsmusik mit dem Titel als Symphoniedirector thätig und hatte im Quartett die Bratsche übernommen.

Theodor August M., geb. den 27. September 1802, † den 20. October 1875, war ein ausgezeichneter Violoncellist und ganz besonders feiner Musiker, wie auch ausgezeichneter Lehrer.

Georg Franz Ferdinand M., geb. den 29. August 1808, † den 22. Mai 1855, war ein bedeutender Geiger und im Quartett eine zweite Violine, wie wol selten zu finden ist. In der Capelle war derselbe erst als Kammermusiker, dann als Musikdirector und endlich, nachdem er zu seiner weiteren Ausbildung eine Studienreise nach Paris unternommen hatte, als Capellmeister angestellt. Unter seiner Leitung bildete sich das Braunschweiger Orchester zu einem der ersten in Deutschland aus, was Mendelssohn, Fr. Schneider, Spohr, Conradin Kreutzer, Netzer, Berlioz und Meyerbeer bei Gelegenheit ihrer unter eigener Direction in Braunschweig aufgeführten Werke vielfach anerkannt haben. Hat doch Meyerbeer, als Berlioz seine erste Reise nach Deutschland unternahm, diesem geschrieben, daß, wenn er seine Werke gut aufgeführt hören wolle, er nach Braunschweig gehen müsse. — M. war auch Componist, von dessen Sachen verschiedenes im Druck erschienen ist. Eine große Oper, „Pino di Porto“,

deren musikalischer Werth auch nach dem Urtheile Spohr's, welcher einer Aufführung derselben in Braunschweig beiwohnte, bedeutend ist, hatte in Folge des nicht wirksamen Textes (von Professor Griepenkerl sen. verfaßt) leider keinen Erfolg.

So bedeutend jeder der vier Brüder auf seinem Instrumente war, so stehen dieselben als Quartett vereinigt dennoch viel höher, ja man kann sagen, als Quartett-Einheit unerreicht da. — Schon immer für sich die Quartettmusik pflegend, wurden sie durch die für Künstler höchst unerquicklichen Verhältnisse unter Herzog Karl veranlaßt, das Quartettspiel zu ihrer Lebensaufgabe zu machen, um womöglich zusammen einen andern Wirkungskreis zu finden. Sie studirten daher nicht etwa einzelne Quartette, sondern das Quartettspiel überhaupt. In dieser Weise war dasselbe noch nie behandelt worden, und es mußten vier Brüder sein, es möglich zu machen, einen solchen Grad von Vollkommenheit zu erreichen, der ohne eine gegenseitige Gefühlssympathie selbst bei der höchsten Virtuosität des Einzelnen doch niemals zu erlangen ist. Auf diese Weise haben sie etwas ganz Neues, Eigenthümliches in der Kunst geschaffen, dessen Gleichen nach dem einstimmigen Urtheile aller Zeitgenossen, welche die berühmtesten Quartette damaliger Zeit gehört hatten, noch niemals dagewesen, und nachdem zum Vorbild für alle späteren Quartettvereine geworden ist. Der Herzog verbot den Künstlern seiner Hofcapelle nicht allein alles öffentliche, sondern auch alles Spielen in Privatkreisen, welcher unerhörten Beschränkung es zu danken ist, daß die Gebrüder Müller das Quartettspiel auf eine bis dahin nicht geahnte Höhe brachten. 1830 glaubten die Brüder ihr Ziel erreicht zu haben und verlangten daher zum ersten October ihren Abschied, welcher sofort gewährt wurde. Da brach im September die Revolution aus, Herzog Wilhelm kam zur Regierung und fand sich veranlaßt, die Brüder sofort aufs Neue für die Hofcapelle zu fesseln. Im Jahre 1831 unternahmen die Brüder ihren ersten Ausflug als Quartett nach Hamburg. Sie fanden hier außerordentlichen Beifall, doch war Hamburg damals nicht der Ort, einen musikalischen Ruf auch nach außen zu begründen. Erst 1832, als sie nach Berlin gingen, wo das Möser'sche Quartett einen kleinen, aber treuen Zuhörerkreis um sich zu versammeln pflegte, begründeten sie ihren Weltruf. Mit nur 14 Abonnenten eröffneten sie im Sommer, also der ungünstigsten Jahreszeit, die Reihe ihrer Concerte, doch war der Erfolg bei Kritik und Publicum ein so durchschlagender, daß in den folgenden Concerten der Saal die Hörer nicht mehr zu fassen vermochte. Diese Art Quartett zu spielen hatte man noch nicht gekannt, von einem derartigen Zusammenspiel und einheitlicher Auffassung keine Ahnung gehabt. Bis dahin war die Quartettmusik eigentlich nur in privaten Kreisen gepflegt, als selbständige Kunstleistung aber kaum angesehen, denn selbst die Quartette Möser's in Berlin und Schuppanzigh's in Wien glichen Vorträgen in Privatkreisen, da ihr Publicum ein sehr kleines war. — L. Köhler (Die Gebrüder Müller u. das Streichquartett, Lpzg. 1858) sagt sehr richtig „man hat Quartette aus den ausgezeichnetsten Virtuosen gebildet, und sie spielten schön. Aber selten kommt es ganz über ein schönes viertheiliges Spiel hinaus: es blieben entweder ihrer Vier, oder es blieben ihrer zwei Paar, oder es waren ihrer Drei und Einer. Kommt es aber irgendwo einmal zu einer Einheit, dann zerstiebt das Quartett bald wieder in alle vier Weltgegenden. — Ein Ensemble, in dem Jeder nur da zu sein scheint um den Andern ins rechte Licht zu setzen, kann eigentlich nur von vier Brüdern, welche dieselbe Erziehung genossen, aus einer Schule hervorgegangen, immer an demselben Orte in wahrhaft brüderlicher Einigkeit lebten und das Quartettspiel als Lebensaufgabe ansahen, geschaffen werden." — Der Vortrag der Quartette von Haydn, Mozart und Beethoven bis Op. 95 war vollendet schön. Die späteren Quartette von Beethoven spielten die Brüder mit gleicher Liebe und Voll-

endung, doch selten öffentlich, da das Verständniß dieser Riesenwerke zu jener Zeit dem großen Publicum noch nicht erschlossen war. Vorbereitet und angebahnt haben die Brüder dieses Verständniß aber durch häufigen Vortrag in Privatkreisen. Außer den Meisterwerken der drei Heroen der Quartettmusik, Haydn, Mozart und Beethoven, spielten die Brüder mit Vorliebe die in damaliger Zeit allgemein geschätzten und gern gehörten Quartette von Onslow, Fesca sen. und Spohr, in der ersten Zeit auch noch Romberg, für welche das Interesse in neuerer Zeit verschwunden ist. Von den neuern Quartetten spielten sie die Mendelssohn'schen und Schubert'schen, besonders dessen D-moll, in hinreißender Weise, während sie sich gegen Schumann, Volkmann u. s. w. ablehnend verhielten, was sich aus ihrer ganzen Richtung erklärt, welche sich mit der dazu nöthigen subjectiven Auffassung nicht vertragen konnte. (Als die jüngern Gebrüder Müller diese Werke spielten, erkannten die ältern die Schönheiten derselben und ließen sich dieselben häufig vorspielen). — Reisen, auf denen die Kritik aller Orten des Lobes voll war, führten die Brüder 1833 und 34 nach Bremen, Berlin, Leipzig, Dresden, Wien, München, Paris, wo der Enthusiasmus ganz überschwänglich war, Karlsruhe, Frankfurt a. M. u. s. w. (die projectirte Reise nach London kam nicht zur Ausführung, da die Frau von Georg M. starb), 1836 nach Breslau und Schlesien u. s. w., 1837 an den Rhein, von Aachen bis Köln, 1838 nach Kopenhagen und Holstein, 1839 nach Prag, Berlin und Stettin, 1840 nach Erfurt, Kassel und an den Rhein, 1844 nach Danzig und Königsberg u. s. w., 1845 nach Petersburg, Riga, Dorpat, 1851 nach Berlin, 1852 nach Holland (wo im Jahre vorher vier unbekannte, unbedeutende Musiker die Frechheit gehabt hatten als Gebrüder Müller zu reisen und allgemeines Staunen erregt hatten — durch ihr schlechtes Spiel), 1853 nach Breslau und Wien. Außerdem machten die Brüder häufig noch kleinere Ausflüge. Wie Niemand, der die Gebrüder Müller spielen hörte den Eindruck je vergessen hat, so wird dieses epochemachende Quartett in der Kunstgeschichte unvergessen bleiben. Bernhard Müller.

Müller: Adam Heinrich M., Ritter von Nitterdorf, deutscher Publicist und Redner aus der romantischen Schule, geb. zu Berlin am 30. Juni 1779, † in Wien 17. Januar 1829. M., eine weiche, sanfte, liebebedürftige Natur von melancholischem Grundzuge, welche sich schnell und innig in Freundschaft und Liebe anschloß, stammte von protestantischen Eltern, wurde von seinem Großvater mütterlicherseits, dem als Orientalisten und Uebersetzer des Hiob und Josias bekannten Prediger Cube erzogen, und von diesem im Vereine mit Gedike, Wetzel, Spalding, Henndorf für das Studium der Theologie bestimmt und vorgebildet. Es war jedoch mehr das Studium der Philosophie, welches ihn schon in frühen Jahren beschäftigte und ihn von den positiven Wissenschaften sehr abzog, ein Umstand, welcher sich in der ganzen Anlage und Durchführung seiner Werke fühlbar machen sollte. Um jene Zeit machte M. die Bekanntschaft des um 15 Jahre älteren Gentz, welche auf seine innere Entwickelung und mehr noch auf seine äußeren Lebensschicksale von bestimmendem Einfluß wurde, und welche sich zu einer selten innigen fürs Leben währenden Freundschaft entwickelte. Diese Neigung führte ihn wieder von der Philosophie ab und mehr der Beschäftigung mit Tagespolitik und dem öffentlichen Leben zu. M. entsagte dem Studium der Theologie und befaßte sich während seiner höheren Studien an der Universität Göttingen, welche er mit 19 Jahren begann und die er 3 Jahre fortsetzte, mit den Rechtswissenschaften. Allerdings war es auch hier wieder besonders Hugo, der ihn, mehr als das formale römische Recht, mit seinen tiefen rechtsphilosophischen Ausführungen über den Urgrund des Rechtes und die Natur des Eigenthums insbesondere anzog. Diese Probleme

zu erfassen, wendete M. sich vor Allem dem deutschen nationalen privaten und Lehnsrechte zu und studirte eifrig das britische Privatrecht, insofern es mit dem Lehnsrechte im Zusammenhang steht. So von der mechanischen Auffassung des erstarrten römischen Rechtes frei geblieben, reiften seine Ideen über die Dreiheit des Eigenthums: Privateigenthum als Basis der bürgerlichen Gesetze; Familieneigenthum als Basis der adeligen oder Lehensgesetze; und corporatives Eigenthum als Basis der canonischen Gesetze. Hierin tritt bereits Müller's Eigenthümlichkeit, das Streben nach dem organischen Zusammenhang hervor, welche er auf die Beurtheilung aller Lebenserscheinungen ausdehnte, stets Bedingtheit und Wechselwirkung abstracter Auffassung entgegenstellend. Dies Bestreben führte ihn dazu, die Rechtswissenschaften mehr bei Seite zu lassen, und sich nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt Berlin nach Absolvirung der Universitätsstudien, den Naturwissenschaften zu widmen. — Müller's Studiengang war also ein zerrissener, unstäter; wenn M. auch mit seinem offenen Blick und der großen Versatilität des sich bereits entfaltenden Genies überall bald heimisch zu werden und auch alles treffend an der Wurzel zu fassen vermochte, so gelang es ihm doch nicht, auf irgend einem Gebiete sich gründlich und eingehend zu orientiren. Dieser Mangel seines Studienganges erhöhte noch die Nachwirkung des obenbemerkten Fehlens positiven Wissens.

Ebenso unstät wie bisher der Studiengang, war Müller's Leben während der nächsten zehn Jahre, welche für ihn eigentliche Wanderjahre bedeuteten. Wohl versuchte er es zunächst, um seine Existenz zu sichern, auf Gentz' Antreiben mit dem Staatsdienste und trat bei der kurmärkischen Kammer als Referendar ein, aber diese Beschäftigung vermochte ihn nicht zu fesseln. Es zog ihn hinaus, die Welt zu besehen und er bereiste Dänemark und Schweden, worauf er sich nach Preußisch-Polen, dem damaligen Südpreußen, auf die Güter eines Freundes, des Generals Kurnatowsky begab. Dort gab er sich in ländlicher Abgeschiedenheit der Selbstschau hin, bemühte sich seine wissenschaftliche Bildung auszubauen und mit den tief in seiner innersten Natur wurzelnden religiösen Anschauungen in Uebereinstimmung zu bringen. Die angreifendste Speculation festigte wol seinen Charakter, jedoch litt sein Nervensystem unter derselben; seine sensible Natur wurde um vieles empfindsamer, und durch alle Briefe jener Zeit zieht sich die Klage über die mächtige Beinflußung durch die Phänomene des Wetters, ein Kennzeichen für Müller's Naturell, und ziehen sich Klagen über seinen Gesundheitszustand: „Den ganzen Monat August hindurch, während der fürchterlichen Conjuncturen von Mond, Mars und Venus auch Jupiters habe ich viel gelitten. . . Unter allen diesen Schmerzen gediehen meine Ideen über die Astrologie und den Umgang der Planeten mit einander. Hiervon verstehe ich mehr als einer.“ Er schrieb auch thatsächlich über Wetterkunde. In dieser Zurückgezogenheit, welche übrigens von mancherlei Reisen, besonders nach Wien, Berlin, Dresden, oft um Gentz zu sprechen, unterbrochen war, reifte auch jener Entschluß, den er selbst „den glücklichsten seines Lebens“ nennt, der Uebertritt zur katholischen Kirche, welchen er am 31. April 1805 in Wien ausführte. Was diesen Entschluß hervorgerufen haben möge ist wol nicht festzustellen, wenigstens spricht sich M. nirgends direct darüber aus. Soviel jedoch dürfte feststehen, daß er sich aus seinem Naturell und seiner innersten Ueberzeugung als Herzensbedürfniß geltend machte; das scheint aus dem „Confession“ überschriebenen Bruchstücke aus seinem Nachlasse hervorzugehen, sowie sich seine Ansicht über sein früheres Bekenntniß wieder aus einer Stelle der seiner Zeit verboten gewesenen kleinen Schrift über ein Citat Goethe's aus dem 2. Bd. der Italienischen Briefe erkennen läßt, wo er an Luther „die brausenden, verwegenen, stürmischen Eingriffe in die rechtmäßige Ordnung der Dinge“ beklagt und denen gegenüber die

katholischen Reformatoren preist. Auch meint er, daß die vielgerühmte lutherанische Denkfreiheit jedes Einzelnen es nie zu der Denkhöhe einer anderthalbtausendjährigen Kirche bringen könne. Keinesfalls aber waren beim Uebertritte etwa äußerliche Momente im Spiel; daß derselbe später, und zwar erst erheblich später, seinen Verkehr mit den maßgebenden Persönlichkeiten jener Zeit in Oesterreich ermöglichte, ist eine andere Sache. In jene Zeit fällt Müller's erstes größeres, jedoch unvollendet gebliebenes Werk „Die Lehre vom Gegensatze“, in welchem die Quintessenz seiner Lebensanschauung niedergelegt ist, welcher er sein ganzes Leben treu blieb, und welche den Schlüssel zum Verständnisse aller seiner Schriften enthält. Es erschien datirt aus seinem Aufenthaltsorte Pozarowo im Februar 1804. Hatte M. sich während der Zeit der tiefsten Depression Deutschlands von allem Getriebe zurückgezogen, so waren die sich nunmehr regenden politischen Bewegungen doch zu mächtig, als daß sie ihn seinen Träumereien nicht entzogen hätten. In den Jahren 1806—1809 finden wir ihn in Dresden als Privatgelehrten und mit der Ausbildung eines sächsisch-weimarischen Prinzen beschäftigt, weshalb er auch von dessen Kleinstaate 1808 zum Hofrathe ernannt wurde, in lebhaftem Verkehr mit Gentz; 1809—1810 ruft ihn die sich später als trügerisch herausstellende Hoffnung einer Anstellung nach Berlin, wo er zwar Wartegeld und Versprechungen aber nichts mehr erlangte, und zwar wol deshalb, weil er sich durch seine Alliance mit der mit dem Fürsten Hardenberg und dessen Staatsreformen im Kampfe liegenden Junkerpartei, und seiner thätigen Antheilnahme an demselben in den öffentlichen Blättern unmöglich gemacht hatte; von Berlin ging er nach Wien, wo er im Hause des ihm wohlgesinnten Erzherzogs Maximilian von Oesterreich-Este Aufnahme fand. Hier lebte er in den Jahren 1811 und 1812 seinen Arbeiten, besorgte nebenbei politische Correspondenzen, und nahm lebhaften Antheil an der Gründung einer katholischen Erziehungsanstalt für vornehmlich adelige Knaben, welche P. Clemens Maria Hofbauer später im Vereine mit Friedrich von Klinkowström errichtete, und an welcher er, wozu es jedoch nicht mehr kam, die wissenschaftliche Ausbildung übernehmen sollte. Im nächsten Jahre endeten seine Wanderjahre durch Eintritt in den österreichischen Staatsdienst.

Diese Wanderzeit, besonders die Muße in Wien, zeitigten viele und bedeutende Werke. Wir können die vier Perioden derselben kurz so charakterisiren, daß wie den Aufenthalt in Polen die philosophisch-religiöse Zeit, die Dresdener Jahre die Zeit der Litteratur und Aesthetik, Berlin als die staatswissenschaftliche und Wien als die nationalökonomische Periode in Müller's Leben bezeichnen. Allerdings ist dies nur in allgemeinen Umrissen gemeint, und der Umstand in Betracht gezogen, daß die „Elemente“ erst in Berlin erschienen; immerhin aber geht dadurch der Entwicklungsgang Müller's deutlich hervor. Allen diesen Perioden ist jedoch gemeinsam die Vorliebe Müller's zum mündlichen Vortrag, aus welchem die besten und meisten seiner Werke erst entstanden. Er hatte hierzu eine ganz besondere Anlage, welche sich schon frühzeitig, 1800 in Göttingen bethätigte, wo er, selbst noch Student, Reden gegen die französische Revolution und für die Beibehaltung der Ordnung hielt. Er meinte von sich selbst, er sei zum Reden geboren und nicht zum Schreiben, und in der That, nach dem Urtheile seines Zeitgenossen Gräffer, eines der Herausgeber der Oesterreichischen National-Encyclopädie, war es „ein Hochgenuß, diesen Mann reden zu hören, es sei über was immer. Leicht, blühend, scheinbar gewählt, und doch höchst populär; sicher, glücklich, effectvoll, nicht die entfernteste Spur oratorischer Absicht. So wie er sprach, so schrieb er. Er hatte mit Herder gemein, nichts auszubessern.“ So entstanden 1806 die „Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Litteratur“, welche nach Gervinus mehr als ein anderes Buch in sich den Geist der romantischen Schule vereinigen, 1807/8 die Vorlesungen „Von der

Idee der Schönheit", welche die Bestimmung des menschlichen Geschlechtes geradezu in die Schönheit setzen, und jene über „die dramatische Kunst"; nebenbei gab er mit Kleist ein Journal für Kunst unter dem Titel „Phöbus" heraus, welches aber nur einen Jahrgang erlebte. Endlich hielt er in Dresden noch vor einem illustren Kreise, in welchem sich auch der obengenannte sächsische Prinz befand, jene bedeutendsten 36 Vorträge, welche er in Berlin als „Elemente der Staatskunst" veröffentlichte, und welche sein Hauptwerk sind. Die Vorträge, und die aus denselben oder unmittelbar entstandenen Schriften in der preußischen Hauptstadt sind mehr local gefärbt, und tragen, wie oben bemerkt, einen anderen Charakter. Hierher gehören die „Vorlesungen über Friedrich II. und die Natur, Würde und Bestimmung der preußischen Monarchie", kleine Gelegenheitsschriften über den regierenden König und die verstorbene Königin, und eine „Vorlesung über die Idee des Staates und ihr Verhältniß zu den populären Staatstheorien". Und in Wien, der Oekonomie zugewendet, veröffentlicht er die „Theorie der Staatshaushaltung und ihre Fortschritte in Deutschland und England seit Adam Smith" und kleinere Arbeiten, wie die „Agronomischen Briefe" u. dgl. Schnell mit den österreichischen Verhältnissen vertraut, bespricht er „die Vortheile der Errichtung einer Nationalbank in den österreichischen Staaten" und macht seinen vortrefflichen Vorschlag über die „Idee eines staatswirthschaftlichen Seminares in den österreichischen Staaten". Daneben werden frühere Arbeiten in den „Vermischten Schriften über Staat, Philosophie und Kunst" gesammelt, „eine Schaar die vielleicht unvollkommen montirt, aber gut bewaffnet, wenigstens zeigen wird, daß der Geist eines und desselben Anführers sie beseelt (Vorr.); auch werden die schönen Künste nicht vernachlässigt, indem er „Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland" hält.

Auch der von M. so sehr ersehnte Hafen eines Amtes sollte wenig Ruhe in sein bewegtes Leben bringen. Im J. 1813 wurde er k. k. österreichischer Landescommissär und Schützenmajor in Tirol, nahm als solcher Antheil an den Befreiungskämpfen dieses Landes, und wurde nach deren Beendigung als Regierungsrath und erster Referent mit Organisationsarbeiten für diese Provinz beschäftigt. Im Jahre 1815 berief ihn Fürst Metternich nach Wien, wo er als „Feder" dem Feldhoflager des Kaisers zugetheilt, mit demselben nach Heidelberg und Paris zog. Nach Herstellung des Friedens wurde die Ausführung einer lange vorbereiteten Idee, die wirthschaftlichen Interessenvertretung im Auslande, in Oesterreich in Angriff genommen, und für M. die Stelle eines Generalconsuls in Leipzig geschaffen; mit dieser verband er den Posten eines Geschäftsträgers von einigen kleinen deutschen Fürstenhöfen. In dieser Stadt blieb M. zwölf Jahre, und bei seiner Vorliebe für ökonomische Dinge, seinem sich in den Berichten bethätigenden auch großen praktischen Talent und der Wichtigkeit der wirthschaftlichen Beziehungen hätte sich eine recht lebhafte Correspondenz mit Wien entwickeln können, wenn — ihm jemand geantwortet hätte. So klagt er und seine Berichte ruhen, anscheinend damals nicht mehr beachtet als heute, in den Archiven. Für seine Dienste in Leipzig wurde er auf des Fürsten Metternich Vorschlag im Jahre 1826 in den erbländischen Adelsstand erhoben und zwar mit der Motivirung, daß er sein „Talent als Schriftsteller in den letzten zwanzig Jahren für das Gute und Rechte, für das monarchische Princip und für die Religion in solchem Maße verwendete, daß, wenn dadurch auch nicht auf die große Masse des Volkes ein entschiedener Erfolg erreicht worden ist, doch mit Zuversicht behauptet werden kann, daß hierdurch mancher Wankende befestigt, mancher Verirrte zurückgeführt und wol auch mancher für die gute Sache gewonnen worden ist, der ohne das eindringende Wort der Wahrheit sich an die unermüdet thätige Partei der Neurer gehalten haben würde". Aus diesem Vortrage des Fürsten Metternich

an den Kaiser geht deutlich die Art der Dienste hervor, die man von M. wünschte, und welche er auch leistete — freilich aus Ueberzeugung. Nachdem Müller's Feder mittlerweile auch bei den Conferenzen in Karlsbad und Wien benützt worden war, wurde er über Betreiben Gentz' und Vorschlag des Fürsten im Jahre 1827 in außerordentlichem Dienste zum Hofrathe in der k. k. Haus-, Hof- und Staatskanzlei ernannt. Dieser Stellung jedoch, welche ihn seinem Freunde Gentz nun dauernd nahe brachte und ihm wol erstrebenswerth erschien, sollte er sich nicht lange freuen und es sollte der Hafen des Amtes nicht länger gedauert haben, als seine Wanderjahre. Seine Gesundheit hatte sich bereits in Leipzig verschlimmert; betrachtet man die lange Reihe seiner Schriften, von denen hier nur die wichtigsten genannt sind, und besonders auch Müller's rege Betheiligung an Journalen und Fachzeitschriften (z. B. Berliner Monatschrift, Abendzeitung, Hormayr's Archiv, Schlegel's Deutsches Museum, Concordia, Brockhaus' Zeitgenossen, Zeitschrift für die elegante Welt, Oelzweige, Oesterr. Beobachter, Gräffer's Wiener Conversationsblatt ꝛc.), welche, da das letzte Decennium seines Lebens fast nicht mehr in Betracht kommt, während des kurzen Zeitraums von 15 Jahren aus seiner Feder flossen, daneben die Unsicherheit, Unstätigkeit seiner Lebensschickschale im Verein mit seiner sensiblen Natur, so liegt es klar zu Tage, daß er ein gebrochener Mann sein konnte, als er endlich nach Wien eintreffen sollte. Schon während der Ueberfiedelung dahin traf ihn ein Schlaganfall, von dessen Folgen er sich jedoch zu erholen im Stande war. Dagegen ergriff ihn die Nachricht vom Ableben seines Freundes Schlegel so gewaltig, daß ihn ein zweiter Nervenschlag ereilte; er verschied kurz darauf, während ihm ein Billet von Gentz' Hand, enthaltend die Nachricht vom Verscheiden der Fürstin Metternich verlesen wurde, in seines Freundes Klinkowström Armen. Er ruht, noch im Tode vereint mit Mehreren seiner Geistesrichtung, mit P. Clemens Hofbauer, Zacharias Werner, Joseph Anton v. Pilat, Friedr. v. Klinkowström im Friedhofe der Wallfahrtskirche Maria Enzersdorf, in der Nähe von Wien.

Auch während der ersten Hälfte der Amtszeit gönnte sich Müller's rastloser Geist nicht Ruhe. Wenn ihm auch die Universalität der Anlage noch eigenthümlich bleibt, so tritt doch die Vorliebe für ökonomische Probleme nun entschieden in den Vordergrund. Er legt seine originellen aus seiner Grundanschauung hervorgehenden Ideen über das Geld in einem „Versuch einer neuen Theorie des Geldes" nieder und führt seinen katholischen Standpunkt consequent in der Schrift „Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesammten Staatswissenschaften und der Staatswirthschaft insbesondere" durch. Speciellen Fragen der Oekonomie hatte er sich mit Ausnahme der oben genannten agronomischen Briefe und der Theorie des Geldes nie zugewandt, nur über die gleichfalls mit seinen feudalen Ansichten harmonirende „Gewerbepolizei insbesondere in Beziehung auf den Landbau", spricht er sich in Ergänzung der eben genannten Schrift aus. So wie früher der „Phöbus" hatten weder seine 1816 bis 1818 erschienenen und dann eingegangenen „Staatsanzeigen", noch der ebenfalls in Leipzig redigirte in sehr scharfem Ton gehaltene „Unparteiische Litteratur- und Kirchencorrespondent" einen Erfolg; sie entsprachen wenig den Ansichten der Zeit und zur Ausführung eines Lieblingsprojectes Müller's, zur Herausgabe einer katholischen Zeitschrift kam es überhaupt nicht. Müller's letzte in den letzten Lebenstagen herausgegebene Schrift „Vorschlag zu einem historischen Feriencursus", welche Interesse für einen derartigen von ihm selbst zu haltenden erwecken sollte, hat viel beigetragen die Ansichten über ihn zu trüben. Sie ist extrem ultramontan gehalten wie keine seiner Schriften und versteigt sich in den oft citirten Schlußworten (S. 10) zu dem Passus: „Die moralische oder politische Kritik der Ereignisse hat der gewissenhafte Lehrer der Geschichte in einer katho-

lischen Schule ganz bey Seite zu setzen; nur Urtheile über Dinge und Menschen, die er aus den Händen der katholischen Kirche empfängt, sind unbestreitbar“. Hier war es bereits der Ueberreiz der Nerven, welcher seine unleugbare Grundanschauung zu forcirtem Ausdrucke brachte, wie aus der oben geschilderten Disposition Müller's während des letzten Lebensjahres ersichtlich ist, in welches dieser so oft tendenziös verwerthete „Feriencursus“ fällt. Der Grundgedanke der Schrift ist ähnlich vortrefflich wie sein Vorschlag zu einem „staatswirthschaftlichen Seminar“.

M. ist als Gelehrter, durchaus nicht etwa als Theologe aufzufassen, am allerwenigsten als Philosoph von mittelalterlichen Anschauungen, so sehr er in politischer Hinsicht sich dieser Zeitrichtung verwandt fühlt. Sein Gottesglaube drückt sich in den eigenen Worten aus: „Nennen Sie das eine höchste, das ich zu erschwingen im Stande bin, Gott, Schönheit, Leben, Liebe, Poesie, wie sie wollen — und ich würde den für keinen Irreligiosen halten, der sich dächte, die heilige, unendliche Bewegung der Welt, das sei mir Gott“; die Verkörperung dieses tief philosophischen Deismus war allerdings jene der katholischen Kirche. Jedoch bedauerte er in den späteren Lebensjahren diese Ansichten als pantheistische Verirrungen. Seine Anschauung aller Lebenserscheinungen war eine tief organische. Bewegung durchzieht das Weltall, wird diese nicht gedacht, tritt das Nichts ein, Bewegung ist Leben, Stillstand Tod. Sie ist aber nur möglich, wenn zwei Gedachte sich gegenüberstehen, zwei Kräfte, das Bewegende und Bewegte, jedes für sich beides — der Gegensatz. Diesen nennt er das ewige, von ihm vindicirte Gesetz aller Wissenschaften, das Fundament seiner Elemente und aller Arbeiten seines Lebens. Die Bewegung fügt alle Erscheinungen in Raum und in der Zeit in einander, und bringt jene große Einheit hervor, in welche sich das Menschengeschlecht durch die Bewegung im Zusammenhang der sich folgenden Geschlechter einreiht. Geographie, Geschichte, Genealogie sind somit die primärsten der Gesellschaftswissenschaften, innerhalb deren die Geschichte, auf deren Boden sich die Bewegung der Geschlechter vollzieht, die vornehmste. Daher Müller's große Werthschätzung der Geschichte, wenn es ihm auch beim Mangel positiver Erfahrung mehr um die Idee der Geschichte, die Continuität, als um ihren concreten Inhalt zu thun ist. Der historische Feriencursus sollte den Studirenden eine feste geschichtliche Basis geben und M. trug sich selbst in seiner Jugend mit Vorliebe mit dem Plane, eine allgemeine Weltgeschichte zu verfassen. Edmund Burke war sein oft genanntes Vorbild eines Historikers. Bei seiner Abneigung gegen alle absolute Scheidung und dem großen Zug zur Einfachheit, Totalität, strebt er die beiden Säulen seines Wissens, Philosophie und Geschichte, zu vereinen; Geschichte ist ihm geradezu Philosophie, denn deren letzte Aufgabe ist die Bewegung zu ergründen und diese vollzieht sich in der Zeit: gewiß jene große und fruchtbare methodische Anschauung, die kurz nach seinem Tode eine Umwälzung in den Staatswissenschaften hervorbrachte, ohne daß der Zusammenhang mit ihm direct hergestellt oder nachgewiesen wäre. Weil ihm die Bewegung als Grundprincip gilt, faßt er alle Erscheinungen nur in der Flucht, in „der Idee“, auch im Gegensatz zum „Begriff“, dem Abstracten, der fixirten Erscheinungs-Erklärung; „für mich ist alle systematische, mechanische Form ein für allemal todte Form — d. h. Unform“, und die Definitionen nennt er das Gift der Wissenschaften. Seine Schriften sind der deutlichste Ausdruck dieser Anschauung. Jede Erscheinung sobald sie als das x und anti x, also im Gegensatz aufgefaßt wird, erscheint als Einfachheit, Einheit in der Idee und ist Domäne des Wissens, das Widerspiel des Gegensatzes aber, der Antigegensatz ist die Domäne des Glaubens. So war ihm die Grenze von Wissenschaft und Glaube gegeben, welche beide sich somit aufzuheben nie im Stande sein sollen. Der Gegensatz herrscht zwischen den beiden Geschlechtern, bildet die Familie, zwischen

Leib und Seele, Mensch und Nebenmensch, bildet den Staat, Mensch und Ding, bildet das Eigenthum, er herrscht zwischen den verschiedenen Arten der Güter und bildet deren Individualität, städtische, ländliche Güter, Landwirthschaft, Viehzucht, materielle und immaterielle Güter, endlich zwischen Natur und Antinatur, d. i. die Kunst. M. steht in stetem Kampf mit der atomistischen, materialistischen, überhaupt jeder einseitigen Weltansicht und erinnert hierdurch an sein Vorbild Schelling, sowie er deshalb gegen Fichte in starker Opposition stehen muß. Aus diesen philosophischen Elementen gehen nun sowol seine Staats- als seine ökonomischen Anschauungen hervor.

Das ganze Leben in der Gesellschaft ist von Recht und Gut beherrscht, zwischen welchen die Religion die Ausgleichung beibringt. Recht, Wirthschaft (Finanz) und Religion sind die drei großen Fragen aller seiner Werke. Das Leben der Gesellschaft ist nun bedroht von drei Feinden, dem römischen Rechte und seinem Begriffe des vollen Privateigenthums, von dem Begriffe des Privatnutzens und reinen Einkommens, und endlich von der durch die Reformation eingeführten Privatreligion; so sind Gesetzesformel und Geld die beiden Hauptgötzen der Zeit geworden. Gegen diese Ansichten seiner Zeit, insoweit sie sich auf Staat, Recht und Wirthschaft beziehen, wendet sich M. nun in folgender Weise.

Das eine Element seiner Staatsanschauung ist der griechische Staatsbegriff. Der Staat ist ihm die Totalität der menschlichen Angelegenheiten, ihrer Verbindung zu einem lebendigen Ganzen. Bitter ist Müller's Spott über jene, welche den Staat als eine Manufactur, Maierei, Assecuranzanstalt und Handelsgesellschaft ansehen; der Staat sorgt nicht nur für die äußeren Bedürfnisse der Menschen, ja selbst die Wissenschaft geht in ihm auf. Ein vor- oder ohne-staatlicher Zustand ist undenkbar, sobald Mensch und Nebenmensch gegeben sind entwickelt sich das Recht und damit der Staat. Das innere Leben des Staates nun beruht auf dem steten Spiel von Kraft und Gegenkraft. Es darf nicht nur eine Organisation der Regierung, sondern muß auch eine solche des Volkes bestehen; Parlament und Ministerium (Ständeverfassung und Administration) müssen sich ergänzen. Der Staat ist zunächst dem Gegensatze der beiden Geschlechter analog, der Adel, (das unbewegliche Gut) ist das weibliche, der Bürgerstand (das bewegliche Gut) das männliche Element. So wie ferner die Familie neben diesen beiden Elementen auch noch die Idee der Jugend und des Alters charakterisirt, so muß auch im Staate Fortschritt und Hemmung zu finden sein und so entstehen die vier Stände im Staate: der Adel, das weibliche Element, das entsagende, die Verkörperung des Amtes, auch der Krieg ist dessen Aufgabe; der Bürgerstand (Gewerbe) ist das männliche, erzeugende Element der Arbeit, die Kaufmannschaft ist das fortschreitende, oft fortstürmende Element, das Treibende im Staatsleben; und der Clerus ist das hemmende, vereinigende, dem deshalb auch die höchste Function der allgemeinen Staatenvereinigung, die Diplomatie zugehört. Nur so kann das Gleichgewicht in der Idee des Staates erhalten und die Uebermacht des einen Bürgerstandes aufgehoben werden. Bei dieser Ausführung tritt das zweite Element in Müller's Staatsanschauung, das mittelalterlich-föderale zu dem obigen hellenischen hinzu. M. will geradezu eine Wiedererweckung des Mittelalters mit seinem Lehensbesitz und Amtsadel, wenn auch nicht „handwerksmäßig“, sondern nur als ein Wiederaufleben von dessen Geist der Ausgleichung zwischen den Ständen und ihrer Einfügung in den Staat. Hiebei ist ihm allerdings der Bauernstand abhanden gekommen. Diese fortwährend wiederholten Ideen geben den Schriften Müller's zu dem religiösen Ton noch den föderalen, und ihre forcirte Vertretung hat deren Verbreitung viel geschadet. Durch diese Organisation, welche aus den vier Ständen Corporationen schafft, die des Feudaladels und des Clerus, des zünftigen Gewerkes und des in Gilden und Glieder

geschlossenen Binnenhandels, wird die große Continuität des ganzen Volkes in seinen Gliedern hergestellt, jeder Mensch in die Mitte seiner Nation gestellt, verbunden sowol mit den verflossenen als auch mit den kommenden Generationen, und der immer weiter greifenden Isolirung und Atomisirung der Gesellschaft entgegengearbeitet. Daß M. somit gegen die Staatslehre der Aufklärungszeit und die französische Revolution von großer Abneigung erfüllt war, ergibt sich aus diesen Ausführungen von selbst. Er hat für diese Ideen nur den Namen: das „unsichtbare Rom", welches seit drei Jahrhunderten alle Nationalexistenzen untergräbt, alle nationale Hoheit, alles Heilige, innere Lebensgefühl mit unwürdigen Waffen und mit den entweihten edlen Metallen verdrängt, den Regierungen der Völker allen alten Glanz, womit das Gefühl besserer Zeiten sie umgab, wegnimmt, sie mit bezahlter Pracht und mit einem bezahlten Gefolge umgibt, und sie in Finanz- und Industriebureaux, die Souveraine in große Manufacturen-Entrepreneurs verwandelt. Alles Privatleben nimmt dieselbe öde und gefühllose Gestalt an. Es entstehen genau abgezirkelte Grenzen zwischen den einzelnen Bürgern desselben Stammes; und die äußeren Grenzen der Vaterländer werden von Tag zu Tag offener. Keine großmüthige Empfindung, keine Hingebung, keine Aufopferung verwäscht die starren Abmarkungen wieder. Die Staatstheorien ermüden sich, zu beweisen, daß in der Aufrechterhaltung dieser Grenzen durch Schlösser, Riegel, Grenzsteine und Privatrechte und der eben so strengen Bestimmung alles Verkehres vermittels des nach Möglichkeit baaren und guten Metallgeldes, das ganze Wesen des Staates bestehe. — Im Gegensatz zur Abstraction des römischen Rechtes hat jede Rechtsbildung ein großes persönliches Moment in sich, nicht nur das eigentliche Personen- und Familien-, auch das Sachenrecht, und im Gegensatz zu dem Naturrechte der Ankflärungszeit entwickelt M. seine Ideen von der Philosophie des positiven Rechtes.

In der Oekonomie ist der Feind den M. vorwiegend bekämpft, weil er die Ideen seiner Zeit am vollständigsten in sich begreift, A. Smith, aber er bleibt nach M. selbst immer ein großer Feind. Alle bisherigen Theorien, Mercantilismus, Physiokratismus, Smithianismus sind einseitig für den Handel, Landbau oder das Handwerk, alle aber nur für materielle Güter berechnet, also Geldtheorien. Sie sind für die Wirthschaft, was das römische Recht für die Rechtsbildung, die Abstraction, die Erstarrung. Müller's Polemik gegen Smith ist scharf und glücklich. Smith übersieht über den momentanen Verdienst das Moment der Dauer in der Volkswirthschaft, somit ihre Erhaltung. Die Arbeitstheilung leitet er aus der Anlage zum Tausche ab, während sie auf dem Capitale beruht, und sie ist nichts ohne die Arbeitsvereinigung. Sein Capital ist nur physisch, daneben behauptet aber doch auch das geistige Capital sein Recht, wie dort das Geld, ist hier die Sprache Mittel. Hat diese Lehre an sich schon die genannten Fehler, kommen andere hinzu, wenn man sie anwendet. Auf Englands Boden erstanden und aus seinen Sitten hervorgewachsen mag sie für dieses Land, nie aber für den Continent gelten; England ist gleichsam die Stadt Europas und der Continent das Land, dort kann die Arbeitstheilung gelten, hier nicht. England bewahrt sein Capital an geistigen Gütern, Rechtsbildung u. s. f. seit Jahrhunderten in organischer Entwicklung ganz im Gegensatz zum Continente. Eine derartige Kritik, heute wenig originell, bedeutete viel für die damalige Zeit. Müller's eigene Ansichten über die Oekonomie sind nur in großen Zügen entworfen. Der Nationalreichthum besteht in allen Personen und Sachen mit ihren politischen und bürgerlichen Eigenschaften, ihrem individuellen (Gebrauchs-) und gesellschaftlichen (Tausch-)Werth, und ist vom Einkommen der Einzelnen ganz unabhängig. Die Eigenschaft, wodurch die Individuen, Personen und Sachen für die Gesellschaft Werth haben, nennt er Geld. Die ganze

dunkle Lehre von den Verhältnissen fügt sich einfach in diesen weitgespannten Rahmen. „Was eine Sache, ein Stück Land, ein Capital an sich bedeutet ist wenig; was es in Beziehung auf alle übrigen Sachen, Ländereien, Capitalien ist, beträgt mehr, und der Reichthum an Beziehungen ist abhängig von der nationalen Bewegung aller dieser Objecte, also der locale Preis der Dinge auch abhängig von der öffentlichen Meinung über diesen Verkehr, seine Lebhaftigkeit und Sicherheit". Nationalcredit ist die Fähigkeit einer Regierung, im bedürftigen Augenblick das Nationalcapital für ihre Zwecke zu concentriren und diesen Zwecken gemäß zu realisiren: eine Consequenz der oben gedachten Erkennung der Gesellschaft stets im Zusammenhange mit den Vorfahren und den kommenden Geschlechtern. Die Production beruht auf Land und Arbeit, physischem und geistigem Capitale, jedoch auch die beiden ersten Elemente begleitet vom Capital: Das Land vom „Naturwissenschafts- oder Kraftcapital", die Arbeit vom „Kunstwissenschafts- und Fertigkeits-Capital" Werkzeug, Werkstatt, das physische Capital ist Erfahrung, Geld- und Creditcapital, und das geistige bilden Ideen und Kenntnisse. Zwischen Land und Arbeit wird die Ausgleichung durch das Capital hergestellt, da dieses als physisches und geistiges in jedem der beiden Elemente Land und Arbeit herrscht, in jedem Fortschritt und Hemmung in steter Wechselwirkung hervorbringt. So kehren dieselben vier Stände als Lehr-, Wehr, Nähr- und Verkehrstand wieder, welchen wir bereits oben in der Staatslehre begegneten und es fügt sich Müller's Oekonomik in seine Staatslehre organisch ein. Auch hier liegt wieder das Hauptgewicht auf dem Land, wie oben auf dem Adel und erklärt dies Müller's Vorliebe für Beschäftigung mit agrarpolitischen Fragen. Gegenwärtig ist diese Harmonie durch das einseitige Herrschen des physischen Capitales gestört und an Stelle der früheren mit Rechten gepaarten Pflichten sind „Vorrechte" getreten. Müller's Auffassung über das Monopol ist eine würdige, er sieht im heutigen nur einseitigen Vorrecht eine Widernatürlichkeit, einen Mangel des Gegensatzes. Unleugbar ist Müller's Verdienst für die Entwickelung der Nationalökonomik groß, viele seiner Ideen sind heute baare Münze, ohne daß sie das Merkmal seiner Prägung tragen würden; nicht nur die organische Auffassung, die physiologischen Analogien, sondern auch die Betonung der historischen Methode und den Zusammenhang aller Socialwissenschaften lernt man aus seinen Schriften kennen, und seine Kritik des Industriesystems erging zu einer Zeit, wo alles noch in deren Banne lag.

So sehen wir in M. einen der Hauptrepräsentanten der romantischen Schule, und wenn diese in Beziehung auf einzelne Zweige der Geistesthätigkeit in Anderen ungleich vollkommener hervortritt, so kommt er doch ungleich mehr in Betracht, wenn die Vollständigkeit der Bethätigung in den mannigfaltigsten disparaten Richtungen in Frage steht. „Wir gehen auf Totalität aus" schreibt ihm Gentz „und begnügen uns mit nichts geringerem", und M. selbst sagt, „meine Ansicht von der Welt ist eine ganze und vollständige; innerhalb meiner Ansicht und — was dasselbe ist — innerhalb meiner ist alles, wie Sie es nennen, idealisch, aber vollständig idealisch, was in der deutschen Philosophie vielleicht nicht vorgekommen ist". Auf origineller philosophischer Basis stehend, wendet er sich der Betrachtung des Staates, Rechtes und der wirthschaftlichen Erscheinungen zu, spricht und schreibt über dies, wie über Litteratur und Aesthetik, ist thätiges Werkzeug der Reactionsbestrebungen in Oesterreich und wirkt in politischen wie commerciellen Staatsstellungen. Er ist so für die Kenntniß der ersten Decennien dieses Jahrhunderts ein nothwendiger Factor, und innige Bande verknüpften ihn mit den Mitstrebenden seiner Geistesrichtung. Ueberall durchweht derselbe Geist seine Werke, er hat „das treue Bestreben in der Wissenschaft wie in der Kunst und Lehre Einem Herrn zu dienen, in der Sprachverwirrung dieser Zeit Eine Sprache zu

reden“. Seine Diction ist glänzend, blendend, sprühend von Geistesfunken und er bewegt sich meist in der schwindelnden Höhe des Genies. So ist er eine universelle Verkörperung der romantischen Zeit, einer jener immer seltener werdenden Geister, für welche die Barrieren der Wissenschaften nicht bestehen. Und trotz aller dieser Eigenschaften vermochte M. keinen Einfluß auf die Zeitgenossen zu erlangen und auch direct auf die kommende Zeit nicht einzuwirken. Er schrieb nicht im Sinne der Zeit, obgleich von denselben Gefühlen für Großdeutschlands Ehren und Gedeihen beseelt, und sein Spott gegen die seichte Klugheit der Zeit, sein unbarmherziges Geißeln aller jener, welche das Vaterland für gerettet halten, wenn ihre eigenen kleinen Privatinteressen gerettet scheinen, gegen die Kleinstaaterei, war oft ätzend, hochfahrend und übermüthig. Er schrieb zu intensiv getränkt mit katholischen Ideen und sein Lob des Mittelalters und des Feudalismus kannte oft keine Grenzen. Die universelle Natur seines Geistes führte auf specriellerem Gebiete eine gewisse Leere in positiver Beziehung mit sich, sein Vortrag war oft system- und formlos und nicht selten romantisch verschroben: ein ungeordnetes Heer geistessprühender Ideen, sein Stil mit Analogien spielend, dunkel und bilderreich. Er kritisirt sich selbst in dieser Richtung, wenn er schreibt: „Der Kenner wird sagen, wir deuten so viel an, versprechen so viel, aber, daß wir ein Recht haben, vieles anzudeuten, auch manches zu versprechen, daß wir auf dem rechten Wege sind und wissen, was wir wollen, wird der Kenner auch sagen“. Universalität und Genie sind seine Vorzüge, Mangel an Positivismus und Form, sowie der clerical-feudale Character seine Fehler, beides im Großen zu nehmen. Jedenfalls ist er ein Kind seiner Zeit; den Romantiker zeigen alle seine Fehler und das gewaltige Extrem, die französische Revolution mit ihrer Auflösung aller Bande des Staates und der Religion, sowie die verwandte materielle Weltanschauung in der Smithischen Codificirung forderte gewaltige Gegenwehr. Großen Gegnern war er ein großer Gegner, und er ist wirklich, mit Gentz zu sprechen, „einer jener Geister, vor dem man das Gefühl der Superiorität jedoch auf einem falschen Wege empfindet“.

Müller's Lebensbild bleibt unvollendet, wenn nicht seiner Freundschaft mit Gentz gedacht wird. Es war eine Freundschaft fürs Leben, welche diese beiden Männer von der Studienzeit Müller's an bis zu seinem raschen Ende in Wien verband. Eigentlich in Wesen und Anschauung entgegengesetzt, zogen sie sich, vielleicht gerade deshalb, unaufhörlich wieder an; nichts war ihnen gemeinsam als — die meteorologische Sensibilität, und doch empfanden sie bei jeder Trennung die lebhafteste Sehnsucht nach einander, und die Verschiedenheit ihres Characters bot unerschöpflichen Stoff zu mündlichen und schriftlichen Disputen. Sie dienten beide derselben Sache, nur von verschiedenen Standpuncten, mit verschiedenen Absichten und Mitteln, sowie beider Anschauung über die Lage der öffentlichen Dinge auch eine ganz verschiedene war. M., ein Freund der regelmäßigen Continuität, in die Nothwendigkeit versetzt, mit der Revolution zu rechnen, suchte einen Anknüpfungspunct um das durch sie gesprengte Gewebe wieder zu verknüpfen und fand hierfür die Religion, „es wird kein neuer Zustand der Dinge kommen, aber neues und altes werden sich in einem echt katholischen Bunde vereinigen“. Er vertraute seiner Ansicht und reformirte in Gedanken und im Großen. Gentz dagegen erkannte die Unhaltbarkeit des Baues, welchen zu stützen er mühsam mitbemüht war, und fühlte sich befriedigt, falls es gelänge, das Leben des alternden Staatskörpers auch nur fortzufristen. Die entgegengesetzte Grundstimmung beider Freunde zeigt sich auch in dem Urtheile, welches sie über sich und über einander haben. M. stellte sich selbst sehr hoch und den zahlreichen Angriffen, denen er wegen seiner Richtung ausgesetzt war, begegnete er ruhig, „es giebt eine mittlere unsichtbare Meinung in der Welt, die nicht ausgesprochen

wird .... die unendlich mehr bedeutet als die Summe der ausgesprochenen Meinungen, und wenn auch alle Einzelnen gefragt werden könnten". Gentz dagegen drückt sich oft sehr unmuthig über seinen Freund aus: „was ich verstehe, befriedigt mich nicht; allenthalben eine stolze angreifende Polemik, aber nirgends ein reines bestimmtes Resultat. Es schwimmt mir alles wie in einem Nebel von hohen Worten gewebt, durch welchen keine Figur in festen Umrissen hervortritt. Ich werde höchstens gedemüthigt nicht belehrt". Trotz alledem aber bewundert er ihn, besonders seine „Imagination", nennt ihn treffend einen „Dichter, gepaart mit praktischen Anlagen und temperirt". M. trat wie oben bemerkt, zur katholischen Kirche über, während Gentz sich nicht zu diesem „Aufsehen erregenden" Schritte entschließen konnte, trotzdem er durch Müller's Einwirkung oft dem Entschluße sehr nahe gebracht wurde. Gentz, an Jahren M. voraus, nahm auf Müller's äußeres Geschick durchgehends tiefgreifenden Einfluß, während M. wiederum für die Innerlichkeit Gentzens Bedürfniß war. Daß somit nicht nur M. seinem Freunde tief verpflichtet, sondern dies wechselseitig der Fall war, zeige folgender Ausspruch Gentzens: „Ihnen ist offenbar Niemand so nützlich und so eigentlich nothwendig als ich; denn das Wenige, was Ihnen fehlt, finden Sie alles in mir concentrirt. Mir kann von allen jetzt lebenden Menschen keiner so zusagen wie Sie. Denn die wenigen Reinen, die ich außer Ihnen noch kenne, sind für mich nicht genialisch genug, und die übrigen Genialen sind alle unrein. Sie allein vereinigen alles in sich und in Ihnen wohnt überdieß diese ewig erweckende Kraft, die bei meiner zunehmenden Steifigkeit, Erkaltung und Blasirtheit allein im Stande ist, mir eine immerwährende Jugend anzuwehen". Ja der Freundschaftsbund war ein derartiger, daß er beiden Männern nicht nur für ihre innere Stimmung Bedürfniß war, sondern daß auch alle äußeren Erfolge die sie aufzuweisen hatten, in demselben ihre Wurzel fanden, wie dies die folgende Aeußerung des älteren Freundes beweist, mit dem wir die Citatenreihe aus dem Briefwechsel zwischen beiden beschließen: „Ich bin innig überzeugt, daß wir beide, um etwas Gutes zu wirken, mit einander leben müßen. Sie allein sind, bei aller ihrer eigenthümlichen Größe den äußeren Schwierigkeiten dieses harten Zeitalters nicht gewachsen, und ich muß schlechterdings etwas haben was mich unaufhörlich über das Zeitalter erhebt, wenn ich nicht endlich sinken soll". — M. vermählte sich während seines Berliner Aufenthaltes mit Sophie von Taylor. Seine Tochter Cäcilia wurde die Gattin Prof. Stephan Endlicher's; ihr Salon in Wien war bis zum unglücklichen Ende ihres Gemahles lange Zeit Sammelpunct der Freunde der schönen Künste und Wissenschaften.

Aufzählung der Nekrologe und Biographien sowie Bibliographie bei Wurzbach; hiezu Pierer, Lex., Wagener, Lex., Rosenthal, Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert, Klinkowström, Fr. Aug. Klinkowström und seine Nachkommen, und der Briefwechsel Müller's mit Gentz. Kritische Würdigungen von Müller's Werken: für die litterarisch-ästhetischen Zimmermann, Aesthetik, M. Schasler, Kritische Geschichte der Aesthetik, Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Litteratur; für die staatswissenschaftlichen und ökonomischen besond. Bluntschli, Geschichte, Mohl, Hildebrand, Nationalökonomie d. G. u. Z., Roscher und Kautz, Geschichte. Mischler.

Müller: Adalbert v. M., Schriftsteller, welcher aus einer alten, niederbaierischen Adelsfamilie stammte, wurde am 12. Januar 1802 im kurfürstlichen Schlosse zu Furth geboren, wo sein Vater Joh. Nep. v. M. als Landrichter waltete. Nach Vollendung seiner Studien zu Passau und München widmete sich M. an der Universität Landshut der Jurisprudenz, wurde aber nach dem Tode des Vaters abgerufen, um einen ausgedehnten Familienbesitz in Verwaltung zu

nehmen. Erst 1830 gelang es ihm, diese Last abzuschütteln, und nach Regensburg zu übersiedeln, wo er im glücklichen Kreise seiner Familie lebte und die litterarische Laufbahn begann. Schon seine ersten Versuche, Erzählungen für die Jugend, wurden günstig aufgenommen, auch trieb sein Humor viele wunderliche Blüthen, welche insbesondere durch die „Fliegenden Blätter“ (ich erinnere nur an die so populär gewordene „Romanze vom Schwammerling“) die weiteste Verbreitung fanden. Gleichzeitig sammelte er Sagen und Traditionen aus dem Volksmunde und Volksleben. Im Jahre 1838 erschien seine Beschreibung der Walhalla, welche bis 1847 sieben mal aufgelegt und ins Französische und Englische übersetzt wurde, dann die Schilderung der Donau (1839) und sein noch verdienstliches Buch über den „Bairischen Wald“ (1845), worin er diesen an Naturschönheiten und sonstigen Merkwürdigkeiten so reichen, bis dahin völlig unbekannten glücklichen Winkel der Erde zur weitern Kenntniß brachte. König Maximilian II., dieser große Gönner des Volksthumes und Förderer der Wissenschaft, ehrte hierfür den Verfasser durch Verleihung der großen goldenen Medaille. Außer seiner vielseitigen Schriftstellerthätigkeit führte M. viele Jahre lang die Redaction der Regensburger Zeitung und arbeitete als Feuilletonist für viele Zeitschriften, insbesondere in die Leipziger Illustrirte Zeitung, wofür er als gewandter Landschafter auch viele nach der Natur gezeichneten Ansichten (insbesondere aus dem Baierischen Walde) lieferte. Diese, seither nur zu seinem Vergnügen betriebene Thätigkeit verwandelte sich in drückende Lohnarbeit, als M. im Jahre 1856 durch übel belohnte Bürgschaft beinahe sein ganzes Vermögen verlor. Er schuf nun mit doppeltem Fleiße, arbeitete, schrieb, redigirte und unterzog sich auch dem Auftrage, die kostbare Bibliothek des Fürsten von Thurn und Taxis in St. Emeram neu zu ordnen und zu catalogisiren. Der hochverdiente und vielgeprüfte Mann starb, allgemein geachtet ob seines fleckenlosen, trefflichen Charakters, am 13. October 1879 zu Regensburg. — Aus der Reihe seiner zahlreichen Schriften erwähnen wir hier: „Sagen und Legenden der Bayern in einer Reihenfolge von Romanzen und Balladen“, Regensburg 1833. „Ehrenhalle der Menschheit. Eine Reihenfolge schöner und nachahmenswerther Charakterzüge. Zum Nutzen der Jugend“, Regensburg 1838. „Die Biene. Eine Sammlung von Erzählungen, Märchen, Sagen und historischen Merkwürdigkeiten, der reiferen Jugend gewidmet“, Nürnberg 1839. „Die Donau vom Ursprung bis zu den Mündungen“, Regensburg 1839—41, 2 Theile, 2. Aufl. 1846. „Donaustauf und Walhalla“, 1838 ff. „Der Baierische Wald“ (mit 37 Stahlstichen nach den Zeichnungen des am 12. October 1882 zu München verstorbenen Architecten Bernhard Grueber), Regensburg 1846. 2. Aufl. 1851. „Kelheim und die Befreiungshalle“, 1844. „Die Merkwürdigkeiten der Stadt Regensburg“, 1844. „Die Donau von der Einmündung des Ludwigscanals bis Wien“, 1844 u. s. w.

Vgl. Kehrein 1868, I, 282. Beilage 290 Allg. Ztg. 17. Oct. 1879 u. Nr. 237 Regensburger Morgenblatt 17. October 1879.

Hyac. Holland.

Müller: Andreas M. (Greifenhagius), Theolog und Orientalist, namentlich Sinologe, geb. 1630 in Greifenhagen an der Oder als Sohn eines Schneiders und Ackerbürgers, † am 26. Octbr. 1694 in Stettin. Schon mit 16 Jahren soll der frühreife Knabe lateinische, griechische und hebräische Gedichte geschrieben haben. Im J. 1649 (nicht 1646), und zwar im Monat Juli, wurde er unter Tscherning's Rectorat bei der Universität Rostock immatriculirt, disputirte auch hier am 9. März 1653 unter Vorst über „Exercitationes variae de quibusdam ad philologiam orientalem spectantibus“ (gedr. ohne Jahr in Rostock). Später studirte er in Greifswald (nicht Königsberg)

und Wittenberg, wurde am 30. April 1653 zum Rector der Stadtschule in Königsberg i. N. berufen, erhielt aber schon 1655, nachdem ihm am 19. Sept. 1654 von Rostock die Magisterwürde verliehen war, einen Ruf als Präpositus nach Treptow a. d. Tollense (nicht a. d. Rega). Aus dieser Zeit datirt seine Schrift: „Horologium linguarum orientalium“, Stetini 1655. Am 17. Decbr. 1659 disputirte er zum zweiten Male in Rostock über: „Rhapsodia sententiarum de errore animarum etc.“ (ebenda ohne Jahr gedruckt). Von beiden Disputationen befindet sich je ein Exemplar auf der dortigen Universitätsbibliothek. Bei dem folgenden Jahre (1660) findet sich über M. im Album der Rostocker Artistenfacultät diese Eintragung: „In Fac. phil. receptus est M. Andreas Müller Gryphenhagensis, Pastor et praepositus Treptoviensis, hîc promotus, qui se soliturum promisit, sed fregit fidem“. Um diese Zeit hatte sich M. nämlich zu weiterem Studium nach England begeben, daß er aber dort 10 Jahre lang und zwar als Mitarbeiter an Walton's Polyglotte und Castellus' Lexicon heptaglotton thätig gewesen sei, beruht auf einer Verwechselung. Bereits 1661 war er wieder in der Heimath, denn in dieses Jahr fällt seine Heirath mit einer Stettinerin. Während des Aufenthalts in England hatte M. Gelegenheit, persönliche Beziehungen mit fremden Gelehrten anzuknüpfen und eine Fülle wissenschaftlichen Materials zu sammeln, durch dessen Verarbeitung sein Ruf von Jahr zu Jahr wuchs. Im J. 1665 wurde er Propst zu Bernau und fand in der seit kurzem in Berlin gegründeten Bibliothek manche orientalische Handschriften, denen zunächst seine „Excerpta manuscripti turcici de cognitione dei et sui ipsius“, Coloniae 1665, 4°, die Entstehung verdanken. Am 20. November 1666 wurde er als Propst von St. Nicolai, also als erster Geistlicher der Stadt, nach Berlin berufen; der Antrag war ihm, der viel auf Träume gab, vorher in einem Gesicht angezeigt worden. 1675 wurde er Consistorialrath. Von seiner Thätigkeit als Geistlicher ist wenig zu sagen, aber sein Ansehen als Gelehrter und Sprachforscher wuchs immer mehr, und manche glückliche Entdeckung zeugte von seinem gelehrten Scharfsinn. Seit seiner Uebersiedlung nach Berlin hatte er all sein Sinnen der Erforschung des Chinesischen zugewendet und entwickelte von 1670 an eine fruchtbare Schriftstellerei auf diesem Gebiet. Zu nennen sind die „Disquisitio de Chataja“ (1670), die Ausgabe des lateinischen Marco Polo (1671), das Monumentum Sinicum mit neun Commentaren (1672), das Verzeichniß der auf der Berliner Bibliothek befindlichen chinesischen Bücher (1683) u. a. Sicher war M. ein ungemein fleißiger und begabter, dabei vielseitiger Forscher, aber ihm fehlte die ruhige Stetigkeit des Arbeitens und der kritische Blick; so passirte es ihm denn, daß trotz seiner doch immerhin nur mangelhaften Kenntniß des Chinesischen er zuversichtlich glaubte und mit Ruhmredigkeit verkündete, eine neue Methode zur Erlernung des Chinesischen entdeckt zu haben. Er gerieth darüber mit Kircher, Ludolf u. A. in einen unerquicklichen Streit und Verdacht gelehrten Schwindels, und als 1678 der Frankfurter reformirte Theolog Grebnitz, die Zwistigkeiten der Reformirten und Lutheraner herbeiziehend, die chinesische Bilderschrift als ein gegen das zweite Gebot verstoßendes Teufelswerk bezeichnete, da wurde des Lutheraners M. Stellung in Berlin immer unhaltbarer. Er bat selbst um seine Entlassung, erhielt dieselbe 1685 und zog nach Stettin, wo er vorübergehende Abwesenheit abgerechnet, wie 1686 in Wien, bis zu seinem Tode mit Studien beschäftigt gewesen ist. Eine Bibliographie seiner der Durcharbeitung wohl werthen Werke hat er durch die Art, wie er publicirte, selbst erschwert, Handschriftliches hat er vor seinem Tode verbrannt. Wegen Ueberlassung seiner Bibliothek, bei der er durch Cedirung seines Grundbesitzes seinem zweiten Sohne, Mag. Quodvultdeus Abraham Müller

eine feste Stellung als Bibliothekar sichern wollte, verhandelte er mit den Universitäten Rostock, Greifswald, Kopenhagen, Jena, mit Berlin, endlich auch mit dem Consistorium zu Stargard, dem er aber, einer augenblicklichen Laune folgend, 1692 nur 50 Bücher schenkte. Der Haupttheil der Bibliothek nebst den noch vorhandenen Manuscripten gelangte durch letztwillige Disposition vom 14. Octbr. 1694 nebst seinem an der Ecke der großen Domstraße und der jetzigen großen Ritterstraße in Stettin nach dem Walle zu gelegenen Hause an das S. Marienstift und befindet sich noch daselbst. Müller's Bild, von Straußberg nach dem Leben gezeichnet und den Gelehrten in seinem 39. Lebensjahre darstellend, bewahrt die Gesellschaft für pommersche Geschichte in Stettin. Seit 1661 war M. mit Emerentia Gerber, Tochter des Kaufmanns Paul Gerber, Altermann des Seglerhauses in Stettin vermählt; die Ehe war nicht glücklich, woran Müller's nicht blos origineller, sondern unruhiger und unverträglicher Charakter viel Schuld gehabt haben mag. So sah auch das Consistorium von Stargard in der geplanten Ueberweisung der Bibliothek eine beabsichtigte Benachtheiligung der Gattin und der älteren Kinder und ließ die Sache fallen. Der älteste Sohn Bonaventura M., geb. am 4. Octbr. 1665 in Bernau, † 1732 als Stadtphysikus in Stettin; er war seit 1701 mit Dorothea Elisabeth Sandreuter aus Frankfurt a. O. vermählt. Außerdem lebten bei Müller's Tode noch zwei Töchter.

Procopius' Lebensbeschreibung Müller's habe ich nicht auffinden können. Müller und Küster, Altes und Neues Berlin. Dähnert, Pom. Bibliothek II: A. Mülleri somnia memorabilia. Vanselow, Gelehrtes Pommern. Oelrichs, Fortges. hist.-dipl. Beyträge zur Gesch. d. Gelahrtheit in Pommern. Aug. Müller, Vortrag auf der Philologenversammlung 1880 in Stettin, gedr. in der Zeitschrift der deutschen morgenländ. Gesellschaft, dabei Verzeichniß von Müller's Schriften. Acten des königl. Staatsarchivs in Stettin.

v. Bülow.

Müller: Anton M., Mathematiker, geb. 1799 in Seckenheim bei Heidelberg, † am 10. Mai 1860 in Zürich. Er studirte in Heidelberg, ließ sich daselbst als Privatdocent nieder, und wurde als Universitätsbibliothekar angestellt. 1837 folgte er einem Rufe als Professor der Mathematik an die Universität Zürich. Ein nicht ideenarmer Gelehrter, der aber, wo er seine Ideen auszuarbeiten anfing, um wirkliche Ergebnisse zu erhalten, in dem Formalismus der combinatorischen Schule, in welcher er herangebildet war, stecken blieb. Besonders kennzeichnend dafür ist seine Schrift „Die allgemeinsten Gesetze der sphärischen Polygonometrie“, 1836, in welcher mit neuen Winkelfunctionen Rechnungen von unübersehbarer Art angestellt werden. Auch in einer Brochüre „Zur Polyedrometrie“, 1837, ist die gegen die Allgemeingiltigkeit des Euler'schen Polyëdersatzes gerichtete Einleitung ganz anregend geschrieben; die eigentliche Untersuchung erstickt in einem Wuste von Binionen, Ternionen u. s. w. von Raumpunkten. In der „Algebraischen Auflösung der Gleichungen 5. und 6. Grades“, 1848, kommt M. zu der Ueberzeugung, diese beiden Klassen von Gleichungen seien durch elliptische Transcendenten aufzulösen; noch höhere bedürften vermuthlich neuer Functionen. Auch die Bedeutung der sogenannten cyklosymmetrischen Determinanten für die Lehre von den Gleichungen scheint M. geahnt zu haben, so weit es möglich ist aus seiner jede Bezeichnung moderner Art, die nicht von ihm selbst herrührt, verschmähenden Darstellung heraus zu kommen.

Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch II, 227 u. 1430.

Cantor.

Müller: Arthur M., dramatischer Dichter, geb. 1830 zu Breslau, trat bald nach vollendeten Studien als Schauspieldichter auf, ging dann nach Süddeutschland, lebte theils in München, theils sommerfrischelnd im altbaierischen Gebirge, insbesondere zu Frauenchiemsee, auch zu Wien als „Theaterdichter", kehrte nach München zurück und endete daselbst in der Nacht vom 10. auf den 11. April 1873 durch Selbstmord. M. hatte sich vielfach als Lyriker und Novellist bekannt gemacht, insbesondere aber durch seine Dramen; letztere kennzeichnet eine Beweglichkeit, Frische und Volksthümlichkeit nebst einer gewissen Derbheit. Weniger Glück hatte er mit seinen Tragödien, man wird mitunter an die markige, kraftgeniale doch unfertige Art Grabbe's erinnert; dazu gehören „Geächtet" (oder Otto der Große und sein Haus, Berlin 1866, in 5 Acten), die „Kaiserglocke zu Speyer", „Kepler" und „Fürst und Bischof", welche in München und Berlin zur Aufführung kamen. Im Lustspiel zeigte M. eine harte an die Caricatur streifende ausgesprochene Vorliebe zu grellen Lichtern und scharfen Contouren (Der verhängnißvolle Feldwebel, Gute Nacht Hänschen, Die Verschwörung der Frauen). Glücklicher, wenn auch nicht frei von Uebertreibung war M. in sogenannten Volksstücken, wie „Das Haberfeldtreiben" (1866, Preisstück des Münchener Actientheaters), „Das Wichtel" (welches in Berlin an hundertmal gegeben wurde), „Johannisfeuer", „Auf der Gant" u. a., worin er ein schönes Geschick in dramatischem Aufbau und entschiedene Bühnenkenntniß, patriotisches Gefühl, aber auch eine Neigung zur sentimentalen Rührung bekundete. Jedenfalls ist sein frühes Ende zu beklagen; M. besaß nicht gewöhnliche Gaben, welche jedoch nicht zur vollen Entwicklung reiften. Der harte Kampf ums Dasein, vielfach nicht immer unverdiente Streitigkeiten und bittere Erfahrungen umwucherten sein Leben; bei günstigen äußeren Umständen und ruhiger Thätigkeit hätte sich der Dichter gewiß zu bleibenden Leistungen geklärt.

Vgl. Beil. 148 Allg. Zeitung 1873. Gottschall, Unsere Zeit. 1873. II, 285. Brockhaus, Lex. 1877. XI, 786. Bornmüller, Lex. 1882. S. 515.

Hyac. Holland.

Müller: August Eberhard M., Cantor an der Thomasschule und Musikdirector an den beiden Hauptkirchen zu Leipzig, ist geb. den 13. Decbr. 1767 zu Northeim, wo sein Vater Organist war, doch bald darauf nach Rinteln versetzt wurde. Hier erhielt er den ersten Musikunterricht vom Vater und zeigte eine so große Begabung, daß er schon im achten Jahre sich öffentlich hören ließ und seinen Vater im Amte vertrat. Bei solcher Gelegenheit hörte ihn auch Joh. Christoph Friedr. Bach, ein Sohn Seb. Bach's (Bd. I, S. 746) und entschloß sich, ihn zur Ausbildung zu sich zu nehmen. Rochlitz in seiner Biographie über M. sagt hierbei, daß zu damaliger Zeit das Musikstudium mehr handwerksmäßig betrieben wurde und so ein Junge aushalten mußte bis er ausgelernt hatte, setzt dem aber gleich hinzu (1817): jetzt reißt der jugendliche Trieb ohne vieles Kosten und Wählen alles frisch an sich. — Mit vierzehn Jahren hatte M. ausgelernt und zog in die weite Welt, da der Vater bei vielen Kindern und geringen Einnahmen für ihn nicht sorgen konnte. Von der Natur innen und außen wohl bedacht, an wenige Bedürfnisse gewöhnt, fand er überall mehr als sein bescheidenes Gemüth erwartete. So reiste er von Ort zu Ort, ließ sich als Flötist öffentlich hören und suchte ein Amt was ihn ernährte, wie er es endlich 1789 in Magdeburg fand, indem er zugleich die vom Vorgänger hinterlassene Tochter, eine gute Clavierspielerin, als Braut heimführte. In Magdeburg war damals, besonders durch Rolle's Einfluß, ein reges und kunstverständiges Musikleben; M. fand daher reichlich Gelegenheit sein Talent zu entfalten, sowohl als Dirigent, wie als Lehrer, Organist und Virtuose. Bei den öffentlichen und privaten Musikaufführungen fand er an seiner Frau eine treffliche Stütze und

er ließ es sich besonders angelegen sein, die Haydn'schen und Mozart'schen Werke öffentlich aufzuführen. Als M. 1792 Berlin besuchte und Concerte gab, lernte er auch Reichardt kennen, der ihn bald darauf in Leipzig als Organist für die Nicolaikirche empfahl. M. wurde vom Bürgermeister von Leipzig, Geh. Kriegsrath Müller zum Besuche eingeladen und sein einnehmendes Wesen, die Begeisterung für seine Kunst, verbunden mit dem vielseitigen und tüchtigen Können, nahm Alle, die ihn kennen lernten, in hohem Maße für ihn ein, sodaß er ohne Probe und formelle Bewerbung jene Organistenstelle mit erhöhtem Gehalte erhielt. Im J. 1794 trat er sie an und bald war er für das Leipziger Musikwesen der treibende Impuls. Rochlitz, der mit ihm innig befreundet war, kann nicht genug das liebenswürdige Wesen, verbunden mit einem einnehmenden Aeußeren, seine Gewandtheit im Dirigiren und die Art wie er die Orchestermitglieder zu begeistern wußte, hervorheben. Als Hiller, der Cantor der Thomasschule (Bd. XX S. 420), durch körperliche Hinfälligkeit in seinem Amte behindert wurde, bat er sich vom Magistrate der Stadt Leipzig M. zur Unterstützung aus, was ihm auch gewährt wurde (1800), und als Hiller 1804 starb, trat M. in dessen Posten ein. Hier war aber das Gesangsfach und lateinische Lehrstunden auf dem Gymnasium die Hauptbeschäftigung und zu beiden Fächern fühlte er nicht die gleiche Hinneigung wie zum Instrumentalfach; deshalb muß auch Rochlitz eingestehen, daß er nicht an seinem Platze stand. Wohl erfüllte er nach Möglichkeit seine Pflicht, aber nicht aus innerem Drange, sondern aus Gewissenhaftigkeit. Er nahm deshalb im J. 1810 mit Freuden den Antrag seiner ehemaligen Schülerin, der Frau Erbprinzessin von Weimar, als großherzoglicher Capellmeister und Musikmeister nach Weimar zu kommen, an, wo er wieder in altgewohnter Weise Sinfonien und Concerte dirigiren und spielen konnte. Lange sollte er aber dieses Glück nicht genießen, denn schon in den ersten Jahren seines dortigen Aufenthaltes kränkelte er, und schließlich ging sein Leiden, was ihm die letzten Lebensjahre verbitterte, in Wassersucht über. Noch nicht 50 Jahre alt starb er am 3. Dec. 1817. — M. hat sich in der mannigfachsten Weise in der Musik verdient gemacht, und wenn er auch als Componist nichts Aufsehenerregendes geschaffen hat, so huldigte er stets der ernsten Seite der Musik und trug dadurch indirect dazu bei, das Publikum zum Verständniß der großen Meister vorzubilden. Dieses letztere Verdienst zieht sich überhaupt vorzugsweise durch sein ganzes Leben. Immer und überall ist er bemüht, für unsere Classiker, die so schwer Eingang beim Publikum, selbst bei den Musikern fanden, Bahn zu brechen, theils durch das Wort, theils und hauptsächlich aber durch unausgesetztes Aufführen ihrer Werke. Im J. 1797 gab er in Leipzig eine Schrift heraus: „Anleitung zum genauen und richtigen Vortrage der Mozart'schen Clavierconcerte in Absicht richtiger Applicatur". Man kann sich heute kaum vorstellen, wie weit man damals noch in der Pädagogik des Clavierunterichts zurück war. Bedenkt man aber, daß im J. 1759 Karl Philipp Emanuel Bach seinen „Versuch über die wahre Art das Klavier zu spielen" herausgab und in dem Versuch immer noch die alte Fingersetzung: 2 3 2 3 2 3 oder 3 4 3 4 3 4 bei Läufen festgehalten, und dann wieder ein dem unsrigen ähnlicher Fingersatz aufgestellt wurde, so ist es wohl begreiflich, wie gerade die Mozart'schen Clavierwerke mit ihren Tonleiterfigurationen beim Publikum auf großen Widerstand stießen. Bis sich also der neue Fingersatz, den Daumen abwechselnd nach dem 3ten und 4ten Finger unterzusetzen, einbürgerte, bedurfte es solche energische und für die Kunst begeisterte Männer, wie M. einer war, die nicht müde wurden, dasselbe so oft zu predigen, bis man es endlich glaubte und befolgte. M. muß sich auch als Pädagoge ausgezeichnet haben, denn wir haben mehrere Lehrbücher, Clavierschulen von ihm, die sich noch lange nach seinem Tode als

bewährtes Lehrmaterial erwiesen haben und es ist noch gar nicht so lange her, daß seine „Instructiven Uebungsstücke“ aus dem Musikhandel verschwunden sind. Von seinen Compositionen ist besonders eine „Grande sonate pour Pianoforte“, op. 26, Lipsic chez Kühnel zu erwähnen, die vielfach als eine Mozart'sche Sonate nachgedruckt worden ist; so hatte sich M. in sein Vorbild hineingearbeitet, daß er ganz in seinem Sinne musikalisch dachte und empfand. Außer zahlreichen Werken für Clavier, Flöte, Orgel: Sonaten, Concerte, Variationen und anderes enthaltend, hat er auch mehrere Werke für Chor und Orchester geschrieben. Sie sind zwar alle dem fortschreitenden Zeitgeist zum Opfer gefallen, haben aber ihrer Zeit die Hörer hoch erfreut, angeregt und fortgebildet und sein Streben und Wirken ist nicht vergeblich gewesen.

Theodor Amadeus M., sein Sohn, zeichnete sich ebenfalls als tüchtiger Musiker aus. Am 20. Mai 1798 in Leipzig geboren, genoß er im väterlichen Hause eine vorzügliche musikalische Bildung. Da er die Violine zu seinem Hauptinstrumente wählte, so schickte ihn der Vater zu Spohr. Die Freiheitskriege ließen ihn aber Studium und Violine vergessen und begeistert vertauschte er den Bogen mit dem Schwert. Glücklich zurückgekehrt, erhielt er an der großherzoglichen Hofcapelle in Weimar eine Kammermusikusstelle als Violinist und hat den Posten bis zu seinem Ende, 11. März 1846, bekleidet. — Seine Frau, eine geborene Riemann, war eine gute Clavierspielerin und Sängerin, die aber später zum Schauspiel überging. Mit ihr vereint hat er Weimar viel anregende und den guten Geschmack fördernde Genüsse bereitet. — Als Componist wurde er einst sehr geschätzt. Nicht nur zahlreiche Violinsoli und Duette für 2 Violinen hat er veröffentlicht, sondern auch Orchesterwerke, und der Biograph in Schilling's Musiklexikon hebt besonders eine Hummel dedicirte Ouvertüre hervor, die er eine sehr schätzbare Arbeit nennt und die das Verlangen erregt, den Verfasser als Componisten auch in andern Werken näher kennen zu lernen.

Rob. Eitner.

Müller: Jakob Aurelius M., † als Superintendent der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen am 7. October 1806, Sohn eines angesehenen Goldschmieds in Hermannstadt (im November 1741 geboren), absolvirte das Gymnasium seiner Vaterstadt unter dem trefflichen Rector Felmer (Allg. D. Biogr. VI, 616) 1762 und bezog mit dessen ehrendem Lob und warmen Segenswünschen im April desselben Jahres die Universität Jena. Seit October 1767 als Lehrer an dem genannten Gymnasium angestellt, von 1776—1785 dessen Rector, wurde er im Mai dieses Jahres zum Pfarrer von Hammersdorf gewählt. Seine eifrige Mitarbeit an der Herausgabe eines neuen Gesangbuchs unterbrach eine Sendung an den Wiener Hof, wohin nach Kaiser Josephs II. Tod die sächsische Geistlichkeit in dem langdauernden Zehntproceß (Allg. D. Biogr. II, 389; X, 509) ihn schickte. Nach seiner Rückkehr wurde er am 1. Aug. 1792 in die, durch den Tod von Andr. Funk erledigte Stelle des Superintendenten — damals zugleich Birthälmer Pfarrers — gewählt, die er bis zu seinem Tod bekleidete. In seine kirchliche Amtswaltung fällt der Vollzug jener Gesetze, die nach der, die alte Verfassung umstürzenden und dann wiederherstellenden Regierung Josephs II. der Klausenburger Landtag von 1790/91 mit der Sanction der Krone gemacht hatte. Doch wiewohl der XXXIV. Landtagsartikel die alte kirchliche Gerichtsbarkeit in Ehesachen auch der evangelischen Kirche wieder herstellte, dauerte es noch Jahre lang, bis das Gesetz zur Wahrheit wurde; Müller's Vorstellungen und Rechtsnachweisungen trugen wesentlich zum letzteren bei. Auch litterarisch ist er für das Recht seines Volkes, die Stärkung seines Rechtsbewußtseins und Aufklärung der deutschen Leserwelt hierüber pflichttreu thätig gewesen. Die in Hermannstadt erschienene Volksschrift: „Die

Siebenbürger Sachsen. Herausgegeben bei Auflebung der für erloschen erklärten Nation", 1790, stammt wesentlich von ihm. Schlözer hat sie in seinen Staatsanzeigen (Band XVI, Heft 64) ehrender Anerkennung gewürdigt; sein treffendes Wort hebt hervor, daß von den zahlreichen deutschen Colonien „eine uns bisher nicht bekannt genug war, und zwar gerade diejenige, von der das Volk, von dem sie ausging, die allergrößte Ehre hat: ich meine die in Siebenbürgen". Jene „Volksschrift", in den weitaus meisten Theilen auf sicherer urkundlicher Grundlage beruhend, bezeichnet die Anfänge einer Geschichte der Siebenbürger Sachsen und ist ebenso beachtenswerth durch den Ernst der Forschung und die warme Liebe des Verfassers zu seinem Volk, wie durch den Ausdruck der tief-sittlichen Verletzung, deren Gluth durch die Seele dieses gegangen, da sein guter jahrhundertalter Rechtsstand gegen alles Gesetz aufgehoben worden. — Die in Folge auch dieser Rechtsstörung im Leben der Kirche und Schule vielfach zertrümmerte Ordnung wieder herzustellen, wurde auf Beschluß des Oberconsistoriums in den Jahren 1802—4 eine Schul- und Kirchenvisitation im ganzen Umfang der Landeskirche gehalten. Die, dem Superintendenten M. daraus erwachsende Aufgabe, ein Gutachten vorzulegen, wie diese Visitationen fortan gleichförmig und zweckmäßiger vorgenommen werden könnten, hat er, durch den Tod abgerufen, nicht lösen können. Eine Stipendienstiftung, die dafür sorgen wollte, „einmal, daß der Superintendent immer ausgebildete Leute, worauf bei Führung seines schweren und schwerverantwortlichen Amtes viel ankommt, um sich habe; fürs zweite, damit in unserer Geistlichkeit immer Männer, die gelehrt, aber auch in Geschäften brauchbar und geübt sind, nachgezogen werden mögen", hat seinem Namen zu seinen weiteren Verdiensten ein neues ehrendes Denkmal gesetzt.

Vgl. Jos. Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen, II, Kronst. 1870. G. D. Teutsch.

Müller: Christian Rudolph M., Sohn des Professors der Rechte in Kopenhagen und späteren Bürgermeisters in Flensburg, Johannes M., wurde zu Kopenhagen im J. 1651 geboren und besuchte seit 1661 die Schule in Flensburg. Er war zuerst Militärgeistlicher, dann von 1691 an Hofprediger in Kopenhagen und wurde im J. 1704 Bischof von Fünen, als welcher er 1712 starb. Von ihm ist ein Abendlied „Der Tag hat sich geneiget, der Abend bricht herein", das sich im Kopenhagener Gesangbuch von 1719 befindet.

Molleri Cimbria literata II, S. 562. Wetzel, Analecta hymnica II, S. 353. Rotermund zum Jöcher V, Sp. 35. l. u.

Müller: Christoph Anton M. dichtete das in der Nachlese zum Wernigeroder Gesangbuch von 1735 befindliche Lied „Ich zieh mich auf den Sabbath an so brünstig, als ich immer kann", das auch im (Elsner'schen) Berliner Liederschatz sich befindet. Vom Verfasser weiß man nur, daß er Candidat der Theologie war.

Wetzel, Analecta hymnica II, S. 353. Rotermund zum Jöcher V, Sp. 36. l. u.

Müller: Christian Gottfried M., 1747—1819, Philologe und Schulmann. Als der Sohn eines Steuereinnehmers zu Zöblitz, einem Städtchen im sächsischen Erzgebirge, am 24. Decbr. 1747 geboren und früh verwaist, war M. zur Erlernung eines Handwerks bestimmt, auch bereits zu einem Seifensieder in die Lehre gegeben, als sich sein Stiefvater bestimmen ließ, ihn auf die lateinische Schule in Annaberg zu schicken. Hier wurde er besonders durch den von ihm hochverehrten Rector Gottleber in den alten Sprachen rasch gefördert; gelegentlich seines Abganges zur Universität 1765 ließ er bereits eine kleine Schrift „Pugna binorum gallorum descripta" in Annaberg drucken. In Leipzig studirte er dann drei Jahre hindurch Theologie, Philosophie und Philologie; vom

seinen dortigen Lehrern scheinen Ernesti und Morus am bedeutendsten auf ihn gewirkt zu haben, den letzteren namentlich hat er bei wiederholten Anlässen gefeiert. Nachdem er Magister geworden und in Dresden seine theologische Prüfung in vorzüglicher Weise bestanden — Virum te praestitisti, belobte ihn der Generalsuperintendent Hermann —, entschloß er sich, ganz zum Schulfache überzugehen. Schon Ende der sechziger Jahre wurde er Rector der Lateinschule in Weida im Weimarischen und von dort 1780 vom regierenden Grafen von Reuß in das Rectorat des Gymnasiums in Schleiz berufen; 1786 übertrug ihm der Rath der Stadt Naumburg a. S. an Stelle des nach Gotha abgegangenen Fr. W. Doering das Rectorat der dortigen Rathsschule. Trotz der Anerkennung, welche er als Rector wie als Lehrer fand — man rühmte besonders seinen Unterricht im Lateinischen und in der alten Geographie, die er im Anschluß an Pomponius Mela zu behandeln pflegte — war seine Stellung in Naumburg doch eine wenig zufriedenstellende. Der Gegensatz des Rathsgymnasiums zu dem Domgymnasium, welches unter dem Patronate des Domcapitels stand, ließ beide Schulen nicht recht gedeihen, zumal die Nähe von Schulpforta fast erdrückend auf dieselben wirkte; dazu kamen unerfreuliche Verhältnisse zur Stadtgeistlichkeit, besonders dem Past. prim. Lenk, dessen Eingriffe der energische, gelegentlich auch leicht gereizte M. nicht dulden wollte. So empfand er es als eine glückliche Wendung, als ihm 1788 durch Vermittlung des Stiftskanzlers von Zeschwitz das Rectorat des Stiftsgymnasiums in Zeitz übertragen wurde. Neben dem Rectorate übernahm er die Verwaltung der in Zeitz von Julius Pflugk, dem letzten katholischen Bischofe von Naumburg-Zeitz begründeten und vornehmlich durch die Bibliothek des Polyhistor Thomas Reinesius erweiterten Stiftsbibliothek. Die Schule erfreute sich unter seiner Leitung eines raschen Aufschwungs, auch der Uebergang in die neuen Verhältnisse in Folge der Abtretung des Bisthums an Preußen nach 1815 vollzog sich durch seinen geschickten Verkehr mit den Behörden leicht und glücklich, besonders auch durch das gute Verhältniß zu dem 1817 zum Ephorus ernannten Superintendenten J. Fr. G. Delbrück, dem früheren Lehrer des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm von Preußen. Dabei ließ ihm das Schulamt Muße genug für eine umfangreiche wissenschaftliche Thätigkeit, welche vornehmlich auf zwei Gebiete sich erstreckte: Erforschung und Darstellung der Geschichte der Zeitzer Stiftsschule und Durchforschung der Stiftsbibliothek, deren verdientester Verwalter er geworden ist. Nur seinem Widerstande hat Zeitz es zu danken, daß die Absichten der preußischen Regierung, dieselbe von dort weg nach Halle oder Merseburg zu verlegen, aufgegeben wurden; auch die Wegführung der bedeutenderen Handschriften wußte er zu verhindern; für die Nutzbarmachung der Bibliothek hat er, namentlich auch durch seine Veröffentlichungen, mehr gethan, als alle seine Vorgänger. Daß er verschiedene lockende Rufe nach auswärts, namentlich in das Rectorat von Grimma, ablehnte, hatte ausschließlich seinen Grund in der Anhänglichkeit an die Bibliothek. Er starb am 10. Aug. 1819. — Von seinen zahlreichen Schriften haben dauernden Werth vornehmlich die 8 Abhandlungen unter dem Titel: „Notitia et recensio codicum mss., qui in bibliotheca episcopatus Numburgo-Cizensis asservantur“, 1806—1817, sowie die Einzelabhandlungen über die Bibliothek („De Plotini cod. ms.“, 1798; „Geschichte und Denkwürdigkeiten der Stiftsbibliothek“, 1808 u. a.); ferner die Reihe von Abhandlungen zur Geschichte der Schule, welche von 1797—1817 erschien. Von seinen größeren Arbeiten sind zu nennen die Ausgabe der „Formula Confutationis Augustanae Confessionis“ (1808), die Ausgabe der Tzetzes-Scholien zum Lykophron (1811) und die „Observationes Th. Reinesii in Suidam“, nach seinem Tode von seinem Amtsnachfolger Kießling (s. Bd. XV, S. 734) 1819 herausgegeben.

Siebelis, Pauca ad Chr. God. Mülleri memoriam, Budissae 1824. — Die Angaben im Nomenclator philol. S. 386 sind zu berichtigen.

R. Hoche.

Müller: Christian Gottlieb M., ein guter Componist, der sich sogar die Achtung Robert Schumann's erworben hat, ward am 6. Febr. 1800 zu Nieder-Oderwitz in ärmlichen Verhältnissen geboren. Der Vater war Leinweber; dennoch ließ er dem Sohn, als er seine Anlagen zur Musik erkannte, Musikunterricht geben. Bald mußte der Knabe zum Tanz aufspielen, um Geld zu erwerben. Später ging er zu einem Stadtmusikus, wo er sechs Jahre in der Lehre blieb, darauf kam er als Geselle zum Stadtmusikus in Wurzen. Das Zusammenleben mit rohen ungebildeten Genossen war ihm entsetzlich und noch mehr die Tanzmusik. Endlich fand er in Göttingen ein Unterkommen und lernte hier Spohr kennen, der das treffliche Talent erkannte und ihn Karl Maria von Weber empfahl. Weber interessirte sich sehr für ihn und unter seiner Anleitung mag er wohl sorgfältigere Studien in der Composition gemacht haben, denn bisher war er darin nur Autodidakt. Doch in Dresden konnte er nicht festen Fuß fassen und nahm endlich in Leipzig die Musikdirectorstelle bei einem Orchester an. Später wurde er Violinist am Theater. Im J. 1824 gründete er den Musikverein „Euterpe“, der sich zur Aufgabe stellte besonders die neueren Orchester- und Kammermusikwerke zur Aufführung zu bringen im Gegensatz zu den Gewandhausconcerten, die mehr das Alte pflegten und durch die Beschränktheit des Raumes nicht allen Musikliebhabern Gelegenheit zum Besuch geben konnten. Das Unternehmen glückte und M. glaubte sich auf dem Gipfel seines Glückes zu befinden. In dieser Zeit wandte er sich mit Eifer der Composition zu und seine bedeutenden Anlagen traten ins hellste Licht. Als seine dritte Sinfonie in den Gewandhausconcerten im J. 1834 aufgeführt wurde, berichtet Robert Schumann unter dem Pseudonym „Florestan“ in der Neuen Zeitschrift für Musik (Bd. II, S, 48): „Wär ich ein Verleger, so müßte schon heute die geschriebene Partitur vor mir aufgeschlagen liegen und in einigen Wochen die gedruckte ... Es ist eine bekannte Erfahrung, daß die meisten jungen Componisten ihre Sache gleich zu gut machen wollen, daß sie z. B. zu viel Material anlegen, was sich dann unter weniger geschickten Händen immer unbequemer aufhäuft und in der späteren Verbindung der Stoffe zu unkenntlichen Klumpen zusammenballt. Man will etwas Aehnliches in den beiden früheren Sinfonien Müller's bemerkt haben, in dieser dritten trennt sich jedoch Alles bei weitem leichter und glücklicher und es steht zu erwarten, daß, wie sich schon jetzt seine Sinfonie in der Zeichnung, die nächste sich auch im Colorit der Meisterschaft nähern wird. Das Fürnehmste bleibt natürlich immer der Geist mit seinem königlichen Gefolge; hier erhebt er sich (namentlich im letzten Satz) oft stolz, ja so kühn, daß es uns an einem, der früher sich fast zu schüchtern am liebsten da aufhielt, wo er festen Boden sah, jetzt doppelt auffällt und Freude macht. Das Einzelne, was an Beethoven'sche Art erinnert, reizt manchmal sogar zu Betrachtungen, die im gewissen Sinne zum Vortheile des jüngeren Componisten ausfallen, da das gelunge Selbsteigene von dem, wo er es dem fremden Vorbilde nachthun wollte, sich ganz glücklich unterscheidet“ ... Seine Compositionsthätigkeit war eine sehr vielseitige; in allen Fächern der Musik schuf er anerkennenswerthe Werke, so in der Kammermusik, in der Oper, im ein- und mehrstimmigen Gesange. Auch als Orchesterdirigent erwarb er sich bedeutende Verdienste und schon im Jahre 1833 gab der Euterpeverein dieser Anerkennung Ausdruck durch Ueberreichung eines silbernen Pokales. — In Altenburg scheint man seine Leistungen ganz besonders mit Interesse zu verfolgen, denn es werden seine Compositionen dort vielfach aufgeführt und bei dem im J. 1837 stattfindenden

Mozartfeste wird er zum Mitdirigenten gewählt. Als man ihm daher 1838 die vacant gewordene städtische Musikdirectorstelle antrug, nahm er sie mit Freuden an, da ihm Leipzig keine gesicherte Stellung bot und er sein Brod meist durch Unterrichtgeben erwerben mußte. Bis 1842 wurden seine Compositionen in Leipzig und an andern Orten aufgeführt, doch nach der Zeit verschwindet er von der Bildfläche, als wenn die gesicherte Stellung ihn eingeschläfert und ihm die Anregung benommen hätte. Sein Wirken beschränkte sich nur noch auf den kleinen Kreis, der seiner Obhut übergeben war; die übrige Welt nahm keine Notiz mehr von ihm. Am 29. Juni 1863 starb er in Altenburg.

Rob. Eitner.

Müller: Christoph Heinrich M. (Myller), Herausgeber altdeutscher Gedichte, geb. zu Zürich am 10. Febr. 1740, Bodmerschüler, studirte Theologie, wurde 1767 in Folge eines politischen Pamphlets über die Genfer Unruhen aus seiner Vaterstadt verbannt, wandte sich nach Berlin und erhielt namentlich durch Sulzer's Fürsprache eine Professur der Philosophie und Geschichte am Joachimsthalschen Gymnasium. 1772 wurde seine Ausweisung aufgehoben und 1788 kehrte der hypochondrische Mann nach Zürich zurück, wo er am 22. Febr. 1807 starb. — M., angeregt durch Bodmer's Beschäftigung mit der älteren deutschen Litteratur, führte das Werk seines Lehrers zu Ende, indem er mit Unterstützung desselben auf Actien hin von 1782 bis 85 die 3 Bände „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert“ herausgab. Das Sammelwerk enthält außer der ersten Gesammtausgabe des Nibelungenliedes, 1782 (Mischtext aus Handschrift A und C), die Eneit, Parcival, den armen Heinrich, Tristan, Flor und Blanscheflur, Iwein, Freidank, den trojanischen Krieg (unvollendet) u. a. m., somit, die Gudrun ausgenommen, den Grundstock der poetischen Denkmäler älterer Zeit. Die Nibelungenausgabe war Friedrich dem Großen zugeeignet, welcher sich der Dedication gegenüber freundlich aufmunternd verhielt. Erst der weitere Fortgang des Unternehmens, namentlich die im Februar 1784 erschienene Edition des Parzival, machte den König unwirsch und er erschreckte am 22. Februar 1784 den guten M. mit jenem bekannten gröblichen Brief, den man — wie Zarncke nachgewiesen — fälschlich auf die Nibelungen bezogen hat. Die nach unsern Begriffen sehr mangelhaften Ausgaben Müller's blieben auf lange hinaus die Hauptgrundlage für die Kenntniß der mittelhochdeutschen Dichtung. Außerdem publicirte M. (meist anonym): „J. H. Waser“, 1780; „Der Dorfpfarrer“, 1785; „Abriß der drey Schleßschen Kriege“, 1786; „Dialogen und kleine Aufsätze“, 2 Thle., 1792; „Etat der Beamten im Canton Zürich auf das Jahr 1795“, 1795; „Ankündigung eines Politischen Wörterbuchs“, 1800; Ankündigung: „Wie muß man es anfangen, um in einer großen Bürgerei jedem Bürger hinlänglich Kenntniß seiner Verhältnisse u. s. w. zu geben“, 1800; „Kalliste, die Gesetzgeberin, die Deutsche oder die sanscülottische Oligokratie“, 1803; endlich: Musikalien, III Sonaten vor das Clavier, Berlin 1782.

Raumer, Geschichte der germanischen Philologie, S. 258—63; Crüger, die erste Gesammtausgabe der Nibelungen, 1884, S. 64—102 und Anhang.

Jakob Baechtold.

Müller: Cölestin M., Fürstabt von Einsiedeln, geb. am 28. Decbr. 1772 zu Schmerikon am Zürichsee, † am 26. März 1846 zu Einsiedeln. Er legte 1790 die Ordensgelübde ab, lebte von 1798 an, wo das Kloster aufgehoben wurde, einige Jahre in Deutschland, wurde nach der Wiederherstellung des Klosters Präfect des von ihm begründeten Klostergymnasiums und am 18. April 1825 Abt. 1819 hat er anonym „Züge aus der Reformationsgeschichte der Schweiz“ veröffentlicht, später ascetische Schriften seines Vorgängers Konrad Tanner herausgegeben.

N. Nekrolog, 1846, 985. Reusch.

Müller: Cornelius Friedrich Gottfried M., 1793—1879, Schulmann. Er wurde in Hamburg als der Sohn eines Buchdruckers am 4. Novbr. 1793 geboren, erhielt seine Schulbildung auf dem Johanneum und dem akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt unter der ganz besonderen Leitung und Fürsorge Gurlitt's (s. d.) und bezog nach Veröffentlichung seiner Erstlingsschrift „Explanatio brevis psalmi LXIX“ Ostern 1812 die Universität Göttingen, um Theologie und Philologie zu studieren. Ostern 1813 ging er nach Kiel, wurde aber durch die politischen Verhältnisse genöthigt, im Herbst d. Js. nach Hamburg zurückzukehren; hier war er ein Jahr hindurch als „employé à la Bibliothèque publique“ thätig. Nach der Befreiung Hamburgs nahm er die unterbrochenen Studien in Leipzig unter Beck und Hermann wieder auf, wurde sodann Ostern 1815 Hilfslehrer an der dortigen Thomasschule und erwarb sich den philosophischen Doctorgrad in Halle. Im Juni 1816 berief ihn Gurlitt an das Hamburgische Johanneum zurück; bereits im September d. Js. wurde er als Collaborator definitiv angestellt, Ostern 1819 in eine Professur befördert. In dieser Stellung hat er fast ein halbes Jahrhundert eine hervorragende Wirksamkeit entfaltet, zunächst noch — bis 1827 — unter Gurlitt's Leitung, dessen vertrautester Freund und Gehilfe er wurde, dann unter anderen Directoren als der eigentliche Vertreter der guten Ueberlieferung aus Gurlitt's Zeit. Nachdem er wiederholt, einmal 2 Jahre lang, das Directorat des Johanneums geführt, wurde er auf seinen Wunsch im Herbst 1868 emeritirt und lebte dann noch in stiller Zurückgezogenheit 11 Jahre in Wandsbeck. Er starb am 6. Juni 1879. Die Universität Rostock hatte ihn 1840 honoris causa zum Dr. theol. ernannt; einer großen Zahl gelehrter Gesellschaften gehörte er als Mitglied an. Von seinen zahlreichen Schriften verdienen die Commentationes zu Juvenal (1831), Catull (1836), Ep. Pauli ad Philippenses (1843) erwähnt zu werden; außerdem ist er namentlich als Herausgeber der Schulreden und sonstigen nachgelassenen Schriften Gurlitt's bekannt.

Hoche, Nekrolog im Ost.-Programm des Johanneums 1880.

R. Hoche.

Müller: Daniel Ernst M. war königlich baierischer Oberförster. Außer einer kleinen Abhandlung über „Begründung eines allgemeinen Forstpolizeigesetzes“, Nürnberg 1825, schrieb er: „Afterraupenfraß in den fränkischen Kiefernwaldungen vom Jahre 1819—20 nebst Anleitung zum Schutze der Nadelholzwälder gegen Verheerungen von dem bis jetzt am schädlichsten sich gezeigten Insekten, mit einer Kupfertafel und 8 Tabellen“, Aschaffenburg 1824. Dies Werk enthält manche wichtige Beobachtung und hat namentlich das Verdienst, zum weiteren Studium anzuregen. Später beschäftigte M. sich mit der Herausgabe einer neuen Auflage von Bechstein's Forstinsectologie; jedoch erschien nur der erste Band: „Allgemeine Insectenkunde“, Gotha 1829. W. Heß.

Müller: Eduard M., jüngerer Bruder von Otfried und Julius M., war den 12. Novbr. 1804 zu Brieg in Schlesien geboren. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht, bezog er Michaelis 1821 die Universität Breslau, um unter David Schultz und von Cölln Theologie, unter Franz Passow und Schneider Philologie zu studieren. In nähere Beziehung trat er auch zu Henrik Steffens, mit dem er noch später in Briefwechsel stand. Ostern 1823 ging er nach Göttingen, wo neben seinem sechs Jahre älteren Bruder namentlich Dissen und der Philosoph Krause einen nachhaltigen Einfluß auf ihn übten. In die schlesische Heimat zurückgekehrt, promovirte er im August 1826 mit der Abhandlung: „Euripides deorum popularium contemtor“, worauf er im Herbste einem Rufe an das Gymnasium zu Ratibor folgte: schon im Januar 1828 wurde er zum zweiten Oberlehrer, vier Jahre darauf zum Prorector der

Anstalt befördert. 1841 ging er in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium zu Liegnitz über, erhielt 1846 das Prädicat „Professor“ und nahm, von den schlesischen Gymnasiallehrern zum Deputirten gewählt, 1849 an den in Berlin unter dem Ministerium Ladenberg stattfindenden Berathungen über Reformen im höheren Schulwesen Theil. Vier Jahre später ward ihm das Directorat übertragen, das er vierzehn Jahre lang mit großer Gewissenhaftigkeit verwaltet hat. Nachdem er Ostern 1867 in den Ruhestand getreten, widmete er den Rest seiner Tage den nie unterbrochenen philologisch-ästhetischen Studien: er endete am 30. Novbr. 1875. M. war ein sehr vielseitig gebildeter Mann und hat ziemlich viel geschrieben; von seinen zahlreichen, zum Theil sehr werthvollen Programmabhandlungen hebe ich nur hervor: „Ueber das Nachahmende in der Kunst nach Aristoteles“, 1834; „Die Idee der Aesthetik ihrem historischen Ursprunge nach dargestellt“, 1840; „Ueber Sophokleische Naturanschauung“, 1842; „Das christliche Kunstprincip seinem geschichtlichen Ursprunge nach“, 1856; „Ueber Apollonius von Tyana“, 1861. Sein Hauptwerk aber ist die „Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten“, 2 Bde., Breslau 1834 und 37; auch besorgte er die neue Auflage der „Griechischen Literaturgeschichte“ seines Bruders Otfried, 2 Bde., Breslau 1857. Sehr schätzbare Beiträge aus seiner Feder enthalten Zimmermann's Beiträge für Alterthumswissenschaft, Schall's und Holtei's deutsche Blätter, die Bücherschau der Breslauer Zeitung und die Jahn'schen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, welche von größeren Abhandlungen brachten: „Aristoteles und das deutsche Drama“ und „Parallelen zu den messianischen Weissagungen und Typen des A. T. aus dem hellenischen Alterthum“. Aus seinem Nachlaß gab der Unterzeichnete heraus: „Der Geniencultus der alten Perser“ (Ausland 1876) und „Die Idee der Menschheit im hellenischen Alterthum“ (im 9. Supplementband der Jahn'schen Jahrbücher). — Auch als Dichter hat sich der reichbegabte Mann versucht: 1853 erschien von ihm: „Simson und Delilah, eine Tragödie in 5 Acten“, über die Heinr. Kurz in seiner Geschichte der neuesten deutschen Litteratur IV, 479b ein wenig zutreffendes Urtheil gefällt hat.

Kraffert.

Müller: Karl Emanuel M., Landammann von Uri, Oberstlieutenant und Ingenieur, geb. zu Altorf am 18. März 1804, † daselbst am 1. Decbr. 1869, stammte aus der angesehenen urnerischen Familie Müller, aus der schon sein Großvater die Stelle eines Landammanns, das höchste Amt in Uri, sein Vater, ein gewesener Offizier in französischen Diensten, diejenige eines Landschreibers bekleidet hatte. Nach erhaltener Gymnasial- und Lycealbildung in Altdorf und Solothurn, dem Besuche der Universität Heidelberg, wo neben technischen Vorbereitungsstudien auch staatswissenschaftliche Collegien besucht wurden, ging M. 1826 nach Wien, um sich ganz den technischen Studien im Fache des Hochbaus und des Straßen- und Brückenbaus zu widmen. Nach seiner Rückkehr in die Heimath sofort in die Landesbaucommission berufen, übernahm M. bei Herstellung der Kunststraße über den Gotthard die Ausführung der schwierigsten Partie durch die Schöllenen mit der neuen Teufelsbrücke, den Bau der Brücke über den Schächenbach bei Altdorf sowie noch andere trefflich gelungene Bauten, die seinen Ruf als Ingenieur weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus begründeten. Später unternahm M. zu seiner weiteren Ausbildung noch Reisen nach Italien und England und wurde dann von dort zurückgekehrt von der Regierung von Glarus zum Straßeninspector gewählt, welche Stelle er 1840 niederlegte, um den Bau der großen steinernen Nydeckbrücke bei Bern zu übernehmen. Diese prächtige Brücke, eine der größten baulichen Leistungen jener Zeit, vollendete er innerhalb 4 Jahren, während die accordgemäße Frist 5 Jahre betrug, was ihm große Anerkennung und reichen Gewinn brachte. In dieser

Zeit ließen die politischen Zerwürfnisse in der Schweiz den Ausbruch eines Bürgerkrieges als nahe bevorstehend erscheinen. M., ein entschiedener Anhänger der katholisch-conservativen Partei und streng festhaltend an den Principien der Kantonalsouveränetät, lehnte daher die ihm von der Regierung von Bern gemachten glänzenden Anerbietungen für Uebernahme der Stelle eines Kantonalbauinspectors ab, stellte sich seinem Heimathkanton, der ihn zum Commandanten der Landwehr erkor, zur Verfügung, folgte aber, da er die Interessen der Sonderbundstände als solidarisch betrachtete, schon 1845 einem Rufe des Kantons Luzern in den dortigen Regierungsrath, wo er das Baudepartement übernahm und 1846 den Stand Luzern auf der Tagsatzung vertrat. Als die Tagsatzung die Auflösung des Sonderbundes durch Waffengewalt beschlossen und der Bürgerkrieg zum Ausbruch gekommen, wurde M., im sonderbündischen Generalstab zum Obercommandanten des Genies ernannt, an die Spitze der Gotthardexpedition gestellt. Unter seiner Führung machten am 17. Novbr. 1847 1700 Mann Sonderbundstruppen mit 4 Geschützen vom Gotthardhospiz aus einen Einfall in den Kanton Tessin, welcher den Zweck hatte, den Weg nach Mailand zu öffnen und für Verproviantirung des sonst rings vom Feinde umschlossenen Sonderbundsgebietes zu sorgen. In dem Gefecht bei Airolo siegten die Truppen Müller's über die ungeübte Mannschaft des tessinischen Obersten Luvini und drangen bis vor die Mauern von Bellinzona vor, wo die Expedition wegen Mangels an Geschützesmunition und wegen der inzwischen in Luzern eingetretenen Ereignisse umkehren mußte. Obwohl diese Expedition für den Ausgang des Sonderbundskrieges resultatlos blieb, so trug sie doch M., der dieselbe als Oberstlieutenant leitete, den Ruhm eines einsichtsvollen und kaltblütigen Anführers ein. Nach Beendigung des Sonderbundskrieges wurde M. in den von der siegenden Partei gegen die Mitglieder der abgetretenen Regierung angestrengten sog. Hochverrathsproceß verwickelt, erlangte jedoch später, allerdings erst nach vielen Jahren vollständige Restitution und kehrte nach Uri zurück, wo er, obwohl von verschiedenen Ehrenämtern in Anspruch genommen, doch wieder in seinem eigentlichen Berufe und Fache thätig war. Von 1850—53 vollführte er das schwierige Werk der Reußcorrection im Thale von Altdorf und sicherte mittels der Kanalisirung des wilden Flusses die fruchtbare Ebene vor der früher stets wiederholten Verwüstung. Beim Bau der schweizerischen Centralbahn concurrirte er ohne Erfolg für die Uebernahme des Hauensteintunnels. 1856 entschied seine Expertise für die Stellung des Bahnhofs Solothurn, wofür ihm das Bürgerrecht der Stadt und ein kostbares Ehrengeschenk zu Theil wurden. In den Jahren 1856—58 sowie 64—65 berief die Urner Landsgemeinde M. zum höchsten Amte, demjenigen des Kantonslandammann und 1862—64 vertrat er den Kanton Uri im schweizerischen Ständerath. Neben dem Bau der katholischen Kirche in Bern, der ihm im J. 1859 übertragen und für ihn die Quelle mannigfaltigen Verdrusses wurde, beschäftigten M. auch verschiedene Unternehmungen privater Industrie, von denen wir hier die neugegründete Papierfabrik an der Isleten im Kanton Uri, den Betrieb der alten Papierfabrik in Horw und ganz besonders die für ihn sehr fruchtbare Dampfschifffahrt auf dem Vierwaldstättersee nennen. Weniger günstig fiel die Güterspeculation in Slavonien aus, durch die er in zahlreiche Processe der unangenehmsten Art mit seinem Verwandten und früheren Freunde Vincenz Müller verwickelt wurde. M., der schon 1853 mit Ingenieur Koller Pläne und Gutachten für das Unternehmen der Gotthardeisenbahn gearbeitet, den Kanton Uri bei allen diesfallsigen Conferenzen und Verhandlungen vertreten und dessen Einfluß es hauptsächlich gelungen, das Volk von Uri zu der Subvention von einer Million zu vermögen, beschäftigte sich im Delirium der Todesstunde mit der Gotthardbahn, für die er die

letzte und größte Begeisterung empfand. In Müller's Leben erscheint neben seiner Bedeutung als eines der ersten schweizerischen Ingenieure besonders charakteristisch seine große Anhänglichkeit an sein Heimathland Uri sowie seine seltene Gemeinnützigkeit. Müller's Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit wurden überall und von allen Parteien anerkannt und seine technischen Gutachten hatten, wie Dr. Segesser richtig bemerkt, nicht nur den Werth der Expertise, sondern mehr noch den eines unbestechlichen, gewissenhaften Urtheils.

Vgl. Geschichte der Erbauung der Nydeckbrücke in Bern in den Jahren 1840—1844 von Landammann Müller, Zürich, Friedrich Schultheß, 1848, ferner Dr. A. Ph. v. Segesser, Sammlung kleiner Schriften, 2. Bd., Bern 1879, S. 461 u. ff. und Gallerie berühmter Schweizer der Neuzeit von Alfred Hartmann, Bd. 2. Nr. 87. P. Meyer von Schauensee.

Müller: Ernst M., Bildhauer, ein hochbegabter Mensch von umfassender Bildung, gewandt im Bilden eines Gedankens, jedoch ohne Ausdauer in der Ausführung. Mehr mit dem Geiste als mit dem Werkzeug arbeitend, verschloß er sich selbst die Bahnen zur allgemeinen Anerkennung. Zu Göttingen im Jahre 1823 geboren, empfing er seine künstlerische Ausbildung bei Henschel in Cassel, mit dem er 1844 nach Rom ging. Dort blieb er mehrere Jahre und lebte dann längere Zeit in München. Seine Gruppe aus der nordischen Mythologie „Drei Nornen“ und eine Vase mit Reliefdarstellungen aus der „Edda“ (im Besitz des Grafen Schack-München) fanden und verdienen vielen Beifall. 1860 ging der Künstler nach Paris, dann nach Brüssel, wo er sich durch Steinhauerarbeiten über Wasser hielt, nur um sich sprachlich auszubilden. Später wandte er sich dem Rheine zu, wo er in Bonn und Köln verschiedene sehr schöne Porträtmedaillons ausführte. Die Idee, sich als Maler auszubilden, führte ihn nach Düsseldorf und als seine Absichten scheiterten, schrieb er interessante Kunstberichte für verschiedene geachtete Blätter. Er starb am 20. April 1875 in Dürftigkeit im besten Mannesalter. Bund.

Müller: Fooke Hoissen M., dessen Fachwissenschaft die Mathematik war, nimmt in der neuplattdeutschen Litteratur durch seine „Döntjes un Vertellsels“ (kleine Lieder und Erzählungen) einen ehrenvollen Platz ein. Er wurde geboren zu Aurich in Ostfriesland am 15. Juli 1798 als Sohn eines Kaufmanns. Er besuchte in seiner Vaterstadt eine Schule, in der neben etwas Latein auch Physik und Mathematik gelehrt wurde. Diese reizten den Knaben und bestimmten seinen Lebensgang. Seine Neigung zu mechanischen Arbeiten hatte zunächst den Vater bestimmt, ihn frühzeitig zu einem Uhrmacher in die Lehre zu geben. Aber diese Beschäftigung genügte ihm nicht und auf seine Bitte wurde er wieder in die Schule geschickt, deren Mängel er durch eifriges Selbststudium ergänzte. Dabei zeichnete er, zimmerte, drechselte, löthete, schmiedete, baute sich physikalische Instrumente, stach sogar in Kupfer, radierte und ätzte Landschaftsbilder, die er auf einer selbstgebauten Presse druckte. Auch Musik lernte und betrieb er in dieser autodidaktischen Weise und spielte mehrere Instrumente, z. B. eine Harfe die er in späteren Jahren selbst gebaut. Seine Schularbeiten litten darunter nicht. Damals schon, in den Jahren 1813—15, zeigte M. auch poetisches Talent, indem er patriotische Gedichte ohne Namen in die Ostfriesische Zeitung gab, die Aufsehen erregten. Auf Anrathen von Freunden und Lehrern, welche den talentvollen Knaben auszeichneten, schickte ihn der Vater nach Oldenburg aufs Gymnasium, wo er besonders eifrig das Studium der Mathematik fortsetzte; als Broterwerb betrieb er Philologie und muß auch darin wohl etwas bedeutendes geleistet haben, da er seine Abschiedsrede mit Beifall in griechischer Sprache gehalten hat. Zur Theologie konnte sich der gewissenhafte junge Mann, trotz der

Mahnungen seines Vaters, sein Fortkommen zu bedenken, nicht entschließen. Er studirte dann vier Jahre in Göttingen mit großem Fleiße und erwarb sich glänzende Zeugnisse und den Dr. philosophiae. Damit kehrte er nach Aurich zurück, wo ihm die Regierung die Erlaubniß ertheilte am Gymnasium Unterricht in der Mathematik zu ertheilen, ohne ihm Apparate zu liefern, die er sich selbst bauen mußte, und ohne feste Anstellung, denn die Mathematik war damals in hannoverschen Gymnasien noch kein officieller Lehrgegenstand. M. machte auf diesen Mangel aufmerksam und drang auf Errichtung einer Navigationsschule in Emden als dringendes Bedürfniß für Ostfriesland mit seiner großen Handelsflotte. Aber dafür war bei der Regierung kein Gehör zu finden, dafür gebrach es an Geld. So mühte sich denn M. jahrelang in unwürdiger Lage ab und wäre darin vielleicht verkümmert, wenn nicht ein Freund und Landsmann von ihm, ein bedeutender Mathematiker Dirksen gekommen und ihn herausgerissen hätte. Dirksen, in Berlin angestellt, nahm ihn fast gewaltsam mit, rieth ihm zunächst in Halle zu versuchen einen Lehrstuhl zu bekommen. Dies gelang, und bald und durch Empfehlung gewichtigster Männer wie Kanzler Niemeyer, wurde M. als Lehrer der Mathematik am königlichen Pädagogium in Halle ernannt. Wenige Jahre später wurde er an das Gymnasium und die Kriegsschule in Torgau versetzt, vier Jahre darauf als Subrector des Gymnasiums nach Brandenburg, endlich 1842 als Professor an das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin. So war das Ziel erreicht, das dem treuen Arbeiter in weiter Ferne gewinkt hatte. — M. war zwei Mal glücklich verheirathet, mußte aber zwei Mal geliebte Frauen zu Grabe geleiten. Ihn selbst ereilte nach schweren, mit Standhaftigkeit ertragenen Leiden der Tod am 8. October 1856.

Er hinterließ an wissenschaftlichen Werken: „Elemente der Arithmetik und Algebra“ u. s. w. 1839. Zweiter Theil 1840; kurz vor seinem Tode beendet: „Arithmetik und Algebra für Gymnasien“ u. s. w. 1857. Neben seinen Fachstudien beschäftigte sich M. immerfort, lesend und selbst dichtend mit der Poesie. Sein Gesang begleitete alle freudigen und schmerzlichen Ereignisse seines Lebens. Doch eignen sich diese Ergüsse seines Talentes nach dem Urtheile seiner Kinder nicht für die Oeffentlichkeit. „Als 1852 Klaus Groths Quickborn erschienen war, fahren diese in ihren Mittheilungen fort, kam er auf den Gedanken, ein ähnliches Werk in dem weit markigeren (sic!) ostfriesischen Platt müsse auch ansprechen.“ Schrieb ihm doch auch sein Bruder nach Lesung des Quickborn aus der Heimath: Das können wir Ostfriesen auch! Dazu müsse er helfen. In dem hierauf entstandenen Briefwechsel äußert sich unser M. im Hinblick auf die dann eben erschienenen Läuschen und Rimels von Fritz Reuter: „Ich glaube, wer es mit der plattdeutschen Sprache gut meint, muß nicht blos zu Schnurren sie verbrauchen. Leider ist der gebildeten Welt fast nicht anderes in ihr geboten. Dieser ist sie dadurch vorzugsweise die derbe Possenreißersprache geworden, während sie doch, wo sie noch lebendig ist, für Ernst und Weh, für Klage und Idylle ebensogut Klänge hat, wie jede andere.“ In diesem Sinne entstanden, gerade in den Leidensjahren des Verfassers, seine Gedichte in plattdeutscher ostfriesischer Mundart. Doch konnte er sich immer nicht entschließen die fertigen Sachen drucken zu lassen; selbst auf Drängen seines Bruders, der ihn in seiner Krankheit in Berlin besuchte, erwiederte er: es sei zu wenig für ein anständiges Buch und er fürchte die Kritik, die einem Mathematiker nicht zutrauen würde zugleich Poet zu sein. Erst wenige Wochen vor seinem Tode entschloß er sich, das Epos „Tiark Allena“ nebst einigen anderen kleineren lyrischen Gedichten drucken zu lassen. Er sollte nicht die Freude erleben seine „Döntjes un Vertellsels“ fertig zu sehen. „Tjark Allena“ ist sein Hauptwerk, kraftvoll, wie der Volksstamm, eigenthümlich in Auffassung und Darstellung eines eigensinnigen

Ostfriesen. Unter den lyrischen Sachen zeichnen sich die Ballade „Könk (König) Helgo's Oog“ und das Lied „Wat sück de Schwaalkes (Schwalben) vertellen“ aus. M. war ein ganzer Mann, einfach, bieder, voll sittlichen Ernstes, fast zu bescheiden, dabei voll tiefen Gemüthes, das aber nur Vertraute kennen lernten; Fernerstehenden erschien er nur als der strenge, verschlossene Gelehrte. Eine neue Auflage der „Döntjes un Vertellsels“ ist in Vorbereitung.

Klaus Groth.

Müller: Michael Franz Joseph M., geb. zu Trier am 4. Octbr. 1762, † am 26. Octbr. 1848. Er war der Sohn des Thomas Müller und der Marie Therese Driesch, und gehörte einer durch mehrere Mitglieder auf dem Gebiete der Trier'schen Geschichtskunde thätigen Familie an. Vor dem Ausbruch der französischen Revolution war er Pensionär der Trois-Etats des Herzogthums Luxemburg, unter der französischen Herrschaft ward er Friedensrichter in Echternach, 1812 Staatsanwalt und zwei Jahre später Rath an dem Appellhofe daselbst. Nach der Einverleibung Triers in Preußen blieb er daselbst als Landgerichtsrath bis zu seinem Tode. M. war neben H. Wyttenbach zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts der thätigste Vertreter der vaterländischen Geschichte in Trier. Seine Vaterstadt verdankt ihm in jenen Jahren des Umsturzes alter und der Bildung ganz neuer Verhältnisse die Erhaltung einer großen Zahl litterarischer und monumentaler Schätze. Seine zahlreichen Schriften entsprechen zwar heute in keiner Weise mehr den Anforderungen der Kritik, und jedenfalls waren bei ihm Fleiß und Begeisterung größer als wissenschaftliche Begabung und Schulung; indessen bewahren fast alle Erzeugnisse seiner Feder einigen, mehrere einen namhaften Werth für die Landesgeschichte. Die wichtigeren derselben sind: „Das Geschichtliche des Kurtrierischen Landrechts summarisch entwickelt“; „Kleiner Beitrag zur Geschichte des Hexenwesens im 16. Jahrhundert, 1830; „Ueber die Schicksale vaterländischer Handschriften“, 1831; „Statistische Uebersicht des Herzogthums Luxemburg und der Grafschaft Chiny u. s. f.“, 1814; „Abhandlung über die Echternacher Springprocession“, 1815; „Alphabetische Anzeige der vorzüglichsten Quellen zur Kenntniß der Rechte und Gewohnheiten des Herzogth. Luxemburg und der Grafschaft Chiny“, 1829; „Ueber die gemeinen Landesbräuche des Herzogthums Luxemburg und der Grafschaft Chiny“, 1832; „Das Städtchen Echternach“, 1823; „Kurzgefaßte Geschichte der Abtei St. Clemens-Willibrordus zu Echternach“ (Tr. Taschenkalender 1827); „Das Denkmal der Diana im Kanton Echternach“, 1803; „Dissertatio de Religione Trevirorum antechristiana“; „Kleine vermischte Beiträge zur Kenntniß der Schicksale einheimischer und fremder Münzen im Herzogthum Luxemburg u. s. f.“; Desgl. „im Kurfürstenthum Trier“, 1794; „Beiträge zur Kenntniß des nationalen Charakters, der Sitten, Gebräuche, Sprache, Künste und Wissenschaften der Trierer u. s. f.“; „Hist.-statist. Lexicon des Wälder-Departements“, 1810; „Hist.-topogr. Beiträge zur Kenntniß des Sauerthals“, 1844; „Literatur-Anzeigen, welche über die in der Stadt Trier und ihren Umgebungen theils noch bestehenden, theils aber zerstörten Bauten, Inschriften rc., aus den ältesten und mittleren Zeiten einige Kunde geben“; „Gesta Trevirorum“, welche M. mit Wyttenbach in drei Bdn. Trier 1836—39 herausgab. Eine Ausgabe, die seither durch die Monumenta Germaniae weit überholt ist, die aber trotz ihres geringen kritischen Werthes durch die beigefügten Noten des dritten Bandes noch ihre Bedeutung hat. Sehr vieles veröffentlichte M. in der Zeitschrift „Treviris“ (1834—36), in der „Trierischen Kronik“ (1816—23) und in den Localblättern. Anderes ist noch handschriftlich vorhanden und theils in den Besitz der Trierischen Stadtbibliothek, theils in denjenigen des Unterzeichneten übergegangen. So besitze ich u. a. noch eine handschriftliche Abhandlung Müller's: „Kurzer

geographisch-historischer Entwurf Trierischer Alterthümer", noch aus der Zeit Clemens' Wenceslaus; weiter einen „Kurzen historischen Entwurf der Trierischen Bischöfe, Erzbischöfe, Kurfürsten", bis Ende des 18. Jahrh.; endlich eine „Allgemeine Trierische Staats-, Kirchen- und Naturgeschichte" vom Jahre 1780 ff.

Bärsch, Eifflia illustrata II, II, 2, S. 300. Namur, Catalogue de la Bibliothèque de Luxembourg, 708, 790. Neyen, Biographie Luxemburgeoise, Lux. 1876, S. 472 ff., wo ein annähernd vollständiges Verzeichniß von Müller's Schriften gegeben ist. F. X. Kraus.

Müller: Franz M. jun., k. b. Regierungsrath und Schulreferent. Geb. in Kempten am 20. April 1816 als Sohn des k. b. Schulrathes Franz Jos. Müller, machte M. die Volkschule und das Gymnasium in Augsburg, das Lyceum in Landshut durch und studirte mit Auszeichnung Jurisprudenz in München. Derselbe wurde im J. 1849 k. b. Landgerichtsassessor in Illartissen, dann in Schwabmünchen, im J. 1860 Landrichter in Neu-Ulm, 1862 Bezirksamtmann daselbst, 1868 Regierungsrath und Schulreferent in Augsburg und so der zweite Nachfolger seines Vaters: sein Vorgänger war Dr. v. Ahorner. Schon als Assessor, mehr noch als Bezirksamtmann, am meisten als Schulrath bewährte er wie ein heiliges Vermächtniß das innige Interesse für die Schule, sohin die Cultur des Volkes. Auf der Basis der väterlichen Grundsätze über Unterricht und Erziehung stehend, aber wohl bekannt mit den neueren und neuesten Bestrebungen und Leistungen auf diesem Gebiete, sorgte M. mit Geschick und Glück zuvörderst für geeignete Schulhäuser und deren entsprechende Einrichtung, für gute Schulbücher und Schul- und Unterrichts-Ordnung, besseren Gehalt der Lehrer und dgl.; dann aber auch für tüchtige Bildung der Lehrer, ersprießliche Wirkungsweise derselben, Abhaltung von Lehrerconferenzen ꝛc., er belebte den todten Buchstaben amtlicher Erlasse durch häufige Visitationen und sonstigen persönlichen Verkehr in förderlichster Weise. Wie hiedurch, so suchte M. das Wohl des Volkes auch durch Verbesserung der Landwirthschaft zu fördern, und wer immer mit ihm zu thun hatte, konnte nicht umhin, seinen scharfen klaren Verstand, sein billiges Urtheil und sein freundliches gefälliges Wesen mit Dank anzuerkennen. So freudig M. seinem Berufe lebte, fehlte es doch nicht an dunkeln Wolken in seinem Leben. Ihm starb nach zwölfjähriger friedlicher und glücklicher, mit mehreren Kindern gesegneter Ehe im J. 1860 seine Frau und die einige Jahre später ihm angetraute zweite Gattin starb nach langer Krankheit im J. 1878. Um diese Zeit stellte sich auch bei ihm ein Gehörleiden ein, welches ihn veranlaßte, am 9. Januar 1879 in den Ruhestand einzutreten, den er aber nur kurz genoß. Denn schon am 30. August 1880 entriß zu Füssen, wohin sich M. zur Kur begeben hatte, ein Schlagfluß den seines Geistes und Charakters wegen mit Recht geehrten und geliebten, in seiner Amtssphäre vorzüglich tüchtigen Beamten dem Kreise seiner Familie, seiner zahlreichen Freunde. Sein Andenken wird noch lange bestehen — mit Dank und Ehre. Hörmann.

Müller: Friedrich M., ein tüchtiger Componist und berühmter Clarinettist, geb. am 10. Decbr. 1786 zu Orlamünde. Den ersten Musikunterricht genoß er von seinem Vater, der Musikus in Orlamünde war, wahrscheinlich Stadtmusikus. 16 Jahr alt wurde er in der rudolstädtischen Hofcapelle als Clarinettist und zugleich als Violoncellist angestellt und erhielt von dem trefflichen Heinrich Christoph Koch (Bd. XVI S. 383) theoretischen Unterricht. Bald erhielt er den Titel Hofmusikus und wurde Vorgeiger an der zweiten Violine. Im J. 1816 wurde ihm vom Fürsten der Auftrag die Militärmusikcapelle zu reformiren und erhielt er deren Oberleitung. Auch als Componist machte er sich bekannt, anfänglich durch Solostücke für die Clarinette mit Begleitung, später durch mehrere Sinfonien, Opern, Concerte für verschiedene Instrumente, Lieder, Chöre, auch ein

Choralbuch. Ueber die Sinfonie in Es-dur berichtet die Allgemeine musikalische Zeitung in Leipzig im J. 1842 (S. 120), als sie im Gewandhausconcert in Leipzig zur Aufführung gelangt war, auch im Druck bei Hofmeister erschienen: Die Sinfonie von M. verdient alle Anerkennung. Sie bewies wieder einmal recht deutlich, wie Natürlichkeit in der Erfindung, Klarheit und Verständlichkeit in der Arbeit die Wirkung jedes Kunstwerkes wesentlich fördern. Besonders rühmen müssen wir aber auch noch die geschmackvolle und höchst praktische Instrumentirung; ein Vorzug, den man bei neueren Orchesterwerken nicht immer findet und die der Orchesterkenntniß des Componisten große Ehre macht. — Im J. 1831 erhielt er den durch Eberwein's Tod vacant gewordenen Capellmeisterposten, ließ sich 1854 pensioniren und starb dort am 12. Decbr. 1871, 85 Jahre alt.

Rob. Eitner.

Müller: Friedrich Theodosius M., Archidiaconus und Professor der Theologie zu Jena, geb. am 10. September 1716 zu Ilmenau, wo sein Vater Superintendent war, bezog 1729 das Gymnasium zu Zittau, 1735 die Universität Jena, wurde hier 1739 Magister und hielt seitdem Vorlesungen über hebräische Sprache und die Schriften des Alten Testaments. 1742 wurde M. Diaconus an der Stadtkirche zu Jena, 1745 Adjunct der philosophischen Facultät, 1755 Doctor der Theologie, 1761 Professor der Theologie, 1765 Archidiaconus. Er starb bereits 1766. Für seinen theologischen Standpunkt ist charakteristisch die Schrift „Systematische Abhandlung des theologischen Lehrsatzes von der Kraft der geoffenbarten Wahrheiten über die Seele des Menschen“ (Jena 1751). M. war ein eifriger Vertheidiger des Offenbarungsglaubens.

Schriften bei Döring, Die gelehrten Theologen des 18. u. 19. Jahrh.

B. Pünjer.

Müller: Friedrich August M. wurde am 16. September 1767 zu Wien von protestantischen Eltern geboren und von diesen im Alter von neun Jahren dem Basedow'schen Philanthropin in Dessau zur Erziehung und Ausbildung übergeben. Im J. 1785 bezog er die Hochschule zu Halle, wo er, wie auch später in Göttingen, die Collegien nach Lust und Laune wählte, da er nicht die Absicht hatte, ein öffentliches Amt zu erstreben; doch widmete er sich mit Vorliebe dem Studium der classischen Litteratur und der Kant'schen Philosophie. Im J. 1793 begab er sich nach Erlangen und habilitirte sich hier 1797 als Privatdocent. Der Abgang seiner beiden Freunde, des Pfarrers Abegg und des Professors Isenflamm, verleidete ihm aber den längeren Aufenthalt in Erlangen, und so kehrte er nach Wien zurück, wo er im Kreise seiner Verwandten und Freunde ganz der Poesie und Litteratur lebte und am 31. Januar 1807 in Folge unheilbarer Schlaflosigkeit starb. M. verdient als epischer Dichter der Vergessenheit entrissen zu werden. Wir besitzen von ihm drei größere Dichtungen: „Richard Löwenherz. Ein Gedicht in sieben Büchern“ (1790); „Alfonso. Ein Gedicht in acht Gesängen“ (1790) und „Adalbert der Wilde. Ein Gedicht in zwölf Gesängen“ (1793), von denen besonders die beiden ersten alle Beachtung verdienen. In ihnen erweist sich M. als ein talentvoller Nachahmer Wieland's, und wenn er auch seinem Vorbilde nicht an Reichthum der Erfindung und an Gestaltungsgabe gleichkommt, so ist er doch in der Schilderung von Seelenzuständen wie überhaupt in jeder Art von Gemälden sehr glücklich; seine Sprache zeugt von gebildetem Geschmack und lebendiger Phantasie, und die Versification ist überaus wohllautend. Müller's letzte größere Arbeit war eine Uebersetzung aus dem Schwedischen, „Oden, oder die Auswanderung der Asen“ (1805).

Wurzbach's Biographisches Lexikon, Bd. XIX, S. 351.

Franz Brümmer.

Müller: Friedrich Christoph M., Astronom. Geboren am 8. October 1751 zu Allendorf in Hessen, widmete sich M. dem geistlichen Stande, studirte aber daneben auch eifrig Mathematik und Naturwissenschaften, so daß er in Hamm eine Stelle als Lehrer der dortigen preußischen Garnison annehmen konnte. Später übernahm er verschiedene Pfarreien in Westphalen, nämlich zuerst in Soest, sodann (1782) in Unna und zuletzt (1785) in Schwelm bei Hagen, wo er am 10. April 1808 verstarb. Die Berliner Akademie hatte M. zu ihrem correspondirenden Mitgliede ernannt. Seine litterarischen Arbeiten haben theilweise nur einen vorübergehenden Werth, so z. B. seine „Anleitung zum Planzeichnen“ (Frankfurt und Leipzig 1775), seine gemeinnützigen astronomischen Tafeln (Leipzig 1792), seine „Beschreibung der märkischen Sparheerde“ (Weimar 1803). Auch Predigten hat M. herausgegeben. Die deutschen Abhandlungen der Berliner Akademie enthalten (1798—99) von ihm einen Bericht über die trigonometrische Vermessung der Grafschaft Mark, welche er selbst ausgeführt hat. Wirkliches astronomisches Verdienst erwarb er sich aber besonders durch die nachstehend bezeichneten beiden Tafelwerke: „Tafeln der Sonnenhöhen“, Schwelm 1787; „Tafeln der Sonnenhöhen für ganz Deutschland“, Leipzig 1791. Diese letzteren Tabellen sind so eingerichtet, daß sie in dem Intervall von 47° bis 54° der geographischen Breite für jeden Grad und ebenso für jeden Grad Sonnenhöhe zwischen 0° und 55° die Zeit bis auf eine Minute genau geben. Dieses Unternehmen erwies sich besonders um deswillen sehr nützlich, weil die directe Berechnung des Stundenwinkels aus der Sonnenhöhe immer mit Umständen verbunden ist. Freilich aber leiden die Müller'schen Tafeln an manchen schwer zu beseitigenden Mängeln, in Folge deren der Zeitfehler auf das Zehnfache des programmgemäßen Werthes ansteigen kann und man hat deshalb in neuerer Zeit diese Methode der Zeitbestimmung wieder verlassen, umsomehr, da Eble's „astronomisches Netz“ mittelst eines graphisch-manuellen Verfahrens die wahre Zeit bis auf eine halbe Minute genau zu bestimmen gestattet.

Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften, 2. Bd., Leipzig 1863, S. 224. — Wolf, Geschichte der Astronomie, München 1877, S. 596. — J. Müller, Lehrbuch der kosmischen Physik, Braunschweig 1875, S. 94. Günther.

Müller: Friedrich M., Dichter und Maler, wurde am 13. Januar 1749 zu Kreuznach geboren und verlor seinen Vater, der das Gewerbe eines Bäckers und Wirthes betrieb, schon 1760. Er besuchte von 1759 bis 1763 das reformirte Gymnasium, mußte aber Geldmangels wegen ausscheiden und in der mütterlichen Wirthschaft Dienste thun. Autodidactisch bethätigte der Knabe durch kleine Thierstücke, Landschaften und Caricaturen sein Zeichentalent, wurde, von einem Gönner unterstützt, 1766 oder 1767 in Zweibrücken der Schüler des Hofmalers Konrad Manlich, veröffentlichte 1769 eine Reihe Thierstücke, gewann als „ein schöner junger verführerischer Mann von Gestalt und Wesen im Umgang“ „mit großem feurigen Auge“ die Gunst des Hofes und wirkte bei höfischen Schäferspielen als Erfinder und Darsteller mit. Seine dichterischen Anfänge fallen 1773 bis 1774. Er wählte — „zu früh“ meint Goethe — den Schriftstellernamen „Maler Müller“. J. F. Hahn empfahl ihn dem Göttinger Hain und begeisterte M. für den „unsterblichen“ Klopstock. So traten Müller's erste Gedichte im bündischen Almanach ans Licht, strophisch und freirhythmisch gegliederte Ergüsse bardisch-ossianischer Verzückung voll Natur- und Urzeitcultus. Ein epischer Entwurf, „Der Riese Rodan“, verquickt die Adonissage mit nordischen Mythen, wie die Göttinger Antikes und Teutonisches durcheinander mengen. Volltönend, meist reimlos schüttet M. seine unklar wogenden Visionen aus. Der unbedeutendere „Rasende Geldar“ (Rhin und Luitberta), in gereimten iambischen Senaren mit

lyrischen Intermezzi, lehnt sich an Ossian und an Romeo und Julie an. Malerische und musikalische Züge machen sich geltend, nirgends ein Streben nach geschlossenen Kunstformen. Oden zeigen den Einfluß Klopstock's. Anakreontische Tändeleien, wo Täubchen und Sperlinge oder Schwalben den Adler der dithyrambischen Lyrik ersetzen, mahnen an Gleim und Jacobi, aber die frischen „Mädcher“ und „Fäuncher“ sind dem bacchischen Pfälzer eigen. Davon kam wenig auf den Markt, bevor M. um die Scheide 1774/75 nach Mannheim übersiedelte, wo pfälzisches Litteraturleben künstlich und selbstgenügsam aufgezogen und 1775 eine deutsche Gesellschaft (Seuffert, Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 6, 276 ff. und 8, 267; auch Litterarische Beilage zur Karlsruher Zeitung 1879, Nr. 27 ff.) gestiftet wurde. M., das einzige echte Talent der Pfalz, schrieb in Schwan's „Schreibtafel“ und fand in Dalberg und Gemmingen Mäcene. Er wurde mit Goethe, Jacobi, Merck, Wagner, Klinger, Lenz, Schubart, Claudius, Miller bekannt. Seine Poesie gewann ein neues Gepräge. Die „Balladen“ von 1776 folgen der populären Strömung: Ritter und Maid verdrängen die anakreontischen Paare, und Schubart rühmt, M. gehe einher wie ein Mann im alten deutschen Brustlatz und trete auf, daß der Boden dröhne. Der „Soldatenabschied“ — „Heute scheid' ich, heute wandr' ich“ — ist ein wirkliches Volkslied geworden.

1775 veröffentlichte M. eine Reihe Idyllen: „Satyr Mopsus“, „Der Faun“, „Bacchidon und Milon“, „Der erschlagene Abel“, „Die Schafschur“, antikisirend, biblisch, modern-pfälzisch. Er, der als Kind Wald und Flur durchstreift und mit dem Auge des Malers fixirt hatte, schloß sich anfangs stofflich wie formal eng an S. Geßner an (vgl. auch R. M. Werner, Anzeiger 4, 195 ff.). Sein Mopsus entspricht Geßner's „Uebelbelohnter Liebe“, sein Abel dem Geßner'schen. Aber nur in den älteren Skizzen herrscht die matte Färbung des Zürchers. Müller's „erschlagener Abel“ ist voll dramatischer Kraft, lebendiger Charakteristik, und in leidenschaftlichen Tönen entdeckt Kain dem Vater seine Blutschuld. „Adams erstes Erwachen“ (1778, verbessert 1779), woraus noch B. Genelli in Weimar declamirte, strebt dagegen nach getragenerer Erhabenheit, preist andächtig stammelnd den ersten Tag, arbeitet mit feierlichen Inversionen und vollen Beschreibungen und gibt Thieren wie Menschen die strotzende Fülle des jungen Lebens. So herrscht in Müller's antiken Idyllen eine sinnliche Urkraft wie in einigen Scenen des Goethe'schen „Satyros“. Geßner strebt nach sanfter Grazie, M. nach derber, auch ins Groteskkomische gesteigerter Natürlichkeit. Sein Bacchidon ist ein maskirter Falstaff. Sein Faun bleibt ein üppiger Weinschwelg, selbst während er die todte Gattin beklagt. An die Stelle abgezirkelter Theokritischer Wettgesänge tritt das Motiv, daß Milon singen, Bacchidon aber nur zechen will. Ueberall spürt man den Weinsegen der fröhlichen Pfalz. Und M. ließ das patriarchalische oder antike Gewand ganz fallen, um die Idylle in seiner Heimath zu localisiren, wie in demselben Jahrzehnt Jung-Stilling seine autobiographische Dorfidylle schuf und Voß die sicilische Muse nach Niedersachsen rief. Nicht Arkadien, sondern die Pfalz. „Die Schafschur“ gibt dörfische Volksscenen nach dem Leben, durchaus gegenwärtig, liebevoll oder mit satirischem Anstrich, eine Liebesverwickelung als Mittelpunkt, die Schur als Hintergrund. Das Hauptgewicht fällt auf die Gespräche und lyrischen Einlagen; man sieht deutlich die Verwandtschaft mit dem Singspiel. „Das Nußkernen“ (erst 1811 gedruckt) hat zu viel unruhige Verwickelung und einige fremde Elemente, aber alles ist dem Leben abgelauscht und zugleich im litterarischen Zusammenhang der Geniezeit: Zigeuner, vagirende Studenten, ein kecker Bursch Fritz Fröhlich, Kindesmord, Contrast der guten alten und der guten neuen Zeit; die Idylle des Sturmes und Dranges, wie „Cludine“ sein Singspiel ist. Die romantische Ritteridylle

„Ulrich von Coßheim“ — 1811 von Tieck aus Fragmenten zusammengestückelt und gemodelt — zeigt, daß M. die naiv vergegenwärtigten Faune und den nährenden Pfälzer Boden nur zu seinem Schaden verließ. Cultus der Vorzeit auch in der durch ihre künstlerische Verzückung an Goethe's „Erwin“ erinnernden Prosarhapsodie auf das „Heidelberger Schloß“ und in dem durch gleiche Kraftsprache bezeichneten Hymnus auf „Kreuznach“.

Zeigen schon die Idyllen einen an Shakespeare und Goethe genährten Hang zu dramatischer Belebung, so fand sich M. durch das werdende Mannheimer Nationaltheater, für dessen Einrichtung auch er ein jugendliches Gutachten abgab, in dieser Neigung sehr bestärkt. Fragmente von Ritterstücken sind uns erhalten, an „Götz“, „Otto“, „Lear“ anknüpfend, fern von der bald in Mannheim auftauchenden Manier eines Maier oder Babo. M. hat nur ein Drama dieser Art vollendet: „Genovefa“. Schon unter den „Balladen“ findet sich eine dem tragischen Höhepunkt desselben Stoffes geweihte Scene, 1776 erschien ein Fragment in der „Schreibtafel“, nach langer Pause große Bruchstücke in der Arnim-Brentano'schen „Zeitung für Einsiedler“, das Ganze 1811 auf Betrieb Tieck's, der aus der Handschrift den Anlaß zu einer eigenen „Genovefa“ geschöpft hatte und M. auch einzelne Motive wie das virtuos variirte Weidenlied verdankte. Doch ist Dorothea Schlegel's Spott, sie habe mit Verwunderung Tieck's ganze Genovefa in der Müller'schen wieder gefunden und der häufige Vorwurf des Plagiats sehr unbillig. Vgl. auch Hebbel's „Tagebücher“ I, 108, 140. Die fromme Genovefa, deren Sage nahe bei Kreuznach angesiedelt ist, hat M., der Romantiker der Geniezeit, der seine kindliche Phantasie aus Volksbüchern bereichert hatte und, einer der ersten, romantische Auffassung der Burgruine verräth, lang begleitet. Sein Drama gehört den Jahren 1775—1781. Es hat das Puppenspiel zur Hauptquelle, und Steffen vertritt den Hanswurst. Frei ausgeführt, gehorcht es den mächtigsten Factoren der Geniedichtung. Seine formlose Ueberfülle, die kaum in einem ganzen Bande Platz findet, nimmt wie der „Götz“ keine Rücksicht auf die Bühne. Ein möglichst umfassendes und erschöpfendes Bild der Ritterzeit soll ohne ängstliche Costümtreue in lockeren, oft stockenden Scenenfolgen mit etwa 40 Decorationen vor uns erstehen. Die Form ist, abgesehen von Einlagen („Mein Grab sei unter Weiden“) und einer älteren freirhythmischen Scene, Prosa. Ein weiches lyrisches Leitmotiv tönt romantisch durch das Ganze, das von Episoden wimmelt: derbe Dienerscenen, ein Dombaumeister Erwin mit handgreiflicher Beziehung auf „Von deutscher Baukunst“, ein recht ritterstückmäßiges Gottesgericht, Shakespeare'sche Mörder, die den Pfälzer Dialect sprechen müssen, um ganz naturalistisch zu erscheinen &c. Dragones ähnelt dem Goethe'schen Franz. Golo erscheint anfangs als ein träumerischer Doppelgänger Werther's, bis die böse Lust seine Seele vergiftet. Seine Mutter Mathilde, ein Machtweib, halb Adelheid, halb Lady Macbeth, hetzt ihn. Eine Balconscene erinnert an „Romeo und Julie“, Genovefa's ausgemalter Wahnsinn an Ophelia. Aber M. ist nirgends ein äußerlicher Copist wie Klinger im „Otto“, sondern er hat die aufgenommenen Anregungen originell in sich verarbeitet. Er zeigt im Golo, daß er charakterisiren kann. Er will die fromme Frau menschlich individuell gestalten, nicht typisch als Heilige. Neben krassen Auswüchsen und unnützen Retardationen stehen Liebesscenen von bewundernswerther Zartheit und Volksscenen, wie sie damals nur Goethe, allenfalls Lenz schaffen konnte, und der kleine Schmerzenreich zeugt mit echten Kindertönen für Müller's reiche, aber disciplinlose Begabung.

Gleichzeitig bearbeitete M. die Faustsage, dem Volksbuch, Puppenspiel (Hanswurst in der „Situation“) und neueren Quellen folgend. 1776 erschien eine „Situation aus Faust's Leben“, 1778 der Torso „Faust's Leben dramatisirt

vom Maler Müller" (Seuffert's Deutsche Litteraturdenkmale 3). 1777 besprach er den Plan mit Lessing, der damals seine letzte dramaturgische Enttäuschung in Mannheim erfuhr und Müller's enthusiastische Freundschaft (vgl. später „Auf Lessing's Tod") herzlich erwiederte. Vielleicht mag daher, was ursprünglich nur „Shakespeare's Geist" gewidmet war, eine stärkere Wendung zum Familiendrama genommen haben, wenn man in diesen Elementen nicht lieber den Einfluß sowol Lenzens als der Mannheimer Strömung erkennen will. Die Widmungsvorrede an Gemmingen ist ein burschikoses Genieprogramm. M. hat von Kindheit an Faust als einen „großen Kerl" bewundert. Der große Monolog ist durchglüht von dem jugendlichen Feuer der Sturm- und Drangzeit, einiges überhaupt wundervoll, höchst ergreifend Faust's Zusammentreffen mit seinem Vater. Deutet die „Genovefa" auf Tieck, so deutet der im Ganzen viel schwächere „Faust" auf Arnim, den Dichter von „Halle und Jerusalem". Dasselbe Talent für das Beiwerk, dieselbe Zersaserung der Hauptsachen, von denen nur einiges rund und hinreißend herausgearbeitet wird, dieselbe Untechnik, dieselbe souveräne Laune, kurz dieselbe im besten und schlimmsten Sinne studentische Dichtweise. M. beginnt mit einer spaßigen Höllenscene, die manche persönliche und satirische Spitze enthält, sowie M. in einem Fragment Lavater und den Gottesspürhund Kaufmann vorführt, in einem anderen Merck wegen der ungünstigen Kritik der „Situation" anfeindet. Faust stellt sowol den Forschertitan als den turpissimus nebulo dar, den die Polizei im Spielerthurm umzingelt. Wie Arnim rückt M. Realismus und Phantastik hart nebeneinander; auch die rohe „Situation" beweist es, vor Allem die wirre Fortsetzung. Im ersten Theil überwuchert die episodische Handlung: Studenten und Mädels; ein Geizhals und elender Scheingelehrter wird geprügelt; die hohe Polizei spielt eine komische Figur; den rüden Genieton unterbricht das köstliche Mauscheln, dem Cl. Brentano dann seinen Beifall so wenig wie der ausgezeichneten Judenradirung auf dem Titelblatte versagte.

1778 erschien das geschlossenste Drama Müller's, „Niobe", ein Zeugniß seiner früh gefaßten, in Mannheim nur gesteigerten Vorliebe für die Oper. Nun betritt er die Bahn Gluck's, den Weg der Wieland, Gotter ꝛc., aber nicht als strengerer Classicist, sondern wie er sein „lyrisches Drama" in freien Dithyramben dahinfluthen läßt, charakterisirt er Niobe als ein antikes Kraftweib, das den Göttern trotzt, als weiblichen Prometheus. Seine Niobe bereut nicht wie die ovidische; stolz wird sie zu Stein, ihres ewigen Ruhmes sicher: eine feinsinnige Huldigung des bildenden Künstlers M., der die Niobegruppen im berühmten Antikensaal zu Mannheim bewunderte. Aber den Personen fehlt jede Individualisirung und Entwickelung, der eintönigen, am Ende dem Drama sehr widerstrebenden Handlung jeder Fortgang, der forcirten Sprache, wie voll sie auch oft braust, jede Spur der Harmonie, welche der hohe Stoff der Antike heischt; darum muß M. in Wieland's „Abderiten" als der tolle Niobedichter Paraspasmus figuriren.

M. war im Sommer 1777 kurfürstlicher Cabinetsmaler geworden und wollte, nachdem er bisher nur poetische Lorbeern geerntet hatte, wieder vornehmlich die Malerei pflegen. Deshalb griff er auf den Plan einer italienischen Reise zurück. Dalberg unterstützte ihn, Karl Theodor warf eine Pension aus und eröffnete im Mai 1778 eine Subscription, an der sich auch die Weimaraner rege betheiligten. 1778 zog M. nach Rom, wo er während der ersten drei oder vier Jahre noch auf idyllischem und dramatischem Gebiete schriftstellerte, aber 1782 dem Verleger Schwan die Vollendung des „Faust" absagte und die Feder ganz mit dem Pinsel vertauschte. Er wollte keinem anderen als Michel Angelo nachahmen, declamirte: Genie und Phantasie sei die einzige Bedingung aller Kunst, kümmerte sich nicht im Geringsten um seine technische Ausbildung und sah daher

die Ehren, die ihm anfangs in den römischen Künstlerkreisen zu Theil wurden, schnell dahinschwinden. Seine Specialität, die Darstellung von Teufeln (z. B. Kampf um Mosis Leiche), trug ihm später bei Kronprinz Ludwig von Baiern den Spitznamen „Teufelsmüller“ ein. 1781 sandte M. Gemälde nach Weimar: Goethe lobte den lebhaften Geist, die Imagination, selbst die Ueberlegung darin, tadelte aber den nur gestammelten Ausdruck und empfahl die Schulung an der Natur, der Antike und Raphael. Dieser Bescheid verdroß M. gewaltig. Auch ging ihm keine weitere Unterstützung aus Weimar zu und die unregelmäßige Pension vom Kurfürsten konnte den Mangel an jedem Verdienst nicht decken. Schon im Winter 1779/80 sehen wir ihn arm und siech. Halb in der Erschlaffung der Krankheit, halb aus Nahrungssorgen trat er zum Kummer seiner streng-lutherischen Familie in den Katholicismus über, ohne jedoch eine mystische Richtung einzuschlagen; die neue Confession war ihm gleichgiltig.

Allmählich durch Mißerfolge und Noth der Ausübung seiner Kunst entfremdet, warf sich M. auf Kunststudien und wurde ein „ambulanter Antiquar“, ein beliebter Cicerone. Er lebte mit wenigen deutschen Meistern, z. B. mit Trippel, in näherem Verkehr. Später befehdete er Carstens. Meyer, Tischbein, Moritz waren ihm feind. Goethe ignorirte ihn. M. strich die Widmung der „Genovefa“ und überließ sich einer lang vorbereiteten, nun immer maßloser wachsenden Abneigung, besonders seit 1805, obwol Goethe 1798 den Abdruck eines Müller'schen Aufsatzes in den „Horen“ befürwortete und 1818 ihn öffentlich seinen mehrjährigen Freund und Mitarbeiter nannte. Dagegen führte der Umgang mit Klinger in Italien durch Häkeleien zur dauernden Versöhnung. M. wurde intim mit Heinse (die saftigen Briefe hat Hettner, Archiv für Litteraturgeschichte 10, 39 ff. publicirt). 1798 hatte er das Unglück wegen antirepublikanischer Handlungen aus Rom verwiesen und geplündert zu werden. In der Zeit der romantischen Romfahrten suchte Tieck die Freundschaft des halbverschollenen M. und wies zunächst die ältere und jüngere Fraction der Romantik auf Müller's Dichtwerke, auch die ungedruckten, hin. 1811 gab Tieck mit Batt und Le Pique im Heidelberger Verlage Mohr's, des Freundes und Buchhändlers der „Einsiedler“, drei Bände Poesien des römischen Pfälzers heraus. Auch die Brüder Schlegel traten in Verbindung mit M., den Friedrich zu Beiträgen für das „Deutsche Museum“ heranzog; M. hatte schon 1788 eine kunstkritische Zeitschrift „Der römische Pegasus“ geplant (Archiv 10, 66 ff.). Besonders wichtig wurde für M. die Gönnerschaft des bairischen Kronprinzen (vgl. Seuffert, Pick's Monatschrift für die Geschichte Westdeutschlands 4, 663 ff.; 5, 611 ff.). Ludwig in seiner kunstsinnigen Originalität fand Gefallen an dem alternden genialischen Teufelsmüller, verschaffte ihm die seit 1798 ganz erloschene Pension wieder, dazu den Titel eines Hofmalers, engagirte ihn für Ankäufe und sorgte noch für Müller's letzte Ruhestätte.

Nach langer Pause weckte diese sorglosere Existenz der letzten Jahrzehnte noch einige Herbstklänge der Müller'schen Poesie: Gelegenheitslyrik, Didactisch-epigrammatisches. Bedeutender ist die 1825 erschienene Trilogie „Adonis, Die klagende Venus, Venus Urania“, schon vor 1785 begonnen und im ersten Theil vor 1811 fertig. Der Adonisstoff hatte M. früh und oft beschäftigt. Ein opernhaftes Drama mit großen typischen Figuren sollte durch „griechischen Geist“ Goethe's „Iphigenie“ ausstechen. Aber M., der während des langen italienischen Aufenthaltes auch das Gefühl für deutsche Sprachrichtigkeit mehr und mehr einbüßte, brachte es nur zu einem undramatischen, verschwommenen, schwülstigen Wust willkürlicher Mythenumbildung. Ebenfalls 1825 veröffentlichte M. die Novelle „Der hohe Ausspruch oder Chares und Fatime“, eine freie Verpflanzung der von ihm schon in der Knabenzeit bearbeiteten „Banise“ auf persischen Boden,

vielleicht nur die greisenhafte Aufwärmung eines ungelenken Jugendversuchs. Es war sein erster und einziger Anlauf zur Novelle, obwol man in der Gesellschaft sein frisches Erzählertalent liebte. Die 1803 erschienenen „Erzählungen vom Mahler Müller“ sind ein fremdes Machwerk. Gewiß um mit Goethe's Ruhm zu ringen, nahm M. auch seinen vergilbten „Faust“, den Cotta verlegen sollte, wieder vor. Zwei Bruchstücke und Pläne, welche die Freundin des Müller'schen Alters, Therese Huber, im „Morgenblatt“ verwerthete, sind aus dieser zweiten Phase bekannt. Man spürt die Einwirkung Mephistos und Gretchens, aber auch Schink wird beachtet, und wenn Faust passiv bleibt, vielleicht gar in der eigentlichen Handlung durch ein Phantom ersetzt werden sollte, schwebten die Mannheimer Erzählungen Lessing's von seinen beiden Entwürfen vor. Satire und Komik sind beseitigt. Die Prosa ist der Goethe'schen Form gewichen. Statt des kraftgenialen Schwunges herrscht eine malerische Tendenz, und der Kampf zwischen Sinnenlust und Tugend wird theologisch abgeschlossen. So nahm M. um 1822 Abschied von den Geschöpfen seiner Frühzeit. Er kränkelte und war dem Erblinden nahe, nachdem er sich bis etwa 1816 eine jugendliche Frische bewahrt hatte. Am 23. April 1825 erlöste der Tod den altersschwachen Greis. Wie Angelica Kaufmann wurde M. in S. Andrea bestattet, wo ihm König Ludwig 1851 eine Denktafel setzen ließ. Müller's Verhängniß war sein Halbirtsein zwischen Poesie und Malerei, das ihm in keiner von beiden Gattungen ganze Leistungen gestattete. Sein großes dichterisches Talent gab in der kurzen deutschen Periode Versprechungen, welche die lange römische Zeit nicht erfüllte. Er versäumte völlig, was er später gegen Carstens mit geheimer Selbstkritik betonte: ein Künstler muß Technik lernen. Er arbeitete nicht an der Festigung seines Charakters und strebte nicht nach geklärter Form. So manche seiner Schöpfungen athmen einen Reiz der Ursprünglichkeit, aber der „rheinische Most“ des Maler Müller ist nie ausgegohren. Doch werden einige erste Würfe, besonders in der Idylle, fortleben.

Die ganze ältere Litteratur (Hettner, Weinhold, York von Wartenburg, Oertel 2c.) verzeichnet Bernhard Seuffert in seiner gediegenen Monographie „Der Maler Müller. Im Anhang Mittheilungen aus Müller's Nachlaß“, Berlin, Weidmann 1877. Eine Auswahl der Dichtungen gab neuestens Sauer in Spemann's Nationallitteratur, Bd. 81; eine kleine Nachlese auch G. Weisstein in dem Privatdruck „Herrn Professor Steinthal zum 60. Geburtstag, am 16. Mai 1883.“ Erich Schmidt.

Müller: Friedrich v. M., großherzoglich sächsischer wirklicher Geheimer Rath und Kanzler, ward geboren am 13. April 1779 zu Kunreuth, einem Schlosse der alten fränkischen Adelsfamilie v. Egloffstein, deren ansehnliches Familienfideicommiß unter der Verwaltung seines Vaters stand. Er ward in der Engelhard'schen Anstalt zu Baireuth erzogen und besuchte dann die Universitäten Erlangen und Göttingen. Hier fügte es sich, daß er eine aus dem Weimarischen an die Universität zum Urtheilsspruch eingesandte Proceßsache zur Bearbeitung bekam und durch die Art und Weise, wie er sich dieser Aufgabe erledigte, die persönliche Aufmerksamkeit des Herzogs Karl August auf sich zog. Er ward veranlaßt nach Weimar zu kommen und schon 1801 als Assessor bei der Regierung, dem oberen Justizcollegium, angestellt und im J. 1804 zum Regierungsrath befördert. Seine während dieser Jahre vielfach dargelegte Arbeitskraft, persönliche Gewandtheit und Rechtlichkeit hatten ihm bereits eine ganz besondere Geltung verschafft, als nach der Schlacht von Jena die Schrecken des Krieges über Weimar hereinbrachen. Der Herzog stand damals in preußischen Kriegsdiensten und war mit seinem Truppentheile bis nach Arnstadt gekommen, als ihn die Kunde von jener unglücklichen Schlacht zum Rückmarsch hinter Erfurt

nöthigte. Der Kaiser Napoleon hatte seine sofortige Heimkehr nach Weimar unter Aufhebung seiner bisherigen Stellung zur Bedingung der Fortdauer der Souveränetät gemacht, und es ward demnach versucht den Herzog aufzufinden, um ihn hiervon in Kenntniß zu setzen. Da dies nicht gelang, ward M., der zufällig die Bekanntschaft des berühmten Denon gemacht hatte und von ihm zur Begleitung nach Naumburg eingeladen war, von der Herzogin beauftragt, in das dortige Hauptquartier des Kaisers zu reisen, um eine längere Frist für die Rückkehr des Herzogs zu erbitten. Der ununterbrochene Vormarsch der Armee ließ ihn jedoch den Kaiser erst in Potsdam erreichen, und es gestalteten sich die Umstände jetzt so eigenthümlich, daß M. nicht nur längere Zeit in Berlin verweilen, sondern dem Kaiser auch nach Posen folgen mußte, und zwar jetzt als Geheimer Regierungsrath v. M., da die Verleihung eines höheren Titels und des Adels dem inzwischen in Berlin eingetroffenen Herzog als nothwendig war angerathen worden. In Posen kam dann ein förmlicher Friedensvertrag zu Stande und der Beitritt des Herzogs zum rheinischen Bund. Im Januar 1807 mußte M. nach Warschau reisen, um wiederholte Vorstellungen gegen die übermäßigen Contributionen und Requisitionen zu machen, mit denen Weimar überbürdet worden war, was jedoch ohne Erfolg blieb. Alles dies sowie seine spätere diplomatische Verwendung in Paris vom August bis December 1807, bei dem Erfurter Congreß 1808 und bei den ferneren kriegerischen Ereignissen bis zum October 1813 hat M. in seinen „Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813“ ausführlich und lebendig dargestellt. Nach Wiederherstellung des Friedens arbeitete er an einer verbesserten Criminalordnung und an der Hebung des Gemeindewesens durch Einführung freisinniger Städteordnungen. Unter seiner wesentlichen Betheiligung ward die Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung ausgeführt und er trat dann 1815 als Kanzler an die Spitze der Justiz. Im folgenden Jahre schloß er den Vertrag mit den herzoglich sächsischen und fürstlich reußischen Staaten über die Errichtung eines gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichts zu Jena. Im J. 1835 in den Landtag gewählt, war er ununterbrochen ein treufleißiger Mitarbeiter an dessen Geschäften und gehörte seit 1841 wiederholt zu dessen Vorstand. Seine vielfachen Verdienste wurden 1843 durch Ernennung zum wirklichen geheimen Rathe mit dem Prädicate Excellenz und durch Verleihung des Großkreuzes vom Falkenorden anerkannt. Seine durch vielseitige Kenntnisse gehobene persönliche Liebenswürdigkeit, verbunden mit hervorragendem dichterischen Talent und fein durchbildeten künstlerischem Geschmack, stellte ihn nicht nur auf den ersten Platz in allen geselligen Beziehungen, sondern vermittelte auch seine Anerkennung bei allen bedeutenden Repräsentanten der Kunst und Wissenschaft, selbst über die Grenzen Europa's hinaus. Insbesondere war es Goethe, der den thatkräftigen, lebendigen, unermüdlichen Mann seit seinem Eintritt in die weimarischen Verhältnisse mit Gunst, Wohlwollen und stets zunehmendem Vertrauen beglückte, was von diesem mit rührender Hingebung und immer steigender Dankbarkeit erwiedert ward. Die Nachwelt ist davon durch Müller's Aufsätze „über Goethe's ethische Eigenthümlichkeit“ und „Goethe's praktische Wirksamkeit“ unterrichtet, sowie durch die „Gespräche mit Goethe“, welche nach Müller's Tode von Burkhardt herausgegeben worden sind. Von M. rührt der schöne, aus reinster Pietät entsprungene Gedanke her, daß Goethe's Haus mit sämmtlichen Sammlungen vom deutschen Bunde angekauft und zu einem Nationaldenkmal geweiht werden möge, — ein Plan, der im J. 1845 vom Bundestage bereits genehmigt worden war, als ihn eine entgegengesetzte Ansicht über Pietät von Seiten der hinterlassenen Enkel Goethe's zerstörte. Weiter ging von ihm der Vorschlag aus, ein Ehrenstandbild Herder's zu errichten und als eifriger Freimaurer wußte er durch Einwirkung auf die verschiedenen deutschen

Logen sowie durch Vermittelung von Sammlungen nach allen Seiten hin manche Schwierigkeiten glücklich zu überwinden; doch sollte er leider die Vollendung des Denkmals nicht mehr erleben. Die Aufregungen des Jahres 1848 brachten ihm, der nach so vielen Seiten hin Zustände und Personen mit treuer Pietät und warmer Begeisterung ehrte und pflegte, viel Schmerzliches und die damit verbundenen, stets sich erneuernden nervösen Spannungen übten auf Körper und Geist des Siebenzigjährigen eine nachtheilige Wirkung aus. Nach seinem Austritte aus dem Staatsdienst, dem er 47 Jahre lang angehört, dachte er wol daran, die über sein Verhältniß zu Goethe gesammelten Papiere zu einer Denkschrift über den großen Mann zu verarbeiten, doch ließen es die immer mehr abnehmenden Kräfte nicht dazu kommen. Am 21. October 1849 entrückte ihn ein sanfter Tod diesem Erdenleben.

C. v. Beaulieu-Marconnay.

Müller: Friedrich M., Landschaftsmaler (zum Unterschiede von anderen Trägern dieses Namens nach seinem ächt germanischen Haar der „rothe Müller“ geheißen), geb. 1811 zu Kassel, widmete sich anfangs dem Forstwesen, kam aber gerade dadurch zu seinem eigentlichen Berufe; machte seine Kunststudien erst in Kassel und München, durchzog hierauf sieben Jahre lang ganz Italien von den Alpen bis in das Innere Siciliens und ließ sich dann 1840, ausgerüstet mit köstlichen Studien und ächt poetischen Eindrücken und Erinnerungen, in seiner Vaterstadt nieder. Von hier übersiedelte M. des lebhafteren künstlerischen Verkehrs wegen im Herbste 1853 nach München, wo er sich bei seiner durchweg ideal angelegten Richtung und bei seiner der neueren realistischen Technik nicht mehr ebenbürtigen Malweise bald vereinzelt fühlte und, obwol seines ehrlichen Strebens willen allgemein geachtet, doch überholt und zur Seite geschoben sah. „Der Zwiespalt zwischen seiner kernigen, ächt genialen Künstlernatur und der Außenwelt vergrößerte sich zusehends und kam bei seinen letzten Arbeiten in bedauerlicher Weise zur Erscheinung. Der Verfall seiner ökonomischen Verhältnisse war die nothwendige Folge hiervon und trug nicht dazu bei, die geistige Verstimmung, unter deren Druck M. in den letzten Jahren seines Lebens litt, zu mindern. Der Tod, welchem keine Krankheit vorherging, überraschte ihn am 5. Mai 1859 und befreite den Künstler aus Verhältnissen, denen sein obgleich starker Geist kaum länger widerstanden hätte.“ M. war fast der einzige Maler, welcher noch der von Jos. Anton Koch und J. Chr. Reinhart eingeschlagenen Bahn folgte, allerdings weniger mit südlichen als mit einheimischen Motiven. Insbesondere athmen seine deutschen Waldlandschaften einen ächt poetischen, großartigen Zug (zwei große, ganz charakteristische Bilder dieser Art im Besitze des Herrn Hofrath Dr. Sigm. v. Henle); gerühmt wurde auch ein mit der Legende des heiligen Hubert staffirtes Bild (zuerst 1855 auf der Pariser Ausstellung), „welches in der Sonnendämmerung des Waldes, in der zarten, liebevollen Ausführung dieser heiligen Wildniß einen ganz wunderbar magischen Reiz gewährte“. Auch eine Waldlandschaft mit Rittern beim Imbiß erntete den verdienten Beifall. Seine späteren Gebirgslandschaften strebten durch charakteristische, oft mit feinem Stilgefühl und poetischer Stimmung componirte Massen zu wirken, doch wurde die Behandlung allmählich flüchtiger und flauer und zuletzt völlig decorativ. Auch existirt eine schöne, eigenhändige Radirung: Waldinneres mit Fahrweg, in der Mitte eine große Eiche, darunter ein Kreuz und ein knieender Mönch (34 Centimeter breit, 24 Centimeter hoch). Sein Porträt (in jüngeren Jahren) zeichnete B. Höfling (Lithographisches Institut von G. Francke und Ponnaz in Kassel).

Vgl. Kunstvereinsbericht für 1859, S. 51 und Julius Große, Deutsche Kunstausstellung 1858, S. 224.

Hyac. Holland.

Müller: G. M., ein Componist des 16. Jahrhunderts, von dem uns der Arzt und Musiksammler Georg Forster zu Nürnberg um 1549 ein deutsches Lied aufbewahrt hat, über den Text „Ach Gott, wie wüt mein Herz“. Der Satz ist zu vier Stimmen und bietet soviel Liebliches und ist so echt deutsch gemüthlich, daß der Componist wol werth ist hier genannt zu werden.

Rob. Eitner.

Müller: Johann Georg M., der jüngere Bruder des Geschichtschreibers Johannes von M., gehört zwar weder auf dem Gebiete der Politik noch auf dem der Wissenschaft zu den bahnbrechenden Geistern, aber er hat in der für sein engeres und weiteres Vaterland so schweren Zeit eine so hohe staatsmännische Weisheit entfaltet, und durch seine anregende Persönlichkeit und schriftstellerische Thätigkeit in so viele Kreise hineingewirkt, daß ihm wohl mit Recht eine Stelle in diesem Werke gebührt. M. wurde am 3. September 1759 in dem Schaffhauser'schen Landstädtchen Neunkirch geboren, woselbst sein Vater gleichen Namens Pfarrhelfer war. Die Mutter, Anna Maria Schoop, die Tochter eines in der Schweizergeschichte sehr bewanderten Geistlichen, war eine Frau von ungewöhnlicher Begabung, und übte bis zu ihrem Tode einen wesentlichen Einfluß auf ihre beiden Söhne aus. Schon das Jahr nach Georgs Geburt zog die Familie nach der Stadt Schaffhausen. Der Vater besorgte von hier aus die Filialgemeinde Neuhausen, ein Amt, mit dem damals noch eine Stelle am Gymnasium verbunden war. Die erste Schulzeit war für den Knaben eine sehr harte. „Nie ging ich ohne Schrecken in die Schule“. Aber auch von Seite des Vaters erfuhr er nicht immer die seinem zarten Sinn entsprechende Behandlung. Verwöhnt durch die außerordentliche Begabung des acht Jahre älteren Johannes, hielt der Vater den jüngeren Sohn für einen sehr mangelhaft begabten Knaben. Um so mehr Verständniß hatte die Mutter für das sinnige Wesen desselben. Von der Lateinschule, in welche M. nach einiger Zeit eintrat, sagt er: „Ich plapperte alle Morgen meinen Katechismus, meinen Cellarius und einige Verse des griechischen Testamentes (denn das war all' unser Griechisch), dann übersetzten wir Nepos' lateinische Lebensbeschreibungen von einigen zwanzig Generalen. In jedem halben Jahre mußten wir ungefähr zehn solcher Lebensbeschreibungen etwa vierzigmal übersetzen und gegen Ende des Curses noch einige colloquia Erasmi, die mir zur Abwechslung sehr lieb waren. Einige Wochen vor dem Examen mußten wir schnell noch hebräisch lesen, Disticha scandieren und philosophische Definitionen aus Baumeister auswendig lernen, Alles pures Gedächtnißwerk“. Unbefriedigt von dieser Lernerei griff M. zu der verbotenen Frucht von allerlei Büchern, die er hinter dem Rücken des Vaters in der Verborgenheit verschlang. Gegen Ende dieser Lernzeit sollte M. sich für einen Beruf entscheiden. Zu eigentlich wissenschaftlichem Studium hielt ihn der Vater für untauglich. Jedoch der Gedanke, sich dem Kriegsdienste zu widmen und dabei speciell dem Ingenieurwesen sich zuzuwenden, wurde ihm ausgeredet. Um so entschiedener trat die Neigung für den geistlichen Beruf hervor. So trat denn M. in die oberste Lehranstalt seiner Vaterstadt, das sogenannte collegium humanitatis, ein. Diese im 17. Jahrhundert gegründete Schule, war zunächst für angehende Studirende der Theologie bestimmt. Schüler anderer Kantone schlossen oft ihr ganzes theologisches Studium hier ab, während Schaffhauser noch zum Besuch einer Universität verpflichtet waren. Im coll. hum. fand M. einige tüchtige Lehrer in Dogmatik, Latein, Mathematik, Philosophie, Griechisch und Hebräisch. Doch boten sie ihm noch mehr durch ihren Charakter als durch ihren Unterricht. Es blieb ihm noch neben den Lehrstunden sehr viel Zeit zum Lesen der verschiedenartigsten Werke und Schriften. Er gerieth auf Lucrez, auf

verschiedene Schriften Friedrichs d. Gr. und einige Schriften aus dem Kreise des großen Königs. Daneben las er Lavater's Aussichten in die Ewigkeit, Young's Nachtgedanken, endlich Schriften von Baco. M. gelangte durch die Beschäftigung mit so ganz verschiedenen Geistern zu sehr freigeistischen Anschauungen. Er erzählt, Lavater's Tagebuch habe ihn aus diesen wieder zur heiligen Schrift zurückgeführt. In Jakob Böhme fand er den, „dessen hoher Geist und Lammesgeduld" seinem Ideale nahe zu kommen schien. Jetzt schon kamen ihm Herder'sche Schriften zu Gesicht und machten einen unwiderstehlichen Eindruck auf ihn. „Meine Religiosität erhob sich durch sie nach und nach aus den mystisch-pietistischen Sümpfen, worin sie moderte, zu freiern weitern Ansichten". Unterdessen war die Zeit herangerückt, wo M. die akademische Laufbahn betreten sollte. Er hatte eine wahre Sehnsucht nach Zürich, die in ihm durch die Schriften von Lavater, von J. C. Pfenninger, dem Verfasser der jüdischen Briefe aus der Zeit Jesu von Nazareth, von J. J. Heß, dem bedeutenden Schriftforscher, und von J. C. Häfeli geweckt worden war. Dem Bruder Johannes wurden zwar alle diese Männer als Schwärmer geschildert, aber er rieth dennoch dem Wunsche Georgs zu willfahren. Sterbend gab der Vater, mit dem übrigens auch der jüngere Sohn in ein immer freundlicheres Verhältniß getreten war, die Einwilligung. Einen Monat nach dem Tode des Vaters, am 25. März 1779 reiste M. nach Zürich ab. Er fühlte sich äußerst glücklich im Umgang mit genannten Männern. Häfeli, bei dem er Wohnung nahm, gewöhnte ihn an ein planmäßigeres Studium. Dagegen lernte er nach seiner eigenen Aussage in den öffentlichen Vorlesungen, die er besuchen mußte, nichts. Die „theologischen Collegien waren erbärmlich". Nicht ganz ein volles Jahr blieb M. in Zürich da folgte er dem Zuge vieler junger Schweizertheologen nach Göttingen. Am 22. März 1780 reiste er dahin ab. Er hörte die Collegien der damals berühmtesten Theologen Koppe, Miller, Spittler, Walch. Gegen Michaelis hatte er eine solche Abneigung, daß er keines seiner Collegien besuchte. Eine ganz andere Theologie trat nunmehr dem jungen Schweizer entgegen als in Zürich. „Fast täglich fühlte ich die Stöße, die mein voriges System erhielt. — aber damit floh auch alle Ruhe von mir". Nur in Häfeli's „reichen und liebevollen" Briefen fand M. noch einige Erquickung. In der verzweiflungsvollen Stimmung, die durch Kränklichkeit sich noch steigerte, kam ihm der Gedanke, in den Herbstferien eine Reise nach Weimar zu machen, um Herdern persönlich kennen zu lernen, um vielleicht von ihm Rathschläge und Lehren über sein Studium, und, was ihm noch wichtiger war, „über die innere Geschichte seiner Seele zu vernehmen". Die Ueberzeugung, das Alles bei Herder zu finden, ließ ihn seine angeborne Schüchternheit überwinden. Am 7. October 1790 traf M. in Weimar ein. „Ich fand, was ich suchte, ja noch weit mehr, die gefälligste Aufnahme in dem lieben Hause, die zärtlichste Freundschaft, den weisesten Lehrer, den ich jemals hatte, und eine volle Befriedigung meines liebebedürftigen Herzens". Die glückliche Woche, welche M. in Herder's Hause zubrachte, war von durchschlagender Bedeutung für sein ganzes Leben. Statt vieler Antworten auf die zahllosen Fragen übergab Herder dem jungen Freunde den eben erschienenen ersten Band seiner „Briefe über das Studium der Theologie". Nach dem in Folge von Kränklichkeit sehr schweren Winter 1790—1791 wurde M. gerathen, nach Tübingen zu gehen. Aber sein Herz hing an Weimar. Die Mutter, der er darüber schrieb, hatte allerlei Bedenken. Orthodoxe wie rationalistische Geistliche warnten. Herder sei ein Schwärmer, schreibe Sachen, die Niemand verstehe! Es sei bei ihm, wie bei Lavater, nichts als die leidige Imagination. Er verdrehe die Bibel u. s. w. Ein Brief des Bruders Johannes in Kassel entschied dennoch für Weimar. M. war überglücklich, die mütterliche Zusage zu em-

pfangen. Er faßt das Ergebniß seines Aufenthaltes in Göttingen in folgenden Worten zusammen: „Ohne ein einziges Thränchen verließ ich die Bücherstadt, doch voll Dankempfindung für das, was ich hier gelernt, genossen und gelitten hatte. Ich sammelte viele nützliche gelehrte Kenntnisse, bildete meinen Geschmack etwas besser aus und erfuhr allerhand, das mir sehr zu Statten kam". Nach einem Aufenthalt in Göttingen von 1½ Jahren, langte M. im Sept. 1781 in Weimar an. Der freundliche Empfang, den er von Seite der ganzen Herder'schen Familie fand, die zarte Behandlung, die er durch den ihn so weit überragenden Mann erfuhr, die tactvolle Art, mit welcher dieser den jungen Freund auf manche Mängel aufmerksam machte und ihn aus den Anwandlungen von Mißmuth über sich selbst heraushob, das Alles wirkte mit, den halbjährigen Aufenthalt zu einem ungemein fruchtbaren zu machen. Was M. sehr oft herabstimmte, war der Mangel an gründlicher Kenntniß der alten Sprachen, hatte er doch erst in Göttingen Homer zu lesen begonnen. Er arbeitete so unausgesetzt an seiner Weiterbildung, daß er sich keine Zeit nahm, näher an die großen Geister des bekannten Weimarerkreises Wieland, Goethe u. A. heranzutreten, abgesehen davon, daß ihm stets die noch „anhaftende Blödigkeit" im Wege stand. Nicht nur ausgerüstet mit reichen Kenntnissen, sondern auch ausgerüstet mit jenem universellen Blick, der ihn noch später auszeichnete, verließ M. das Herder'sche Haus und langte am 12. April 1782 wieder in seiner Vaterstadt an. Nach glücklich vollendetem Examen begann für den jungen Theologen eine Zeit, während der er entweder in dem Sumpf kleinstädtischer enger Verhältnisse hätte untergehen können, oder wo er religiös, sittlich und wissenschaftlich immer mehr sich zu vertiefen Gelegenheit hatte. Ein geistliches Amt stand für ihn nicht in Bereitschaft. Er suchte es auch nicht. „Viererlei Theologien hatte ich nun im Kopf, eine, die ich in meiner Jugend in der Angst meines Herzens auf das Wort Anderer angenommen, eine, die ich in Zürich, eine, die ich in Göttingen gelernt, und was ich in Weimar aufgefaßt und nach meiner Art zu einem Ganzen gebildet hatte". Um zu selbständigen und festen Anschauungen zu gelangen, faßte er den eigenthümlichen Vorsatz, mehrere Jahre lang alle theologischen Bücher sammt der Bibel bei Seite zu legen. Zwei Jahre lang führte er diesen Vorsatz aus. Um so eifriger machte er sich hinter die classischen Werke der Griechen und Römer. Sein Bruder gab ihm hierfür sehr gute Rathschläge. Als er nach zwei Jahren sich wieder zur heiligen Schrift hinwandte, nahm er zunächst das alte Testament zur Hand und in diesem das Buch Hiob, das er übersetzte, sodann die Bücher Mosis. „Von da an war mir die heilige Schrift, die ich nun mit neuem Genuße und mit viel freierer Ansicht las, so unschätzbar und so geliebt, daß ich ihr jede andere Lectüre weit nachsetzte". Das bloße Studienleben konnte M. jedoch auf die Dauer nicht befriedigen, auch der Privatunterricht, den er einigen jungen Leuten seiner Vaterstadt ertheilte, bot keinen Ersatz für einen größern Wirkungskreis, nach welchem sich der junge Gelehrte sehnte. Was ihn jedoch aus der mit aller Macht hervortretenden Mißstimmung immer wieder heraushob, war der Verkehr mit Freunden. Eine kleine Zahl von solchen fand er in Schaffhausen selbst. Doch waren das keineswegs die geistlichen Collegen. Schon während seiner Schulzeit empörten ihn diese, theils wegen ihres leblosen Orthodoxismus, theils wegen ihres ungeistlichen Lebenswandels. Es waren vielmehr Männer weltlichen Standes, von denen M. sich angezogen fühlte, unter ihnen besonders der Sekelmeister Joh. Casp. Stokar, ein Mann von hoher Bildung und staatsmännischem Blicke, hochgeschätzt in der alten Eidgenossenschaft. Sodann bildete sich um M. ein Kreis edler und gebildeter Frauen, denen er an Stelle der Leserei von namentlich französischen Modeschriftstellern Geschmack an ernster Lecture und besserer Unterhaltung beizubringen

suchte. Doch auch das hätte M. nicht auf die Dauer befriedigt, hätte er nicht in steter Verbindung mit den ihm von früher her bekannten auswärtigen Freunden gelebt. Vor allen war es Herder, von dem M. fortdauernd neue Anregungen empfing. Das Christenthum zu humanisiren, seine menschliche Schönheit und Wahrheit hervorzuheben und den Menschen seiner Zeit anschaulich zu machen, das war Müller's Streben und Lebensaufgabe, zu deren Klarheit ihm Herder sowohl durch seine Schriften, als durch seinen persönlichen Umgang geholfen hat. Hierin befestigte ihn Herder noch fortwährend durch seine Briefe. Es war ganz natürlich, daß M. so in eine gewisse Abhängigkeit von dem großen Meister kam. Er fühlte das und war bestrebt, allmählich immer freier und unabhängiger zu werden, wobei die eigenen Arbeiten und Lebenserfahrungen das Ihrige beitrugen. Das Band der Liebe und Dankbarkeit verlor übrigens dabei nichts von seiner Zartheit und Innigkeit, und wurde besonders durch Herder's Gattin, Caroline geb. Flachsland, stets wieder neu geknüpft. Auch später, als Herder immer mehr der pantheistischen Weltanschauung zutrieb und sich immer weiter von dem entfernte, was dem Schaffhauserfreund gerade das Wichtigste war, den Offenbarungsthatsachen, konnte sich M. zwar nicht enthalten, ihm offen seinen entgegengesetzten Standpunct entgegenzuhalten, verlor aber dabei nie den Glauben an den Lehrer, dem er so viel verdankte. Das war nun aber gerade der Grund, weßhalb die Zürcherfreunde gegen M. verstimmt wurden. Schon im Juli 1782 schrieb ihm Häfeli einen Brief, in welchem ihm das „vergeisteln, verpoetisiren, verduften, verphilosophiren“ der heiligen Schrift mit derben Worten vorgeworfen wird. Mit Lavater stand dagegen M. in dem intimsten Verkehr bis zu dem tragischen Ende des originellen Zürchers, obwol er sich in dessen spätere Geisterseherereien durchaus nicht finden konnte. Was dem Einsiedler in Schaffhausen ein wahres „Lebensöl“ war und was ihm die Einförmigkeit seiner beschränkten Verhältnisse ganz besonders bereicherte, war die vom Jahr 1778—1809 ununterbrochen fortgehende Correspondenz mit seinem Bruder. Die Veröffentlichung des wesentlichsten Theils dieser Correspondenz (Joh. v. Müller's sämmtl. Werke, Bd. 4—7) überhebt uns der Pflicht, näher auf diese einzugehen. Gewiß besitzen wir aber darin das einzigartige Denkmal eines Bundes von zwei zwar nach Geist, Kenntnissen und Lebensstellung verschiedenen Brüdern, die sich aber während dreier Jahrzehnte in ungetrübter Herzlichkeit über die wichtigsten Zeitereignisse, über die höchsten Angelegenheiten in Religion und Politik und hinwiederum über die persönlichsten Verhältnisse mit aller Offenheit aussprechen. Es liegt aber zugleich etwas Hochtragisches darin, wie der jüngere Bruder den älteren umsonst von den Schritten zurückzuhalten versucht, die diesen zuletzt ins Unglück führten, und ihn umsonst stets an seinen wahren Beruf erinnert, die Geschichte seines Vaterlandes und diejenige der Menschheit zu vollenden. Im äußern Leben traten für M. in den folgenden Jahren nur folgende Ereignisse ein. Im September 1788 verheirathete er sich mit Maria Catharina Gaupp, der Tochter eines sehr angesehenen und wohlhabenden Kaufmannes von Schaffhausen. Die Ehe war eine überaus glückliche, obwol ihr der Kindersegen fehlte. Im nämlichen Jahre erhielt M. endlich die erste öffentliche Stelle, die eines sogenannten „Katecheten der Beisassen“. So bescheiden die Aufgabe war, die Kinder der in Schaffhausen ansässigen Tagelöhner und Weingärtner zu unterrichten, so löste sie der zum Lehrer eigentlich geborene Mann mit hohem Eifer und mit großer Freude. Ungemein schwer traf die beiden Brüder das 1790 erfolgte Hinscheiden der heißgeliebten Mutter. Im J. 1794 wurde unserem Georg die Stelle eines Professors der griechischen und hebräischen Sprache an dem oben genannten colleg. humanitatis übertragen. Mit dem Jahr 1785 begann M. seine schriftstellerische Laufbahn.

Zunächst übernahm er im Auftrag eines Buchhändlers die Uebersetzung von Mentelle, vergleichende Erdbeschreibung, 3 Bde., und von Dalrymple, Geschichte von Großbritannien und Irland seit Karl II., 4 Bde. Im J. 1789 erschien seine erste selbständige Schrift unter dem Titel „Philosophische Aufsätze". Wir finden da nicht etwa Beiträge zu einem speculativen System, M. war überhaupt kein speculativer Kopf, sondern Reflexionen über verschiedene moralische und religiöse oder allgemein wissenschaftliche Gegenstände. So originell diese Aufsätze sind, so erinnern sie doch vielfach an Herder, dem sie auch gewidmet sind. Das Buch, welches ebensoviel Widerspruch als Zustimmung fand, wurde damals vielen ein Führer im Kampfe religiöser Parteiungen. Schleiermacher's Vater glaubte seinem in Zweifel gerathenen Sohne kein Buch eher empfehlen zu sollen als dieses. Da uns der Raum nicht gestattet, ausführlicher auf die einzelnen Aufsätze einzugehen, so sei doch wenigstens hingedeutet auf den vierten derselben: „Versuch über das Ideal einer Erdbeschreibung". Wir finden hier bereits die Grundzüge einer wissenschaftlichen mit der Geschichte organisch verbundenen Erdkunde, wie sie erst später ihre großartige Durchführung gefunden hat. Eine zweite schriftstellerische Arbeit begann M. 1791 in den „Bekenntnissen merkwürdiger Menschen von sich selbst". Herder weckte und bestärkte in ihm den Gedanken, ein Gegenstück der damals so eifrig gelesenen und besprochenen Confessions von Rousseau herauszugeben. In den drei ersten Bänden, welche M. allein bearbeitet hat, sind die Bekenntnisse von Augustin, Petrarca und Zinzendorf behandelt. Mit feinem Geschmack in der Auswahl des Gegebenen, mit Liebe und Billigkeit im Urtheil sind die Männer dreier verschiedener Zeitalter so dargestellt, daß damit zugleich eine Apologie des Christenthums im Gegensatz zu der rationalistischen Zeitrichtung dargeboten wird. Die dritte Schrift, welche noch in diese Zeit fällt und die wol unter allen Müller'schen Schriften die größte Verbreitung gefunden hat, heißt: „Unterhaltungen mit Serena moralischen Inhalts". Die beiden ersten Bände erschienen 1793, der dritte erst lange nach dem Tode des Verfassers 1835, vierte Auflage 1856. Aus Blättern, welche M. allwöchentlich seiner Braut zusandte, entstanden, wuchs allmählich das Ganze zu einem Werke heran, durch welches der Verfasser dem weiblichen Geschlecht in der Form der Humanität und des guten Geschmackes die Herrlichkeit der heiligen Schrift und die gesunden Früchte christlicher Bildung zu kosten gab. Den Inhalt bilden meist kleinere Stücke, Gedichte, Briefe, Erzählungen, Sprüche, welche der feine Sammler in dem reichen Garten der Litteratur älterer und neuerer Zeit gefunden hatte. Neben solchen Lesefrüchten theilt M. auch eine schöne Zahl eigener Arbeiten mit, worin er seine Gedanken über weibliche Bildung und weibliche Bedürfnisse ausspricht. Es ist beinahe ein psychologisches Räthsel, daß der Mann, dessen Leben bisher beinahe ausschließlich gelehrten und litterarischen Arbeiten zugewandt war, plötzlich auf den politischen Boden hingeworfen, da eine ächt staatsmännische Thätigkeit entfalten konnte. Schon längst sah M. mit den edelsten Schweizern, daß die politischen und socialen Zustände seines Vaterlandes unhaltbar geworden waren. Er hatte sich daher jenem trefflichen Verein angeschlossen, der unter dem Namen der „helvetischen Gesellschaft" eine bessere Zeit vorzubereiten beabsichtigte. Mit Vielen der Besten seiner Zeit begrüßte er daher den Beginn der französischen Revolution, und wurde hierin lebhaft von seinem Bruder unterstützt, schrieb ihm doch dieser: „Der 14. Juli ist der schönste Tag seit dem Untergang der römischen Weltherrschaft". Bald genug folgte freilich die Ernüchterung. Tief schmerzt es den eifrigen Patrioten, daß die beginnende mächtige Zeit in der Schweiz so wenige wahrhaft gebildete Staatsmänner antraf. Das bewog ihn, noch am Vorabend der gewaltigen Stürme, die über die Schweiz losbrechen sollten, im Frühjahr 1797 die „Briefe über das Studium der Wissen-

schaften, besonders der Geschichte, an schweizerische Jünglinge, die sich dem Staate zu widmen gedenken", herauszugeben (2. Aufl. 1817). Im Januar 1798 begann das furchtbare Drama, in welches auch M. verwickelt wurde. Der Fall Berns, am 5. März 1798, war das Signal allgemeiner Auflösung. Die ersten Anfänge dieser Bewegung, von der nun auch Schaffhausen ergriffen ward, ließen sich ziemlich friedlich an. Eine Nationalversammlung, in die auch M. von der Landschaft gewählt wurde, entwarf eine Verfassung, welche beide streitende Theile, Stadt und Land befriedigte. Allein das Werk fiel wieder dahin, als die unter dem Einfluß französischer und schweizerischer Terroristen entstandene „Eine und untheilbare helvetische Republik", alle historisch gewordenen Verhältnisse der Kantone zertrümmerte. Wie M. da sich seiner Vaterstadt annahm, ihr einen guten Theil ihres Eigenthums rettete, wie er dem Gewaltstreich, Schaffhausen zu einem einfachen Districtsorte der Kantone Zürich oder Thurgau zu machen, durch ein treffliches Memorial an die helvetische Regierung mit Erfolg widerstand, wie er als ein von letzterer gewählter Unterstatthalter, d. h. Stellvertreter des Beamten, der die Befehle der obersten helvetischen Regierung zu vollziehen hatte, beinahe die ganze Last mit ungewohnter Energie und mit Klugheit über sich nahm, das sei hier nur angedeutet. Der Frühling des Jahres 1799 brachte den Krieg mit seinen Schrecken in die Gegend von Schaffhausen. Inmitten der Stadt wüthete der Kampf. Bald mußten die Franzosen bald die Oesterreicher den Platz räumen. Jene plünderten öffentliches und Privatgut. Der jähe Sturz der Helvetik brachte endlich einige Ruhe. Die Durchführung der von Bonaparte gegebenen Mediationsverfassung brachte unserm M. neue Geschäfte. Er saß vom 10. März bis 16. Mai 1803 in der Interimsregierung, welcher diese Durchführung aufgetragen war. Hatte M. schon bei Anfang der revolutionären Bewegungen in Schaffhausen sich das Kirchen- und Schulwesen zutheilen lassen, so lag es ihm nach eingetretener Ruhe sehr am Herzen, diese Lieblingsseite seiner Thätigkeit wieder aufzunehmen und er fand dafür in dem edeln schweizerischen Minister der Künste und Wissenschaften, Philipp Albrecht Stapfer, eine sehr werthvolle Hülfe. Zunächst machte er sich daran, das in tiefen Zerfall gerathene Schaffhauser Schulwesen zu ordnen. Man schuf die Stelle eines „Oberschulherrn" und übertrug dieselbe unserm Müller, der sie bis zum Lebensende mit der größten Liebe und Treue verwaltete. Die erste Frucht dieser Thätigkeit war „die Landschulordnung vom Jahre 1804", sodann die Umgestaltung des Gymnasiums und des collegium humanitatis. Letztere Anstalt wurde mit zwei neuen Professoraten erweitert, demjenigen der Encyclopädie und Methodologie und demjenigen der Aesthetik. Beide Stellen wurden unserm M. übergeben. Im J. 1809 erhielt M. endlich die umsonst wiederholt nachgesuchte Entlassung aus der Regierung. Noch einmal wurde er 1814 und 1815 in die politischen Geschäfte zurückgeführt. Nach Napoleon's Sturz beeilte man sich, die Erinnerungen an die Revolutionszeit auszulöschen. Eine neue Bundesverfassung wurde aufgerichtet, in Schaffhausen eine neue Kantonalverfassung. Eine starke Partei wollte das alte Stadtregiment vor 1798 wiederherstellen. M. kämpfte muthig gegen diesen Anachronismus, und es gelang der Restaurationspartei nicht in Allem, ihre Pläne durchzusetzen. Im übrigen war M. glücklich, ganz wieder zu seinen wissenschaftlichen Studien zurückkehren zu können. Es ist indessen ein Zeichen seiner hohen geistigen Energie, daß er auch in den aufregendsten Zeiten dieselben nie ganz aus den Augen verlor, ja auch da noch schriftstellerisch thätig war. So erschien im J. 1801: „Theophil. Unterhaltungen über die christliche Religion mit Jünglingen von reiferem Alter". M. will in diesem Buche das der Religion vielfach entfremdete Jünglingsalter dadurch wieder zum religiösen Interesse erheben, daß er an der Hand der Geschichte

zeigt, wie die Religion stets ein wesentliches Element des Völkerlebens gewesen sei. Die Aufhebung so vieler Klöster durch die Helvetik führte zu einem lebhaften Gedankenaustausch der beiden Müller, und zuletzt zu dem Wunsche Johanns, der Bruder möchte in einer besondern Schrift eine Parallele zwischen Reformation und Revolution ziehen. Georg M. erfüllte diesen Wunsch in der Schrift: „Ueber ein Wort, das Franz I. über die Folgen der Reformation gesagt haben soll". Zürich 1800. Der französische König habe die Reformation gehaßt, weil sie auf nichts anderes ziele, als „auf Umsturz der göttlichen und menschlichen Monarchie". Die in hohem Grade unbefangene historische Deduction, in welcher Anklage und Vertheidigung der Reformation zu Worte kommt, hat noch heute ihren Werth. Die reifste Frucht seiner umfangreichen Studien und seiner vielseitigen persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen ist das Werk, welches von 1803—1808 in vier Bänden unter dem Titel erschien: „Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meinungen". Wie in den früheren Schriften, so geht der Verfasser auch in diesen 15 „Essays" darauf aus, die theologische Disciplin zu humanisiren und die Früchte einer gelehrten gründlichen Geschichtsforschung auch nicht theologischen Lesern in einer geschmackvollen und anziehenden Form darzubieten. Zu einer ganz neuen Thätigkeit wurde er durch den Hinscheid seiner beiden besten Freunde, Herders und seines Bruders hingeführt. Herder starb am 18. December 1803. Er hinterließ den Seinigen nur seinen Ruhm und litterarische Arbeiten. Johannes von Müller eilte wenige Wochen nachher nach Weimar, um ein Verzeichniß des litterarischen Nachlasses aufzunehmen. Die Herausgabe sämmtlicher Werke des großen Mannes sollte sofort in die Hand genommen werden. Dem Bruder theilte er den theologischen, sich selbst den historischen, Thorild in Greifswalde den philosophischen Theil zu. Allein Johannes von Müller und Thorild starben, ehe sie die Arbeit vollenden konnten. So wälzte sich das Ganze auf Georg Müller's Schultern. Mit rührender Pietät gegen den verstorbenen Freund, die sich namentlich auch in der lebhaften Correspondenz mit dessen Gattin ausspricht, vollendete M. die ihm immer lieber gewordene Arbeit und hatte die Genugthuung, durch dieselbe die Wittwe Herder's vollständig aus ökonomischer Noth gerettet zu haben. Eine ähnliche und nicht minder große Verpflichtung legte dem Schaffhauser Gelehrten der Hinscheid seines Bruders auf. Zum letztenmale hatten sich die beiden Brüder im Sommer 1801 gesehen, wo sie mit einander die Reise nach Wien machten. Wie viele wichtige Ereignisse liegen doch zwischen dieser für unsern Georg M. in hohem Grade erfrischenden Reise und dem Tode seines Bruders Johannes: der Verlust des ganzen Vermögens des letzteren durch einen Betrüger, die Berufung nach Berlin, der Eintritt in den Dienst des Napoleoniden in Kassel, lauter Ereignisse, welche die Seele des bescheidenen Schaffhauser Professors um so tiefer bewegten, je weniger er namentlich mit dem letztgenannten Schritte einverstanden war und je gegründetere Befürchtungen er für die Zukunft des Bruders hegte. Zu dem unsäglich tiefen Schmerz über den unerwartet schnellen Hinscheid gesellte sich für M. die schwere Sorge wegen der Vermögensverhältnisse des Hingeschiedenen. Die Summe der Passiven belief sich auf ca. 24,000 Gulden, während sich fast keine Activa vorfanden, als die ca. 6000 Bände starke Bibliothek. Georg trat für die Ehre des geliebten Bruders in den Riß und bezahlte vorerst aus seinen eigenen Mitteln sämmtliche Schulden. Nicht ohne große Mühe gelang es ihm, den Nachlaß französischen Händen zu entwinden. Ein sehr günstiger Vertrag mit Cotta in Stuttgart ermöglichte nicht nur die Herausgabe von 27 Bänden der J. von Müllerschen Werke, sondern auch die völlige Deckung aller Passiva des verstorbenen Schriftstellers. Das letzte Jahrzehnt (1809—1819) war zwar für M. auch sehr bewegt, aber in

ganz anderer Art als die unmittelbar vorangegangenen Jahre. Der Schauplatz der großen Weltereignisse, die Napoleon's Sturz begleiteten, war von den Grenzen der Schweiz weggerückt. Als jedoch nach der Schlacht bei Leipzig ein Theil der Verbündeten sich nach der Schweiz hinzog, um durch dieses neutrale Land in Frankreich einzurücken, da verursachten die großen Truppendurchzüge und die damit verbundene Einquartirung auch dem Kanton Schaffhausen viel Unruhe und dem Staate wie den Privaten große Unkosten. Das dabei auch Müllern vielfach belästigende Ungemach wurde reichlich aufgewogen durch die so ungemein interessanten Bekanntschaften, welche unser Schaffhauser machte. Zu diesen gehörte namentlich diejenige der Großfürstin Katharina, verwittweten Großherzogin von Oldenburg, Schwester Kaiser Alexanders und nachheriger Königin von Württemberg. Die hohe Frau weilte vom 21. December 1813 bis 12. Januar 1814 in Schaffhausen, um da ihren kaiserlichen Bruder zu erwarten. Aufmerksam gemacht auf den Bruder des berühmten Geschichtschreibers, wünschte sie denselben kennen zu lernen. Nachher kam Alexander ebenfalls nach Schaffhausen. Die ganze höchst gehaltreiche Unterredung mit dem fürstlichen Geschwisterpaar, wie sie M. in seinem Tagebuch wiedergiebt, hat ihre Veröffentlichung gefunden in Gelzer's Monatsblättern, Jahrg. 1859, weßhalb wir hier nicht weiter darauf eingehen. Sowohl die frühern Schriften als die Herausgabe der Werke Herder's und Joh. v. Müller's hatten den Schaffhauser Gelehrten in weiten Kreisen bekannt gemacht. Das war nun besonders der Fall seit Herausgabe der bedeutendsten theologischen Schrift: „Vom Glauben der Christen". 2 Bde. 1815. Es ist dies Werk nicht eine wissenschaftliche Dogmatik, welche in dialectischer Weise den Inhalt des christlichen Glaubens darstellt; es enthält nur eine Reihe von Aufsätzen über die verschiedenen Lehrpuncte des christlichen Glaubens, welche in freier Reihenfolge an einander gefügt sind. Noch ganz unberührt von der durch Schleiermacher so energisch eingeleiteten neuern Theologie vertritt der Verfasser noch den damaligen supranaturalistischen Standpunct aber doch wieder mit solcher Selbständigkeit und Geistesfreiheit, daß sein Buch zu seiner Zeit eine wesentliche Lücke auszufüllen berufen war. Daß auch der Herder'sche Geist nachwirkte, sehen wir z. B. in der schönen Abhandlung über den menschlichen Charakter Jesu, in welcher der Verfasser mit feinem Geiste und zarter Liebe der menschlichen Schönheit Jesu nachgeht und am liebsten bei den Zügen wahrer Humanität verweilt. Während dieses Werk vom rationalistischen Standpuncte aus zum Theil heftige Anfeindung erfuhr, so bahnte es sich dagegen vielfach den Weg in das Herz der durch die Befreiungskriege religiös angeregten theologischen Jugend. Eine kleine schon 1811 erschienene Schrift „Von dem christlichen Religionsunterricht", berührt sich vielfach mit dem obengenannten größern Werke. Die vortrefflichen Rathschläge, die sie enthält, gaben Veranlassung zu Verhandlungen mit preußischen Kirchen- und Schulbehörden, welche die Schrift vielfach empfahlen. Ein ganz staunenswerther theils schriftlicher, theils mündlicher Verkehr, dessen Zeugen in dem lange noch nicht genugsam gehobenen Schatz von Müller's Nachlaß sich befinden, entwickelte sich fortan. Katholische und protestantische Gelehrte, fürstliche und bürgerliche Personen, Universitätsprofessoren und Studenten, suchten den Schaffhauser Gelehrten auf und fanden gastliche Aufnahme in dessen Haus. Ein Beweis der hohen Anerkennung, welche M. für seine gelehrten Arbeiten fand, liegt insbesondere darin, daß ihm bei Anlaß des Reformationsjubiläums 1817 von den beiden theologischen Facultäten in Jena und Tübingen die Würde eines Doctors der Theologie ertheilt wurde. — Die letzten Lebensjahre Müller's waren sehr bewegt. Im Sommer 1817 kam Frau v. Krüdener (Bd. XVII S. 196)

nach Schaffhausen, und rief eine mächtige Bewegung in der Stadt und deren Umgebung hervor. Der geistesklare und nüchterne Mann durchschaute sowohl das Berechtigte, als das Ungesunde dieser Erscheinung. Er verhinderte die von der Regierung und der Geistlichkeit beabsichtigten Gewaltmaßregeln gegen genannte Frau und gegen die in den Jahren 1818 und 1819 namentlich durch David Spleiß, späteren Antistes, in Gang gebrachten schwärmerischen Ausbrüche. Mitten in diese aufgeregte Zeit fiel das dreihundertjährige Jubiläum der schweizerischen Reformation, dessen Feier am 3. und 4. Januar 1819 M. mit einer trefflichen Rede begleitete. Es war dies der letzte bedeutendere Act des edeln Mannes. Im Juli desselben Jahres verlor er seine treue Lebensgefährtin. Der Schmerz über diesen schweren Verlust begleitete ihn jetzt bis zu seinem letzten Augenblick, der für ihn schon am 30. November eintrat. Seine dankbaren Mitbürger setzten ihm in der Vorhalle der Münsterkirche ein Denkmal, über dessen Inschrift die Worte stehen: „Satis gloriae sed haud satis reipublicae“.

Vgl. Gelzer in den „Protestantischen Monatsblättern“. — H. Baumgarten in den preußischen Jahrbüchern, 29. Bd. — Dr. J. Kirchhofer in der Zeitschrift „Unruh“, 1868, und in Herzog's Theol. Realencyclopädie. — Dr. J. Bächtold, „Aus dem Herder'schen Hause“, und vor Allem: die Biographie G. Müller's von C. Stocker, deren erster Theil die Selbstbiographie Müller's bis zu seinem Tode enthält. Mezger.

Müller: Georg M., geb. am 8. Juni 1790 zu Mentz, besuchte dort die Lateinschulen, kam 1803 auf das Gymnasium zu Aschaffenburg, trat 1807 als Cadet in kaiserlich österreichische Dienste in Wien und machte als Offizier die Schlacht bei Wagram mit. In Folge des Befehls Napoleon I., daß alle am linken Rheinufer Gebornen und im Dienste fremder Mächte Stehenden in französische Dienste treten müßten, wurde er erster Lieutenant in der französischen Armee und machte als solcher den russischen Feldzug mit, erhielt das Ritterkreuz der Ehrenlegion, wurde Capitän beim Geniecorps und vor Napoleons erster Abdankung Major, später Lieutenantcolonel. Nach den 100 Tagen trat er im J. 1816 als Capitän der Infanterie in niederländisch-indische Dienste. 1818 nahm er Theil an einer Expedition gegen Sambas an der Westküste Borneo's und wurde dort zum Resident ernannt. Er bekleidete im Verfolg eine Stelle auf Banda (Molukken) und wurde 1822 „Inspecteur“ der Binnenländer Borneo's, als welcher er eine Reihe wissenschaftlicher Expeditionen ins Innere unternahm, um das Land zu erschließen und Karten aufzunehmen. (S. u. A.: Proeve eener geschiedenis van een gedeelte der Westkust van het eiland Borneo, und: Matan en andere Etablissementen op de Westkust van het eiland Borneo in: De Indische Bij vol. I. 1843.) M. wurde am 20. Januar 1826 auf einer dieser Expeditionen am Kapuasfluß mit fast allen seinen Begleitern von den Eingebornen ermordet, doch ist Tag und Ort nicht genau festgestellt.

Levensberigt van G. Müller door Dr. E. Müller: De Indische Bij vol. I, 1843, p. 177—196 und Jets over den dood van G. Müller door J. Hageman: Tijdschr. v. Ind. taal land en volkenkunde vol. III, p. 486—494, 1855. A. B. Meyer.

Müller: Gerhard Andreas M. wurde geboren zu Ulm am 23. Februar 1718, studirte in Tübingen und später in Straßburg Naturwissenschaften und Medicin. Nachdem er 1740 promovirt, wurde er Stadtphysikus in Worms. 1743 wurde er als Garnisonarzt nach Weimar berufen und erhielt kurze Zeit darauf die Aufsicht über die fürstliche Bibliothek. Hierdurch wurde er veranlaßt seine Studien hauptsächlich den Naturwissenschaften zu widmen und er veröffentlichte verschiedene Aufsehen erregende Werke, von denen namentlich zu erwähnen

sind: „Untersuchungen der wahren Ursache von Newton's allgemeiner Schwere", Weimar 1743. „Schreiben an einen guten Freund von der Ursache und dem Nutzen der Electricität", Weimar 1746, und „Unpartheiische Critik der Leibniz'schen Monadologie", Jena 1748. Nachdem M. 1750 einem Rufe als Leibarzt des Grafen von Sedlnicki gefolgt war, wurde er 1751 zum Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik nach Gießen berufen. In dieser Stellung scheint er sich ganz den medicinischen Wissenschaften gewidmet zu haben, wenigstens hat er nur derartige Schriften veröffentlicht. Vgl. das Schriftenverzeichniß in Meusel's Lex. M. starb am 26. Februar 1762. W. Heß.

Müller: Gerhard Friedrich M. wurde am 18. October 1705 zu Herford in der Grafschaft Ravensberg (Westfalen) geboren. Sein Vater Thomas M., aus Soest gebürtig, war Rector des Gymnasiums zu Herford, seine Mutter Anna Maria war die Tochter des Professors der Theologie, Bodinus zu Rinteln. M. wurde unter Aufsicht und Anleitung seines Vaters im Gymnasium zu Herford erzogen und bezog 1722 als 17jähriger Jüngling die damalige Universität zu Rinteln, siedelte jedoch bald 1723 nach Leipzig über. Ueber die Gegenstände der Studien Müller's ist nichts bekannt; er hörte Vorlesungen bei Professor Gottsched und beschäftigte sich in der Bibliothek des Professors der Geschichte zu Leipzig Johann Burchard Mencke (Bd. XXI S. 310). Dieser stand mit der St. Petersburger Akademie in Verbindung; er empfahl Gelehrte zur Berufung, daraufhin kam Joh. Pet. Kohl als Akademiker 1725 nach Petersburg und Kohl war es, der M. nach sich zog. M. kam am 5. November 1725 nach Petersburg und wurde als „Student" mit dem für damalige Zeiten sehr bescheidenen Gehalt von 200 Rubel jährlich angestellt. Bei der am 27. December 1725 stattgehabten feierlichen Eröffnung der Akademie war M. zugegen — er überlebte alle seine damals anwesenden Collegen. M. hatte die Verpflichtung in dem sogenannten akademischen Gymnasium lateinische Sprache, Geschichte und Geographie vorzutragen und selbstverständlich den Sitzungen der Akademie beizuwohnen. Im Januar 1728 wurde M. zu Arbeiten im Archiv bestimmt, während der „Student" Weitbrecht an seiner Stelle den Unterricht übernahm; dafür erhielt M. eine jährliche Zulage von 100 Rubeln, führte die Protokolle der akademischen Sitzungen und der akademischen Kanzlei, sowie die ausländische Correspondenz, gab die „Petersburger Zeitung" (deutsch und russisch) heraus und war in der Bibliothek bei Ausgabe der Bücher thätig; dabei beschäftigte er sich mit genealogischen Arbeiten. M. war dadurch gewissermaßen der Gehülfe des Bibliothekars und nachmaligen Directors der akademischen Kanzlei Schumacher geworden; Schumacher, beim Präsidenten der Akademie Dr. Blumentrost sehr beliebt und deshalb sehr einflußreich, schenkte seinem Gehülfen M. volles Vertrauen, übergab ihm sogar während einer Reise nach Moskau die Vertretung in seinen Geschäften. Schumacher war bei den Mitgliedern der Akademie nicht beliebt und diese Mißliebigkeit wurde auch auf seinen Gehülfen M. übertragen. Gegen den Willen der Mitglieder wurde M. am 22. Januar 1731 zum Professor der Geschichte ernannt. (Es ist hier nicht der Ort über die Einrichtung der Petersburger Akademie zu reden; das sei nur kurz gesagt, daß die Stellung eines „Studenten" etwa der eines Adjuncten oder außerordentlichen Akademikers, die Stellung eines „Professors" der eines Akademikers entsprach.) M. hatte schon vor seiner Ernennung am 2. August 1730 eine Reise angetreten, theils um seine persönlichen Verhältnisse zu Hause zu ordnen, sein Vater war unterdeß gestorben, theils um neue Mitglieder für die Petersburger Akademie zu gewinnen. M. besuchte Deutschland, Holland und England und kehrte am 2. August 1731 nach Petersburg zurück; der Botaniker Amman, der Orientalist Kehr und andere wurden durch M. veranlaßt, in die Akademie einzutreten. Bald nach der Rückkehr

Müller's traten zwischen ihm und Schumacher Mißhelligkeiten ein, deren Ursache nicht mehr zu ermitteln ist; für M. waren sie nur insofern von großer Bedeutung, als sie die unmittelbare Veranlassung waren, daß er seine Beschäftigung in der Bibliothek aufgab und seine ganze Kraft dem Studium der russischen Geschichte zuwandte. Als erste Frucht dieser Studien erschien der erste Band der „Sammlung russischer Geschichte" am Ende des Jahres 1732. Allein die Unannehmlichkeiten in der Akademie, die Uneinigkeit zwischen M. und Schumacher dauerten fort und um allem diesen zu entgehen ergriff M. die sich ihm darbietende Gelegenheit, Petersburg auf eine Zeit lang zu meiden. Er verließ am 8. August 1733 als Glied der sogenannten großen akademischen oder kamtschatka'schen Expedition in Gemeinschaft mit dem Akademiker Gmelin (Bd. IX S. 269) Petersburg und kehrte erst am 14. Februar 1743 dahin zurück. Hier kann auf die Expedition selbst, an der Bering und Steller auch theilnahmen, und ihre große Bedeutung für Sibiriens Erforschung nicht eingegangen werden, nur der hervorragende Antheil Müller's muß nachdrücklich hervorgehoben werden. Es sei mit wenig Worten der Weg Müller's und Gmelin's angedeutet, den sie während einer fast zehnjährigen Abwesenheit von Petersburg zurücklegten, — ein Weg, der nach Müller's Berechnung eine Länge von mehr als 30,000 Werst (Kilometer) hatte. Im August 1733 abgereist, begaben sich die Forscher über Kasan und Jekaterinburg nach Tobolsk; auf dem Wege dahin wurden Tataren, Wotjäken, Tscheremissen untersucht. In Tobolsk, woselbst M. seine Archivstudien begann, wurde der Winter 1733/34 verbracht und im Frühjahr die Reise den Irtysch aufwärts nach Tara, weiter nach Omsk fortgesetzt und das Gebiet von Semipalatinsk erforscht. Den Winter 1734/1735 hielten sich die Reisenden in Jenisseisk auf, begaben sich dann über Kraßnojarsk nach Irkutsk und durchstreiften die Gegend am Baikalsee bis zur chinesischen Grenze, beobachteten die Buräten und kehrten nach Irkutsk zurück. Im nächsten Jahre 1734 reisen M. und Gmelin weiter nach Jakutsk, woselbst M. eingehende Archivstudien macht: ihr Wohnhaus brennt nieder, M. erkrankt. Ihre Weiterreise nach Kamtschatka verzögert sich; sie verlassen Jakutsk, untersuchen einen Theil der Lena und überwintern 1737/1738 in Irkutsk; von hier bittet M. in Rücksicht auf seine zunehmende Kränklichkeit, ihm die Rückkehr nach Petersburg zu gestatten. Im Sommer bereist er die Angara, trifft 1739 in Jenisseisk mit Steller zusammen, fährt den Jenissei hinab bis Mangasea und macht sich mit den Samojeden und Ostjaken bekannt.

Endlich im Juli 1739 erhält M. die Erlaubniß zur Rückkehr — Gmelin nicht — der gesunkene Muth Müller's hebt sich; er macht weitere Ausflüge, untersucht alte tatarische Gräber in Abakansk und überwintert in Krasnojarsk. Trotz der Möglichkeit nun direct heimzukehren, läßt er sich 1740 durch Archivstudien in Tomsk fesseln und kommt nur bis Tjumen. Im Sommer 1741 ist M. in Jekaterinburg und am Fluß Iset, woselbst er mit Gmelin zusammentrifft; im Januar 1742 erkrankt er in Turinsk, begiebt sich, um geheilt zu werden, nach Werchoturje — heirathet daselbst die deutsche Wittwe eines deutschen Wundarztes (Name unbekannt) und kehrt dann über Solikamsk und Wologda heim. Am 14. Februar 1743 ist er endlich in St. Petersburg. — Müller's Thätigkeit auf der Reise, trotz der vielfachen Unterbrechungen durch Krankheit und Unglücksfälle, ist sehr groß und äußerst ergiebig gewesen. — Seine Aufgabe war sich mit der Geschichte und den Alterthümern Sibiriens zu beschäftigen; er leistete mehr. Er verfaßte eine, leider unvollendet gebliebene Reisebeschreibung, durchforschte mit großem Eifer die Archive der einzelnen Städte und ließ vieles daraus abschreiben (mehr als 30 Foliobände Manuscripte), untersuchte die Sitten, Gebräuche und die Sprachen der verschiedenen Völkerschaften Sibiriens und besorgte dabei noch alle eigentlichen Reisegeschäfte, die Correspondenz mit der Akademie ꝛc.

Müller's Reisebeschreibung ist leider ungedruckt geblieben, dagegen gab Gmelin eine Schilderung der Reise, welche gedruckt wurde. — M. fühlte sich nach seiner Rückkehr nicht nach Verdienst belohnt, sein Gehalt blieb gering (660 Rubel), die Streitigkeiten mit seinen Collegen, besonders mit Lomonossow, begannen aufs Neue; bei seinen Arbeiten erwuchsen ihm daraus ungeahnte Schwierigkeiten und große Unannehmlichkeiten, deren Aufzählung hier zu weit führen würde. M. arbeitete unverdrossen an seiner Geschichte Sibiriens, deren erster und einziger Band 1750 erschien, schrieb über den Handel Sibiriens ꝛc. Allmählich besserten sich auch seine materiellen Verhältnisse, am 10. November 1747 wurde sein Gehalt bedeutend vermehrt, bis auf 1000 Rubel. M. wurde zum Historiographen des russischen Reichs ernannt und gleichzeitig zum Rector der akademischen Universität bestimmt. Im Januar 1748 wurde ein „Departement" für Geschichte bei der Akademie eingerichtet, freilich auf anderer Grundlage als M. es gewünscht hatte; dennoch dauerten die Störungen und Hindernisse beim Arbeiten an. M. wurde wiederholt verklagt. In Folge einer bei der Akademie eingereichten Klageschrift, in welcher eine Reihe von Beschuldigungen gegen M. ausgesprochen werden, wurde M. am 6. October 1750 „degradirt" vom Akademiker zum Adjunct, d. h. er erhielt nur 360 Rubel jährlich. Doch wurde er am 21. Februar 1751 wieder begnadigt, erhielt seinen früheren Rang und Gehalt zurück. Es waren also damals sehr eigenthümliche Verhältnisse, in welchen sich die Akademiker zu ihrem Vorgesetzten, dem Präsidenten und dessen Kanzlei befanden. Am 4. Mai 1754 wurde M. zum Conferenzsecretär der Akademie mit einem Gehalt von 1500 Rubeln ernannt und hatte nun Gelegenheit, eine reiche Thätigkeit zu entfalten, welche sich besonders für die neuen Berufungen innerhalb der Akademie sowie für die neue Universität in Moskau ersprießlich zeigte: Dilthey, Reichel, Kellner wurden berufen. In die Zeit des Secretariats fällt auch die Ausgabe der „Monatlichen Abhandlungen", des ersten in russischer Sprache erschienenen gelehrten Journals. Die Zeitschrift enthielt größtentheils historische Arbeiten aus der Feder Müller's oder durch ihn veranlaßt. M. war vielseitig thätig — ganz an seinem Platz.

In diese Zeit fällt auch die Ankunft Schlözer's in Petersburg. A. L. Schlözer kam im November 1761 als Hauslehrer in Müller's Haus, wurde aber bald, weil M. Schlözer's Werth erkannte, zum Adjuncten der Akademie befördert (Mai 1762). — Nach dem Jahre 1761 hören endlich die Belästigungen Müller's auf; Pekarskj, der Verfasser einer Geschichte der Akademie, schreibt dieses dem Wohlwollen zu, welches die Kaiserin Katharina II. dem verdienten Gelehrten erwies; M. stand unter ihrem Schutz und durfte ungestört seinen Arbeiten nachgehen, die Kaiserin ermunterte ihn wiederholt. — Und wie sonderbar: der Historiker, der Gelehrte, der Mann der Wissenschaft, er wird auf kaiserlichen Befehl am 1. Januar 1765 zum Director des Findelhauses in Moskau ernannt, unter Beibehaltung der Stellung des Historiographen bei der Akademie. Es ist nicht genau zu ersehen, was die Veranlassung dazu gewesen, M. selbst ging — selbstverständlich nicht gern auf diesen Posten. Allein man redete ihm zu — seine materielle Lage, sein Gehalt wurden verbessert. M. siedelte im März 1765 nach Moskau über und übernahm das neue Amt. Allein die Verwaltung eines so großartigen Instituts ließ dem Gelehrten wenig freie Zeit zur Arbeit — mit Freuden ergriff er daher zu Ende 1765 die ihm dargebotene Stelle des Directors des Archivs im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Moskau. Im März 1766 erfolgte Müller's Ernennung; er erhielt außer seinem akademischen Gehalt noch 1000 Rubel. — Nun war M. in seinem eigentlichen Fahrwasser, er widmete den Rest seines Lebens ganz seinen archivalisch-historischen Studien, er ordnete das Archiv, schrieb den ersten Theil einer Geschichte der Akademie der

Wissenschaften (ungedruckt), verfaßte den Anfang einer Geschichte der russischen Schifffahrten nach Spitzbergen 2c., lieferte Beiträge zur Geschichte Peter des Großen. Dabei machte er Reisen in die Umgebung Moskaus und sammelte Notizen über die Geschichte der von ihm besuchten Städte. — So gestaltete sich der Lebensabend des vielfach geprüften Gelehrten zu einem angenehmen: die Kaiserin kaufte 1780 die Bibliothek Müller's um 20,000 Rubel für das Moskauer Archiv; ihre Gnade beschenkte ihn im August 1783 mit dem Titel eines wirklichen Staatsraths und dem Wladimirorden 3. Klasse. Am 11./22. October 1783 ist M. nach kurzem Krankenlager gestorben, er hatte ein Alter von 78 Jahren erreicht; sein älterer Bruder Heinrich Justus, Lehrer am akademischen Gymnasium in Petersburg, war ihm am Anfang des Jahres 1783 im Tode vorausgegangen. — M. hinterließ bei seinem Tode zwei Söhne, von denen der eine in russischem Staatsdienst stand, der andere Militär war.

Ueber Müller's Aeußere und seine Charaktereigenschaften mag man bei Büsching und bei Schlözer nachlesen; hier nur einige Worte über Müller's Bedeutung als Gelehrter, als Historiker und als Geograph. M. war unermüdlich fleißig: er hat viel veröffentlicht und noch viel mehr gesammelt. Seine Arbeiten sind nach allen Seiten hin von dem allergrößten Werth für die Geschichte und Geographie Rußlands gewesen und seine Sammlungen sind es noch heute, insofern ein Theil derselben erst in der jüngsten Zeit veröffentlicht worden ist. Es wurde oben hingewiesen auf die Anfeindungen und Verdächtigungen, welche M. während seines Lebens in Folge seiner Studien zu erdulden gehabt hat. Krekschin, welchem M. gesammelte Notizen ausländischer Autoren über Rußland gegeben hatte, denuncirte ihn beim Senat, daß ein russischer Akademiker Auszüge gemacht hätte, welche für die russischen Großfürsten erniedrigend seien. Das gründete sich darauf, daß in den Notizen gesagt worden war, die Großfürsten hätte sich vor den Tataren demüthigen müssen. — Eine Abhandlung Müller's über den Ursprung des Namens und des Volks der Russen wurde auf Antrag einiger Mitglieder der Akademie unterdrückt. Das sind nur einzelne Beispiele. Diesem Verfahren der Zeitgenossen Müller's gegenüber ist das Urtheil der jetzigen russischen Historiker ein glänzendes, die Verdienste Müller's werden durchaus anerkannt. So schreibt Bestushew Rjumin (Russ. Gesch. 1. Bd., Petersburg 1872, Einl. S. 209): „Die ersten, welche sich wissenschaftlich mit russischer Geschichte beschäftigten, waren Deutsche: Kohl und Baier. Noch mehr that für die russische Wissenschaft der Historiograph Müller. Ein unermüdlicher Sammler, streng und genau in seinen gelehrten Arbeiten ist Müller der eigentliche Vater der russischen Geschichtsforschung, welche bis heute noch nicht alle von ihm gesammelten Materialien erschöpft hat. Er zuerst verfaßte ein Buch, welches die Ausländer mit dem russischen Reiche und dessen Geschichte bekannt machte, er gab ein russisches Journal heraus, welches denselben Zweck verfolgte, er edirte viele Urkunden, viele Abhandlungen russischer Autoren; er half mit seinen Kenntnissen und Arbeiten vielen anderen Forschern; er ordnete das Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in Moskau; schließlich zeigte er selbst an Beispielen, wie einzelne Fragen der russischen Geschichte zu bearbeiten sind.“ — Doch nicht allein für das Studium der Geschichte, sondern auch für das Studium der Geographie und der Länder- und Völkerkunde Rußlands sind Müller's Arbeiten von großem Werth und weitgehender Bedeutung, doch ist M. als Geograph noch keineswegs so gewürdigt und anerkannt, als er es verdient. —

M. hat während seines langen Lebens bis zu seinem Tode ununterbrochen gearbeitet; er hat vieles verfaßt, sehr viel gesammelt; doch sind keineswegs alle seine Abhandlungen gedruckt worden, noch viel weniger alle von ihm gesammelten

Materialien. Büsching, Meusel, Pekarskj zählen eine lange Reihe der Schriften Müller's auf; hier sei auf einige der wichtigsten die Aufmerksamkeit gelenkt.

„Sammlung Russischer Geschichte", Bd. I—IX, St. Petersburg 1732 bis 1765. Das Werk enthält fast nur Abhandlungen Müller's; einzelne wenige sind von der Hand anderer Autoren oft unter Benutzung der von M. gesammelten Materialien verfaßt. Darunter: Nachrichten von einem alten Manuscript der russischen Geschichte (die erste Mittheilung über Nestor's Annalen); zehn Bücher sibirischer Geschichte; Versuch einer neuen Geschichte Rußlands von Boris Godunow an; die Fortsetzung wurde auf Anstiften Lomonossow's verboten (vgl. Pekarskj S. 380 und 413); kurzgefaßte Nachrichten vom Ursprung der Stadt Nowgorod und der Russen überhaupt. In das Gebiet der Länder- und Völkerkunde gehören: verschiedene auf Sibirien bezügliche Abhandlungen, darunter zur Geschichte der Gegenden am Flusse Amur. Besonders wichtig sind die Nachrichten von Seereisen und zur See gemachten Entdeckungen, die von Rußland aus längs der Küste des Eismeeres und auf dem östlichen Weltmeer gegen Japan und Amerika geschehen sind; es ist das die erste und einzige übersichtliche Darstellung der sogenannten kamtschatkaschen Expedition sowie der vorausgehenden russischen Entdeckungsreisen. Ferner Nachrichten über Tscheremissen, Tschuwaschen und Wotjäken; Nachrichten vom Goldsand in der Bucharei und Auszug aus dem Tagebuch Soimonows von seiner Schiffahrt auf dem kaspischen See. Beide Abhandlungen von hohem Interesse für die Kenntnisse vom kaspischen Meer und der umliegenden Gegenden. Schließlich: Nachrichten von Land- und Seekarten, die das russische Reich betreffen, VI, 1—108; eine Fortsetzung lieferte Schmidt-Phiseldeck in den Beiträgen zur Kenntniß der Staatsverfassung von Rußland. — „Origines gentis et nominis Russorum", Petropoli 1749, 4°. Die interessante Abhandlung führt eine von Baier aufgestellte Ansicht, daß die Waräger (Russen) Scandinavier gewesen seien, weiter aus: von den Waräger-Russen hätten die Slaven den Namen Russen überkommen. Die Abhandlungen sollten am 6. September 1749 von M. in einer feierlichen Sitzung der Akademie verlesen werden, aber der Inhalt schien einzelnen Mitgliedern der Akademie nicht passend, die Festsitzung wurde vertagt und ein anderer Akademiker zum Vortrag bestimmt. Alle (russisch und lateinisch) gedruckten Exemplare, sowie die Manuscripte und Correcturbogen wurden im Archiv aufbewahrt. Nach Jahren schickte Schlözer ein Exemplar der Abhandlung an Gatterer, welcher dieselbe in der Allgemeinen historischen Bibliothek, Halle 1768, Bd. V S. 238—340 abdruckte. — Ein Theil des Inhalts der Schrift ist übergegangen in die Abhandlung vom Ursprung der Stadt Nowgorod und der Russen (Sammlung russischer Geschichte, 5. Bd., 5. und 6. Stück) und in die Abhandlung ‚Von den Völkern, welche vor Alters in Rußland gewohnt haben.' — „Beschreibung des Zarthums Sibirien", 1. Theil (russisch), St. Petersburg 1750. Ein zweiter Theil ist nicht erschienen; der erste Theil umfaßt fünf Bücher, welche auch deutsch in der Sammlung russischer Geschichte (6. Bd., 2.—6. Stück) veröffentlicht sind; nach Pekarskj hat M. noch weiter die Bücher 6—22 verfaßt und der Akademie vorgelegt und zum Druck bestätigen lassen, doch sind nur die Bücher 6—10 deutsch in der Sammlung russischer Geschichte Bd. VIII und russisch in den Monatlichen Abhandlungen gedruckt worden. Ob die übrigen Bücher sich im Manuscript erhalten haben, darüber berichtet Pekarskj nichts. Auf Grundlage der Arbeiten Müller's schrieb Fischer seine Geschichte Sibiriens (Petersburg 1768). — Eine Anzahl Abhandlungen Müller's sind in Büsching's Magazin für neue Historie und Geographie abgedruckt; darunter „Von den Völkern, welche vor Alters in Rußland gewohnt haben" (Bd. XVI S. 287—348). In russischer Sprache in St. Petersburg herausgegeben 1773 und zum zweiten Mal 1778. Auch hier ging M. auf die Waräger-Frage ein. —

Eine Anzahl Abhandlungen in Arndt's St. Petersburgischem Journal: Reiseberichte, Städtebeschreibungen, Beiträge zur Jugendgeschichte Peters; von alten Gräbern in Sibirien. Einige Abhandlungen in den Commentaria Acad. Petropolit. und den hannöverschen nützlichen Sammlungen und in dem Gottsched'schen Journal: „Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit", in Büsching's Wöchentlichen Nachrichten. Von 1755—1756 gab M. in russischer Sprache ein Journal „Monatliche Abhandlungen" heraus, welche meist Müller's eigene, zum Theil auch deutsch veröffentlichten Arbeiten enthalten. Auch das russische in Moskau erschienene Journal „Arbeiten der freien russischen Gesellschaft in Moskau" enthält Abhandlungen Müller's. „Geographie und Verfassung von Kamtschatka", aus verschiedenen schriftlichen und mündlichen Nachrichten gesammelt zu Jakutsk 1737 in Steller's Beschreibung vom Lande Kamtschatka, Leipzig 1774. „Nachrichten über den russischen Adel" (russisch), St. Petersburg 1790, 494 S. Im besonderen Auftrag der Kaiserin Katharina II. 1777 verfaßt. — „Lettre d'un officier de la marine Russienne à un Seigneur de la Cour concernant la carte des nouvelles decouvertes au Nord etc.", Berlin 1753. Soll auch deutsch und englisch erschienen sein. Eine gegen de l'Isle's, die kamtschatkasche Expedition betreffende Aeußerungen gerichtete Schrift.

Müller's Antheil an der russischen Kartographie ist noch sehr wenig untersucht. Als M. im J. 1743 aus Sibirien zurückkehrte, sollte eine neue Generalkarte und einige Specialkarten Rußlands herausgegeben werden; die Arbeiten waren dem Professor Winsheim übertragen worden. Die Mithülfe Müller's wurde nicht angenommen, doch legte man ihm die fertige Karte zur Verbesserung vor. Da er sich nicht im Stande sah alles zu verbessern, so erbot er sich eine neue Karte stechen zu lassen, doch wurde das Anerbieten nicht acceptirt. Als nach dem Tode des Professors Winsheim das „geographische Departement" unter Müller's Aufsicht stand, versuchte M. verschiedene Arbeiten vornehmen zu lassen, doch stieß er auch hier auf viele Hindernisse. Nur eine (neue) Generalkarte Rußlands unter dem Titel „Postkarte" ließ er 1772 auf Grundlage seiner eigenen Arbeiten stechen und herausgeben. — Seit der sibirischen Reise hatte M. zu einer Generalkarte Sibiriens Vorarbeiten gemacht, doch kam es nicht zur Beendigung der Arbeit; er benutzte die Vorarbeiten bei Herausgabe der Karte zu Kraschenninikow's Kamtschatka und zu der Karte, welche die Akademie in Betreff der Entdeckungen zwischen Kamtschatka und Amerika 1753 veröffentlichte. Zwei andere Karten Müller's, eine das kaukasische Gebirge und die Gebiete zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere darstellend, die andere das Gebiet von Ufa und Orenburg betreffend, wurden fertig gestellt, aber nicht gestochen. —

In Kürze seien eine Anzahl Werke anderer Autoren genannt, deren Herausgabe das große Verdienst Müller's ist: Kraschenninikow's Beschreibung von Kamtschatka, Büsching's Geographie Rußlands, Tatischew's Geschichte des russischen Reichs in 4 Bänden, Chilkow's Kern der russischen Geschichte, Polunin's Geographisches Lexicon, die sogenannten Stufenbücher (Genealogische Mittheilungen) u. a. m.

M. hat eine Reihe sehr bemerkenswerther Handschriften hinterlassen, welche theils in der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, theils im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen in Moskau aufbewahrt werden. Dazu gehören: Beschreibung der Reise, welche einzelne Mitglieder der k. Akademie in Sibirien machten; Historische, geographische und ethnographische Beobachtungen auf der Wolgareise von Twer nach Kasan 1733; Zur Geschichte der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, 1. Bd.; Geschichte der Schifffahrten nach dem Norden aus authentischen Nachrichten des Admiralitäts-Collegs; Sammlung der Bündnisse und der übrigen Staatsverträge zwischen Rußland und dem

römisch-kaiserlichen Hof 1484—1519, zwischen Rußland und Preußen 1517 bis 1700, zwischen Rußland und Dänemark 1492—1562 u. a. m. Außer diesen seinen eigenen Handschriften sind noch die Copien verschiedener Acten sibirischer Archive zu erwähnen, welche M. bei Gelegenheit seiner sibirischen Reise anfertigen ließ, zum Theil auch selbst anfertigte; sie sind noch lange nicht alle abgedruckt. Ein kleiner Theil der von M. gesammelten Materialien ist herausgegeben von der archäographischen Commission in St. Petersburg in den „Ergänzungen zu den historischen Actenstücken“ und in den Sammlungen von Urkunden und Verträgen des (russischen) Reichs, 1814—1818.

Nova Acta Acad. Petropolit. T. I. Petersburg 1787 hist. pro anno 1783, p. 214—215. Büsching, Beiträge zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, 3. Thl., Halle 1785, S. 1—140. A. L. Schlözer's öffentliches u. Privatleben, erstes Fragment, Göttingen 1802. Meusel's Lexicon teutscher Schriftsteller, Bd. X, Leipzig 1809, S. 384—397. (Russisch): Pekarskj, P., Geschichte d. k. Akademie d. Wiss. in St. Petersburg, 1. Bd., Petersburg 1870, S. 308—430 u. an verschiedenen anderen Stellen. Man vergleiche außerdem andere Publicationen Pekarskj', welche die Akademie betreffen.

L. Stieda.

Müller: Joh. Gottfried M., geb. in Broos (Siebenbürgen) am 28. December 1796, erhielt seine Gymnasialbildung am evangelischen Obergymnasium in Hermannstadt und bezog im J. 1817 die Wiener Universität, wo er nach absolvirten rechts- und staatswissenschaftlichen Studien zum Doctor der Rechte promovirt wurde. Hierauf besuchte er während des Jahrgangs 1821/22 die Universität Göttingen, während 1822/23 die faculté de droit sowie die faculté des sciences et des lettres der Sorbonne in Paris, während 1823/24 wiederum die Universität Göttingen, welche ihn später zum Doctor der Philosophie und Magister der freien Künste ernannte. Nach siebenjährigem Universitätsstudium ließ er sich 1824 in Pest nieder, wo er als Advocat, zugleich aber auch als Mitglied der Rechtsfacultäten an den Universitäten von Wien und Pest in reger wissenschaftlicher Thätigkeit 17 Jahre lang zubrachte. Im J. 1844 folgte er einem ehrenvollen Ruf des evangelischen Oberconsistoriums A. C., der obersten Kirchen- und Schulbehörde der Siebenbürger Sachsen, und übernahm eine Professur an der neuerrichteten Rechtsakademie in Hermannstadt. Da M. über ein Vierteljahrhundert lang dieses Institut als Director geleitet hat, dürften ein paar kurze Worte über dasselbe hier am Platze sein. Die Errichtung dieser wichtigen wissenschaftlichen Anstalt, welche, soweit es die beschränkten Mittel erlaubten, eine den modernen Anforderungen entsprechende Einrichtung erhielt, war ein verdienstvolles Werk, von welchem der im J. 1850 nach Hermannstadt entsendete Commissär des österreichischen Cultus- und Unterrichtsministeriums mit Recht sagen konnte: „Durch die Gründung der Rechtsakademie hat die sächsische Nation ihren vielen Verdiensten um die höhere Bildung der Deutschen in Siebenbürgen ein neues großes hinzugefügt.“ Die sächsische Nationsuniversität — so hieß die nationale Oberbehörde für alle Zweige der politischen und gerichtlichen Verwaltung — bewilligte bereitwillig die Kosten der Anstalt; durch namhafte Schenkungen Einzelner wurde der Stock zu einer werthvollen Bibliothek gelegt und am 1. November 1844 konnte die feierliche Eröffnung der Akademie erfolgen. Im J. 1851 wurde dieselbe auf Grund eines Uebereinkommens zwischen dem Oberconsistorium und der Staatsbehörde in eine staatliche Anstalt verwandelt. Als solche theilte sie nach den staatsrechtlichen Veränderungen des Jahres 1867 das Schicksal aller Staatsanstalten Ungarns, indem sie allmählich magyarisirt wurde. Ja, ein Erlaß des ungarischen Unterrichtsministers Trefort hat im Juli 1884 die allmähliche Auflösung der Akademie verordnet, wonach der erste Jahrgang schon

1884/85 aufgelassen wurde. So wird mit dem Schuljahr 1887/88 ein Institut aufhören, welches von dem sächsischen Volke stets wie ein Kleinod gepflegt wurde und welches nach dem übereinstimmenden Urtheil aller Berufenen seit seinem Beginne sich stets auf der Höhe der Wissenschaft der Zeit gehalten hat. In Anerkennung der Verdienste, die M. um das Gedeihen der von ihm geleiteten Anstalt sich erworben hatte, ward er im J. 1860 mit dem Titel eines kaiserlichen Rathes und im J. 1862 mit dem Ritterkreuz des Franz-Josephsordens ausgezeichnet. Am 1. September 1870 trat er in den wohlverdienten Ruhestand und lebte seit 1875, da auch ihm, wie so vielen Anderen die Verhältnisse der Heimath unleidlich geworden waren, in Währing bei Wien, wo er, 84 Jahre alt, am 4. März 1881 starb. M. war ein Mann von überaus reichem und vielseitigem Wissen und umfassenden Sprachkenntnissen, dabei von peinlichster Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner Berufspflichten. Seine Vortragsfächer waren seit der Neuorganisation der Akademie Ethik, Rechtsphilosophie und protestantisches Kirchenrecht. In früheren Jahren trug er noch juristische Encyklopädie, Staatsrecht, römisches Recht und Strafrecht vor. Die akademischen Ferien benutzte er jedes Jahr zu ausgedehnten Reisen; es gibt kein Land in Europa, welches er nicht wiederholt besucht hätte, sogar Kleinasien, Palästina, Aegypten und die übrigen Länder Nordafrikas hat er nicht weniger als dreimal bereist. Er war Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, unter Anderem auch der Alliance evangélique, bei deren im J. 1855 in der Kirche de la Redemption zu Paris abgehaltenen Jahresversammlung M. einen beifällig aufgenommenen Vortrag über die Stellung der protestantischen Kirchen in Siebenbürgen hielt. Zu erwähnen ist noch, daß M. als langjähriger Vorstand des Hermannstädter Gewerbevereins sich mannigfache Verdienste erworben hat. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: „Magyarenspiegel oder wahre Schilderung der Völkerverfassung und Richtung des ungarischen Reiches“, 1844. (Der geschmacklose Titel rührt nicht von M., sondern von seinem Leipziger Verleger her.) „Dráma és regény“ (Drama und Roman), eine von der Kisfaludigesellschaft in Pest gekrönte Preisschrift. „Nemzetiség és népiesség a költészetben“ (Nationalität und Volksthümlichkeit in der Poesie), Preisschrift der Kisfaludigesellschaft. „A széprôl és fenségesröl“ (Vom Schönen und Erhabenen), eine von der ungarischen Akademie des Accessits gewürdigte Preisschrift. „Az uj franczia drámárol“ (Ueber das neuere französische Drama), von der ungarischen ästhetischen Gesellschaft in Pest gekrönte Preisschrift. „A haszonbérnek Magyarországban használandó legjobb módjáról.“ (Ueber das für Ungarn passendste Pachtsystem.) Von der ungarischen Landwirthschaftsgesellschaft in Pest gekrönte Preisschrift. „Historisch-statistische Darstellung des Ursprungs, der Eigenthümlichkeiten und Sitten der Ungarn bewohnenden Volksstämme.“ Eine von der Fürst Jablonowsky'schen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig gekrönte Preisschrift. „Taschenbuch der k. k. Hermannstädter Rechtsakademie“, 1. Band für das Jahr 1858/59, 2. Band für das Jahr 1859/60. Hermannstadt 1859 und 1860.

Ueber Müller's sonstige zahlreiche Gelegenheitsschriften s. J. Trausch, Schriftstellerlexikon, II. S. 453 ff. Meltzl.

Müller: Heinrich M. ist nach gewöhnlicher Annahme der ursprüngliche Name des als Bruder Heinrich von Zütphen bekannten Märtyrers, über den Band XI, S. 642 f. das Nöthige mitgetheilt ist. Statt Müller wird er auch Muler, Moller und Möller genannt. Nach den neueren Forschungen hat aber Heinrich von Zütphen nicht so geheißen; als sicher darf gelten, daß er der im Sommer 1505 in Wittenberg inscribirte Fr. hinricus gelrie de zutphania ord. S. Augustini ist, in welchem Falle sein Familienname Gelrie (oder falls eine ungenaue Angabe vorliegt, jedenfalls ähnlich) gelautet hätte. Da das Lied:

„Hilf Gott, daß mir gelinge, du edler Schöpfer mein“ nach den Anfangsbuchstaben der Verse jedenfalls von einem Dichter namens Heinrich Muler (wo immerhin Muler für Muller oder Müller stehen könnte) verfaßt ist, so kann es nicht von Heinrich von Zütphen gedichtet sein. Auch der Professor Heinrich Moller, † 1589, den Wetzel für den Verfasser hält (Wetzel nennt ihn Müller), kann es nicht sein; vgl. unten am Schlusse dieses Bandes den Artikel Heinrich Moller. Wer der Verfasser des genannten Liedes ist, das schon 1524 gedruckt ward, läßt sich demnach nicht sagen. Hingegen hat Heinrich von Zütphen wohl sicher zwei andere Lieder verfaßt.

Förstemann, Album, p. 26. — Goedeke I (1. Aufl.), S. 221. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied III, S. 81—85. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., I, S. 411 ff. l. u.

Müller: Heinrich M., Professor der Theologie und berühmter Prediger, war am 18. October 1631 in Lübeck geboren, wohin seine Eltern, unter den Drangsalen des 30jährigen Krieges, von Rostock, wo der Vater, aus Schleswig-Holstein stammend, als angesehener Kaufmann lebte, geflüchtet. Nach dem Frieden konnten sie gegen Ende des Jahres jedoch wieder in ihre Heimath zurückkehren. Unser M. besuchte hier nun die große Stadtschule unter dem wackeren Rector Jeremias Nigrinus und wurde nebenbei von dem jungen westfälischen Magister Joh. Fabricius unterrichtet, dem er viel verdankte. Er widmete sich darauf zuerst philosophischen Studien an der heimischen Universität, namentlich unter Professor Joachim Lütkemann und ging dann 1647 nach Greifswald, um dort Theologie zu studiren. Die Professoren Abraham Battus und Joh. Beringa waren hier seine Lehrer. 1650 heimgekehrt, setzte er zu Hause seine theologischen Studien noch fort, ward 1651 Magister und trat dann, nach Zeitgebrauch, eine gelehrte Reise an, auf der er verschiedene deutsche Universitäten besuchte und gelehrte Bekanntschaften anknüpfte. Davon zurückgekommen wurde er in die philosophische Facultät zu Rostock aufgenommen und fing er an Collegien zu lesen und Disputirübungen anzustellen. 1652 erschien seine erste Schrift: „Scrutinium Davidicum, quod exhibet titulum et oeconomiam Psalmi IX.“ 1653 folgte sein „Methodus politicus“, ein philosophisch wissenschaftlicher Versuch über den Staat und die Staatseinrichtungen, veranlaßt durch die Schriften von Hobbes. Auch predigte er häufig und gern, welches veranlaßte, daß er zugleich zum Archidiaconus an St. Marien erwählt ward, erst 22 Jahre alt. 1655 ward er nebenbei zum Professor der griechischen Sprache an der Universität ernannt. Während er bei sorgfältiger Vorbereitung auf seine Predigten sich immer mehr in die heilige Schrift vertiefte, empfand er das Bedürfniß auch theoretisch sich Rechenschaft zu geben von der Methode des Predigens. Daraus erwuchs sein Buch „Orator ecclesiasticus“, 1659, 2. Aufl. 1670. Es ist auffallend, daß dieses Werk so wenig Berücksichtigung in der homiletischen Litteratur gefunden hat. Es ist in der That noch immer sehr beachtenswerth. Der Verfasser hat gewußt die rhetorischen Anweisungen der Alten mit christlichem Geist und Leben zu durchdringen. In demselben Jahre erschien seine „Geistliche Seelen-Musik, eine Sammlung von 400 Gesängen neben 10 Betrachtungen“. M. ist auch selbst geistlicher Liederdichter und sind einige seiner Gesänge in verschiedene Kirchengesangbücher aufgenommen. Damals im Jahre 1674 erschien auch sein „Himmlischer Liebeskuß“, ein weitverbreitetes „Erbauungsbuch“, das noch immer wieder neu gedruckt wird. 1662 war er von der Universität Helmstädt, mit der er seit seiner Reise einige Verbindung unterhalten, zum Dr. theol. creirt, in demselben Jahre rückte er auf zum Pastor an St. Marien und ward auch als Professor in die theologische Facultät versetzt. Als solcher lieferte er eine Reihe gelehrter Abhandlungen, zum Theil akademische Gelegen-

heitsschriften, z. B. „Disp. theol. exhibens Calvinianorum absolutum reprobationis decretum ut absolutum in fide errorem“, 1663, bestreitet entschieden die calvinische Gnadenwahl. „Quaestionum selectarum Theologicarum Semi-Centuria“, 1664. „Harmonia V. et N. T. chronologia“, 1668. „Theologia scholastica“, 1670, vom Wesen Gottes und der Dreieinigkeit ꝛc. Vorzüglich ragte M. als Prediger hervor. Seine Predigten, mit ihrem reichen aus der Tiefe des Evangeliums geschöpften Inhalt, haben in ihrer mannigfachsten Form stets den Zweck, die Gnade Gottes an die Herzen zu bringen. Er äußert sich selbst über die Predigt (Geistliche Erquickstunden Nr. 157): „Der Prediger soll vom Herz ins Herz predigen, was nicht von Herzen geht, geht auch nicht zu Herzen. — Prediger sind Säugammen der Gemeinde, sollen gesunde, süße Milch geben, so müssen sie zuvor selbst die Speise des göttlichen Wortes schmecken, kauen, dauen und ins Leben wandeln. — Bienen müssen sie sein, die sich selbst zuvörderst, darnach Andere mit Honig satt machen.“ — Aus seinen Schriften leuchtet überall tiefe Einsicht in die göttliche Wahrheit und genaue Kenntniß des menschlichen Herzens heraus. Alles, was er sagt, ist praktisch (Harnack, prakt. Theol. III, 130). Seine Predigten vereinigen die eingehendste Gründlichkeit der Schriftbenutzung mit der größten Frische, durchschnittlich eine Reinheit der Darstellung und bewunderungswürdigen Gedankenreichthum mit der eindringlichsten Macht sittlichen Ernstes (Kahnis, Gang d. Protestant., 3. Aufl., S. 120). Seine Predigten sind seit ihrem Erscheinen immer wieder neu gedruckt und finden noch fortwährend sehr weite Verbreitung. Es sind namentlich „Apostolische Schlußkette“, 1663; „Evangelische Schlußkette“, 1672; „Kreuz-, Buß- und Betschule“, 1661; „Christlicher Dankaltar“, 1669; „Thränen- und Trostquelle“, 1675. — 1671 ward ihm auch die Superintendentur übertragen. Er starb nach einem thatenreichen Leben am 25. September 1675. Er hinterließ zahlreiche Manuscripte. Aus denselben sind herausgegeben: „Evangelischer Herzensspiegel“, 1679 (umgearbeitet von Rußwurm 1841). Der größere Theil derselben verbrannte leider 1677 mit seiner werthvollen Bibliothek in einem Feuerbrand. Vorzügliche Verbreitung hat auch sein Andachtsbuch „Geistliche Erquickstunden“, zuerst 1664 gefunden und wird noch viel gebraucht. — Mit seltenen Gaben des heiligen Geistes ausgerüstet, erscheint M. als einer der würdigsten und in seinem Einfluß tiefgreifendsten Repräsentanten seiner Zeit, die die Wiedererneuerung der Kirche angestrebt haben.

Witten, Memoria theologorum 1684 p. 1810 ss. Kreis, Rostock. Theol., 1523. Molleri Cimbria litt. I et III, 492. Bougine II, 459. Bittcher, H. M. als geistl. Redner, in Tholuck, Liter. Anzeiger 1844, Nr. 15—18. O. Krabbe, H. M. u. s. Zeit, Rostock 1866. Aichel, Dr. H. M., Hamb. 1854. Klaiber, Evang. Volksbibliothek, 1864, Bd. III (Auszüge a. s. Schr.). Koch, Gesch. d. Kirchenlieds, Bd. IV, 367. Rußwurm vor s. Ausg. d. geistl. Erquickstunden, 1841. Carstens.

Müller: Heinrich M., berühmter Katechet. Er war geboren im Dorfe Jörl in der Landschaft Angeln, Kreis Flensburg, am 25. Februar 1759. Nachdem er in Kiel Theologie studirt hatte unter J. A. Cramer und Geyser, ward er 1782 angestellt als Katechet an dem von Cramer gegründeten Schullehrerseminar in Kiel. 1786 ward er Diaconus an St. Nicolai daselbst, 1789 prof. extraord. theol. an der Universität und zugleich erster Lehrer am Seminar. Er legte nun sein Pfarramt nieder. M. erwarb sich besonders Ruf als ausgezeichneter Katechet. Es veröffentlichte ein Pastor Panitz in Dänischenhagen bei Kiel aber eine Schrift: „Ueber Seminarien und Seminaristen, mit besonderer Rücksicht auf die Kieler Seminaristen“, die eine schwere Anklage wider dieselben erhob. M. vertheidigte sich dagegen in den Schleswig-Holsteinischen Provinzial-

berichten 1788: „Von der Entstehung, Einrichtung und bisherigen Wirksamkeit des königlichen Schulmeisterseminars in Kiel“. Dagegen wurden von dem bekannten A. Hennings (Bd. XI S. 778) sowie in Gutsmuths' Bibliothek der pädagogischen Litteratur tadelnde Bemerkungen veröffentlicht, worauf von einem ehemaligen Seminarzögling F. Johannsen (als Obergerichtsadvocat in Flensburg gestorben) anonym eine Ehrenerklärung des Kieler Seminars 1801 folgte. Die königliche Regierung ließ eine Untersuchung anstellen, dem Professor Müller wurde eine verantwortliche Erklärung abgefordert und die Folge war, daß M. seines Amtes als Seminarlehrer entlassen, doch zugleich zum ordentlichen Professor der Philosophie an der Universität ernannt ward. M. war eine höchst ausgezeichnete Persönlichkeit, geschworener Feind aller Heuchelei und Lüge, voll Energie und Leben, der seinen Schülern die größte Hochachtung und Liebe einzuflößen wußte, aber er war reiner Verstandesmensch, in religiöser Beziehung, nach der herrschenden Zeitrichtung, Rationalist vom reinsten Wasser. Sokratische Begriffsentwickelung war das Princip seiner Vorträge. Sein Lehrbuch der Katechetik mit besonderer Rücksicht auf den katechetischen Religionsunterricht gab nach seinem Tode Pastor Dr. Funck in Altona, der Verfasser der bekannten Altonaer Bibel, heraus, Altona 1816, 2. Aufl. 1823. Für seine Zeit war dies Werk epochemachend und ist noch immer in formaler Beziehung brauchbar. Sein Schüler Carstensen schrieb dazu einen ausführlichen Commentar, Altona 1821/23, 2 Bde. C. J. Nitzsch (Prakt. Theol., Bonn 1848, II, S. 163) urtheilt darüber: Die gesundeste Speise gibt, was die Reihe der Formalisten anlangt, Heinrich Müller. Er starb am 9. Februar 1814. Seine Schüler haben ihm 1818 auf dem Kieler Kirchhof ein Denkmal gesetzt.

Kordes u. Lübker-Schröder, Schriftstellerlex. s. v. Köster, Gesch. d. prakt. Theol. a. d. Univ. Kiel, 1825, S. 51. Carstens, Gesch. d. theol. Facultät zu Kiel, 1875, S. 49. Jessen, Grundzüge z. Gesch. u. Krit. d. Schul- u. Unterrichtswesens in Schlesw.-Holst., Hamb. 1860, S. 24. J. C. Lange, D. königl. evang. Schullehrersem. zu Segeberg, Rendsburg 1881, S. 20.

Carstens.

Müller: Heinrich M., ein berühmter Anatom, wurde am 17. December 1820 zu Castell in Unterfranken geboren, als Sohn des gräflich Castell'schen Kanzleidirectors Gottlieb M. und seiner Frau Philippine geb. Meyer von München. Nach rühmlich absolvirten Vorstudien besuchte er die Universitäten München, Freiburg, Heidelberg, Würzburg und Wien, an welchen neben Döllinger sen. und Arnold besonders Henle und Rokitansky einen großen Einfluß auf seinen Bildungsgang ausübten. Im J. 1847 habilitirte sich M. in Würzburg und wandte sich erst der pathologischen Anatomie zu, welche er dann aber, als Virchow 1849 auf den pathologisch-anatomischen Lehrstuhl in Würzburg berufen wurde, mit der normalen und vergleichenden Anatomie vertauschte. Von dieser Zeit an trat er in nähere freundschaftliche Beziehungen zu seinem Collegen Kölliker, die zuletzt zu einer Theilung gewisser Disciplinen und zu einer gemeinschaftlichen oder abwechselnden Vertretung anderer führten. Im J. 1852 wurde M. Extraordinarius und 1858 Ordinarius mit den Nominalfächern: topographische und vergleichende Anatomie, neben denen er auch einen Theil der systematischen Anatomie, dann Histologie und mikroskopische Curse las. So wirkte M. segensreich bis zum Jahre 1864, in welchem er am 10. Mai, noch nicht 44 Jahre alt, in wenigen Tagen einer Gesichtsrose erlag. Müller's Hauptfeld der Thätigkeit war die Anatomie des Auges, die er mit glänzenden, unübertroffenen, mikroskopischen Arbeiten über die Ausbreitung des Sehnerven in der Retina beim Menschen und bei Thieren begann und angeregt von v. Gräfe auch auf die Erkrankungen des so wichtigen Organes ausdehnte, so daß er bald die erste Autorität in diesem Gebiete wurde

und nicht nur bei den berühmtesten Ophthalmologen, wie v. Gräfe, Donders, Bowman, Arlt, die höchste Anerkennung sich erwarb, sondern auch der Begründer einer Schule wurde, die die gründliche Erforschung der Anatomie des Auges auf ihre Fahne schrieb und aus der eine große Anzahl noch jetzt wirkender hervorragender Augenärzte hervorgingen. Müller's Arbeiten über das Auge sind in vielen, zum Theil sehr umfangreichen Journalartikeln enthalten, außerdem aber auch in einem nach seinem Tode von Professor Becker in Heidelberg redigirten Sammelwerke zusammengestellt. Würdig reihen sich diesen Arbeiten vergleichend-anatomische Studien an, unter denen diejenigen über die Cephalopoden (Entdeckung des Männchens der Argonauta) und Salpen die Bemerkenswerthesten sind, ferner zahlreiche Untersuchungen im Gebiete der mikroskopischen Anatomie. Die berühmtesten unter diesen sind die über die Entwickelung des Knochengewebes, welche die Frage über die Beziehungen des ächten Knochens zum Knorpel zuerst zum Abschluß brachten. Wie als Schriftsteller und Forscher so wirkte M. auch als akademischer Lehrer mit entschiedenem Erfolge und dem größten Eifer und hatte einen wesentlichen Antheil an dem Wiederaufblühen der Würzburger medicinischen Facultät, das in die fünfziger Jahre fällt.

Müller's schriftstellerische Arbeiten sind in den Sitzungsberichten der Würzburger phys.-medic. Gesellschaft vom Jahre 1864 aufgezählt, woselbst auch ein ausführlicher Nekrolog sich findet. Alle wesentlichen Untersuchungen über das Auge enthält: Heinrich Müller's gesammelte und hinterlassene Schriften zur Anatomie und Physiologie des Auges, 1. Bd. Gedrucktes, herausgegeben von Otto Becker, 400 S. m. 5 Taf. Leipzig, 1872. Eine große Zahl mikroskopischer Präparate, über 1000, sind als Müller'sche Sammlung dem Würzburger Institute für vergl. Anatomie einverleibt. Kölliker.

Muller: Harman M. (sprich Müller), Kupferstecher und Verleger, war thätig zu Amsterdam um 1570 bis 1598. Zuerst stach er in der Weise des H. Cock, später aber kam er unter den Einfluß des H. Goltzius. Seine Blätter, die nach den Manieristen M. van Heemskerk (besonders viel), D. Barents, C. van Haerlem, Fr. Floris, C. Ketel, B. Spranger ausgeführt sind, erreichen nur das Niveau der Mittelmäßigkeit.

Jan M., Kupferstecher, geb. um 1569, ist wahrscheinlich der Sohn Harmans, der mehrere Blätter von ihm verlegte. Daß M. ein directer Schüler von H. Goltzius war, ist trotz dem Schweigen van Mander's über diesen Punkt deshalb wahrscheinlich, weil seine das früheste Datum 1589 (auf dem 1. Blatt der Folge Geschichte der Weltschöpfung B. 35—41) tragenden Blätter nach H. Goltzius entstanden sind, der auch den Verlag derselben besorgte, desgleichen der Verlag des Bl. ·Kampf des Odysseus und des Irus, nach C. van Haerlem, B. 30, ebenfalls von 1589. Es ist nicht unmöglich, daß M. Italien (um 1615?) besucht habe, denn im Museum Boymans zu Rotterdam befinden sich Zeichnungen, welche niederländische Künstler als Mitglieder der römischen Schildersbent darstellen und auf diesen kommt ein Joan Muller vor, der den Bentnamen Grunvink führte. Muller's Residenz war übrigens Amsterdam, und er war noch 1626 thätig. Muller's Stiche sind zum Theil nach eigener Zeichnung, zum Theil nach Goltzius, L. van Leiden, J. van Achen, H. Aldegrever, D. Barents, G. Cogniet, Cornelis van Haerlem, P. Isaks, J. Ligozzi, M. Mierevelt, R. Rit, P. P. Rubens, B. Spranger und A. de Vries, nach welchen beiden letzteren er mit Vorliebe stach. Da Bartsch diese Blätter (87, womit übrigens nicht die ganze Zahl erschöpft ist) in seinem Werke aufführt, verzichten wir auf näheres Eingehen. M. war ein überaus gewandter Stecher; er begnügt sich fast nur mit zwei Strichlagen, die er aber mit größter Virtuosität anwendet; übrigens ist seine Kunstweise stark manierirt, woran nur zum Theil seine Vorbilder die Schuld tragen.

Wie schön er in dem spröden Material des Linienstiches die Lichtwirkungen darzustellen vermochte, zeigen das Fest Belsazars und das Horror Coeli überschriebene Blatt. Vorzüglich sind seine Porträts (darunter der Maler B. Spranger und Moriz von Nassau-Oranien). Höchst beachtenswerth in origineller Technik sind seine Stiche nach den Bildwerken des A. de Vries, der mit ihm verwandt war (Sabinerinnenraub, Kleopatra, Apollo tödtet den Python, Merkur entführt Psyche, die Klugheit, Herkulesbrunnen in Augsburg); hier konnte M. seine Neigung zu plastischer Herausbildung der Figuren in angemessenster Weise verwerthen.

Wilh. Schmidt.

Müller: Hermann M., Rechtsgelehrter. Geboren am 18. Octbr. 1803 zu Werden an der Ruhr, widmete er sich zunächst dem Studium der Jurisprudenz und trat 1825 in den praktischen Dienst, entsagte aber 1832 dieser Laufbahn und zog sich in die Nähe von Bonn zurück, um sich auf eine akademische Wirksamkeit vorzubereiten. Die Frucht dieser Zurückgezogenheit war die Schrift „Die Marken des Vaterlandes“, welcher es trotz manchen Eigenthümlichkeiten an Anerkennung nicht gefehlt hat. Die Göttinger Universität hat M. 1837 honoris causa zum Doctor der Philosophie, die Münchner bald darauf (1839) zum Doctor juris promovirt. In dieser Zeit hatte sich M. bereits nach Baiern gewendet, weil er in Preußen nicht fand, was er suchte, nämlich einen akademischen Lehrstuhl, und weil, wie er sich gelegentlich ausdrückte, er sich dem damals in Preußen geltenden politischen System gegenüber daselbst nicht wohl fühlte. Das in jenen Jahren in Baiern herrschende sog. Abel'sche System ließ ihn allerdings hoffen, hier einen seinen Neigungen zusagenden Wirkungskreis zu finden; denn diese waren eben so feindselig gegen das protestantische Preußen gekehrt, als sie den Grundsätzen des Ministeriums Abel entsprachen. Es dauerte in der That nicht lange, so erhielt M., von seinen gleichgesinnten Freunden in München nachdrücklich unterstützt, im November 1839 auf sein Ansuchen eine außerordentliche Professur in der juristischen Facultät zu Würzburg, die bereits im März 1840 in eine ordentliche verwandelt wurde. Seine Bestallung erfolgte für die Fächer des bairischen Staatsrechtes, des Bundesrechtes, der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte und des französischen Rechtes. Die weitere Entwickelung und Thätigkeit des unzweifelhaft begabten Mannes war nun freilich der Art, daß sie nur einen ungünstigen und betrübenden Eindruck hervorrufen kann. Für die Wissenschaft hat er trotz der vielversprechenden Anfänge seit dem J. 1840, wo die Schrift „über das Alter und die Heimath der „lex Salica“ erschien, nichts mehr geleistet und an seiner Wirksamkeit als Lehrer hat er nach wenigen Jahren seiner Anstellung ebenfalls die Freude verloren und Mittel und Wege der unerfreulichsten Art gefunden, sich seinen Berufspflichten zu entziehen. Als im J. 1848 das deutsche Parlament in Frankfurt zusammentrat, nahm er dort seinen Aufenthalt, ohne zunächst ein Mitglied desselben zu sein, und das Ministerium in München war so gefällig, ihm zu diesem Privatvergnügen den erbetenen Urlaub zu gewähren. Erst im August 1848 wurde er in einem westfälischen Wahlkreise wirklich in das Parlament gewählt und trat in dasselbe ein, ohne der bairischen Regierung oder seiner Facultät in Würzburg auch nur eine Anzeige zu machen; erst mehrere Monate später hat er in Folge an ihn ergangener nachdrücklicher Mahnungen das dreist Unterlassene nachgeholt. Seine Thätigkeit in Frankfurt war nicht gerade geräuschvoller Natur, hinter den Coulissen hat er jedoch schwerlich versäumt, im Sinne der ultramontanen und preußenfeindlichen Wünsche kräftig zu arbeiten, denn als Mann der Opposition war er auf seinem eigentlichen Felde und er hat später auch in anderen Verhältnissen eine wahre Meisterschaft hierin bewährt. Als die Nationalversammlung in Frankfurt sich auflöste, fiel es M. nicht ein, nach Würzburg

zurückzukehren und die Erfüllung seiner Berufspflichten wieder aufzunehmen, sondern er ließ sich nach einiger Zeit in Köln nieder und übernahm die Redaction der sog. „Deutschen Volkshalle“, die die kaum verhehlte Bestimmung hatte, die Bevölkerung der Rheinlande gegen die preußische Regierung aufzureizen und Unkraut zu säen. Die bairische Regierung, bez. das bairische Cultusministerium ließ auch dieses ruhig geschehen und M. seinen Gehalt unbehindert fortbeziehen, obwohl die Würzburger juristische Facultät nichts versäumt hat, diesem unwürdigen Zustand ein Ende zu machen und M. zu seiner Pflicht zurückzuführen oder seine Professur anderweitig zu besetzen. Erst im October 1850 ließ sich das von Würzburg aus gedrängte Ministerium zu der Erklärung herbei, daß das Benehmen Müller's zu der Annahme zwinge, daß derselbe auf seine Professur verzichtet habe! Der berührte Aufenthalt Müller's in Köln hat jedoch nur so lange gedauert, bis die preußische Regierung die Geduld verlor und durch die Ausweisung des dreisten Publicisten ihm ein Ziel setzte. M. hat später wiederholt und so kühn als möglich behauptet, er habe im Einverständnisse mit der baierischen Regierung jenes sein journalistisches Amt in Köln versehen und es seien ihm Zusicherungen der bestimmtesten Art in Betreff seiner Zukunft gemacht worden. Was daran Wahres, ist schwer zu entscheiden; ist die Behauptung nicht ganz erfunden, so war M. später wenigstens niemals im Stande, etwas Schriftliches dafür vorzuweisen. Genug, als seines Bleibens in den Rheinlanden, wie erwähnt, nicht mehr war, erschien er in München und betrieb auf Grund der ihm angeblich gemachten Versprechungen seine Versorgung mit irgend einem ihm zusagenden Amte, am liebsten in München selbst. Das bairische Ministerium befand sich diesem ungestümen Bittsteller gegenüber in Verlegenheit und ergriff um ihn loszuwerden, den traurigsten Ausweg, auf welchen es verfallen konnte, d. h. sie ernannte ihn zum o. Professor der deutschen Philologie in der philosophischen Facultät in Würzburg, da hier gerade die Besetzung dieser Professur in Frage stand. Die Zumuthung, die mit dieser Ernennung der Universität Würzburg gemacht wurde, war nach allem Vorausgegangenen der allerstärksten Art, davon nicht zu reden, daß die Qualification Müller's gerade für diesen Lehrstuhl doch einigermaßen zweifelhaft erscheinen mußte. Es gehörte auch eine eherne Stirn dazu, nach dem oben erwähnten Verhalten Müller's gegenüber dieser Corporation, wenn auch noch so unfreiwillig wieder in ihrer Mitte und gegen ihren Willen Platz nehmen zu wollen. Senat und Facultät säumten auch nicht, um die Zurücknahme dieser Ernennung zu bitten, das Ministerium Zwehl wies aber die wohlbegründete Bitte entschieden zurück und es hatte somit bei dem Geschehenen zunächst sein Bewenden. M. ist übrigens dieses seines ihm übertragenen Amtes, freilich aus eigener Schuld, nicht froh geworden, noch viel weniger aber vermochte die Universität, der er unter so bedenklichen Umständen aufgezwungen war, sich dieses Zuwachses zu erfreuen. M. war einer regelmäßigen Thätigkeit, wie sie ein akademisches Lehramt erfordert, längst entwöhnt, und es hätte ein aufopfernder Eifer für die ihm anvertraute Disciplin dazu gehört, für sie die Theilnahme der Studirenden zu erwecken und festzuhalten. Da diese Eigenschaft ihm aber fehlte, so blieb das herrliche Fach trotz seiner Ernennung für dasselbe in Würzburg thatsächlich länger als ein Jahrzehnt hindurch verwaist, M. dagegen verwendete seine Gaben zu Stänkereien in der Facultät und quälte zugleich das Ministerium mit fortgesetzten Gesuchen um Beurlaubung und um Gehaltserhöhung oder doch um außerordentliche Geldunterstützungen, die ihm in der That Jahre hindurch immer aufs Neue gewährt wurden. Wenn gegenüber dieser unbegreiflichen Langmuth der Staatsregierung die Behauptungen Müller's von seinen gegründeten Ansprüchen auf besonderen Dank von Seiten derselben Glauben gefunden hatten, so hätte dieselbe sich darüber kaum zu beklagen gehabt. Erst der Rücktritt des Ministers von Zwehl und die Thatkraft

seines zweiten Amtsnachfolgers, des Ministers von Gresser, machte diesem in jeder Beziehung unwürdigen Zustande ein Ende. Da M. auch jetzt fortfuhr, seine fortgesetzten Anforderungen um außerordentliche Unterstützungen sogar in drohender Sprache zu wiederholen, so wurde er von dem Ministerium aufgefordert, den Nachweis seiner Ansprüche zu liefern, und da er dieses nicht vermochte, erfolgte nach eingeholter Begutachtung von Seiten des Senates, jedoch unter den denkbar günstigsten Bedingungen, im Januar 1868 seine Versetzung in den Ruhestand. Er nahm seinen Aufenthalt bald außerhalb Würzburgs, in Aschaffenburg, und trat seit dieser Zeit in das Dunkel zurück, das er nur gelegentlich durch anonyme Ausbrüche seines nie ganz überwundenen Ingrimms in Journalartikeln und Broschüren unterbrach. Am 26. Mai 1876 ist er gestorben. Eine reich angelegte Natur ist durch die verkehrte Verwendung ihrer Gaben und durch eine bedauerliche Entwickelung des Charakters danklos und ruhmlos dahingegangen.

Nach den Originalacten der Universität Würzburg. Wegele.

Müller: Johann Georg Hieronymus M., 1785—1861, Philologe und Schulmann. Er wurde am 7. Juni 1785 als der Sohn eines Predigers in Auerstädt bei Eckartsberga geboren, erhielt hier und in Schmira bei Erfurt, wohin der Vater versetzt war, von diesem den ersten Unterricht, besuchte dann das Gymnasium in Gotha, siedelte aber als Primaner nach Weimar über, vornehmlich um den Unterricht K. A. Böttiger's (s. d.) genießen zu können. Durch diesen lebhaft angeregt widmete er sich vom Herbst 1802 an dem Studium der Philologie, zuerst drei Jahre in Göttingen unter Chr. G. Heyne, dann in Halle unter Fr. A. Wolf. Nach Auflösung der Halleschen Universität im October 1806 ging er nach Erfurt, wo sein Vater inzwischen Prediger an der Hospitalkirche und bald auch Director des evangelischen Rathsgymnasiums geworden war. Anfangs 1807 von der Erfurter Universität zum Dr. ph. promovirt, wurde er im April 1807 zum ordentlichen Professor am evangelischen Gymnasium ernannt, bald darauf auch für eine Professur an der dortigen Universiät bestimmt, aber bereits im December 1811 vom Naumburger Domcapitel zum Conrector am dortigen Domgymnasium ernannt. Dieses Amtes hat er bis Michaelis 1850 — seit 1842 als Professor — in stiller Lehrer- und Gelehrtenthätigkeit („hermetisch abgeschlossen“ sagt er in der Vorrede zum 1. Bande des Plato) gewartet; auch nachdem er in den Ruhestand getreten, blieb er eifrig wissenschaftlich thätig; er starb ohne vorhergegangene Krankheit am 24. Januar 1861 in Naumburg. — Die Zahl seiner Arbeiten ist eine sehr bedeutende; nach einer Jugendschrift „Homer und Virgil, eine Parallele“, 1807, folgte 1811 eine Uebersetzung der Medea des Euripides und 1819 eine Biographie seines Schwiegervaters Kasp. Friedr. Lossius. Von dieser Zeit an veröffentlichte er eine Reihe von Uebersetzungen aus alten und neuen Sprachen, so aus Guarini's treuem Schäfer, von Don Quixote, von Walter Scott'schen Schriften ꝛc. Weitaus die bedeutendsten dieser Arbeiten sind die Uebersetzung von Silvio Pellico's sämmtlichen Werken (gemeinschaftlich mit Kannegießer, 2. Aufl. 1850), von Thukydides (1829/30), von Aristophanes (beendet 1846) und vor Allem die Uebersetzung des Plato, zu deren Herausgabe er sich mit Karl Steinhart, Professor in Schulpforta, welcher die Einleitungen verfaßte, verbunden hatte. Der erste Band erschien 1850, den achten und letzten gab sein Sohn Dr. Friedr. Hieron. M., Professor am Stiftsgymnasium in Zeitz, 1866 aus des Vaters Nachlasse heraus; 1872 folgte als Gesammteinleitung die von Steinhart geschriebene Biographie Plato's.

Förtsch im Programm des Domgymnasiums zu Naumburg, 1861. — Widmungen seiner Werke, bes. 2. Band des Plato. R. Hoche.

Müller: Hugo M., Schauspieler und Schriftsteller, geb. 30. October 1831 zu Posen, † am 21. Juli 1882 zu Niederwalluf a. Rh., ward als der Sohn eines Schulraths und Professors geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog schon in jungen Jahren die Universitäten zu Berlin, Jena und Breslau um die Rechte zu studiren. Trotz eines sehr flotten Lebens bestand er das Examen und trat in den Staatsdienst ein. Wol mehr äußere als innere Ursachen dürften ihn bestimmt haben, den eingeschlagenen Lebensweg zu verlassen, um die Bretter zu betreten. Seinem Leichtsinn und seiner stark ausgeprägten Genußsucht gefiel das wilde Nomadenleben, zu dem er sich anfangs gezwungen sah und das ihn nach Sachsen, Böhmen, Pommern und an die böhmische Grenze führte. Später fand er bei besseren Bühnen Engagement, so 1853 bis 1854 in Elbing-Marienburg bei H. M. Gehrmann, 1855 in Breslau bei Director Nimbs, 1856 am Hoftheater in Hannover, im folgenden Jahre am Theater zu Pest, wo er bis 1860 namentlich als Liebhaber im Lustspiel wirkte. Kurze Zeit war er dann Mitglied des Victoriatheaters in Berlin, von dem ihn widerwärtige Verhältnisse, namentlich finanzieller Natur vertrieben und Veranlassung zu mehreren Gastspielfahrten gaben. Nachdem er 1861—62 in Würzburg gespielt hatte, erhielt er 1862 eine gute Stellung am Hoftheater zu München, die er aber schon im folgenden Jahre wegen Streitigkeiten mit der Tragödin Janauschek wieder aufgab. Sein wechselvolles Schicksal verschlug ihn nun nach Italien, Triest und Riga. Von 1863—69 erwarb er sich hier als Schauspieler und Regisseur viel Anerkennung und folgte dann dem Director Lebrun ans Wallnertheater nach Berlin, als dieser seine Rigaer Direction aufgab. Von 1873—1878 leitete er das Dresdener Stadttheater, führte nebenbei kurze Zeit (1875) auch die Direction des Berliner Stadttheaters und im Frühjahr 1878 die des Breslauer Lobetheaters. 1878—79 war er Oberregisseur am Victoriatheater in Frankfurt a. M., dann lebte er zurückgezogen in Wiesbaden. Sein Spiel bestach durch gefällige Formen, ohne tief zu sein. Ebenso sind seine Dramen ohne höheren Werth. Das im flotten Conversationston geschriebene Lustspiel „Im Wartesalon erster Classe“ (1865) hat sich bis heute auf dem Repertoire erhalten. Es läßt sich nicht läugnen, daß er hier, wie in seinen größeren Stücken „Von Stufe zu Stufe“, „Die Spitzenkönigin“ ꝛc. nicht gewöhnliche Bühnengewandtheit bekundet, aber die moralisirende Tendenz jener größeren Arbeiten ist von einer so verletzenden Derbheit und Plumpheit, daß sie jeden besseren Geschmack abstoßen müssen. Außer den genannten schrieb M. noch folgende Dramen: „Der Diplomat der alten Schule“, „Fürst Emil“, „Adelaide“, „Heydemann und Sohn“, „Spillicke in Paris“, „Onkel Moses“, „Duft“, „Berliner in Cairo“, „An der Spree und am Rhein“, „Welche?“, „Gewonnene Herzen“, „Penelope“ ꝛc., daneben auch Uebersetzungen für größere Bühnen. 1871 leitete er die constituirende Versammlung der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, der er dann als Präsident und Ehrenpräsident angehörte. Sie auch war es, die ihm am 11. April 1885 zu Niederwalluf ein ehrendes Grabdenkmal errichten ließ.

Vgl. Biographie im Jahrg. 1 des Almanachs der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger (kritiklos) p. 3—7, wo auch sein Porträt; ebd. 10. Jahrg. p. 180—184; die Enthüllung des Grabdenkmals (mit der M. charakterisirenden Rede Dr. Krückl's) Deutsche Bühnengenossenschaft 1885 p. 196 f.

Joseph Kürschner.

Müller: Joachim Eugen M., Topograph, geb. 1752 zu Engelberg, † Anfang 1833 daselbst. Der Sohn eines armen Zimmermanns im schweizerischen Hochthale Engelberg, das damals noch einen kleinen selbständigen Gotteshausstaat des Abtes von Engelberg unter dem Schirme der vier Waldstätte ausmachte, ergriff M. schon von Jugend auf den Beruf des Vaters und wan-

derte mit demselben vielfach auswärts auf Arbeit, versuchte sich auch, doch mit nicht viel Glück, auf anderen Feldern der Thätigkeit. 1781 trat er in klösterlichen Dienst, und dazu versah er das Amt eines Gemeindeweibels. Ein Kenner und Liebhaber der Berge, dazu ein Gemsjäger, eignete er sich völlig dazu, die großartigen Arbeiten des Aarauers Joh. Rudolf Meyer (vgl. Bd. XXI, S. 588), von 1787 an, zu unterstützen. Bei Anlaß einer Besteigung des Titlis hatte Meyer zuerst M. kennen gelernt, und dieser schlichte Gebirgsmann vermochte gleich anfangs schon die Skizzen, welche der Meyer in dessen Auftrage begleitende Topograph Joh. Heinr. Weiß aus Straßburg angefertigt, zu prüfen und zu verbessern. Nach einem Aufenthalte in Aarau arbeitete nun M. den ganzen Winter auf 1788 zu Hause in Engelberg, skizzirte und modellirte, und bis zum Frühjahre hin konnte er schon eine von ihm ausgeführte plastische Darstellung der Umgegend von Engelberg zu Meyer bringen. So schloß derselbe am 3. März mit M., als mit „einem erfahrenen Bergmanne, der laut dargestellten Probestücken die Kenntniß besitzt, dergleichen Berggegenden in Gips darzustellen“, einen Vertrag ab, welchem zufolge M. zunächst auf ein Jahr zum Behufe der Förderung der Absichten Meyer's gänzlich in dessen Dienste trat. M. also, und nicht Weiß, wie dieser, ungetreu der Wahrheit, die Sache gerne darstellte, brachte Meyer's schöpferischen Gedanken, eine Reliefkarte der ganzen Schweiz anlegen zu lassen, der Ausführung näher. Schon bis Frühling 1789 war dann nach Arbeiten an Ort und Stelle ein Relief des Berner Oberlandes erstellt, welches die Berner Regierung von Meyer, unter ausdrücklicher Anerkennung der Anregungen desselben, als Geschenk annahm. In den nächsten Jahren dehnte M. seine Arbeiten weiter aus, von den Walliser Alpen durch das ganze Centralgebirge bis nach Vorarlberg hinein, unter immer selbständigerer Gestaltung seiner Stellung zu Meyer, da sich M. mit Weiß bei dessen wenig berechtigten Anmaßungen stets schlechter vertrug. Meyer übertrug jetzt die Reliefarbeiten ganz an M., welcher sie über ungefähr die Hälfte der Schweiz, vom Genfersee zum Bodensee, im Maßstabe von $^1/_{60000}$, bis 1797 vollendete, und eben nach diesem Relief zeichnete nun Weiß den sogenannten Meyer'schen Schweizer Atlas, dessen Blätter nur lobenswerth sind, soweit sie auf M. beruhen. Leider mußte Meyer nachher 1803 in Folge Nöthigung der französischen Regierung dieses Original-Relief um einen wahrhaft lächerlich geringen Preis abgeben (seit 1811 steht dasselbe im Invaliden-Hotel zu Paris). Aber außerdem hatte M., zunächst wieder für seine Reliefs, abgesehen von geometrischen Bestimmungen, auch als Panoramenzeichner, „mit richtigem Blick, aber ungeübter Hand“, sehr fleißig sich bethätigt. Vom Jahre 1797 an trat M. aus Meyer's fortdauerndem Dienste aus, blieb aber mit seinem früheren Auftraggeber in immerwährender freundschaftlicher Verbindung und führte auch noch später einzelne Arbeiten für ihn aus. Sonst arbeitete er nun für eigene Rechnung. So verfertigte er insbesondere das 1817 für die Zürcher Stadtbibliothek erworbene etwas über 800 Quadratstunden darstellende Relief eines großen Theiles der schweizerischen Alpen und Voralpen, das durch seine ausgezeichnete Genauigkeit den überraschendsten Eindruck noch heute erweckt; ganz vorzüglich gelungen ist auch das eben daselbst stehende Relief des Engelberger Thales. Andere Arbeiten schenkte M. an Kloster Engelberg, an die Regierung von Obwalden, oder sie kamen durch Ankauf nach Berlin, Stuttgart, Sigmaringen, u. s. f. — Der bescheidene Mann hatte inzwischen in seiner Heimath bedeutende Achtung erlangt. 1798 wurde er Engelberger Thalammann, 1800 in der helvetischen Epoche Oberaufseher der Straßen und Brücken im Kanton Waldstätte, und auch nachher, als Engelberg erst zum Halbkanton Nidwalden, seit 1816 zu Obwalden geschlagen worden war, wurden ihm ansehnliche kantonale und Gemeindeämter

übertragen. — M. ist in seinen Arbeiten noch jetzt kaum übertroffen. „Für alle Zeiten ist er als großartiger Förderer der schweizerischen Topographie in dankbarstem Andenken zu bewahren": so urtheilt über ihn Rudolf Wolf.

Vgl. eben Rudolf Wolf's Geschichte der Vermessungen in der Schweiz (1879), S. 123—141, besonders S. 126, sowie die darauf beruhende Abtheilung der Abhandlung von Dr. J. H. Graf, Johann Rudolf Meyer und dessen Reliefs der Schweiz (im Archiv des histor. Vereins des Kantons Bern, Bd. XI, S. 1—28, 1883). Meyer von Knonau.

Müller: Johannes M., bekannter unter seinem latinisirten Namen Regiomontanus (auch Johannes Francus, Johannes Germanus genannt), Mathematiker, Mechaniker und Astronom. M., geb. den 6. Juni 1436, entweder in der heute zum Herzogthum Coburg gehörigen Stadt Königsberg bei Haßfurt oder in dem unweit derselben gelegenen Dörfchen Unfind, war der Sohn eines Müllers. Wahrscheinlich nach diesem Gewerbe führte er den Familiennamen, den er aber, wie schon erwähnt, häufig durch Joannes de monte Regio oder De Regiomonte, Kunisperger, Meister Hans de Kungsberg ersetzte. Die da und dort zu findende Angabe, er sei in irgend einem der anderen Orte des Namens Königsberg oder auch in der gleichfalls unterfränkischen Stadt Königshofen geboren, beruht zweifellos auf Irrthümern. Wie sich M. in der kleinen Vaterstadt gelehrte Bildung aneignen konnte, wissen wir nicht, so viel steht aber fest, daß er bereits im zwölften Lebensjahre die Heimath verließ, um die Universität Leipzig zu beziehen. Sein Hauptstudium daselbst bildeten die alten Sprachen und die mathematischen Wissenschaften; daß er sich auch mit Theologie beschäftigt habe, ist nicht wahrscheinlich, obwohl er später zu hohen kirchlichen Würden aufstieg. Die Mathematik war jedoch an der sächsischen Hochschule nicht so vertreten, wie M. gewünscht hätte, und so machte er sich nach dreijährigem Aufenthalte daselbst wieder auf und lenkte seine Schritte nach Wien, wo schon seit einem Jahrhundert eine mathematische Schule blühte, deren Glanz erst neuerdings durch das Auftreten eines ebenso jungen wie tüchtigen Professors, Georgs von Peurbach, neu entfacht worden war. Es wird erzählt, der junge Ankömmling sei sofort, ohne Fürsprache oder Empfehlungsschreiben, vor Peurbach hingetreten, habe ihm seine Geschicke erzählt und der festen Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß er sich in seinem Vertrauen nicht enttäuscht sehen werde; der berühmte Gelehrte habe darauf den Knaben umarmt und ihn seiner kräftigen Unterstützung versichert. Peurbach hielt Wort, denn er zog den strebsamen Jüngling ganz zu sich heran und beschränkte sich nicht darauf, ihn Dasjenige zu lehren, was auch den übrigen Studenten geboten wurde, sondern er weihte ihn in sein eigenes Geistesleben ein und bezeichnete ihm diejenigen Probleme, deren Lösung die Wissenschaft jener Tage als ihr nächstes Ziel anzustreben hatte. Die alphonsinischen Tafeln, so sagte er ihm, seien im höchsten Grade fehlerhaft, man bedürfe eines guten Kataloges der Fundamentalsterne, sowie auch schärferer Bestimmung der ekliptischen Kardinalpunkte; zu dem Zwecke, diese Verbesserungen allmählich bewirken zu können, stellte Peurbach mit seinem Schüler eine Reihe von Beobachtungen an. Den 9. Septbr. 1457 wollte Bose als den eigentlichen Geburtstag der neueren Sternkunde betrachtet wissen, weil an diesem Tage beide Männer zu Mölk an der Donau eine sehr gelungene Mondfinsternißbeobachtung angestellt hatten. Einige Stockung ward in dieses eifrige Zusammenarbeiten allerdings durch den Umstand gebracht, daß der Cardinal Bessarion, einer der gelehrten griechischen Flüchtlinge (1395—1472), in der Ausübung kirchlich-diplomatischer Pflichten nach Wien kam und dort mit Peurbach in näheren Verkehr trat, denn er wußte den letzteren zu bestimmen, behufs bequemerer Ausführung der projectirten Arbeiten nach Rom überzusiedeln. Peurbach's treue

Freundschaft für seinen Zögling ließ ihn jedoch die von dem Kirchenfürsten gerne bewilligte Bedingung stellen, daß auch M. die Reise mitmachen dürfe, und so eröffnete sich für diesen, der schon in Wien die griechischen Mathematiker lieb gewonnen, den Archimedes z. B. aber nur aus der Bearbeitung des Jakob von Cremona kennen gelernt hatte, die willkommenste Gelegenheit, unmittelbar aus dem Borne des Alterthums zu schöpfen. Der Zeitpunkt der Romfahrt ist bis jetzt nicht genau festgestellt worden. Gleich nach seiner Ankunft widmete sich M. eifrig dem Studium der griechischen Sprache und zwar mit der Unterstützung des damals berühmten Philologen Georg von Trapezunt, der später einer seiner grimmigsten Feinde wurde. Peurbach war während der Vorbereitungen zur Reise 1461 in dem jugendlichen Alter von 38 Jahren plötzlich gestorben, allein so tief M. den Verlust des väterlichen Freundes auch empfinden mochte, so zog er persönlich doch nur Vortheil davon, denn der Cardinal, der die Bedeutung des jungen Mannes mit richtigem Scharfblick durchschaut hatte, schenkte ihm nunmehr seine volle Zuneigung und setzte ihn in den Stand, sich sorgenfrei ausschließlich seinen wissenschaftlichen Neigungen hingeben zu können.

Als Bessarion im Jahre 1462 eine Geschäftsreise nach Griechenland unternehmen mußte, ließ er seinem Schützling die Wahl, in Rom, in Ferrara, in Padua oder in Venedig seine Rückkehr abzuwarten. Fürs Erste blieb derselbe in Rom, mit dem Studium griechischer Handschriften sowie mit Himmelsbeobachtungen eifrig beschäftigt, später scheint er kurze Zeit sich auch in Viterbo aufgehalten zu haben, und dann reiste er nach Ferrara, dem Sitze einer im späteren Mittelalter zu hoher Blüthe gelangten Universität, wo die Hellenisten Theodor von Gaza und Guarini, sowie der Astronom Bianchini (Blanchinus) ihm befreundet wurden. Wahrscheinlich bei Ersterem vervollkommnete er sich in den alten Sprachen noch mehr und lernte sogar gute griechische Verse machen. Doch brachte der Aufenthalt in Ferrara auch seiner Hauptwissenschaft guten Nutzen ein, denn hier begann er den Text des ptolemäischen Almagestes in seiner Reinheit wiederherzustellen und die massenhaften Fehler in der Uebersetzung des Trapezuntiers auszumerzen. Das Jahr 1463 sah M. in Padua, wo er, wie das damals an den Hochschulen nichts seltenes war, Gastrollen als Docent gab und Vorträge über das beliebte astronomische Lehrbuch des Arabers Alfraganus hielt; auch beobachtete er dort am 2. April 1464 eine totale Mondverfinsterung. Offenbar in dem Wunsche, Bessarion bei seiner Ankunft in Italien zu bewillkommnen, begab sich M. von Padua nach Venedig und entfaltete daselbst eine rege litterarische Thätigkeit. Er begann nämlich mit der Ausarbeitung seiner Trigonometrie, schrieb seine Widerlegung der cusanischen Kreisquadratur und vertiefte sich zugleich in kalendarische Studien; es hatte ihn gewaltig gewurmt, daß ein Rabbiner in seiner und des Cardinals Gegenwart den Christen deren mangelhafte Festrechnung vorgeworfen hatte. Wenn wir einer solchen Anzahl gelehrter Arbeiten gedenken und zugleich des oben angegebenen Termines der Paduaner Beobachtung eingedenk bleiben, so müssen wir die Rückkehr Müller's nach Rom, die nach Wolf zu Anfang 1464 erfolgt sein sollte, wohl auf einen etwas späteren Zeitpunkt verlegen. Mehrere Jahre verflossen nunmehr in ununterbrochener energischer Geistesarbeit, allein im Jahre 1468 gestaltete sich die Stellung, welche Georg von Trapezunt sammt seinen Söhnen seinem Kritiker gegenüber einnahm, so unfreundlich und drohend, daß M., der seinen Patron Bessarion noch immer in weiter Ferne wußte, schleunigst Rom verließ. Er wandte seine Schritte nach Wien; in seinem Reisegepäck verwahrte er einen kostbaren Schatz lateinischer und griechischer Codices, darunter Bessarion's selbstgefertigte Handschrift der *μεγάλη σύνταξις*.

In Wien, wo Peurbach's Stelle noch nicht wieder besetzt worden war, er-

hielt M. sogleich eine Professur, aber er bekleidete dieselbe nicht lange. Denn schon im nächsten Jahre gelangte ein Ruf des kunst- und prachtliebenden Königs von Ungarn an ihn; Mathias Corvinus hatte in seiner Residenz Ofen eine Fülle von Büchern und sonstigem wissenschaftlichem Material angesammelt und wünschte zur Ordnung und Beaufsichtigung dieser Erwerbungen einen sachverständigen Mann in seine Dienste zu ziehen. M. nahm diese Stelle mit dem stattlichen Jahresgehalte von 200 Goldgulden an und setzte in Ofen die in Italien angefangenen Arbeiten eifrig fort, wie er denn z. B. hier die dem Erzbischof von Gran gewidmeten „Tabulae directionum“ bearbeitete. Sehr bald aber stellte es sich heraus, daß am Hofe eines wenn auch geistvollen, so doch in alle möglichen Welthändel verwickelten Fürsten nicht die zur Ausführung weitaussehender gelehrter Pläne nothwendige Ruhe zu finden sei, und als Mathias seinen Krieg mit Georg Podiebrad von Böhmen begann, erkannte M. die Nothwendigkeit, seinen Stab weiter zu setzen. Er bedurfte eines Wohnortes, der ihm neben ungestörter Muße auch die geistigen und materiellen Hülfsmittel darbot, welche durch seine Absicht, großartige Publicationen älterer und neuerer Werke vorzunehmen, erfordert wurden.

Unter sämmtlichen Städten Deutschlands stand während des ganzen 15. Jahrhunderts wohl keine in gleichem wohlverdienten Ruhme, wie die Reichsstadt Nürnberg. Ihr glänzend durchgefochtener Krieg mit dem Heeresfürsten Albrecht Achilles hatte ihre politische Bedeutung wesentlich gehoben, als eines der ersten Centren für Manufactur und Handel hatte sie sich schon seit zwei Jahrhunderten bethätigt, und neuerdings waren auch die Augen aller Gelehrten auf das blühende fränkische Gemeinwesen gerichtet, weil unter dessen Schutze Gutenberg's neue Kunst zu hoher Vervollkommnung gediehen war. Die Druckereien von Anton Koburger und Sensenschmid, zahlreicher anderer Firmen nicht zu gedenken, begannen damals schon einen Weltruf zu erlangen, und der Gedanke an den Vorschub, welcher durch jene seinen eigenen typographischen Plänen geleistet werden konnte, mag wohl auch für M. mitbestimmend gewesen sein, als er Nürnberg zu seinem dauernden Aufenthalte ausersah. Seine Motive sprechen sich sehr deutlich in einem Schreiben aus, welches er im J. 1471 an seinen Freund Roder richtete, und worin es u. a. heißt: „Nuperrime Norimbergam mihi delegi domum perpetuam, tum propter commoditatem instrumentorum maxime astronomicorum *), quibus tota sideralis innititur disciplina, tum propter universalem conversationem facilius habendam cum studiosis viris ubicunque vitam degentibus, quod locus ille perinde quasi centrum Europae propter excursum mercatorum habeatur“. Der Zeitpunkt des Umzuges von Ofen nach Nürnberg läßt sich vermittelst eines Rathsbeschlusses ziemlich genau bestimmen, welcher, vom 29. Nov. 1471 datirt, dem Astronomus Maister Johann von Koenigsberg die Erlaubniß zum längeren Verweilen in der Stadt ertheilte. Der Stadtrath wußte sehr gut, daß die Ansiedelung eines solchen Bürgers mancherlei Vortheile jeder Art in ihrem Gefolge haben müsse, und er täuschte sich nicht in dieser Voraussetzung. Siebenkees, ein gründlicher Kenner Nürnbergischer Geschichte, berichtet, daß der Magistrat die Abhaltung öffentlicher Lehrvorträge über Mathematik und Astronomie durch M. veranlaßt habe, eine Angabe, die aus inneren Gründen sehr wohl glaubhaft erscheint, wiewohl allerdings eine documentarische Bekräftigung zur Zeit noch fehlt. Davon, daß M. auch privatim junge Leute in die von ihm gepflegten Wissenschaften einführte, wird weiter unten die Rede sein.

*) Nur darf man nicht mit Ziegler übersetzen: „weil die astronomischen Instrumente bequem eingerichtet sind“. Solche Instrumente hat es damals muthmaßlich in Nürnberg noch gar nicht gegeben; M. wollte blos sagen, daß er erwarte, sich in einer so gewerbreichen Stadt die betreffenden Werkzeuge leichter denn anderswo herstellen lassen zu können.

Die erste Aufgabe Müller's bestand nun darin, die Vervielfältigung der so massenhaft aus Italien nach Deutschland übertragenen Manuscripte ins Werk zu setzen. Anfänglich schienen sich diesem Vorhaben unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenzustellen, da die Nürnberger Pressen bei all' ihrer sonstigen Leistungsfähigkeit dem Satze der griechischen Lettern und der mathematischen Zeichen nicht gewachsen waren. Zum Glücke erstand dem Anfangs wohl herb enttäuschten Gelehrten eine Hülfe von einer Seite, woher er sie nicht erwartet haben mochte, indem er in der Person Bernhard Walther's einen ebenso aufopfernden als thatkräftigen Freund fand. Man liest häufig, derselbe habe zu den Patriziern gehört, indeß kommt der Name sonst nicht unter den rathsfähigen Familien vor. Wie dem aber auch sei, jedenfalls war Walther ein wohlhabender und hochgebildeter Mann, durch dessen Mitwirkung erst Müller's Nürnberger Periode jene hohe Bedeutung für die Wissenschaft gewann, welche alle Geschichtschreiber ihr einstimmig zuerkennen, denn dreierlei Institute waren es, die M. seinem Mäcen zu danken hatte, eine Sternwarte, eine mechanische Werkstätte und eine Druckerei. Die Topographie dieser drei Anstalten ist etwas unsicher; Walther selbst wohnte auf dem Markte und richtete sich erst später, nach Müller's Tode, auf dem Dache des später von Albrecht Dürer bewohnten Hauses am Thiergärtnerthore ein neues Observatorium ein, während nach einzelnen Angaben die von ihm für M. erbaute Warte auf einem Hause der Rosengasse sich befunden haben soll. Noch weniger Gewisses ist uns von dem Atelier bekannt, aus dem aber zweifellos zahlreiche Apparate von vorzüglicher Construction hervorgegangen sind, Astrolabien, Armillarsphären, Boussolen und besonders auch gewisse Instrumente von Müller's eigener Erfindung, deren später Erwähnung zu thun sein wird. Die Kunst, Messing zu fabriciren und zu formen, war ja in Nürnberg recht eigentlich zu Hause, und eine der blühendsten Innungen war diejenige der Zirkelschmiede, welche manche Schriftsteller als die der „Compaßmacher“ bezeichnen — lediglich in Folge eines komischen Mißverständnisses, indem compassus, wie noch heute im Italienischen, eben nur unseren gewöhnlichen Handzirkel bedeutet. Unter so günstigen Umständen hielt es für M. nicht schwer, Beobachtungen von früher nicht gekannter Genauigkeit anzustellen, wie z. B. bei einer Mondfinsterniß am 2. Juni 1472 oder bei dem im nämlichen Jahre erschienenen großen Kometen. Was endlich die Walther'sche Officin anlangt, so befand sich dieselbe nach einer allerdings isolirten Aussage v. Murr's in der Karthäusergasse. Sämmtliche Werke, die unter Müller's Oberleitung („ductu Joannis de Monteregio“) in Nürnberg ans Licht kamen, sind in dieser seiner eigenen Officin gedruckt worden, nur die Streitschrift gegen Gerhard von Cremona scheint eine Ausnahme zu machen, da in mehreren noch vorhandenen Originalexemplaren derselben alle griechischen Worte ausgelassen und später durch den Autor mit eigener Hand nachgetragen worden sein sollen.

Nahezu vier Jahre hatte sich M. in Nürnberg aufgehalten und während dieses kurzen Zeitraums eine geradezu staunenswerthe scientifische Thätigkeit entfaltet, da wurde er seinem stillen Wirken wieder entrissen und in das Weltgetriebe zurückgeschleudert. Wir haben oben bereits gesehen, daß auch die Kalenderreform eines der zahlreichen Probleme war, mit denen der große Astronom sich eifrig beschäftigte, und so konnte es nicht fehlen, daß auf diesen die Augen des Papstes Sixtus IV. fielen, der von allen Trägern der Tiara bis zu seiner Zeit jene wichtige Frage wohl am meisten förderte, obwohl er in ihrer endgültigen Lösung nicht so glücklich war wie sein Nachfolger Gregor. Im J. 1475 richtete er ein Schreiben an M., in welchem er diesen aufforderte, behufs Berathungen über die Verbesserung des Kalenders nach Rom zu kommen, und um seinem Wunsche mehr Nachdruck zu geben, erhob er den

deutschen Gelehrten zu der Würde eines Bischofs von Regensburg. Es war dies unter den gegebenen Umständen natürlich nur eine Titularwürde, zumal da M. wohl kaum mehr als die sogenannten niederen Weihen empfangen hatte, allein den Erfolg hatte die Standeserhebung eben doch, daß die Geschicke des bis dahin so ganz unabhängigen Mannes jetzt von Seiten des Papstes mehr beeinflußt werden konnten. So folgte denn M. dem an ihn ergangenen Rufe und reiste im Herbste des Jahres 1475 nach Italien ab; seine letzte Beobachtung in Nürnberg datirt vom 28. Juli. Nicht ganz ein Jahr mehr aber war ihm vergönnt, an der ihm gestellten Aufgabe zu arbeiten, denn schon am 6. Juli 1476 ereilte ihn, gerade im Alter von 40 Jahren, der Tod zu Rom. Sein Leichnam soll im Pantheon beigesetzt worden sein, doch bezeichnet kein Epitaph seine Ruhestätte. Ob wirklich, wie behauptet wird, der Gelehrtendünkel die Söhne seines alten Widersachers Georg von Trapezunt so weit gebracht hat, den verhaßten Recensenten durch Gift aus dem Wege zu räumen, ist doch äußerst fraglich, vielmehr scheint eine andere Nachricht mehr Glauben zu verdienen, welche dahin lautet, daß M. einem Anfalle der damals gerade sehr heftig auftretenden Pest zum Opfer gefallen sei.

Als man in Nürnberg die Kunde von dem frühen Hingang des gefeierten Mitbürgers erhielt, erhob sich allgemeine Klage, namentlich scheint Walther's Schmerz ein erschütternder gewesen zu sein. Aber auch die übrigen Zeitgenossen beklagten tief ein für die Wissenschaft so höchst schmerzliches Ereigniß, und Bruno Selerus z. B. widmete ihm den folgenden Nachruf: „Inferior nullo doctrina laude priorum — doctus et astrorum cognitione fui. — Ita nunc tellus et me Germania novit: — Pannonis et studium praedicat ora meum. — Duxit in has celebris, primum Peurbachius artes — Ingenium magna dexteritate meum“. Auch später noch haben Reinhold, Rheticus, Apian, Schöner und Melanchthon rühmend des trefflichen Mannes ehrend gedacht, der mitten aus seinen Entwürfen von unerbittlicher Hand weggerafft worden sei. Vieles freilich hat er noch rechtzeitig ans Licht gebracht, Vieles aber ist auch mit ihm zu Grunde gegangen: „Aliis opusculis a se inchoatis Regiomontanus ob immaturam sui mortem manum ultimam non imposuit“. Walther bewahrte allerdings die in seinem Besitze verbliebenen Handschriften seines Lehrers und Freundes pietätvoll auf und so ward Einzelnes vor der Vernichtung bewahrt, wie denn z. B. nach des Prätorius Zeugniß die im Manuscripte fertig gestellte Gnomonik Müller's von dem jüngeren Schöner in dessen eigenen Tractat über diesen Gegenstand aufgenommen worden ist, als aber auch der natürliche Erbe im J. 1504 aus dem Leben schied, da scheint mit seiner Hinterlassenschaft ganz unverantwortlich umgegangen worden zu sein. Immerhin ist eine stattliche Anzahl Müller'scher Arbeiten auf uns gekommen, wie sich sofort herausstellen wird, wenn wir jetzt daran gehen, seine fachwissenschaftlichen Leistungen einer näheren Betrachtung zu unterziehen. —

Es wird dies am besten dadurch geschehen, daß wir uns an das von M. selbst aufgestellte Programm seiner litterarischen Thätigkeit halten, welches derselbe jedenfalls schon in Italien oder Ofen sich zurechtgelegt hatte, und sodann gleich nach der Ankunft in Nürnberg im Detail feststellte. Ein Brief aus dem Jahre 1471, welchen er an seinen vertrauten Freund, den Magister Christian Roder in Erfurt schrieb, giebt uns über diesen wahrhaft großartigen Arbeitsplan die beste Auskunft. Folgende Schriftwerke des classischen Alterthums sollten in möglichst vollendeter Gestalt neu aufgelegt werden: die Kosmographie des Ptolemäus, da die von Jacob Angeli besorgte Ausgabe sich als gar zu unvollkommen erweise, des nämlichen Autors Almagest, Euklid's Elemente, des Hypsikles Anaphorikos, Theon's Commentar zum Ptolemäus, des letzteren astrologisches Werk

(Quadripartitum), die „Sufformationes astronomicae“ des Proklus, die Astrologie des Julius Firmicus, sämmtliche Schriften des Archimedes, soweit sie eben damals — wo man von den arabischen Uebersetzungen noch nichts wußte — bekannt waren, nebst dem Commentar des Eutokius, die Optik und Musik des Ptolemäus sammt den von Porphyrius der letzteren beigefügten Scholien, die sphärischen Lehrbücher von Theodosius und Menelaus, die Konika des Apollonius, der Cylinderschnitt des Serenus, das didaktische Gedicht des Hyginus und endlich, damit auch die Mechanik nicht zu kurz komme, die Aristotelischen „Probleme“ und die „Spiritalia“ des Heron Alexandrinus. Man sieht aus dieser Aufzählung, daß sich M. ein ähnliches Ziel gesteckt hatte, wie zweihundert Jahre später der englische Archäolog Bernard, und nur mit tiefstem Bedauern kann der Freund historischer Forschung die Thatsache constatiren, daß beide Male die Anlage des Werkes eine allzu gigantische war, um nicht an der Unzulänglichkeit menschlicher Kraft zu scheitern. Nur eine einzige antike Schrift ist im Druck aus den Müller'schen Pressen hervorgegangen, und zwar durchaus keine der wichtigsten, nämlich das astronomische Lehrgedicht des Manilius, von welchem 1472 eine Ausgabe in Quart erschien. Warum gerade dieses als erste Probe gewählt ward, wissen wir nicht, doch darf man eben nicht aus den Augen verlieren, daß M. kein bloßer Mathematiker, sondern auch mit Leib und Seele Philologe war, und zudem bediente man sich früher des Manilius gerne zu dem Zweck, Anfänger mit den ersten astronomischen Begriffen vertraut zu machen. Indeß beschränkte sich der Müller'sche Katalog projectirter Neuausgaben, der merkwürdigerweise den Widerspruch einzelner zur Begutachtung aufgeforderter Fachgenossen erregte, nicht auf die alten Schriftsteller, vielmehr sollten auch mittelalterliche Autoren bedacht werden. Die astrologischen Schriften des Antonius de Montulmo und des Prinzen (?) Leopold von Oesterreich, die Optik des Vitellio (Witelo) und die Arithmetik des Jordanus Nemorarius sammt dessen Tractat „De numeris datis“ gehörten in diese zweite Classe; außerdem aber gewisse geographische Arbeiten, deren Nichtausführung vielleicht am meisten beklagt werden muß. Es sollte nämlich in einem umfassenden Auszuge aus den alten Geographen eine Art Uebersicht der allgemeinen Erdkunde („quae videlicet ad montes, quae ad maria, ad lacus amnesque ac alia particularia loca spectare videbantur“) geliefert und zugleich eine Sammlung von „Abbildungen der bewohnten Erde“ („quam vulgo appellant mappam mundi“) herausgegeben werden. Alles dies ist leider im Stadium der guten Vorsätze verblieben. Der Müller'sche Zukunftskatalog enthielt nun aber auch eine höchst stattliche Anzahl eigener Arbeiten, und von diesen haben die Walther'schen Pressen in dem Zeitraum von 1471 bis 1476 wirklich mehrere zu Tage gefördert, nämlich die Ausgabe der Peurbach'schen Planetentheorie, die Ephemeriden, eine Reihe von Kalendern, die gegen den Gerhard von Cremona gerichtete Streitschrift, die „Tabulae directionum“ und die „Tabulae primi mobilis“. Vielleicht würde der selbstgefertigten Preßerzeugnisse eine noch größere Menge geworden sein, wenn nicht anscheinend die Druckerei zur Vervielfältigung anderweiter Schriften verwendet worden wäre; wenigstens giebt Panzer an, daß auch ein satirisches Gedicht des Vegius und Magni Basilii liber ad juvenes aus jener Officin hervorgegangen seien. Wenn nun aber auch M. selbst nicht das Glück hatte, den Druck seiner sämmtlichen Werke besorgen zu können, so ist doch manches von diesen später publicirt worden. Nach Stern, dem wir eine treffliche Regiomontan-Bibliographie verdanken, gehören hierher folgende Stücke: „Fundamenta operationum, quae fiunt per tabulam generalem“, Neuburg 1557; „Epytoma Joannis De monte regiò in almagestum Ptolemaei“, Venedig 1496, später in Basel und Nürnberg nachgedruckt; „Commentariolum singulare contra traductionem Jacobi Angeli Floren-

tini“, Straßburg 1525; „De triangulis omnimodis libri V“, welcher Ausgabe (Nürnberg 1533, Basel 1560) auch die Recension der Cusanischen Kreisquadratur und ein Aufsatz „De recti ac curvi commensuratione“ beigegeben sind; „De cometae magnitudine, longitudineque ac de loco ejus vero problemata“, Nürnberg 1531, Basel 1548 (nach Ziegler möglicherweise noch unter Müller's eigener Oberleitung zuerst gedruckt); eine zusammenfassende Beschreibung der von M. neu erfundenen Instrumente, zuerst 1537 zu Marburg herausgekommen, in Nürnberg unter anderem Titel 1544 wieder abgedruckt und zuletzt von dem niederländischen Mathematiker Willebrord Snellius in dessen Werk Coeli et siderum in eo errantium observationes Hassiacae (Leyden 1618) aufgenommen, ein Tractat „De motu octavae sphaerae contra Thebit suosque sectatores“, der nach Doppelmayr zu Venedig erschienen sein soll; die von Werner (Nürnberg 1514) edirte „Epistola ad cardinalem Bessarionem de compositione et usu cujusdam meteoroscopii armillaris“; „Problemata 29 Sapheae“ (von σαφής, einleuchtend, Nürnberg 1534); „Algorithmus demonstratus“, Nürnberg 1534; „Compositio tabularum sinuum“, Nürnberg 1541; gewisse kleinere Arbeiten, die von Schöner und Melanchthon in deren Ausgabe des Alfragan und Albategnius von 1537 aufgenommen wurden, nämlich die Paduaner Antrittsrede über die Bedeutung der Mathematik, eine Einleitung zu den Euklidischen Elementen und „Demonstrationes et additiones“ zu Albategnius; Zusätze zum Antonius de Montulmo, die Schöner seiner Ausgabe dieser Anleitung zur Nativitätstellung (Nürnberg 1540) einreihte; endlich einige astrologische Schriften, die zu Straßburg (1528), zu Frankfurt a. M. (ohne Jahreszahl) und wiederum zu Straßburg (1532) abgedruckt wurden. Eine Marburger Sammelausgabe gewisser kleinerer Müller'scher Schriften, zumal der Tractate „De ponderibus et aquaeductibus“, sowie „De speculis ustoriis“ findet sich allerdings bei Doppelmayr erwähnt, allein da derselbe nicht behauptet, dieselbe mit eigenen Augen gesehen zu haben, und da dies, soweit wir sehen, ebensowenig für irgend einen anderen der zahlreichen Schriftsteller gilt, welche sich mit M. und seinen Producten beschäftigten, so glauben wir die Existenz jener Edition für sehr problematisch halten zu müssen. Wir haben jetzt noch derjenigen Arbeiten Müller's Erwähnung zu thun, die Manuscript geblieben sind. Von drei solchen hat Th. v. Murr einen sehr eingehenden Bericht erstattet, doch gehört hieher streng genommen nur die eine, die „Defensio Theonis contra Trapezuntium“, da die beiden anderen bereits vorher von anderer Seite zum Druck befördert worden waren. Stern führt weiter auf: Commentariolum, quo commonstratur, placita Campani ex editione element. geometric. rejicienda; Commentaria in eos Archimedis libros, qui Eutocii expositione carent; De instauratione calendarii ecclesiae; Problemata geometrica omnimoda; De directionibus contra Archidiaconum Parmensem; De distinctione domorum coeli contra Campanum et Joannem Gazulam, Ragusinum; De quinque corporibus aequilateris. Diese stereometrische Studie soll dazu bestimmt gewesen sein, die Unrichtigkeit der von Aristoteles herrührenden Behauptung darzuthun, daß sämmtliche reguläre Körper durch gehörige Aneinandersetzung zur lückenlosen Ausfüllung des Raumes dienen könnten. Eine schöne geometrische Arbeit Müller's, die er handschriftlich seinem — heute noch auf der Nürnberger Stadtbibliothek befindlichen — Exemplare der Atelhart'schen Euklidübersetzung anfügte, ist vom Berichterstatter publicirt worden. Endlich ist noch als einer der wichtigsten Fundgruben für unsere Kenntniß Müller'scher Gedankenarbeit der Correspondenz zu gedenken, welche in den Murr'schen „Denkwürdigkeiten“ sich vollständig vorfindet. Drei Männer sind es vornehmlich gewesen, mit denen M. geistig verkehrte, an die er Fragen stellte, denen er Belehrung mannigfacher Art ertheilte, um auch von ihnen sich wieder belehren zu lassen: Christian Roder

und Johannes Bianchini, die uns beide bereits bekannt sind, sodann noch Jacobus de Spira, ein deutscher, aber damals im Dienste des Grafen von Urbino stehender Mathematiker. — Auf diese Weise glauben wir dem mehr bibliographischen Theile unserer Aufgabe gerecht worden zu sein, so daß wir uns der noch wichtigeren Pflicht zuwenden können, die Bedeutung Müller's nicht blos als eines Verbreiters, sondern auch als eines Beförderers der exacten Wissenschaften ins richtige Licht zu stellen.

Wir beginnen mit der reinen Mathematik und innerhalb dieser natürlich mit der Arithmetik. Von Schriftwerken kommt da für uns zunächst der „Algorithmus demonstratus“ in Frage, über welchen von jeher die Ansichten der Kenner weit auseinandergegangen sind. Schöner hielt ihn für ein Originalwerk, und Chasles pflichtete ihm in dieser Angelegenheit vollkommen bei, Stern dagegen erklärt vielleicht etwas zu kategorisch: „Diese Schrift ist nicht von Regiomontan selbst, sondern von ihm nach dem Manuscripte eines Unbekannten in Wien abgeschrieben“. Mag auch letzteres zur Zeit noch nicht ganz feststehen, so neigt doch auch Cantor der Ansicht zu, daß hier eigentlich ein älterer algebraischer Tractat vorliege. Sehr bemerkenswerth ist jedenfalls, daß in demselben bereits eine ziemlich ausgebildete Buchstabenrechnung zur Anwendung kommt — freilich durchaus keine proles sine matre creata, denn der Dominicaner Jordanus Nemorarius hatte schon zwei Jahrhunderte früher durchgängig mit Buchstaben statt mit Zahlen gerechnet; seine Schrift „De numeris datis“, die uns neuerdings durch Treutlein und Curtze zugänglich gemacht worden ist, war dem M., wie uns seine Publicationenliste zeigte, wohl bekannt. Ein Literalcalcul im modernen Sinne war damit freilich noch keineswegs geschaffen, denn noch fehlte das Gleichheitszeichen, welches auch M. nicht erfunden hat, obwohl er in der Algebra wohl beschlagen war und gerne dahin zielende Aufgaben löste. Daß freilich eine quadratische Gleichung zwei Wurzelwerthe besitzt — eine merkwürdigerweise sogar dem Diophant entgangene Elementarwahrheit — scheint er einem an Jakob von Speier gerichteten Briefe zufolge noch nicht gewußt zu haben, dagegen hatte er sehr wohl den nahen Zusammenhang der cubischen Gleichungen mit dem bekannten Probleme der Winkeltrisection bemerkt; als er die Berechnung einer gewissen Strecke auf eine solche Gleichung vom dritten Grade zurückgeführt sah, sagte er in sehr zutreffender Weise: „Si dabitis lineam, dabo chordam unius gradus“. Sehr viel Neigung scheint M. zu der unbestimmten Analytik gehabt zu haben, ein Umstand, der für jene Zeit geradezu befremden müßte, wenn nicht bekannt wäre, daß M. sich während seines Aufenthaltes in Venedig auch in das Studium des Diophant vertiefte, von dem er, wie einer seiner Briefe an Bianchini aussagt, eine lateinische Uebersetzung zu veranstalten im Sinne hatte. Jedenfalls hatte er diesem Autor die Anregung zu den häufig nichts weniger denn leichten zahlentheoretischen Fragen zu verdanken, welche er an seine Correspondenten richtete. Zur Charakterisirung dieser Fragen greifen wir etwa die folgende heraus: Wie lassen sich drei in harmonischer Proportion stehende Quadratzahlen finden? Es ist freilich nicht ausgemacht, ob M. für jede von ihm ausgehende Aufgabe auch die Lösung in Bereitschaft hatte, doch macht sein ganzes Auftreten es immerhin wahrscheinlich, daß er wenigstens glaubte, im Besitze einer allgemeinen Lösungsmethode zu sein, und wirklich kamen sowohl Bianchini als auch der Pfälzer mit einzelnen der gestellten Probleme ganz gut zurecht. Man darf auch nicht vergessen, daß chronologische Arbeiten, wie sie ja M. im Interesse der Kalenderverbesserung betreiben mußte, nothwendig auf unbestimmte Gleichungen führen. Wenn wir noch hinzufügen, daß M. den Euklid des Campanus hauptsächlich wegen der darin enthaltenen ungenügenden Darstellung der

Proportionenlehre angriff (in einem vom 4. Juli 1471 datirten Schreiben an Roder), so glauben wir unsere Schilderung seiner Thätigkeit im Bereiche der Zahlenlehre zum Abschlusse gebracht zu haben. — Als Geometer tritt uns derselbe zunächst in seinem Bestreben entgegen, elementare Aufgaben zu lösen, wie sie heutzutage etwa den Schülern einer Gymnasialsecunda gestellt werden, die aber dazumal keineswegs den heutzutage an ihnen gewohnten Eindruck der Einfachheit machten. Derartige Problemstellungen sind: ein Dreieck zu construiren aus dem Umfang und zwei Winkeln, aus der Differenz zweier Seiten, der Höhe zur dritten und der Differenz der auf dieser entstandenen Segmente, endlich aus einer Seite, der zugehörigen Höhe und dem Verhältniß der beiden anderen Seiten. M. erklärt diese letztere Aufgabe für eine geometrisch sehr schwer lösbare und beweist damit, daß ihm ein alter Satz über geometrische Oerter, von welchem Apollonius, Eutokius und der Araber Ibn Haitham mehrfach Gebrauch gemacht hatten, noch unbekannt war; in Folge dessen nimmt er zu „ars rei et census“, d. h. zur Algebra seine Zuflucht und bringt auch mit deren Hülfe eine Construction zu Stande. Eine Trisection des Winkels, die in einem Briefe an Bianchini zur Sprache kommt, stimmt im wesentlichen mit der früher bereits von Campanus gegebenen überein. Die damals noch von einem gewissen Scheine mysteriöser Natur umgebene Frage der Kreisquadratur beschäftigte M. lebhaft, doch war er in deren Behandlung glücklicher als Kritiker denn als selbständiger Forscher. Der bekannte Cardinal Nicolaus von Cusa hatte vordem einen „Tractatus de quadratura circuli“ verfaßt und u. a. auch an Peurbach zur Prüfung gesandt, der dann die Unrichtigkeit des darin in Vorschlag gebrachten Verfahrens bald herauszufinden wußte und vermuthlich seinen Schüler zu der oben namhaft gemachten Entgegnung veranlaßte; dieselbe gipfelt in dem Nachweise, daß das von dem Cusaner angegebene Quadrat erheblich größer als die wirkliche Kreisfläche sei. Auch mehrere andere Methoden angeblicher Kreisquadrirer sind von M. rechnerisch geprüft und falsch befunden worden. Um so mehr muß es auffallen, daß ein so kritischer Kopf sich bei dem wenig genauen Zahlwerthe $\pi = 3\frac{9}{70}$ beruhigen konnte, der, weil nicht einmal die archimedischen Grenzen einhaltend, gegen den von Peurbach adoptirten Werth $\pi = 3\frac{17}{120}$ entschieden zurücktreten muß. Das Vollendetste jedenfalls, was M. auf rein geometrischem Gebiete schuf, sind die oben erwähnten Zusätze zum Atelhart'schen Euklid, die eine auf saubere Zeichnungen gestützte elegante Theorie der Sternvielecke, resp. ihrer Winkelsummen, in sich schließen. Es konnte zuerst zweifelhaft sein, ob diese Einschaltung wirklich von M. selbst und nicht vielleicht von dem alten englischen Uebersetzer selbst herrühre, doch ist diese Frage durch Curtze wohl endgültig zu Gunsten des ersteren erledigt worden. Man könnte wohl daran denken, daß Pierre de Ramée, den man sonst in der Geschichte der Sternpolygone mit an erster Stelle zu nennen pflegt, der aber, wie wir nachher sehen werden, während seines Aufenthaltes in Nürnberg ganz in Regiomontanischen Reminiscenzen aufging, seine bezüglichen Ideen dem uns bekannten Codex, den er zweifellos zu Gesicht bekam, entnommen habe. — Wir gehen nunmehr zur Trigonometrie über, als zu derjenigen mathematischen Disciplin, welche zu der Astronomie in der nächsten und unmittelbarsten Beziehung steht, wo also auch Müller's selbstthätiges Eingehen am allerersten erwartet werden muß. Diese Erwartung ist auch keine unrichtige, denn in den Annalen der drei Einzelzweige, aus welchen dieser Theil der rechnenden Geometrie besteht, der Goniometrie, der ebenen und der sphärischen Trigonometrie hat M. seinen Namen mit unauslöschlicher Schrift eingetragen. Die trigonometrischen Tafeln hatten bislang immer noch dem herrschenden Sexagesimalsystem sich anbequemen müssen, was

insofern Uebelstände mit sich brachte, als doch die sonstige Rechnung immer eine decimale war; M. trug diesem doppelten Verhältnisse zuerst noch dadurch Rechnung, daß er, um ein Compromißsystem anzubahnen, den Tafelradius = 600000 setzte, allein bald befreite er sich auch von der letzten Fessel und führte, indem er sämmtliche goniometrischen Linien auf den Sinus totus 10000000 bezog, das reine zehntheilige Rechnen auch in den trigonometrischen Calcul ein. Als er im Winter 1463—64 die später von Schöner herausgegebene Anleitung zur gesammten Trigonometrie im Manuscripte fertig gestellt hatte, war ihm das wichtige Hülfsmittel der Tangenten offenbar noch unbekannt. Dagegen sind die „Tabulae directionum“, die, wie wir früher sahen, in Ungarn entstanden, bereits mit einer sogenannten „Tabula foecunda“, d. h. mit einer Tangententafel, versehen. Es ist zuzugeben, daß dieselbe, die nur von Grad zu Grad fortschreitet, noch lange nicht die damals bereits den Sinustafeln zukommende Vollkommenheit erreicht hat, es ist ferner nicht zu leugnen, daß den Arabern der rechnerische Nutzen der Tangens und Cotangens (umbra recta und umbra versa) weit früher schon zu vollem Bewußtsein gekommen war, allein bei alledem bleibt doch unserem M. die nicht gering anzuschlagende Ehre, einen so erheblichen Fortschritt im Ausbau des goniometrischen Lehrgebäudes zuerst vollzogen zu haben. Was die ebene Trigonometrie anlangt, so hat M. die fast zwei Jahrhunderte lang von der Tagesordnung nicht abgesetzte Aufgabe, aus vier gegebenen Strecken als Seiten ein Sehnenviereck zu verzeichnen, als der Erste mit einer richtigen Lösung versehen; auch der wichtige Fundamentalsatz, daß im ebenen Dreieck zwei Seiten zu einander sich wie die Sinus ihrer Gegenwinkel verhalten, dankt ihm diese noch heute übliche Formulirung. Ob M. eine Maximumaufgabe, deren er in einem Briefe an Roder gedenkt und die auf die Construction einer mittleren Proportionallinie hinausläuft, algebraisch, geometrisch oder trigonometrisch aufgelöst habe, muß dahingestellt bleiben; jedenfalls ist schon die Stellung ersterer bemerkenswerth genug. Die Raumtrigonometrie hat M. überhaupt zuerst von allen Geometern systematisch bearbeitet, und zwar behandelt er dieselbe nicht blos, wie dies Seitens der Griechen und Araber geschah, als Dienerin der Astronomie, sondern als eine autonome mathematische Wissenschaft. Unter diesem Gesichtspunkte hat er Probleme und Lehrsätze in sein Buch mit aufgenommen, welche allen früheren Bearbeitern gleichgiltig gewesen waren, wie beispielsweise die nachstehenden: Aus den drei Winkeln eines Kugeldreiecks dessen Seiten zu finden; im Kugeldreieck stehen die Sinus zweier Seiten und die Sinus der durch die Winkelhalbirende erzeugten Abschnitte der dritten im gleichen Vehältnisse, u. a. m. Auch die zuerst in Nürnberg, dann aber von dem berühmten Buchführer Alantsee zu Wien unter Tanstetter's Aufsicht zugleich mit Peurbach's Finsternißtafeln herausgegebene „Tabula primi mobilis Joannis de monte regio“ gehört hierher, denn man kann aus ihr für eine gegebene Hypotenuse und für einen gegebenen schiefen Winkel eines rechtwinkelig-sphärischen Dreieckes den zweiten schiefen Winkel seiner Größe nach entnehmen. Alles in Allem, wird man Wolf's Urtheil beistimmen müssen, daß Müller's Trigonometrie diejenige der Araber zwar in einigen Punkten nicht völlig erreichte, wohl aber die griechische mächtig vervollkommnete und ihr, so setzen wir hinzu, eine Gestalt gab, an der anderthalb Jahrhunderte — von Copernicus' wenig beachteter Einführung der Secanten abgesehen — nichts mehr zu bessern fanden. —

Von Müller's Beschäftigung mit theoretischer Mechanik und Physik sind keine greifbaren Zeugnisse mehr vorhanden. Es ward angeführt, daß er hierher gehörige Schriften des Aristoteles und Heron zu ediren sich vorgenommen hatte, daß er selbst über Wasserleitungen, Gewichtkunde und Brennspiegel schrieb, allein

ob und wie er bei all' diesen Veranlassungen über den bereits vorgefundenen Stoff sich erhoben hätte, das vermögen wir nicht zu beurtheilen. Dafür aber fehlt es uns durchaus nicht an gültigen Belegen dafür, daß er ein praktischer Mechaniker von ungewöhnlicher Leistungsfähigkeit gewesen sein muß. Zuerst ist dabei natürlich an die von ihm mit Walther's materieller Beihülfe ins Dasein gerufene und mit großem Erfolge geleitete Druckerwerkstätte zu denken. Mag auch der Enthusiast Ramus viel zu weit gehen, der seinen angebeteten Helden ruhig zum Miterfinder der Buchdruckerkunst stempelt, so wird doch nicht in Abrede gestellt werden können, daß M., indem er zuerst mathematische Bücher mit Figuren und Rechnungen typographisch herstellte, sowohl das Druckwesen selbst als die mit demselben zusammenhängenden Künste des Formenschneidens und Holzgravirens auf eine viel höhere Stufe erhob. Daß er dies selbst sehr wohl fühlte, ergiebt sich u. a. aus einer Stelle des mehrfach erwähnten Kataloges, wo die Abfassung einer eigenen Monographie des Buchdruckes in Aussicht gestellt wird: „Postremo omnium artem illam mirificam literarum formatricem monimentis stabilius mandare decretum est, qua re explicita si mox obdormierit opifex, mors acerba non erit: quum tamen munus posteris in haereditate reliquerit: quo ipsi se ab inopia librorum perpetuo poterunt vindicare". Eine andere Seite Müller'scher Thätigkeit im Gebiete der praktischen Mechanik ist leider wenig aufgeklärt. Der bekannte Nürnberger Historiker Wagenseil erzählt, die Anfertigung der berühmten Kunstuhr an dem „Schauhause" neben der Sebalduskirche sei dem Johannes Königschlager zu danken. Daß statt Königschlager vielmehr Königsberger zu lesen ist, unterliegt natürlich gar keinem Zweifel, allein es ist nach Doppelmayr's Angaben auch nicht einmal gewiß, ob der besagten Uhr nicht ein höheres Alter zukomme; immerhin darf als wahrscheinlich betrachtet werden, daß M. Verbesserungen an ihr anbrachte. Die etwas groteske Erzählung, daß M. eine künstliche Fliege mit wirklicher Fliegvorrichtung und einen Adler construirt habe, der dem einziehenden Kaiser (Friedrich III.) entgegengeflogen sei, ward immer dem Ramus in die Schuhe geschoben, den wir ja bereits als einen excentrischen Verehrer Müller's kennen lernten, allein bei genauerem Zusehen sagt der gelehrte Franzose gar nicht direct, daß diese Automaten eigenhändiges Product des großen Mathematikers gewesen seien, sondern er führt lediglich die Entstehung der kunstsinnigen Richtung im Handwerk, die sich gerne an solchen Meisterstücken versucht habe, auf M. zurück. Und darin hat er wohl gar nicht so Unrecht gehabt. Es dürfte wenigstens ein innerer Zusammenhang zwischen der großartigen Anregung, welche Müller's Auftreten der Technik und dem Gewerbe gegeben hat, und zwischen den hervorragenden Leistungen eines Bullmann, Heuß, Henlein (Hele) und anderer Feinmechaniker kaum abzuleugnen sein. Wenn man sich übrigens die dem M. zugeschriebenen Automaten so vorstellt, wie dies der Altdorfer Professor Baier in einer Dissertation für angezeigt erachtet, daß nämlich jener Adler blos die Flügel bewegt, die Fliege dagegen mittelst eines aufgezogenen Räderwerkes auf dem Tische einen Umlauf gemacht habe, so könnte man einem mechanischen Talente, wie es M. unstreitig war, wohl zutrauen, dergleichen Sachen gelegentlich ausgedacht zu haben. Durften wir so eine ganze Reihe von Einzelheiten anführen, die uns in M. auch einen Mann von bedeutendem Handgeschick und einen praktischen Constructeur erkennen ließen, so glauben wir andererseits der umlaufenden Nachricht, er habe sich selbst einen großen parabolischen Brennspiegel gemacht, entgegentreten zu müssen. Wer da weiß, welchen Schwierigkeiten es heute noch unterliegt, Metallspiegel in der Gestalt von Rotationskörpern im Guße herzustellen, dem mußten schon an und für sich Zweifel aufsteigen; nun hat aber auch schon vor langer Zeit Wolfgang Müller ein=

gehendere Untersuchungen über diesen Hohlspiegel angestellt und dabei herausgebracht, daß erstens M. sich selbst nur als den Besitzer, keineswegs aber als den Verfertiger desselben bezeichnet, und daß zweitens dieser Spiegel allem Vermuthen nach nicht ein vollständiges Drehungsparaboloid, sondern blos ein kleiner Theil eines solchen war, wie er nämlich durch zwei parallele Ebenen daraus herausgeschnitten werden kann. —

Den Uebergang von der Mechanik zur Astronomie vermitteln naturgemäß die von ihm erfundenen Beobachtungswerkzeuge, deren er während seines Nürnberger Aufenthaltes viele — nach den Umständen theils aus Messing, theils aus Holz — ausführen ließ und selbst ausführte. Es sind deren besonders drei neue Gattungen gewesen, deren Anwendung für die Astronomie und mathematische Geographie die besten Früchte getragen hat, das Meteoroskop, das Torquetum und vor allem der Radius (oder Baculus) astronomicus. Von dem ersteren hat M. eine genaue Beschreibung in einem Sendschreiben an Bessarion entworfen, dasselbe ist wesentlich nach dem Principe der altgriechischen Armillarsphären eingerichtet und mag wohl das fixe Hauptinstrument für eine damalige Sternwarte gewesen sein. Das Torquetum, welches später von Peter Apian verbessert wurde, bestand aus Kreisen, die sich den Hauptcoordinatenebenen der Himmelskugel parallel stellen und so für die unmittelbare Ablesung der sphärischen Coordinatenwerthe eines Sternes verwerthen ließen. Allein die Astronomen jener Zeit wußten schon recht wohl, daß solchen directen Messungen viele und erhebliche Fehler anhaften müssen, und sie bedienten sich aus diesem Grunde zur Auffindung der Länge und Breite eines Sternes gewöhnlich eines anderen Verfahrens, darin bestehend, daß man die Abstände des zu fixirenden Punktes von gewissen ein für allemal genau bestimmten Fundamentalsternen maß und daraus dann durch Rechnung die ekliptischen Coordinaten ableitete. Diesem Zwecke entspricht nun der von M. angegebene Visirstab, dem später der nicht ganz aufgeklärte Name „Jakobstab" beigelegt wurde, in einer so ausgezeichneten Weise, daß vor Erfindung des Fernrohrs schwerlich Besseres hätte vorgeschlagen werden können*). An einem Längsstab, der durch Striche in gleiche Theile getheilt ist, läßt sich ein dazu senkrechter Querstab hin- und herschieben, der Beobachter hält, um die sphärische Distanz zweier Sterne zu finden, den Stab gerade vor die Stirn und beginnt jetzt den Läufer so lange zu verschieben, bis dessen beide Enden sich genau mit den beiden anvisirten Himmelskörpern decken. Da nunmehr, wenn φ den gesuchten Winkel, a die Länge des Querstabes, b (natürlich im gleichen Maße gemessen) die durch die Theilstriche normirte Länge des Hauptstabes bis zum Läufer hin bezeichnet, $\tang \frac{1}{2}\varphi = b : 2a$ ist, so leuchtet ein, daß gerade für solche Messungen, wie wir sie vorstehend zu schildern versuchten, die oben erwähnte tabula foecunda eine erhöhte Wichtigkeit gewinnen mußte. Ob es wahr ist, daß, wie der Görlitzer Mathematiker Scultetus zuversichtlich behauptete, Peurbach und M. bereits die Transversalentheilung der astronomischen Kreise gekannt haben, welche durch Tycho Brahe eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, wird sich wohl niemals fest entscheiden lassen, indessen sei nicht verschwiegen, daß nach der Meinung R. Wolf's jener Theilungsmodus gewissermaßen zu den Inventarstücken der Wiener Astronomenschule gehört haben kann. Müller's in Nürnberg zurückgelassenen In-

*) Breusing hat den Termin der Erfindung dieses hochwichtigen Instrumentes näher festzulegen versucht. Eigentlich beschrieben findet sich dasselbe — den Hauptstab in 1330, den Transversalstab in 210 gleiche Theile getheilt — allerdings erst in Problema XII der Monographie über den Kometen, allein schon 1471 führt M. eine von ihm ausgeführte Distanzbestimmung zwischen Mars und einem der Orionsterne an, die sich mit einer anderen Vorrichtung nicht wohl machen ließ.

strumente haben nach Walther's Hingang das Schicksal der Manuscripte getheilt und sollen sogar gutentheils als altes Messing von den gewissenlosen Erben losgeschlagen worden sein. Nur einige kleine Handastrolabien sind von dem ganzen reichen Vorrath der Vernichtung entronnen und auf der Nürnberger Stadtbibliothek erhalten geblieben, von welcher sie zur Zeit die mathematische Sammlung des germanischen Nationalmuseums leihweise überkommen hat. Unter diesen befindet sich ein interessantes orientalisches Astrolabium mit kufischen Charakteren, welches M. schon während seiner Wiener Zeit an sich gebracht haben soll*).

Durch diese seine Neuerungen im Fache der astronomischen Instrumentenkunde hat sich M. auch in der Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen einen ehrenvollen Platz gesichert, insofern nämlich jene Hülfsmittel, ohne deren Anwendung für die portugiesischen und spanischen Seefahrer niemals an das Verlassen der bloßen Küstenschifffahrt zu denken gewesen wäre, aller Wahrscheinlichkeit durch einen Schüler Müller's auf die iberische Halbinsel verpflanzt worden sind. Es ist dies jener Martin Behaim, ein Nürnberger Patrizier, der später in portugiesischen Diensten zu einer einflußreichen Stellung aufstieg. Th. v. Murr hat die persönlichen Beziehungen Behaim's zu M. deshalb bestritten, da Ersterer den letzteren sogar an Alter überragt habe, allein nach neueren urkundlichen Forschungen des früheren Nürnberger Stadtarchivars Lochner, deren Ergebnisse Ziegler in seiner Monographie eingehend bespricht, kann es als sicher gelten, daß Behaim, als er um 1476 in der Eigenschaft eines Handlungscommis nach den Niederlanden abging, ein ganz junger Mensch gewesen ist. Sein elterliches Haus lag unmittelbar neben demjenigen Walther's, wo M. allermindestens viel verkehrte, wo nicht wohnte, und da derselbe ohnehin (s. o.) einer gewissen didaktischen Thätigkeit gar nicht abhold gewesen zu sein scheint, so steht gewiß nichts im Wege, anzunehmen, daß er auch den jungen Behaim privatim in diejenigen Theile seiner Wissenschaft eingeführt haben kann, die für einen künftigen Kaufmann und Reisenden von Interesse waren. Als praktischer Beobachter hat M. freilich seinem Lehrer keine besondere Ehre gemacht, denn die auf ihn mit Sicherheit zurückzuführenden Ortsbestimmungen entfernen sich beträchtlich von der Wahrheit, allein dadurch wird nichts an dem ziemlich sicher verbürgten Umstande geändert, daß er jener Junta de Mathematicos als Mitglied angehörte, welche im Auftrage des Königs João II. die astronomischen Grundlagen der Nautik zu studiren hatte, und daß er in dieser seiner Eigenschaft die Portugiesen mit den neuen Erfindungen des deutschen Meisters bekannt machte. Ziegler rechnet zu diesen eine Verbesserung des Astrolabiums, welches an sich ja schon weit länger im Gebrauche war, ferner das Analemma, ein Verfahren, die Kugel stereographisch auf einer Ebene abzubilden und somit sphärisch-trigonometrische Probleme auf graphischen Wege zu lösen, vor Allem aber den „Gradstock“ oder Radius astronomicus. Betreffs dieses letzteren zollen denn auch sowohl ältere als neuere portugiesische Schriftsteller, Nonius und Barcos ebenso wie Garção-Stockler, dem M. die Ehre alleiniger Urheberschaft, wie denn der Erstgenannte mit klaren Worten von dem Visirstab aussagt: „ejus fabricam

*) Besonders ausgezeichnete Globen scheint M. nicht geliefert zu haben, obwol bekannt ist, daß in seinem Atelier künstliche Erd- und Himmelskugeln angefertigt wurden; auch gibt er im siebenten Buche der „Epitome“ Regeln zur Construction metallener Himmelsgloben und zum nachherigen Einzeichnen der Sternbilder. Was es mit dem „Astrarium“ für eine Bewandtniß hatte, von welchem M. selbst meldet, „in officina fabrili astrarium in continuo tractatu est, opus plane pro miraculo spectandum“, erklärt Gassendi, auf den in solchen Fragen allein zurückgegangen werden könnte, nicht genauer; Stern erblickt darin ein automatisch arbeitendes Planetarium, wie M. ein solches aus der Hand des Johannes de Dondis dereinst in Padua kennen gelernt hatte.

atque usum tradidit Joannes de Monteregio in libro de cometa“. Freilich hätte dieses Instrument auch nicht hingereicht, den Schiffer seinen Weg über den pfadlosen Ocean allein finden zu lassen, vielmehr bedurfte es hierzu noch einer weiteren Beigabe, die aber eben auch von M. geliefert wurde: der Ephemeriden. Und damit sind wir denn bei jener litterarischen Leistung unseres Helden angelangt, welche wohl als seine hervorragendste im astronomischen Fache bezeichnet zu werden verdient, welche uns aber auch gleichzeitig Gelegenheit bietet, einen Blick auf sein umfassendes Wirken in kalendariographischen Fragen zu werfen.

Die „Ephemerides ab anno 1475 ad annum 1506“ wurden erstmalig zu Nürnberg im Jahre 1474 (?) ausgegeben, gehören aber leider heutzutage zu den größten bibliographischen Seltenheiten. Gleich bei ihrem ersten Erscheinen zogen sie die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich, sie wurden im Buchhandel mit dem Preise von 12 Ducaten bezahlt, und König Mathias Corvinus soll ihrem Berechner dafür den ungewöhnlich hohen Ehrensold von 1200 Gulden zugewendet haben. Auch hat es an Nachdrucken des nützlichen Werkes nicht gefehlt, schon 1498 besorgte Peter Liechtenstein zu Venedig einen solchen. Den Inhalt anlangend so findet sich in dem Buche zuerst eine Tabelle geographischer Coordinaten für besonders wichtige Erdorte, sodann ein Kalender sammt dem Schlüssel für die Cyclen und beweglichen Feste, eine Tafel der Tageslängen, hierauf folgt eine Anleitung zum Verständniß der eigentlichen Ephemeriden. Diese selbst enthalten, von der unwichtigeren Beigabe einer Tafel der astrologischen „Häuser“ abgesehen, ein Verzeichniß der Finsternisse, welche in dem auf dem Titel angegebenen Zeitraum eintreffen werden, und alsdann für Sonne, Mond und Planeten vom Jahre 1473 an die astronomischen Längen, für den nautisch noch wichtigeren Mond auch die astronomischen Breiten. Man hat wohl gesagt, diese Ephemeriden seien als das erste litterarische Denkmal ihrer Art zu betrachten, indeß ist dies nicht ganz richtig, da jedenfalls Ptolemäus Vorausberechnungen der Constellationen tabellarisch zusammenstellte, Immerhin bezeichnet Müller's Werk einen wahren Markstein in der Entwickelung dieser Litteraturgattung, und alle späteren Veröffentlichungen von gleicher Tendenz bis herab zum neuesten „Nautical Almanach“ haben sich im Großen und Ganzen an das von Jenem aufgestellte Vorbild gehalten. Diese Ephemeriden nun sind es gewesen, welche im Vereine mit geeigneten Beobachtungsapparaten den Kapitän in den Stand setzten, den Ort seines Schiffes im offenen Meere wenigstens annähernd genau zu bestimmen, weshalb wir uns nicht wundern dürfen, zu hören, daß Vasco da Gama wie Colon Exemplare des nautischen Jahrbuches an Bord hatten. War doch der Entdecker Amerika's seiner Zeit zugleich mit Behaim in Lissabon gewesen! Eine positive Leistung der Ephemeriden wird uns aus dem J. 1499 überliefert, wo Amerigo Vespucci mit ihrer Hülfe die geographische Länge der Orinokomündung festzulegen suchte, der dabei noch begangene Fehler ist sicherlich weit mehr auf die Rechnung der ungenauen Observation als auf die verwendeten numerischen Daten zu setzen, welch' letztere eben dem Müller'schen Werke entnommen worden waren. — Wenn sich dieses letztere an ein kleines und gewähltes Publicum wandte, so sorgte sein Autor doch nicht weniger eifrig auch für den Bedarf größerer Leserkreise durch seine Kalender. Natürlich hat er auch diese nicht zuerst geschrieben, Paolo Dagomari und Johann von Gmunden haben dergleichen lange vor ihm verfaßt gehabt, allein auch hier gilt, was eben von den Ephemeriden gesagt ward, daß nämlich die von M. den Kalendern gegebene Form wesentlich die noch heute beibehaltene sein sollte. Nach Jöcher und Ziegler kennt man nicht weniger als achtzehn von ihm selbst herrührende theils deutsche, theils lateinische Kalender,

Ausgaben, die allerdings zum Theile nur in ganz unbedeutenden Details von einander abweichen. Wir glauben uns auf diesen Umstand berufen zu dürfen, wenn wir nachstehend nur den einen dieser Kalender etwas eingehender beschreiben, welcher für die Geschichte der Bücherkunde eine besondere Wichtigkeit besitzt und zudem für alle übrigen maßgebendes Muster war. Typographisch ist er um deswillen ungewöhnlich merkwürdig, weil er 1474 zuerst mit festen Holztafeln gedruckt worden zu sein scheint, worauf dann im folgenden Jahre die zweite Auflage mit beweglichen Lettern zu Stande kam. Der Kalender selbst ist doppelsprachig, deutsch und lateinisch; die deutsche Ausgabe wird durch ein Gedicht eingeleitet, welches folgendermaßen schließt: „Das hat gemacht maister Hanns von Cünigsperg genannt, In teutschen und welschen Landen wol erkant". Der Inhalt des Büchleins ist ein äußerst reichhaltiger, wie aus der Aufzählung der einzelnen Bestandtheile hervorgehen wird. Es sind dies 1) „Tafel der Land und stet" (Polhöhen und Längen mit Zugrundelegung des Nürnberger Meridians), 2) der eigentliche Kalender, in welchem jedem Monat zwei Quartseiten eingeräumt sind, 3) Eklipsenverzeichniß für das Intervall 1475 bis 1530, 4) Berechnung der goldenen Zahl, 5) „von dem suntagbuchstabẽ", 6) „von den beweglichen Festen", 7) „wie man den newen mon und vol mon finden sol", 8) „von der Sonnen und des mons finsternuß", 9) von dem waren lauff der Sunnen", 10) „von dem waren lauff des Mones", 11) „von dem waren lauff des trackenhaubt" *), 12) Tafel der Tageslänge für Breiten zwischen 36° und 55°, 13) Anleitung zur Gnomonik, u. a. eine elegante aber nicht leicht beweisbare Construction des „quadratum horarium generale" enthaltend, 13) Anleitung zur gegenseitigen Umwandlung der Stunden, eine für den Bewohner Nürnbergs besonders naheliegende Aufgabe, da in jener Stadt nach römischem Vorbild nicht der astronomische, sondern der bürgerliche Tag in gleiche Zeittheile oder Stunden getheilt war. Ganz ähnlich war auch der zur Zeit in Göttingen — vielleicht in dem einzigen noch übrigen Exemplare — befindliche lateinische Kalender, der 1485 in Venedig erschien, eingerichtet. Nur findet sich in diesem am Schlusse noch ein Zusatz, in welchem M. gegen die damals übliche cyklische Festrechnung den Vorwurf erhebt, dieselbe entspreche gar nicht mehr den Beschlüssen des Concils von Nicaea, weil der von der Kirche adoptirte Calcul von einer irrthümlich angenommenen Lage der Aequinoctien ausgehe. In dieser Bemerkung darf man wohl mit Recht eine Nachwirkung der oben berührten Unterredung mit einem jüdischen Gelehrten erblicken.

Müller's astronomische Arbeiten sind mit dem, was wir bis jetzt von denselben mitzutheilen hatten, in keiner Weise erschöpft, vielmehr läßt sich noch vieles Weitere darüber sagen. Wir beschränken uns hier auf einige Hauptpunkte. Die mathematische Geographie und die für diese Disciplin grundlegende geographische Ortsbestimmung lag M. stets am Herzen, denn er bedurfte deren schon zu dem Zwecke, um seinen Kalendern brauchbare Ortstafeln beigeben zu können. Seine Breitenbestimmungen italienischer und deutscher Städte pflegten nicht über 2 bis 3 Minuten zu fehlen, so z. B. gab er die Polhöhe seines Nürnberg sehr genau zu 49° 24′ an. Die beliebte Methode, die Lage der Meridianebene durch correspondirende Fixsternhöhen zu ermitteln, dankt ihm ihre Erfindung. Ferner darf hierher auch seine Schätzung der Höhe unserer Atmosphäre auf zwölf deutsche Meilen und die geschichtlich werthvolle Notiz gerechnet werden, daß es im ganzen Mittelalter keine für den Mittagskreis des imaginären Weltcentrums Arin be-

*) Unter „Drachenkopf" und „Drachenschwanz" verstand man früher die beiden um 180 Grade auseinander liegenden Durchschnittspunkte des Himmelsäquators mit der Ekliptik, deren Schiefe M., beiläufig bemerkt, auf 23° 28′ ansetzt.

rechneten Tafeln gegeben habe. Als Vorläufer des Copernicus hat man M. ebenfalls verherrlichen wollen, jedoch ganz gewiß ohne jeden Grund. Von der jährlichen Bewegung der Erde hat er nämlich zweifellos gar keine Ahnung gehabt, und wenn er ganz gelegentlich auf die Axendrehung als eine von Aristoteles und Ptolemaeus überlieferte Hypothese zu sprechen kommt, so geschieht dies nur in der ausgesprochenen Absicht, die völlige Haltlosigkeit solcher Lehrmeinung zu erhärten. Indirect freilich, indem er die fehlerhafte astronomische Basis des Königs Alphons, von der eben auch Copernic hätte ausgehen müssen, wegräumte und eine dauerhaftere Grundlage an deren Stelle setzte, hat er der heliocentrischen Reform wie kein Anderer den Weg gebahnt. Als astrologischer Schriftsteller ist er mehrfach aufgetreten, und er konnte wol auch nicht anders, denn Zweifel an der Berechtigung dieser Pseudowissenschaft waren damals nur erst ganz vereinzelt laut geworden, am wenigsten gewiß in den Kreisen der zünftigen Astronomen. So hat er es denn nicht verschmäht, auch seine Kalender mit dem durch den Zeitgeschmack gebieterisch geforderten Beiwerk der dies critici, der Aderlaßmännchen ꝛc. auszustatten, ja er hat sich sogar bemüht, die astrologischen Regeln in ein wissenschaftliches Gewand zu kleiden. Sein Bestreben, die sphärische Trigonometrie zu vervollkommnen, entsprang großentheils mit aus dem Wunsche, Aufgaben der astrologia judiciaria, wie sie z. B. die „Tabulae directionum“ (s. o.) in sich bergen, mit größerer Leichtigkeit lösen zu können, da es bei diesen immer wieder auf die Berechnung rechtwinkliger Kugeldreiecke ankam. Die neue Planetentheorie, die ein Italiener um 1346 in Umlauf zu setzen versucht hatte, geißelte M. in der gerade nicht sehr höflich betitelten Schrift „Disputationes Joannis de regio monte contra Gerardi Cremonensis in planetarum theoricas delyramenta“.

Endlich haben wir unseren M. noch als den Begründer der kometarischen Astronomie zu nennen und zu feiern. Eine solche hat weder das Alterthum noch das Mittelalter gekannt. Denn was die griechischen Philosophen von den Schweifsternen aussagten, beruhte in letzter Instanz doch nur auf Phantasmen, die complicirte Kometenclassification des älteren Plinius entbehrte gleichfalls der reellen Unterlage, und höchstens der einzige Seneca trat, indem er eine Wiederkehr der Kometen für ein mögliches Ereigniß erklärte, aus dem alten Banne heraus, der bezüglich dieser Himmelskörper die Geister umfangen hielt. Das Mittelalter vollends bekümmerte sich um die Kometen nur soweit, als dieselben den Stoff zu religiösen und politischen Prophezeihungen abgaben. Um so größer muß aber auch unser Staunen sein, wenn wir nun plötzlich einen Gelehrten mit vollster Nüchternheit an das Studium der kometarischen Erscheinungen herantreten sehen. Die, wie früher bemerkt, dem Jahre 1472 entstammende Abhandlung „De cometae magnitudine longitudineque ac de loco ejus vero problemata XVI“ erörtert mit vollster Sicherheit alle Fragen, die vor Erfindung des Teleskops überhaupt vernünftigerweise gestellt werden konnten; jedenfalls ist von M. bis auf Kepler (s. Bd. XV S. 603) nichts Besseres über die Kometen geschrieben worden. In Gemeinschaft mit seinem Gehülfen Walther maß M. die Abstände des Kometenkernes von zwei bekannten Fixsternen und berechnete dann den Ort des letzteren am Himmel, denn, so sagt er im Eingange seiner Schrift, wer sich irgend in Discussionen über die Bedeutung eines Kometen u. dgl. einlassen wolle, müsse doch zuerst wissen, wo derselbe eigentlich stehe und wie weit er von unserer Erde entfernt sei. Letzteres aber könne man ermitteln, wenn man zuerst die Parallaxe des Sternes bestimmt habe, sei dann noch mittelst des Radius astronomicus die scheinbare Größe gefunden, so ergebe sich rechnerisch auch die wahre Größe. Bei der Angabe der Regeln, von welchen man bei der Berechnung der Schweiflänge ausgehen soll, wird allerdings eine deren Verwendbarkeit abschwächende Voraus-

setzung gemacht, die nämlich, daß dem Kometen keine Eigenbewegung zukomme*). Auch zur Naturgeschichte der sonderbaren Weltkörper liefert M. einen schätzbaren Beitrag, indem er erklärt, der Schweif sei substantialiter vom Kerne nicht verschieden, nur sei er dünner und lockerer und leuchte deshalb auch weniger intensiv — eine Anschauung, welche die Folgezeit nur bestätigen konnte. Als Axe des Kometen wird sinnreich eine von einem fixen Centrum durch den Kern gezogene Gerade bezeichnet, um welche der kegelförmige Schweif, der „conus fumeus“, sich symmetrisch herumlege. Man sieht aus dieser Annahme, daß M., wenn für ihn das Weltcentrum sich nicht mit der Erde, sondern mit der Sonne gedeckt hätte, gar nicht umhin gekonnt haben würde, jene wichtige Wahrnehmung zu machen, welche dem Peter Apian 60 Jahre später auf empirischem Wege gelang. —

Möge Vorstehendes genügend sein, um von der geradezu staunenswerthen Vielseitigkeit eines Forschers einen Begriff zu geben, der, wäre ihm eine längere Zeit des Schaffens verstattet gewesen, vielleicht ein rascheres Tempo in der Aufeinanderfolge der großen astronomischen Entdeckungen des 16. und 17. Jahrhunderts durch seine Initiative herbeigeführt hätte. Nicht mit Unrecht konnte Petrus Ramus von jener Zeit beginnender Reform auf allen Gebieten sagen: „Norimberga tum Regiomontano fruebatur: mathematici inde et studii et operis gloriam tantam adepta, ut Tarentum Archyta, Syracusae Archimede, Byzantium Proclo, et Alexandria Ctesibio, non justius quam Norimberga gloriari possit“. Auf dem Marktbrunnen der Stadt Königsberg, wo auch noch Müller's Wohnhaus gezeigt wird, erhebt sich seit dem Jahre 1873 die gut ausgeführte Bildsäule des Mannes, den man mit Fug als einen der thatkräftigsten Reformatoren der exacten Wissenschaften bezeichnen kann.

Wolf, Geschichte der Astronomie, München 1877, S. 86 ff., 121 ff., 128, 161, 181, 202, 231, 365, 373, 588. — Kästner, Geschichte der Mathematik, 1. Bd., Göttingen 1796, S. 572 ff.; 2. Bd., ibid. 1797, S. 319 ff., 520 ff., 542. — Chasles, Geschichte der Geometrie, deutsch von Sohncke, Halle 1839, S. 618 ff. — Peschel-Ruge, Geschichte der Erdkunde, München 1877, S. 202, 236, 390. — Delambre, Histoire de l'astronomie du moyen age, Paris 1819, S. 323 ff. — Jöcher's Gelehrtenlexicon, fortges. von Rotermund, 6. Bd., Bremen 1819, S. 1551 ff. — Panzer, Aelteste Buchdruckergeschichte Nürnbergs, Nürnberg 1794, S. 163 ff. — P. Ramus, Scholarum mathematicarum libri XXXI, Basileae 1569, S. 63 ff. — Schubert, Peurbach und Regiomontanus, die Wiederbegründer einer selbständigen und unmittelbaren Erforschung der Natur in Europa, Erlangen 1828. — Doppelmayr, Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, Nürnberg 1730, S. 1 ff. — Apelt, Die Reformation der Sternkunde, Jena 1852, S. 46 ff. — Stern, Artikel Joannes de monte regio in Ersch-Gruber's Encyklopädie, II. Section, 22. Thl., Leipzig 1843, S. 205 ff. — A. Ziegler, Regiomontanus, ein geistiger Vorläufer des Columbus, Dresden 1874. — Cantor, Recension dazu, Zeitschr. f. Math. u. Phys., 19. Bd., Literaturzeitung S. 41 ff. — Th. v. Murr, Memorabilia bibliothecarum publicarum Norimbergensium et universitatis Altdorfinae, Nürnberg 1786, S. 74 ff. — Th. v. Murr, Notitia trium codicum autographorum Joannis Regiomontani in bibliotheca Chr. Theoph. v. M., Nürnberg 1800. — Baier, De aquila et musca ferrea, quae mechanico artificio apud Noribergenses quondam volitasse feruntur, Altdorf 1707. — Bose, Oratio metrica in memoriam G. Peurbachii et J. Regiomontani, Wittenberg 1757. — Gassendi, Tychonis Brahei

*) Immerhin hat Laugier, wie früher schon Halley, Müller's Kometenörter für eine Bahnbestimmung ganz brauchbar gefunden.

vita; accessit Nicolai Copernici, Georgii Peurbachii et Joannis Regiomontani astronomorum celebrium vita, Haag 1655. — J. W. Müller, Auserlesene mathematische Bibliothek, Nürnberg 1820, S. 3 ff. — A. Favaro, Galileo Galilei e lo studio di Padova, Vol. I, Firenze 1883, S. 120. — Breusing, Regiomontanus, Martin Behaim und der Jakobstab, Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde, 4. Bd., S. 97 ff. — Breusing, Zur Geschichte der Kartographie, Zeitschr. f. wissensch. Geogr., 2. Jahrg., S. 189. — Günther, Lo sviluppo storico della teoria dei poligoni stellati nell' antichità e nel medio evo, Bullett. di bibliogr. e di storia delle scienze mat. e fis. Tomo VI, S. 332 ff. — A. v. Humboldt, Kritische Untersuchungen zur Geschichte der Geographie und nautischen Astronomie, deutsch von Ideler, 1. Bd., Berlin 1835, S. 232.

Günther.

Müller: Johann M., ein Componist des 16. Jahrhunderts, von dem wir nur drei deutsche Lieder zu vier und fünf Stimmen besitzen, die sich in dem großen Sammelwerke „Hundert vnd fünfftzehen guter newer Liedlein", von Johann Ott in Nürnberg 1544 herausgegeben, befinden. „Guckguck hat sich zu todt gefallen" und „Von guten freunden sagt man vil" zeichnen sich weder musikalisch noch durch geschickte Arbeit aus, doch das fünfstimmige „Weil ich groß gunst trag zu der Kunst" ist ein vortreffliches Lied, gewandt in der Arbeit und lebhaft in der musikalischen Darstellung. Die Lieder sind in neuer Ausgabe im 1. bis 3. Band der Publication der Gesellschaft für Musikforschung (Berlin 1873) erschienen. Rob. Eitner.

Müller: Johann (Hanns) M., nebst den Grafen Froben Christoph, seinem Dienstherrn, und Wilhelm Wernher von Zimmern, Verfasser der Zimmerischen Chronik, deren Reinschrift sowie ein Theil des ersten Entwurfs, beide von der Hand Müller's, sich in der fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen befinden. Ort und Jahr seiner Geburt sind unbekannt, auch über seinen Bildungsgang ist nirgends eine Andeutung gegeben. Wahrscheinlich war dieser rein praktischer Art, da das fürstliche Archiv in Donaueschingen schon vom Jahre 1553 an von seiner Hand geschriebene Urkunden, Urbare und Statuten enthält, so daß er wol in jungen Jahren als Schreiber in die gräflichen Dienste zu Meßkirch getreten zu sein scheint. In Meßkirch, dem damaligen Hauptsitze der Grafen, ist auch die Zimmerische Chronik entstanden. Vom Jahre 1572 an erscheint M. als Obervogt der Zimmerischen Herrschaft vor Wald in Oberndorf am Neckar (Württemberg), in welcher Eigenschaft er bis zu seinem Tode thätig war. Derselbe erfolgte nach einem von seinen Erben am 10. April 1601 gestifteten Jahrzeit im genannten oder dem vorausgegangenen Jahre. Die Zimmerische Chronik wurde in 4 Bänden veröffentlicht von K. A. Barack, und zwar zuerst im J. 1869 als 91.—94. Publication des Stuttgarter litterarischen Vereins, in zweiter verbesserter Auflage im J. 1881 (Freiburg i. Br. und Tübingen, akademische Buchhandlung von J. C. B. Mohr). Ueber die Thätigkeit Müller's bei Herstellung der Chronik s. Bd. IV (2. Aufl.), S. 332 ff.

Vgl. außerdem Ruckgaber, Geschichte der Grafen von Zimmern, S. 241 und 242; Mone, Zeitschrift XXX, S. 428 und 432; Freiburger Diöcesanarchiv X, S. 12 ff. Barack.

Müller: Joh. Sebastian M., bekannter Localhistoriker, geb. zu Weimar am 12. April 1634, † ebendaselbst am 15. Aug. 1708, besuchte zuerst die Gymnasien zu Weimar und Gotha und bezog 1651 die Universität Jena, wo er sich mit Jurisprudenz und Philosophie befaßte, während ein älterer Bruder daselbst Theologie studirte. Aber die knappen Verhältnisse gestatteten dem Vater, der in Weimar eine Canzlistenstelle versah, nicht zwei Söhne auf der Universität zu erhalten und M. mußte sich entschließen 1653 wieder nach

Weimar zurückzukehren, wo er den Vater in seinen Amtsgeschäften unterstützte und 1655 selbst Anstellung in der Canzlei fand. Als Herzog Wilhelm starb und die Söhne desselben vorläufig gemeinsam regierten, blieb M. im gemeinschaftlichen Dienste und erwarb sich durch Geschäftserfahrung und durch seine historischen Kenntnisse die Zuneigung der Herzöge. Als 1672 die Brüder das Land theilten, blieb er in weimarischem Dienste, übernahm daneben aber noch die Stelle eines Canzelisten in der gemeinschaftlichen Canzlei der Brüder, zur Expedirung der Reichs-, Kreis- und andrer gemeinsamer Sachen. 1683 übertrug man ihm das Kammersecretariat und stellte ihn an die Spitze des Archivs. Hier sammelte er das Material für sein großes Werk: „Des kur- und fürstlichen Hauses Sachsen ernestin- und albertinischer Linie Annales von 1400—1700". Weimar 1700 — ein Buch, welches noch heute dadurch von großem Werthe ist, daß die meisten Notizen und Angaben direct aus zuverlässigen Archivalien geschöpft sind. M. hatte außer in seiner kurzen Studienzeit Weimar nie verlassen: in seinen späteren Jahren wurde er manchmal in Amtsgeschäften verschickt, so z. B. 1690 nach Wien, um mit dem Canzler R. Krause die Lehen für die Ernestinischen Fürsten und die gesammte Hand für die Albertiner in Empfang zu nehmen. Vermählt war M. mit Barbara Zech, die ihm 11 Kinder gebar und 1701 starb. Trotz seines hohen Alters entschloß sich der Wittwer 1707 zu einer zweiten Heirath mit Anna Katharina geb. Fleuter verw. Walther, mit der ihm aber nur 1 Jahr noch zu leben vergönnt war.

Des menschlichen Alters Last bei der Beerdigung des Joh. Seb. Müller gezeiget. Erfurt 1708 (Nekrolog). E. Wülcker.

Müller: Johann Christoph M., Astronom und Geodät. M., geboren am 15. März 1673 in der Vorstadt Wörth bei Nürnberg, kam frühzeitig in die lateinische Schule und widmete sich später (seit 1692) unter dem verdienten Astronomen Eimmart dem Studium der mathematischen Wissenschaften. Der Umstand, daß für diese letzteren die Reichsstadt Nürnberg seit Regiomontan's Zeit als eine Pflanzschule ersten Ranges galt, bewirkte, daß M. in eine Bahn gelenkt ward, zu welcher seine bisherigen Studien ihn wenig zu qualificiren schienen, nämlich in die militärische. Der Graf Marsigli, jener berühmte Geograph, der später auf so traurige Art aus dem kaiserlichen Heeresdienste scheiden mußte, damals aber noch eine hervorragende Stellung in demselben bekleidete, wandte sich im Jahre 1696 nach Nürnberg mit der Bitte, ihm einen im Zeichnen und Rechnen wohlgeübten jungen Mann als Gehülfen bei seinen Vermessungsarbeiten zuzusenden. Eimmart dachte sogleich an seinen Zögling M., und dieser erklärte sich bereit dem Rufe zu folgen. Er ging nach Wien und später nach Ungarn, wo er mehrfach geographische Ortsbestimmungen machte, die dann von dem Grafen für sein Prachtwerk „Danubius Panonico-Mysicus" (Hagae 1726) verwerthet wurden. 1699 ward der Friede von Carlowitz abgeschlossen, und da Marsigli zu einem der Commissäre ernannt war, welche die Grenzregulirung zu besorgen hatten, so fügte es sich von selbst, daß auch M. eine Reihe von Vermessungen und Kartirungen in Croatien, Slavonien und Serbien ausführte. Auch bei dem nun folgenden Rheinfeldzug begleitete M. seinen bisherigen Chef als dessen Geheimschreiber. Aus dessen persönlichem Dienste entlassen, erhielt er den Rang eines Ingenieurlieutenants, als welcher er seine massenhaft angesammelten Skizzen zu ordnen und genaue Karten der besuchten Länder auszuarbeiten beauftragt wurde. Diese Arbeit führte er in seiner Vaterstadt aus, wo ihm mehr wissenschaftliche Hülfsmittel zu Gebote standen; das Resultat war ein großes Kartenwerk auf Pergament in 24 Sectionen, welches dem Generalissimus, Prinzen Eugen, überreicht ward. Das Jahr 1704 brachte den bekannten Krieg in Italien, welchen M. im Gefolge des Generals v. Harsch

mitmachte, allein die Strapazen warfen ihn bald auf ein langwieriges Krankenlager, dessen Folgen erst verschwanden, als er sich mit längerem Urlaub nach Nürnberg zurückgezogen hatte. Völlig erholt, kehrte er nach Wien zurück und empfing hier die ehrenvolle Weisung, eine genaue Mappirung der kaiserlichen Kronländer ins Werk zu setzen. Nach sieben bis acht Jahren unausgesetzter Arbeit lagen in 25 Sectionen die Karten von Böhmen, Mähren und Ungarn vor, und eben gedachte der rastlose Mann auch Schlesien in Angriff zu nehmen, als ihn am 21. Juni 1721 nach kurzem schwerem Krankenlager zu Wien der Tod ereilte. Müller's kartographische Leistungen stellen sich dem Besten an die Seite, was die erste Hälfte des XVIII. Jahrhunderts auf diesem Felde aufzuweisen hat, und man erkannte dies auch am Kaiserhofe an, wie er denn 1713 das Patent eines Ingenieurhauptmanns, 1716 ein mit Diamanten besetztes Bild des Kaisers zum Geschenk erhielt. — Schriftstellerisch scheint M. nur in einem einzigen Falle hervorgetreten zu sein, indem er 1697 ein „Observatio de transitu Mercurii sub sole“ betiteltes Schriftchen seinem Lehrer Eimmart widmete. Dasselbe enthält eine Beschreibung der Beobachtung, welche er auf seiner ungarischen Reise von dem erwähnten Phänomen hatte machen können.

Wolf, Geschichte der Astronomie, München 1877, S. 105. — Doppelmayr, Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, Nürnberg 1730, S. 138 ff. Günther.

Müller: Johannes Joachim M., Sohn des 1708 gestorbenen weimarischen Archivars Johann Sebastian M., der sich durch seine „Annalen des Kur- und Fürstlichen Hauses Sachsen“ (von 1400—1700, Weimar 1700) den Namen eines fleißigen und tüchtigen Forschers erworben hat (s. o. S. 581). M. war im J. 1665 zu Weimar geboren, besuchte die Universität Jena und wurde der Nachfolger seines Vaters am herzoglich sächsischen Archiv in Weimar, wo er 1731 gestorben ist. Er hat sich bekannt gemacht durch den Plan, die Geschichte der deutschen Reichstage von Kaiser Friedrich III. bis Kaiser Rudolf II. zu beschreiben und dieselbe mit zahlreichen, bis dahin noch nicht veröffentlichten Documenten auszustatten. Das geplante Werk sollte den Titel „Des heiligen römischen Reichs Teutscher Nation Reichstags-Theatrum“ erhalten. Im J. 1707 ließ er eine Probe, die Jahre 1500—1508 umfassend, erscheinen. Vier Jahre später publicirte er das „Reichstags-Theatrum“ der Regierung Kaiser Friedrich III. und fünf Jahre darauf jenes der Epoche Kaiser Maximilian I. Es war ihm jedoch nicht beschieden, das Unternehmen zu vollenden, es schließt mit dem Jahre 1508. Trotz mancher Gebrechen, an welchen dasselbe leidet, sichert dasselbe schon um des so wichtigen Gegenstandes willen seinem Urheber ein dankbares Andenken.

Vgl. Pütter, Litteratur des deutschen Staatsrechts, 1. Thl., S. 323, 2. Thl., S. 261. — Deutsche Reichstagsacten, 1. Abthl. (München 1867), Vorwort S. XLVIII. — L. v. Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 6. Bd., S. 1 ff. — Ueber M. als Bibliothekar ist wenig Sicheres überliefert. Gesch. des S. Gesammtarchivs. Wegele.

Müller: Johann Heinrich M., Physiker und Astronom, Bruder des Kartographen Johann Christoph (s. S. 582). M. ward, wie letzterer, zu Wörth bei Nürnberg am 15. Januar 1671 geboren und machte die gelehrten Schulen seiner Vaterstadt, zuletzt auch die Altdorfer Hochschule durch, wo er 1697 mit der Dissertation „Problema analyticum de igne“ promovirte. Im Jahre 1705 erhielt er die Professur der Physik am Gymnasium Aegydianum zu Nürnberg und zugleich die Direction der bisher von Eimmart geleiteten städtischen Sternwarte. Vier Jahre später versetzte ihn der Rath an die Universität Altdorf hier hatte sein Vorgänger Sturm die exacten Wissenschaften zu hoher Blüthe ge

bracht, und M. beeiferte sich, diesem Vorbilde nachzuleben. Bald nach seinem Amtsantritte suchte er um die Erlaubniß nach, das Observatorium, welches bisher auf einem Thurme der Stadtmauer ein ziemlich kümmerliches Dasein gefristet hatte, nach einem geeigneteren Platze verlegen zu dürfen; die Curatoren der Hochschule bewilligten die erforderlichen Mittel mit jener Freigebigkeit, welche der Nürnbergischen Verwaltung stets, sobald es sich um Fragen der Wissenschaft und Kunst handelte, zum Ruhme gereicht hat, und so konnte bereits 1713 eine neue Sternwarte feierlich eingeweiht werden. M. bekleidete seinen Posten bis zu seinem am 2. Mai 1731 erfolgten Tode, unablässig mit gelehrten Arbeiten beschäftigt. Mit zahlreichen bekannten Gelehrten, wie mit Manfredi, Scheuchzer, Delisle, Muschenbroek u. a. stand er in regem brieflichen Verkehr. Nicht unerwähnt darf Müller's Gemahlin Clara bleiben, mit der er sich im Jahre 1706 vermählte. Sie war eine Tochter des bekannten Astronomen Georg Christoph Eimmart, von dem sie so trefflich unterrichtet wurde, daß sie selbständige wissenschaftliche Arbeiten auszuführen vermochte. Namentlich wird ihre hohe Geschicklichkeit im Zeichnen gerühmt, von der ihre fünfzehn Blätter „statuarum muliebrium ex antiquitate collectarum“, eine Serie kunstvoll illuminirter Mondphasen und eine Darstellung der ringförmigen Sonnenfinsterniß vom 12. Mai 1706 genugsames Zeugniß ablegen. Sie unterstützte auch ihren Gatten im Rechnen und Beobachten, doch konnte derselbe einer so trefflichen Gehülfin sich nicht lange erfreuen, indem Clara Müller bereits 1707, im einunddreißigsten Lebensjahre, ihrem ersten Wochenbette erlag. — Müller's Bemühung, seine neue Sternwarte entsprechend auszurüsten, war vom besten Erfolge begleitet. Dieselbe enthielt u. a. einen 32füßigen Tubus, einen Meridianquadranten, der Minuten angab, einen Azimuthalquadranten mit Spiegelteleskop und mikrometrischer Vorrichtung, eine Landeck'sche Pendeluhr, einen Gnomon von 8 Fuß Höhe, einen Hooke'schen Quadranten mit Transversalentheilung und ein kunstvolles Planetolabium, mit welchem zwei reiche Nürnberger Kaufleute die junge Anstalt, als den Stolz ihrer Vaterstadt, beschenkt hatten. Sogar ein Blitzableiter fehlte dem „Tempel der Urania“ nicht. M. hat aber auch die Hülfsmittel, in deren Besitz ihn die Munificenz seiner Obrigkeit gesetzt, aufs Beste zum Nutzen der Wissenschaft zu verwerthen verstanden. Es war damals noch nicht, wie jetzt allgemein, üblich, daß von den Sternwarten fortlaufend deren Beobachtungen veröffentlicht wurden, und es darf deshalb M. als einer der ersten Astronomen bezeichnet werden, welche diese löbliche Sitte in Deutschland einführten; zum Beweise dafür dienen seine „Observationes astronomico-physicae selectae in specula Altdorfina annis 1711—23 habitae“ (Altdorfi 1723). Müller's sonstige Publicationen sind ausschließlich akademische Gelegenheitsschriften. Wir können dieselben nicht sämmtlich hier aufzählen, sondern müssen uns begnügen, einzelne derselben ihres weitergehenden wissenschaftlichen Interesses halber hervorzuheben. Hierher gehört die „Quaestio curiosa physico-astronomica, an luna cingatur atmosphaera“ (1710). Hierin werden die Gründe dafür, daß unserem Trabanten die Lufthülle nicht gänzlich fehle, recht gut zusammengestellt, mit dem Schlußsatz „Atmosphaera circa lunam penitus negari non potest“ hat sich die Wissenschaft ganz neuerdings wieder befreunden müssen. Als Meteorologe hat M. begonnen, den anormalen Charakter einzelner Jahreszeiten wissenschaftlich zu untersuchen („De hiemis nuperae praeter ordinem mitis ac temporatae causis“, 1724). Recht bemerkenswerth ist auch die Dissertation eines gewissen Munker „De barometri anomaliis quibusdam in prognostico tempestatum“ (1730), welche von demselben unter Müller's Präsidium vertheidigt wurde und somit nach den damaligen akademischen Gepflogenheiten als das geistige Eigenthum des Professors betrachtet werden kann. Zwei Wetterregeln sind es, die in diesem Schrift-

chen auf ihre Gültigkeit geprüft werden: Steigt das Quecksilber in der Röhre von einem mittleren Stande rasch in die Höhe, so ist darin ein günstiges Vorzeichen zu erblicken; sinkt es rasch, so darf man auf Wolkenbildung, Regen, Schneefall, Wind und Sturm rechnen. Es wird nachgewiesen, daß diese Sätze zwar im Allgemeinen, jedoch nicht durchaus gelten, und für die Abweichungen werden Erklärungsgründe hergeleitet. Man ersieht aus der Abhandlung mit Vergnügen, daß die auch noch für die Gegenwart charakteristische Sucht, das Barometer schlechthin als einen Wetterpropheten zu behandeln, bereits vor 150 Jahren von sachkundiger Seite ernstlich bekämpft worden ist.

Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften, 2. Band, Leipzig 1863, S. 222. — Doppelmayr, Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, Nürnberg 1730, S. 259. — Günther, Die mathematischen und Naturwissenschaften an der Nürnbergischen Universität Altdorf, Verh. d. Vereins f. Gesch. d. Stadt Nürnberg, 3. Heft, S. 8 ff., S. 29 ff. Günther.

Müller: Johann Georg M., geb. im April 1651 zu Jauer in Schlesien, war Pastor zu Limbach in der Diöcese Chemnitz. Nachdem er hier 47 Jahre gestanden, wurde er noch in seinem 82. Jahre als Propst und Pastor nach Schkölen bei Naumburg berufen, wo er noch etwa 8 Jahre im Amte war. Er lebte dann noch 3 Jahre als Emeritus in Limbach und starb in seinem 94. Lebensjahre am 2. Februar 1745. Von ihm ist das bekannte Abendmahlslied „Tretet her zum Tisch des Herrn, ihr Communicanten“, das er im J. 1688 für seine Gemeinde gedichtet hat und das angeblich ohne sein Wissen zuerst in einem Chemnitzer Gesangbuch (vor 1710) veröffentlicht ist. Das Lied ist nachher vielfach gedruckt und befindet sich auch noch in neuern Gesangbüchern.

Wetzel, Hymnopoeographia II, S. 197. Rotermund zum Jöcher V, Sp. 89. Ueber das genannte Lied vgl. Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 279. l. u.

Müller: Johann Stephan M., geb. am 20. Juli 1730 zu Smalobuch im Schwarzburgischen, besuchte das Gymnasium zu Rudolstadt, studirte seit 1749 Theologie zu Jena, besonders unter Walch und Reusch, promovirte 1753 zum Magister, wurde 1756 Adjunct bei der philosophischen Facultät, 1758 Consistorial-Assessor in Rudolstadt, 1759 Licentiat der Theologie und außerordentlicher Professor der Philosophie in Jena. Im J. 1763 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor der Theologie nach Gießen, starb hier aber schon am 24. October 1768. Seine Stellung wird dadurch charakterisirt, daß er Gegner der Wolff'schen Philosophie und der Aufklärung war.

Schriften bei Döring, Die gel. Theologen Deutschl., und in Meusel's Lex. Pünjer.

Müller: Johann Samuel M., 1701—1773, Schulmann. Er wurde in Braunschweig als der Sohn des Collegen am Catharineum Sam. Albr. M. am 24. Febr. 1701 geboren und erhielt seine Schulbildung auf der genannten Anstalt. Bereits als Schüler erregte er durch die Vielseitigkeit seiner Begabung die Aufmerksamkeit freundlicher Gönner, namentlich des Herzogs August Wilhelm, durch dessen Beihilfe ihm von 1719 an der Besuch der Universität Helmstädt ermöglicht wurde. Hier studirte er Theologie und Philosophie, aber auch classische und orientalische Sprachen, Mathematik und Physik, Geschichte und Staatsrecht, pflegte daneben auch sein poetisches Talent. Schon 1719 waren seine Gedichte von Menantes unter die Gedichte berühmter Männer aufgenommen; seit 1721 schrieb er eine größere Zahl von Opern, u. A. „Rudolfus Habspurgicus“, „Pharao und Joseph“, „Otto Puer“ zum Theil nach italienischen Vorbildern. 1722 begab er sich nach Leipzig, um sich an der dortigen Univer-

sität zu habilitiren; Mangel an Mitteln nöthigte ihn, diesen Plan aufzugeben und eine Hofmeisterstelle bei dem Kriegsrath Raschke in Dresden anzunehmen. 1725 kehrte er nach Braunschweig zurück und übernahm bald darauf eine Hofmeisterstelle bei dem holsteinischen Minister von Roepstorf in Hamburg. Noch in demselben Jahre wurde er auf Joh. Hübner's (s. d.) Empfehlung in die Rectorstelle in Uelzen berufen, die er sodann 5 Jahre hindurch mit besonders glücklichem Erfolge verwaltet hat. 1730 zog ihn der Rath der Stadt Hannover in das Conrectorat des dortigen Lyceums unter Beilegung des Rectortitels und der Zusicherung späteren Einrückens in die Directorstelle; aber schon 1732 folgte er der Berufung des Hamburger Scholarchates als Rector des Johanneums an Stelle des verstorbenen Johann Hübner; am 11. September 1732 trat er das neue Amt an, welches er über 40 Jahre mit Ehren geführt hat. Die in den letzten Jahren arg verwahrloste Schule verdankte seiner kraftvollen Leitung eine neue Blüthe; nach Außen hin verlieh er derselben einen besonderen Glanz durch die pomphaften Schüleraufführungen, welche er mit besonderer Vorliebe und großem Geschick cultivirte. Die Stücke pflegte er selbst zu schreiben; die Aufführung der verschiedenen Abtheilungen nahm oft eine ganze Woche in Anspruch. Die Schulordnung von 1760 ist im Wesentlichen Müller's Werk; sein energisches Bestreben, das Johanneum nicht durch das akademische Gymnasium herabdrücken zu lassen, hat ihn wiederholt in heftige Fehden mit den Professoren dieser Anstalt verwickelt, vornehmlich mit J. S. Reimarus, dessen Uebergriffe — uamentlich in Bezug auf die Schulstiftungen — er meist mit Erfolg zurückwies. (Daß Lessing, mit welchem M. viel verkehrte, sich während seines Hamburger Aufenthaltes von Reimarus fern gehalten hat, beruhte wol zum guten Theile mit auf diesem Gegensatze.) Das Johanneum bewahrt M. ein besonders dankbares Gedächtniß als dem Begründer seiner Wittwenkasse. M. starb am 7. Mai 1773. Von seinen zahlreichen Schriften bieten ein dauerndes Interesse nur die griechisch-deutschen Ausgaben Platonischer Dialoge (1736—1740), sowie seine „Gespräche der alten Weltweisen“ 1733.

Memoria J. S. Mülleri von Büsch; J. M. Müller, Beiträge zur Gesch. d. Joh. 1779, S. 26 f.; Calmberg, Gesch. d. Joh. 1829, S. 248 f.; Hoche, Beiträge zur Gesch. d. Joh. I., 1877, S. 15 f. R. Hoche.

Müller: Johann Martin M., 1722—1781, Schulmann. Er war am 22. Juni 1722 in Wernigerode geboren, kam „auf besondere Veranlassung“ auf die dortige Hauptschule, um zu studiren, und fand hier die hilfreiche Unterstützung seiner Lehrer, besonders des Rectors Eustasius Friedrich Schütze. Als dieser 1738 als Rector an das neuerrichtete Gymnasium Christianeum nach Altona berufen wurde, folgte ihm M. dorthin und verblieb auf dieser damals mit einer akademischen Abtheilung verbundenen Anstalt 4 oder 5 Jahre hindurch. Auf Befehl seines Landesherrn, des Grafen Christian Ernst von Stolberg-Wernigerode, der ihm seit langer Zeit ein hilfreicher Gönner gewesen war, begab er sich 1742 oder 1743 nach Halle, um dort vornehmlich Theologie zu studiren. Als er gegen Ende seiner Studienzeit als Lehrer in den oberen Classen der lateinischen Hauptschule beschäftigt wurde, fand er in dieser Thätigkeit soviel Befriedigung, daß er sich ganz dem Schulfach zu widmen beschloß; er hoffte an den Franckeschen Stiftungen verbleiben zu können. Die Kriegsunruhen von 1745 zerstörten diese Hoffnungen; er konnte nicht in Halle bleiben und folgte daher einer Einladung nach Hamburg, um hier eine Hauslehrerstelle bei dem Senior Wagner zu übernehmen; im November 1745 wurde er Cand. ministerii. — 1749 übernahm er das Rectorat der lateinischen Schule in Altenbruch im Lande Hadeln — hier war u. A. Carsten Niebuhr (s. d.) sein Schüler —, folgte aber schon 1750 einer Berufung in das Rectorat in Otterndorf, welches er bis 1754 mit gutem Erfolge verwaltete. 1754 berief ihn der Hamburgische Senat in

die Conrectorstelle am Johanneum, gleichzeitig der Rath von Magdeburg in das dortige Rectorat; M. zog die Berufung nach Hamburg vor und lehnte auch spätere Anerbietungen auswärtiger Aemter, die wiederholt an ihn gelangten, ab. Zum Danke hierfür sicherte ihm der Senat 1769 die Beförderung in das Rectorat des Johanneums, sobald dasselbe frei werden würde, zu; 1773 trat dieser Fall ein. M. hat von diesem Jahre an die Leitung der Anstalt als Rector geführt; er starb, durch häusliches Unglück vielfach heimgesucht, am 9. Decbr. 1781. Als Schulmann mit Recht geschätzt, hat M. sich doch vornehmlich durch seine vortrefflichen Arbeiten zur Schul- und Gelehrtengeschichte einen Namen erworben; auch seine Arbeiten über Capitel der römischen Alterthümer, besonders den Handel, verdienen Beachtung. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften giebt das Hamburger Schriftstellerlexikon V, 437 ff.; hier genüge die Anführung der wichtigsten: „Das gelehrte Hadeln“ 1753 und 54; „Historische Nachricht von der Ottendorfischen Schule“ 1753; „Beitrag zur Geschichte des Johannei“ 1779; „Historischer Beweis, daß das Johanneum auf Hamburgs Wohl und Ruhm großen Einfluß gehabt habe und noch habe“ 1781. Auch gegen Basedow hat M. eine Anzahl Schriften veröffentlicht.

Müller's Selbstbiographie im „Beitrag zur Gesch. des Joh.“, S. 28 bis 36; Calmberg, Gesch. d. Joh., S. 256 ff. R. Hoche.

Müller: Johann Daniel M., geboren am 22. Mai 1721 als Sohn des Rectors Johann Heinrich M. zu Allendorf, studirte zu Gießen Theologie und ward, nachdem er vorher Prediger zu Allendorf gewesen war, im J. 1768 Professor der Theologie zu Rinteln. Er starb am 30. April 1794. Unter seinen vielen Schriften, die Meusel anführt, ist auch eine anonyme Streitschrift gegen das Fragment vom Zwecke Jesu und seiner Jünger: „Augenscheinlicher Beweis, daß die Abhandlung von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger voll ganz offenbarer Widersprüche und Unwahrheiten ist“, Frankfurt und Leipzig (Marburg) 1778. 8°.

Meusel IX, S. 407 ff. Rotermund zum Jöcher V, Sp. 85. — Zwei andere Männer ganz desselben Namens siehe Koch, Geschichte des Kirchenliedes, 3. Aufl., VI, S. 538, (Herausgeber eines Choralbuchs, Frankf. 1754), und Goedeke, Grundriß III, S. 1391, Nr. 296 (geb. 1795, Pastor zu Stemmern bei Magdeburg, † nach 1796, übersetzte Ceva's Jesus puer). l. u.

Müller: Johann Sebastian M., geb. zu Nürnberg 1715, erlernte daselbst die Kupferstecherkunst und studirte Botanik. Im J. 1744 siedelte er mit seinem Bruder Tobias nach England über und veröffentlichte ein ausgezeichnetes Kupferwerk: „An Illustration of the sexual System of Linnaeus“, London 1770—77, welches in 15 Heften des größten Folioformates 214 Kupfertafeln enthält. In England, wo er nach 1783 starb, nannte er sich John Miller.

W. Heß.

Müller: Johannes von M., Geschichtschreiber und Staatsmann, geb. am 3. Januar 1752 zu Schaffhausen, wo sein Vater, Johann Georg M., das Amt eines Diaconus und Conrectors bekleidete. Die ungewöhnliche Begabung Müller's meldete sich schon in den ersten Jahren des Knaben an: ein außerordentliches Gedächtniß, unermüdlicher Lerneifer, lebhafte Phantasie, neben welchen bald genug ein unbezwinglicher Trieb der Mittheilung und das Vorgefühl einer großen Bestimmung in kindlicher Form zum Durchbruch kam. In erster Linie wendete sich Müller's Neigung der Geschichte zu und wurde durch seinen in diesen Dingen wohl bewanderten mütterlichen Großvater mächtig geweckt und unterstützt; und hiebei war es wieder die vaterländische Geschichte, auf welche jener sein Führer mit besonderer Vorliebe seine Aufmerksamkeit hinlenkte. Als M. in seinem 9. Lebensjahre in das sogenannte Gymnasium seiner Vaterstadt eintrat, vermochte die hier herrschende trockene Methode des Unterrichts in der einmal

eingeschlagenen Richtung ihn nicht irre zu machen und ging der jugendliche empfängliche Autodidakt schnell zur Reproduction des aufgenommenen geschichtlichen Stoffes über. Zugleich entschädigte er sich für den sterilen Unterricht der Schule bald auf eigne Faust durch die Lectüre der römischen Classiker, die „wie ein electrischer Funke seine Seele ergriffen und eine unaussprechliche Liebe und Verehrung großer Männer und der Freiheit in ihr entzündeten“. Eine größere Befriedigung wurde seinem Bildungstrieb zu Theil, als er in das sogenannte Collegium humanitatis, — eine Vorbereitungsanstalt für die Universität — übertreten durfte, wo bereits philosophische und theologische Vorträge gehalten wurden. An einige seiner Lehrer in dieser Anstalt hat er sich auch später mit Dankgefühl erinnert und es hat hier nach Allem an fruchtbaren Anregungen nicht gefehlt. Der bestehenden Schulordnung zu Folge war M. u. a. veranlaßt, mehrmals als öffentlicher Redner aufzutreten, bei welcher Gelegenheit die Frühreife wie die Selbständigkeit seines Geistes zur Anerkennung gelangten. Daß man etwas Außerordentliches von ihm zu erwarten habe, war schon jetzt die Meinung aller, die seine Entwickelung und sein Auftreten näher verfolgten. Sein Vater, der seit seiner ersten größeren Rede die Beweglichkeit und die „zappelnde“ Unruhe seines ältesten Sohnes nicht ohne Besorgniß betrachtete, hatte ihn zum Theologen bestimmt und dachte niemals anders, als daß M., wie er selbst, innerhalb dieses Berufes, sich in seiner Vaterstadt eine bescheidene Zukunft gründen werde. Der junge M. widerstrebte gerade diesem Wunsche nicht, schloß aber in seiner Seele den Vorbehalt nicht aus, diesen Weg als gelehrter Theologe zu verfolgen. J. L. Mosheim war das Vorbild und das Ideal, das er sich in dieser Zeit erwählte. In Schaffhausen bestand die Verordnung, daß jedes Theologie studierende Landeskind wenigstens zwei Jahre eine auswärtige Universität besuchen mußte. Dieses an sich schon höchst verständige Gesetz entschied im letzten Grunde über Müller's Schicksal und Zukunft. Es führte ihn aus den engen Grenzen seiner Vaterstadt und des dort geltenden und sorgfältig gehüteten Herkommens heraus und eröffnete ihm die Welt. Von einem so beweglichen, receptiven und ahnungsvollen jungen Manne hätte sich leicht voraussagen lassen, daß er als ein anderer wiederkommen würde als er ging. Im August 1769, noch nicht 18 Jahre alt, trat M. die Reise nach Göttingen an, das in der That als die seiner Bestimmung und seinem Geiste entsprechendste Hochschule betrachtet werden konnte. Er blieb zunächst der Theologie treu, aber die streng conservative Richtung, die ihm anerzogen worden war, erhielt hier doch bald genug empfindliche Stöße. Die theologischen Professoren, wie Joh. Peter Miller, Walch, D. Michaelis, nahmen ihn, vor allem der erstere, freundlich auf, sie erkannten schnell, daß hier ein ungewöhnliches Talent ihnen entgegentrat, aber ein Lehrer, wie z. B. Michaelis, mußte unfehlbar den skeptischen Geist gegenüber dem orthodoxen Glauben seiner Jugend in ihm erwecken. M. fühlte sich in der Atmosphäre, in die er eingetreten, glücklich, und ließ die Eindrücke und Anregungen der neuen Umgebung nach allen Richtungen hin auf sich wirken. Er blieb, wie gesagt, vorläufig der Theologie getreu, griff aber zugleich schon über ihre Grenzen hinaus. Die ausgesprochene Vorliebe für die Kirchengeschichte hielt er fest, vollzog aber unter Schlözer's Einfluß im Stillen bereits den Uebergang zur Profangeschichte. Zu seiner innern Abwendung von der Theologie überhaupt, und nicht bloß vom practischen geistlichen Berufe hat, außer seinem eigenen Temperamente und dem Geiste des Jahrhunderts die Einwirkung des gelehrten Herausgebers der „Staatsanzeigen“ am mächtigsten mitgewirkt. Am liebsten wäre M. im Auslande geblieben, um den in der Heimath drohenden Fesseln zu entgehen. Die Pietät bewog ihn jedoch, für den Wunsch seines Vaters sich zu überwinden und nach Ablauf der zwei Jahre nach Hause zurückzukehren, jedoch er erklärte

zugleich, daß er entschlossen sei, außer den Pflichten, welche sein künftiger Stand von ihm fordere, „noch auf eine andere Weise seinen Mitbürgern und zugleich der Nachwelt zu dienen — durch Schriften". Und in der That war es ihm mit der Schriftstellerei, bezw. mit schriftstellerischen Plänen schon jetzt vollster Ernst. Den Reigen eröffnete er mit einer Abhandlung religiöser Natur, „Christo rege ecclesiae nihil esse timendum"; sie war ein Zugeständniß vor allem an seinen strenggläubigen Vater, drückte aber so wenig mehr seine wirkliche Ueberzeugung aus, daß er sie bald darauf desavouirte und verwarf, ein Zeugniß immerhin für seine in ihm schlummernde gefährliche Fähigkeit, sich künstlich und beliebig in Stimmungen zu versetzen, wie sie der wechselnde Augenblick eben zu erheischen schien. Allerdings legte er seinem Vater gegenüber schließlich noch von Göttingen aus das offene Geständniß ab, daß der aufklärende Geist des Jahrhunderts ihn erobert habe. „Auf die Tafel meiner Seele haben Schlözer, die Theologen in Berlin, Rousseau, Montesquieu, Mosheim, Abbt, Voltaire — erhabene Wahrheiten geschrieben, die keine Zeit, keine Gewalt der Menschen, kein Schicksal austilgen soll". Schlözer hatte ihm zum ersten Versuche in der Profangeschichte das Thema einer kritischen Untersuchung „über den cimbrischen Krieg" gestellt, dessen Bearbeitung ihn jetzt beschäftigte, und sein väterlicher Freund, der Theologe J. P. Miller (s. Bd. 21, S. 749), der ihn richtig genug beurtheilte, hatte, als eine Lebensaufgabe, bereits den Gedanken, der Geschichtschreiber seines Vaterlandes zu werden, in seiner empfänglichen Seele erweckt. In der That fällt der förmliche Ursprung dieses Lebenswerkes Müller's bereits in diese Zeit. Nicht ohne Zuthun Schlözer's hat der Verleger der sogenannten deutsch-englischen Welthistorie ihm noch während seines Göttinger Aufenthalts den Antrag gemacht, die Bearbeitung der Geschichte der Schweiz zu übernehmen; M. hatte mit beiden Händen zugegriffen, ohne sich die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens weiter zu überlegen. Er versprach bis Michaelis 1775 das Werk zu liefern und machte sich im ersten Eifer auch sofort an die Arbeit. Jetzt sah er bald ein, daß er bei dem Mangel brauchbarer Vorarbeiten den Termin nicht einhalten könne. Es hat auch in der That fast ein Jahrzehnt gedauert, bis der erste Band zu Stande kam. Die für das akademische Studium in Göttingen bestimmten zwei Jahre waren mittlerweile abgelaufen und M. kehrte im Herbst 1771 in seine Vaterstadt zurück. Sein Vater hätte ihn nun offenbar am liebsten bei dem ihm ursprünglich zugedachten Berufe festgehalten. M. unterzog sich in der That ihm zu Liebe dem Examen pro ministerio und predigte ein paar Mal, aber es konnte sich Niemand darüber täuschen, daß er nicht mit dem Herzen bei der Sache war. Sein Geist hatte bereits eine ganz andere Richtung genommen; er sehnte sich hinaus über die engen Schranken der Stadt seiner Geburt und verlangte nach einem größeren Wirkungskreise. Er vollendete zunächst seine Schrift „De bello Cimbrico", die ihm durch Form und Gehalt von überall her so laute Anerkennung eintrug, daß er über seinen Beruf nicht länger im Zweifel bleiben konnte. Welche Wünsche schon in dieser Zeit seine Seele bewegten, bezeugt die Thatsache, daß er diesen ersten litterarischen Versuch dem Kaiser Joseph II. zusendete, und noch mehr die Worte, mit welchen er die Sendung begleitete: „Bei einer kaiserlichen Bibliothek, bei mehr Bequemlichkeit und Aufmunterung, im Umgange der größten Männer, täglich nahe bei großen Dingen, unter Joseph oder Friedrich wollt' ich wichtigere Pläne ausführen. Auf Adlersflügeln erhöbe sich mein Geist zur Sonne der Weisheit, Funken des Feuers zu stehlen, das die Alten zu unsterblichen Thaten und Werken erwärmte: dann schriebe ich die Annalen der Menschheit, dann die Geschichte und Thaten Ew. Majestät". — Wir wissen nicht, ob und welche Antwort diesem kühnen Annäherungsversuche von Seite Kaiser Josef II. zu Theil geworden, gewiß ist aber, daß bei solchen geheimen

Wünschen seiner Seele M. der Aufenthalt in seiner kleinen und stillen Vaterstadt nicht viel besser als dem jungen Aar ein enger Käfig behagen konnte. Und doch schien vor der Hand ihn kein günstigeres Loos zu erwarten. Die Schaffhauser Regierung unterließ ihrerseits nicht, ihrem hoffnungsvollen jugendlichen Mitbürger ein freilich schwaches Zeichen ihres guten Willens zu geben, und ihn an die Vaterstadt zu fesseln, d. h. sie übertrug dem 20jährigen die Professur der griechischen Sprache am städtischen Gymnasium, freilich mit einem so geringen Gehalte, daß die Stelle nur als Ehrenamt angesehen werden konnte. M. selbst sah die Sache wohl nicht anders an und vertiefte sich um so emsiger in die Verfolgung zunächst seiner litterarischen Pläne. Es war inzwischen bekannt geworden, daß er sich mit der Absicht der Abfassung einer Geschichte der Eidgenossenschaft trage, und von allen Seiten strömten ihm Aufmunterungen und Mittheilungen brauchbaren, namentlich urkundlichen Materiales zu. Noch in Göttingen hatte er überdieß die Verbindung mit Nicolai angeknüpft und angefangen, ihm auf dessen Wunsch Beiträge zur allgemeinen deutschen Bibliothek zu liefern. Mit einer Besprechung von Lessing's Berengarius Turonensis hat er diese seine recensirende und kritische Thätigkeit begonnen, die den Unermüdlichen dann bis zum Ende seines Lebens begleitet hat und die für ihn wie für die deutsche Litteratur so überaus wichtig geworden ist. Für die Denkweise Müller's in dieser Zeit erscheint es bezeichnend, daß er bei Gelegenheit der Besprechung theologischer Schriften einen so freien Ton anschlug, daß selbst ein so nüchterner Mann wie Nicolai, es für angezeigt hielt, ihn vor seinen „witzigen Declamationen gegen die Schultheologie“ zu warnen und zu ersuchen, sich lieber auf das historische Gebiet zu beschränken. Unter den von dem kampflustigen Kritiker Angegriffenen befand sich auch Lavater, der jedoch verständig genug war, eine solche Aburtheilung nicht zu schwer zu nehmen und ihn sogar bald darauf in Schaffhausen aufsuchte. Das Urtheil, das Lavater bei dieser Gelegenheit über den jugendlichen M. fällte, ist bekannt und macht dem Scharfblick des Urhebers der Physiognomik alle Ehre. „M. ist ein zwanzigjähriges Monstrum Eruditionis“, schreibt er an Spalding. „Er hat das beste Herz, aber ist im Schreiben noch absprechend und dreist. Sein Styl ist sehr witzig und bis zur Affectation lebhaft. Aber er hat das Gute, daß er sich gern belehren läßt und sich leicht schämen kann. Er ist äußerst fein organisirt, hat ein helles, leuchtendes Paar Augen; sonst sieht er sehr jungfräulich aus. Ich glaube, man kann aus ihm machen, was man will. Sein Gedächtniß scheint beinahe übermenschlich zu sein“. Ganz den Vorarbeiten für die Schweizergeschichte hingegeben, verschmähte M. jedoch zugleich die erlaubten Freuden des Lebens nicht und suchte in dem Umgange mit gleichgesinnten Freunden und in fröhlicher Gesellschaft gern eine Entschädigung für den Zwang, welchen ihm das engherzige und kleinstädtische Leben Schaffhausens auferlegte. So harmlos im Grunde diese Genüsse waren, so stieß er in der erstarrten Umgebung gleichwol auf Tadel und Widerspruch. Der Wunsch, diesen Fesseln seines vaterstädtischen Bodens zu entweichen und einen größeren Wirkungskreis zu suchen, wurde daher immer lebhafter in ihm. Indem er gelegentlich dem Unmuthe über das Unerträgliche seiner Lage Worte leiht, verräth er zugleich die geheimsten Wünsche seiner hoch strebenden Seele, die er niemals zu überwinden vermocht hat. Im J. 1773 schrieb er an einen Freund: „Ich bin entschlossen, Schaffhausen zu verlassen. Alle Mühe, mich zu bekehren, wäre überflüssig. Ich habe geschworen. Es bleibt dabei. Ich ziehe mich seit einiger Zeit zurück, mache nur die nothwendigsten Besuche und studire tapfer Geschichte, schöne Wissenschaften, öffentliches, Natur-, Völkerrecht und Politik, entschlossen, nicht bloß zuzusehen, sondern zu handeln, wenigstens von Angesicht zu Angesicht den großen Schauplatz zu schauen. Im Frühling meiner Jahre

möchte ich mich einem Monarchen weihen, Kenner und groß genug, das werdende Verdienst zu prüfen, hervorzuziehen und an seinen bequemsten Standort zu stellen. Ich denke auf Alles und unternehme Alles, was mein Gesicht schärfen, meinen Geist vergrößern, besonders das Gemälde Europas seit dem neuen Gleichgewichtssystem mir verdeutlichen kann. Zu verlieren habe ich hier nichts. Was wollen die 80 fl. sagen, für die ich hier Professor bin. Ich bin erst 21, ich bin — selig wer das ist! — unverheirathet. Ich wünschte mir lange einen größeren Schauplatz. Für den, welchen Geist, sonst nichts empfiehlt, taugt die Monarchie ungleich besser als eine kleine aristokratische Republik. Ich würde ungleich mehreren nützlich sein. Und soll ich den kleinen Meistern, dem Regiment der Eisenkrämer und Perrückenmacher, welches mich unter unerhörte einfältige Gesetze zwingen will, sclavisch gehorchen, in Kleidung, Rede, Umgang und meiner ganzen Lebensart mich geniren, einen für mich unschicklichen Stand beibehalten, um — wer weiß wann? — eine Dorfpfarre von 4—500 fl. zu erhalten und dann noch der Knechte Knecht zu sein? Stirbt einst Friedrich, so lebt Joseph; stirbt Joseph, so lebt Leopold; wenn auch Leopold stirbt, so blüht eine freie glückliche Insel". — Das unbezwingliche Verlangen nach einer Stellung im handelnden Leben, das Gefühl, in erster Linie zum staatsmännischen Berufe bestimmt zu sein, welches das Verhängniß seines Lebens geworden ist, findet in diesen Worten zum ersten Male deutlichen Ausdruck. Diese Neigung war in ihm so stark, daß er in dieser Zeit das Rectorat des Joachimsthaler Gymnasiums in Berlin, das ihm mit 800 Thaler Gehalt durch den Minister von Zedlitz durch Merian's Vermittelung angeboten wurde, rasch entschlossen ausschlug. Berlin selbst und Friedrich d. Gr. behielt M. jedoch nichts destoweniger fortgesetzt im Auge, und that bald darauf bei dem Wadtländer Catt, dem Vorleser des Königs, Schritte, daselbst eine Anstellung zu erhalten, aber nur nicht an einer Schule: „denn dort wäre ich nicht am Platze; mein Geist ist viel zu ungeduldig, und versteht sich viel zu wenig auf grammatische Spitzfindigkeiten". Man darf indeß vielleicht gleichwohl zweifeln, ob er nicht doch gut gethan hätte, sich zu überwinden und jenes erstere Anerbieten anzunehmen; es hätte ihm leicht den Uebergang zu einer Verwendung in einer ihm mehr zusagenden Art bauen können. Die Erlösung aus dem drückenden Bann seiner Vaterstadt nahte sich indeß doch, wenn auch in anderer Gestalt. M. hatte im Mai 1773 die Zusammenkunft der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach besucht, und dort die persönliche Bekanntschaft einer Reihe gleichgesinnter, hervorragender notabler Männer, wie z. B. mit Breitinger, H. H. Füßli aus Zürich, Tscharner aus Bern, Iselin und P. Ochs aus Basel u. a. mehr gemacht. Am folgereichsten und fruchtbarsten ist für ihn der Freundschaftsbund geworden, welchen seine entzündliche und enthusiastische Seele bei dieser Gelegenheit mit dem um sieben Jahre älteren Berner Patricier Victor von Bonstetten schloß. Bonstetten war eine ausgezeichnete, hochgebildete und den befreienden Ideen des Jahrhunderts zugewandte Persönlichkeit (vgl. über ihn Bd. 3, S. 135 der Allg. D. Biographie), zugleich reifer und ruhigeren Blutes als M. Der Briefwechsel, der nach ihrer ersten Trennung zwischen beiden Freunden begann und dann mit den unvermeidlichen Unterbrechungen fortgesetzt wurde, ist berühmt und gleich nach seiner Veröffentlichung durch Friederike Brun als eine Perle unserer Litteratur und als ein kostbarer Beitrag zur Illustration des Charakters Müller's mit Recht erkannt worden. Bonstetten war gerade der Freund, wie ihn dieser brauchte, der dessen gute und hohe Eigenschaften zu würdigen wußte und zu dessen Schwächen nichts weniger als schwieg. M. war von Schinznach wieder nach Schaffhausen zurückgekehrt, aber die Eindrücke, die er dort empfangen, ließen ihm das hier auf ihm lastende Joch nur noch unerträglicher erscheinen. Tausend Projecte, oft recht

phantastischer Art, tauchten in seiner beweglichen Seele auf. Er war bereit, nach Frankreich, England, Holland und wo sonsthin zu gehen, wenn sich ihm hiezu eine günstige Gelegenheit aufthat. Am liebsten hätte er nach wie vor an dem Hofe eines Fürsten eine Zufluchtsstätte und einen ihm behagenden Wirkungskreis gesucht. Bonstetten suchte seinen Unmuth und seine Ungeduld zu beschwichtigen und warnte ihn in treffender Weise vor übereilten Entschlüssen. „Schaffhausen ist allerdings nicht der rechte Ort für einen Schriftsteller. Aber werfen Sie sich nicht dem ersten Besten an den Hals. Glauben sie mir, daß man in der großen Welt nur dann Erfolg hat, wenn man sich den Anschein giebt, daß man sie verachte. Sind Sie wirklich dazu gemacht, um eingebildeten Thoren Ihre Dienste anzubieten oder mit dem gemeinen Haufen in den Vorhallen des Glückstempels zu warten? Tausend schmeichelhafte Hoffnungen müssen Sie im einsamen Zimmer umprickeln; aber dergleichen Hoffnungen verwirklichen sich nicht, indem man ihnen nachläuft! Wollen Sie als Schriftsteller präsentirt sein, so bemühen Sie sich zuerst, Ihrer selber würdig zu sein" u. s. w. Ebenso wenig fand Müller's Sehnsucht nach einer politischen Stellung Gnade vor den Augen seines kühleren Freundes, der ihn nur zu gut durchschaute. „Zu politischen Geschäften, schrieb er ihm etwas später gelegentlich, taugst Du gar nicht. Kenntniß, Geist und Beredtsamkeit hast Du mehr als nöthig wäre, um einen großen Geschäftsmann zu bilden. Allein den Charakter eines solchen hast Du so wenig, daß Du vielmehr gerade umgekehrt alles das im höchsten Grade besitzest, was ein Weltmann nicht haben soll. Erfahrung wird Dir vielleicht allzuspät zeigen, daß Freundschaft, Muße und Wissenschaft Dein alleiniges Leben und alles Andere Tod ist. — Dein Genie, von dem Du nie zu viel Gutes denken kannst, ist mehr zur Wissenschaft als zu Geschäften tüchtig. Zur Politik gehört weniger Imagination und mehr Charakter als Du hast. Wie viel besser für Dich, Deine Größe in Dir selbst und nicht in dem Verkennen der Fürsten mitunter bei Lakaien oder Schmeichlern zu suchen?" — Im Hinblick auf die späteren Schicksale Müller's möchte man wol wünschen, diese ebenso wohlgemeinten als treffenden Vorstellungen seines Freundes hätte einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht, als es in Wahrheit der Fall war; so wenig sie jedoch ihn überzeugten, ebenso wenig litt das gute Verhältniß beider Freunde untereinander durch sie. Daß es für M. wünschenswerth war, ihn von der lähmenden Lage in seiner Vaterstadt zu befreien, war übrigens auch Bonstetten's ausgesprochene Meinung. So lud er ihn zunächst im Herbste 1773 zu sich auf sein Landgut Valeyres im Waadtland ein und suchte dazwischen nach einer Stellung für seinen Freund, die dessen an sich nicht unbegründetem Wunsche nach einer freieren und bildenderen Umgebung bis auf weiteres genügen könne. Eine solche fand sich nach kurzem Suchen bei dem Alt-Staatsrath Jakob Tronchin-Calandrini zu Genf, dessen beiden Söhne M. unterrichten sollte. M. hatte zwar das Gefühl, daß er für die Erziehung unerwachsener Jugend nicht gerade besonders angelegt sei, aber er nahm das Anerbieten im Sinne einer „augenblicklichen Unterkunft", und unter den freiesten Bedingungen unbedenklich an. Sein Vater, der auf diese Weise einen seiner Lieblingsgedanken vernichtet sah, hat nicht ohne Widerstreben und erst in Folge der Dazwischenkunft der Mutter, die für ihres Erstgeborenen Wünsche ein besseres Verständiß oder doch eine mildere Beurtheilung fand, seine Einwilligung zu diesem Entschluß seines Sohnes gegeben. Der Rath seiner Vaterstadt hatte das Entlassungsgesuch Müller's in anerkennender Weise beantwortet und die von ihm bekleidete Professur ihm auf eine Reihe von Jahren vorbehalten. Bezeichnend sind die Worte, mit welchen M. sein Vorhaben jener Behörde mitgetheilt hat. Er wolle in Genf, dem Schauplatze vielfacher Bildung, im Umgange mit ihren „tiefsinnigsten Staatsmännern sich so nützlich machen, um den Regenten und der

Nation der Helvetischen Eidgenossen, dem nähern Vaterland, und in dem Fall, wenn das Vaterland seine Dienste nicht brauchen wollte, dem Kaiser und Königen anderer Völker zu dienen.“

In Genf befand sich M. offenbar auf einem ihm zusagenden Boden, der ihm Anregungen der werthvollsten Art bot, wenn er auch, wie bemerkt, das Amt eines Erziehers nur als Gelegenheit ergriffen hatte, seine Freiheit zu gewinnen. Ueber den Genüssen, die ihm die Stadt Calvin's entgegenbrachte, vergaß er die Schweizergeschichte, die ihm unentwegt am Herzen gelegen hatte, nicht und arbeitete mit einem wahren Feuereifer an ihr, zugleich in der Voraussetzung, daß seine weitere Zukunft von dem Gelingen dieses Werkes abhängen werde. Dank einem Winke Bonstettens, machte er auch dem greisen Voltaire in dem nahen Ferney einen Besuch und erfreute sich der zuvorkommendsten Aufnahme von Seiten desselben. In den in Genf herrschenden Umgangston sich hineinzuleben wurde ihm nicht schwer; hatte er doch an den derberen oder unbeholfenen Umgangsformen der deutschen Gelehrten längst Anstoß genommen. Ueber seinen historischen Studien ließ er zugleich die großen Fragen des Lebens, der Politik und der Gesellschaft nie aus dem Auge, wie das nebst seinen Briefen die in den Jahren 1774 bis 1777 niedergeschriebenen „Beobachtungen über Geschichte, Gesetze und Interesse der Menschen“ verrathen. Es ist auch nicht zu leugnen, und bezeugen es schon diese hingeworfenen Bemerkungen, daß M., bei allem Doctrinarismus, die politischen Verhältnisse der damaligen Welt mit durchdringenden, ahnendem Scharfblicke beurtheilte; kaum einer seiner Zeitgenossen hat so frühe und treffend wie er die sich vorbereitenden Stürme erkannt und vorausgesagt. Eine andere Frage war freilich, ob er sich nicht darüber täuschte, wenn er sich zugleich die Fähigkeit zutraute, mit Erfolg in das handelnde Leben eingreifen und die drohenden Stürme beschwören zu können. Und ferner die Wandelbarkeit seiner Grundsätze und Urtheile, die eine so bedauerliche Seite seines politischen Charakters entwickelte, bricht schon in diesen Jahren durch. Wie Welle auf Welle, strömen die verschiedensten, sich oft widersprechendsten Wünsche, Urtheile und Meinungen nach einander dahin und man thut gut, ihn nie beim Worte zu nehmen. Hatte er vor nicht langer Zeit Kaiser Joseph II. seine Dienste angeboten, so warnt er jetzt die Eidgenossen vor dem Kaiser, als derselbe gegen die Schweiz eine unfreundliche Haltung annahm, und meinte es sei besser, „unter unvergänglichen guten Gesetzen zu leben, als unter guten Fürsten, deren Söhne Tyrannen werden können“. In seiner Stellung bei Tronchin harrte M. ungefähr ein Jahr aus, dann (1775) gab er sie auf, um mit einem jungen Amerikaner (Kinloch) gemeinsam solchen Studien zu leben, welche „dem Charakter Freiheit und Stärke geben“. Er fühlte sich hingezogen zu dem Sohne des Landes der Zukunft, das er sich gerne als Zufluchtsstätte dachte, „wenn Europa der Sclaverei verfiele“. Im Sommer des genannten Jahres bereiste er mit seinem jungen Freunde einen großen Theil der Schweiz, machte zahlreiche Bekanntschaften, studirte Land und Volk und legte die Eindrücke des Erlebten in seiner Schweizergeschichte nieder. Die Erhebung der nordamerikanischen Colonien machte dem Verhältnisse zwischen M. und Kinloch jedoch ein plötzliches Ende. M. hatte auf diese Weise Gelegenheit, das Peinliche, das mit dem Mangel einer festen, gesicherten Stellung für ihn verbunden war, zu empfinden; er scheint jedoch für ein solches Gefühl nicht in besonderem Grade empfänglich gewesen zu sein und erwartete zunächst Alles von der Zukunft, von dem Erfolge seiner litterarischen Thätigkeit und seiner Schweizergeschichte, an deren Drucklegung er nun zu denken anfing. Er lebte die nächste Zeit bei Bonstetten, der stets ein offenes Haus und einen offenen Heerd für ihn hatte, bei dem Philosophen Bonnet in Genthod und auch bei Tronchin,

von dem er sich ja in aller Freundschaft getrennt hatte. Bonstetten verfolgte mit dem lebendigsten Interesse die Fortschritte der Schweizergeschichte und gab dem Freunde manchen wohlbegründeten Rathschlag, warnte ihn aber auch vor seiner schlecht-verhehlten und oft ungestüm durchbrechenden Begierde nach Ruhm und was dasselbe war, vor seinem unbezwinglichen Ehrgeiz. „Du sprichst unaufhörlich von Ruhm. Dieser Gedanke wird Dich oft peinigen. Dein Genie wird Dich auf die oberste Stufe der Menschheit setzen; aber die Bahn ist nicht so glänzend, so paradiesisch als Du glaubst. Ich wollte, daß Du die Belohnung Deiner Erzeugnisse mehr in Dir selbst als in den veränderlichen Urtheilen der Menschen suchen würdest". Wo die verhängnißvolle Schwäche in der sittlichen Natur Müller's lag, wurde Bonstetten immer deutlicher und er unterließ es nicht, ihn als Freund darauf aufmerksam zu machen. „Du bist so ungeduldig, so feurig, so elastisch, daß Deine geringsten Bewegungen immer das Ziel überschreiten. — Ich bemerke eine gewisse Charakterschwäche an Dir, welche mehr von den Meinungen der Menschen als von Deinem eigenen Urtheil abhängig macht. Wenn es regnet, so bist Du im Stande zu glauben, daß die Sonne nicht mehr scheinen werde. — Ich würde es gern sehen, wenn Dein Genie auf Deinen Charakter Einfluß hätte, wenn Du nie etwas thun würdest, was Du nicht offen bekennen darfst, und wenn das Wort eines genialen Mannes das Gewicht hätte, das es durchaus haben sollte. Wenn das Bewußtsein Deines herrlichen Talentes ein wohlthuendes Gefühl ist, so glaube mir, daß das Bewußtsein einer großen und edeln Seele nicht minder erhebend ist". Wie wünschenswerth es sei, M. möglichst unabhängig zu stellen und doch zugleich der Wissenschaft zu erhalten, hatte auch der Generalprocurator Tronchin in Genf, ein Bruder des Alt-Staatsraths, gefühlt, und ihm im Einklang mit Bonstetten den Vorschlag gemacht, vor einem ausgewählten Kreise von Zuhörern Vorträge über „allgemeine Geschichte" zu halten; M. kam diesem Vorschlage mit Freuden entgegen und hat jene Vorträge dann noch mehrmals wiederholt und stets aufs Neue umgearbeitet. Sie trugen ihm den lebhaften Dank seiner Zuhörerschaft ein und sind vor Allem auch darum merkwürdig, weil aus ihnen seine Absicht hervorging, ein umfassendes Werk über die Weltgeschichte zu schreiben, eine Absicht, die er dann sein ganzes Leben hindurch festgehalten hat, freilich ohne sie schließlich in dem beabsichtigten Umfange auszuführen. Seine Vaterstadt hatte er in diesen Jahren fast ganz aus den Augen verloren oder doch die Absicht, dahin zurückzukehren, vollständig aufgegeben.

Im J. 1779 starb Müller's Vater, der sich nur langsam mit dem veränderten Lebensplane seines Sohnes ausgesöhnt hatte, und damit fiel auch der letzte Grund hinweg, der ihn in seinem Entschlusse, seinen eigenen Weg zu gehen, hätte irre machen können. Bonstetten war damit vollständig einverstanden und fuhr fort, seinem Freunde seine gegenwärtige Lage in jeder Weise zu erleichtern und angenehm zu gestalten. Er hatte im Jahre 1778 die bernerische Landvogtei in Saanen im Waadtlande übertragen erhalten und M. dahin zu sich eingeladen. Dieser hat in dieser Zeit seine ganze Muße auf die Vollendung der Schweizergeschichte vereinigt. Bonstetten selbst fing in dieser Zeit, nicht ohne Zureden Müller's an, sich als Schriftsteller zu versuchen. Er schrieb die „Briefe über ein schweizerisches Hirtenland", in welchen er die Eindrücke und Beobachtungen, welche Beide auf ihren Wanderungen durch jene abgeschiedenen Thäler von den einfachen Sitten und Gewohnheiten der von der Cultur unberührten Bevölkerung empfangen hatten, niederlegte und beschrieb. Die „Briefe" waren in französischer Sprache abgefaßt, weil Bonstetten die deutsche nicht in demselben Grade beherrschte; M. hat sie in das Deutsche übertragen und sie sind (1781) in Wieland's „Deutschem Merkur" abgedruckt worden.

Die Schrift fand eine beifällige Aufnahme und man vermuthete anfänglich, daß M. selbst der Verfasser sei, weil der Styl an die Schweizergeschichte erinnerte, deren erster Band kurz zuvor erschienen war.

Das Erscheinen des ersten Bandes der Schweizergeschichte 1780 macht Epoche in Müller's Leben, und er selber erwartete von der Wirkung derselben eine entscheidende Wendung seines Schicksals. Derselbe begann mit dem 12. Jahrhunderte und reichte bis zur Schlacht von Näfels (1384). Er ist in dieser Gestalt ein Torso geblieben und hat in der folgenden zweiten Ausgabe eine vollständige Erneuerung und Umgestaltung erfahren. Wir haben aber gleichwohl dabei kurz zu verweilen. Fast ein Jahrzehnt hatte M. auf die Vorarbeiten und Ausarbeitung verwendet. „Ich habe das Ganze wohl sechsmal vernichtet und wieder geschrieben". Er hat es mit keinem gelehrten Apparat beladen, wahrscheinlich um das Fahrzeug nicht zu sehr zu beschweren. Gleichwohl hatte es ihm Mühe gekostet, einen Verleger zu finden, und um der Aengstlichkeit der Censur zu genügen, wurde zuletzt „Boston" statt Bern als Druckort angegeben. Die vor Jahren mit Gebauer in Halle getroffene Verabredung war inzwischen offenbar hinfällig geworden. Von einem materiellen Ertrag der Arbeit konnte so gut wie nicht geredet werden, es kam also darauf an, ob und in wie weit sich die Erwartungen, die M. sonst an die Veröffentlichung desselben knüpfte, erfüllen würden. Die Aufnahme des Buches zunächst in der Schweiz war in der That günstig genug, zum Theile eine glänzende; nur an einzelnen Punkten, wie z. B. in Zürich hatte M. dem kantonalen Patriotismus nicht Genüge gethan. M. hatte seit längerer Zeit die französischen Schriftsteller mit Vorliebe studirt und in ihnen die Vorbilder gefunden, welchen er nachstrebte. Und doch wurde seine Schreibweise hier und da zu schwerfällig und dem Tacitus nachgeahmt, von anderen, und vielleicht mit noch mehr Recht, zu gemacht, der Enthusiasmus, dem er gern nachgab, zu künstlich gefunden. Mit der Aufnahme, die dem Buche in Deutschland wurde, war er in seiner Empfindlichkeit freilich nicht ganz zufrieden; daß eine ungewöhnliche Leistung vorliege, wurde gern allgemein anerkannt, aber auch der zu enge, unkritische Anschluß an Tschudi ward von schärfer blickenden tadelnd vermerkt. In Wahrheit fand so ziemlich Alles, was überhaupt Müller's Stärke als Historiker ausmacht, bereits in dem Buche seinen packenden Ausdruck, vorab die Gabe, sich in die geschilderten Zeiten zu versetzen und ein anziehendes Bild derselben durch die lebendige Wiederherstellung der erforschten Thatsachen zu entwerfen. Ein hinlänglich starkes Maß des patriotischen und sittlichen Pathos das zu den Eigenthümlichkeiten seiner historiographischen Manier gehört, tritt uns auch bereits hier entgegen. Die Vorrede schildert die frühere schweizerische Geschichtschreibung, entwickelt den Gang der europäischen Politik und Kriegskunst, feiert Friedrich den Großen und schließt mit den Worten: „Ein Geschichtschreiber bedarf einer freien Seele und fast aller Kenntnisse eines großen Königs; jene muß er haben, nach diesen streben."

Der Erfolg des Buches im Großen und Ganzen war der Art, daß M. zufrieden sein durfte und sich in der That ermuthigt fühlte, ernstlich an die Fortsetzung desselben zu denken. Ursprünglich hatte er auch die Absicht gehegt, zugleich mit der deutschen Ausgabe zunächst seinen Genfer Freunden zu liebe eine französische erscheinen zu lassen, und in der That die Uebersetzung in diese Sprache in der Handschrift vollendet, ist aber dann auf Bonstetten's Anrathen, der ihm die nöthige Gewandtheit in dieser Sprache nicht zutraute, wieder von dem Vorhaben ein für alle Mal abgestanden. M. hat sich von seinem Werke jedoch nicht blos Anerkennung und Ruhm, sondern zugleich die Erlangung einer ihm zusagenden, gesicherten äußeren Stellung erhofft. Nicht umsonst hatte er bei jeder passenden Gelegenheit in dem Buche seine staatsmännische Weisheit leuchten lassen, nicht

umsonst den königlichen Helden des Jahrhunderts in der Vorrede gefeiert. Mit einem Worte, er richtete sein Augenmerk wieder nach Berlin; ein Fürst, wie Friedrich der Große, rechnete er, würde am ehesten einen so staatsmännisch angelegten Schriftsteller an den rechten Platz stellen. Zu diesem Zweck veröffentlichte er noch im J. 1781 die „Essais historiques“, — die französische Sprache war nicht umsonst gewählt — eine Sammlung einer kleinen Anzahl geschichtlicher Abhandlungen; die wichtigste darunter ist die „Allgemeine Uebersicht der politischen Geschichte Europas im Mittelalter“, in der That das Zeugniß eines außerordentlichen historischen Talentes; die Wirksamkeit und Pläne der römischen Hierarchie wurden mit Nachdruck, aber noch ohne Uebertreibung und die Auftragung falscher Farben geschildert. Bekanntlich haben die Hoffnungen, die M. auf diesen Besuch in der preußischen Hauptstadt gesetzt, sich nicht erfüllt. Er erhielt zwar eine Audienz bei dem großen Könige, aber der Eindruck, den er auf Friedrich machte, war nicht so günstig, daß ihn dieser, wie einen und den andern seiner Landsleute, hätte festhalten und in seine Nähe hätte ziehen wollen. So endigte der zuversichtlich unternommene Versuch mit einer bitteren Enttäuschung, doch hat M. darum von dem Könige nicht geringer gedacht. Ebenso wenig hat sich sein Wunsch, Lessing's Nachfolger in Wolfenbüttel zu werden, erfüllt, und er mußte sich, da er sein Glück einmal in Deutschland versuchen wollte, mit einer bescheidenen Stellung, die ihm der General v. Schlieffen in Kassel vermittelte, begnügen. Zwei Jahre ungefähr hat er hier ausgehalten, nicht ohne sichtbare Förderung seines „geistigen Wachsthums“, welches die unwillkürliche Muße begünstigte. Wie lebhaft freilich er sich nach einem großen einflußreichen Wirkungskreis sehnte, darüber gestatten ein paar Schriftchen, die in dieser Zeit entstanden sind, keinen Zweifel. Das wichtigste darunter, die „Reisen der Päpste“, verdankt offenbar diesem seinem unüberwindlichen Verlangen seinen Ursprung. Unleugbar ist M. in dieser Zeit zu den positiv gläubigen Anschauungen seiner Jugend zurückgekehrt und hat sie seitdem nicht wieder verlassen. Sie haben sehr bald seine Auffassung der weltgeschichtlichen Entwickelung modificirt und beherrscht. Ein Besuch, den er im J. 1782 bei Herder in Weimar gemacht, soll hierbei nicht ohne Einfluß gewesen sein. Mit der Beurtheilung der gedachten Schrift hat dieser Umstand im Grunde freilich nicht viel zu thun. Es handelt sich in diesem Falle nicht um Müller's Verhältniß zum Christenthum, sondern um seine geschichtliche Würdigung des Papstthums und der römischen Hierarchie. Und wenn es mit Recht als sein wesentliches Verdienst als Geschichtschreiber angesehen wird, daß er im Gegensatze zu der verflachenden Denkweise des 18. Jahrhunderts einer gerechteren und treffenderen Auffassung des Mittelalters mit die Bahn gebrochen hat, so ist auf der anderen Seite nicht zu leugnen, daß er gerade bei dieser Gelegenheit des Guten zu viel gethan und vielfach über das Ziel hinaus geschossen hat. Vor lauter Bestreben, gegen die Päpste gerecht zu sein, ist er gegen Andere ungerecht geworden. Gregor VII. und Innocenz IV. erscheinen in demselben Grade in einem zu günstigen, wie Heinrich IV. und Friedrich II. in einem zu ungünstigen Lichte. Die Schrift war eben doch eine Tendenzschrift und M. hat in dieser Zeit in der That mit dem Gedanken gespielt, ein zweiter Winkelmann, in Rom eine seinen staatsmännischen und wissenschaftlichen Neigungen entsprechende Stellung zu gewinnen. Die bedenkliche Versuchung ist übrigens zu seinem Glücke — nicht näher an ihn herangetreten; später, in Wien, als sie es that, hat er siegreich widerstanden. Katholischerseits fühlte man sich von seinen halbpoetischen Gemälden katholischer Zustände, wie sie sich schon in dem erwähnten 1. Bande der Schweizergeschichte finden, angenehm berührt, aber dabei hatte es sein Bewenden. In Kassel selbst gefiel sich M. bald nicht mehr; für die ihm übertragenen Vorträge

an der Kriegsakademie fühlte er sich auf die Dauer zu gut und das Amt des Bibliothekars, das er wünschte, wurde ihm vorenthalten. Da sich eine andere Aussicht dem Heißblütigen nicht aufthun wollte, befreundete er sich in seinem Unmuthe sogar mit dem Gedanken nach Amerika zu gehen, wohin ihn sein junger Freund Kinloch einlud: der verständige Bonstetten, der ihn besser kannte als er sich selbst, redete ihm aber diesen Einfall aus und so entschloß er sich (1783) nach der Schweiz zurückzukehren. Das gastliche Haus Tronchin's öffnete sich ihm wieder und er nahm die Vorträge über allgemeine Geschichte wieder auf. Jedoch auch jetzt war seines Bleibens hier nicht lange; er ging zu seinem Freunde Bonstetten und weiterhin (1785) nach Bern. An beiden Orten nahm ihn die Umarbeitung des 1. Bandes seiner Schweizergeschichte nebst der Fortsetzung derselben, in Bern zugleich Vorträge über die alte Geschichte vollauf in Anspruch. Der 1. Band der umgearbeiteten Schweizergeschichte erschien im J. 1786, und er ist es, der ihn eigentlich erst zum berühmten Manne, zum gefeierten Geschichtschreiber machte. Es war ein neues Werk, das hiermit an das Licht trat. Die fünf Jahre, die zwischen dem Erscheinen des ersten Versuches und der neuen Bearbeitung lagen, hatten seinen Gesichtskreis sichtlich erweitert und die Anforderungen, die er sich selber stellte, erheblich gesteigert, wenn sich seine Grundanschauung auch wenig geändert hatte. Er setzte jetzt statt im 12. Jahrhundert mit der Geschichte des alten Helvetiens ein und versah das Buch mit zahlreichen gelehrten Noten.

Ehe der 2. Band veröffentlicht wurde, ging in Müller's äußerer Stellung aber eine maßgebende Veränderung vor sich, die ihn erst recht auf die große Bühne des handelnden Lebens führte, ungefähr in der Art, wie er es sich von jeher gewünscht hatte. Es war in dieser Zeit im Kreise seiner Freunde und Verehrer die Rede davon gewesen, M. an Bern, wo er sich nicht übel gefiel, zu fesseln und ihm auf dem Wege der Subscription eine Jahresrente zu sichern, bis sich ein passendes sicheres Amt für ihn fände. Aber ehe diese gut gemeinten Pläne zum Ziele führten, erhielt er den Ruf als Bibliothekar nach Mainz, und nahm ihn, zum Leidwesen seiner Anhänger in Bern, ungeduldig an. Mit diesem Entschluß trennte er sich auf immer thatsächlich von seinem Vaterlande, wenn er es auch in seinem Herzen mit sich trug und in dem noch übrigen wechselreichen Theile seines Lebens nicht aufhörte, demselben in den bevorstehenden Erschütterungen in seiner Art seine Theilnahme zu bewahren. Die Berufung nach Mainz verdankte er, von der freieren Denkweise des Kurfürsten abgesehen, den Bemühungen Forster's und Sömmering's, zu welchen er in Kassel in nähere Beziehungen getreten war, den Empfehlungen Heyne's und dem Fürwort der gelehrten Mönche von St. Blasien, namentlich Neugarts; wenn M. später in seiner Skizze seines eigenen Lebens eine jede Dazwischenkunft Dritter in Abrede stellt, so hat ihn sein Gedächtniß zur Unzeit im Stiche gelassen. Genug, seine ausgesprochenen Sympathien für die römische Hierarchie waren doch nicht erfolglos geblieben. Die Aufnahme, die M. in Mainz fand, übertraf alle seine Erwartungen. Er gewann das Vertrauen des Kurfürsten und seiner Umgebung; kaum war ein Jahr um, so erhielt er die politische Stellung, nach welcher er sich bisher vergeblich und so lange gesehnt hatte, wurde Staatsrath und Staatsreferendar, d. h. der geheime Cabinetssecretär des Kurfürsten und für die wichtigsten politischen Geschäfte in Anspruch genommen. Dabei blieb ihm bei seinem nie rastenden Fleiße noch Zeit, den 2. Band seiner Schweizergeschichte, den er noch in seiner Heimath vollendet hatte, herauszugeben und die Hälfte des dritten hinzuzufügen. Seine politische Thätigkeit galt u. a. besonders dem von Friedrich d. Gr. hervorgerufenen Fürstenbunde, dem sich der Kurfürst von Mainz angeschlossen hatte. Die Schrift Müller's über den Fürstenbund (1787) ist berühmt, sie gilt

noch jetzt als eine der „besten historisch-politischen Schriften“, die wir besitzen. M. entfaltet hier eine umfassende Kenntniß des deutschen Staatsrechtes und der deutschen Geschichte und die Universalität seines Blickes und seines Gedankenganges verleihen seinen Erörterungen eine packende Kraft, wenn sie auch öfters zum Widerspruch herausfordern. Zu dem Zwecke, die Geneigtheit der Kantone seines Vaterlandes zum Anschluß an den Fürstenbund zu erforschen, bereiste M. im Auftrage des preußischen Cabinets, aber in geheimer Sendung, im Sommer 1787 die Schweiz und legte hinterher in einem vorzüglichen Bericht Rechenschaft über diese Mission ab. In jener Zeit hat er, unstät wie er war, sich mit der Hoffnung getragen, eine ihm zusagende Stellung in Berlin zu finden. Diese Hoffnung verwirklichte sich jedoch nicht und als das Berliner Cabinet bald darauf von den ursprünglichen Tendenzen des Fürstenbundes zurückwich, modificirte M. seine Sprache und schlug in den „Erwartungen Teutschlands vom Fürstenbunde“ einen wesentlich andern Ton an. Mit der Betreibung des Fürstenbundes und der Candidatur K. Theodors von Dalberg als Coadjutors von Mainz hing auch eine Schrift zusammen, die M. fast gleichzeitig mit der zuerst erwähnten veröffentlichte: „Die Briefe zweier Domherren“, in welcher er die geistlichen Hochstifter dem niederen Adel Deutschlands vorbehalten wissen wollte. Ueberall hier spricht M. in der prophetischen Ahnung großer nahender Stürme von der Nothwendigkeit einer Kräftigung des deutschen Nationalgeistes und der Reorganisation der Reichsverfassung, deren Schwächen ihm deutlicher waren als vielen anderen. Dalberg, der auch der preußische Candidat war, ist bekanntlich durchgedrungen und M. wurde mit der Sendung nach Rom betraut, die Bestätigung dieser Wahl einzuholen: ein Vertrauensbeweis, wie er in der That gegenüber dem protestantischen Staatsrath nicht bedingungsloser gedacht werden kann. Jene Ahnungen Müller's erfüllten sich nur zu schnell: die französische Revolution brach aus und nahm rasch eine unerwartet heftige Gestalt an. M. war nicht dadurch überrascht und ließ sich durch die ersten Gewaltthätigkeiten derselben in seinem zustimmenden Urtheile nicht irre machen. Man weiß, daß er den Tag der Zerstörung der Bastille als den schönsten Tag seit dem Untergange der römischen Weltherrschaft begrüßt hat. „Wie weit es gehen und wie es endigen werde, schreibt er weiterhin, kann ein menschlicher Verstand nicht voraussagen, doch ist es wahrscheinlich am Ende ein Gewinn für die Menschheit. Das Alte bedurfte einer Wiederauffrischung; es müssen periodische Revolutionen eintreten, sonst schlummert Alles in Sinnlosigkeit ein.“ Diese von hohem Standpunkt aus gegriffene Anschauung hielt ihn aber nicht ab, zu entschlossenem Vorgehen gegen einen auftauchenden Versuch, Unruhen im Gebiete des Hochstiftes Mainz hervorzurufen, zu rathen. Die weitere gewaltsame Entwickelung der Dinge in Frankreich stimmte freilich bald genug seine Sympathie für die Revolution gründlich herunter, er zweifelte aber, ob die bewaffnete Einmischung der Großmächte ihr würde Halt gebieten können; ja er meinte auch jetzt noch, „es wäre vielleicht das größte Unglück für die Menschheit“. Er hielt es auch früher als die meisten seiner Zeitgenossen für möglich, daß die siegreiche Revolution die Dämme durchbrechen und dem übrigen Europa dieses Evangelium bringen könne. Und als sich diese Ahnung verwirklichte und der Kurstaat Mainz mit der Hauptstadt einem improvisirten Anfall zum Opfer fiel, war er gerade abwesend in Wien, von wo eine Einladung an ihn ergangen war. Man trug sich hier in der That mit der Absicht, den Verfasser der Schrift über den Fürstenbund, in welcher er dem Hause Habsburg nicht geschmeichelt und die auf eine Universalherrschaft gerichtete Politik Kaiser Ferdinands II. getadelt hatte, in die österreichischen Dienste zu ziehen. So auffällig das scheinen kann, so leicht ist der Schlüssel für diese Wendung zu finden. Kaiser Josef II., dessen um sich greifende Politik

M. heftig genug angegriffen hatte, lebte nicht mehr und mit der Nachfolge seines maßvolleren Bruders Leopold war dort ein Systemwechsel eingetreten. Ein so begabter Mann wie M., der sich als Anwalt der Hierarchie und des conservativen Princips bewährt hatte, mochte mit Recht als eine wünschenswerthe Erwerbung für einen Staat erscheinen, der keinen Ueberfluß an Talenten hatte. Freilich war man bei dieser Berufung zugleich von der stillschweigenden Voraussetzung ausgegangen, M. würde so consequent sein und sich bereit finden lassen, zur römischen Kirche überzutreten. Ehe es aber in dieser heiklen Frage Licht wurde, kamen Schlag auf Schlag die erschreckenden Nachrichten von der Niederlage der coalirten Waffen in Frankreich und der Gefahr des Kurstaates Mainz. So brach M. denn rasch die Unterhandlungen ab, ehe sie noch recht in Fluß gekommen waren, und eilte nach Mainz, dessen Fall er unterwegs vernahm, zurück, um wenigstens die Früchte seiner Lebensmühe, seine Collectaneen, Briefe und die Acten seiner Geschäftsführung zu retten. Custine nahm ihn zuvorkommend auf und wollte ihn sogar an die Spitze der neuen Verwaltung stellen. Die Franzosen wußten, daß M. in Mainz populär und im Reiche eine hochgeachtete Persönlichkeit war. Sie begriffen so gut als später Napoleon, was ein solcher Mann ihren Absichten für gute Dienste thun könne. Jedoch M. widerstand und lehnte ab. „Es würde den Anschein haben, als hätte ich zu diesen Ereignissen beigetragen und ich möchte die öffentliche Achtung verlieren; ich würde mir selbst und dem Charakter untreu werden, den ich stets bewahrt habe“. Hätte er doch 15 Jahre später der Zumuthung, für Napoleon die Kohlen aus dem Feuer zu holen und seine bösen Absichten gegen Deutschland mit seinem guten Namen zu decken, mit gleicher Tapferkeit widerstanden! Freilich hätte M. in diesem Falle noch bessere Gründe für seine Enthaltung finden können, als blos die Rücksicht auf seine Person, indeß war er einmal gewohnt, sie an die Spitze aller seiner Erwägungen zu stellen. Die eine Folge für seine nächste Zukunft hatte die Katastrophe von Mainz aber doch, daß, als man von Wien aus jetzt die unterbrochenen Unterhandlungen mit Nachdruck wieder aufnahm, und ihm weiter keine Bedingungen stellte, er angesichts der trostlosen Zustände im Mainzer Kurstaate nachgab und in die weit entgegengestreckte Hand einschlug. Der Kurfürst von Mainz gab ihm die erbetene Entlassung und M. trat als geheimer Hofrath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei in die Dienste des Hauses Oesterreich. Der Republikaner von ehedem ließ es sich gefallen, daß er, als Ausdruck besonderer kaiserlicher Gnade als „Edler von Sylfelden“ zugleich in den Adelsstand erhoben wurde.

Mit der Uebersiedlung Müller's nach Wien beginnt ein neuer Abschnitt seines Lebens. Zwölf Jahre lang hat er dort ausgehalten, bis er zuletzt im Unmuth den Staub von den Sohlen schüttelte und sich wieder dem Staate Friedrichs d. Gr. zuwandte. Ungeheuere Ereignisse fallen in diesen Zeitraum, die Revolution machte die Runde um die Welt, das alte Europa nahte dem Umsturz oder stürzte, wie sein schweizerisches Vaterland, wirklich in Trümmer. M. hätte seine Natur verleugnen müssen, hätte er die Sturmfluth dieser Ereignisse und Umwälzungen nicht mit zum Theile leidenschaftlicher Aufmerksamkeit verfolgt. Der österreichische Staat erlitt die empfindlichsten Erschütterungen durch die Kriegslust der französischen Republik und des zu seinem Ziele vordringenden neuen Cäsars, und hatte Mühe, sich über dem Wasser zu halten. M. wurde indeß zur Betheiligung an der großen und verwickelten Aufgabe der österreichischen Politik dieser Zeit nur wenig zugezogen. Anfangs übertrug man ihm die Correspondenz mit Rom, wie man mit Recht vermuthet, in der Hoffnung, er würde sich um so eher zu dem erwarteten Uebertritt zur römischen Kirche bereit finden lassen, aber er blieb standhaft und täuschte diese Erwartung. Als Preußen seinen ihm in Wien so

sehr verdachten Separatfrieden mit Frankreich schloß, lieh auch M. seine Feder, dem Unmuthe des kaiserlichen Hofes darüber officiöse Worte zu verleihen und auf die öffentliche Meinung zu Gunsten der Fortsetzung des Krieges zu wirken. Viel weiter brachte er es jedoch nicht. Im J. 1797 bereiste er im Auftrage des Ministers Thugut die Schweiz, jedoch das Benehmen, das er bei dieser Gelegenheit entwickelte, scheint nicht das glücklichste und vorsichtigste gewesen zu sein und hat ihm schon damals gleich nach seiner Rückkehr nach Wien und in verschärfter Gestalt in unsern Tagen heftige Vorwürfe der Zweideutigkeit, des Buhlens mit der Revolution, ja des Verrathes an seinem Vaterlande eingetragen. Eines erscheint gewiß, der heißblütige, allen Eindrücken offene Mann konnte unter Umständen zu Einfällen und Zugeständnissen fortgerissen werden, die er schon Tages darauf gerne wieder zurücknahm oder anders auslegte, als sie gemeint oder doch verstanden worden waren. Zwar genoß er in der Schweiz in vielen Kreisen noch immer großes Ansehen und nach dem Frieden von Luneville tauchte hier sogar der Wunsch auf, er möchte als Gesandter des Kaiserstaates dorthin geschickt werden. Schon in der Hoffnung nützen zu können, hätte er sich einer solchen Bestimmung nicht entzogen, aber die Frage ist am entscheidenden Punkte kaum je ernstlich erwogen worden. M.'s eigene Ansicht über die Lage der Dinge in der Schweiz seit der französischen Einmischung und dem Zusammenbruche der alten Eidgenossenschaft stand im übrigen doch auch unter dem Eindrucke der Zeit, er hatte Sympathien für die gefallene Aristokratie und wußte doch recht gut, daß gerade diese an ihrem Sturze den größeren Theil der Schuld trug. Die Dazwischenkunft Napoleons und die Mediationsacte fanden seine Anerkennung, wie ihm denn der erste Consul überhaupt imponirte. Seine gedachte Verwendung in der Hofkanzlei nahm mit dem J. 1800 ein Ende; er wurde zum ersten Custos an der kaiserlichen Bibliothek ernannt und somit jeder amtlichen Beschäftigung mit den Fragen der Politik enthoben. In seiner neuen Stellung, zu welcher er ja wie berufen erscheinen mußte, hat er einen erstaunlichen Fleiß und eine Arbeitskraft der rühmlichsten Art entwickelt. Seine wissenschaftlichen Studien und Arbeiten sind überhaupt während seines Wiener Aufenthaltes ganz ungemein gefördert worden. Sie mußten ihn zugleich über die schwere Noth der Zeit und manche herbe Erfahrung hinwegheben. Er hat jetzt für die Ausführung seines Planes einer Universalgeschichte die unermüdlichsten und umfassendsten Forschungen und Untersuchungen auf zum Theile abgelegenen Gebieten angestellt und zugleich die Hand an die Ausführung im großen Stile angelegt, jedoch der Anlauf gerieth ins Stocken, und was zuletzt wirklich zu Stande kam, war ein Auszug daraus, die sog. 24 Bücher Allgemeiner Geschichte, auf die wir noch zu sprechen kommen werden; außerdem beschäftigte ihn noch die Fortsetzung seiner Schweizergeschichte. Schon im Mai 1794 war der dritte Band in der Handschrift vollendet und erschien im September desselben Jahres im Drucke; hierauf trat in der Fortsetzung mehrere Jahre hindurch ein Stillstand ein, erst seit seiner Versetzung an die Bibliothek erwachte seine Arbeitslust wieder, bis dann seit dem J. 1803 in Folge äußerer, lähmender Störungen privater Natur, ein neuer Stillstand erfolgte, nachdem er den Faden bis zu dem Anfange der Burgunderkriege geführt hatte. An anregendem Verkehr und vielfachen Beweisen der Achtung seiner Persönlichkeit fehlte es M. übrigens nicht. Er nahm sich junger Talente, die seine Freundschaft und seinen Rath suchten, väterlich an; Hormayr und Hammer-Purgstall sind von ihm in die Litteratur eingeführt worden. Auch mit dem Erzherzog Johann hat er in dieser Zeit nachhaltige Beziehungen angeknüpft. Das fröhliche behagliche Wiener Leben sagte ihm zu, wie er von Haus kein Ascet und besonders ein Liebhaber der Genüsse der Tafelfreuden war. Er ist bekanntlich sein Leben lang Junggeselle geblieben und hat der Ehe im

Hinblick auf den bekannten Ausspruch des Apostels grundsätzlich entsagt. Auf die Dauer fühlte er sich indeß in Wien nicht mehr zufrieden und sehnte sich heraus. Ein Freund des Stilllebens war er trotz aller häufiger Betheuerungen des Gegentheils niemals gewesen. Die Zurückhaltung von den politischen Geschäften, die ihm auferlegt war, ging gegen seine Natur; daß man ihm als Protestanten nie recht traute, wußte er recht gut und wurde ihm in der letzten Zeit aufs neue deutlich, als man ihn bei der aufgegangenen Vorstandschaft der kaiserlichen Bibliothek, auf die er gerechnet hatte, rücksichtslos zurücksetzte. Ja das heillose Mißtrauen der officiellen Kreise ging soweit, daß man ihm sogar die Veröffentlichung der Fortsetzung seiner Schweizergeschichte untersagte. So richtete er sein Auge in allem Ernste wieder nach Berlin, obwohl er sich sagen mußte, daß er seit seiner Uebersiedelung nach Wien sich besondere Ansprüche auf Dank von Seiten der preußischen Regierung nicht erworben habe. Mit der deutschgesinnten Partei hatte er in der Kaiserstadt allerdings Fühlung behalten und man trug sich in ihren Kreisen mit dem freilich kühnen Wunsche, die Höfe von Wien, Petersburg und Berlin einander näher und so eine neue Coalition gegen Frankreich zu Stande zu bringen. Angeblich um in diesem Sinne zu wirken, ging M. im Anfange des Jahres 1804 zunächst nach Dresden und von da nach Berlin; höchst wahrscheinlich sollte der von ihm übernommene Auftrag eben nur ein Vorwand sein, um seine eigenen Angelegenheiten zu fördern. Er fand hier, wenn auch nicht für seinen Auftrag, so doch für seine Person die entgegenkommendste Aufnahme; alles dazwischen liegende schien rein vergessen und er fühlte sich „wie ein aus der Fremde gekommener Sohn“. So gewann der Wunsch, M., den gefeierten Geschichtschreiber an Berlin zu fesseln, am Hofe rasch eine greifbare Gestalt; M. erhielt den Antrag, als geheimer Rath, beständiger Secretär der Akademie und Historiograph des königlichen Hauses &c. zugleich mit einem für jene Zeiten hohen Gehalte in preußische Dienste zu treten, und, wie vorauszusehen, nahm er mit Freuden den Antrag an. Sein liebster Wunsch war so erfüllt, unter den ehrenvollsten Bedingungen war ihm in Berlin in dem Augenblicke eine Freistätte eröffnet, in welchem die Stellung in Wien für ihn zum mindesten allen Reiz verloren hatte. —

Mit der Uebersiedelung nach Berlin beginnt der anziehendste und zum Theil wichtigste Abschnitt in Müller's Leben. Der preußische Staat, gestützt auf die Segnungen des Friedens, befand sich in einem blühenden Zustande und keine Stimme wurde laut, die vor den Gefahren der scheinbar so erfolgreichen Neutralitätspolitik gewarnt hätte. Mit höchster Genugthuung trat M., ein willkommenes Mitglied, in den Kreis ausgezeichneter Männer, die „Berlin zu einer Freistätte und einem Mittelpunkte deutscher Art und Kunst und aller vernünftigen Freiheit zu machen“ entschlossen waren. Seine Stimmung war die heiterste der Welt, seine in Wien zuletzt gesunkene Schaffenslust erwachte von neuem und er griff die verschiedensten Arbeiten zu gleicher Zeit an. Er nahm die Ordnung seiner Sammlungen für die geplante Universalgeschichte wieder auf, besorgte eine neue revidirte Auflage der drei ersten Bände der Schweizergeschichte und legte an den vierten Band die letzte Hand an. Außerdem übernahm er die Herausgabe von Herder's historischen Schriften und schrieb die bekannte geschichtliche Einleitung zum „Cid“. Endlich fing er ernstlich an, sich in die preußische Geschichte zu vertiefen und erhielt bald den Auftrag von Seiten des Königs, vor allem die Geschichte Friedrichs d. Gr. zu schreiben. Seine akademische Rede „Ueber die Geschichte Friedrichs II.“ hatte dazu die nächste Veranlassung gegeben. Friedrich Wilhelm III. hatte in einem Handbillet die ehrende Erwartung ausgesprochen, „daß dies ein Werk sein würde, das des Geschichtschreibers des Schweizerbundes würdig wäre, und schwerlich einem andern je so vollkommen

gelingen wird". Das Vertrauen des Königs zu M. und seine würdige Vorstellung von der Aufgabe der Geschichtschreibung war so groß, daß er ihm die „uneingeschränkte Benutzung" der Archive decretirte und ihn von der herkömmlichen Censur ausdrücklich befreite. M. schritt hierauf in der That zur Durchforschung des archivalischen Materials. Damit war indeß der Kreis seiner Arbeiten in diesem Jahre noch keineswegs erschöpft. Er studirte die venetianischen Relationen, die in die Berliner Bibliothek gelangt waren, und war somit einer der ersten, der ihre Bedeutung als Geschichtsquelle ersten Ranges erkannte. Ferner: mit Woltmann hat er den Plan, eine systematische Sammlung der Geschichtsquellen des Mittelalters in Verbindung mit der Akademie d. W. zu unternehmen, in einsichtige Erwägung gezogen. Hierzu kam eine fortgesetzte Thätigkeit als Recensent, insbesondere für die Jenaer A. Lit. Zeitung, zu welcher ihn der ihm freundschaftlich verbundene Goethe und zugleich das Andrängen namentlich der jüngeren Historiker im Zusammenhange mit seiner eigenen Neigung bestimmte. Allerdings hat er hierbei häufig seine Humanität zu laut mitsprechen lassen, aber andererseits ist hervorzuheben, daß er auf diesem Wege doch manches, der Ermunterung bedürftige jugendliche Talent in seiner Entwickelung gefördert hat. Sein Ansehen wie sein Einfluß auf die jüngere Generation der Historiker war im Steigen: eine Reihe derselben, wie Woltmann, Luden, Bredow, Dippold, Friedrich von Raumer verehrten ihn als Meister und Leitstern, und er selbst brachte ihrer Zuneigung ein unermüdliches, stets bereites Wohlwollen entgegen. Wie man über diesen seinen Einfluß denken mag, gewiß ist, er hat in der That eine Art von historischer Schule gegründet, wiewohl er niemals akademischer Lehrer gewesen ist. Seine Verbindungen nach allen Seiten gingen überhaupt weit: sein Briefwechsel war nach wie vor umfassend, und es ist oft genug anerkannt worden, daß derselbe zu den interessantesten und lehrreichsten seiner Art gehört, obwohl er nicht in vollständiger Gestalt vorliegt und die Vorsicht des Herausgebers seiner Werke — seines Bruders Georg — uns vieles Charakteristische vorenthalten hat. Die wachsende Gefahr und Verwirrung der Zeitverhältnisse gestattete M. freilich nicht, sich auf die Ausführung seiner wissenschaftlichen Arbeiten und Pläne zu concentriren; im Gegentheil, der Augenblick war gekommen, der ihn rasch wieder vom Strudel der großen Politik erfassen ließ, und seine eigene Neigung war nun einmal so beschaffen, daß er dieser Versuchung keinen Widerstand entgegensetzte; dies um so weniger, als die öffentliche Meinung gerade ihn als den Mann bezeichnete, der durch sein Talent und seine Gesinnung unter den gegebenen Umständen der guten Sache wahrhaft nützlich werden konnte. Man täuschte sich ja in den politischen Kreisen Berlins nicht mehr darüber, daß die Stunde nahe, in welcher der preußische Staat aus seiner Neutralität würde heraustreten und zum Schwert gegen den Zwingherrn greifen müssen. Es gab hier eine Kriegspartei und M. neben dem Prinzen Louis Ferdinand und dem Minister Freiherrn von Stein war eines der rührigsten und lautesten Mitglieder derselben. Die der Vollendung entgegengehende Universalherrschaft des Corsen erklärte er wiederholt und aus allen Tönen als das schwerste Unglück, das der Welt, der Cultur und der Freiheit begegnen könne, und wurde nicht müde, je bedenklicher die Lage der Dinge wurde, um so ungestümer in die Kriegstrompete zu stoßen und zur Vereinigung Aller gegen den gemeinsamen Feind aufzurufen. Die hohe und maßgebende Rolle, die Preußen nach seiner Vergangenheit und Macht in dem erhofften Entscheidungskampf zufallen würde, hat er wiederholt und ohne Vorbehalt und enthusiastisch verkündet, und es würde, ihn selbst mit eingeschlossen, es Niemand für möglich gehalten haben, daß er seine Sache jemals von dem preußischen Staate würde trennen können. Als der Berliner Hof dann endlich der heraus-

fordernden Demüthigungen, welche Napoleon über ihn zu verhängen fortfuhr, müde, die Hand an das Schwert schlug, war es wieder M., der diesen Entschluß aufs Freudigste begrüßte und aufs Nachdrücklichste vertrat. Und als es sich auf Stein's Rath darum handelte, das preußische Volk von diesem Entschlusse in Kenntniß zu setzen, verstand es sich ganz von selbst, daß M. mit diesem Auftrage beehrt wurde, dessen Ausführung freilich durch den unerwartet schnellen Ausbruch des Krieges vereitelt wurde. Als der König in seinem kriegerischen Entschlusse schwankend wurde, erklärten sich die Brüder desselben, wie der Prinz Ludwig Ferdinand entschieden dagegen. Im Auftrage des letzteren verfaßte M. eine Vorstellung an den König zum Zwecke der Entlassung seiner unzuverlässigen Räthe — Haugwitz, Beyme und Lombard — und die genannten Prinzen wie Stein nebst den Generälen Phull und Rüchel unterzeichneten sie. Der König nahm aber diese Einmischung übel, und M. empfand es als einen Act der Ungnade, daß ihm beim Ausbruche des Krieges die Abfassung des Kriegsmanifestes nicht übertragen wurde. Hinterher pries er freilich die Fügung, „welche ihn von der Geschäftslaufbahn entfernte“.

Was nun geschah ist bekannt. Die Ereignisse, die die unerwartete Niederlage der preußischen Waffen und der Zusammenbruch des preußischen Staates herbeiführte und begleitete, können und brauchen an dieser Stelle des Näheren nicht auseinander gesetzt zu werden. Nicht minder überraschend aber als die große Katastrophe war die Haltung, zu welcher ihr gegenüber sich M. entschloß. Sagen wir es kurz, sein Charakter wurde bei dieser Gelegenheit auf die Probe gestellt und er hat sie so schlecht als möglich bestanden. Er wurde gewogen und zu leicht befunden. Napoleon zog als Sieger in Berlin ein; der König und der ganze Hof war nach Memel geflüchtet; M. hatte es aber vorgezogen in Berlin zu bleiben; das einzig richtige für ihn nach allem Vorausgegangenen wäre aber gewesen, demselben zu folgen und sein Schicksal zu theilen. Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt, M. hat in diesem Falle aber unleugbar vor Allem an sich gedacht; oder war der Staat Friedrich d. Gr., für welchen er sich Jahre hindurch als eine providentielle Schöpfung so heiß begeistert hatte, nun plötzlich ein Erzeugniß des Zufalles, an welches man beim ersten, wenn noch so schweren Sturze plötzlich allen Glauben verlieren und an dessen Fähigkeit, sich wieder zu erheben, man verzweifeln mußte? Ein Mann wie M., der von seinem in der That oft bewährten politischen Scharfblick so erfüllt war, hätte doch sich dem Eindrucke des Momentes nicht in dem Maße gefangen geben und etwas weiter denken sollen. Indem er dieses aber nicht that, kam bei dieser Gelegenheit seine Charakterlosigkeit, verbunden mit einer Dosis Eitelkeit und Selbstsucht, in betrübender Weise zu Tage. Die Franzosen kannten ihren Mann und der moderne Attila hatte sich ihn als Opfer ausersehen. M. wurde von den Franzosen mit gesuchter Aufmerksamkeit behandelt, von allen Lasten der Einquartierung blieb er befreit und sein Gehalt wurde ihm nach wie vor ganz ausbezahlt, während sämmtliche preußische Beamte von staatswegen auf Halbsold gesetzt wurden. Und mehr als dieses, Napoleon erwies M. die Auszeichnung, ihn zu einer Audienz zu befehlen; in der That eine auffällige Großmuth, denn es hatte dem Sieger unmöglich unbekannt bleiben können, welche Sprache M. noch vor einigen Wochen gegen ihn geführt hatte. Ob übrigens dieses artige Benehmen des Kaisers aus dessen eigener Initiative hervorging, steht doch dahin; es liegt nämlich actenmäßig vor, daß M. in einem Briefe an den Fürstprimas von Dalberg seine Bewunderung für Napoleon ausgesprochen und den Wunsch hinzugefügt hatte, von diesem bemerkt zu werden. In der That, er hatte innerlich seinen Frieden mit dem Kaiser längst gemacht und sich mit der Hoffnung befreundet, von ihm herangezogen und verwendet zu werden, ehe er ihm gegenüberstand. Am

20. October (1806) fand die oft besprochene Audienz statt, in welcher sich die bereits eingeleitete Bekehrung, der Abfall Müller's vollendete. Napoleon hatte leichtes Spiel mit ihm, von einem Sträuben war keine Rede. „Es war einer der merkwürdigsten Tage meines Lebens. Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er mich erobert.“ M. hatte ja schon vorher eingesehen: „Gott hat ihm das Reich, die Welt gegeben“, und war bereit, „bei der großen Weltumschaffung, wenn nicht mitzuwirken, doch sie wenigstens ganz unparteiisch zu beschreiben.“ Und jetzt schreibt er: „Die von dem morsch gewordenen Alten nutzlos verschwendeten Kräfte müßten auf das Neue übertragen werden, man müsse sich umdenken.“ Preußen hatte er aufgegeben. „Auf dieses Land läßt sich kein sicherer Schluß mehr machen. Vorausgesetzt, es werde ganz unhaltbar, so muß abgewartet werden, ob der, dem Alles gegeben ist, eben auch über mich gebeut, in welchem Falle nicht zu widersprechen ist. Vergißt er mich, so daß ich hin kann, wo mir sonst gut zu sein scheint, so würde ich die Schweiz gewiß allem vorziehen.“ Selbst in einem Falle, wo er öffentlich Farbe bekennen mußte, wurde es ihm nicht mehr möglich, die plötzliche Umwandlung seiner Gesinnung zu verhüllen. Am 29. Januar sollte er in der Akademie über Friedrich d. Gr. reden. Die Aufgabe war freilich nicht leicht, aber er hat sie mit möglichst geringem Tacte gelöst. Daß er die Rede in französischer Sprache hielt, möchte hingehen, aber es war doch das Uebermaß der an Hohn grenzenden Schwäche, wenn er unter Anderem dem Schatten des Siegers von Roßbach in wenig verhüllten Worten Freude über den Sturz seines Staates zumuthete. So bricht Schlag um Schlag die feige Gesinnungslosigkeit des Apostaten durch. Er geht so weit, in dem Rheinbunde den Kern der Wiedergeburt Deutschlands und einer Gesammtverfassung desselben zu erblicken und zu rühmen; man liest es freilich zwischen den Zeilen durch, daß ihm eine maßgebende Stelle bei demselben nicht zuwider sein würde. Die Hoffnung auf eine derartige Erfüllung seiner schlecht verhehlten Wünsche stellte seine Geduld gleichwol einigermaßen auf die Probe und doch hatte er inzwischen Schritte gethan, seine Entlassung aus dem preußischen Staatsdienste zu erhalten; die Vorwände, mit welchen er diesen Entschluß zu beschönigen suchte, vermögen übrigens Niemanden zu täuschen. Der Bescheid von Memel aus erfolgte übrigens nicht sogleich: man hätte ihn ja auch am liebsten festgehalten; selbst die Königin Louise, die ihn als begeisterten Patrioten verehrt hatte, wendete sich in diesem Sinne an ihn, aber vergeblich. So geschah denn zuletzt sein Wille, er erhielt, was er verlangt hatte, in trockenen Worten und hörte auf ein Bürger seines Adoptivvaterlandes zu sein. Das erwartete Wort Napoleons blieb noch immer aus. In dieser Zeit des Hangen und Bangens, die für ihn um so peinlicher war, als bereits von überall her die verdammenden Anklagen wegen seines Abfalls sich gegen ihn rührten — der vernichtende Absagebrief von Gentz ist bekannt — gelangten an ihn von Stuttgart her Anerbietungen einer Professur in Tübingen, die dem ehemaligen Göttinger Historiker und jetzigen Curator der gedachten Universität, Spittler, nicht fremd waren. M. lehnte sie nicht geradezu ab, fing am Ende sogar an zu packen und sich zur Abreise zu rüsten. Indessen täuschte er sich gewiß selbst nicht darüber, daß eine Wirksamkeit der Art, zumal bei seinem vorgeschrittenen Alter, nicht seine Sache sei. War ihm durch den Freiherrn v. Stein doch zu gleicher Zeit die Aussicht eröffnet worden, an der neu zu gründenden Universität Berlin eine passende Stellung zu finden; wir wissen aber nicht, ob er diese Möglichkeit überhaupt nur in Ueberlegung gezogen hat. Gleichwol trat er noch im October 1807 die immer wieder verschobene Reise nach Tübingen wirklich an, aber unterwegs ereilte ihn in Frankfurt a. M. sein Verhängniß in der Gestalt eines französischen Couriers, der ihn schleunigst nach Fontainebleau befahl und ihn durch die Ernennung zum Minister-Staatssecretär

des neugebildeten Königreiches Westfalen überraschte. M. gehorchte, als ob Napoleon ihm überhaupt etwas zu befehlen hätte. Er gab zwar zu verstehen, daß er irgend ein anderes, weniger heikles Amt vorgezogen hätte, aber immerhin, er eilte nach Fontainebleau und erhielt hier, freilich ohne den Kaiser zu sehen, die definitive Bestallung und trat sein Amt in Kassel, als Minister Jérome's, an. Er konnte sich zwar des Gefühles nicht entschlagen, welch' einen gewagten Schritt er hiermit that, aber einerseits sein Ehrgeiz, andererseits die Selbsttäuschung, daß er gerade in dieser Stellung der guten Sache und der deutschen Nation nützen könne, betäubte alle Bedenken, die ihn vor diesem Entschlusse hätten warnen sollen. So ließ er sich verlocken und verfiel seinem Schicksale, d. h. der gefährlichen Neigung seiner Natur, die am Ende nicht darin bestand, daß er sich zu staatsmännischem Wirken berufen hielt, sondern daß er ohne Auswahl und Unterschied sich jedem ergab, der die Hand nach ihm ausstreckte und ihm die Befriedigung seines Ehrgeizes in Aussicht stellte. Es war ein Irrthum, wenn M., indem er sich im Widerspruch mit seinen ein ganzes Leben hindurch bezeugten Grundsätzen von Napoleon mißbrauchen ließ, zu verstehen gab, er habe die angebotene Rolle eines Vermittlers zwischen Deutschland und dem Kaiser nicht zurückweisen wollen. Zwischen Deutschland und Napoleon gab es eben nichts mehr zu vermitteln und jeder solcher Vermittelungsversuch bedeutete nur die Verlängerung der nationalen Schmach und die Steigerung in der Verwirrung der Geister. Wenn also sein Uebergang zu Napoleon mit einem fast allgemeinen Sturm der unverdorbenen öffentlichen Meinung in Deutschland beantwortet wurde und die meisten seiner alten Freunde sich trauernd von ihm abwendeten, so durfte sich M. um so weniger darüber beklagen, je höher er bis dahin gestanden und je lauter er für die nationale Ehre und die Sache der Freiheit eingetreten war. Freilich ist ihm auch die bitterste Enttäuschung nicht erspart worden; die zerschmetternde Einsicht, zu der er bald genug kam, daß er seinen guten Namen an eine verwerfliche Sache dahingegeben, muß uns mit seiner Schuld einigermaßen versöhnen. Trotz dieser seiner Verirrung und seiner eiteln Schwäche war er doch zu gut gewesen, dem gewissenlosesten aller Tyrannen zum Opfer zu fallen. Die Schwäche Müller's erbittert freilich auch den milden Richter, wenn er erfährt, daß M. später, um sich aus der schiefen Stellung, in die er sich hatte verlocken lassen, mit einigem Anstand zu befreien, sich Napoleon als seinen Geschichtschreiber empfehlen ließ, nachdem er „durch dessen Sieg die schöne Aufgabe verloren, derjenige Friedrich d. Gr. zu werden“. Bekanntlich fand M. die übernommene Last seines neuen Amtes so unerträglich schwer, daß er schon nach einigen Wochen den König Jérome „aus Gesundheitsrücksichten“ um Enthebung von demselben bat. Er erhielt sie und wurde dafür zum Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts ernannt. Aber auch diese Aufgabe war schwierig und undankbar und M. wurde es endlich deutlich, welche unüberbrückbare Kluft das deutsche und das französische Wesen, die deutsche und französische Denkweise von einander schied. Er hat in dieser Stellung zwar das menschenmögliche geleistet, er hat manches Gute gewirkt, manches Böse verhindert und die ihm anvertrauten Anstalten vor cynischer Vergewaltigung und peinigendem Mißtrauen nach Kräften zu schützen versucht, aber er begriff doch bald genug, daß sein guter Wille der Unverschämtheit und Anmaßung der französischen Umgebung des Königs nicht gewachsen sei. Die übermüthigen Diener Jérome's, die er aus Frankreich mitgebracht hatte, lachten M. im besten Falle aus, wenn er mit seinem gutmüthigen Idealismus und mit seinen besten Absichten ihnen lästig fiel. Und doch ließ er sich immer wieder beruhigen, wenn nur etwa sein Behagen am öffentlichen Auftreten vorübergehend einige Befriedigung gewährte. Er kann es nicht verbergen, wie glücklich er war, als er den König bei seinem Besuche in Göttingen und Halle begleiten, ihn an der Spitze der Corporation

mit einer feierlichen Rede begrüßen und die Universitäten seinem Wohlwollen empfehlen durfte. Und wie schmeichelte es ihm, daß er berufen wurde als officieller Redner den ersten westfälischen Reichstag zu entlassen. Die Rede liegt gedruckt vor und wer wollte behaupten, daß sie M.'s innerster Ueberzeugungen, seiner Vergangenheit und der inzwischen gemachten Erfahrung würdig war? Indessen alles dieses änderte nichts an der Unerträglichkeit seiner Lage, denn eine jede solche Auszeichnung mußte er mit neuen Demüthigungen und Kränkungen bezahlen. In dieses glänzende Elend, in dieses Jammerleben warf neben seinem lebhaften religiösen Sinn nur noch die Beschäftigung mit seinen historischen Studien und Arbeiten und der briefliche Verkehr mit den ihm noch befreundeten Gelehrten und seinen Angehörigen in der Schweiz, namentlich seinem Bruder Georg, einen Schimmer von Trost. Seine vortreffliche Mutter war längst dahin gegangen. Die Correspondenz mit Bonstetten hatte nie ganz aufgehört, aber im Verlaufe der Zeit ihre Bedeutung wesentlich verloren. Müller's letzter Brief an seinen Freund ist vom 1. April 1809 datirt. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten lag ihm die Weltgeschichte und die Schweizergeschichte nach wie vor am Herzen. Wie hätte er aber in Kassel Zeit finden sollen, sie erheblich zu fördern. In der Vorrede zum vierten Theile hatte M. noch von Berlin aus das baldige Erscheinen eines fünften in Aussicht gestellt. Jedoch schon dort rückte die Arbeit unter dem Drucke der Zeit und seiner eigenen Lage bald nur langsam vorwärts und in Kassel gerieth sie vollends in das Stocken. Auf Bonstetten's Rath schickte er nun soviel als eben vollendet war als erste Hälfte des fünften Bandes nach Leipzig, der im November 1808 im Drucke erschien. Er umfaßt den Zeitraum von den Burgunderkriegen bis zum Ausbruch des sogen. Schwabenkrieges (1476--1499). Kaum daß M. Zeit gefunden hatte zu einer Vorrede, die zugleich ein recht sprechendes Zeugniß seiner gedrückten Stimmung ablegt. Unvollendet also hinterließ er das Werk seines Lebens der Nachwelt. Seine Lage war immer verzweifelter geworden und doch wollte sich keine Befreiung aus ihr mehr finden lassen. Es tauchte zwar von Seiten seiner Freunde in der Schweiz gerade jetzt der Plan auf, ihn durch die Tagsatzung in sein Vaterland zurückzurufen, damit er hier in gesicherter Muße sein Werk vollende, aber ehe dieses Project irgend eine greifbare Gestalt gewann, trat der Erlöser Tod dazwischen und gab dem Lebensmüden die verscherzte Freiheit wieder. Das Maß war voll. Eine persönliche Roheit Jérome's, durch dessen Verdruß über die Dörnbergische Erhebung hervorgerufen, warf den Erschöpften auf das Krankenlager und am 11. Mai 1809 schloß er seine Augen auf immer. Ein Denkmal, das ihm der damalige Kronprinz von Baiern, Ludwig, der zu Müller's Verehrern gehörte und unter Anderem seinen Rath für die von ihm geplante Walhalla in Anspruch genommen hatte, gesetzt hat, bezeichnet die Stelle seiner Ruhestätte. So tragisch endete der Mann, den die Natur reich wie Wenige ausgestattet hatte, der sich zu Hohem in Wort und That berufen hielt, der als Schriftsteller Unvergängliches geleistet hat, den aber leider sein Ehrgeiz die Grenze seines Talentes und seiner Kräfte nicht zur rechten Stunde erkennen ließ.

Müller's Nachruhm ist zu seinem Glücke nicht an seine staatsmännischen Versuche, sondern an seine Leistungen als Schriftsteller, in erster Linie als Geschichtschreiber geknüpft. Und hier wieder sind es seine Schweizergeschichte und die 24 Bücher Allgemeiner Geschichte, die in erster Linie in Frage stehen, und auf welche wir kurz zurückkommen wollen. Das letztere Werk, erst nach Müller's Tode veröffentlicht und eine Abschlagszahlung für das von ihm seiner Zeit geplante umfassende Werk über die Universalgeschichte, nimmt in der Reihe der deutschen universalhistorischen Litteratur einen hervorragenden Platz ein und hat ihn trotz der dazwischen liegenden Fortschritte der historischen Forschung auf

allen Gebieten bis auf den heutigen Tag behauptet. Es zeichnet sich zunächst durch den seltenen Vorzug aus, daß es die gesammte Summe des schwer zu bewältigenden Stoffes in stramm geschlossener Einheit wie eine Einzelgeschichte zusammenfaßt und in fest gefügtem Zusammenhang wie in treffender Auswahl vor uns vorüberführt. M. war wirklich zum Universalhistoriker berufen. Er vermeidet jede Einseitigkeit und verfällt in seltenen Fällen einer Voreingenommenheit nach dieser oder jener Seite hin. Er besitzt, wie man mit Recht gesagt hat, ein Mitgefühl für die Zeiten, die er beschreibt und hat stets die höchste Aufgabe der Menschheit vor Augen, oder wie er sich (im J. 1794) selbst ausdrückt: „Mein Hauptwerk, das Geheimniß alles Guten, was in meinen Schriften sein oder darein kommen kann, ist, aller Zeiten, die ich zu schildern habe, möglichst gegenwärtig zu sein, sie zu schauen, und dieses supponirt, daß ich Alles aus den Quellen und zwar so viel möglich von Männern wisse, die, was sie haben, selbst gesehen oder gethan“. Er versteht es zugleich, den inneren Zusammenhang zwischen den verschiedenen Epochen und die Continuität der Entwickelung der Gesammtheit und der einzelnen Völker zu erfassen und verständlich zu machen. Dabei ist bei ihm aber von keiner philosophischen Behandlung der Geschichte die Rede; die Speculation und was damit zusammenhängt hat er grundsätzlich stets von sich fern gehalten; er hatte freilich auch keine Anlage dazu mitgebracht. Er ahnte in der Geschichte zwar ein verborgenes Walten der Vorsehung, wagte jedoch nicht, das Geheimniß derselben zu erkennen und erörtern zu wollen. Ein hervorstechender Charakterzug des Werkes wie seiner Geschichtschreibung überhaupt ist ferner die lehrhafte Tendenz desselben, der didaktische Pragmatismus, der die Geschichte als eine Schule der praktischen, vor allen auch der staatsmännischen Weisheit ansieht und von der Voraussetzung ausgeht, die sich bisher freilich im Grunde wenig bewährt hat, daß die Menschen durch das Studium der Geschichte und die von ihr gegebenen Lehren und Beispiele weiser und besser werden können und sollen. Was den wissenschaftlichen Werth des Werkes anlangt, so wird das entscheidende Urtheil bei einer Arbeit der Art nicht von der Kritik der vorgetragenen einzelnen Thatsachen ausgehen dürfen; doch aber ist nichts gewisser, als daß M. in dieser Beziehung an Anstrengung es nicht hat fehlen lassen. Und war die Kritik notorisch nicht seine vornehmliche Stärke, so hindert das nicht, daß das grundsätzliche Zurückgehen auf die ihm erreichbaren, oft abgelegenen Quellen seiner Darstellung eine Sicherheit und einen Reiz verleiht, welchen wir bei anderen und kritischen Werken vergeblich suchen. In dem gegebenen Falle ist die treffende Auffassung der geschilderten Zeiten und Völker offenbar die Hauptsache, und da muß zugegeben werden, daß M. in der großen Mehrzahl der Fälle das Richtige getroffen hat. Es sind allerdings die drei großen Epochen der Geschichte nicht alle gleichmäßig durchgearbeitet, aber ihr Inhalt und ihre Bedeutung ist fast stets mit glücklichem Tacte erkannt und dargestellt. Der Behandlung der neuen Zeit läßt sich dieser Vorzug vielleicht am wenigsten nachrühmen, schon darum, weil die Erzählung an der Schwelle der großen Revolution innehält, während doch die gesammte Entwickelung der Dinge auf eine solche Katastrophe hindrängt. Die befriedigendste Wirkung bringt die Darstellung des Mittelalters hervor. Müller's principielles Verdienst in dieser Richtung haben wir schon angedeutet. Vor übertriebener Hochstellung der geschichtlichen Bedeutung des Papstthums und der Hierarchie hütet er sich jetzt mit größerer Vorsicht, als er dies z. B. in den „Reisen der Päpste“ gethan. In der Kunst der Charakteristik einzelner Persönlichkeiten leistet er ungewöhnliches: mit ein paar Strichen stets eine correcte Zeichnung von Personen und Ereignissen zu geben, verlangte einen Meister. Genug, was man Alles mit Recht und Unrecht an dem Werke auszusetzen und

zu vermissen gefunden hat, es bleibt ein genialer Wurf, dem unsere Litteratur nichts Gleiches oder Aehnliches an die Seite zu stellen hat.

Die Schweizergeschichte ist es, die, wie wir wissen, gleich bei dem Erscheinen des ersten Bandes die allgemeine Aufmerksamkeit auf M. gelenkt und seit der Veröffentlichung der neuen Bearbeitung desselben und der darauf folgenden Theile ihn in wachsendem Verhältniß zum berühmten Mann gemacht und nahezu nach dem allgemeinen Urtheile ihm über alle anderen zeitgenössischen Historiker den Platz angewiesen hat. Daß die Unruhe seines späteren Lebens ihm nicht gestattet hat, auch die neuere Geschichte der Schweiz, namentlich die Epoche der Reformation darzustellen, bleibt stets zu bedauern, denn gerade dieser gewaltige Stoff hätte ihm Gelegenheit geboten, das, was die Stärke seiner historiographischen Kunst ausmacht, mit unzweifelhaft glänzendem Erfolge zur Geltung zu bringen. Mit unserm Urtheile haben wir uns aber an das Vollendete und Vorliegende zu halten. M. hat es selbst oft genug ausgesprochen, er wollte ein Kunstwerk liefern und stellte selbst die höchsten Anforderungen an sein Unternehmen. Die historischen Meisterwerke der alten Welt schwebten ihm vor Augen, und er traute sich zu, mit Erfolg mit ihnen wetteifern zu können. Bei einem Gegenstande wie die Schweizergeschichte war die Schwierigkeit, die einem solchen Ziele entgegenstand, freilich ganz besonders groß. Es verlangte eine ungewöhnliche Gabe der Darstellung, die Einheit in der Vielheit, die Vielheit in der Einheit festzuhalten. Man hat oft an dem Werke getadelt, daß es dieser Anforderung in zu geringem Maße nachgekommen sei, man übersieht aber dabei, daß der vollkommenen Lösung derselben von der Natur des Stoffes eine Schranke gezogen war, die keine Kunst überspringen konnte. Das, worauf es vor Allem ankam, die Entstehung und Ausbildung der Eidgenossenschaft zu schildern und zugleich das Leben der einzelnen Theile derselben zur Anschauung zu bringen, ist, was die formale Seite der Aufgabe betrifft, im Wesentlichen als gelungen zu betrachten. Die wohl überlegte Disposition des Ganzen, das schnellere und langsamere Vorschreiten des Bundes, die Schilderung der günstigen und retardirenden Ereignisse, der stete Hinblick auf die allgemeine Gestaltung der Verhältnisse im Abendlande — alles dieses ergreift und fesselt den unparteiischen Leser mit immer neuer Gewalt. Der Darstellung der Geschichte des 14. und 15. Jahrhunderts wird gewöhnlich die höhere Anerkennung gezollt; den Preis verdient vielleicht die Schilderung der Burgunder Kriege und Karl's des Kühnen, bei welcher M. die volle Kraft seiner Gabe der Erzählung und Charakteristik entwickelt. Allerdings ist M. von einer gewissen manchmal forcirten Manier und der oft gesuchten Nachahmung der Alten nicht frei zu sprechen; es wollte aber etwas heißen, für die Specialgeschichte eines Landes, das seit drei Jahrhunderten sich dem Reiche entfremdet hatte, die Theilnahme der Gebildeten der deutschen Nation in dem Maße zu erwecken, daß sie dem Werk den Platz vor allen anderen historiographischen Leistungen der Epoche bereitwillig einräumten. Der Grund dieses Erfolges liegt zum guten Theile in dem Schwunge der Darstellung und in dem patriotischen Geiste, von welchem das Buch beseelt ist. Es sollte ja nach des Verfassers Absicht ein Lehrbuch vaterländischer Gesinnung und staatsmännischer Weisheit sein. Man hat M. mit Recht nachgerühmt, daß er deutsche Gelehrsamkeit mit der geistvollen, lebendigen Darstellung der Franzosen vereinigt. Er versteht es, dem kalten Stein Leben einzuflößen und innere Zustände wie äußere Vorgänge mit seltener Kunst zu schildern. Seine Schlachtgemälde sind oft genug gerühmt worden. Das Leben der Höfe, der Ritter und Bauern des Mittelalters hatte noch kein Historiker mit solcher Anschaulichkeit zu schildern versucht. Es war wie eine neu entdeckte Welt, in welche er den Blick eröffnete, und an der Wirkung dieser Kunst änderte es nichts, wenn sich

gegen die Farbenmischung hier und da nicht ganz ungegründete Bedenken erhoben. Diese Vorzüge, verbunden mit tiefem Verständniß und nachdrücklicher Berücksichtigung des religiösen Lebens haben der Schweizergeschichte jenes Gepräge aufgedrückt, das man das romantische zu nennen pflegt, und welches in der erfolgreichen Behandlung der mittelalterlichen Geschichte und ihres specifischen Geistes seinen Schwerpunkt findet. So ist es auch gemeint, wenn man M. mit dem Aufkommen der romantischen Schule in causalen Zusammenhang setzt, nur daß es ihm niemals in den Sinn gekommen ist, das Mittelalter für die Normalepoche aller Geschichte auszugeben und zur Rückkehr in dasselbe einzuladen. Diese Narrheit hat er anderen überlassen. Wenn die Schweizergeschichte trotz dieser Vorzüge nicht bloß erst seit gestern an Volksthümlichkeit verloren hat und mit der Messiade insofern auf eine Linie gestellt wurde, als beide in demselben Maße wenig mehr gelesen werden als sie viel gepriesen wurden, so hat das seinen Grund zunächst darin, daß dieselbe hinter der rastlos fortschreitenden Forschung bald weit zurück blieb; aber für die sonstige Volksthümlichkeit derselben war dieser Umstand nicht entscheidend. Dieser erklärt sich zum Theil daraus, daß der enthusiastische, schwunghaft patriotische Ton, in welchem das Werk gehalten ist, nicht Stich gehalten hat, zumal der Verfasser selbst trotz der verkündigten schönen Grundsätze der Versuchung erlag. Außerdem, das Geschlecht der Bewunderer und Anhänger Müller's, das seinen Ruhm noch überall hin verkündigt hatte, starb allmählich aus und die nachfolgende Generation befreundete sich allmählich mit anderen nüchterneren Anschauungen. Die Vorliebe Müller's für aristokratische Verfassungen u. dgl. und die dann aufkommende Neigung für die demokratischen Regierungsformen wirkte dabei unverkennbar und um so stärker mit, als M. in diesen Dingen nicht immer die wünschenswerthe Objectivität hatte walten lassen. Dazu kommt nun aber noch ein anderes Moment, das wir bereits berührt haben. Die historische Kritik war überhaupt nicht Müller's Stärke; hat er doch wiederholt Veranlassung genommen, gegen die Anfechtung der Einheit Homers, der Echtheit gewisser Evangelien u. dgl. sich so entschieden als möglich auszusprechen. Wie das aber sein mag, gegenüber der Schilderung der Entstehung der Eidgenossenschaft und auch späterer Vorgänge war dieser historische Conservativismus nicht am Platze. M. schloß sich in dem angeführten Falle fast ganz an Tschudi an und dieser hat den in Frage stehenden Vorgang theils sogar absichtlich entstellt auf die Nachwelt gebracht. Allerdings schlug M. gelegentlich das Gewissen, aber bei dem Conflicte zwischen seinem Patriotismus und der kritischen Ueberzeugung unterlag die letztere. Hat doch die Weichheit seines Gemüthes und die überspannte Pietät für die fromme sagenhafte Ueberlieferung ihn sogar verführt, gegen sein besseres Wissen notorische Erdichtungen als Thatsachen vorzutragen. So konnte es nicht ausbleiben, daß die Schweizergeschichte von der nach einiger Zeit einsetzenden historischen Kritik überflügelt wurde und vor dem Forum der Wissenschaft in Betreff einzelner Abschnitte in Mißcredit gerieth. Als Werk der Litteratur wird sie jedoch unzweifelhaft ihre Bedeutung behalten und einzelne Abschnitte werden sicher stets zu dem gelungensten gezählt werden, was die Muse der Geschichte und die Kunst der Geschichtschreibung hervorgebracht haben.

Die Litteratur über J. v. M. ist außerordentlich groß. Ein Verzeichniß alles dessen, was über M. geschrieben worden ist, findet sich bei C. M. (Mägis): Die Schaffhauser Schriftsteller (Schaffhausen, S. 50—57). Im Folgenden wird nur das Wichtigste angeführt. In erster Linie steht die von Georg Müller besorgte Ausgabe der S. W. Müller's, inbegriffen seine Correspondenz, die sich freilich vielfache Beschränkung hat gefallen lassen müssen,

und zu letzterer ein Nachtrag von Maurer-Constant. Weiterhin zu beachten: C. L. v. Sinner, Bibliographie der Schweizergeschichte (Bern und Zürich) 1851, S. 2—9. — Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Litteratur seit Lessing's Tod. 4. Aufl. (Leipzig 1858). Bd. 1 u. 2. — J. C. Mörikofer, die schweizerische Litteratur des 18. Jahrhunderts (Leipzig 1861, S. 458 ff.). — Jul. Vogel, Schweizergeschichtliche Studien. Bonn 1864. (Vogel wie Mörikofer schöpften aus dem noch ungedruckten reichen handschriftlichen Nachlaß Müller's, namentlich des Briefwechsels, beide aber haben es leider unterlassen, die Zeitdaten der von ihnen benutzten oder gar angeführten Briefe hinzuzufügen). — Von jüngeren Zeitgenossen Müller's haben Heeren (Historische Werke, 6. Thl. S. 469) und L. Woltmann (Berlin 1810) über M. geschrieben. Das letztere Werk ist mehr für den Verf. charakteristisch als lehrreich über M. Vgl. auch Mezger, Das Leben Georg Müller's (1884) und des Unterzeichneten Geschichte der deutschen Historiographie (München 1885) stellenweise. Wegele.

Müller: Johann Gotthard (von) M., Kupferstecher, geb. den 4. Mai 1747 in Bernhausen O. A. Stuttgart, † den 14. März 1830 zu Stuttgart, war der Sohn eines Bauernschultheißen; seine Mutter stammte aus einem Pfarrhause. Von geistlichen Verwandten vorbereitet, kam er im 14. Jahre auf das stuttgarter Gymnasium mit der Absicht, von dort in das theologische Seminar (Stift) zu Tübingen überzutreten. Er machte gute Fortschritte in den Gymnasialfächern, doch ging er täglich auch eine Stunde in den öffentlichen Freihandzeichenunterricht der von Herzog Karl (Eugen) im J. 1761 errichteten Académie des Arts und erhielt dort gleich im ersten Jahre einen Preis. Der Herzog, durch die Lehrer auf sein künstlerisches Talent aufmerksam gemacht, ließ ihn wiederholt auffordern, sich ganz den Künsten zu widmen. M. widerstand aber, von Seiten seiner Familie darin unterstützt, längere Zeit. Wenige Tage ehe er in das tübinger Stift hätte aufgenommen werden sollen, gaben endlich Sohn und Vater dem erneuten Andringen des Herzogs nach. Der junge M. trat am 4. September 1764 mit einem jährlichen Stipendium von 100 Gulden in die (im J. 1766 nach Ludwigsburg verlegte) Akademie ein. Er erhielt seine Ausbildung in der Malerei durch den Professor Nic. Guibal, einen vortrefflichen Lehrer (vgl. Bd. X S. 102 ff.), bei dem er an Friedr. Heinr. Füger (Bd. VIII S. 177 ff.) u. A. auch tüchtige Mitschüler fand. Nach sechsjähriger Lehrzeit in der Akademie wurde M. durch herzogliche Ordre vom 18. Januar 1770 mit einem Jahresstipendium von 400 Gulden nach Paris geschickt — „zur Erlernung der Kupferstecherkunst, jedoch ohne die Malerei auf die Seite zu setzen". Wie M. selbst erzählt (Pro-Memoria vom 9. Januar 1797 bei Wagner, Gesch. der hoh. Carlsschule Bd. 2 S. 393 ff.), ward der neue Kunstzweig nicht aus eigener Wahl von ihm ergriffen, sondern „nach dem Willen" des Herzogs, der damit zum zweiten Male einen starken, aber glücklichen Druck auf die Richtung seiner Laufbahn übte. Karl war auf den Gedanken gekommen in seinem Lande auch die Kupferstecherei einheimisch zu machen und mit richtigem Blick wählten er und Guibal unter den Kunstzöglingen gerade unsern M. für die Durchführung dieser Absicht aus. Gotthard's Stärke lag offenbar nicht in schöpferischer Phantasie — man kennt von ihm keinen einzigen größeren Compositionsversuch —, noch in lebendiger Farbenlust — er gab in Paris das Malen so gut wie ganz auf —: wohl aber war er ein ganz vorzüglicher Zeichner und besaß überdies die selbstlose Gewissenhaftigkeit und zähe Arbeitskraft, welche der Kupferstecher vor anderen Künstlern nöthig hat. — In Paris, wohin M. im Juli 1770 kam, fand er an Joh. Georg Wille († zu Paris 1808), einem Hessen von Geburt, wieder einen ausgezeichneten Lehrer, dessen Achtung und Zuneigung er sich durch seinen

Fleiß, sein Talent und seine wackere Lebensführung in kurzer Zeit erwarb und zeitlebens erhielt (vgl. J. G. Wille, Mémoires et Journal p. p. G. Duplessis T. 1, 2. Paris 1857). Wille war neben G. F. Schmidt († zu Berlin 1775) damals der vorzüglichste Vertreter der sogen. stoffbezeichnenden oder, sagen wir lieber, malerischen Manier des Kupferstiches, welche jedem Materiale nach seiner Art, selbst nach seiner Farbe mit dem Grabstichel gerecht zu werden und dadurch die ganze malerische Wirkung eines Bildes wiederzugeben sucht. M., welcher, ehe er zu Wille kam, nie einen Stichel in der Hand gehabt hatte (vgl. Wille, T. 2 p. 42), machte sich die virtuose Technik des Meisters in überraschend kurzer Zeit zu eigen. Schon nach Verlauf eines Jahres konnte er unter ein theils mit dem Stichel, theils mit der Radirnadel ausgeführtes Blatt: „L'Innocence" neben „Guibal p." sein G. Miller sc. setzen (Müller schrieb er sich erst von 1772 an). Nach einigen weiteren Platten, welche er noch als Schülerarbeiten ansehen mochte, bezeichnete er einen Stich vom J. 1773, „Die Nymphe Erigone" nach einem Bilde des französischen Hofmalers R. Jollain als „erste Platte" und dedicirte ihn seinem Herzoge. Die härteste Lehrzeit war jetzt überwunden. Schon im J. 1774 suchte ihn Lavater mit einem schmeichelhaften Schreiben als Mitarbeiter für seine Physiognomischen Fragmente zu gewinnen; er lieferte ihm aber nur einige Vignetten (?) (Pfeiffer S. 168, welcher diese Notiz allein hat, sagt nicht, welche. Wir haben in Lavater's Werk nichts mit Müller's Namen bezeichnet gefunden; auch fehlen diese Vignetten im Werk Müller's bei Andresen, wie schon in dem unter Müller's Mitwirkung entstandenen Verzeichniß im Kunstblatt Jahrgang 1821 S. 366—67). M. schlug, wie er selbst in dem genannten Pro-Memoria sagt, in den letzten Jahren seines pariser Aufenthaltes manche Arbeiten aus, die ihm zwar die Bestreitung seines Unterhaltes sehr erleichtert, zugleich aber ihn gehindert haben würden, in seiner Kunst zu einer höheren Stufe zu steigen. Zunächst machte er im J. 1774 noch ein Blatt nach dem Maler P. A. Wille, einem Sohne des Kupferstechers, „La Joueuse de Cistre", wandte sich dann aber vorzugsweise dem Porträtstiche zu. Im J. 1775 stach er ein jugendliches Selbstporträt des Malers und damaligen Directors der pariser Akademie, J. B. M. Pierre und noch in demselben Jahre das (mit der Jahreszahl 1776 ausgegebene) Bildniß des Bildhauers Louis Leramberg (1614—1670) nach N. S. A. Belle. Mit diesem und dem im J. 1776 gestochenen Bildniß des Malers Louis Galloche (1670—1761) nach L. Toqué bewarb er sich um die Mitgliedschaft der pariser Akademie, welche ihn nach der Ausstellung der beiden Blätter am 30. März 1776 mit Beifall empfing und einstimmig aufnahm. Noch stach M. in diesem Jahre das Porträt seines Lehrers Wille nach einem im J. 1763 von J. B. Greuze gemalten Bilde, ein farbenwarmes, an Rembrandt erinnerndes Blatt, bei welchem sichtlich die Dankbarkeit die Hand des Künstlers leitete, wie es denn auch Wille selbst für das beste von fünf verschiedenen Bildnissen erklärte, die man von ihm gestochen habe. Der junge Meister schien nun gereift genug in seiner Kunst zu sein, um in der Heimath die Absichten seines Herzogs zu verwirklichen. Wol suchten ihn „die vortheilhaftesten Anerbieten im Namen des Königs" in Paris zurückzuhalten. „Il auroit été très-utile à Paris — schreibt Wille in seinem Tagebuch (T. 2 p. 42) — où il auroit fait revivre la bonne manière qu'on doit employer à graver le portrait". Auch erging von Cassel ein Ruf an ihn. Aber er hätte in der That unrecht und undankbar an seinem Landesherrn gehandelt, wenn er dessen Zurückberufung keine Folge geleistet hätte. Er ging im November 1776 nach Stuttgart zurück, wohin der Herzog im J. 1775 seine Residenz von Ludwigsburg und seine Militär-Akademie von der Solitüde, einem Lustschloß in der Nähe beider Städte, verlegt hatte. Auch die Académie des Arts, welche neben einer

aus der Stukkator- und Gartenknaben-Schule entstandenen Kunstabtheilung auf der Solitüde nur noch ein dürftiges Leben gefristet hatte, war nach Stuttgart versetzt und dem Gesammtorganismus der Militär-Akademie einverleibt worden. M. errichtete jetzt mit dem Titel eines „Premier Graveur de S. A.“ und eines „Professors der Kupferstecherkunst“ als besondere (8te) Abtheilung der Kunst die Kupferstecherschule. Sein Gehalt von 1000 Gulden war für jene Zeit nicht eben unansehnlich; aber hart für ihn war, daß es nicht gelang, einen zweiten Lehrer für die Anfänger, noch einen ausgebildeten Kupferdrucker für die neue Anstalt zu gewinnen. Er mußte deshalb auch diejenige Zeit, welche er unter andern Umständen wol für eigene Arbeiten hätte verwenden können, im Dienste der Anstalt verbrauchen. Wir haben aus jenen ersten Jahren nur ein einziges kleines Blatt von ihm, die für Lavater im J. 1778 nach Müller's eigener Composition gefertigte, ungemein wirkungsvolle Radirung, „der heilige Hieronymus“ (welche aber keine Stelle mehr in Lavater's Fragmenten fand). Es mochte daher für ihn keine kleine Versuchung sein, als ihn im J. 1779 die österreichische Regierung durch Vermittelung des Kunsthändlers Artaria in Wien nach Mailand rufen wollte, um dort unter Bedingungen, die er selbst hätte stellen dürfen, ein ähnliches Kupferstecher-Institut zu gründen, und vielleicht eine noch größere, als ihm in demselben Jahre der Director der pariser Akademie, Pierre, schrieb: „Wann werden die Umstände Ihnen gestatten hierher zu kommen und uns zu besuchen und selbst in Frankreich sich niederzulassen? Wir haben Ihrer nöthig!“ Allein zu den Verpflichtungen gegen den Herzog und zu der Anhänglichkeit an das Vaterland war im J. 1777 auch ein weiteres Band gekommen, welches M. an Stuttgart festhielt, die Verheirathung mit einer Stuttgarterin, dem „bildschönen“ 17jährigen Lottchen Schnell, deren Eltern damals den auch aus der Geschichte Schiller's und Schubart's als Sammelpunkt der schönen Geister Stuttgarts bekannten Gasthof zum Adler besaßen. Eine Erleichterung seiner Lehraufgabe fand M. dadurch, daß gleich sein erster Schüler Johann Friedrich Leybold (s. Bd. XVIII. S. 514 ff.) so einschlug, daß er ihn zum Unterricht der Anfänger verwenden konnte. Er machte ihn auch zu seinem Stellvertreter, als er mit seiner Frau im Frühjahr 1781 nach Paris ging (von Mannheim aus auch von dem jungen Maler Eberhard Wächter begleitet), um die erste größere Platte, die er in Stuttgart gestochen hatte, dort drucken zu lassen. Es war der Stich „Alexandre vainqueur de soi-même, (Alexander d. Gr., der dem Maler Apelles die schöne Kampaspe abtritt) nach dem Gemälde von Govaert Flinck in der Gallerie der Gemahlin des Herzogs, der Gräfin Franziska von Hohenheim, eine Arbeit, welche die pariser Freunde befürchten lassen mochte, daß seine Kunst in Stuttgart unter der Amtsthätigkeit einem schnellen Rückgange verfallen sei. Das Blatt ist wohl die schwächste von seinen Arbeiten aus jüngeren Jahren. Die Reise nahm für M. einen tief schmerzlichen Ausgang. Seine Frau wurde in Paris im Juli 1781 von einem tödtlichen Fieber weggerafft. Wie schön und liebenswürdig sie gewesen sein muß, läßt ein Bildniß erkennen, welches Müller's Freund von Paris her, Friedrich Tischbein († 1812) im J. 1780 von ihr und dem Töchterchen in Pastellfarben gemalt hat. Es spricht für das gute Herz und den gesunden Sinn der zweiten Frau, Rosine, der Tochter des Oberamtmanns Schott von Urach, welche M. wohl um des Kindes willen schon am 15. Jan. 1782 heimführte, daß ihre Liebe für ihn kein Hinderniß wurde (nach Vollendung des Stiches „Loth und seine Töchter“, nach Ger. Honthorst, 1782), im J. 1783 ein Werk in Angriff zu nehmen, mit welchem er der ersten Gemahlin ein unvergängliches Denkmal setzen wollte. Er stach das Gemälde Tischbein's und widmete es diesem. Es ist „La tendre Mère“, ein Blatt, welches die beiden vorhergehenden weit überragt. Fr. Tischbein malte (im J. 1782)

auch die zweite Frau, welche dem Gatten vier Söhne und zwei Töchter schenkte und ihn noch um vier Jahre überlebte. — Die Kupferstecherschule, zu welcher wir zurückkehren, war bald in besten Zug gekommen; sie zählte im J. 1781 schon acht Zöglinge und erfüllte jetzt die ihr gestellte ökonomische Aufgabe, „durch den industriellen Absatz ihrer Erzeugnisse die Kosten der Besoldungen und sonstigen Erfordernisse nicht nur zu decken, sondern auch einen Nettogewinn für die Akademie zu gewähren". Des Vorstandes Ruf aber war inzwischen so gewachsen, daß ihm im J. 1784 von dem französischen Minister Comte d'Angiviller, damals Generaldirector der Académie des Arts, der Antrag gestellt wurde, nach Paris zu kommen, um ein Porträt von Ludwig XVI., ganze Figur im Krönungsornate, nach einem Oelbilde des Malers F. Duplessis zu stechen. M. erwirkte sich die Erlaubniß, die Platte in Stuttgart zu stechen und ging im April 1785 — dießmal in Begleitung des jungen Buchhändlers Joh. Friedr. Cotta (vgl. Bd. IV, S. 527) — nach Paris, um sich eine Zeichnung nach dem Bilde zu machen. Er kehrte im September (nach Wille, T. 2, p. 126 über Flandern, Holland, Düsseldorf, Arolsen, wo sein Freund Tischbein damals fürstlich Waldeck'scher Hofmaler war, und Cassel) nach Stuttgart zurück. Vier Jahre (bis 1790) arbeitete er an diesem Stiche, welcher besonders in der Stoffimitation zu seinen glänzendsten Leistungen gehört. Ludwig XVI. überließ sie ihm zur freien Verfügung; er verkaufte sie an die Frauenholz'sche Kunsthandlung, welche sie im J. 1793 durch den von Paris berufenen Drucker Ramboz in Nürnberg drucken ließ. Da der König inzwischen hingerichtet war, gab man ihr die Unterschrift: Louis seize. Il voulut le bonheur de sa nation et en devint la victime. Die viel verbreitete (bei Haakh, S. 43 auch gedruckte) Nachricht, daß die Platte später nach Frankreich verkauft und der Kopf von Ludwig XVI. in den von Ludwig XVIII. verwandelt worden sei, ist unrichtig (vgl. darüber Apell, Handbuch f. Kupferstichsammler, S. 312, Anm.). Wie großen Fleiß auch M. auf diesen ehrenvollen Auftrag verwendete, hielt ihn derselbe doch von anderer Thätigkeit in jener Zeit nicht ganz ab. Im J. 1785 erschien der schon im J. 1783 angefangene Stich nach dem Selbstbildniß der französischen Malerin Louise Elis. Vigée Le Brun, ein Blatt von ausgesucht malerischem Reize, im J. 1787 Moses Mendelssohn nach einem Gemälde von J. C. Frisch, dem König Friedrich Wilhelm II. von der jüdischen Freischule in Berlin dedicirt, und, für eine Brüdergemeinde in Sachsen gemacht, im J. 1788 das nach Anton Graff (vgl. Bd. IX, S. 565 ff.) gestochene Bildniß des herrenhuter Bischofs August Gottlieb Spangenberg. Was Wille einst klar erkannt hatte, daß M. hauptsächlich für den Porträtstich berufen sei, durfte jetzt als anerkannt gelten. Es war deshalb auch für Schiller, welcher sich im J. 1793 bis 94 in seiner schwäbischen Heimath aufhielt, sicher eine große Freude, daß M. in dieser Zeit sein im J. 1791 von A. Graff gemaltes Bildniß für die Reihe von deutschen Gelehrten stach, welche Frauenholz in Nürnberg herausgab. Berichte über den Fortgang der Arbeit finden sich in dem Schiller-Körner'schen Briefwechsel. Ueber den im J. 1794 ausgegebenen Stich schrieb Schiller an Frauenholz (Jena, den 26. Mai 1794): „Die Arbeit ist vortrefflich ausgefallen, der Stich voll Kraft und doch dabei voll Anmuth und Flüssigkeit". — Inzwischen hatte der am 24. October 1793 erfolgte Tod Herzog Karl's der von ihm gegründeten Hohen Karlsschule einen jähen Stoß versetzt. Sein Bruder und Nachfolger, Ludwig Eugen, hob dieselbe unterm 18. April 1794 auf. Die Eifersucht der Landesuniversität Tübingen, die schwierige Finanzlage des kleinen Landes und wohl auch die richtige Einsicht, daß das Gedeihen dieser Anstalt ganz und gar mit der Persönlichkeit Karls zusammenhing, hatten diesen Entschluß herbeigeführt. Die Kupferstecherschule blieb zwar noch fortbestehen, wie

denn dieser Herzog 25 000 fl. von der Hofökonomie ersparen wollte, um die ganze Kunstakademie fortzuerhalten. Allein als mit dem zweiten Bruder Karls, Friedrich Eugen, im Mai 1795 ein den Künsten weniger geneigter Fürst auf den Thron kam und die Franzosenkriege dem Lande den Verlust der überrheinischen Besitzung Mömpelgard (Montbéliard) und schwere Kriegslasten brachten, führten M. und seine ehemaligen Schüler, jetzt Mitarbeiter, die Hofkupferstecher Necker, Leybold, Schlotterbeck, Abel, Ketterlinus und Morace einen vergeblichen Kampf gegen die herzogliche Rentkammer für die Erhaltung der Kupferstecherei und der damit verbundenen Kupferdruckerei. Es wurde M. und den andern Hofkupferstechern im September 1796 die Gehaltsentziehung angekündigt und ihnen zur Fortführung der Anstalt nur die bisher von ihnen in der Akademie benützten Räumlichkeiten überlassen. Auch das wiederholt erwähnte, würdig gehaltene Pro-Memoria Müller's vom 9. Januar 1797, worin er seine Sache noch einmal kräftig vertheidigte, hatte keinen Erfolg. Er hatte bei seiner Zurückkunft aus Paris versäumt, seine Ansprüche auch für solche Eventualitäten ausdrücklich verbriefen zu lassen und ideale Ansprüche haben keine Geltung bei Rentkammern. Unterm 15. Juni 1797 wurde auch ihm der Gehalt endgültig entzogen mit dem Canzleitrost, „daß bei künftigen Gelegenheiten auf ihn besondere Rücksicht werde genommen werden“. M. war damals 50 Jahre alt und rüstig genug, um sich noch auf einen andern Boden verpflanzen zu lassen. Es fehlte auch nicht an Versuchen, ihn anderswohin zu gewinnen. Schon im J. 1796 ließ Hardenberg durch den Geheimen Rath von Massenbach bei ihm anfragen „ob er nicht nach Berlin überzusiedeln und daselbst in eine seinen Verdiensten entsprechende Stellung einzutreten bereit sei“. M. lehnte damals ab in der Hoffnung, seine Sache in der Heimath werde doch noch eine günstigere Entscheidung finden. Im Herbst 1797 berief ihn die sächsische Regierung an die Dresdener Akademie. Das Verdienst, den Meister, der freilich auch durch ein eigenes Haus und tausend Bande der Verwandtschaft, Freundschaft und Gewohnheit an Stuttgart gefesselt war, für Württemberg erhalten zu haben, gebührt dem damaligen Erbprinzen Friedrich, welcher ihm auch am 28. Januar 1798, vierzehn Tage nach seinem Regierungsantritt, eine Pension von 600 fl. aussetzte und ihm eine vortheilhafte Wiederanstellung zusicherte. M. sollte bei freier Benützung der vorhandenen Räumlichkeiten und Utensilien die Kupferstecherei als Privatinstitut fortführen und auch die Leitung der Kupferdruckerei, welche sich selbst unterhielt, beibehalten. An Aufträgen fehlte es den beiden Anstalten zu keiner Zeit. M. selbst stach von 1795—97 für Frauenholz das Selbstporträt von Anton Graff; zu gleicher Zeit war er mit der Schlacht von Bunkers-Hill nach dem Gemälde von John Trumbull beschäftigt. Goethe fand ihn an der Arbeit bei diesen beiden Stichen, als er im Herbst 1797 auf der Rückkehr von seiner dritten Schweizerreise sich länger in Stuttgart aufhielt und mit Danneckers Schwager, dem kunstsinnigen Kaufmann Heinrich Rapp, zusammen einen Rundgang durch die Stuttgarter Ateliers machte. „The Battle at Bunkers-Hill, near Boston June 17. 1775“ erschien 1798 bei A. C. Poggi in London, in unsern Augen das gelungenste Blatt von M., mit dem er den Beweis lieferte, daß neben dem Porträt das moderne Geschichtsbild sein Hauptfeld gewesen wäre, wenn es dazu damals mehr entsprechende Vorlagen gegeben hätte. Seine nächsten Arbeiten waren zwei Porträtstiche nach seinem Freunde Tischbein, das Bildniß des damaligen Coadjutors von Mainz, Freiherr von Dalberg (1798—99) und das des jenenser Anatomen, Ferd. Christ. Loder (1801). Im J. 1801 machte er wieder in Gesellschaft des Buchhändlers Cotta, eine Reise nach Leipzig, wobei sie auch Schiller und Goethe in Leipzig besuchten. In einem Briefe an Goethe, der sich gerade auf dem Lande befand,

hat Schiller seinen Landsmann mit den Worten charakterisirt: „Es ist ein braver Mann, aber der Mann und seine Kunst erklären einander wechselsweise; er hat ganz das Sorgfältige, Reinliche, Kleinliche und Delicate seines Griffels“. Für einen Prachtdruck der Schlacht von Bunkers-Hill erhielt M. von Schiller im J. 1802 als Gegengabe ein Exemplar der Maria Stuart mit einem herzlichen Schreiben (abgedruckt in A. von Keller's Beiträge zur Schillerliteratur, S. 6). Das Bedürfniß, sich nach einer weiteren seiner Kunst würdigen Arbeit umzusehen, führte M. im Frühjahr 1802 zum vierten Male nach Paris. Er wählte sich unter den vielen herrlichen Werken, welche der Kunstraub dort zusammengebracht hatte, Raphael's Madonna della Sedia aus; sie war von Florenz dorthin gekommen. Während er sich eine Zeichnung davon machte, traf ihn in Paris ein Ruf aus Wien. Der österreichische Minister Graf Cobenzl bot ihm die Stelle eines Directors der Kupferstecherei bei der k. k. Kunstakademie an. Nach Hause gekommen, benützte er diesen Ruf, um einen seit Aufhebung der Karlsschule verfolgten Plan, die Errichtung einer Staatszeichenschule durchzusetzen und sich einen lebenslänglichen Gehalt von 1200 fl. zu sichern. Die Zeichenschule freilich blieb auch dießmal wieder in den Acten stecken, die Besoldung aber wurde M. nicht vorenthalten. Er verwendete die Besserung seiner Verhältnisse zunächst dazu, den besten Schüler, den er herangebildet hatte, seinen Sohn Friedrich (s. u.), noch in demselben Jahre eine Studienreise nach Paris antreten zu lassen. Im J. 1803 stach er eine antike Achillesbüste nach Zeichnung von J. D. Schubert für Becker's Augusteum. Die Madonna della Sedia erschien im J. 1804 im Musée français unter dem Titel: La vierge à la chaise, wohl der beste von seinen Stichen nach italienischen Malern. Dasselbe Jahr brachte dem Meister die Ernennung zum Mitgliede der k. preuß. Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften in Berlin. — Sein Sohn Friedrich, welcher im J. 1806 von Paris zurückkehrte, hatte für ihn dort eine Zeichnung der heiligen Cäcilia nach Domenichino angefertigt, welche Gotthard für das Musée français zu stechen begann und im J. 1809 vollendete, ein edles, namentlich um des schönen Kopfes willen zuweilen noch über die Madonna della Sedia gestelltes Blatt. Am 15. Januar 1807 feierte er die silberne Hochzeit im Kreise von drei Söhnen — der zweite Sohn Karl war als Kaufmannslehrling 1806 in Leipzig gestorben — und zwei Töchtern. Auch an äußeren Ehren brachte ihm fast jedes Jahr wieder einen neuen Zuwachs, das Jahr 1808 den Civilverdienstorden seines im J. 1806 zum König erhobenen Landesherrn, das Jahr 1812 die Aufnahme zum Ehrenmitglied der k. k. Akademie der Kunst in Wien, das Jahr 1814 die Ehrenmitgliedschaft der königl. baierischen Akademie der bildenden Künste zu München und der Akademie zu Kopenhagen, das Jahr 1818 den Orden der württembergischen Krone. Wohl hatte er schon in einer Eingabe von 1802 von „geschwächten Augen“ reden müssen, aber, wenn auch langsamer arbeitend, blieb er doch unermüdlich thätig. (Es sei hier bemerkt, daß eine vollständige Aufzählung seiner Arbeiten nicht in unserer Absicht liegen konnte.) Im J. 1810 stach er das Porträt des Dichters Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, nach J. C. Rincklake; mit seinem Sohne Friedrich, welcher den Kopf übernahm, machte er im J. 1813 ein Bildniß von Jerome Napoleon, König von Westfalen, nach Kinson; im J. 1817 vollendete er die schon im J. 1811 begonnene heilige Katharina nach Lionardo da Vinci, in Frauenholz'schem Besitz (jetzt für einen Luini erklärt). Erst auf eine Mater sancta nach Lionello Spada, welche er im J. 1819 im Selbstverlag ausgab, setzte er: 30. und letzte Platte. Der Zweiundsiebzigjährige mußte, das ist an diesem Blatte nicht zu verkennen, den Stichel jetzt niederlegen. Aus seiner Kupferstecherschule, welche in den ersten Jahren des neuen

Jahrhunderts von der Akademie in die sogenannte „Alte Canzlei“ gegenüber dem Alten Schlosse übersiedeln mußte, waren zwar auch in der zweiten Generation tüchtige Künstler hervorgegangen, wie Aug. Seyffer, Alois Keßler, Joh. G. Raber, Joh. Pleic. Bittheuser, Joh. Conr. Ulmer, Karl Barth, Gottfr. Rist u. A., doch keiner von der Bedeutung seines Friedrich, dessen jäher Verlust im J. 1816 ihn als Vater und Lehrer gleich hart getroffen hatte. Auch ein jüngerer Sohn Eduard Christian, geb. 1798, ein talentvoller Maler, fand auf einer Erholungsreise in die Schweiz am 1. Mai 1819 in Zürich einen frühen Tod. Der Vater setzte ihm ein kleines Denkmal, indem er ein jugendliches Selbstporträt desselben vom J. 1817 stach und an die Freunde des Hauses vertheilte. — Die rüstige Gewohnheit der Arbeit und wohl auch die Hoffnung, in derselben Trost zu finden, ließen den greisen Meister noch einen neuen aber weniger anstrengenden Kunstzweig ergreifen, die Lithographie, welche damals zu Stuttgart in einer von den Gebrüdern Boisserée gegründeten und von Joh. Nep. Strixner geleiteten Anstalt zu großer Blüthe kam. M., welcher merkwürdiger Weise nie ein Mitglied des Hauses Württemberg durch einen Kupferstich verewigt hatte, machte zuerst ein Bildniß der edlen Königin Katharina und später das von König Wilhelm (1822) und seiner zweiten Gemahlin Pauline (1823), drei von ihm selbst trefflich gezeichnete und meisterhaft lithographirte Blätter. Er hatte sich der Gnade auch dieses fünften seiner Landesherrn vielfach zu erfreuen. Im J. 1817 wurde er von demselben in die von Dannecker präsidirte Kunstcommission aufgenommen, welche das Ministerium in Kunstsachen berathen und die Kunstakademie wieder ins Leben rufen sollte, was aber erst 1829 gelang. Am 14. März 1830 beschloß er sein an Arbeit und Ehren reiches Leben. Sein Name fehlt nie, wenn irgendwo von den ersten Meistern der Kupferstecherkunst geredet wird. Die große Bedeutung, welche er als Lehrer hatte, wird dann erst voll erkannt werden, wenn einmal die Kunstgeschichte der Stuttgarter Kupferstecherschule geschrieben sein wird. (Wagner in der Gesch. d. hohe Karlsschule Ergänz.-Bd. S. 96 ff. giebt nur ihre äußerlichen Schicksale.) Man hat (im Besitze seiner Nachkommen) verschiedene Bildnisse von M.: eine Zeichnung in Rothstein von Parizeau, einem seiner pariser Freunde, „J. G. Müller dessinant à la campagne“ (1772); ein kleines Porträt, sitzende Halbfigur in Oel auf Kupfer von dem Schweizer Maler Kymli, gleichfalls aus der ersten pariser Zeit; ein Brustbild in Pastellfarben von Fr. Tischbein (1782), nicht eben gut gestochen (um 1792) von E. Morace, der sonst zu seinen besten Schülern gehörte und besonders im Musée français mit tüchtigen Arbeiten vertreten ist; eine Rothstiftzeichnung nach demselben Gemälde, Jugendarbeit von Friedrich Müller, jetzt im Müllercabinet in Stuttgart; eine Handzeichnung in 1/3 Lebensgröße, sitzende Halbfigur von Friedrich M. (1808). Mit Sonetten haben ihn gefeiert A. Seubert, Die Sterne Schwabens, (S. 200) und Müller's Urenkel und Biograph Berthold Pfeiffer (S. 281 des unten genannten Aufs.).

Biogr. Notizen über J. G. M. im Kunstblatt Jahrg. 1821, S. 361 ff.; Nekrolog (ob von Heinr. Rapp?) in der Schwäb. Chronik, Jg. 1830, S. 305 bis 306 (abgedr. im Kunst-Blatt, Jg. 1830, S. 146 ff. und im N. Nekrolog d. Deutschen, 1830, Th. 1, S. 227 ff.); Haakh, Beiträge aus Württemb. z. n. d. Kunstgesch., S. 32 ff.; Andresen, Leben und Werke d. beid. Kupferst. J. G. v. M. u. J. F. M. im Archiv f. d. z. Künste, Jg. XI, 1865 (auch separ.); Pfeiffer, Die Kupferst. J. G. M. u. F. M. in Württb. Viertelj. Hefte f. Landesgesch., Jg. IV, 1881, S. 161 ff.; Kräutle, Verzeichniß der Handzeichnungen und Kupferstiche des Cabinet Müller im Mus. d. bild. Künste in Stuttgart. 1882.

Wintterlin.

Müller: Johannes Friedrich Wilhelm M., Kupferstecher, geb. den 11. December 1782 zu Stuttgart, † den 3. Mai 1816 auf dem Sonnenstein bei Pirna, war der älteste Sohn des Kupferstechers Joh. Gotth. M. (s. o.) und dessen zweiter Frau, Rosine geb. Schott. Er durchlief das Stuttgarter Gymnasium, dessen obere Abtheilung damals von der aufgelösten Karlsschule treffliche Lehrkräfte überkommen hatte. Früh aber hatte er sich auch schon im Zeichnen geübt und obwohl seine Lehrer „es nach ihrer Art zu sehen für Schade hielten, wenn er sich nicht ganz den Wissenschaften ergebe“, entschied er sich schon im 14. Jahre aus freier Wahl für die Kunst. Er ließ sich neben dem Gymnasium von seinem Vater in der Geometrie und Perspective unterweisen; der Bildhauer Professor Scheffauer gab ihm Unterricht im Zeichnen nach plastischen Werken; auch der kinderfreundliche Dannecker nahm sich damals und später seiner Bestrebungen liebreich an. Friedrich scheint sich künstlerisch ungewöhnlich rasch entwickelt zu haben; aber eine bösartige Blatternkrankheit, die er schon in seinem zweiten Lebensjahre durchzumachen hatte und wol auch die frühe leidenschaftliche Kunstübung, legten bei ihm den Grund zu einer hypochondrischen Anlage, unter der er vielfach selbst in der Jugend zu leiden hatte. Schon von 1797 an stach er Blätter nach Edelinck, Goltzius u. A., und kaum hatte er im J. 1800 das Gymnasium verlassen, als er von Frauenholz in Nürnberg den Auftrag erhielt, als Seitenstück zu seines Vaters Loder ein Bildniß des bekannten preußischen Leibarztes und Professors Chr. Wilh. Hufeland nach Fr. Tischbein zu stechen. Es erschien im J. 1802 als seine „erste Originalplatte“. Schon im Herbst desselben Jahres sandte ihn der Vater nach Paris. M. wurde in der Académie des Arts, deren Mitglied sein Vater war, sowie von Wille und andern Freunden desselben aufs Beste aufgenommen. An dem Kupferstecher Heinr. Guttenberg und dessen Schülern Geißler und Reindel, sowie an den französischen Fachgenossen Desnoyers und Bervic fand er den anregendsten Umgang. Von dem Letzteren, dem begabtesten französischen Schüler Wille's, zeichnete er ein Brustbild nach dem Leben. M. muthete sich aber bald im Studium und in der Arbeit mehr zu, als seine zarte Constitution ertragen konnte. Er stach damals nach einer Zeichnung seines Vaters das von Ph. F. Hetsch gemalte Porträt des Hofkammerrathes Martin Notter, des Großvaters des Dichters Friedrich Notter. Nach Vollendung dieser Platte „fiel er in eine solche Ermattung, daß er sich für unfähig hielt, je wieder etwas zu unternehmen“. Um diesem neurasthenischen Zustand ein Ende zu machen, nahm ihn ein Freund seines Vaters, der Schweizer Maler Kymli, aufs Land, wo die reinere Luft und Flußbäder bald das Ihrige thaten. Um ihn leichter und angenehmer zu beschäftigen, unterrichtete ihn Kymli im Malen, was seiner Stecherkunst sicher sehr zu Gute kam. Friedrich malte rasch hintereinander drei Bildnisse nach der Natur, darunter sein eigenes (1803). Nach wenigen Monaten kehrte er mit so frischer Arbeitskraft und -Lust nach Paris zurück, daß er gleich zwei neue Platten in Angriff nahm. Die Herausgeber des Musée français, für welches wir schon seinen Vater beschäftigt fanden, übertrugen ihm den Stich einer antiken Statue, der sogenannten Venus von Arles (im Louvre) nach einer Zeichnung von Granger; einer derselben, Robillard-Perronville beauftragte ihn für seinen Privatverlag mit dem Stich einer schönen modernen Statue „La Jeunesse“ des Bildhauers François le Masson, gezeichnet von Bouillon. Die beiden Blätter zeigen eine merkwürdige Verschiedenheit. Bewegt sich M. bei der offenbar zuerst gemachten Venus von Arles auf dem ihm neuen Felde des Marmorstiches mit der überkecken Sicherheit eines jungen Gesellen, nicht ohne da und dort einmal zu straucheln, so hat er dagegen in „La Jeunesse“ schon den besonnenen Gang eines angehenden Meisters. Das letztere Blatt zeichnet sich in der That ebenso durch

feine Formdurchbildung, wie durch treueste Wiedergabe des besonderen Stoffcharakters des Marmors vor den meisten Statuenstichen jener Zeit aus. — Eine neue Gelegenheit zur Bewährung im Porträtstich gab M. im J. 1805 der Erbprinz von Württemberg, der nachmalige König Wilhelm, welcher von Italien über Paris nach Hause ging und sich von ihm zeichnen und stechen ließ. Als letzte Arbeit in Paris — ein nicht in den Handel gekommenes Porträtmedaillon von Napoleon gehört wol in die frühere Stuttgarter Zeit — legte er die Platte des heiligen Johannes, des Evangelisten nach Domenichino an, von welchem Bilde (damals im Besitz des Regierungsraths Fromman in Stuttgart, jetzt in der Eremitage in St. Petersburg) er sich schon von Stuttgart eine Zeichnung mitgebracht hatte. Zugleich zeichnete er im Louvre Domenichino's heilige Cäcilie, welche sein Vater für das Musée français zu stechen übernahm. Im August 1806 trat er über Lausanne, Bern und Zürich die Rückreise nach Stuttgart an. Man kann sich kein schöneres Zusammenleben von Vater und Sohn denken, als wie es die beiden M. damals hatten, der Vater mit seiner Cäcilie, der Sohn mit seinem Johannes beschäftigt, beide in friedlichem Wettkampf um den höchsten Preis einer und derselben Kunst. Die Palme trug unstreitig der genialere Sohn davon; für den Vater aber konnte es keine bessere Entschädigung geben, als die Unterschrift unter dem im J. 1808 fertig gewordenen Johannes: „Seinem Vater und Meister Joh. Gotth. M. gewidmet von seinem Sohne". — Noch in demselben Jahre 1808 erhielt er von dem Kunsthändler Rittner in Dresden den Antrag, die „Sixtinische Madonna" von Raphael in der dortigen Gallerie zu stechen. Rittner hatte sie zu diesem Zwecke von der Malerin Apollonie Seydelmann geborene de Forgue († 1840 zu Dresden) zeichnen lassen. Obwol diese Frau (vgl. über sie Kunstblatt 1840, S. 280) als Copistin italienischer Bilder einen großen Ruf besaß, konnte die Zeichnung dem geübten Auge Müller's nicht in allen Stücken genügen. Er entschloß sich deshalb, nachdem er den Auftrag angenommen hatte, zunächst in Dresden das Original zu sehen und theilweise zu copiren, und dann nach Italien zu reisen, um sich dort in die Kunst Raphael's gründlich einzuleben. Im August 1808 kam er nach Dresden, im September nach Wien, im October nach Rom, überall von Künstlern und Kunstfreunden so aufgenommen, wie es der Ruf seines Vaters und sein eigener erwarten ließen. In Rom zeichnete er den Winter über unermüdlich Studien nach Raphael, Einiges auch nach Michel Angelo (s. d. chronologische Verzeichniß sämmtlicher von dem verewigten Professor Joh. Friedr. Wilh. Müller in Kupfer gebrachten Werke, nebst Anhang von einigen hinterlassenen Zeichnungen desselben im Kunstblatt 1816, S. 81 fl.; die ganze Reihe der Zeichnungen befindet sich jetzt im Cabinet Müller in Stuttgart). Von dem bedeutendsten modernen Gemälde, welches damals in Rom ausgestellt war, dem „Apoll unter den Hirten" seines württembergischen Landsmannes Gottlieb Schick, bestellte er eine Copie in halber Größe, welche aber unvollendet blieb. Im Frühjahr machte er auch einen Ausflug nach Neapel und ging dann von Rom über Mailand und die Schweiz nach Stuttgart zurück, wo er im August 1809 ankam. Die im Februar 1809 ausgegebenen Abdrücke seines Johannes hatten inzwischen ihren Weg überallhin gefunden; sie genossen namentlich von Seiten der Frauen eine fast schwärmerische Verehrung. M. ließ im J. 1812 die Platte durch seinen Schüler M. Eßlinger unter seiner Aufsicht neu bearbeiten (s. darüber Pfeiffer, S. 273). Die Einladung der Gebrüder Boisserée, für ihren „Dom zu Köln" zu arbeiten, lehnte Friedrich, wie sein Vater ab, blieb aber mit denselben in freundschaftlicher Verbindung. Mit Sulpiz reiste er im August 1810 nach Heidelberg. Es war wol auf der Rückreise von da, daß er in Karlsruhe J. P. Hebel kennen lernte und sein Bildniß nach der Natur

zeichnete, welches er später danach stach. Auch sein Schüler Lips machte nach dieser Zeichnung einen Stich in größerem Format. Im October dieses Jahres führte M. Henriette Rapp, die Tochter von Heinrich Rapp's Bruder Georg, ein geist- und gemüthvolles Mädchen, als Frau heim und wurde dadurch der Neffe Dannecker's, in dessen Haus Henriette erzogen war. — Mit der Platte zur Sixtinischen Madonna hatte er noch im J. 1809 begonnen, aber er konnte an diesem Werke nicht unausgesetzt arbeiten. Unter den leichteren Zwischenarbeiten ist zunächst eine Radirung nach Eberh. Wächter's Bild: „Hiob und seine Freunde" (Stuttg. Staatsgallerie) zu nennen; M. ließ aber nach 12 Abdrücken die Platte wieder abschleifen, weil sie ihn nicht befriedigte. Für die erste Gesammtausgabe von Schiller's Werken (1812—15) stach er das Bildniß Schiller's nach Dannecker's Colossalbüste. Von 1810—13 machte er nach einer eigenen Zeichnung von Raphael's Wandgemälde im Vatican, Adam und Eva, den mit der Bezeichnung „Der Sündenfall" ausgegebenen schönen Stich, der sich durch besondere Schlichtheit der technischen Mittel auszeichnet. In jene Zeit fällt vermuthlich auch das Brustbild des Philosophen und Dichters Joh. Georg Jacobi, nach Joh. Zoll gestochen für Jacobi's Werke. Die einzige Lithographie, welche M. machte, die auf einem Blatt vereinigten Köpfe von Raphael und Perugino stammt aus dem J. 1809. Eine vielverheißende Wendung in Müller's Lebensgange brachte das Jahr 1814: er erhielt einen Ruf als Professor der Kupferstecherkunst an die Akademie in Dresden. Sein Landesherr hatte ihn zwar im März 1813 durch den Titel: „Zweiter Hofkupferstecher" geehrt (der erste war damals sein Vater), aber es scheint nicht, daß der Versuch gemacht wurde, ihn durch Zuweisung einer Besoldung in Stuttgart festzuhalten. Ueberdieß fand ja M. das Original seiner Madonna in Dresden, an deren höchster Vollendung er schon mit einer Art von religiöser Schwärmerei arbeitete, wobei er sich wohl immer mehr überzeugte, daß die Zugrundelegung der Seydelmann'schen Zeichnung ein großer Fehler war. Dieser Vermuthung wird sich Niemand erwehren können, welcher die einzelnen von M. selbst in Kreide copirten Theile des Originals (im Müllercabinet in Stuttgart), z. B. den Kopf der Madonna, die Arme und Hände der Engel u. A. mit dem Stiche vergleicht. So nahm er denn, um wenigstens die letzte Hand vor dem Originale selbst anzulegen, den Ruf freudig an und zog noch im J. 1814 mit seiner Gattin und zwei Kindern nach Dresden. Ueber die Entwicklung seiner dortigen Verhältnisse sind nun aber die Nachrichten sehr dürftig. Auch die neueste sonst so inhaltsreiche Biographie der beiden M. von Berthold Pfeiffer, giebt kein genügendes Licht. Es war wol bedenklich, daß M. seinen Ruf nicht von einer regelmäßigen Regierung, sondern von dem durch die Verbündeten eingesetzten Generalgouvernement erhalten hatte, welchem der russische Generalmajor Fürst Repnin vorstand. Als aber der König Friedrich August I. von Sachsen im J. 1815 nach Dresden zurückkam, erhielt die Kunstakademie in dem Hofmarschall Grafen von Vitzthum einen neuen Chef, und erlitt mancherlei Modificationen, wobei die Errichtung einer Kupferstecherschule, wozu M. berufen worden war, in Frage gestellt wurde. Bei seiner hypochondrischen Natur mochte M. sich durch die vorgenommenen Veränderungen und Beschränkungen, wie sie die Lage des erschöpften und verkleinerten Landes mit sich brachte, tiefer gekränkt fühlen, und die Zukunft seiner Sache für hoffnungsloser ansehen, als in der Natur jener Uebergangsverhältnisse begründet war. Auch mit seiner Platte gab es, nachdem sie fertig war, noch allerlei Druckschwierigkeiten, welche zur Verschlimmerung seines aufgeregten Zustandes beitrugen. Kaum hatte er dieselbe in die Hände seines Verlegers abgegeben, welcher damit nach Paris reiste, um sie dort drucken zu lassen, als seine Kräfte zusammenbrachen. Er verfiel in düstere Schwermuth

und bald in völligen Wahnsinn (vgl. darüber außer Heinr. Rapp's Nekrolog den Bericht eines Ungenannten aus Dresden im Kunstblatt, Jg. 1816, S. 26). Seine religiösen Phantasieen und Visionen fanden zum Unglück noch Gläubige, (s. W. von Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes, S. 276 ff.), wodurch seine Aufregung gefährlich gesteigert wurde. Er wurde in die Irrenanstalt des Dr. Pienitz auf dem Sonnenstein bei Pirna verbracht, wo er am 3. Mai 1816 ein frühes Ende fand. Nach Hagen (Die deutsche Kunst in uns. Jahrh., Th. 1., S. 117—18) soll er mit List den Wächter für kurze Zeit zu entfernen gewußt und diese benützt haben, um durch einen Sprung durch das Fenster seiner Haft zu entrinnen. Wir haben diese Nachricht sonst nirgends gedruckt gefunden, wagen sie aber nicht zu verschweigen, weil sie in dem obgenannten Dresdener Bericht zwischen den Zeilen zu lesen ist und auch mit guten Stuttgarter Traditionen übereinstimmt. Der Kranke scheint die Wahnvorstellung gehabt zu haben, daß er in freier Luft nicht falle, sondern unter himmlischem Beistande emporschweben werde. An eine dauerhafte Genesung wäre übrigens dem Ausspruch der einsichtsvollsten Aerzte zufolge nicht mehr zu denken gewesen. Bei seiner Leiche wurde ein, wenige Stunden zuvor aus Paris eingetroffener tadelloser Abdruck seiner Madonna aufgestellt. Das wunderbare Blatt fand bei den Zeitgenossen die verdiente Aufnahme. Goethe (Ueber Kunst und Alterthum, Heft 2, S. 165 ff.) widmete demselben eine ausführliche Besprechung voll wärmster Anerkennung. Die Nachfrage war so groß und anhaltend, daß der Verleger die Platte wiederholt nacharbeiten lassen mußte (vgl. darüber Apell, Handbuch für Kupferstichsammler, S. 304). Es ist hier nicht der Ort, Müller's Arbeit mit denen seiner Nachfolger zu vergleichen (s. Pecht, Die Sixtinische Madonna und Mandel's Stich derselben in der Beilage zur (Münchener) Allgem. Zeitung 1883, S. 4505—06, und von Reumont, Die Madonna Sixtina und der Kupferstich Ed. Mandel's, im Repert. für Kunstwissenschaft, Bd. VII, S. 163 ff.), aber das wird zur Ehre Friedrich Müller's gesagt werden dürfen, daß sie zwar nicht die treueste, aber die congenialste Wiedergabe des Raphael'schen Werkes ist. — Ein Selbstporträt Müller's vom J. 1803 (s. o.) besitzen seine Nachkommen. Mit Gedichten haben ihn und seine Madonna gefeiert: Vischer (Morgenblatt 1816, S. 641), Haug (ebendas. S. 681), Fr. K. (Kunstblatt 1816, S. 65), Seubert, Die Sterne Schwabens, (S. 266) und V. Pfeiffer, (S. 277).

Vgl. den Nachruf (von ?) im Kunstblatt, Jg. 1816, S. 25 und 26 (mit der falschen Ueberschrift: Christian Friedrich M.); den Nekrolog von H.(einrich) R.(app), im Morgenblatt 1816, S. 749 ff.; J. Longhi, Die Kupferstecherei, übers. v. C. Barth, Th. I, S. 210 ff.; Andresen und Pfeiffer wie oben bei J. G. Müller.

Wintterlin.

Müller: Johann Gottwerth M., s. unten S. 789.

Müller: Johann Michael M., vorzüglicher Violinist, wurde den 8. August 1772 zu Schwetzingen geboren. Da schon der Knabe bedeutende musikalische Anlagen verrieth, sandte ihn der Herzog Karl von Zweibrücken, Bruder Maximilians I. von Baiern, nach Paris, damit er daselbst eine tüchtige Fachbildung erhalte und namentlich auf seinem Lieblingsinstrument, der Geige, sorgsam unterrichtet werde. Kaum 14 Jahre alt, trat er in das Pariser Conservatorium ein, als dessen Schüler er sich eine virtuose Fertigkeit im Violinspiel aneignete und wiederholt Preise, einmal sogar den ersten, davontrug. Nach dreijährigen Studien begab sich M. in die Schweiz, wo er zu Bern die Direction der Concerte übernahm. Bald darauf führte ihn ein Ruf als Musikdirector nach Bayreuth, das er indeß gleichfalls wieder verließ, um die Carrière eines reisenden Virtuosen einzuschlagen. Mit großem Erfolg concertirend, durchzog er nun mehrere Jahre lang Deutschland, einen Theil von Ungarn und die Schweiz.

1802 fesselte ihn ein Engagement als erster Concertgeiger an Frankfurt am Main, wo er nach Cannabich's Tod auch die Leitung der Oper übernahm und sich 1804 mit der trefflichen Sängerin Marie Elise Thau aus Karlsruhe, vermählte. Noch im letzgenannten Jahr siedelte er als Concertmeister nach Weimar, 1806 in gleicher Qualität nach Breslau über. Er besorgte hier nach Karl Maria von Weber's Abgang und Janitzek's Tod gleichfalls eine Zeit lang die Direction der Oper, begab sich indeß neuerdings auf Kunstreisen. Eine Empfehlung des Herzogs Eugen von Württemberg hatte seine Anstellung als Concertgeiger und 2. Orchesterdirector in Stuttgart zur Folge, wo er sich endlich dauernd niederließ. Einen Zeitraum von 3 Jahren ausgenommen, während dem er als Vorgeiger in der Capelle des Fürsten Esterhazy zu Wien functionirte, hat er die württembergische Hauptstadt bis zu seinem Tode am 13. December 1835 nicht wieder dauernd verlassen. Wie seine Gattin als Sängerin sich großer Popularität erfreute, ward M. als ausgezeichneter Violinvirtuose, vielseitiger Musiker, umsichtiger und gründlicher Lehrer, edler und liebenswürdiger Mensch gleich hoch geschätzt.

A. Niggli.

Müller: Johann Georg M., Architect und Dichter, geboren 15. Sept. 1822 zu Mossnang (im Toggenburg, Kanton St. Gallen), wo sein Vater die Wirthschaft zur Krone besaß und als Schützenmeister und Kantonrichter, später auch zu Wyl eine große Thätigkeit im Baufach entwickelte. Anfangs zum Färber bestimmt, behauptete der Knabe in der Schule zu St. Gallen, wo seine Begabung zur Poesie schon hervortrat, in den Sprachen und in den zeichnenden Künsten den ersten Platz. So kam er in das Atelier des Architecten F. W. Kubli als Lerner und Schüler einer Kunst, die er mit allen Kräften seines Geistes zu erfassen strebte. Hier wurde gezeichnet und colorirt, copirt und componirt und mit allem Eifer und großer Vorliebe für die Antike, Theorie und Geschichte der Baukunst studirt. Ausgerüstet mit guten Kenntnissen, ausgezeichneter Geschicklichkeit, frischem Muthe und einem für alles Große und Schöne offenen Sinne, pilgerte M. im November 1839 nach München zu Fr. Ziebland, dem Erbauer der Basilika und des Kunst- und Industriegebäudes (gegenüber der Glyptothek). Unter der trefflichen Methode dieses Meisters, welcher seine Zöglinge keineswegs beschränkte und bevormundete, sondern eigenes Denken und Schaffen verlangte, entfaltete sich Müller's reiche Eigenthümlichkeit rasch und mit klarem Bewußtsein. Bald wankte die Vorliebe für die antiken Baustyle, auch die schwachen Profile der Byzantiner erwärmten ihn nicht; nach einer Umfahrt über Augsburg, Ulm und Nürnberg erschloß sich ihm das Verständniß der mittelalterlichen Kunst mit ihren malerischen und phantasiereichen Schöpfungen. Kleine Erfolge lohnten bald sein ehrliches Streben: Unter den drei ersten Projecten, welche M. dem Münchener Architectenverein einreichte, erhielten zwei den Preis vor älteren Concurrenten und wurden in Stich herausgegeben. Auch zeichnete er für seinen Vater die sehr detaillirten Pläne zu einem „Schweizer-Wohnhaus", welche Schönheit, Zweckmäßigkeit und Wohlfeilheit vereinigen sollten. Außerdem wurden Kirchen, Rathhäuser und andere Gebäude im altdeutschen Style entworfen und der erste Schritt in das öffentliche Leben gewagt, als im Herbst 1841 die Stadt Mühlhausen eine Concurrenz für den Bau einer protestantischen Kirche ausschrieb. Obwol seine Pläne nicht zur Ausführung kamen, so hatte der neunzehnjährige Künstler doch die Freude und Genugthuung, daß sie unter mehr denn fünfzig Einsendungen aus Deutschland, Frankreich und der Schweiz, von der Commission unter die wenigen gezählt wurden, die an das Ministerium nach Paris zur Auswahl kamen, und daß ihm ein ermunternder Preis von 500 Franken zuerkannt wurde. M. hatte damals schon die Ueberzeugung gewonnen, „daß bei Neubauten architectonische Gruppen, wo immer

möglich, zu berücksichtigen seien“; er stellte ferner den Satz auf: „daß im Einzelngebäude nie die höchste Wirkung erreicht werden könne; die Kunst verlange Allgemeinheit und Harmonie im Mannigfaltigen, wozu der Architect im Monumentalen, wie durch Gebäude für die Bedürfnisse des Lebens, seines Volkes Sinn auf der Straße groß ziehen müße“. Die Arbeiten seiner Mitbewerber kennen zu lernen und etwaige Aufträge zu erhalten, wollte M. bei seinem Abgange von München durch seine Heimath nach Straßburg sich wenden. Aber schon in Basel fand er bei Herrn M. Oswald eine befriedigende Thätigkeit. Die volle Anerkennung blieb seinem Talente nicht aus; er fühlte sich glücklich, allen Anfragen, die sich bis auf Dachconstructionen für Zimmerleute erweiterten, zu genügen und achtete es als kein Mißgeschick, daß seine Pläne für den Neubau eines Basler Museums nicht durchdrangen. Dafür entschädigte die Einladung des Herrn Rudolf Merian, eines kunstsinnigen jungen Mannes von vielseitigem Wissen, ihn auf einer aus Gesundheitsrücksichten nach Italien geplanten Reise zu begleiten. So gings schon im October 1842 über den Splügen nach dem gelobten Lande der Kunst! Mailand, die Karthause von Pavia, Genua, Pisa wurden gemustert mit den scharfen Augen des Künstlers und gehobener Stimmung. Sein architectonisches Skizzenbuch giebt Tag für Tag künstlerischen Rechnungsausweis über die empfangenen Eindrücke, indeß die poetische Stimmung nebenbei in gebundener Rede zum Ausdruck kommt. Nach einem flüchtigen Aufenthalte zu Florenz, wo indessen schon der Keim zu einem köstlichen Project in seinem Herzen Wurzel schlug, ging es zu längerem Aufenthalte nach Rom und Albano, worauf M. allein noch weiter im Süden, insbesondere zu Palermo seinen Studien oblag, und nicht allein die Erzeugnisse der Baukunst, sondern ebenso die gleichzeitigen Schöpfungen der Malerei und Plastik in das Bereich seiner gründlichen Forschungen zog. Dann eilte er im October 1843 nach Florenz zurück, wo er sich ausschließlich dem Studium des Domes von S. Maria del Fiore widmete, die ganze Baugeschichte dieses Riesenwerkes erforschte und seine Ideen über die Vollendung der fehlenden Façade in drei großen Zeichnungen ausarbeitete. M. betrat damit einen, wenigstens damals noch beinahe unbekannten, höchst vernachlässigten Weg; sein Plan war aus dem innersten Organismus des Bauwerkes geschöpft mit logischer Strenge erfunden und mit einer, der alten Meister würdigen Congenialität bis ins kleinste Detail ausgedacht und vollendet. Dieses bewunderungswerthe Project, welchem M. seine Liebe, seine Begeisterung, seine künstlerischen wie körperlichen Kräfte widmete, das er wahrlich mit seinem Herzblut gezeichnet hatte, legte M. schließlich dem Staatskanzler vor, um den Großherzog von Toscana für seine Pläne zur Vollendung des Domes zu gewinnen. Leider fand M. kein Entgegenkommen und Verständniß; die damit betraute Persönlichkeit scheint dem Fürsten die Zeichnungen gar nicht in Vorlage gebracht zu haben! Der Künstler, in tiefster Seele getroffen und enttäuscht, verließ im August 1844 Florenz und kehrte über Bologna, Padua, Venedig und Verona, überall mit reichen Studien sein Tagebuch füllend, nach der Heimath zurück, in welcher ihn ein Aufruf an alle vaterländischen Architecten, Pläne für ein schweizerisches Nationaldenkmal zu entwerfen, vollauf in Anspruch nahm. Da M. die Skizzen unvollendet einreichen mußte, so wurde er durch das Schiedsgericht in Winterthur zwar von der Concurrenz ausgeschlossen, der Ausspruch lautete aber höchst ehrenvoll für den Künstler, welcher eingeladen wurde, seine Zeichnungen binnen Jahresfrist zu neuer Prüfung zu vollenden. Das war aber eine zu harte Geduldprobe für den durch die Florentiner Erfahrungen erregbaren Mann. Inzwischen war sein Entwurf zur Restauration der Laurenzerkirche in St. Gallen mit großem Beifall angenommen worden. Ihn aber drängte es hinaus in größere Kreise eines thätigen Kunst-

lebens und so wanderte M. im März 1846 zu seinen alten Bekannten nach München, wo ihm Ziebland, der seine geschickte Hand kannte und schätzte, gleich Beschäftigung bot. Hier brachte er auch seine, in großen, ausführlichen Zeichnungen niedergelegten Entwürfe zum Ausbau des Florentiner Domes im Kunstverein zur Ausstellung; die Aufnahme und Anerkennung, die selbe alsbald in öffentlichen Besprechungen und Fachblättern fanden, war eine allgemeine und höchst erfreuliche. Indessen erfolgte nichts weiteres und M. ging im Mai 1846 wieder in die Heimath zurück, wo er für die Eisenbahnhochbauten in den nordöstlichen Kantonen gewonnen wurde und zu Wachthäuschen, Stationsplätzen und zu den Bahnhöfen in Weinfelden, Frauenfeld und Winterthur mit Beobachtung des ächt volksthümlichen Styles seine Entwürfe lieferte und anderen architectonischen Arbeiten in Wohn- und Gotteshäusern oblag. Inzwischen war die Kunde von Müller's Domprojecten auch nach Wien gekommen, dazu hatte M. in der dortigen „Bauzeitung“ über seine Pläne und Zeichnungen eine Abhandlung veröffentlicht, welche die Geschichte des Baues (so weit man selbe damals kannte) und seiner Façade, eine Darlegung seiner Restauration u. s. w. enthielt. Freundliche Briefe von Professor F. Lud. Förster luden den Künstler in die Kaiserstadt. Im Mai 1847 kam M. nach Wien. Hier aber trat alsbald der Feind auf, der sich seit Jahren versteckt an die Wurzel des Lebens herangeschlichen hatte; zu seinem Brustleiden kam noch die Sorge um eine gesicherte Stellung, ja selbst um bestimmten Erwerb. Dennoch hielt ihn die Begeisterung an dem Berufe der Kunst aufrecht; was er zeichnete und ersann verrieth in keinem Zuge die geistige und körperliche Anstrengung. Voran stand noch immer das Florentiner Project; er hatte die ganze Aufgabe kunstwissenschaftlich und architectonisch neu durchgearbeitet; der Gedanke an die Ausführbarkeit hatte sich seiner so sehr bemeistert, daß jeder aufsteigende Zweifel wirklich an seinem Leben fraß. Er beschloß, seine Abhandlung dem Großherzog von Toscana zu übersenden und der Dichter in ihm ergriff für den Künstler das Wort; aber die Stürme in Italien und die eigenen Erlebnisse Müller's verhinderten die Absendung. Vorerst hatte ihn die Ausschreibung eines großartigen Bauprojectes aus Brüssel vollauf beschäftigt. Dort wollte man die Umgebung des Place du Congrès in der oberen Stadt neu bauen. Die Aufgabe war eine mehrfache: Verschönerung des Platzes durch Privatwohnungen nach übereinstimmendem Plane, dann Verbindung einer tiefer liegenden Straße mittelst einer Prachtstiege, unter welcher eine Halle für Gemüse- und Blumenmarkt anzubringen war. M. bewies in fünf großen Plänen practischen Blick, reiche Phantasie und wundersames Geschick. Die im October 1847 abgesendete Arbeit blieb lange ohne Antwort; während belgische Zeitungen sich im größten Lob darüber ergingen, erhielt der Künstler nur eine silberne, für ganz andere Gelegenheit passende Münze. Die Unterhandlungen wurden von der Brüsseler Municipalität unbegreiflich verschleppt und die Pläne erst spät den Erben des mittlerweile verstorbenen Künstlers zurückgegeben. Das Ganze müßte wie ein Märchen erscheinen, lägen nicht alle Documente hierüber vor. Dagegen erfuhr M. in Wien die herrlichste Ueberraschung und Anerkennung. Hier sollte die Kirche der Vorstadt Altlerchenfeld neu gebaut werden und zwar im grausigen Zopfstyle des vorigen Säculums. Dieser Umstand brachte den für deutsche Kunst glühenden M. zu offener Rede. Mit gewaltigen Worten und klaren, schlagenden Sätzen hielt er in dem neugegründeten Architectenverein einen Vortrag, machte die Kaiserstadt für diese artistische Geschmacklosigkeit verantwortlich und schlug siegreich durch, so daß der Verein einstimmig beschloß, die Rede drucken zu lassen und als eines der wirksamsten Mittel zu der so nothwendigen Reform der Kunst in den weitesten Kreisen zu verbreiten. Während M. auf einige Wochen zur Stärkung seiner Ge-

sundheit in die niederösterreichischen Berge ging, entschied unterdessen das Ministerium: der begonnene Bau wurde eingestellt und eine Concurrenz zur Einreichung neuer Pläne (bei denen jedoch die schon der Erde entstiegenen Grundmauern beizubehalten waren) ausgeschrieben. Schon war der größte Theil des dazu bestimmten Termins abgelaufen, als M. davon erfuhr; er eilte zurück und schuf in achttägiger Hast Grundriß, Aufrisse und Durchschnitte nebst Kostenberechnung. Und dieses Mal bekam das Verdienst die Krone. Müller erhielt die Ausführung und stand an der Spitze eines großen, monumentalen Baues. Im Allgemeinen hatte ihn das Studium der italienischen Kirchen das XIV. und XV. Jahrhunderts geleitet, wie auch überall und namentlich im Gesammteindruck ein ganz neuer Impuls und eine frische Schöpferkraft durchzufühlen war. Das Glück schien ihm noch zeigen zu wollen, was es für ihn in Bereitschaft habe, die Restaurationspläne für die Laurenzerkirche in St. Gallen wurden genehmigt, die kaiserliche Akademie nahm ihn (Januar 1849) in die Reihe der Ehrenmitglieder auf und übertrug ihm im Januar 1849 die Professur an der k. k. Ingenieurschule. M. lehrte und baute noch, trotz seiner sinkenden Kräfte bis Ende März. Da schied ihn das Gebot des Arztes von der Arbeit, er starb, erst 26 Jahre alt, am 2. Mai 1849. Die Kunst verlor an ihm einen Jünger „von dessen schönem Talente und reicher Begabung sie unstreitig eine hohe Förderung zu erwarten berechtigt war. M. zählte zu den seltenen Naturen, denen das Hergebrachte nicht mehr genügte, die, des bloßen Eklekticismus müde, nach schöpferischem Streben, nach neuen Formen und Gestaltungen dürsten und denen zugleich jene tiefe, nachhaltige Begeisterung des Genius verliehen ist, welche mit Muth und Geist losgelöst von eingeimpften, ans Vorurtheil streifenden Voraussetzungen, aber ausgehend von den Grundbedingungen alles ächt künstlerischen Schaffens, zur Entdeckung neuer Wege am besten angethan ist. Jeder so geartete Genius, der zu frühe seinem Wirkungskreise entrissen wird, ist ein doppelter Verlust für die Kunst, denn wo es an solchen Geistern gebricht, da wird man vergebens, selbst höchsten Ortes, eine neue Kunstrichtung, einen neuen Baustyl decretiren“ (vgl. Lübke im Deutschen Kunstblatt 1851, S. 142). Bei Beurtheilung der heutigen Altlerchenfelder Kirche muß man übrigens, um nicht ungerecht gegen M. zu werden, „die ganze folgende Baugeschichte im Auge behalten; die Fortsetzung, Durchführung und Vollendung durch Franz Sitte und van der Nüll und die theilweise zu überladene Ausschmückung durch Führich, Blaas, Engerth u. A. brachte manche, gewiß nicht vorgesehene Aenderungen. Der Rundbogenstyl ist ziemlich consequent eingehalten, einige Schwankungen erklären sich aus dem Umstand, daß nicht durchweg echtes Material verwendet, sondern theilweise mit Verputz gearbeitet wurde“ (E. Ranzoni, Wiener Bauten 1873). So maßvoll und ruhig das Aeußere (vgl. die Ansicht der Kirche in Nr. 970 der Illustr. Ztg. Lpz. 1. Febr. 1862), so bunt und überladen schmückte man das Innere. — Die Arbeit über die Florentiner Domfaçade erregte endlich auch in Italien Aufsehen. Müller's Project wurde 1852 ins Italienische übersetzt und gedruckt: „Del Duomo di Firenze e della sua facciata. Memoria dell' architetto Giangiorgio Müller di San Galla. Tradotta dal Tedesco per cura del D. Bartolommeo Malfatti. Firenze 1852“ (XI und 68 S. 8⁰ mit 1 Titelstahlstich) und als das erste Comite zum Ausbau der Façade 1858 zusammentrat, neuerdings vertheilt (vgl. Nr. 280 Allg. Ztg. 1858). Die Originalpläne Müller's sind leider unauffindbar verschwunden, doch folgt der Entwurf des mit der Ausführung betrauten Professor De Fabris (1863 und 1867) vielfach Müller's Ideen, von denen freilich nur der kleine Stahlstich bei Förster und Malfatti Zeugniß giebt (vgl. B. 134 Allg. Ztg. 14. Mai 1871). — M. war nicht nur einer der genialsten

Architecten der neueren Zeit, sondern auch ein ächter Poet. Seine Dichtungen (wovon E. Förster vielfache Proben dem unten genannten Buche einwob; andere finden sich in Plattner's „Alpenstimmen“ 1859; eine Sammlung derselben wird noch erwartet) zeugen von seltenem Talent, sie verkünden Reichthum an originellen Gedanken in einer kräftigen und klaren Sprache, besonders glücklich sind diejenigen, in denen er seine Ideen über Kunst und Kunstwerke darstellt. Ein Bruder unseres Künstlers, Joh. Bapt. Müller, geb. 1818, † 1862, hat sich gleichfalls als Dichter ehrenvoll bekannt gemacht (vgl. Kehrein 1868, I, 284).

Vgl. E. Förster, Johann Georg Müller, ein Dichter- und Künstlerleben. St. Gallen 1851, (mit Müller's Porträt, gestochen von Gonzenbach und den Ansichten der Laurenzerkirche in St. Gallen, der Altlerchenfeldkirche und der Florentiner Domfaçade, gestochen von J. Poppel). — J. M. Ziegler, Aus dem künstlerischen Nachlaß, von J. G. Müller, enthaltend die Entwürfe zu architectonischen Abhandlungen, Gedichte, mit 43 facsimilirten Tafeln in Farbendruck. Mit einer Lebensskizze und Notizen, Winterthur 1860. Fol. — Holland, Deutsche Charakterbilder 1864, S. 25 ff. — Wurzbach 1868, XIX, 376 ff. — Kehrein 1868, I, 283. — H. Kurz 1873, IV, 43.

Hyac. Holland.

Müller: Johannes M., der große Anatom und Physiologe, geboren am 14. Juli 1801 zu Koblenz unter französischer Herrschaft, war das älteste von fünf Kindern eines mäßig bemittelten Schuhmachers. Nachdem er die Secundärschule seiner Vaterstadt, eine alte Lateinschule der Jesuiten, welche die preußische Regierung in ein Gymnasium umwandelte, absolvirt und ein Jahr als Freiwilliger bei der Pionier-Compagnie in Koblenz gedient hatte, bezog er im Herbst 1819 die Universität Bonn und entschloß sich nach einigem Schwanken, nicht, wie es seine Familie gewünscht und er selber ursprünglich beabsichtigt hatte, Theologie, sondern Medicin zu studiren. Flotter Burschenschafter, nahm er doch das Studium so ernst, daß er schon 1821 mit einer experimentellen Untersuchung „De respiratione foetus“ den von der Facultät ausgesetzten Preis gewann und am 14. December 1822 mit der Inaugural-Dissertation „De phoronomia animalium“ zum Doctor der Medicin promovirt wurde. Seine weitere Ausbildung wäre durch die beschränkten Verhältnisse, in welchen sein inzwischen verstorbener Vater die Familie zurückgelassen hatte, gefährdet gewesen, hätten nicht die Universitätskreise die Regierung auf seine Begabung aufmerksam gemacht. Mit Unterstützung des Ministeriums ging er im Frühjahr 1823 nach Berlin und arbeitete dort bis zum Herbst 1824, besonders von Rudolphi angezogen, in den anatomischen und zoologischen Instituten; auch bestand er im Winter 1823—24 die medicinischen Staatsprüfungen. Nach Bonn zurückgekehrt, habilitirte er sich am 19. October 1824 für Physiologie und vergleichende Anatomie und entfaltete während der nächsten Jahre im Bereiche dieser Disciplinen, wie auch auf Zoologie, allgemeine Pathologie, pathologische Anatomie, Ophthalmologie u. a. m. übergreifend, eine ausgedehnte Lehrthätigkeit. Sein spärliches Einkommen zu vermehren, mußte er, auch nachdem er 1826 zum außerordentlichen Professor ernannt worden war, zugleich noch als praktischer Arzt und als Secretär der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher thätig sein. Und dabei gab er, außer der Habilitationsvorlesung, einer anatomischen Abhandlung und der Uebersetzung eines schwedischen Jahresberichtes, 1826 das große Werk „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinns“ und das Buch „Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen“, 1827 den „Grundriß der Vorlesungen über die Physiologie“ heraus. Die Folge so rastloser und zumal mit subjectiven Beobachtungen verbundener Arbeit war eine nervöse Er-

krankung, welche ihn im Sommer 1827, kurz nachdem er seine Frau Maria Anna Zeiller, die Tochter eines höheren Beamten aus Simmern, heimgeführt hatte, die Vorlesungen auszusetzen nöthigte. Eine mit Unterstützung des Ministeriums unternommene Erholungsreise stellte ihn jedoch bald wieder vollkommen her, und zu der wieder aufgenommenen alten Lehrthätigkeit gesellte sich nunmehr eine noch erstaunlichere wissenschaftliche Fruchtbarkeit. Außer zahlreichen anatomischen, zoologischen, physiologischen Arbeiten, welche er in Zeitschriften veröffentlichte, ließ er 1829 einen „Grundriß der Vorlesungen über allgemeine Pathologie“, 1830 die beiden großen Werke „De glandularum secernentium structura penitiori“ und „Bildungsgeschichte der Genitalien“, dazu noch die Habilitationsschrift als ordentlicher Professor — zu welchem er im Juli dieses Jahres ernannt worden war — „De ovo humano atque embryone observationes anatomicae“, endlich 1833 den ersten Theil des „Handbuchs der Physiologie des Menschen“ erscheinen. Nach Rudolphi's Tode als dessen Nachfolger berufen, trat er Ostern 1833 die ordentliche Professur der Anatomie und Physiologie und die Direction der anatomischen Sammlung zu Berlin an und wurde im Juli 1834 Mitglied der Berliner Akademie; auch übernahm er nach Meckel's Tode von 1834 an die Herausgabe des „Archivs für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medicin“. Gerade ein Vierteljahrhundert wirkte er in Berlin als Lehrer und Forscher mit kaum anderen Unterbrechungen, als den zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Ferienreisen; nur einmal, nach seinem zweiten, durch die politischen Vorgänge sehr stürmischen Rectorate, setzte er für den Winter 1848—49 die Lehrthätigkeit aus. Diese umfaßte Anatomie, vergleichende Anatomie und Physiologie, bis 1856 auch pathologische Anatomie. Bis 1840 vollendete er sein „Handbuch der Physiologie“. Daneben erschien 1838 die erste Lieferung des später nicht fortgeführten Werkes „Ueber den feineren Bau und die Formen der krankhaften Geschwülste“, 1839 als Supplement zu seinen im „Handbuche“ niedergelegten Untersuchungen über die Stimme: „Ueber die Compensation der physischen Kräfte am menschlichen Stimmorgan“, 1834—43 die „Vergleichende Anatomie der Myxinoiden“ (Akad. Abh.). Weiter gab er 1841 mit J. Henle die „Systematische Beschreibung der Plagiostomen“, 1842 mit F. H. Troschel das „System der Asteriden“, 1845 und 1849 mit demselben die „Horae ichthyologicae, Beschreibung und Abbildung neuer Fische“, 1846—53 die „Metamorphose der Echinodermen“ (Akad. Abh.), 1849 „Ueber die fossilen Reste der Zeuglodonten“, 1852 „Ueber Synapta digitata und über die Erzeugung von Schnecken in Holothurien“ heraus. Außerdem veröffentlichte er an 200 Abhandlungen, Reden, Bemerkungen, Berichte, meist in den Monatsberichten und Abhandlungen der Akademie und in seinem Archive. Nach einem Schiffbruche auf der Rückkehr von Norwegen in der Nacht zum 10. September 1855, bei welchem er in höchste Lebensgefahr gerathen war und einen jungen wissenschaftlichen Begleiter verloren hatte, war seine Gesundheit erschüttert, im Winter 1857—58 kränkelte er, und am Morgen des 28. April 1858 wurde er todt im Bette gefunden.

Die Physiologie verdankt Johannes M. die Sicherung des Bell'schen Gesetzes, die Principien der Lehren von der Reflexbewegung, Mitbewegung, Mitempfindung, das Gesetz von den specifischen Energieen der Sinnessubstanzen, das Gesetz der excentrischen Empfindungen, das Verständniß des Kehlkopfes als einer häutigen Zungenpfeife, eine Fülle von Einsicht in das Sehen und Hören, die gesicherte grundlegende Kenntniß von der Beschaffenheit des Blutes, der Lymphe und des Chylus, den Nachweis der Unabhängigkeit der Qualität der Drüsensecrete vom groben Bau der Drüsen, die Kenntniß des Chondrins, der Lymphherzen der Amphibien, der Mikropylen an Holothurien- und Fischeiern u. a. m. Für die Anatomie und Histologie hat er vor allem

den Bau der Drüsen, dann des Knorpel- und Knochengewebes, weiter das erectile Gewebe mit seinen Rankenarterien und organischen Nerven, die Rücken- und Dammmuskulatur, das Peritoneum aufgehellt. Die Entwickelungsgeschichte hat er mit der Membrana capsulo-pupillaris im Auge des Säugethierfötus bereichert und mit den Urnieren bei den nackten Amphibien, wie mit dem Faden, der seinen Namen trägt und zur Tuba wird, womit auch für die Wolff'schen Körper und für den Hermaphroditismus das Verständniß eröffnet war. In die pathologische Anatomie hat er die mikroskopische Untersuchung hineingetragen, und bleibende Denkmale seines zeitweiligen Interesses für das Gebiet sind seine Ermittelungen über den Bau der Geschwülste, insbesondere der Knorpel- und Knochengeschwülste, ist sein Nachweis, daß die pathologische Entwickelung mit der embryonalen übereinstimmt. Endlich was er im Bereiche der Zoologie und vergleichenden Anatomie geleistet, spottet jedes Versuches einer kurzen Zusammenfassung. Denn von den Säugethieren bis zu den Infusorien hat er die Thierwelt, die lebende wie die untergegangene, gemustert, neue Thierformen entdeckt, Sein und Werden aufgeklärt, Bau und Entwickelung, Verwandtschaft und Lebensweise ergründet; und besonders die Fische und die Echinodermen, über welche er die mangelhaftesten Kenntnisse vorfand, hat er den besterforschten Thieren angereiht.

Doch mit der überwältigenden Fülle der, oft so großen Einzelleistungen ist Johannes Müller's Bedeutung für die biologischen Wissenschaften nicht erschöpft. Verwirrt durch den Galvanismus, überwuchert durch eitle philosophische Speculation, war die Physiologie zu Anfang des Jahrhunderts verfallen und zu einem, vielfach bloß phrasenhaften Anhängsel der Anatomie geworden; und die trefflichen Arbeiten von Magendie und Flourens, von Tiedemann und E. H. Weber hatten eine allgemeinere Besserung nicht zu erzielen vermocht. Da war es Johannes M., nachdem er von den Banden der Naturphilosophie, in die er zuerst selber verstrickt war, unter Rudolphi's Einfluß sich befreit hatte, der mit seinem Handbuche der Physiologie durchschlagend wirkte und die Physiologie wieder als eine echte Naturwissenschaft herstellte. An der Hand der Erfahrung, der Beobachtung und des Versuches, die gesammte Ueberlieferung prüfend und aller Orten mächtig erweiternd, dazu das Erfahrene streng naturwissenschaftlich denkend, führte er die Physiologie von neuem auf festen Fundamenten und zugleich in überraschendem Umfange auf und sicherte die methodische Weiterführung des stolzen Baues, für welche er öfters, so besonders in der Nervenphysik, geradezu die Linien vorzeichnete. Aehnlich Großes hat er danach für die zoologischen Wissenschaften erstrebt. Denn seine überall durch die Thierwelt durchgeführten Vergleichungen der Organe und Functionen, seine steten Betrachtungen des Allgemeinen im Besonderen, des Besonderen im Allgemeinen, seine außerordentlichen Bemühungen gerade um die den systematischen Grenzgebieten angehörigen Thiere lassen keinen Zweifel, daß es ihm nicht bloß um die Mehrung der thatsächlichen Kenntnisse zu thun war, daß er noch den „Plan der Schöpfung“ suchte. Und wenn ihm auch hier der Wurf nicht gelang, wenn ihm schließlich der Schneckenschlauch in der Holothurie sogar die Grundlage zu erschüttern drohte, auf welcher er so lange gebaut hatte, so hat er doch der vergleichenden Anatomie die physiologische Richtung fest eingepflanzt und wichtigste Vorarbeiten für die dereinstige physiologische Geschichte der Thierwelt geliefert. Mit Recht hat man ihn darum den Haller des 19. Jahrhunderts und zugleich den deutschen Cuvier nennen können. Mag er hinter jedem einzelnen dieser Heroen in gewisser Hinsicht zurückbleiben, er hat vor Beiden doch auch noch voraus, wie er durch seine Lehre fortzeugend gewirkt: Henle und Schwann, Bischoff und Remak, Reichert und Traube, du Bois-Reymond und Brücke,

Helmholtz und Virchow, Max Schultze und Häckel, um nur diese zu nennen, sind ein Ruhmeskranz einzig in seiner Art für Johannes M.

Emil du Bois-Reymond, Gedächtnißrede auf Johannes Müller. Aus den Abhandlungen der Berliner Akademie 1859. Berlin 1860. (Im Anhang das genaue Verzeichniß von Joh. Müller's Veröffentlichungen.) — Rudolf Virchow, Johannes Müller. Eine Gedächtnißrede. Berlin 1858. (Nr. 1 der Anmerkungen gibt weitere biographische Litteratur.) — Th. L. W. Bischoff, Ueber Johannes Müller und sein Verhältniß zum jetzigen Standpunkt der Physiologie. Festrede der bayerischen Akademie. München 1858. — Proceedings of the R. Soc. of London. Vol. IX. p. 556 f.

Hermann Munk.

Müller: Johann Joseph M., St. Gallischer Staatsmann, geb. am 19. März 1815 zu Mosnang im Toggenburg, † am 11. Nov. 1861 in St. Gallen. M. stammte aus einer angesehenen katholischen Toggenburger Familie, die im Jahre 1833 von dem abgelegenen Dorfe Mosnang nach dem Städtchen Wyl im ehemaligen St. Gallischen Fürstenland übersiedelte und sich dort einbürgerte. Sein Vater Joh. Baptist M. († 1851) that sich als Beamter und Fabrikant hervor und war ein Mann von rastloser Unternehmungslust, politisch freisinniger Richtung, lebhafter Phantasie und entschiedener Kirchlichkeit; mit wahrer Einsicht ließ er seinen zahlreichen Kindern eine gute Schulbildung angedeihen. Johann Joseph war sein ältester Sohn. Er besuchte das katholische Gymnasium in St. Gallen und das Lyceum in Luzern, studirte von 1833—1836 in München und Heidelberg Jurisprudenz, vervollständigte seine Bildung in der westlichen Schweiz und richtete sich 1837 in Wyl als Advocat ein. Rasch erwarb er sich den Ruhm eines ebenso gewissenhaften, als gewandten und kundigen Juristen: die Rechtspraxis blieb — wenige Jahre abgerechnet, während deren er sich dem industriellen Geschäfte seines Vaters und seines Bruders widmete — sein eigentlicher Lebensberuf. Getragen von dem allgemeinen Vertrauen, das ihm das Volk entgegenbrachte, trat er schon früh in das Staatsleben ein. 1839 wurde er in den Großen Rath des Kantons St. Gallen gewählt, und im Schoße dieser legislativen Behörde entfaltete er mehr als 20 Jahre lang, beinahe bis an das Ende seines Lebens, eine Wirksamkeit, die bleibende Spuren hinterlassen hat. Andauerndes Studium der Tractanden, scharfe Logik, feiner Tact und seltene Elasticität in der Handhabung der Sprache, verbunden mit einem anmuthigen, klingenden Organ verschafften ihm zu einer Zeit lebhafter politischer Bewegung in allen wichtigen kantonalen Fragen großen, bisweilen entscheidenden Einfluß. Anfangs beobachtete er unter den Nachwirkungen der in Luzern und in Heidelberg empfangenen Eindrücke eine liberalisirende Haltung und stimmte, wie für die Aufhebung des Klosters Pfävers, so gegen die Errichtung eines besonderen St. Gallischen Bisthums. Von Natur wohlwollend und schmiegsam und allen Härten in der Politik abgeneigt, meinte er wohl eine vermittelnde Stellung zwischen den Parteien einnehmen zu können, die sich seit dem Jahre 1841 in fast gleicher numerischer Stärke zum Schaden einer gesunden Entwicklung des Kantons mit leidenschaftlicher Spannung gegenüberstanden. Als aber die antikirchlichen Tendenzen der radicalen Führer in den Debatten über die Bisthumsfrage und den Aargauer Klosterstreit immer deutlicher zu Tage traten, schloß er sich, in seinen von Hause aus ernsten religiösen Anschauungen verletzt, dem conservativ-ultramontanen Lager an, und so finden wir den jungen Anwalt während der entscheidungsvollen Jahre 1845—1847, da St. Gallen sein Bisthum errang und der Kanton in der Jesuiten- und Sonderbundangelegenheit der „Schicksalskanton" der Eidgenossenschaft war, als einen der beredtesten Sprecher dieser Partei an der Seite des älteren und freilich viel energischeren Landam-

manns Gall Jakob Baumgartner (s. Allg. D. Biogr. II, 165). Auch in den Fünfziger Jahren — er hatte 1847 seinen Wohnsitz nach St. Gallen verlegt — blieb er trotz der vielfachen Anfeindungen und zum Theil gehässigen Schmähungen seiner Gegner unentwegt bei der eingeschlagenen Richtung. Er erhob nachdrückliche Opposition gegen die von der liberalen Partei geforderte Revision der Kantonsverfassung und gegen die Gründung einer für beide Confessionen gemeinsamen Kantons-schule (Gymnasium und Industrieschule). Doch nahmen seine Kämpfe im Rathssaal und in öffentlichen Blättern niemals schroffe oder beleidigende Formen an. Er suchte extremen Parteibestrebungen die Spitze abzubrechen, und als eine Verfassungsrevision nicht mehr zu umgehen war, bemühte er sich, die widerstrebenden Interessen auszugleichen, so weit es sich mit seinen religiösen Ueberzeugungen vertrug. Zwar der Verfassungsentwurf vom 24. April 1860, der nach Form und Inhalt wesentlich sein Werk war, wurde von dem in der Mehrheit liberalen Volke verworfen, und an der definitiven neuen Verfassung, die am 11. October 1861 zu stande kam — noch heute das Grundgesetz des Kantons St. Gallen — hatte er nicht mehr persönlichen Antheil. Aber eben der in diesem letztern Werke enthaltene Compromiß, nach welchem einerseits die staatliche Leitung des Erziehungswesens und die gemeinsame Kantonsschule garantirt, anderseits der Kirche eine Freiheit der Bewegung zugestanden wurde, die alle Erwartungen der Katholiken übertraf, konnte recht eigentlich als das schließliche Resultat seines versöhnenden Einflusses betrachtet werden. — Zum Eintritt in die Kantonsregierung ließ sich M. nie bewegen; dagegen war er Mitglied des „Administrationsrathes“, der Centralbehörde der mit reichen materiellen Mitteln ausgestatteten „katholischen Corporation“ des Kantons. Mehrmals wurde er auch berufen, an eidgenössischen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Schon im Jahre 1844 kam er als zweiter Gesandter des Kantons St. Gallen an die Tagsatzung. Für die neue Bundesverfassung stimmte er, weil er einsah, „daß für die Schweiz dermal nichts Besseres möglich sei“, und in den Jahren 1856—1860 gehörte er dem schweizerischen Nationalrath an. Begreiflich fand er in Bern kein befriedigendes Feld für seine Thätigkeit; indes schreiben ihm seine Parteigenossen das Verdienst zu, die zerstreuten conservativen Elemente der Bundesversammlung vereinigt und zu einer achtunggebietenden Minorität organisirt zu haben. — M. führte eine gewandte Feder. 1838 veröffentlichte er ein Bändchen Gedichte, „Jugendklänge“ (St. Gallen); 1844 gab er die „St. Gallische Volkszeitung“ heraus, und von 1856 an war er einer der thätigsten Mitarbeiter an dem „Neuen Tagblatt aus der östlichen Schweiz“; daneben griff er, vorzüglich in den Jahren 1856—1860, mit einer Reihe von Broschüren in die schwebenden Tagesfragen ein. — Er starb aus glücklichem Familienleben heraus noch in besten Mannesjahren an einer Herzkrankheit und wurde in der Müller'schen Familiengruft zu Wyl beigesetzt. Von seinen Brüdern zeichneten sich aus: Joh. Georg M., der bekannte geniale Architect (s. ob. S. 621) und Joh. Baptist M. (1818—1862), einer der bedeutendsten Industriellen der Ostschweiz.

Vgl. P. Gall Morel, Das Leben des Johann Joseph Müller in St. Gallen, mit einer Zugabe aus dem Leben seines Bruders Joh. Baptist Müller. St. Gallen 1863. — Hasler und Hartmann, Gallerie berühmter Schweizer der Neuzeit, 1. Bd. Nr. 44. Dierauer.

Müller: Johann Heinrich Traugott M., Mathematiker, geb. den 6. August 1797 in Friedersdorf bei Sorau in der Niederlausitz, † am 28. April 1862 in Wiesbaden. „Er bezog, nachdem er das Gymnasium zu Sorau fünf Jahre besucht, Ostern 1817 die Universität Leipzig, wo er fünf Jahre Theologie und später Mathematik und Naturwissenschaften studirte, wurde den 6. Juli 1822 als Oberlehrer hauptsächlich für die Fächer der Mathematik und Physik am

Domgymnasium zu Naumburg in der Provinz Sachsen angestellt und übernahm zu Michaelis 1835 zugleich noch den Unterricht in den Naturwissenschaften an der dortigen Gewerbschule. Bald darauf wurde derselbe nach Gotha berufen, um dort die Direction des zu errichtenden Realgymnasiums zu übernehmen. Nachdem er vom Juli 1836 bis Ende 1844 dieses Amt verwaltet, folgte er einem ehrenvollen Rufe nach Wiesbaden, um auch hier der Leitung des neu errichteten herzoglichen Realgymnasiums sich zu unterziehen, wo derselbe Ostern 1845 in seinen Wirkungskreis eingesetzt wurde.“ In diesen schlichten Worten schildert M. in dem ersten Jahresprogramme der durch ihn errichteten Anstalt seinen seitherigen Lebenslauf. Es wäre demselben ergänzend beizufügen, daß M. einziger Sohn eines Predigers war, der den hochbegabten Knaben selbst zum Gymnasium heranbildete; daß er ein Jahr dem theologischen, ein zweites dem medicinischen Studium widmete, bevor er über seinen eigentlichen Beruf Klarheit gewann. Mehr als über sein äußeres müssen wir über sein inneres Leben uns verbreiten, namentlich von der Zeit an, zu welcher seine Wiesbadener Wirksamkeit begann. Daß in dem Manne zugleich ein rüstiger Kämpfer für eine Idee gewonnen war, welche um die Mitte der vierziger Jahre eben auftauchte, beweist das gleiche, soeben angeführte Programm nebst dem des folgenden Jahres. In welcher Beziehung steht die lateinische Sprache zu den Lehrgegenständen der heutigen Realgymnasien? Für welche Fachwissenschaften haben die heutigen Realgymnasien vorzubereiten? Diese beiden Fragen beantwortet M. 1846 und 1847, die erste dahin, daß ein ausgiebiger Lateinunterricht durch alle Klassen des Realgymnasiums fortgeführt Mittelpunkt des Sprachunterrichts überhaupt ebensosehr wie Stützpunkt, von dem aus die neueren Sprachen, besonders das Französische, in Angriff zu nehmen seien, bilden müsse; die zweite Frage beantwortet M. mit der Behauptung, die richtige Vorbereitung zum ärztlichen Berufe könne nur das Realgymnasium geben. Bekanntlich ist diese Behauptung wie die entgegengesetzte Meinung in fortwährend erregtem Widerstreite auf der Tagesordnung der Schulmänner geblieben, und 40 Jahre haben nicht vermocht einen endgiltigen Austrag zu Stande zu bringen. M. that sein Mögliches die von ihm geleitete Anstalt auf solche Höhe zu bringen, daß sie die Fächer, welche ihr unterscheidendes Bereich gegenüber von dem der gelehrten Gymnasien bildeten, in widerspruchslos vorzüglicher Weise lehrte. Namentlich seit mit Ostern 1857 die unteren vier Klassen als höhere Bürgerschule losgetrennt und das Realgymnasium auf drei Klassen (die oberste mit zweijährigem Lehrgange) beschränkt wurde, nahm der mathematische Unterricht einen Umfang an, daß die mit dem Zeugnisse der Reife entlassenen Schüler der obersten Abtheilung über weit mehr Kenntnisse verfügten als es an anderen Orten üblich ist, ja über weit mehr als manche Lehrer an Universitäten für wünschenswerth erachten. Nicht blos ebene und sphärische Trigonometrie, analytische und descriptive Geometrie, auch Anfänge der Differential- und Integralrechnung, insbesondere das eigentliche Differentiren und Integriren, und der analytischen Mechanik gehörten bis vor Kurzem dem Wiesbadener Lehrplane an. Die descriptive Geometrie lehrte unter Müller's Augen Emil Hildenbrand, der von 1848—1854 selbst als Schüler der Anstalt angehört hatte und der ebenso wie er im Geiste seines Lehrers wirkte, bei seinem 1881 im Alter von 46 Jahren erfolgten Tode Lehramt und Methode einem Zöglinge des Realgymnasiums, August Schmidt, vererbte. Ein anderer Schüler des Realgymnasiums war von 1846—1850 Wilhelm Unverzagt, dessen wissenschaftliche Bedeutung zu würdigen wir für einen besonderen Artikel uns vorbehalten. Etwa ein Jahr nach der Neueinrichtung des Realgymnasiums 1858 traf M. ein leichter Schlaganfall, der ihn auf der rechten Seite des Körpers lähmte. Wenn auch körperlich unbeholfener, aber mit

ungeschwächter Geistesfrische setzte M. seine Schulthätigkeit fort, allerdings ab und zu genöthigt bei überhandnehmenden Leiden sehr gegen seinen Willen eine Unterbrechung eintreten zu lassen. Der Tod am 28. April 1862 war ein unerwarteter, indem M. unmittelbar vorher sich verhältnißmäßig sehr wohl gefühlt hatte und nichts auf einen wiederkehrenden Schlaganfall hindeutete. War M. ein hervorragender Schulmann, geliebt und verehrt von Schülern und mitwirkenden Lehrern, so ist auch seiner schriftstellerischen Thätigkeit mit Anerkennung zu gedenken. So seiner „Allgemeinen Arithmetik", 1836. Sein „Lehrbuch der Geometrie" (1844—1851 in 3 Bänden) enthält neben gut verarbeitetem bekanntem Stoff auch Eigenes und Neues. Seine „Geometrischen Ausläufer" (1846) bieten, was ihr Name kennzeichnend genug ausspricht, gewissermaßen Fühler, mit welchen, ohne den eigentlichen Schulboden zu verlassen, in andere Gebiete versuchsweise übergegriffen wird. Kleinere und größere Abhandlungen in Grunert's Archiv (Bd. 2—24), in Poggendorff's Annalen (Bd. 81—90), Programmbeilagen von 1852, 1858, 1860 zeigen den kenntniß- und gedankenreichen Trigonometer, Krystallographen, Historiker. In letzterer Beziehung darf sein Programm von 1860, „Beiträge zur Terminologie der griechischen Mathematiker", mit besonderer Auszeichnung genannt werden.

Programme des Realgymnasiums zu Wiesbaden. Poggendorff, Biogr.-liter. Handwörterbuch II, 226 u. 1430. Gedächtnißrede auf J. H. T. Müller, gehalten vom Kirchenrath Dietz (handschriftlich). Cantor.

Müller: Johann W. Baron von M. (er pflegte sich John W. v. M. zu unterzeichnen), Reisebeschreiber und Naturforscher, geb. am 4. März 1824 zu Kochersteinsfeld (Württemberg), † ebendaselbst am 24. October 1866. Nach mehrjährigen Studien auf den Universitäten zu Bonn, Heidelberg und Jena, reiste M. von 1843—49 mit einigen Unterbrechungen in Algier, Marocco und den Nilländern. In den letzteren begleitete er Brehm nach Kordofan. Nachdem er 1852 den zoologischen Garten in Brüssel und 1854 den in Marseille begründet, trat er 1856 eine neue Reise an, die ihn nach Nordamerika und Mexiko führte. 1865 durchreiste er Spanien. M. beschäftigte sich hauptsächlich mit zoologischen Studien, deren Ergebnissen auch der größere Theil seiner Schriften gewidmet ist. Der Ruhm, der erste Besteiger des Pic von Orizaba gewesen zu sein, läßt sich nicht für M. festhalten. Die 1864/65 in drei Bänden erschienenen „Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexiko" leiden an empfindlichen Lücken durch den Verlust mancher Materialien, die M. in Mexiko gesammelt hatte, aber für die Ausarbeitung seiner Ergebnisse nicht benutzen konnte. Außer den Ergebnissen der durch seinen Assistenten Sonntag (s. d.) angestellten Höhenmessungen mexikanischer Vulkane ist die Liste der mexikanischen Wirbelthiere der werthvollste Theil dieser Reisebeschreibung. M. veröffentlichte über seine afrikanischen Reisen Mittheilungen im Journal of the R. Geographical Society of London (1850) und in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften zu Wien (1849), außerdem „Fliegende Blätter aus meinem Tagebuch" (1852), „Beiträge zur Ornithologie Afrikas" (1853), „Des causes de la coloration de la peau et des différences dans les formes du crâne" (1853), „Ueber das Einhorn" (1855).

Geogr. Mitth. 1867. Brehm, Reiseskizzen aus Nordostafrika 1855. Allg. (Augsb.) Zeitung 1866. Beil. 324. F. Ratzel.

Müller: Johann Bapt. M., Historienmaler. Geb. 1809 zu Görisried (im baierischen Allgäu, welches überhaupt eine stattliche Anzahl von Malern und Bildhauern hervorbrachte), wurde seine Neigung zur Kunst frühzeitig durch den Vater genährt, welcher obwohl nur ein Schreiner, doch gut zeichnete und jene den Allgäuern vielfach eigene Findigkeit und technische Geschicklichkeit besaß. Durch sein unverkennbares Talent kam M. bald auf die Aka-

demie nach München, wo er zuerst unter Konrad Eberhard (dem er in der Folge bis zu dessen 1859 erfolgtem Ableben ein treuer Freund und Pfleger blieb), dann aber unter Heinrich Heß sich schnell entwickelte und schon 1829 auf der Kunstausstellung eine rühmliche Probe seines Talents mit einem in drei Abtheilungen componirten Oelbilde gab. Heß verwendete ihn als Gehülfen für die Fresken der Allerheiligenkirche, wo M. neben Joh. Schraudolph und E. Koch unter der Leitung des Meisters und auch selbständig (z. B. die „Taufe Christi“ daselbst ist ganz von seiner Hand) arbeitete. Da M. ein tüchtiger Techniker im Fresko war, so nahm ihn Führich 1837 mit nach Prag, um sich bei der Ausführung seiner vierzehn „Stationen“ auf dem Laurentiusberg helfen zu lassen. Von da bis 1842 blieb M. bei H. Heß und wirkte auch beim Bilderschmuck der Münchener Basilika getreulich mit. Von 1842 bis 1849 arbeitete M. für Max Ainmüller in der königlichen Glasmalereianstalt, bethätigte sich an der Ausführung der für die Auerkirche bestimmten Fenster, malte ein großes Christusbild für den Kaiser von Rußland und arbeitete an jenen großen Glasgemälden mit, welche König Ludwig I. in den Kölner Dom stiftete (wozu Jos. Anton Fischer die jetzt in der Neuen Pinakothek befindlichen Cartons zeichnete). Als 1849 die großen Aufträge Ainmüller's erschöpft waren, wendete sich M. unverdrossen wieder zu verschiedenen Altar- und Staffeleibildern, darunter ein fast lebensgroßer „Jeremias auf den Trümmern Jerusalems“. Der Prophet ist dargestellt auf den Ueberresten des Tempels, den Blick gen Himmel gewandt, die charakteristischen Hände im Schooß gefaltet und neben sich eine Papyrusrolle — so erscheint er als der ernste Dichter und Denker, der vom unglücklichen Schicksal seines Vaterlandes niedergedrückte Patriot. Der scharfe Schnitt seines Gesichts und die orientalische Hautfarbe kennzeichnen den Typus seines Stammes; der Körper ist in ein braunes Gewand verhüllt, welches von den Lenden abwärts durch den darüber gebreiteten Burnus verdeckt wird, die Stirne umschlingt ein weißes, roth berändertes Tuch, welches den schwermüthigen Zügen zur Folie dient (vgl. O. v. Schorn im „Deutschen Kunstblatt“ 1855 S. 376). M. malte in vielen Kirchen des schwäbischen Oberlandes z. B. zu Obertingen, Erkheim (hier ein 22 Fuß breites und 16 Fuß hohes Abendmahl) und Scheideck, dann im Sommer 1855 und 1856 zu Kösching (bei Ingolstadt) große, selbständige Fresken-Cyclen, welche, vortrefflich in Composition und Technik, dem Künstler viele Ehre und Anerkennung, aber doch nur sehr bescheidenen Lohn einbrachten. In früheren Jahren erwarb der Kunstverein manch gutes Bild von ihm, später schuf M. eine große Zahl sogenannter Andachtsbilder, von denen einige durch Lithographie und Farbendruck weit verbreitet wurden z. B. die Madonna aus dem König-Ludwig-Album. M. war, ebenso wie Jos. Anton Fischer, einer der wenigen, welche früher ein „sattes“ Colorit anstrebten und sich „in die Farbe“ wagten, bevor der Umschwung der Neuzeit erfolgte. Den bleichsüchtigen „Historikern“ von dazumal war er zu viel, der nachfolgenden jüngeren Generation bald zu wenig. Er ging zurück, vernachlässigte die Form, während bald auch die Wärme der innerlichen Empfindung darunter litt. Die neue Aera überflügelte den Mann und schob ihn vornehm beiseite. Er besaß auch nicht das Talent, sich zur Geltung zu bringen; ein ächter Sohn seiner Berge: fromm und gläubigen Gemüths, unermüdet fleißig und thätig, dabei zurückgezogen, still und wortkarg, ein väterlicher Freund und Berather jüngerer Künstler, empfänglich und gerecht für alles Gute, selbst da wo es nicht mit seiner Richtung oder Technik sich vertrug, wäre er vielleicht ein ausgezeichneter Lehrer geworden. Leider hinterließ er keinen Schüler als er am 27. Juni 1869 zu München starb.

Vgl. Kunstblatt 1836. Nr. 18, S. 70. Raczynski, II. 642 ff. Robert Lecke, Beschreibung der Basilika, 1850. S. 24 ff. Stubenvoll, Basilika, 1875.

S. 51 ff. Vinc. Müller, Handbuch von München, 1845. S. 162. Münchener Propyläen 1869. S. 669 und Beil. 180 Allgem. Ztg. vom 29. Juni 1869.

Hyac. Holland.

Müller: Johann Heinrich Jakob M., Physiker und Mathematiker; geb. zu Kassel 1809 als Sohn des damaligen dortigen Hofmalers, nachmaligen Darmstädter Galleriedirectors M.; † am 3. Oct. 1875 als Hofrath und Prof. der Physik zu Freiburg in Baden. Von 1829 bis 1834 studierte er Naturwissenschaften zu Bonn und Gießen, gefördert namentlich durch Umpfenbach, Münchow, Plücker, Buff, Liebig und Bischof. 1834 wurde er Lehrer am Darmstädter Gymnasium, 1837 an der Realschule zu Gießen. 1844 ward er an des zurückgetretenen Wucherer Stelle Professor der Physik zu Freiburg. Seine selbständigen Forschungen beziehen sich hauptsächlich auf die Lehre des Lichts, des Galvanismus und des Magnetismus; die Resultate sind meistentheils in Poggendorff's Annalen niedergelegt. Seine meiste Zeit verwandte er aber auf die Publication von Lehrbüchern der Mathematik und namentlich der Physik, unter denen das unter dem Namen Pouillet-Müller bekannte Werk das wichtigste ist. Der Braunschweiger Buchhändler Ed. Vieweg, von Liebig auf Müller hingewiesen, übertrug diesem nämlich um 1842 die Bearbeitung des französischen Lehrbuches der Physik von Pouillet für Deutschland. Der Verfasser des unten erwähnten Nekrologes, dem diese Lebenskizze überhaupt entnommen ist, sagt: „Im Vergleich zu den damaligen theils recht guten Lehrbüchern der Physik, z. B. von E. G. Fischer, Eisenlohr, Baumgartner, zeichneten sich die damaligen französischen Lehrbücher durch eine reichere Ausstattung aus, hauptsächlich was die Abbildung von Apparaten betraf, wozu die schönen Pariser physikalischen Cabinete ein sehr passendes Material liefern konnten. Schon in der ersten Auflage (1842 bis 1844) war die Behandlung des Stoffes in manchen Theilen eine selbständige; bei den späteren Auflagen, die sich so schnell folgten daß die Bearbeitung der achten durch den Tod des Verfassers unterbrochen wurde, traten die Spuren französischer Abkunft immer mehr zurück. Abgesehen von den ebenfalls in vielen Auflagen erschienenen Lehrbüchern der Physik von Eisenlohr und Baumgartner hat wohl kein deutsches Lehrbuch eine solche Verbreitung gefunden wie das von Pouillet-Müller; es lohnt sich deßhalb wohl auf die Vorzüge desselben noch etwas näher einzugehen. M. wollte nicht für die schreiben, welche die wissenschaftliche Physik zu ihrem Hauptstudium machen, und die im Grunde nur durch das Studium der classischen Specialarbeiten ihre Ausbildung erhalten können; sein Zweck war solche die nicht Zeit haben an den ursprünglichen Quellen zu schöpfen, die aber doch ernstlich die Natur selbst studieren und die wichtigsten Forschungsmethoden erkennen möchten, in die physikalische Wissenschaft einzuführen. Die Bearbeitung des Lehrbuches war für M. eine eigentliche Herzenssache; er las keine Abhandlung, er besuchte keine auswärtige physikalische Anstalt, ohne gleich daran zu denken, wie er das Gelesene und Gesehene für sein Lehrbuch bearbeiten könne. Er wußte sich auch beim Schreiben in den Gedankengang des Lesers hineinzuversetzen, und wenn vielleicht manche, die mehr den streng wissenschaftlichen Styl gewohnt sind, das Müller'sche Buch breit und umständlich finden mögen, so werden in dieser concreten Deutlichkeit gerade diejenigen einen Vortheil finden, welche aus der Erfahrung wissen, wie häufig ein abstract gehaltener physikalischer Unterricht nur als etwas äußerlich angelerntes den Schülern anklebt. Was M. in seinem Buche gibt, sind nicht zusammengeschriebene Excerpte, er hat alles zuerst in sich und für sich gewissenhaft durchgearbeitet und aus sich selbst wieder producirt; er wußte deßhalb auch, wo die Schwierigkeiten in dem Verständniß oder in der Anstellung eines Versuches lagen, und war deßhalb auch so sehr geeignet dem Leser ein guter Wegweiser für die Ueber-

windung der Schwierigkeiten zu sein. Besondere Erwähnung verdienen noch die mannichfachen Abbildungen, welche theils als Holzschnitte, theils als Tafeln, man darf wohl sagen, dem Buch zur Zierde gereichen. Es sind dieselben zum größten Theil von Müller selbst gezeichnet und bis ins Einzelne durchstudiert, und da wo ihm nicht die Apparate selbst, sondern nur von andern gelieferte Zeichnungen vorlagen, war er nicht befriedigt, bis er über jeden einzelnen, auch noch so unbedeutenden, Theil des Apparats vollkommen im klaren war. Es ist dieß auch der Grund, weßhalb die Verfertiger physikalischer Apparate so häufig an die Müller'schen Abbildungen sich halten. Die älteren Werke mathematisch-physikalischen Inhalts aus der Zeit von Galilei, Cartesius, Huyghens und Newton waren zwar auch schon mit anschaulichen in den Text gedruckten Holzschnitten versehen, aber dieselben waren in der Ausführung noch etwas plump, und nahmen, da mit den Holzstöcken selbst gedruckt wurde, bei wiederholtem Abziehen an Schärfe ab; seit dieser Zeit hatten die französischen und die deutschen Lehrbücher der Physik meistens gestochene oder lithographirte Tafeln, und nur in England wurden die Holzschnitte hauptsächlich zu mehr schematischen Zeichnungen weiter verwendet. Die Wiedereinführung der für den Leser so bequemen Holzschnitte, und zwar in einer künstlerisch und technisch vervollkommneten Form, für Deutschland, ist wesentlich das Verdienst Müllers und der Firma Vieweg, die in dieser Hinsicht eigentlich bahnbrechend vorangegangen ist.

Ein dem Entwicklungsgange der physikalischen Wissenschaft entsprechender deutlicher Fortschritt ist beim Vergleich der verschiedenen Auflagen darin zu erkennen, daß nach und nach viel mehr Einheit in die theoretische Auffassung der Naturerscheinungen kam. In der ersten Auflage ist zwar die Lehre des Lichtes nach der mechanischen Wellentheorie abgehandelt, während in der Lehre der Wärme nach der stofflichen Theorie das imponderable Caloricum zur Erklärung herhalten muß. Die Ungereimtheit wird zwar, besonders im Capitel der strahlenden Wärme, sehr merklich, allein die Beseitigung derselben wird noch nicht einmal versucht. Bei den späteren Auflagen treten die mechanischen Theorien immer mehr in den Vordergrund, bis zuletzt der Verfasser sich principiell auf den Boden der mechanischen Theorien stellt, und nur bei dem Magnetismus und der Elektricität die imponderablen Fluida als ziemlich unwahrscheinlich gewordene Hypothesen noch zuläßt, weil sich ohne dieselben eine klare Uebersicht der Erscheinungen nicht wohl geben lasse." Außer diesem „Lehrbuch der Physik und Meteorologie" veröffentlichte M. noch einen „Grundriß der Physik" in einem Band (12. Auflage 1875) und in noch mehr gekürzter Gestalt eine „Schule der Physik", fügte auch zum Grundriß einen mathematischen Supplementband. Endlich aber entschloß er sich auch zur Abfassung eines selbständigen „Lehrbuches der kosmischen Physik" (1856, 4. Auflage 1875), in welchem die populäre Astronomie und die physikalische Geographie zu einem systematischen Ganzen vereinigt sind. Mit bewundernswürdiger Sorgfalt ist das Material zusammengestellt und zu einem lebenswarmen Bilde gestaltet. Die Ausstattung ist auch hier eine sehr gelungene; dem Buch ist außer den Holzschnitten im Text ein eigener Atlas mit Karten u. s. w. beigegeben. — Von anderen physikalischen Schriften Müller's seien noch seine „Grundzüge der Krystallographie" und eine mit eigenen Beigaben vermehrte neue Ausgabe der Euler'schen Briefe über physikalische und philosophische Gegenstände erwähnt. Von den „Berichten über die neuesten Fortschritte der Physik" erschien nur ein Band (1849).

Nekrol. in der (Augsb.) Allg. Zeit. 1875. Beil. 302. v. L.

Müller: Johann Georg, Professor der Theologie in Basel, geb. 8. Mai 1800, † 31. August 1875. In Basel geboren und namentlich durch Vinet und

De Wette zu hoher wissenschaftlicher Tüchtigkeit herangebildet, hat M. mit Ausnahme einer Studienreise durch Deutschland ausschließlich in seiner Vaterstadt gelebt und daselbst als Gymnasial- und Universitätslehrer während fast 5 Jahrzehnten zwar ohne äußern Glanz aber mit anerkannter Gediegenheit gewirkt. Sein theologischer Unterricht erstreckte sich hauptsächlich auf neutestamentliche Exegese und Zeitgeschichte und behandelte diese Fächer vom Standpunkte der Vermittlungstheologie mit allseitiger Unbefangenheit. Von seinen litterarischen Arbeiten haben nächst den zahlreichen Artikeln in Herzogs Realencyklopädie und verschiedenen Beiträgen zu den „Theologischen Studien und Kritiken“ besonders die beiden umfangreichen Werke religionsgeschichtlichen Inhaltes („Geschichte der amerikanischen Urreligionen“, 1854; „Die Semiten in ihrem Verhältniß zu Chamiten und Japhetiten“, 1872) und die Commentare zu Philos Weltschöpfung (1841 und 1870), zum Barnabasbrief (1869) und zu des Josephus Schrift gegen den Apion (1877) als verdienstvolle, zum Theil sogar bahnbrechende Forschungen die gebührende Anerkennung gefunden. Von Müller's warmer Begeisterung für Herder legt seine Abhandlung über die Bedeutung Herders für die Entwicklung der neueren deutschen Theologie (Herderalbum 1845) ein schönes Zeugniß ab. Seinen persönlichen Schülern imponirte M. nicht nur durch sein gewaltiges philologisches Wissen und seinen sokratischen Witz und Scharfsinn, sondern vorzüglich durch die Ganzheit seines ethischen Charakters.

Bernhard Riggenbach.

Müller: Johann Jakob M., Historiker, Professor an der Universität Zürich, geb. zu Wülflingen (Bez. Winterthur) 28. Juni 1847, † zu Zürich 30. Juli 1878. Ein Sohn des Besitzers des Schloßgutes Wülflingen (vgl. Bd. XVII. S. 592), besuchte M. von seinem väterlichen Hause aus das Gymnasium in dem benachbarten Winterthur und wandte sich hernach zur Fortsetzung seiner Studien nach Zürich, an dessen Universität er anfangs philosophische und theologische Vorlesungen hörte. Aber schon von seinen Gymnasialstudien her war M. von lebhaftestem Interesse für das historische Fach erfüllt, und die Anregungen, welche ihm vom Vertreter der universalgeschichtlichen Lehraufgabe, Max Büdinger, zu Theil wurden, bewogen ihn, nachdem er schon ein erstes theologisches Examen abgelegt, ganz zum Studium der Geschichte überzugehen. Als Schüler Büdinger's betheiligte er sich an den von demselben herausgegebenen, 1868 und 1870 erschienenen „Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte“ (Leipzig), zuerst in Band II., im Anschluß an hinterlassene Bruchstücke Xaver Bossart's, an der Untersuchung zur Geschichte des Kaisers Antoninus Pius, worauf in Bd. III. die weit umfassendere Quellenforschung: „Der Geschichtschreiber L. Marius Maximus“ folgte. Außerdem aber nahm M. auch an Büdinger's „Untersuchungen zur mittleren Geschichte“ Theil und steuerte zur Studie seines Studiengenossen und Freundes Karl Dändliker zu Bd. I. (Leipzig 1871) seine Mitarbeit für die Untersuchung: „Liudprand von Cremona und seine Quellen“ bei. Wurden auch Einwände, gegen die Kritik des Marius Maximus durch Höfner, gegen mehrfach allzu subtile Constructionen über Liudprand durch Dümmler (in Bd. 26 der Historischen Zeitschrift, von 1871), gebracht, so hat andererseits der zweite Kritiker eben an dieser Stelle Fleiß und Scharfsinn der Untersuchung vollkommen anerkannt. Inzwischen war M., dem 1870 auf Grund seiner Arbeiten zur römischen Kaisergeschichte die Promotion von der philosophischen Facultät ertheilt worden war, nach Berlin gegangen, um hier insbesondere bei Mommsen seine Studien fortzusetzen; andererseits suchte er sich durch Berichterstattungen über die Ertheilung des historischen Unterrichtes an den preußischen Mittelschulen auf seinen künftigen pädagogischen Beruf vorzubereiten. Nach der Rückkehr in die Heimat trat er die lohnende Aufgabe an, als Lehrer der Geschichte am Lehrer-Seminar

des Cantons Zürich, in Küßnach, ein bis dahin zurückgesetztes Fach zur Höhe seiner Geltung zu erheben; ferner habilitirte er sich im Frühjahr 1871 an der philosophischen Facultät, erste Section, der Züricher Hochschule als Privatdocent. Den Habilitationsvortrag über die „Geschichte der prätorianischen Präfectur bis zu Constantin“, eine Probe seiner auch in den Vorlesungen bald sich darlegenden Studien über römisches Staatsrecht, ließ er 1874 nebst einem populärgehaltenen Vortrag über „Staat und Kirche unter Alexander Severus“ in den „Studien zur Geschichte der römischen Kaiserzeit“ (Zürich) erscheinen. Im Herbste 1872 aber, als Büdinger seine Stellung in Zürich mit dem Lehrstuhle in Wien vertauschte, ging M. ganz an die Universität über. Denn während nun der Verf. d. Art., dessen Zuhörer M. selbst noch vor nicht langer Zeit gewesen war, in den einen Theil von Büdinger's Lehraufgabe eintrat, übernahm M. als Extraordinarius (seit 1875 als Ordinarius) das Fach der alten Geschichte, hielt daneben aber auch von Zeit zu Zeit Collegien über neueste Geschichtsabschnitte, sowie über geschichtsphilosophische Probleme. Außerdem war er an der Leitung des jetzt erst 1873 definitiv gestalteten historischen Seminars mit großer Hingabe betheiligt. Eine nachträgliche Frucht seiner Lehrthätigkeit am Lehrer-Seminar war insbesondere das 1873 zu Zürich mit seinem Freunde Dändliker publicirte „Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für höhere Volksschulen“ (Zürich), dessen zweite umgearbeitete Auflage, 1878, Müller's letzte Arbeit werden sollte. Ferner hatte M. schon auf den Winter von 1871 auf 1872 sich bereit finden lassen, das Actuariat der antiquarischen Gesellschaft (vgl. Bd. XV. S. 567 und 568) zu übernehmen, welches er bis 1877 beibehielt. Als solcher vertheidigte er z. B. die Gesellschaft und deren Ehrenpräsidenten, F. Keller, in energischer Weise gegen die weit über das Ziel gehenden Angriffe L. Lindenschmit's, wegen der bei den Thaynger Höhlenfunden vorgekommenen Fälschung, in Nr. 2 des Jahrgangs 1877 des „Anzeigers für schweizerische Alterthumskunde“, für welchen er überhaupt in diesen Jahren, seit 1874, fleißig Beiträge, meist über neue epigraphische Funde, gab, und außerdem schrieb er für Band XVIII. der „Mittheilungen“, als Neujahrsblatt der Gesellschaft für 1875, das Heft: „Nyon zur Römerzeit“. Freilich stellte ihm da der bewährte Epigraphiker Charles Morel in Genf mit Fug wissenschaftlich bewiesene Widerlegungen gegenüber, besonders in der Frage: „Castell und Vicus Tascätium in Rätien“ (in den Commentationes philologae in honorem Theod. Mommseni, S. 151 ff., außerdem gegen „Nyon zur Römerzeit“ in Bd. XX. der Mémoires et documents publiés par la société d'histoire et d'archéologie de Genève die Abhandlung: Genève et la colonie de Vienne sous les Romains). Von anderweitigen Leistungen Müller's sei noch seine Theilnahme an dem „Jahresbericht über die Fortschritte der classischen Alterthumswissenschaft“ — er referirte über römische Geschichte und Chronologie für 1873 bis 1876 — hervorgehoben. Die Familientradition der geisteskräftigen Mutter hatte M. einer ausgeprägten, wenn auch durchaus nicht leidenschaftlichen demokratischen Auffassung von Anfang an nahe geführt, und wenn er sich im Großen von politischen Kämpfen ferne hielt, so gab er doch 1874 seinen Gedanken auch nach dieser Seite Ausdruck in der kleinen Schrift: „Der Geist der Ahnen oder die Einheitsbestrebungen in der Schweiz vor der helvetischen Revolution“ (Zürich). — Seit 1875 war M. sehr glücklich verheirathet, und seine vielseitige Thätigkeit schien größere Früchte noch für die Zukunft in Aussicht zu stellen. Aber mit Besorgniß sahen die dem unermüdlichen Arbeiter näherstehenden Freunde schon länger voraus, daß dessen körperliche Kraft, an der ein zerstörendes inneres Uebel nagte, immer mehr unterliege. Am Ende des Sommersemesters 1878, dessen Urlaubsmuße den Leidenden hätte herstellen sollen, starb M. nach furchtbaren Schmerzen am Magenkrebs. Die hohe Achtung der Behörden und Collegen, die dankbare Erinnerung der

Schüler traten in der Art, wie die Trauertragenden der Leichenfeier des in seiner Heimat Bestatteten folgten, klar zu Tage.

Vgl. von dem Freunde Dändliker den Nachruf im „Pädagogischen Beobachter“, von 1878, Nr. 33—35 (Zürich); ferner Neue Zürich. Zeitg. 1878, Nr. 369, sowie Bursian's Nekrolog im „Jahresbericht üb. d. Fortschritte d. class. Alterthumswissensch. Bd. XII. (1879), „Nekrolog“ S. 30 u. 31.

Meyer von Knonau.

Müller: Franz Joseph M., bairischer Schulrath, geb. in der damals fürstbischöflichen, nun bairischen Stadt Passau im J. 1779, verlor früh seinen Vater; sein Stiefvater brachte ihn zuerst in die Lehre eines Specereihändlers. Der talentvolle Knabe hielt es aber da nicht lange aus, erkrankte und durfte sich dann dem Studium widmen. Dieß geschah zuerst in Passau, dann in Salzburg, und mit sehr rühmlichen Resultaten. Von den damaligen Professoren der Universität Salzburg förderten ihn besonders Müller, der Professor der Geschichte; Stöger, der für Anthropologie und Logik, Vierthaler, der für Pädagogik, klassische Litteratur 2c. — Der damals (1802) entstandene französische Krieg unterbrach zwar seine Studien, die ihm den Weg zum Lehramt bahnen sollten, doch konnte er sie bald wieder in Landshut fortsetzen. Ende des Jahres 1802 wurde M. zum Studienlehrer in Passau ernannt. Im gesammten Schul- und Erziehungswesen herrschte damals eine gewaltige Gährung, ein heißer Kampf zwischen dem alten und dem damals neuen Schulsysteme. Frei von Extremen suchte der mit dieser Krisis wol vertraute M., welcher durch das Vertrauen des bairischen Statthalters in Passau, Baron von Frauenberg 1806 Unterschulkommissär für Niederbaiern geworden war, vom Alten das Gute zu erhalten, Mangelhaftes zu bessern und das bewährte Neue mit Discretion zu benützen. Er besuchte in höherem Auftrage Pestalozzi und machte sich mit dessen Wirken und Lehren bekannt. Im J. 1807 verband er mit seiner bisherigen Stellung eine Professur am Lyceum zu Passau für Philosophie, Pädagogik, Aesthetik, lateinische und griechische Classiker und seine Vorträge verdienten und fanden großen Beifall. Einige Jahre später war M. als Regierungs- und Schulrath des Illerkreises (in Kempten) mit Eifer und glücklichen Resultaten besorgt für Beschaffung der nöthigen Schulhäuser, für Herstellung eines gleichheitlichen Schul- und Lehrplanes für die Volksschulen, für Bildung und Berufung der erforderlichen Schullehrer, für nöthige Aufsicht über dieselben, Einführung von Lehrer-Conferenzen (1811) 2c. Für das Gymnasium Kempten und andere Secundär-Schulen that er sehr Vieles und Ersprießliches. In derselben Eigenschaft nach Augsburg versetzt (1817), wirkte M. auch da wieder für Lehrer und Schüler mit voller Kraft seines reichen Geistes und edlen Herzens, bis am 19. März 1827 ein Schlagfluß seinem thätigen und verdienstvollen Leben ein Ende machte — im Alter von 48 Jahren. Wie in Wort und That, so hat sich M. namentlich durch seine treffliche Schrift: Die Erziehung in Volksschulen, (II. Auflage 1823) um Hebung der Volksschulen und des Lehrerstandes sowie um Volks- und Landescultur hoch verdient gemacht. Von ihm konnte man sagen: „Er wußte klar, was er wollte, er wollte was er konnte, und erzielte so ohne viel Lärm sehr viel Gutes.“ Die meisten neueren Schulschriftsteller kennen und benützen obiges Werk, wenn auch ohne einzugestehen, wie viel sie M. verdanken. Der in geselligen Kreisen sehr beliebte, kenntnißreiche wackere Mann hinterließ seine Frau als Wittwe mit 10 Kindern, die alle ihrem Vater Ehre machen und gemacht haben.

Hörmann.

Müller: Joseph M., Naturforscher und Philologe, Professor an dem Gymnasium zu Aachen war geboren am 12. November 1802 zu Aachen und starb daselbst am 5. August 1872. Dem kleineren Bürgerstande entsprossen besuchte M. das Gymnasium seiner Vaterstadt und dann die Universität Bonn, wo er Philologie und Naturwissenschaft studirte. Nach bestandener Prüfung erhielt der-

selbe 1827 eine Lehrerstelle an dem Gymnasium zu Aachen und war in die höheren Stellungen nach und nach vorrückend an dieser Anstalt bis zu seiner durch körperliche Leiden veranlaßten Pensionirung im J. 1869 thätig. M. besaß in verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft umfassende Kenntnisse, besonders auf dem Gebiete der Versteinerungskunde und der Botanik. Die Umgebung seiner Vaterstadt gab ihm zunächst Veranlassung, die Versteinerung der sog. Aachenkreide emsig zu sammeln, die er dann monographisch beschrieb. Diese Monographie der Aachener Kreideversteinerungen aus den 3 Stufen der cretacischen Schichtenreihe, nämlich aus Cenomangrünsand von Vaels, aus oberen, der weißen und Mastrichter Kreide gleichstehenden Schichten von Wolfsgracht und Vetschau bei Aachen in 3 Theilen (1. Th. im J. 1847, 2. Th. 1851 und Supplement 1859, publicirt und theilweise als Programmschriften erschienen, als Ganzes von dem naturhistorischen Verein in Bonn herausgegeben) ist als seine hervorragendste Leistung auf paläontologischem Gebiete zu bezeichnen. Namentlich zeichnen sich die Abbildungen durch Naturtreue vortheilhaft aus, während die Artenbestimmung mit geringerer Sicherheit ausgeführt ist. Außerdem veröffentlichte M. noch einige kleinere Aufsätze paläontologischen und geologischen Inhaltes in den Schriften des Bonner naturhistorischen Vereins. M. sammelte auch mit Fleiß Pflanzen und gab 1845 einen Prodrom der phanerogamen Flora von Aachen heraus. Häufig hielt er Vorträge in populärer Weise, meist über Gegenstände der physikalischen Geograpie. Während des Aufenthalts der Prinzessin Louise von Preußen, jetzigen Großherzogin von Baden, in Aachen wurde M. berufen, der Prinzessin Vorträge zur Einleitung in die Kunde des Weltsystems zu halten. M. war außerdem ein Forscher und gründlicher Kenner der Aachener Mundart. Dieser Dialect, ein Zweig des Niederrheinischen, ist in Form und Ausdruck so eigenthümlich, daß er mit seinen Bestandtheilen aus alten und neuen fremden Sprachen unter den verschiedenen Idiomen sehr isolirt dasteht. Am meisten Verwandtschaft hat er mit dem Niederländischen, wie es im Limburgischen gesprochen wird, nur daß seine Aussprache viel weicher ist. Mit Weiz begann er schon 1836 ein (nicht fortgesetztes) Idiotikon dieses Dialects, in dem er auch selbst mancherlei schrieb und dichtete. Eine Sammlung davon erschien 1869 in 2 Bändchen unter dem Titel: „Prosa und Gedichte in Aachener Mundart“. Seine Dichtungen zeichnen sich durch einen gesunden und harmlosen Humor vortheilhaft aus. — Im J. 1858 gab er auch einen Band Aachener Sagen und Legenden heraus.

A. v. Reumont, biogr. Denkblätter. Briefl. Mittheilungen.

v. Gümbel.

Müller: Julius M., bedeutender Dogmatiker der Neuzeit, mit Nitzsch u. A. Vertreter einer nicht absorptiv, sondern positiv gedachten Union, ist am 10. April 1801 in Brieg in Schlesien geboren. Sein Vater war daselbst Pfarrer, später Superintendent in Ohlau, ein, wie der theologische Sohn bekennt, durch seine ἐπιείκεια (Billigkeit) ausgezeichneter, nach mehr als 60jähriger Amtsthätigkeit heimgegangener Geistlicher. Dies Pfarrhaus war gleichzeitig die Heimath von Otfried M., dem genialen Archäologen und Philologen, der in Athen begraben liegt, und Eduard M., der in Liegnitz als Director der Ritterakademie verstarb. Steffens in seinem „Was ich erlebte“ berichtet von seiner Begegnung mit den drei merkwürdigen Brüdern, unter denen der hier in Rede stehende ihm zum Freunde ward. M., den in der Kindheit ein Fall eines Auges beraubt hatte, besuchte in Brieg das Gymnasium und widmete sich 1819 dem Studium der Rechte, anfangs in Breslau, dann — Herbst 1820 — in Göttingen, an beiden Orten in juristischen Preisaufgaben als Sieger gekrönt, das eine Mal mit einer Abhandlung „Ueber das Verhältniß des Naturrechts zum positiven Recht“, das andere Mal „Ueber den Wucherhaß und seine Geschichte“. Allein weder seinem

speculativen Drange noch seinem religiösen Bedürfniß wollte diese Berufswahl genügen. „Tief in meinem Herzen“, so schreibt er auf einem lateinischen Tagebuchblatt, „schwebte mir ein dunkles Bild des göttlichen Wesens vor; Angst und Sehnsucht verzehrte mich, bis ich von der göttlichen Kraft des Evangeliums im innersten Gemüth ergriffen den seligen Frieden fand, den Christus allein geben kann.“ Nicht eine theologische Schule, nicht irgend welche akademische Persönlichkeit brachte diese Wendung hervor, lediglich der Umgang mit der heiligen Schrift und die Vertiefung in Tersteegen's Werke. Nach Briefen zu schließen war eine schonungslose Selbstprüfung die letzte Wurzel jener Erfahrungen. Ostern 1821 ging er zur Theologie über. Aber neue Kämpfe bemächtigten sich seiner, da Gefühl und Erkenntniß noch nicht sobald ihre Ausgleichung fanden. Auch boten die beiden Planck's, Eichhorn und Stäudlin dem Suchenden kein Genüge. 1822 kehrte er nach Breslau zurück unter die reicheren Einwirkungen von Gaß, Scheibel und Steffens. Das letzte seiner Lehrjahre brachte er in Berlin zu, wo Tholuck und Neander, Kottwitz und der Hofprediger Friedrich Strauß, die Einen ihren theologischen, die Anderen ihren specifisch christlichen Einfluß auf ihn übten. Tholuck hat in seiner „Weihe des Zweiflers“ mit dem Briefwechsel zwischen Guido und Julius dem Freunde ein Denkmal gesetzt. — Lag es an des Jünglings damaliger innerer Verfassung, lag es an einem Vorgefühl abweichender Lehrart, genug, Thatsache ist es, daß er sich durch Schleiermacher, mit dem er im Freiheitsbegriff, in der Lehre von Sünde und Schuld, in der Christologie 2c. principiell auseinandergehen sollte, schlechterdings nicht angesprochen fühlte und daß er die Vorlesungen dieses Meisters nach kurzem Versuch gänzlich mied. Von allen Seiten auf die Docentenlaufbahn angeredet, durch die eigene Begabung dazu im Grunde aufgefordert, wandte er sich doch zunächst dem praktischen Amte zu — ein Schritt, den er in schwermüthigen Stunden der späteren Zeit mit Unrecht als einen verfehlten bezeichnete. Daß er aber nach Jahren in der Pädagogik, vor Allem in der praktischen Theologie selbst, meisterhafte Vorlesungen halten konnte, daß er für das Ganze der Landeskirche in ihrem Bekenntniß und Verfassungsstand weittragende kirchenpolitische Blicke gewann, verdankt er zum Theil seiner Schulung durch eine an der Praxis geübte Theorie. 1824 absolvirte er in Berlin und Breslau die beiden theologischen Prüfungen und trat im Mai 1825 das Pfarramt von Schönbrunn und Rosen an, wo er mit Flora Holenz, der Tochter eines schlesischen Superintendenten, seinen häuslichen Heerd gründete. Für das praktische Geschick seiner erfinderischen Liebe spricht der Umstand, daß er, um den Begräbnißreden in seiner Gemeinde über die dürftigen persönlichen Lebensskizzen hinaus einen kernhaften Inhalt zu geben, von Sterbefall zu Sterbefall in fortlaufender Reihenfolge die biblische Lehre von den letzten Dingen behandelte. Auch ein Conferenzvortrag „Ueber die Behandlung der biblischen Geschichte in den Landschulen“ erregte weithin Aufsehen. Aus den Entwürfen einer Darstellung der deutschen Mystik und den Vorstudien zu einer Geschichte des Pietismus wurde er in litterarische Fehden des Augenblickes gezogen, indem er erst anonym, dann mit offenem Visir gegen Ant. Theiner's rationalisirende Reformerschrift „Die katholische Kirche Schlesiens“ von evangelischer Grundlage aus Front machte. Den Einen erschien er hier als Kryptokatholik, den Anderen als grimmigster Feind der katholischen Kirche, während er einfach an Stelle der Negation das christliche Bekenntniß vertheidigte und an Stelle des Fanatismus die objective geschichtliche Betrachtung walten ließ. 1829 ward ihm ein anderer Kampf verhängt. Gegner einer Unionsauffassung, die keinen Raum hat für das Bekenntniß, Mitbekenner der Fundamentalsätze der symbolischen Bücher als einer fortdauernden Verpflichtungsnorm für die Geistlichkeit, vor Allem Freund und Pfleger des Gedankens einer in Freiheit sich selbst ver-

waltenden Kirche, konnte er die seit 1817 angestrebte Union als Ziel gutheißen, mußte aber den bureaukratisch gewaltsamen Weg ihrer mit der Agendensache vermischten Einführung perhorresciren. Er weigerte sich dem Consistorium gegenüber der Einführung einer Agende, die ohne Befragung der Geistlichen und Gemeinden, lediglich aus landesherrlicher Machtvollkommenheit, zu Stande gekommen sei. Man ließ ihn gewähren. Er aber war dankbar, als 1831 ihn ein Ruf nach Göttingen zum zweiten Universitätsprediger aus den unerquicklichen schlesischen Verhältnissen befreite. Die Göttinger Periode (1831—35) ist als „Werdezeit des Docenten und Blüthezeit des geistlichen Redners“ bezeichnet worden. Während er Vorträge über praktische Theologie hielt und einem homiletischen Seminar vorstand, sammelte er gleichzeitig um seine Kanzel eine Universitätsgemeinde. Bremen suchte ihn zum Nachfolger Dräsekes zu gewinnen. Er blieb in Göttingen, hier 1834 zum außerordentlichen Professor ernannt. Wir besitzen zwei Bände Predigten von ihm (bei Jos. Max in Breslau erschienen). 1. „Das christliche Leben, seine Entwicklung, Kämpfe und Vollendung.“ 2. „Zeugniß von Christo und von dem Wege zu ihm.“ Formell zeichnen sie sich durch Klarheit, Ordnung und Schönheit aus — auch die Homilie kommt zu ihrem Recht —, inhaltlich durch biblischen Lehrgehalt und durch die Kunst, den Entfremdeten „die Hände entgegen zu strecken“ und sie durch die Macht des Gedankens zu überwinden! Die Vorrede zum zweiten Band enthält einen Schatz homiletischer Rathschläge. — 1834 berief ihn die hessische Regierung zum ordentlichen Professor der systematischen Theologie nach Marburg. Göttingen ehrte den Scheidenden mit dem theologischen Doctordiplom. Marburg, wo er bis 1839 blieb, der Ort seiner Freundschaft mit Hupfeld, Kling, Puchta, V. A. Huber u. a., sollte ihm das Herzeleid des Verlustes seiner Frau bringen. — In Marburg gedieh das große monographische Werk „von der Sünde“, worin — unter speculativer Annahme einer „intelligiblen Selbstentscheidung“ — als das Wesen der Sünde die Selbstsucht nachgewiesen und unter anderen unzureichenden Erklärungen besonders die Ableitung aus der Sinnlichkeit abgelehnt wird. Während, zum Theil durch den Ruhm dieses Buches veranlaßt, Berufungen nach Dorpat, Greifswald, Rostock, Heidelberg, Kiel, später auch nach Tübingen und Leipzig erfolgten, schlug die nach Halle, wo Ullmanns Lehrstuhl erledigt war, durch. Hegelianer hatten sich — unter Benutzung der unvergessenen schlesischen Agendenkämpfe — dieser Berufung widersetzt; mit Recht fürchteten sie den gerüsteten Gegner des Pantheismus und Panlogismus, der 1836 in den Studien und Kritiken auch gegen David Strauß siegreich zu Felde gezogen war, indem er dem stolzen Verächter des Rationalismus die Blutsverwandtschaft seines „Lebens Jesu“ mit der Grundanschauung des Rationalismus unerbittlich nachgewiesen hatte. Der Gang nach Halle war kein leichter. Zur Signatnr der dortigen Verhältnisse nur die Eine Erinnerung, daß hundert Studenten sich in einer Eingabe an den König für die Berufung von David Strauß nach Halle ausgesprochen hatten. Zu den Geistern, die in der Luft herrschten, gehörte das „Lichtfreundthum“. Und doch besann sich M. keinen Augenblick, daß er Recht daran gethan, den Katheder in Halle zu wählen und sich nicht durch die Perspective, auf einem Umweg durch das Consistorium in Breslau in die Leitung des Unterrichts im Cultusministerium einzutreten, für die Verwaltung gefangen nehmen zu lassen. Das Vertrauen des Ministers Eichhorn, das hierin sich aussprach, kam ihm bei der Beeinflussung entscheidender Besetzungen ungeschmälert zu Statten. Welches Ansehen er in Berlin genoß, beweist die Thatsache, daß er 1846 in die außerordentliche Generalsynode als Mitglied berufen ward. Seine Legitimation hierzu entnahm er nicht zum geringsten Theil seiner ein Jahr vorher erschienenen Schrift „Ueber die nächsten Aufgaben für die Fortbildung der deutschprotestantischen Kirchenverfassung“. In

der Generalsynode suchte er mit Nitzsch u. A. die dem Lichtfreundthum gegenüber brennend gewordene Frage einer Lehrordnung sowie die Lehrbegründung der Union zu lösen, davon überzeugt, daß sollte nicht die Einheit der Landeskirche zu einer bloßen Conföderation herabsinken, zu der wechselseitig zu gewährenden Abendmahlsgemeinschaft zwischen Reformirten und Lutheranern, sowie zu dem gemeinsamen Kirchenregiment der Nachweis eines thatsächlich vorhandenen Lehrconsensus treten müsse. Ging hiervon auch das hoffend, an die milden Lutheraner unter den Confessionellen gerichtete Buch: „Die Union, ihr Wesen und ihr göttliches Recht“ aus (Berlin 1854), so verkannte doch M. nicht, daß man 1846 die beiden Fragen über die Lehrfreiheit und den Inhalt der Union hätte getrennt und unvermischt behandeln müssen, damit nicht der vom mißtrauischen Gegner leicht ausgebeutete Anschein entstände, als solle das zu entwerfende Ordinationsgelübde den Werth eines Symbols für die Landeskirche gewinnen. Es ist bekannt, wie die Generalsynode unter dem Schwanken der Regierung und unter dem Andringen Hengstenberg's resultatlos verlief, obschon ihre Verhandlungen noch heute einen Schatz praktischer Weisheit für kirchenregimentliche Fragen darreichen. Welchen Antheil M. an der Begründung des „Kirchentags“ (Wittenberg, September 1848), welchen durchschlagenden Erfolg er auf dem Frankfurter Kirchentag (1854) durch seinen Vortrag über die „Wiedertrauung geschiedener Personen“ gehabt — ein von ihm seit 1829 behandeltes Thema, bei dem er die Wiedertrauung Geschiedener schriftgemäß verwarf —, und wie er dadurch das Gewissen der Kirche geschärft hat, ist allgemein bekannt. Seine Docentenwirksamkeit, Jahrzehnte hindurch von wachsendem Einfluß und Glanze begleitet, — Tholuck nannte ihn den aristokratischen, sich den demokratischen Professor — wurde im März 1856 durch einen Schlaganfall erst völlig unterbrochen, dann in einer freilich gehemmten Weise wieder aufgenommen. Auch in den Tagen der Gebundenheit trat noch immer die fast jungfräuliche Zartheit und der milde Ernst, die feste Geschlossenheit, die ganze ethische Persönlichkeit des seltenen Mannes imponirend hervor. Je schwermüthiger sein Temperament, um so tiefer litt er, der nach einer kurzen überaus glücklichen und gesegneten Ehe mit Elisabeth Klugkist aus Bremen zum zweiten Male vereinsamte, unter der theilweisen amtlichen Resignation. Am 27. September 1878 ging er heim. Col. 3, 3: „Unser Leben ist verborgen mit Christo in Gott.“ Die Gedächtnißreden hielten ihm Professor Ed. Riehm, sein treuer College, und sein Schwiegersohn Dr. Leop. Schultze und der hier Unterzeichnete. Außer den im Laufe dieser Darstellung angeführten Schriften Müller's sind noch zu nennen: „Die erste Generalsynode der evangelischen Landeskirche Preußens und die kirchlichen Bekenntnisse“, Breslau 1847. „Consensus lutherischer und reformatorischer Lehre in der evangelischen Kirche Deutschlands“ (mit Ball), Berl. 1854. „Dogmatische Abhandlungen“, Bremen 1870. Unter seinen Dissertationen die bedeutsamen: „Lutheri de praedestinatione et libero arbitrio doctrina“, 1832. „De miraculorum Jesu Christi natura et necessitate“, 1839. „Lutheri et Calvini sententiae de sacra coena inter se comparatae“, 1854.

Zum Gedächtniß an D. Jul. Müller, Reden an seinem Sarge, Bremen 1878. — Dr. Julius Müller, Mittheilungen aus seinem Leben durch General-Superintendent Dr. Leop. Schultze, Bremen 1879. Rudolf Kögel.

Müller: Justus Balthasar M., geb. am 24. Juni 1738 zu Gießen, wurde daselbst Stadtpfarrer und Burgprediger, hernach Superintendent und Kirchenrath, trat hochbetagt in den Ruhestand und starb am 18. September 1824. Von ihm sind sieben geistliche Lieder bekannt, von denen zwei im Neuen Darmstädtischen Gesangbuch für die Hofgemeinde (1772) und fünf im Neuen

Schleiz'schen Gesangbuch (1799) Aufnahme fanden. Unter den ersteren ist das bekannteste und beste seiner Lieder: „Mein bester Trost in diesem Leben ist ein Gebet zu meinem Gott", eine Bearbeitung eines Liedes von Johann Wilhelm Wolfgang Breithaupt (Bd. III S. 292), aus dem Jahre 1767: „Des Christen Trost in diesem Leben".

Rambach, Anthologie V, S. 286 ff. Koch, Gesch. des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., VI, S. 233. l. u.

Müller: Karl Gotthold M., Professor der Theologie zu Jena, ein Sohn des Weimarischen Leibarztes Johann Caspar M., geb. 14. Januar 1717 erhielt seine Vorbildung in Schulpforta, studirte seit 1734 in Jena, ward hier 1739 Dr. phil., 1741 Adjunct in der philosophischen Facultät, 1745 außerordentl. Professor der Philosophie, 1752 ordentl. Professor der Beredsamkeit, 1759 dritter Professor der Theologie, starb aber schon am 12. August 1760. Für deutsche Sprache und Litteratur war er thätig als Vorsitzender der deutschen Gesellschaft der schönen Wissenschaften.

Vgl. J. Chr. Blasche, Lobrede den Verdiensten des Herrn C. G. Müller. Jena 1760. Pünjer.

Müller: Karl Wilhelm M., Bürgermeister, auch Schriftsteller, geb. in Knauthain am 15. Sept. 1728, † in Leipzig am 28. (nicht 27.) Febr. 1801, war vom Juni 1741 bis Juli 1746 Schüler der Landesschule zu Pforta und bezog dann als Student der Rechte die Universität zu Leipzig, wo jetzt auch sein Vater, Johann Wilhelm M., sich aufhielt, der daselbst als Kammerconsulent im J. 1773 starb. Am 13. April 1752 vertheidigte M. in Leipzig seine Inauguraldisputation de crimine termini moti. Mit der geschäftlichen Tüchtigkeit, durch welche er sich in seiner späteren amtlichen Laufbahn auszeichnete, verband er in seltener Vielseitigkeit des Geistes ein thätiges Interesse für die schönen Künste und Wissenschaften. Dies bezeugen seine ausnahmslos ohne Nennung seines Namens erschienenen litterarischen Veröffentlichungen, insbesondere sein „Versuch in Gedichten" (Leipzig 1755) und die von ihm herausgegebene „Brittische Bibliothek" (6 Bde., Leipzig 1756—1767), an der auch der nachmalige Minister Chrn. Gotth. Freiherr von Gutschmidt, welcher mit einer Schwester Müller's verheirathet war, sowie Kästner, Weiße und A. E. Klausing als Mitarbeiter betheiligt waren; dies bezeugen ferner seine Beziehungen zu Lessing, dem er in seinem Proceß mit Chr. Gfr. Winkler wichtige Dienste leistete und mit dem er in Briefwechsel stand; dies bezeugen endlich mehrere der von ihm ins Leben gerufenen Schöpfungen, durch welche er sich um die Verbesserung des Zustandes und die Hebung des öffentlichen Lebens der Stadt Leipzig verdient machte. Er wurde im J. 1759 Mitglied des dortigen Rathes, 1771 Stadtrichter, 1776 „Baumeister", bald nachher Proconsul, 1778 Bürgermeister und Beisitzer des Schöppenstuhls; ziemlich gleichzeitig mit seiner Ernennung zum Bürgermeister scheint er den Titel eines kurf. sächs. Geheimen Kriegsrathes erhalten zu haben. Zwölfmal hat er als Bürgermeister die Regierung der Stadt verwaltet. Die wichtigsten der verdienstvollen Unternehmungen, welche während seiner Amtszeit zur Ausführung gelangten, lassen sich kurz aufzählen: es sind die Herstellung der die Stadt umgebenden Anlagen, innerhalb deren M. von der dankbaren Bürgerschaft Leipzigs im J. 1819 ein Monument errichtet wurde, die Erbauung des später so berühmt gewordenen Concertsales im Gewandhause, der 1785 begonnene, 1797 vollendete Umbau der Nicolaikirche und die Errichtung der Freischule. Die genannte Freischule, welche 1792 eingeweiht wurde, trat zu einer Zeit in das Leben, wo es noch für den Unterricht der ärmeren Bevölkerungsclassen nur ungenügende Winkelschulen gab. Neben ihr war eine Bürgerschule, welche in den neuen Anlagen erbaut wurde, bestimmt, das Unterrichtswesen der Stadt auf eine höhere Stufe zu erheben; die Vollendung

des Baues dieser Anstalt erfolgte indessen erst nach Müller's Tode. Sein Wohnhaus auf der Bettelgasse, jetzt Johannisgasse (1885 abgebrochen), war durch Deckengemälde Oeser's ausgezeichnet. Während eines Theiles seines Lebens theilte er seine Häuslichkeit mit einer Schwester, die vor ihm starb; verheirathet war er nie.

(Höpfner), Blicke auf Karl Wilhelm Müller's Leben, Charakter und Verdienste um Leipzig, Leipzig 1801, 8°. Sächsische Provinzialblätter, Bd. 9, Juni 1801, Erfurt, 8°, S. 515—536 (besonders abgedruckt u. d. T.: Erinnerung an die Verdienste welche sich Carl Wilhelm Müller um Leipzig erworben hat. Altenburg und Erfurt 1801). Leipziger gelehrtes Tagebuch auf das J. 1801, Leipzig, 8°, S. 33—36. (Joh. Chrn. Dolz), Todesfeyer des verewigten Herrn Geheimen Kriegsraths M. in der Rathsfreyschule zu Leipzig, Leipzig 1801, 8°. Jo. Frid. Aug. Baumann, Immortalia Caroli Guil. Mülleri in Lipsiam merita carmine elegiaco enarrare conatus est, Lipsiae 1802, 4°. Nekrolog der Teutschen, herausg. v. Frdr. Schlichtegroll, Bd. 1, Gotha 1802, 8°, S. 285—330. Saxonia, Bd. 4, Dresden 1839, 4°, S. 18 f. 28. Th. W. Danzel, Lessing, Bd. 1, Leipzig 1850, 8°, S. 331. Emil Kneschke, Leipzig seit 100 Jahren, Leipzig 1867, 8°, S. 54 f. 212 f. Ew. v. Kleist's Werke, Berlin, Gust. Hempel, o. J., Th. 3. im Register unter M. Minor, Ch. F. Weiße, Innsbruck 1880, 8°, S. 17 f. 31. 38. 359. K. Weinhold, H. Ch. Boie, Halle 1868, 8°, S. 235 (verglichen mit Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. 1, S. 383). Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität, sechste Sammlung 80, Werke, Berlin, Gust. Hempel, o. J., Th. 13, S. 355. Gust. Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit, Leipzig 1885, 8°, S. 348—383.

Franz Schnorr von Carolsfeld.

Müller: Karl (Otfried): s. **Müller,** Otfried, S. 656.

Müller: Karl Christian M., deutsch-patriotischer Agitator gegen die französische Fremdherrschaft, preußischer Geh. Hofrath, geb. am 13. April 1775 im sächsischen Dorfe Klebitz bei Wittenberg, † 3. Februar 1847 in Berlin. Er war der älteste von vier Söhnen eines Pfarrers, erhielt den ersten Unterricht bei einem Lehrer in Kropstädt und wurde im Herbst 1787 als kurfürstlicher Zögling in die Fürstenschule zu Meißen aufgenommen. Von October 1793 bis October 1797 studirte er in Wittenberg Theologie, worauf er die Stellung als Hauslehrer bei den Söhnen der Baronin v. Flemming auf Falkenhain annahm. Im Frühjahr 1802 vertauschte er diese Stellung mit der ihm angebotenen Stelle eines Oberpredigers in Golßen, nahm jedoch, noch bevor er diese angetreten, auf Empfehlung des kursächsischen Generals v. Christiani den Antrag des sächsischen Oberkammerherrn Grafen Bose in Dresden an, seinem soeben die Universität Leipzig beziehenden Sohne ein Führer zu sein. Nach Erfüllung dieser Aufgabe stellte ihm Graf Bose denselben Antrag auch bezüglich seines jüngeren Sohnes. M. zeigte sich hierzu wenig geneigt, weil Bose freundliche Beziehungen zu den Häuptern der das Land besetzt haltenden Franzosen unterhielt und gab nur auf die dringendsten Bitten nach. Die Folge waren verschiedene Mißhelligkeiten, da M. in Folge der Siege der Franzosen von 1805 von Haß und Rache gegen dieselben erfüllt war. Bei einem Besuche in Dresden kam er einmal mit dem Marschall Davoust in Streit, welcher nur durch Graf Bose beigelegt wurde. Durch das Vertrauen der Zöglinge war er weit über das gewöhnliche Maß hinaus in diesen ihn im Berufe nicht fördernden Verhältnissen geblieben. Dagegen kam der inzwischen zur Reife gelangte Mann in Leipzig mit vielen bedeutenden und patriotischen Persönlichkeiten, mit Seume, v. Elßholtz, Fürst Ed. Lichnowsky, Graf Pückler u. A. in lebhafte Berührung und gab sich, ergriffen von der Noth und Schmach des Vaterlandes, in den Zeiten von 1805 bis 1813 mit vollem

Eifer und ganzer Kraft vorbereitenden Bestrebungen zur Befreiung Deutschlands hin, welche von Einzelnen im Geheimen unternommen wurden. Er legte sich auf das Studium der Kriegsgeschichte und Kriegskunst, suchte durch Rede und Schrift das Vaterlandsgefühl zu beleben und warb für die Unterstützung der durch die Ereignisse von 1805—1807 dienstlos gewordenen Officiere. Nachdem der zweite Sohn Bose's die Universität verlassen hatte, bot letzterer M. das Amt eines Postdirectors in Leipzig oder die Generalpacht der dortigen 6 Tageblätter an; er lehnte aber ab, worauf ihm Bose 6000 Thaler schenkte. Nachdem er in Wittenberg die philosophische Doctorwürde erworben, machte er zunächst Leipzig zum Mittelpunkt seiner patriotischen Thätigkeit, dann trat er dem in Königsberg gebildeten Tugendbunde bei und verlegte seine Wirksamkeit nach Preußen. Im Mai 1809 kam er nach Berlin und entwarf hier mit Rücksicht auf die Möglichkeit, daß Preußen dem Kriege Oesterreichs gegen Frankreich beitreten werde, strategische Pläne und kriegerische Anordnungen, welche durch Gruner, den Leiter der preußischen Polizei, einem Ausschusse vertrauter Kriegskundiger, unter denen sich Prinz August Ferdinand von Preußen befand, vorgelegt wurden. M. zog auch als Kundschafter umher und lieferte dem Feldmarschall Blücher, der ungeduldig auf das Zeichen zum Losbrechen wartete, die genausten Nachrichten über die Zahl und Stellung der französischen Truppen. Für diesmal waren in Folge der Schlacht bei Wagram alle Bemühungen vergeblich, M. setzte sie aber unermüdlich fort, kam in nahe Verbindung mit dem Staatskanzler Hardenberg und zeigte sich bereit, sich den schwierigsten Aufgaben zur Vorbereitung einer Erhebung Preußen's zu unterziehen. Zur Erforschung des Standes der Dinge und der Stimmung durchreiste er große Strecken von Deutschland, kaufte heimlich Waffen und Pulver und unterhielt die Verbindung mit dem Auslande, obwohl französischerseits Todesstrafe darauf gesetzt war. So wurde er im Frühjahr 1811 zum Freiherr v. Stein und zum geflüchteten Kurfürsten von Hessen nach Prag wie auch zur Rücksprache mit Franzosenfeinden nach Wien geschickt. Als die Zeit für Preußens Erhebung endlich herannahte, war M., nach der Anleitung Gruner's, sehr thätig zur Vorbereitung des Planes, den Franzosen die von ihnen vertragsmäßig auch im Frieden besetzt gehaltenen 3 Oderfestungen abzunehmen. Von der Gefahr entdeckt und erschossen zu werden stets umgeben, besuchte er jene Festungen sowie die Stellungen der in Mecklenburg bis an die preußische Grenze vorgeschobenen Franzosen, ging abermals zum Kurfürsten von Hessen nach Prag und wurde zu Blücher nach Schlesien gesandt. Allmählich wurde er jedoch den französischen Behörden verdächtig, so daß bald die ganze von Hamburg aus geleitete französische Polizei auf seiner Spur war. In der That wurde er im October 1811 auf Veranlassung des königl. westfälischen Beamten v. Linden in Leipzig verhaftet; er entkam jedoch nach Berlin. Linden, ihm folgend, verlangte die Auslieferung, er wurde jedoch gerettet durch Hardenbergs Erklärung, zunächst habe Preußen wegen einer Schmähschrift ein Recht auf ihn. In der Haft erhielt er die Besuche seiner Mitwisser und alles Material zur weiteren Verfolgung der vorbereitenden Pläne. Als das französische Corps unter Oudinot auf dem Marsche nach Rußland sich Berlin näherte, wurde M. der Haft entlassen, erhielt von Hardenberg Reisegeld und verbarg sich auf den Gütern des Grafen Sandreczky von Sandraschütz in Schlesien, wo er seine patriotische Agitation, so gut es ging, fortsetzte. Als Gruner in Prag verhaftet und als österreichischer Staatsgefangener in Ungarn in Haft gehalten war, erhielt M. den Auftrag, dessen hohe polizeiliche Stellung in Berlin zu bekleiden. Im Frühjahr 1813 begab er sich mit geheimen Aufträgen Hardenbergs zum russischen Oberbefehlshaber Fürsten Kutusoff in dessen Hauptquartier zu Kalisch. Hier waren viele Vorfragen über das mit Rußland gegen Frankreich zu schließende Bündniß zu erledigen. M. drang

namentlich auch darauf, daß in den zu erlassenden Aufrufen die Sache der Fürsten zugleich als die der Völker aufgefaßt werde. In der That kam ein ganz neuer Ton in die betreffenden Ansprachen, indem in denselben vom Recht und der Freiheit der Nationen die Rede war. Eine besondere Berühmtheit erlangte der von M. verfaßte, von Kutusoff am 25. März 1813 in Kalisch unterzeichnete Aufruf. Es war in demselben mit einer gewissen Feierlichkeit die „Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit“ als Zweck des Kriegs erklärt; die Monarchen von Preußen und Rußland kämen nur um den Völkern Deutschlands „diese entwandten, aber unveräußerlichen Stammgüter wieder erringen zu helfen und der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reichs mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leisten“. Dieser Aufruf ist später officiell abgeleugnet worden; bei seinem Erscheinen trug er aber ganz den amtlichen Charakter und war von mächtiger Wirkung im Volke, wenngleich selbst M. bei Abfassung desselben keine bestimmte Vorstellung von der künftigen Verfassung Deutschlands hegte, sondern nur die Begeisterung seine Feder geführt hatte. Um sich auch persönlich am Kampfe zu betheiligen, trat er in das Streifcorps unter Oberst Füger in Schlesien; doch schon bald wurde er vom Freiherrn v. Stein abberufen, um in Westfalen Vorbereitungen zum Kriege zu treffen und um den Kurfürsten von Hessen in Prag zum nachdrücklichen Handeln zu bestimmen. Diesen Aufträgen kam er nach, nachdem er noch in Breslau mit Arndt, Friesen und Jahn sich an der Errichtung der Lützower Freischaar betheiligt hatte. Beim Vorrücken der preußischen und russischen Truppen in Sachsen wurde M. im April 1813 vom Freiherrn v. Stein mit nach Dresden genommen, damit er bei der Verwaltung Sachsen's mitwirke. In Folge dessen wurde er Seitens des Verwaltungsraths der verbündeten Truppen für das nördliche Deutschland dem Grafen v. Reisach als Generalgouverneur für die sächsischen Herzogthümer, die reußischen und schwarzburgischen Fürstenthümer beigegeben. Als aber ein Zusammenstoß mit den Franzosen nicht mehr fern zu sein schien, trat wieder Müller's Wunsch hervor, sich persönlich am Kampfe zu betheiligen. Er wurde zum Hauptmann beim Generalstabe der in Sachsen zu errichtenden Legion ernannt, begab sich in Blücher's Hauptquartier nach Altenburg und begann Freiwillige aufzurufen und den Landsturm zu errichten. Blücher, am 1. Mai 1813 von Altenburg aufbrechend um dem französischen Heere entgegen zu ziehen, ließ M. mit dem Auftrage zurück, dort Sicherheitsmaßregeln zu treffen. Aber wiederholt überkam ihn die Lust, im Felde mit thätig zu sein. Dem durch Altenburg kommenden Prinzen Karl v. Mecklenburg klagte er daher, die bevorstehende Schlacht nicht mitmachen zu können und war froh, daß dieser ihm einen Stellvertreter gab. Er eilte dem Hauptquartiere Blücher's nach und ließ am 2. Mai bei seiner Ankunft in Zeitz den mit seinem Corps dort stehenden russischen General Miloradowitsch durch General v. Korff beschwören, die Höhen von Mölsen zu besetzen. Miloradowitsch beachtete den Rath nicht und trug dadurch, daß er während der Schlacht bei Großgörschen stille stand, während sein Eingreifen dort sehnlichst erwartet wurde, zur Erfolglosigkeit jener Schlacht bei. Nachträglich erhielt er den Befehl zur Besetzung jener Höhen und nun wünschte er, M. möge als landeskundiger Rathgeber ihn begleiten. Das lehnte dieser jedoch mit dem Bemerken ab, den Rückzug ziehe er vor mit den preußischen Truppen zu machen. So schloß er sich denn auch den über Altenburg ziehenden Blücher'schen Truppen an. Nach der Schlacht bei Bautzen führte M. Stein's Auftrag aus, die trotz des Waffenstillstands von den Franzosen überfallenen und zersprengten Lützow'schen Reiter zu sammeln und ihrem Corps nach Mecklenburg nachzusenden. Sodann warb er in Polen neue Freischaaren zur Ergänzung der Lücken dieses Corps. Nach Ablauf des Waffenstillstandes wurde M. zum Gouvernements-Commissar für die Niederlausitz in Lübben eingesetzt.

In dem halben Jahre, während dessen er diese Stellung bekleidete, wurde er mit Aufträgen Blücher's zum Nordheere gesandt. Er trat beim General v. Tauentzien am 6. Sept. ein und leistete ihm während der Schlacht von Dennewitz Adjutantendienste. Nach der Schlacht hatte er ein Gespräch mit dem Kronprinzen von Schweden, der seinen Plan, eine sächsische Legion zu errichten, billigte. M. erließ einen bezüglichen Aufruf, die Sache scheiterte jedoch, weil die Sachsen preußische Officiere nicht haben wollten. Im Januar 1814 begab er sich nach Dresden, wo Fürst Repnin, russischer Generalgouverneur von Sachsen, von seinen Kenntnissen Gebrauch machte. Auch als Schriftsteller erregte M. die Aufmerksamkeit der Heerführer. Ende October 1813 erschienen (in Berlin) seine „17 Kriegsberichte des Kronprinzen v. Schweden in teutschem Gewand", 1814 sein „Verteutschungs-Wörterbuch der Kriegssprache". In der Schrift „Auch eine Ansicht von der Völkerschlacht bei Leipzig" legte er seine Ansichten über den strategischen Werth dieser Schlacht nieder. Dafür wurden ihm von Militärs die größten Lobsprüche zu Theil und Gneisenau soll gesagt haben, M. sei zum Kriegsführer geboren. Hierdurch ermuthigt, wies er in einer Schrift „Ueber Dijon nach Paris" (Dresden 1814) auf den Weg, auf welchem die Verbündeten vordringen müßten. Sein Ruf als kriegserfahrener Mann war auch im Auslande verbreitet, sodaß er von russischen Generalen und österreichischen Staatsmännern glänzende Anerbietungen erhielt. Er blieb aber Preußen treu und begleitete Hardenberg, auf dessen Wunsch, auf den Wiener Congreß, wo er mit wichtigen Aufträgen betraut wurde und einen Aufsatz für die Vereinigung Sachsens mit Preußen schrieb. Nachdem der Congreß die Theilung Sachsens beschlossen hatte, wurde M. beauftragt, den vorgeschlagenen Lauf der Grenze zu prüfen und auf seinen Vorschlag wurden einige wesentliche Verbesserungen der Grenzlinie beschlossen. Weiterhin lieferte er in Wien Arbeiten für die Grenzbestimmung gegen Polen hin. Nach Napoleon's Rückkehr von Elba war M. sehr rasch mit strategischen Plänen bei der Hand. Einen Antrag des mit der Kriegsführung in Italien gegen Murat beauftragten österreichischen Generals Bianchi, in seinen Generalstab zu treten, lehnte er ab. Im October 1815 erschien seine Schrift „Deutschlands Naturgrenzen gegen Frankreich", worin er für die Wiedergewinnung von Elsaß und Lothringen auftrat. Schon vorher hatte er in der Schrift „Unsere Denkmale in Paris" die Wiederauslieferung der von den Franzosen aus Deutschland entführten Denkmäler verlangt. In ähnlichem Sinne war er für eine Reihe der vornehmsten deutschen Zeitungen thätig. 1816 erschien sein „Rückblick auf das Jahr 1815". Gegen das Ende der Pariser Friedensverhandlungen unternahm er in höherem Auftrage eine Reise durch die Normandie, die Bretagne, Lothringen und nach London. Nach der Befreiung Deutschlands schien der Lebenszweck Müller's erfüllt zu sein. Er hatte als einer der Ersten und dann Jahre lang unausgesetzt mit dem größten Eifer, dem unerschrockensten Muthe, aller Gefahren ungeachtet, unter den größten Schwierigkeiten, aufopferungsvoll, aus den edelsten Beweggründen und ohne Rücksicht auf die Gewinnung einer dauernden Lebensstellung der Befreiuung des Vaterlandes erfolgreich und unter größter Anerkennung sich gewidmet; im befreiten Vaterlande aber schien für ihn kein geeigneter Platz zu sein. Hardenberg bedauerte sehr, daß keine Müller's Fähigkeiten entsprechende Stellung vorhanden sei und so wurde er den Räthen Stägemann und Rother in Berlin als Hülfsarbeiter zugewiesen. Unter dem Namen des ersteren leitete er eine Zeit lang die in Berlin neu gegründete Staatszeitung. Erst 1817 erhielt er mit dem Titel Hofrath, später Geh. Hofrath, eine feste Anstellung im preußischen statistischen Amte. In demselben Jahre erschien seine Schrift: „Blick auf eine der Schlachten neuerer Zeit". Lange Jahre war er Vorsitzender der deutschen Sprachgesellschaft in Berlin, gab auch 1817—1825

„Neulateinische Gedichte“ heraus. Seine erste Ehe wurde geschieden; in zweiter war er verheirathet mit der Wittwe des Majors v. Gottberg, geb. Elßholtz.

Varnhagen v. Ense, K. Müller's Leben u. kleine Schriften. (Berl. 1847); N. Nekrol. d. Deutschen, 1847. Thl. 1, Nr. 31; Steger's Ergänzungsblätter. Bd. 4, (1858—59), S. 96. Eine Charakteristik Müller's in Dorow, Erlebtes a. d. Jahren 1813—20. Thl. 1 (Leipz. 1843), S. 8.

Wippermann.

Müller: Karl Friedrich Johann von M., Maler, geb. den 2. Oct. 1813 in Stuttgart, † am 27. April 1881 zu Frankfurt a./M., war der Sohn des Kupferstechers Joh. Friedr. Wilh. M. (s. S. 617). Nach dem Tode des Vaters im J. 1816 ging die Mutter mit ihm und einem Schwesterchen von Dresden wieder nach Stuttgart zurück und wurde mit den Kindern von dem alten Johann Gotthard M. in sein Haus aufgenommen. Im J. 1822 verheirathete sie sich wieder mit dem Stuttgarter Stadtpfarrer Nath. Köstlin, starb aber schon 1823. Der junge M. war inzwischen von dem Großvater einem Präceptor (Lehrer der Lateinschule) in dem Städtchen Nürtingen ins Haus gegeben worden, wie es scheint, um ihn den Anregungen zur Kunst zu entziehen, welche er in des Großvaters Hause und bei dem Großoheim Dannecker allerdings reichlich fand. Das Schicksal des Sohnes hatte den sorglichen Greis so erschreckt, daß er den Enkel vor einer Künstlerlaufbahn bewahren wollte. Später — wohl nach der Wiederverheirathung der Mutter(?) — kam Karl in das elterliche Haus und fand an seinem Stiefvater einen liebevollen Erzieher; zuletzt nahm ihn der Großvater wieder auf und gab ihm in den Freistunden des Gymnasiums Zeichenunterricht, wie schon vorher Dannecker gethan hatte. Man ließ nun seine Neigung zum Künstlerberufe gewähren und ihm auch Unterricht in der Malerei durch den Professor der Kunstschule Joh. Friedr. Dieterich (vgl. Bd. V, S. 156) geben. Nach dem Tode des Großvaters (1830) ging M. nach München (1831), um in der Akademie unter Cornelius eine regelmäßige Malerschule durchzumachen. Er hielt aber dort nicht die volle Zeit aus, sondern kam noch einmal auf die Stuttgarter Kunstschule zurück, um sich sodann im J. 1833 nach Paris zu wenden. Dort trat er bei Ingres als Schüler ein und malte unter dessen Leitung einen „Herkules am Scheidewege“ und die „Abschiedsscene von Romeo und Julia“, ein mit vielem Beifall in Paris aufgenommenes und später öfter von ihm wiederholtes Bild (ein Exempl. besitzt die Stuttgarter Staats-Gallerie). Als Ingres im J. 1837 Director der französischen Akademie in Rom geworden war, folgte ihm M. dorthin und hielt sich elf Jahre lang in Rom auf. Er malte dort seine besten Werke, zwei Oelgemälde mit lebensgroßen Figuren, „das Octoberfest in der Villa Borghese in Rom“ (1848, gestochen von Martinet und unter dem Namen Il Saltarello von dem Pariser Kunsthändler Goupil verbreitet) und als Seitenstück „der römische Carneval“ (1850), beide im Besitze des Königs Karl von Württemberg (in der k. Villa bei Berg). Als er die Bilder nach Stuttgart brachte, blieb er eine Zeit lang dort, lebte dann zwei Jahre in Frankfurt und kehrte von da nach Paris zurück, welches er fortan als seine eigentliche Heimath ansah. Im Vereine mit der feingebildeten Gattin Emma geb. Stumm von Neunkirchen, welche er im J. 1855 heimführte, benützte er die glückliche Sicherheit seiner äußeren Verhältnisse dazu, um in Paris ein Haus zu machen, dessen liebenswürdige Gastlichkeit auch bei vielen deutschen Landsleuten in dankbarer Erinnerung steht. Die Stoffe zu seinen Bildern wählte er sich leider nicht mehr aus dem Gebiete des modernen Lebens, das sich ihm einst so dankbar gezeigt hatte, sondern meist aus der Mythologie, welcher er bei aller Eleganz der Technik doch keine originelle Seite abzugewinnen wußte, weder in

der Auffassung noch in der malerischen Behandlung. (Ein „Urtheil des Paris“ besitzt die Stuttgarter Staats-Gallerie; eine „Schlafende Bacchantin“ haben wir dort vor Jahren im Privatbesitz gesehen.) Dagegen trat in diesen Bildern allen, sowie in den anderen Zweigen der Malerei, die er pflegte, z. B. in seinen vielen Studien-Köpfen (für Goupil in Paris gezeichnet und in Lithographie verbreitet), seinen Oel-Porträts und namentlich in den Porträt- und Landschafts-Skizzen, welche er zahlreich zu zeichnen und theilweise mit Wasserfarben zu coloriren liebte, das künstlerische Erbtheil des Vaters und Großvaters, ein außerordentliches Zeichentalent, unverkennbar zu Tage. Im J. 1867 vertauschte er Paris mit Frankfurt a./M. als bleibendem Wohnsitz und das J. 1870 schnitt auch für ihn, den die Franzosen lange Zeit als einen der Ihrigen gelten ließen, den Zusammenhang mit Paris fast in allen Fäden durch. Seine Anhänglichkeit an die schwäbische Heimath hat M. damit bewährt, daß er auf den 6. März 1877 die in seinem Besitze befindlichen Handzeichnungen seines Vaters und Großvaters, 19 Nummern, dem k. Kupferstich-Kabinet in Stuttgart zum Geschenke machte, wo sie seit 1881 in einem besonderen Zimmer ausgestellt sind. M. wurde aus dieser Veranlassung unterm 12. Juli 1877 in den erblichen Adelstand erhoben. Aus Dankbarkeit stiftete er in die im J. 1878 zusammengestellte Gemälde-Gallerie auf dem königl. Schlosse Rosenstein bei Stuttgart sein letztes Oelgemälde „Faust und Helena“.

Vgl. außer den Künstlerlex. Hackländer, Der Roman meines Lebens, Bd. 1, bes. S. 243—44; d. Nekrolog von M. Blanckarts in der Schwäb. Kronik, Jahrg. 1881, S. 857 u. wenig verändert im Beibl. z. Zeitschrift f. bild. Kunst XVI (1881), S. 534; Meyer, Gesch. d. mod. franz. Malerei, S. 541; Deutsches Kunstblatt, Jahrg. 1851 ff. (im Reg. unter: Karl M. Paris).

Wintterlin.

Müller: Kaspar M., ein Dichter geistlicher Lieder, stammt aus Werdau, wurde im J. 1536 zu Wittenberg inscribirt und lebte hernach in Weimar. Er verfaßte poetische Psalmenbearbeitungen, welche im J. 1550 gedruckt erschienen und der Landgräfin Sibilla von Thüringen gewidmet sind. — Ein anderer gleichzeitiger Kaspar M. ist der mansfeldische Kanzler, der mit Luther und dessen Familie befreundet war und u. a. Luther im J. 1530 auf der Coburg besuchte; an ihn sind mehrere noch vorhandene Briefe von Luther gerichtet.

Förstemann, Album, S. 162 b. Wackernagel, Bibliographie, S. 243; Das deutsche Kirchenlied, III, S. 1031 ff. — Luther's Briefe von de Wette, IV, S. 59; vgl. Bd. VI von Seidemann, S. 562.

l. u.

Müller: Laurentius M., Doctor der Rechte, lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und ist bekannt durch sein kleines Geschichtswerk „Polnische, Liffländische, Moschowiterische, Schwedische und andere Historien“ ...... Frankfurt a. M. 1585. 60 Bl. 4°. In jener Zeit zogen die trüben Schicksale Livlands, die fortdauernden Kämpfe Polen-Litauens gegen Rußland die Aufmerksamkeit vieler Deutschen auf sich. Nicht allein das wichtigste Contingent an lebendigem Kriegsmaterial stellte Deutschland damals seinen östlichen Nachbarn, sondern auch die für ihre Händel nöthigen geistigen Kräfte bezogen jene zum nicht geringen Theil aus deutschen Landen. Zu den Gelehrten, welche damals ihr Glück im Osten versuchten, gehört auch M. Das Wenige, was wir von ihm wissen, geht fast nur auf sein eignes Werk zurück. Darnach scheint er etwa 1580 nach Polen gekommen zu sein, ist von der polnischen Regierung bei verschiedenen Gesandtschaften und anderen wichtigen Geschäften benutzt worden und hat auch dem Herzog von Kurland, Gotthard Kettler, als Rath in Staatsangelegenheiten gedient, wofür ihm der Titel „Fürstlich Churländischer Hoffrath“ zu Theil geworden. Ostern 1581, als König Stephan zum dritten Feldzuge gegen Rußland rüstet, reist M. als polnischer Gesandter nach Dänemark und

Schweden, um die Herrscher dieser Staaten zu einer Cooperation gegen Rußland aufzufordern, und erreicht wenigstens in Schweden seinen Zweck. Als dann 1583 in Livland eine Commission zur Revision der Güterbesitztitel eingesetzt wird und zwar für jeden der drei livländischen Kreise je ein Inländer und ein Ausländer, fungirt M. in derselben als Ausländer für den pernauschen Kreis. Später ist er im selben J. beim Herzog Gotthard und wird von diesem in den nach dem Tode des Exkönigs von Livland, Magnus, um das Stift Pilten entstandenen Streitigkeiten zu Rathe gezogen. Anfang 1584 ist er wieder am polnischen Hofe in Wilna beim Empfange des türkischen Gesandten zugegen, macht mit diesem, einem siebenbürgischen Renegaten, dessen elegantes Latein ihn anzieht, nähere Bekanntschaft und läßt sich von ihm über türkische Verhältnisse berichten. Mit dem Auseinandergehen des polnischen Reichstages von 1584 schließt seine Erzählung. Die Vorrede ist vom letzten März 1585 datirt, und aus ihr kann man schließen, daß der Verfasser damals bereits nach Deutschland zurückgekehrt war, denn er spricht die Hoffnung aus, die Veröffentlichung seiner septentrionalischen Historien werde Andere, die im Lande bleiben, ermuntern, die künftigen Ereignisse dort wohl in Acht zu nehmen und sein Werk fortzusetzen. Er selbst beabsichtige diesen in Eile geschriebenen kurzen Extract später in lateinischer Sprache ausführlich zu geben. Vom spätern Leben Müller's wissen wir nichts; nur sein Tod wird in einem Sonnabend vor Michaelis 1598 datirten Briefe des Chytraeus dem Rigischen Rath gemeldet. Also ist er wohl in Deutschland geblieben und daselbst auch gestorben. Das, was dem Dorpater Bürgermeister Gadebusch von einem angeblichen Nachkommen Müller's über seine Erhebung zum Adel und Niederlassung in Livland, woselbst er auch gestorben und beerdigt sei, erzählt worden ist, beruht also auf Erfindung, möglicherweise auch auf Verwechselung mit einem anderen, der auch damals schon sehr häufig vertretenen Müller oder Moller. — Die Historien beginnen mit der Wahl König Stephans. Bis zum J. 1581 wird dann eine einleitende kurze Zusammenfassung der Ereignisse gegeben. Für die folgenden 4 Jahre ist die Erzählung meist recht ausführlich und liefert der Forschung einiges werthvolle Detail. Nächst einem ziemlich eingehenden Bericht über die polnischen Reichstage von 1581 und 1582, über die diplomatischen Verhandlungen mit Schweden und Rußland, hebt der Verfasser besonders die livländischen Angelegenheiten hervor: die in Riga beginnende polnische Gegenreformation, die Verhandlungen der Livländer mit Polen wegen Revision, resp. Bestätigung ihres Güterbesitzes und besonders auch die Piltenschen Händel. — M. betont ausdrücklich, daß er nicht nur als Zeitgenosse schreibe, sondern daß er an vielen Sachen selbst betheiligt gewesen sei und was er schildere, selbst gesehen und gehört habe. Die Wahrheit seiner Erzählung könnten die vornehmsten Herren und Stände der Krone Polen, denen er bekannt sei, ja der König selbst, bezeugen. Aber die große Zuverlässigkeit, die er darnach beansprucht, kann ihm nicht zuerkannt werden, denn in einem Falle ist ihm sicher eine grobe Unwahrheit nachzuweisen. Er berichtet, daß er 1581 auf einer Reise durch Wolhynien „die libri Ciceronis de Republica ad Atticum, mit güldenen Buchstaben auf Pergament geschrieben“ bei einem gelehrten polnischen Edelmann gesehen, und daß dieser selbe Edelmann ihm später 6 Tagereisen vom Dnjepr entfernt das Grabmal des Ovid gezeigt habe. Die Inschrift nimmt er in sein Werk auf. Es ist M. gelungen durch diese Erzählung, die er, um sie glaubwürdiger zu machen, mit sehr viel Detail ausstattet, die Aufmerksamkeit von vielen, damaligen und späteren Gelehrten auf sein kleines Büchlein zu lenken. Noch in unserm Jahrhundert sind darauf hin Nachforschungen nach dem unschätzbaren Werke des Cicero angestellt worden. Es ist aber dann auch die Unglaublichkeit der Erzählung Müller's evident nachgewiesen worden (durch

G. Berkholz). Man muß annehmen, daß M. sich diese Sachen von jenem polnischen Edelmann hat erzählen lassen und wohl auch selbst geglaubt hat, daß ihn aber Gelehrteneitelkeit, die ja schon manchmal Fälschungen geschaffen, dazu bewogen hat, Alles als von ihm selbst gesehen zu schildern. Damit verliert nun auch seine Beschreibung jener Gegenden für uns ihren Reiz, und es kann die Frage gestellt werden, wie weit einem Autor, der so unwahr, wie im gegebenen Fall, zu sein nicht scheut, überhaupt zu glauben sei. Jedenfalls ist man hier ganz besonders verpflichtet jede von ihm genommene Nachricht möglichst sorgfältig zu controliren. — Zu beachten ist auch sein politischer Standpunkt: er ist völlig Parteimann. Daß er als deutscher Patriot die Polen und ihren Staat stets recht ungünstig beurtheilt, kann uns nicht auffallen, aber auch in den Händeln der Polen unter einander ist er parteiisch, namentlich gegen den Großkanzler Zamoisky stark eingenommen. Bei den Rigischen Sachen steht er ganz auf Seiten der demokratischen Bürgerpartei. Als eifriger Protestant ist er selbstverständlich ein Feind aller katholischen Bestrebungen. — Wenn er im Lande geblieben wäre, hätte er wohl kaum gewagt ein derartiges Werk zu veröffentlichen. Aber auch in Deutschland wurde 1595 die Unterdrückung desselben von der polnischen Regierung und dem Rathe Rigas beantragt. Wirklich verbot man in Leipzig, Wittenberg, Jena, Rostock und anderen Orten die Historien zu drucken, zu verkaufen und zu lesen. Das hinderte nun freilich die Buchhändler nicht neue Auflagen zu veranstalten. Michael Forster gab bereits 1595 in Amberg die Historien in 2 Büchern von einem Anonymus bis zum Jahre 1593 fortgeführt heraus. 1629 erschien in Stockholm eine schwedische und 1840 in Polen eine polnische Uebersetzung.

Winkelmann, Bibl. Livoniae hist. — Recke-Napiersky, Allgem. Schriftstellerlexicon der Prov. Liv-, Esth-, Kurland. — (Gadebusch), Abhandlung von Livländ. Geschichtsschreibern. — Benj. Bergmann, Die Kalenderunruhen in Riga. — Tetsch, Curländ. Kirchengesch. — Dubrowski im Journal des Ministeriums der Volksaufklärung, XCI, (Petersburg 1856) u. daselbst (G. Berkholz) XCIII (1857). — Th. Schiemann, Jul. Hennings Livl.-Kurl. Chronik. Mitau 1874.

Stavenhagen.

Müller: Ludwig Christian M., preußischer Ingenieurmajor, eines Predigers in der Priegnitz Sohn, 1734 geboren, während des siebenjährigen Krieges meist in der Umgebung Friedrich des Großen und von diesem auch später viel gebraucht; ein auf mehreren Gebieten militärischen Wissens mit Erfolg thätig gewesener Mann. Sein „Versuch über die Verschanzungskunst auf Winterpostirungen“, Potsdam 1782, wurde seiner Zeit von Gneisenau gelobt und empfohlen; seine in Berlin 1807 erschienenen „Nachgelassenen Schriften, 1. Band Lagerkunst, 2. Band Terrainlehre“, enthalten manches Gute, sind aber jetzt veraltet. Seine „Vorschriften zu militärischen Plan- und Kartenzeichnungen“, Potsdam 1782, führen für die verschiedenen Böschungsgrade verschiedene Formen der Striche ein, durch welche die Steilheit zum Ausdruck gebracht werden soll. Seine Vorschläge sind theilweise in die Praxis übergegangen, sind aber jetzt ebenfalls nicht mehr von Wichtigkeit. Ueber den siebenjährigen Krieg erschien von ihm ein „Abriß der drei Schlesischen Kriege zur Erklärung einer Kupfertafel, auf welcher sechsundzwanzig Schlachten und Hauptgefechte abgebildet sind“, Berlin 1786, auch in das Französische übersetzt. Sein Avancement war ein sehr langsames, erst 1760 ward er Lieutenant, 1786 Kapitän, 1797 Major. Er starb zu Berlin am 12. Juni 1804.

Jöcher, Gelehrten-Lex., fortges. durch Rotermund, V. Bd., Bremen 1816.

Poten.

Müller: Marcus Joseph M. ward geboren am 3. Juni 1809 in Kempten, wo sein Vater Gymnasiallehrer war. Als dieser Schulrath zu Augsburg ward, besuchte M. das dortige Gymnasium, wo Fallmerayer bereits sein glänzendes Talent erkannte. 1826 bezog er die Universität München, wo der Orientalist Othmar Frank, außerdem Thiersch, Spengel und Schelling besonders auf ihn einwirkten. 1830 bestand er die Staatsprüfung für Gymnasiallehrer. 1833 machte er vom Kronprinzen Maximilian von Baiern unterstützt eine wissenschaftliche Reise nach Paris und Leyden. Er betrieb hier besonders Pehlvistudien, machte (jetzt in der Staatsbibliothek zu München aufbewahrte) Abschriften von sämmtlichen durch Anquétil gesammelten Pehlvihandschriften und veröffentlichte 1839 im Journal asiatique seinen „Essai sur la langue Pehlvie“, welcher diese Studien in die Wissenschaft einführte. Daneben hatte er die arabischen Geographen studirt und sich mit Durchforschung der Entwickelung des persischen Religionssystems beschäftigt. Seine Anstellung als Professor der morgenländischen Litteratur in München scheiterte damals infolge eines ablehnenden Votums der philosophischen Facultät, welches zwar Müller's Persönlichkeit in allen Ehren beließ, aber das sachliche Bedürfniß verneinte. Es fiel zunächst nur eine dürftige Studienunterstützung für M. ab und 1839 eine Anstellung als außerordentlicher Professor für die nichtbiblische orientalische Litteratur. In die bairische Akademie der Wissenschaften ward er 1841 als ordentliches Mitglied aufgenommen. 1852—1870 ward er Secretär der philosophisch-philologischen Classe derselben. 1847 ward er zum ordentlichen Professor befördert, 1856 sandte ihn der treffliche König Maximilian von Baiern auf eine Forschungsreise nach Spanien, wo er 1857 und 1858 die arabischen Handschriften der Bibliothek des Escurial durchforschte, 1862 traf ihn ein Schlaganfall, seitdem nagte Krankheit an seinem Leben, bis er am 28. März 1874 erlag. — [Sitzungsberichte der phiosophisch-philologischen Classe der kgl. bairischen Akademie der Wissenschaften. 1875. Bd. 1, Heft 3, S. 253—258, wo am Schluß eine schöne Charakteristik des trefflichen Gelehrten gegeben ist. Außerdem s. Augsburger Allgemeine Zeitung 1874, Beilage Nr. 99.] Von seinen Schriften, deren vollständiges Verzeichniß man im Almanach der königlich bairischen Akademie Jahrg. 1867, S. 145 finden kann, seien hier die folgenden hervorgehoben: „Ueber den Inhalt einer Pehlvihandschrift zu Copenhagen“ (Münchner gel. Anzeigen 1845, Nr. 67, 68). — Ferner: „Philosophie und Theologie des Averroes“ 1859: 3 Abhandlungen des großen Aristotelikers Ibn-Roshd über die Verbindung der Theologie und Philosophie enthaltend, nach der Handschrift des Escurial Nr. 632 mit philologischer Sorgfalt in den monumenta secularia der königlich bairischen Akademie herausgegeben. Der arabische Text umfaßt 131 Seiten 4°. Die 1. Abhandlung gibt eine Uebersicht über das Verhältniß der Philosophie zur Theologie, in welcher zuerst der starren Orthodoxie gegenüber die Möglichkeit und Nothwendigkeit der Anwendung jener heidnischen Wissenschaft auf die Religion nachgewiesen und dann im Allgemeinen dargethan wird, daß die philosophischen Lehrsätze keinen Widerspruch mit der richtig verstandenen Religion enthalten. Die 2. Abhandlung geht den Hauptinhalt der moslimischen Dogmatik durch, führt bei jedem Satz derselben die speculativen Constructionsversuche früherer moslimischer Philosophen an und kritisirt dieselben nach der aristotelischen Methode. Nachdem gezeigt worden wie diese Vermittlungen ebenso unzulänglich für die Philosophie als gefährlich für das Volk seien, wird dann eine neue Ausgleichung nach aristotelischen Grundsätzen versucht. Die 3. Abhandlung enthält einen kurzen Tractat über die Präscienz Gottes. — 1860 erschienen in den Sitzungsberichten der kgl. bairischen Akademie Bd. II, S. 201—253 Moriscogedichte, woran 1861 sich ebenda Bd. II, S. 95—115 eine Abhandlung anschloß: „Ueber die aus dem Arabischen in das Spanische

übergegangenen Wörter", worin ein lexikalisch geordnetes Verzeichniß von c. 150 solchen Worten nebst Besprechung ihrer Etymologie gegeben war im Anschluß an des holländischen Philologen Engelmann: Glossaire des mots espagnols et portugais dérivés de l'arabe (vgl. hierüber Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellsch., Supplement zu Bd. 20, S. 248). Die Besprechung der Moriscogedichte enthielt zugleich sehr belehrende Anmerkungen über die Orthographie der ins Spanische übergegangenen arabischen Worte. — Der persischen Litteratur gehört seine Abhandlung „Ueber den Anfang des Bundehesh" an (Abhandlungen der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 3, Heft 3); die darin aufgestellte Ansicht über Zervâna akarana ist von Brockhaus und Spiegel gebilligt und von letzterem vertheidigt worden in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellsch., Bd. 5, S. 221—230. 1866 erschienen die „Beiträge zur Geschichte der westlichen Araber, Heft 1". Es waren arabische im Escurial abgeschriebene Texte, welche die Textausgabe von Dozy (Notices sur quelques manuscrits arabes) zum Theil verbesserten, zum Theil ergänzten. Inhaltlich waren diese Handschriften mit ihren zum Theil sehr albernen Geschichten freilich ohne allen Werth, aber sie waren für die arabische Lexikographie nicht unwichtig.

Ueber Müller's Ausgabe s. Dozy in der genannten Ztschr. Bd. 20, S. 614—621. Ueber die wichtige Publication von Miklosich uud Müller: acta patriarchatus Constantinopolitani 1315—1402 e codd. mscr. bibliothecae Palatinae Vindobonensis T. I u. II. Wien 1860—1862 s. liter. Ctrbl. 1862, Nr. 16. Edinburgh review 1865, April, p. 456—493.

E. Siegfried.

Müller: Karl Ludwig Methusalem M., Schriftsteller, geb. zu Schkeuditz am 16. Juni 1771, † zu Leipzig am 16. October 1837, ist bekannt als langjähriger Redacteur der von Spazier im J. 1801 zu Leipzig begründeten „Zeitung für die elegante Welt", einer unterhaltenden Wochenschrift, die sich in den ersten Jahren ihres Bestehens durch ihre Gegnerschaft gegen Merkel und Kotzebue hervorthat. M. fungirte öffentlich sechzehn Jahre lang als Herausgeber dieser Zeitschrift, bis er zu Ende des Jahres 1832 auf Veranlassung ihres Verlegers von der Redaction zurücktrat und durch Heinrich Laube ersetzt ward; aber schon 1807 äußert er in ungedruckten Briefen, daß die Zeitung „unter seiner Redaction" erscheine und die meisten, ja fast alle Aufsätze derselben von ihm seien. — Ueber seinen Bildungsgang fehlt es an Nachrichten. Schon in jugendlichem Alter jedoch trat er als Schriftsteller auf, und daß er sich dem Schriftstellerberufe bald völlig widmete, in ihm wol auch seinen Erwerb fand, darf man aus der großen Zahl seiner Veröffentlichungen und daraus schließen, daß sich unter ihnen nicht bloß Werke eigener Erfindung (besonders Erzählungen und Gedichte), sondern auch viele Uebersetzungen und Bearbeitungen fremder Originale befinden. 1817 erhielt M. vom Sachsen-Hildburghausen'schen Hofe den Titel eines Hofraths; 1825 wurde er als Censor einiger in Leipzig erscheinender Zeitschriften bestellt. Die öffentliche Anzeige von seinem Tode unterzeichnete seine Gattin, Amalie geb. von Bose, und eine Tochter Louise.

Briefe Müller's an C. A. Böttiger in der kgl. öff. Bibliothek zu Dresden. Meusel, das gelehrte Deutschland, 5. Ausg., Bd. 10, 1803, S. 338 f. Bd. 14, 1810, S. 623 ff. Bd. 18, 1821, S. 775 ff. Neuer Nekrolog der Deutschen, 15. Jahrg., 1837, Th. 2, 1839, S. 1268 f. O. L. B. Wolff, Encyclopädie der deutschen Nationallitteratur, Bd. 5, Leipzig 1840, S. 357. Goedeke, Grundriß, Bd. 3, S. 131 f., 899, 1391.

Franz Schnorr von Carolsfeld.

Müller: Michel M., auch Miller, Meistersänger des 16. Jahrhunderts, von dem zwei Meistergesänge bekannt sind, der eine ein Lob auf die Jungfrau Maria in Schiller's Hoston, in der Heidelberger Handschrift 109 (gedruckt bei Görres, Volks- und Meisterlieder, S. 19 ff.); der andere im Ton des Späten ist die Erzählung von einem Kaufmann, der einem Juden ein Marienbild versetzte, in Folge dessen große Wunder geschahen und der Jude sich zum Christenthum bekehrte (gedruckt um 1509 bei Gutknecht in Nürnberg).

K. Bartsch.

Müller: Michael M. ward im J. 1673 zu Blankenburg am Harz geboren und studirte in Halle unter Franke und Breithaupt Theologie. Von früh auf kränklich, bekam er im J. 1697 Blutstürze und war seitdem in steter Lebensgefahr. Doch konnte er nach einigen Jahren eine Stelle als Hauslehrer auf Schloß Schaubeck in Württemberg annehmen. Hier starb er am 13. März 1704. In seiner Krankheit bearbeitete er die Psalmen zu Liedern nach bekannten Choralmelodien und verfaßte auch eigene geistliche Lieder. Es erschienen von ihm „Die Psalmen Davids“, Stuttgart 1700, mit einem Anhang eigner Lieder: „Aufmunternder Neujahrszuruf an die Braut“, und nach seinem Tode: „Geistliche Erquickstunden, auf Kosten guter Freunde gedruckt“, 1706. Eine größere Anzahl seiner Lieder, meist aus seinen Psalmenliedern, nahm Freylinghausen in seine Gesangbücher auf; aus diesen haben dann viele auch eine weitere Verbreitung gefunden. Manche von ihnen zeichnen sich durch Einfachheit und Glaubensinnigkeit aus und verdienen, nicht vergessen zu werden.

Wetzel, Hymnopoeographia IV, S. 360 f. — Koch, Gesch. des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., IV, S. 405 ff. (Die bibliographischen Angaben bei Koch sind falsch; sie stammen aus Kirchner S. 33.) — Bode, Quellennachweis, S. 117. — Fischer, Kirchenliederlexicon, 1. Hälfte, S. 54[b]; vgl. 2. Hälfte, S. 458[a].

l. u.

Müller: Karl Friedrich Moritz M., Genremaler, meist Moritz Müller oder nach den Beleuchtungs-Effecten seiner Bilder „Feuer-Müller“ genannt, wurde am 6. Mai 1807 zu Dresden geboren, lernte seit 1821 an der dortigen Akademie bei Fr. Matthäi, gewann 1829 zu Zittau, wohin sein Vater als Zeichnungslehrer gerufen wurde, mit Portraitmalen die Mittel zu weiteren Studien, ging 1830 nach München, wo er im Style der dortigen Akademiker die für Zittau bestimmten Altarbilder ausführte. Einen „Christus“ in Lebensgröße und „die Versuchung Christi“ brachte M. 1831 zuerst in den Kunstverein. Ausflüge in das benachbarte baierische Gebirge machten ihn mit dem dortigen Volksleben bekannt, welches er nun in zahlreichen, bald vielbegehrten Bildern verarbeitete. M. erweiterte den Kreis seiner Darstellungen durch die Vorliebe für künstliche Beleuchtung: Bald war es die düstere Lampe, die helle Kerze, die lodernde Fackel oder der Wiederschein eines Brandes, womit er seine Gestalten in überraschenden Effect setzte; im Gegensatze dazu ließ er auch das bläuliche Licht des Mondes hereinspielen. So erzielte er bei seinen nächtlichen Scenen die frappanteste Wirkung, die um so glänzender erscheint, als die handelnden Personen auf das trefflichste charakterisirt und vollkommen richtig gezeichnet und gemalt sind. Seine Stoffe wählte er fast sämmtlich aus dem bäuerlichen Leben, doch liebte M. auch Salon-Scenen (z. B. wie eine zahlreiche Versammlung dem bezaubernden Gesange einer Dame lauscht), immer aber mit künstlicher Beleuchtung, darzustellen. Berühmt machte ihn die Darstellung einiger Ereignisse aus dem Tiroler Kriege vom J. 1809: Neben einer Kapelle kniet eine junge, hübsche Maid, das Gewehr kriegerisch umgehängt, die Hände gefaltet, neben dem schwerverwundeten Vater, während im Hintergrunde das Gefecht mit Franzosen und Tirolern tobt. Ein anderes Bild schildert das Innere eines von den Bergbewohnern wüthend ver-

theidigten, durch das blitzartige Feuer der Büchsen schrill beleuchteten Hauses, oder der Abschied einer Tirolerin von ihrem Schützen, welcher auf dem folgenden Bilde Nachts schwer verwundet und sterbend zurückgebracht wird. Ein ander Mal zeigt er eine Mutter mit ihren Kindern, welche händeringend, grell von dem Brande ihres Hauses überflammt, zusammenbricht. M. schilderte das Leben oft von der trübsten, dann aber mit seinen Hochzeiten, Kirchmessen u. s. w. auch von der heiteren Seite. Das sind wahre Dorfgeschichten, längst bevor unsere Dichter daran gingen, dergleichen in Schrift zu bringen. Eine Perle dieser Art „die Heimkehr von der Hochzeit“ (1852) besitzt die Neue Pinakothek: An dem Ufer eines vom silbernen Scheine des Mondes leise überglänzten Sees ist in einem behäbigen Bauernhause der Hochzeitsschmaus beendet und die Neuvermählten betreten, Abschied von den Eltern nehmend, den festlich geschmückten Kahn, indeß die Gäste und Freunde mit Fackelschein, Musik und Freudenschüssen ihnen das Geleite geben. Aus dem Ganzen lacht eine dem wahren Volksleben glücklich abgelauschte Lust und Kraft. Licht und Feuer sind auch hier das belebende Element, das M. mit seltener Virtuosität zu benützen weiß. — Um diese Studien unmittelbar nach der Natur zu malen, hatte M. einen Theil seines Ateliers dem Tageslicht verschlossen; hier stellte er die durch Kerzenlicht scharf beleuchteten Modelle, welche er durch kleine, in einer schwarzen Wand angebrachte Fensterchen belauschte. Der grelle Wechsel des Lichtes soll jedoch sehr verderblich auf seine Kopfnerven gewirkt und den Grund zu dem bedauernswerthen körperlichen und geistigen Zustand gelegt haben, welchem der überaus fleißige, übergearbeitete Künstler am 8. November 1865 erlag. Von seinen zahlreichen Bildern, welche verhältnißmäßig wenig durch Stich und Lithographie vervielfältigt wurden, erwähnen wir hier außer den vorgenannten beispielsweise 1831: Jäger und Sennerin. 1832: Sonntagsmorgen auf der Alpe. 1833: Karrenführer aus Wälschtirol. Kesselflicker. 1834: Aus dem Tirolerkrieg (lithogr. von J. Wölfle). Scene aus einer Feuersbrunst. 1835: Ein Münchener Bürgermädchen läßt sich von einer alten Frau wahrsagen. Hirtenjunge am Feuer. 1836: Aus dem Tiroler Aufstande (lithogr. von Kohler). 1837: Bauernhochzeit in Wackersberg bei Tölz. Geburtstags-Gratulation. Abschied eines Tirolers vor dem Kampf. Rückkehr. 1838: Hochzeitszug (lithogr. von A. Kaufmann). 1839: Concert. Eine Singstunde. Christnacht. 1840: Hirtenfeuer. 1841: Brautwerbung im baierischen Hochland. Episode aus dem Tirolerkriege auf einem Hausdach. 1845: Vertheidigung einer Kapelle. Der Landarzt. 1846: Das arme Kind am Christabend. Hochzeitskähne auf dem Tegernsee. Knabe mit seinem Hund. Betendes Mädchen. Abendunterhaltung auf der Alm. Die Burgwache. 1847: Häusliche Scene. Der erste Ländler. 1848: Erinnerung an die Märztage. Vertheidigung einer Tiroler Familie (lithogr. von Jentze). Vorlesendes Mädchen. 1849: Liebeserklärung. 1850: Die arme Wittwe am Silvesterabend (gestochen von Gonzenbach). Die Maler auf der Alm. 1851: Großvater dem Enkel ein Musikstück lehrend. 1852: Hochzeitsmahl im baierischen Gebirg. 1853: Hans Sachs in seiner Werkstätte. 1854: Kirchweihscene in der Gegend von Dachau. 1855: Toilette vor dem Balle. Der Erstgeborne. 1855: Schullehrer auf einer Landkarte die Belagerung von Sebastapol erklärend. 1856: Mädchen am Brunnen. Kirchweihnudeln. Die Erwartung. 1857: Am Würfeltisch. Die Ueberraschung. Der erste Brief aus der Fremde. 1858: Christmette. Morgen auf der Alm. Die Krankenwärterin nach durchwachter Nacht. Weihnachtsfreude. 1859: Die verspätete Heimkehr des Fischers. Nach dem Feierabend. 1860: Ankunft des Stellwagens. Hüterbub auf der Alm. 1861: Nach der Kirchweihe. Wirthshausscene (gestochen von Brennhäuser). Vergebliche Wünsche. 1862: Ein Abend aus dem Münchener Volksleben, am

„grünen Baum“. Die gut gewählte Zeit. 1863: Wildschütz bei einer Sennerin. Auch existirt von M. eine Radirung „Jupiter von der Ziege Amalthea gesäugt“, bez. 1819; jedenfalls eine Incunabel des Künstlers. M. wurde 1868 Ehrenmitglied der Akademie zu Dresden.

Vgl. Raczynski II, 405. Nagler 1840, IX, 545 ff. Kunst-Vereins-Bericht f. 1865, S. 55. Seubert 1878, II, 615. H. Holland.

Müller: Nikolaus M., dramatischer Dichter, Maler, ästhetischer und mythologischer Schriftsteller, auch betheiligt an der Mainzer Klubistenbewegung, war geboren zu Mainz am 14. Mai 1770, † am 14. Juni 1851. Schon als Schüler ließ er Gedichte drucken, auch vermöge persönlicher Beziehungen zu dem Schauspieldirector Großmann (Bd. IX S. 752) Theaterstücke an der Mainzer Bühne aufführen. Er bezog die Universität, um Philosophie zu studiren, wurde 1788 Baccalaureus und suchte dann durch Malerarbeiten seinen Unterhalt zu finden. Nach dem Einrücken der Franzosen trat er dem Freiheitsklub bei. Er hielt hier öfters Reden, war Mitglied zweier Ausschüsse, auch als Dolmetscher wie durch Leitung politischer Feste und durch Tendenzdramen für die Förderung der Parteizwecke thätig. Bei der Uebergabe der Stadt an die Deutschen entkam er am 24. Juli 1793 in der Uniform eines französischen Soldaten. Zuerst trieb er in Paris Kunststudien, wurde dann in der Pfalz in verschiedenen Subalternstellungen beschäftigt und kehrte nach der abermaligen Besetzung von Mainz durch die Franzosen im Februar 1798 dahin zurück. Er ertheilte hier im Zeichnen Privatunterricht, malte und schrieb für das Theater, bis er 1802 am Lyceum eine Stelle als Lehrer der Aesthetik und des Zeichnens erhielt. 1805 wurde er auch Conservator der städtischen Gemäldegallerie. Er behielt diese Aemter nach dem Uebergang der Stadt an den hessischen Staat, erwarb sich Verdienste um die Förderung der künstlerischen und litterarischen Bestrebungen unter seinen Mitbürgern und dehnte seine Beschäftigungen auch auf wissenschaftliche, namentlich mythologische und sprachliche Studien aus. Als Frucht der letzteren veröffentlichte er namentlich: „Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus“ (1822) und „Mithras“ (1831). Er bewahrte bis in ein hohes Alter Körperkraft und Geistesfrische; sein Tod erfolgte in Mainz am 14. Juni 1851.

Selbstbiographie und Schriftenverzeichniß bei Scriba, Lexicon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen I. 262—275, II. 502 f. — Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 29, S. 450—460. Leser.

Müller: Niklas M., Dichter, geboren in Langenau bei Ulm 15. Nov. 1809, † 14. August 1875 zu New-York. Aus den theilweise im Morgenblatt erschienenen Gedichten des „Buchdruckers in der Officin der J. G. Cotta'schen Buchhandlung“ N. M. veranstaltete Gustav Schwab 1837 ein hübsches Bändchen „Lieder“, das dem jungen Autodidakten durch die Innigkeit der Empfindung und die überraschend kunstgerechte Form viel Anerkennung, auch die Mittel zu einer Reise nach England, um namentlich den Druck des Holzschnitts kennen zu lernen, verschaffte. Später erwarb M. in Wertheim am Main eine Buchdruckerei und den Verlag eines Wochenblatts, betheiligte sich eifrig an der badischen Bewegung 1848—1849 und wurde dadurch zur Flucht in die Schweiz genöthigt. Seine Gattin rettete ihm einen Theil der Habe, so daß er mit jener 1853 nach Nordamerika übersiedelte und in New-York wieder eine Druckerei errichten konnte. In dieser erschienen 1867 „Neuere Lieder und Gedichte“, unter denen noch manche schöne Nachblüthe erfreut. Im Begriff, nach Europa zurückzukehren und den Lebensabend bei seinem einzigen Sohn in Lübeck zuzubringen, wurde M. zur ewigen Ruhe abberufen.

Vgl. Schwab's Einleitung und Müller's Selbstbiographie vor den Liedern 1837. Klüpfel, Gust. Schwab, 1858, S. 263. G. Müller im Schwäb. Merkur. 1875. Kronik Nr. 216. J. Hartmann.

Müller: Karl Otfried M., einer der hervorragendsten Vertreter der classischen Philologie in diesem Jahrhundert. Am 28. August 1797 zu Brieg in Schlesien geboren als der älteste Sohn einer wackeren Predigerfamilie, war er mit Sorgfalt erzogen und hatte von der ersten Jugend an durch sein gewandtes und zugleich liebenswürdiges Wesen im Vaterhause die schönsten Hoffnungen wachgerufen. Auf dem Gymnasium in Brieg, in welches er zum Herbst 1806 als Quartaner eintrat, hatte er sofort die Aufmerksamkeit des trefflichen Directors Schmieder erregt: schon seit 1808 war er bei jeder Feierlichkeit öffentlich in Prosa oder in Versen mit eigenen Versuchen aufgetreten, hatte Preisaufgaben gelöst, Abschiedsreden an die Abiturienten gehalten, und bei einer Revision der Schule im J. 1812 auch die Aufmerksamkeit des Schulraths Bredow erregt, den er mit einigen extemporirten lateinischen Versen begrüßen konnte. Nur weil sein Körper den Anstrengungen eines Feldzuges nicht gewachsen war, hatte er sich den Kämpfern für Freiheit und Vaterland nicht beigesellt, sondern verließ erst Ostern 1814 nach vierjährigem Besuche der Prima die Schule und bezog die Universität Breslau. Hier betrieb er anfangs sehr verschiedenartige Studien fast gleichzeitig; Mathematik und Botanik, alte und neue Sprachen (darunter Hebräisch, Syrisch, Italienisch), Religion und Philosophie, daneben Zeichnen und Turnen. Die philosophischen Vorträge von Henrik Steffens zogen ihn besonders an. Schon während des ersten Studienjahres machte er sich an die Lösung zweier Preisaufgaben, einer philosophischen über die Kantische Kritik der Beweise vom Dasein Gottes, und einer historischen über die Geschichte der Makkabäer; und er gewann beide Preise. Indessen trugen die Philologen J. G. Schneider, Passow und insbesondere Heindorf, dessen er immer mit großer Dankbarkeit gedachte, zur Entwickelung seines philologischen Triebes bei. Nachdem aber Heindorf ihm Niebuhrs Römische Geschichte in die Hände gegeben hatte, empfing er von dieser nach eigenem Geständniß den mächtigsten Eindruck, und die Richtung seines Geistes war fortan entschieden: er begann bereits eine kritische Geschichte Numas und einen Versuch über die älteste Nationalpoesie der Römer auszuarbeiten. Die gründliche, allseitige, vorzugsweise historische Erkenntniß des classischen Alterthums ward jetzt die Aufgabe seines Lebens, welcher er unentwegt treu geblieben ist. Zu Ostern 1816 ging er nach Berlin, und begann dort mit einer über sein Alter hinausgehenden Energie das gesteckte Ziel zu verfolgen. Aber Fr. Aug. Wolf stieß ihn ab; dagegen wurde der jugendliche Böckh bald sein Leitstern und zwar besonders durch die Uebungen im Seminar. In dieser Anstalt fand er auch seinen zweiten Förderer, den Grammatiker Ph. Buttmann, welcher damals eben die Aufsätze seines Mythologus schrieb. Beide Lehrer öffneten ihm auch ihr Haus und gewährten ihm die Möglichkeit, im mündlichen Gedankenaustausch seine Ideen zu erweitern und zu vertiefen. Das eben erscheinende systematische Hauptwerk Böckh's: „Die Staatshaushaltung der Athener“ wurde durch die Methode der Forschung sowie durch die großartige Betrachtungsweise ihm zum Musterbilde für seine gleichartigen Arbeiten während des nächsten Jahrzehnts. Der Forschungstrieb Müller's war von jetzt ab unersättlich, wobei ihn eine glückliche Gesundheit unterstützte. „Eine 16stündige tägliche Arbeit war ihm nicht zu viel: nie sah man ihn abgespannt oder angegriffen. Nur die Abwechslung der Studien und die Gespräche mit den verehrten Lehrern waren seine Erholung.“ — Nachdem er sich anfänglich mit den samothrakischen Mysterien beschäftigt hatte, welche ihn auch zu Sanskritstudien veranlaßten, unterwarf er auf Böckh's Rath, von dieser „Oede Dardaniens“ sich abwendend, die ächt helleniſche Insel Aegina einer allseitigen Betrachtung, woraus im Zeitraume eines Jahres sein bedeutungsvolles Erstlingswerk hervorging, welches gedruckt wurde, nachdem der Verfasser am 25. October 1817 promovirt war und damit als Zwanzigjähriger seine studen-

tische Laufbahn bereits beschlossen hatte. „Aegineticorum liber scripsit Carolus Mueller Silesius“ Berolini 1817, gedruckt (auf Böckh's Empfehlung) auf „Reimerischem Löschpapier“, 206 Seiten stark, mit einer Widmungsvorrede an Böckh, heißt die in mehr fließendem als gewähltem Latein abgefaßte Monographie, welche mit staunenswerther Belesenheit und zugleich mit beherrschendem Ueberblick und sicherem Urtheil die Sagen, Geschichten und Alterthümer der Insel im weitesten Umfange kritisch durchforscht enthält und für viele Hunderte specieller Stadt- und Landschaftsgeschichten das Vorbild, wenigstens das äußere Schema, geliefert hat. Schon hier offenbart sich das wunderbare Talent Müller's, aus halbverloschenen Spuren in Mythe, Sage und Volksmärchen die historischen Beziehungen und Erinnerungen einer Volksgemeinschaft aufzufinden und durch seine Combinationen insbesondere aus gottesdienstlichen Notizen historisches Material für verwandtschaftliche Verbindungen und Eigenthümlichkeiten der Volksstämme zu gewinnen. Für die geographische Beschreibung werden die (damals) neuesten Reisewerke bis in alle Einzelheiten verwerthet; genaue Untersuchungen über Münzwesen, Handel, Seewege, über Volkszahl und Sclaven, über Staatsrecht und Stammessitte, endlich insbesondere über die äginetische Kunst vervollständigen das Culturbild, dessen Elemente in streng wissenschaftlicher Form hier ausgebreitet, doch ohne jede Schönmalerei vorgelegt werden. An zahlreichen Stellen betont der Verfasser gerade, wie viel man nicht wisse. — Die Schrift erregte mit Recht bedeutendes Aufsehen, als sie Ende des Jahres erschien; Böckh selbst zeigte sie (gegen seine Gewohnheit) in den Heidelberger Jahrbüchern an und schreibt dem Verfasser, daß er ihm „nicht viel anhaben“ könne, er habe nur „einige sehr bescheidene Bemerkungen“ gemacht. M. aber, der auf Buttmann's Rath fortan sich noch den unterscheidenden Schriftstellernamen Otfried selbst beilegte, trat nach kurzem Verweilen im Vaterhause zu Neujahr 1818 eine Stelle als letzter Lehrer am Magdalenäum in Breslau an, die mit 450 Thalern dotirt war. Der Wunsch, in einer Universitätsstadt mit großer Bibliothek zu leben, bestimmte ihn, eine bessere Stellung in Frankfurt a. O. auszuschlagen. Zwar fühlte er sich anfänglich bei einer sehr untergeordneten Thätigkeit in Quarta und Kleintertia wenig behaglich, auch war seine hervorragende Größe dem Neide kleinerer Geister ausgesetzt; allein um so eifriger vertiefte er sich in neue wissenschaftliche Aufgaben. Das böotische Orchomenos und der Stamm der Minyer mit dem buntverschlungenen Knäuel nordgriechischer Mythen (darunter besonders die Argonautensage) und der früh untergegangenen Cultur hatte ihn angezogen und die rasch erstandene großartige Studie, welche 1820 bei dem ihm befreundeten Breslauer Verleger Josef Max im Druck erschien, trug den bezeichnenden Haupttitel „Geschichten hellenischer Stämme und Städte. Erster Band: Orchomenos und die Minyer.“ Aus den verlegensten Bruchstücken und Notizen hat M. auch hier verstanden ein bis dahin völlig im Dunkel liegendes Gebiet nach Möglichkeit aufzuhellen, durch scharfsinnige Combinationen Zusammenhänge überraschender Art aufzudecken und insbesondere aus der Verästelung und Verflechtung des Mythengewirres schätzbare historische Thatsachen zu gewinnen. Das bis dahin als eine ziemlich gleichgeartete Masse behandelte Hellenenvolk nach seinen eingebornen Besonderheiten der Stämme scharf zu charakterisiren und darnach die politischen Gegensätze, die Mannigfaltigkeit der Hervorbringungen in der Kunst, die Scheidung in der Sitte, die Verschiedenartigkeit in Auffassung und Verehrung der Götter hervorzuheben und aus jenen Eigenthümlichkeiten zu begründen, dies war das Hauptziel jener Studien, die er in fortwährend umfassenderer und eindringenderer Weise betrieb. Bei der Leichtigkeit und Rastlosigkeit, mit welcher er arbeitete, war das Buch schon vor Ende des Jahres druckfertig. Zu gleicher

Zeit besserten sich seine Schulverhältnisse, indem er durch den Abgang zweier Collegen einigen Unterricht in den Oberklassen, namentlich Thukydides in Prima bekam. Uebrigens war er auch keineswegs heiterer Geselligkeit abgeneigt; eine gewisse Schüchternheit und Ungelenkigkeit, die ihm vorher eigen gewesen, war ganz geschwunden; er scherzte gern und machte, wie schon früher, öfters Verse; namentlich aber führte er ein idyllisch behagliches Zusammenleben mit seinem Bruder Julius (dem später berühmten Theologen), der 1819 die Universität bezog. Von den „litterarischen Häuptern Breslaus" hat er sich freilich bald abgesondert, wie er in den schönen und traulichen Briefen an seinen verehrten Lehrer Böckh schreibt; auch die Masse der Uebrigen spricht nur vom Turnen und treibt „Deutschheit"; aber ein Kreis jüngerer Freunde, wie Dronke und Wellauer, dann Fr. v. Raumer und von der Hagen hielt ihn durch Geist und Gemüth gefesselt. Namentlich aber war das gastliche Haus des Verlagsbuchhändlers Max der erwünschte Sammelpunkt dieser Genossen, in welchem M. fast täglich Erholung in ungezwungener geistiger Mittheilung suchte und fand. Unterdessen wünschte Böckh den jungen Freund, der zu Höherem den Beruf in sich trug, nach Berlin zu ziehen: er arbeitete daran, ihn in einen neu zu schaffenden Posten an der Akademie der Wissenschaften, als „Adjunct", anscheinend zur Unterstützung bei der ihm übertragenen Abfassung des Corpus Inscriptionum Graecarum und zugleich als „Repetenten" an die Universität zu bringen. Ehe dieser Plan jedoch der Verwirklichung sich näherte, konnte ihm derselbe Böckh am 25. Mai 1819 vertraulich mittheilen, daß Professor A. H. L. Heeren in Göttingen (der Historiker und Schwiegersohn Heyne's) sich nach M. erkundigt habe, da man in Göttingen beabsichtige, den Verfasser der Aeginetica als Professor in die durch Fr. G. Welcker's Abgang nach Bonn erledigte Stelle zu berufen. In der uns erhaltenen Antwort schreibt Böckh an Heeren mit der wiederholten Versicherung, daß er „unbestochen lobe": „Die akademische Lage wird ihn in kurzer Zeit zu einem der bedeutendsten Gelehrten in unserem Fache machen, zumal da er große Vorarbeiten und Sammlungen hat, wie meines Wissens keiner, der mir vorgekommen ist von den Jüngeren." Und weiterhin: „Unter allen jungen Männern, die ich kenne, habe ich nie eine so große Bescheidenheit, einen so feinen sittigen Sinn gefunden; er ist ein Muster von einem Gelehrten; sein Aeußeres ist offen und freundlich und angenehm; er ist vollkommen unschuldig, unbefangen, heiter, gesetzt: er ist äußerst verträglich und wird mit Niemand in Streit gerathen. Seine Gesundheit ist blühend; er kann unmäßig arbeiten, ohne daß er seine frische Jugendfarbe verlöre." — Hierauf erging an M. die Anfrage, ob er als außerordentlicher Professor der Alterthumswissenschaft mit vorläufig 600 Thalern Gehalt nach Göttingen kommen wolle. Hocherfreut sagte dieser zu, nach Wegräumung kleiner äußerlicher Bedenken. Damit er sich für die von ihm zu übernehmende Kunstarchäologie auch durch Anschauung vorbereite (Böckh hatte schon geschrieben, es werde ihm ein Leichtes sein, sich in diesem Fache bald so festzusetzen, daß er jedem die Spitze bieten könne), gewährte ihm die hannöversche Regierung aus freien Stücken die Mittel zu einem zweimonatlichen Aufenthalte in Dresden. Dahin also brach er, nach Lösung des dienstlichen Verhältnisses in Breslau, wo er soeben auch die erbetene Erlaubniß zur Habilitation als Docent an der Universität erhalten hatte, Ende August auf und lebte mit Böttiger und Schorn, die ihn freundlich unterstützten, wochenlang im Antikensaale. Er ließ aber auch die Gemäldesammlung auf sich wirken und wurde in allen Kunstgebieten um so rascher heimisch, als er Vorübung im Zeichnen besaß. Außerdem verkehrte er hier u. A. mit Ersch, dem Herausgeber der Halle'schen Encyklopädie, und erwarb sich das Wohlwollen Tieck's, dessen Herzlichkeit und Gefühlswärme er pries. Eine schöne Ausbeute brachte er aus diesem unruhig reichen Aufent-

halte weniger Wochen, wo er „wie ein Fisch im Wasser“ sich wohl fühlte. Als directe Frucht der gemachten Studien gab er die an die Dresdener Kandelaberbasis mit der Darstellung des Dreifußraubes anknüpfende Abhandlung „De tripode Delphico“, durch welche er in Göttingen zu seiner am 22. Januar 1820 abzuhaltenden Antrittsrede einlud und im Anschluß daran zwei Aufsätze „Ueber die Tripoden“ in Böttiger's Zeitschrift Amalthea Bd. I. — Nach der Ankunft in Göttingen im Herbst 1819 begann für den 22jährigen Professor eine arbeitsvolle Zeit; er las in dem Winter griechische Alterthümer, in welche er sich selbst hineinarbeiten mußte, da er nicht Gelegenheit gehabt hatte, Böckh's Vorlesung darüber zu hören; dazu ein stark besuchtes Publikum über Orakel und Weissagungen bei den Alten. Doch fühlt er sich in Göttingen bald „sehr glücklich“ und wird „immer einheimischer“, obwol er „an Breslaus lebhafte und vertrauliche Zirkel gewohnt“ war. Seine ersten Bekannten unter den Aelteren sind Heeren und Dissen, der letztere sein vortrefflicher, feinsinniger, aber sehr kränklicher Specialcollege, von eben so empfindlicher wie empfänglicher Gemüthsart, mit dem er aber fortdauernd recht gut auskam. Daneben forderte jedoch seine natürliche Lebhaftigkeit und sein jugendlicher Sinn auch eine erregtere, freiere, lebendigere Geselligkeit unter Gleichaltrigen, und diese fand er namentlich in der damals eine kurze Reihe von Jahren bestehenden „Gesellschaft der Ungründlichen“, „wie sie sich scherzend dem gründlich ernsthaften Göttingen und ihrem eigenen gründlichen Ernste gegenüber nannten“. In dieser Vereinigung von zum Theil späterhin bedeutenden Männern, wie Ribbentrop, Kraut, Höck, Bopp, A. Göschen, Julius Müller, der 1820—1822 in Göttingen studirte, welche Uebersetzungen aus fremden Litteraturen zum Mittelpunkte ihrer Verhandlungen machten, war M. „einer der heitersten und fröhlichsten Gesellen, immer aufgelegt und kein Spielverderber“. Nachher (seit 1827) trat an die Stelle dieses Vereins die Latina, ein geselliger Verein zur Lesung lateinischer Classiker, in welcher Müller's, des als Philologen gebornen Hauptes, liebenswürdige Laune und Heiterkeit in Reden ebenfalls gerühmt wird. — Unter seinen Vorlesungen nahm die fast regelmäßig jeden Sommer wiederkehrende Kunstgeschichte und Archäologie wol den ersten Rang ein, daneben bildeten besonders folgende nach seiner eigenen Absicht einen gewissen Cyclus: griechische Alterthümer, Mythologie und Religionsgeschichte der Völker des Alterthums, römische Litteraturgeschichte, daneben die Interpretation des Herodot, Thukydides, Pindar und Tacitus, die meist einen Zeitraum von drei Jahren ausfüllten. Dazu ließ er als Mitdirector des philologischen Seminars abwechselnd griechische und lateinische Autoren erklären und leitete die Disputirübungen über die lateinisch gefertigten Seminararbeiten. Seine bedeutenden Erfolge in der Lehrwirksamkeit veranlaßten schon 1821 den Minister, ihm die Mittel zu einer längeren archäologischen Reise nach Frankreich und England anzubieten; doch erst im Sommer und Herbst folgenden Jahres führte er diese Studienreise aus, auf welcher er eine Fülle von Anschauungen antiker Kunstdenkmäler einsammeln konnte und die Bekanntschaft von vielen bedeutenden Gelehrten des Auslandes machte. Zurückgekehrt legte er die letzte Hand an die beiden folgenden Bände seiner Geschichten hellenischer Stämme und Städte, in welchen er unter dem Separattitel „Die Dorier“ (erschienen 1824) ein mit eigenthümlicher Vorliebe gezeichnetes Gesammtbild des dorischen Volksstammes nach den vier Hauptgesichtspunkten: äußere Geschichte, Religion und Mythus, Staatsleben, Sitte und Kunst entwarf, nach Böckh's Urtheil „mit bewundernswürdiger Fülle und herrlicher Lebendigkeit der Auffassung und Darstellung“. Trotz verschiedener heftiger Angriffe, welche das Buch sogar von dem Historiker Fr. Chr. Schlosser erfuhr, der in übellauniger Weise über „die neuentdeckten Dorier“ spöttelte, und trotz einer gewissen aus begeisterter Theilnahme des Ver-

fassers entsprungenen Einseitigkeit ist dasselbe zu einem der Grundpfeiler für die neuere Auffassung der griechischen Geschichte geworden, wenngleich manche Einzelheit und die übertriebene Glorificirung der dorischen Eigenthümlichkeit natürlich wieder aufgegeben werden mußte. Durch jene Recensionen aber wurde M. veranlaßt, sofort ein neues kritisch grundlegendes Werk zu schreiben, worin er seinen Gegnern durch positive und zusammenhängende Aufstellungen antwortete, die „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie“ (Göttingen 1825), worin er ausgehend von dem Begriff und Wesen des Mythus, dessen Entstehung und Verbreitung durch Völkerwanderungen und Colonien, und ebenso bei der Deutung vorzugsweise die historischen Elemente der Localmythen und Stammessagen, also die heroische Mythologie betont, daneben aber auch ganz entschieden die Ursprünglichkeit und Nothwendigkeit des Symbols im Glauben und Cultus hervorhebt.

Inzwischen hatten sich auch Müller's äußere Verhältnisse immer günstiger gestaltet. Im Mai 1823 war er zum Ordinarius und zum Mitgliede der Societät der Wissenschaften ernannt worden, und da eine von Böckh betriebene und durch Fr. v. Raumer im December desselben Jahres an ihn gerichtete Aufforderung, für alte Geschichte und Philologie nach Berlin zu kommen, wegen der Verpflichtungen, die er gegen die hannöversche Regierung hatte, von ihm ablehnend beantwortet war, auch mit einer bedeutenden Gehaltszulage bedacht worden. Zu gleicher Zeit erfüllte ihn „eine stille, aber leidenschaftliche Bewerbung um Pauline Hugo“, die Tochter des berühmten Juristen, mit welcher er am 8. September 1824 sich ehelich verband. Das junge Eheglück aber machte ihn nur noch thätiger; außer einer Abhandlung „Ueber die Makedonier“ (Berlin 1825) vollendete er in unglaublich kurzer Zeit „nach der größten Anstrengung von Körper und Geist“ (schreibt er selbst) ein zweibändiges Werk über die Etrusker in Folge einer Preisaufgabe der Berliner Akademie, welche dasselbe am 3. Juli 1826 mit dem Preise krönte. Auch diese kritisch höchst schwierige und mühevolle Arbeit, welche in Breslau 1828 im Druck erschien, ist mit so erschöpfender Benutzung aller vorhandenen Hülfsmitttel und mit so eindringendem Scharfsinn abgefaßt worden, daß sie bleibende Bedeutung noch heute besitzt und auch die neue Ausgabe derselben durch W. Deecke (Stuttgart 1877) trotz zahlreicher und mannigfacher Zusätze und Modificationen im Einzelnen den Kern des Ganzen unberührt gelassen hat. Außerdem aber betrieb er nebenher immer noch so umfangreiche Arbeiten, wie die Artikel: Attika und Boiotien in Ersch und Gruber's Allgemeiner Encyklopädie, ganz abgesehen von Recensionen und kleineren Anzeigen fremder Schriften. Ferner führte ihn der nach und nach erweiterte Kreis seiner Vorlesungen zu neuen wissenschaftlichen Unternehmungen. Zwar die auf Heeren's Rath unternommene neuere Kunstgeschichte trug er nur einmal vor (Sommer 1824), worauf man ihn zum Aufseher aller Gipsabgüsse und Kupferwerke auf der Bibliothek bestellte. Dagegen trat er mit einem lange und in emsigstem Fleiße vorbereiteten Werke hervor, welches bis heute die einzige Gesammtdarstellung der archäologischen Disciplinen enthält. Das „Handbuch der Archäologie der Kunst“ erschien zuerst 1830, dann 1835, in dritter Auflage nach dem Handexemplar des Verfassers vermehrt, mit Zusätzen von Welcker 1848 und im unveränderten Abdruck Stuttgart 1878. Darin machte M. den wohlgelungenen Versuch, „die Summe aus der bisherigen Bearbeitung der Wissenschaft zu ziehen“; er lieferte nicht nur in concisester Form ein immenses Material (außer der theoretischen und litterarischen Einleitung 1. Geschichte der Kunst im Alterthum, 2. nach der geographischen Uebersicht der alten Kunstdenkmäler systematische Betrachtung über die Technik, die Formen und die Gegenstände der alten Kunst), sondern wußte auch namentlich im zweiten Theile durch scharfe, lebendige und anschauliche Charakteristik seinem dauerhaften Gebäude eine Form

von bleibendem Werthe zu schaffen, so daß von demselben noch nach des Verfassers Tode außer dem wiederholten Abdruck Uebersetzungen ins Englische und Französische angefertigt wurden. Die eindringenden Einzelforschungen, welche der Abfassung des Buches vorausgingen, bekunden sich in einer ganzen Reihe von Abhandlungen und gehaltvollen Recensionen, unter denen als wichtigste zu nennen sind: „Minervae Poliadis sacra et aedem in arce Athenarum illustravit C. O. M.“, Gottingae 1820; „De Phidiae vita et operibus commentationes tres“ (Göttingen 1827); „Ueber die erhobenen Bildwerke in den Metopen und am Friese des Parthenon (zu der deutschen Bearbeitung von Stuart und Revett's Alterthümern von Athen Bd. II S. 658 ff., wiederholt in den Kleinen Deutschen Schriften Bd. II S. 547 ff.); die Recension von Fr. Thiersch's Buch über die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen (ebend. Bd. II S. 315—398), dessen einen Grundgedanken von der Herleitung einer hieratisch-griechischen Kunst aus Egypten M. entschieden bekämpft, während er gegen den anderen von dem 500jährigen gleichmäßigen Bestande der antiken Kunst wenigstens gewichtige Bedenken erhebt. Die Brauchbarkeit des Handbuchs aber wurde noch wesentlich erhöht durch die Veröffentlichung von Abbildungen der zur Veranschaulichung sowol des kunsthistorischen als des kunstmythologischen Theiles wichtigsten Bildwerke mit kurzem erläuternden Texte, welche im J. 1832 als „Denkmäler der alten Kunst nach der Auswahl und Anordnung von C. O. M., gezeichnet und radirt von C. Oesterley“, in Heften begonnen wurde (fortgesetzt nach Müller's Tode von Bd. II, Heft 3 an durch seinen Schüler Fr. Wieseler). Neben zahlreichen Beurtheilungen gab er eine Uebersicht der Litteratur der Kunstgeschichte und Archäologie von 1829—1835 (abgedruckt in Kleinen Deutschen Schriften, Bd. II); selbstfördernd trat er ein außer in Proömien und sonstigen kleineren Aufsätzen durch die Commentationes in den Schriften der königlichen Societät der Wissenschaften, „De munimentis Athenarum“ (1836) und in einer umfassenden Arbeit über die Topographie der Stadt Antiochia am Orontes, deren Gründungs- und Baugeschichte er bis in das Mittelalter verfolgte, um, wie er sagt, die große Lücke theilweise auszufüllen, welche in der antiken Kunstgeschichte, nach den bisherigen Bearbeitungen, in der Zeit der makedonischen Dynastien einzutreten pflegt („Antiquitates Antiochenae“, Comment. I. 1834, II. 1839). Auf mythologischem Gebiete zeigt sich eine Weiterbildung und Vertiefung seiner Ansichten besonders in den Artikeln „Pallas Athene“ und „Eleusinien“, die er für die Halle'sche Encyklopädie verfaßte (abgedruckt in Kleinen Deutschen Schriften, Bd. II; vgl. Jul. Cäsar: Ein Beitrag zur Charakteristik Otfried Müller's als Mytholog, Marburg 1859). — Wieder ein neues Gebiet betrat er in Anlaß einer Vorlesung über Aeschylos Eumeniden mit vorangeschickter Einleitung über die tragische Kunst der Griechen (1828), woraus das Buch erwuchs: „Aeschylos Eumeniden griechisch und deutsch mit erläuternden Abhandlungen über die äußere Darstellung und über den Inhalt und die Composition dieser Tragödie“ (Göttingen 1833). Außer einer klaren, kräftigen und geschmackvollen Uebertragung, welche die Hauptsache sein sollte und den Verfasser sogar zur Abfassung einer das Thema der Blutrache behandelnden (ungedruckt gebliebenen) Tragödie anregte (Manoah-Kain betitelt), werden hier die scenischen Alterthümer auf Grund umfassender archäologischer Studien abgehandelt; dann aber die Blutrache und ihre Sühnung im Apolloncultus zum Gegenstande eingehendster Untersuchung gemacht, wobei die religiösen Ideen und Rechtsgebräuche, namentlich auch die Geschichte und Stellung des atheniscchen Areopags in ganz neue Beleuchtung treten. Leider gab eine übereilte Aeußerung in der Vorrede des Buches, welche er um seines Amtsgenossen Dissen willen gegen Gottfried Hermann richtete (er sprach von „tieferen Fragen, als Notengelehrsamkeit beantworten kann“), dem Letzteren Veranlassung

zu einer ebenso heftigen wie umfangreichen Kritik (zuerst in den Wiener Jahrbüchern Bd. 64, dann wiederholt als Opusc. vol. VI pars II), gegen welche M. in einem besonderen „Anhang zu dem Buche ꝛc.“ (Göttingen 1834) auftrat, worauf Hermann wiederum in zwei Aufsätzen entgegnete (Opusc. Vol. VII, S. 1—65). Der unzeitige Eifer des jungen F. W. Fritzsche, der seinem Lehrer Hermann in einer besonderen, derb und ungeschickt abgefaßten Schrift beizuspringen sich berufen fühlte, trug nicht wenig zur Schürung in dem unerquicklichen Streite der beiden Häupter bei, dessen versöhnender Abschluß erst nach Müller's Tode durch die anerkennenden von Hermann über ihn auf der Gothaer Philologenversammlung (Verhandlungen S. 60) gesprochenen Worte erfolgte. — Durch die Brüder Grimm neu angeregt, hatte M. sich auf vergleichende Sprachstudien geworfen (er hielt 1828 eine Vorlesung über comparative Grammatik des Griechischen und Lateinischen); die Frucht derselben trat zunächst in einer neuen kritischen Ausgabe der durch seine etruskischen Forschungen ihm nahe gebrachten Bücher des „Terentius Varro de lingua Latina“ (Lipsiae 1833) hervor. Ermuthigt durch Ed. Böcking's Zuspruch schritt er dann fort zur Bearbeitung des Grammatikers Festus, den er mit werthvollem Commentar bereicherte: „Sexti Pompei Festi de verborum significatione quae supersunt cum Pauli epitome emendata et annotata“, Lips. 1839. — Ein sehr kostbares Vermächtniß endlich hinterließ M. nicht blos den philologischen Kreisen, sondern man darf sagen der ganzen humanistisch gebildeten Welt in seiner „Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders“, welche er zunächst auf eine an ihn von der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in London ergangene Aufforderung seit 1836 bearbeitete und bei Antritt seiner griechischen Reise unvollendet zurückließ. Der erste Theil erschien in englischer Sprache in London 1840; gleich darauf aber gab des Verfassers Bruder Eduard das Ganze, soweit es vorlag, deutsch in 2 Bänden heraus (2. Ausgabe Breslau 1857; 3. Ausgabe mit Anmerkungen und Zusätzen von E. Heitz, Stuttgart 1875—1876; 4. Ausgabe 1882—1883). Das Werk ist ein Torso; denn nur die Geschichte der griechischen Poesie ist bis auf die Zeit Alexanders herabgeführt, während von der philosophischen Litteratur nur die Anfänge bis auf Anaxagoras und Empedokles, von den Historikern nur Herodotos und Thukydides behandelt, die Geschichte der Beredsamkeit nur bis zur Ausbildung der Redekunst durch Isokrates verfolgt ist; es trägt auch keinen streng gelehrten Charakter; — der Verfasser hat, wie er selbst in der Einleitung bemerkt, besonders auf jugendliche Leser gerechnet; — aber es gehört dennoch zu den reifsten und in formaler Hinsicht abgerundetsten Arbeiten Müller's, der darin die Aufgabe, die er laut der Einleitung sich gestellt: „zu zeigen, wie jene ausgezeichneten Werke menschlicher Rede, welche wir mit Recht noch immer die classischen Schriften der Griechen nennen, auf eine naturgemäße Weise aus der Sinnesart der griechischen Völkerschaften und aus dem Zustande ihres geselligen und bürgerlichen Lebens hervorgingen und wie sich in ihnen der Geist und Geschmack und das ganze innere Leben jener von der Natur vor allen anderen reichbegabten Nation ausprägt“ — in mustergiltiger Weise gelöst hat. —

Die äußere Lage Müller's hatte sich, entsprechend seinen großartigen Erfolgen als akademischer Lehrer und als Schriftsteller, immer mehr gehoben. Mehrmals wurden ihm Gehaltsverbesserungen zu theil; 1832 erhielt er den Hofrathstitel, 1834 den Guelphenorden. Vom Auslande wurde er von Berlin, München, Leipzig, von Paris und London, den Niederlanden her zum Mitgliede gelehrter Gesellschaften ernannt; am archäologischen Institut in Rom war er Directionsmitglied. In der zum Theil nach seinen Vorschlägen 1830 eingerichteten wissenschaftlichen Prüfungscommission wurde er (neben Mitscherlich) zweiter

Commissar, 1831 Dirigent, gleichzeitig auch Mitglied des akademischen Senates. Nach Mitscherlich's Rücktritt 1835 erhielt er die Professur der Eloquenz gemeinsam mit Dissen, doch so, daß das öffentliche Reden bei des Letzteren Kränklichkeit ihm allein zufiel. — Alljährlich machte er in den Herbstferien Reisen, in den zwanziger Jahren oft nach Schlesien zu seinen Eltern und nach Berlin zu seinem Freunde Böckh, der auch wieder mehrmals nach Göttingen kam; später auch an den Rhein, nach München, nach Hamburg und Kopenhagen. Im J. 1835 erbaute er sich in Göttingen, da er an einen Ortswechsel nicht mehr dachte, ein eigenes neues Haus in geschmackvollem Stile, wobei er mit praktischem Blicke bei der Beaufsichtigung des Baues seine eignen Ideen zur Geltung brachte. (Das Haus wurde nach seinem Tode von einer Gesellschaft angekauft und dient seitdem als „Literarisches Museum" mit Lese- und Gesellschaftszimmern für Professoren und Studirende.) Zu derselben Zeit wurde die neue Aula der Universität inmitten der Stadt gebaut, zu deren Erstehung und zweckmäßiger Einrichtung er ebenfalls mitwirkte. — Bei dem darauf folgenden Jubiläum der Universität vom 17.—19. September 1837 fiel ihm als Professor der Beredsamkeit eine Hauptrolle zu: er schrieb das Programm und hielt die Festrede über die Geschichte der Universität; die Juristenfacultät ernannte ihn zum Doctor der Rechte. Schon vorher, am 28. August, seinem 40. Geburtstage, hatten ihm die Studirenden einen glänzenden Fackelzug gebracht; war er doch neben Gottfried Hermann wol der letzte Philologe, dessen Vorlesungen fast regelmäßig von zahlreichen Studenten aller Facultäten freiwillig und gern gehört wurden! Der in jenen Tagen von Thiersch angeregten Idee einer jährlichen Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner widmete er eifrigste Mitwirkung. Doch es folgte das große Leid dem Jubel auf dem Fuße. Seine treuen Freunde Dissen und Göschen starben fast gleichzeitig. Tiefer noch erregte ihn der hannöversche Verfassungsconflict, welcher schon bei Begehung des Universitätsfestes als schwere Wolke am Himmel drohte. Am 18. November erfolgte nach Aufhebung der Verfassung der bekannte Protest der sieben Professoren. „M. hatte sich nicht angeschlossen, weil er sich zu der Ansicht bekannte, daß jetzt ein solcher Schritt nicht gerechtfertigt sei, daß man vielmehr den Zeitpunkt abzuwarten habe, wo die Universität als Wahlcorporation sich aussprechen müsse, wo man dann mit mehr Erfolg für die gute Sache wirken könne, als wenn Einzelne hervorträten und sich in die politischen Händel des Landes mischten." Diese Angabe Ferd. Ranke's (damals Gymnasialdirector in Göttingen) findet ihre Bestätigung in Müller's Briefwechsel mit Böckh S. 400 ff., wo M. vertraulich dem Freunde schreibt: „Ich war mit der letzteren (der Protestation) in Gesinnungen und Ansichten ganz einverstanden, da ich namentlich auch überzeugt bin, daß ein ehrlicher Mann das Grundgesetz, auf das wir verpflichtet sind, nicht auf die einseitige Aufhebung des Königs aufgeben dürfe und entschlossen bin, den Huldigungsrevers nicht ohne Verwahrung zu unterschreiben, und gegen jede Wahl eines Deputirten, als für die rechtmäßige Ständeversammlung, zu protestiren." Als die Absetzung der Sieben erfolgt war, gab ihnen auch M. das Ehrengeleite; und als die Mehrheit der Universität sich zu einer huldigenden Deputation an den König herbeiließ, erklärte er sofort mit fünf Collegen öffentlich in Zeitungen seine wesentliche Uebereinstimmung mit der Gesinnung und den Ansichten der Sieben, und machte sich auf Amtsentsetzung gefaßt. Allein es geschah ihm und den Anderen nichts; dagegen empfand er die Schädigung der Universität aufs schwerste, auch schrieb er ein Programm „De exilio", worin freilich nur der Titel eine directe Anspielung auf die Zeitverhältnisse enthielt. Daß Böckh Alles zu thun verspricht, um ihn aus der unbehaglichen Lage nach Berlin zu ziehen, läßt er sich gefallen als Rückhalt für den äußersten Fall; doch sucht er nach Möglichkeit Ehre und Bestand der Georgia

Augusta zu retten; einen Ruf an die Petersburger Akademie lehnt er ab; er hofft auf nahen Umschwung der Verhältnisse. —

Schon seit Jahren hatte M. den Plan einer Reise in die classischen Länder mit sich herumgetragen, um durch persönliche Anschauung bereichert, dann das Hauptwerk seines Lebens, eine Geschichte Griechenlands, zu schreiben, wozu er seine früheren Schriften als Vorstudien betrachtete. „Nach seiner mündlichen Aeußerung dachte er an ein Werk von zwölf Bänden, von denen die Hälfte Anmerkungen, Begründungen und einzelne historische und geographische Abhandlungen enthalten sollte.“ Die unerquicklichen Verhältnisse der Universität gaben einen letzten Impuls zu der Reise. Den dazu erbetenen Urlaub gewährte ihm die Regierung; sie gab ihm auch auf ihre Kosten den Zeichner Neise mit. Ende August 1839 war Alles vorbereitet; Müller's Schreibtisch war „spiegelblank“; für den Fall seines Todes hatte er sein Testament gemacht. Er ging nach München und trat mit seinen Reisegefährten Adolf Schöll und Theodor Pressel (einem jungen Schwaben) die auf 14 Monate berechnete Reise an. Ueber Verona und Mantua ging er nach Florenz und verweilte dann fast drei Monate in Rom. „Es folgte Neapel, Herculaneum, Pompeji, Pästum. Groß war die Ausbeute in Sicilien unter den Ruinen von Syrakus, Segesta, Selinunt, Agrigent; in Catania verlebte M. mit Sartorius v. Waltershausen zehn glückliche Tage. Sonntag am 6. April kamen Alle gesund, frisch, kräftig in Athen an und fanden mit der Hauptstadt Griechenlands in ganz Italien und Sicilien nichts vergleichbar. M. sah alle seine Erwartungen weit übertroffen und war ganz in seinem Elemente, beutete jede Stunde aus, lebte still und in rastloser Arbeit.“ Nach fünf Wochen machte er mit Ernst Curtius eine vierzigtägige Reise durch den Peloponnes. Ein zweiter Aufenthalt in Athen (17.—30. Juni) brachte ihm Ehren vom Könige und der Königin. Bei schon beschwerlich fallender Hitze trat er darauf in derselben Begleitung die Reise nach Nordgriechenland an. Man ging über Marathon, Rhamnus, Oropos durch Böotien, über Elateia zu den Thermopylen und durch die Landschaft Doris nach Amphissa und Delphi. Hier gedachte M. acht Tage zu verweilen und ließ an der Tempelterrasse graben, wobei man über 60 Inschriftsteine entdeckte. Bei der Arbeit des Copirens in unbequemer Stellung und bei glühender Sonnenhitze versagten M. die Kräfte; er ruhte einen Tag, aber bei einem erneuerten Versuche bekam er Schwindel und mußte abstehen. Schon sehr geschwächt besuchte er auf der Rückreise in Lebadeia das Orakel des Zeus Trophonios; aber die Ermattung nahm zu und er schleppte sich am 27. und 28. Juli mit Mühe zu Pferde nach Theben. Von da brachte man den Betäubten mit Hülfe des aus Athen herbeigeholten königlichen Leibarztes Dr. Röser während der Nachtkühle in einem königlichen Wagen nach der Hauptstadt zurück. Hier verhauchte er am 1. August 1840 Nachmittags 4 Uhr sein Leben. Die Krankheit ward als ein nervöses Gallenfieber erkannt, herbeigeführt durch Ueberanstrengung und Sonnenbrand; die Section zeigte das Gehirn in gänzlicher Zerrüttung. Die Universität Athen bereitete dem Todten ein feierliches Begräbniß, an welchem König Otto, seine Minister und das diplomatische Corps theilnahmen und wobei der Professor Philippos Joannu eine Grabrede in griechischer Sprache hielt. Er wurde bestattet im lebendigen Fels des Kolonos, oberhalb der alten Akademie, nordwestlich vor der Stadt; über dem Sarkophage ließ die Universität eine weißmarmorne Stele altgriechischer Form setzen, welche auf dem grünen Hügel weithin leuchtet, sie trägt die Inschrift einer Elegie von Philippos Joannu in altgriechischer Sprache. — Bald nach der Katastrophe war Müller's Frau mit den Kindern ahnungslos dem Gatten entgegengereist und erst am 27. August mußte der Schwiegervater Hugo die Todesnachricht in der Allgemeinen Zeitung lesen. Der jähe Schrecken und die Trauer in ganz Göttingen

wird unbeschreiblich genannt. In zahlreichen Tagesblättern und eigenen gelehrten Schriften ward die Klage um den Frühverblichenen laut. — Müller's Persönlichkeit hatte etwas Außerordentliches. Schon sein Aeußeres verrieth in edlen Zügen den Charakter und den Geist. Ternite malte 1838 sein Bild und fertigte selbst auch eine Lithographie darnach an. Böckh sagt über dies Porträt, der Ausdruck sei wahr, die Aehnlichkeit überraschend; vielleicht sehe er etwas zu sanft aus; jeder aber müsse davon den Eindruck einer edlen und sinnigen Milde gewinnen. Lücke hebt die edle, schlanke Gestalt mit behendem, fast geflügeltem Gange hervor, die feinen und anmuthig freundlichen Manieren, das zuvorkommende und gefällige Wesen ohne alles Andringen, den offenen und freien Blick, das Auge voll Feuer und Unruhe, mehr lichtvoll als brennend, die wohltönende markige Stimme, voll Umfang und Modulation, die lebendige, leichte, ausdrucksvolle Sprache mit geringem Anfluge des schlesischen Dialects. Man mußte den genialen Mann in ihm erkennen. Er besaß ein glückliches treues Gedächtniß; aber was er darin sammelte, wurde auch alsbald sein geistiges Eigenthum und bekam im Zusammenhange seines lebendigen Wissens den rechten Platz. Man fand bei ihm keine Spur von ungeordnetem Wissen und unklarer Rede. Dabei verschmähte er die Hülfe des gelehrten Gedächtnisses nicht. Während Böckh „so gut wie gar keine Collectaneen hat, sondern aus dem Gedächtniß und Stegreif zu schreiben pflegt", besaß M. für seine weitschichtigen Sammlungen einen besonders eingerichteten Fächerschreibtisch, wobei ihm seine große Ordnungsliebe sehr zu statten kam. Sein Arbeitsfleiß war in Göttingen sprichwörtlich; sein Körper, an dem die Alten die siccitas gelobt haben würden, vertrug viel; auf Spaziergängen wurde er weder von Kälte noch Hitze gestört, selten ermüdet. Er stand nicht früh auf, aber nach heiterer Geselligkeit vermochte er es, bis tief in die Nacht hinein zu studiren. Kränklichkeit kannte er nicht; auch bei ernsten Anfällen hielt es schwer, ihn zur Arznei zu bringen und war in Folge seiner Tapferkeit, ehe man sich's versah, immer wieder wohlauf. — Zur Philologie war er wie geboren, er umfaßte die verschiedensten Zweige ihrer Aufgaben mit einer gewissen Harmonie; doch zog ihn die historische Seite am mächtigsten an. Ueber seine idealische Betrachtung der Gesammtaufgabe dieser Wissenschaft äußert er sich gelegentlich Göttinger gelehrte Anzeigen 1836, S. 1681 ff. (abgedruckt Kleine Schriften Bd. 1 S. 8), worin folgende Sätze bemerkenswerth sind: „Die Philologie geht darauf hinaus, die Periode der Bildung des Menschengeschlechts, mit der sie sich beschäftigt, ebenso in ihrem gesetzmäßigen Entwicklungsgange wie in ihren individuellen Gestaltungen in anschaulicher Vorstellung aufzufassen, wissenschaftlich zu erkennen und überhaupt dem Geiste auf solche Weise anzueignen, daß er in allen seinen Kräften dadurch gestärkt, gereift und über die Beschränktheit eines persönlich-zufälligen Horizontes zu einer höheren Einsicht in das menschlich Edle, Große und Schöne erhoben werde. Sie setzt sich aber nicht die Ermittelung einzelner Facta, die sie in ihre Tabellen eintragen will, noch auch die Gewinnung abstracter Formen, die es ihr etwa von den Erscheinungen abzuziehen gelingt, sondern die ganze volle Auffassung des antiken Geisteslebens in Verstand, Gefühl und Phantasie zum Ziele." Und dann führt er aus, wie sich die Lectüre der Schriftsteller, das Studium der Sprachen in ihrem etymologischen Bau und in ihrer syntaktischen Ausbildung, ferner die Religion und Mythologie der classischen Völker, das Staatsleben, die Litteratur und die bildende Kunst, namentlich aber Länderkunde und Völkergeschichte als nothwendige und natürliche Bestandtheile bei solcher Auffassung ergeben, und schließt darauf so: „Indem, wie es uns scheint, die classische Philologie dem Ziele einer solchen Ergründung seit einiger Zeit mit entschiedenem Bewußtsein zustrebt, bereitet sie einerseits eine nähere Verbindung mit der Philosophie vor, indem sie sich bemüht, ihr die Mittel

zu verschaffen in das Innere des menschlichen Geistes, den ganzen Organismus seines Lebens, seine Entwicklungsstufen und deren Gesetze, die Natur und das Wesen aller höheren geistigen Thätigkeiten ungleich tiefer einzudringen als es die beschränkte und einseitige Lebenserfahrung eines Individuums oder ein willkürliches Herausgreifen einzelner Erscheinungen aus der Geschichte möglich macht. Andererseits wird sie auch dadurch in den Stand gesetzt, die Rolle in der pädagogischen Bildung der Jugend, die ihr, ungeachtet der sich immer erneuernden Kämpfe darüber, bis jetzt noch geblieben ist, mit gutem Gewissen und im klaren Bewußtsein ihres Rechtes zu behaupten. Denn wenn ihr selbst der geistige Charakter und die Gedankensphäre des Alterthums vollkommen deutlich geworden sind, wird sie dieselbe auch am besten für die Entwickelung des jugendlichen Geistes benutzen und durch die einfachen und klaren Formen der antiken Bildung den Geist für die verschlungenen und complicirten Wege, welche die neue Zeit eingeschlagen hat, vorbereiten können." — Bei solcher Begabung und Anschauung versteht es sich von selbst, daß M. ein ausgezeichneter Lehrer und Führer der Jugend auf seinem Gebiete war. Er liebte sein Lehramt im höchsten Grade und war einer der eifrigsten, ausdauerndsten Docenten. Seine Zuhörer rühmten von Anfang an die Klarheit und Bündigkeit sowie die anregende und zugleich inhaltsvolle Lebendigkeit seiner Darstellung. „Einer der ältesten (jetzt lebenden) Schüler K. O. Müller's, der im Sommer 1833 dessen Vorlesung über Archäologie der Kunst hörte, welche vor einem Hörerkreis aus verschiedenen Facultäten gehalten wurde, erinnert sich noch jetzt mit besonderem Vergnügen des Eindruckes, welchen ihm der klare, übersichtliche, von allem unnöthigen Schmuck freie Vortrag machte. Die übrigen Vorlesungen wurden mehr nach einem Hefte gehalten, nicht aber so, daß man den Eindruck des Dictirens empfunden hätte. Alle zeichneten sich durch Klarheit, Uebersichtlichkeit und Fülle des Stoffes aus. Geringeren Beifall als die anderen hatten seine exegetischen Vorlesungen. Auch in der Leitung des philologischen Seminars leistete er nicht so viel als man von seinen eminenten Fähigkeiten und seiner großen Gelehrsamkeit hätte erwarten sollen, indem er es nicht verstand genauer in das Detail einzugehen und die Schüler zum Selbstfinden gehörig anzuleiten."

An dem Jubiläum der Universität war M. der beste und gefeiertste Redner, auch hörte man ihn im geselligen Kreise gern vorlesen. Dabei übte er aber noch mehr durch persönliches Beispiel eine stille und mächtige Gewalt über seine Schüler aus. Ohne alle widerchristliche und widerdeutsche Affectation zeigte sein Wesen eine gewisse classische Färbung, er maß alles gern nach dem classischen Maßstabe der Griechen, und von ihrem heitern Sinn, ihrer edlen Einfalt und Anmuth war ein Theil auf ihn übergegangen. Besonders hatte ihn in seinen Studien die dorische Stammesart, die würdevoll erhaltende, positive Macht im hellenischen Leben, von jeher angezogen; sie wurde für ihn der Typus seiner politischen Denkweise auch für die neuere Zeit. Um Tagespolitik bekümmerte er sich sonst wenig, er las oft 14 Tage und länger keine Zeitung. Wie er sich in der schweren Collision des Jahres 1837 verhielt, ist oben angegeben; er achtete aber durchaus Jeden, der nach innerster Ueberzeugung anders dachte. Die Liebe zu seiner Georgia Augusta, mit welcher er fast 20 Jahre innerlich verwachsen war, pflegte er eifrigst durch Mahnung und eigenes Beispiel; für diese „Mutter seines Glückes und Ruhmes" hegte er schwärmerische Zuneigung und bethätigte diese auch in Aeußerlichkeiten, z. B. bei dem von ihm besonders betriebenen neuen Universitätsbau, wo er viel praktisches Geschick bewies. — Sein Familienleben war glücklich; er hinterließ zwei Töchter und zwei Söhne im Alter von 3—14 Jahren. Höchst liebenswürdig war sein Verhältniß zu Collegen und Freunden. Er hatte von Natur ein kräftiges Selbstgefühl; er wußte, was er war und was er be-

deutete: aber es lag ein edles Maß in seinem Geiste, welches allen Hochmuth fern hielt. In Bescheidenheit schloß er sich bei seiner Ankunft in Göttingen an Dissen und gewann zu dem kränklichen und empfindlichen Manne ebenso wie zu allen Veteranen des Faches alsbald freundliche und dauernde Verhältnisse. Als er mit der Zeit zu einem geistigen Centrum der Universität herangewachsen war, bildete sein elegant eingerichtetes Haus auch einen geselligen Mittelpunkt. In nächster Beziehung zu ihm standen später außer dem Schwiegervater Hugo und Heeren der Theolog Fr. Lücke, die Juristen Göschen, Ribbentrop, die Brüder Grimm, Dahlmann, Hausmann, Sartorius, zuletzt auch die zu seinen Collegen avancirten Schüler Schneidewin, v. Leutsch, Wieseler, welche er mit Wärme förderte. Er wurde nach seinem Tode von Allen als ein treuer, hülfreicher, in Leid und Freud theilnehmender Freund gepriesen, und der durch 23 Jahre geführte Briefwechsel mit seinem Lehrer Böckh ist ein beredtes Zeugniß dafür. Den religiösen Dingen stand der tiefe Forscher im Gebiete des Völkerglaubens nicht fern, doch scheint er dem Dogmatismus abgeneigt gewesen zu sein und gehörte sicher nicht einer strenggläubigen Richtung an, die überhaupt im damaligen Göttingen keinen Platz fand. In den Fragen über Freiheit und Selbstbestimmung huldigte er, wie sein Bruder erzählt, „einer Art von Determinismus, wonach er das geistige Sein des Menschen der Idee eines aus eignen inneren Lebenstrieben mit einer gewissen Nothwendigkeit sich entwickelnden Organismus unterordnete.“

Biographische Erinnerungen an K. O. Müller von E. Müller, in K. O. Müller's Kleine Deutsche Schriften, 2 Bde. (Breslau 1847/48), Bd. I S. VII bis LXXVIII; C. O. Müller, ein Lebensbild, entworfen von Ferdinand Ranke (Berlin 1870, aus dem Jahresbericht der königlichen Realschule). Dr. Fr. Lücke, Erinnerungen an Karl Ottfr. Müller, Göttingen 1841. Briefwechsel zwischen August Böckh und Karl Otfried Müller, Leipzig 1883. Bursian, Geschichte der classischen Philologie in Deutschland, Bd. II, S. 1007—1028. Einige Notizen über die Breslauer Zeit gibt M. Hertz im Breslauer Lectionskatalog auf den Sommer 1884. A. Baumeister.

Müller: Otto Joachim Hermann M., ausgezeichneter Administrator und Vorkämpfer für die Erhaltung der angestammten Verfassung und der deutsch-protestantischen Bildung in den russischen Ostseeprovinzen, wurde im J. 1813 als Sohn eines Landpredigers in Kurland geboren. Früh verwaist erhielt er seine Schulbildung im Riga'schen Gymnasium, das er im J. 1833 mit dem Zeugniß der Reife verließ, um von 1833—1841 in Dorpat Theologie und Philologie, später Jurisprudenz zu studiren. 1842 trat M. in den Riga'schen Communaldienst, dem er bis zu seinem am 13./25. Juli 1867 erfolgten Tode angehörte und um welchen er sich seit dem Jahre 1844 als Secretär und Geschäftsführer des Stadtkassacollegiums, seit 1854 als Rathsherr und seit 1856 als Bürgermeister außerordentliche Verdienste erworben hat. Gleich ausgezeichnet als Verwaltungsbeamter und Jurist war M. einer der Begründer des 1861 errichteten baltischen Polytechnikums, Vorsitzender der Commission zur Umgestaltung und Reform der Stadtverfassung, seit dem Jahre 1852 ständiger Vertreter der Stadt Riga auf dem livländischen Landtage und während der Jahre 1861 bis 1863 zugleich Mitglied des evangelisch-lutherischen Generalconsistoriums zu St. Petersburg, in welcher Eigenschaft er die bevorrechtete Stellung der evangelischen Landeskirchen Liv-, Esth- und Kurlands in erfolgreicher Weise zur Geltung zu bringen wußte. — Auf den Gang der politischen Bildung und Entwickelung der baltischen Provinzen Rußlands ist M. von großem und nachhaltigem Einfluß gewesen. Noch vor Beendigung seiner Universitätsstudien ließ er 1841 bei O. Wigand in Leipzig die anonyme Schrift „Die livländischen Landesprivilegien

und deren Confirmation" erscheinen, welche das Programm seiner gesammten späteren Thätigkeit enthielt und die Politik vorzeichnete, welche seit Ausgang der fünfziger Jahre von der deutsch-patriotischen Partei in den Ostseeprovinzen befolgt worden ist: Beharren auf dem privilegienmäßig bestehenden Rechtsboden — Ausgleichung der zwischen den verschiedenen Ständen und Provinzen des Ostseegebiets bestehenden Gegensätze, — Entwickelung im Sinne der Zeitbedürfnisse, bei möglichster Wahrung der rechtlichen und geschichtlichen Continuität. M. gehörte seiner Zeit zu den einflußreichsten und geachtetsten Führern der deutschen Partei seiner Heimath und war in gleicher Weise Vertrauensmann des baltischen Bürgerthums und der Ritterschaften.

Müller: Peter M., Dichter eines frischen Liedes, das im Anfang des Jahres 1499 entstand und sich auf den Krieg zwischen dem schwäbischen Städtebund und der schweizerischen Eidgenossenschaft bezieht. Der kecke herausfordernde Ton desselben drückt den Muth und das Siegesvertrauen der wieder geeinten Schweizer trefflich aus. Der Dichter war aus Rapperswyl am Zürichsee und bezeichnet sich selbst als einen Schweizerknaben, der im Rheinthal im Appenzeller Gebiet sitze. Später lebte er in Luzern. Am Schluß seines Liedes verheißt er noch mehr zu singen, doch ist nur dies eine Lied von ihm bekannt.

Vgl. Liliencron, Historische Volkslieder 2, 381 ff. Goedeke, Grundriß S. 253.

K. Bartsch.

Müller: Philipp M. wurde am 11. Februar 1585 zu Herzberg geboren, wo sein Vater Rector war. M. studirte Naturwissenschaften und Medicin und wurde Professor der Mathematik in Leipzig. Er verfaßte zahlreiche mathematische, astronomische und chemische Schriften und beschäftigte sich namentlich mit der Erklärung der Natur der Kometen. Er starb am 26. März 1659.

W. Heß.

Müller: Philipp M., Professor der Theologie in Jena, geb. 1640 zu Sangerhausen in Thüringen, erhielt seine Vorbildung in Schulpforta, bezog 1657 die Universität Jena, ward 1661 daselbst Magister und bald darauf Adjunct bei der philosophischen Facultät. Im J. 1663 wurde M. zum Pastor in Eisleben bestellt, aber schon nach drei Monaten als Professor der Beredsamkeit nach Jena zurückberufen. Später wurde er auch außerordentlicher Professor der Theologie, ging aber 1680 als Propst nach Magdeburg. Hier wurde er verhaftet, weil er in einer Schrift die Vermählung des Herzogs von Sachsen-Zeitz mit der Schwester König Friedrich I. von Preußen als ungewissenhaft bezeichnet hatte. 1702 kehrte er als ordentlicher Professor der Theologie nach Jena zurück und starb hier 1713. Schriften bei Zeumer, Vitae professorum theol. Jena 1711.

B. Pünjer.

Müller: Philipp Ludwig Statius M. wurde am 25. April 1725 zu Esens in Ostfriesland geboren. Sein Vater, welcher dort Prediger war, folgte in demselben Jahre einem Rufe nach Leeuwarden. M. besuchte die Schule in Gotha, studirte in Jena Philosophie und Theologie und wurde 1745 Prediger zu Amersfort in der Provinz Utrecht. 1749 kam er in gleicher Eigenschaft nach Leeuwarden und wurde 1754 daselbst zum Senior erwählt. Indem M. in Wort und Schrift gegen die unter den holländischen Geistlichen damals verbreiteten Fehler eiferte, namentlich ihre große Unwissenheit rügte und über ihren Fanatismus spottete, zog er sich zahlreiche Anfeindungen zu und mußte sich in Folge dieser Verdächtigungen nicht nur vor einer Synode sondern auch vor dem obersten Gerichte rechtfertigen. Obwol ihm dies völlig gelang, wurde ihm doch seine Stellung dadurch völlig verleidet und er folgte freudig einem 1756 an ihn ergangenen Ruf zum außerordentlichen Professor der Philosophie an der Universität zu Erlangen. Nachdem er die Magisterwürde erlangt hatte, wurde er

1762 ordentlicher Professor der Philosophie und 1764 Universitätsbibliothekar und zugleich Pastoralvicarius der Universitätskirche. Jetzt widmete sich M. mit Vorliebe dem Studium der Naturgeschichte und veröffentlichte verschiedene Uebersetzungen aus dem Holländischen, so namentlich: „Rumpf's Amboinische Raritätenkammer“ Wien 1766; ferner gab er eine neue Auflage von Knorr's „Deliciae naturae selectae“, Nürnberg 1766 und 67 heraus und verfaßte in Gemeinschaft mit dem Legationsrath Meuschel im Haag den Text zu Knorr's Prachtwerk: „Vergnügen der Augen und des Gemüths“. Diese Arbeiten fanden solche Anerkennung, daß M. 1770 zum Professor der Naturgeschichte ernannt wurde. Seine Antrittsrede: „Dubia coralliorum origini animali opposita“, Erlangen 1770, ist allerdings gänzlich verfehlt; denn obwol damals schon verschiedene Forscher die thierische Natur der Korallen erkannt und bewiesen hatten, zog er dieselbe wieder in Zweifel und sagte, man sei im Dunkeln, was die Natur dabei beabsichtige, man lasse also besser Betrachtungen darüber bei Seite. Ein Hauptverdienst Müller's ist die Uebersetzung von Linné's Natursystem mit einer ausführlichen Erklärung, welche in sechs Theilen und einem Theile Supplement, Nürnberg 1773—76 erschien. Predigten von M. befinden sich in Kieslings vollständiger Sammlung erbaulicher Kanzelreden, Erlangen 1771. M. starb am 5. Januar 1776.

Meusel, Lexicon. Breyer, Ehrengedächtniß des Prof. Statius Müller. Erlangen 1776. W. Heß.

Müller: Gottfried Polycarpus M., als Philosoph und Universitätslehrer entschiedener Vertreter des Naturrechts, als Schulmann kühner Neuerer, dann, einem alten Zuge zu inniger Frömmigkeit folgend, Mitglied, endlich Bischof der Herrnhuter Brüdergemeinde, war der Sohn M. Gottfried Müller's, der seit 1675 als Pfarrer in Stollberg i. E. lebte, und als viertes und jüngstes Kind der Ehe desselben mit Theodore Höckner am 14. Juni 1684 geboren. Der Vater, ein gründlich gebildeter, auch schriftstellerisch thätiger Theolog, unterrichtete den Knaben zusammen mit einem Neffen von Anfang bis zum Abschluß seiner Schulstudien durchaus selbst, ohne ihn jemals in eine öffentliche Schule zu schicken und sandte ihn dann im J. 1701 nach Leipzig, wo er der Theologie und Philosophie sich widmen sollte. Hier erwarb sich M. bereits i. J. 1703, also im Alter von 19 Jahren, die Magisterwürde, bezog aber i. J. 1705 nach des Vaters Tode am 8. Juli 1704 noch die Universität Altdorf, wo er sich besonders durch Wagenseil fesseln ließ und namentlich mit dem Griechischen und den orientalischen Sprachen sich eifrig beschäftigte; doch fand er auch noch Zeit, sich an der poetischen Vereinigung der „Pegnitzschäfer“ zu betheiligen. Das Interesse an den vorwärtsdrängenden Bestrebungen seiner Zeit, das hier hervortritt, suchte dann Befriedigung auf mehrjährigen weiteren Reisen (1706—1708). Durch das westliche Deutschland ging M. zunächst nach Holland, wo er einerseits in Leyden unter Leitung des Juden Alexander mit dem Studium der kabbalistischen Wissenschaften sich beschäftigte, andrerseits in vertraute Beziehungen zu Pierre Poiret, dem einzigen Mystiker unter den französischen Reformirten trat, der damals seit 1688 in Rheinsberg bei Leyden seinen Meditationen lebte. Von ihm mit Empfehlungen versehen, besuchte M. auch noch England, doch begegnete er in den Kreisen der dortigen „Erweckten“ lebhaften Zweifeln an seiner kirchlichen Gesinnung. Als er zu Anfang des Jahres 1708 in die Heimath zurückkehrte, brachte er neben einer nachhaltigen religiösen Anregung auch eine ausgebreitete Weltkenntniß, weltmännische Gewandtheit und volle Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der wichtigsten modernen Sprachen, des Französischen, Englischen, Italienischen und Holländischen mit heim; selbst das Dänische war ihm nicht fremd geblieben. Die nächsten Jahre waren eifrigen,

namentlich philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien in Leipzig gewidmet, der Vorbereitung zum akademischen Lehrberufe; mehrfach hat er damals über philosophische Sätze öffentlich disputirt. Am 5. Januar 1714 endlich erlich erlangte er die Habilitation als Magister legens (Privatdocent) durch die Vertheidigung seiner Dissertation „De mente substantia a corpore essentialiter diversa“ und wurde bereits 1716 zum außerordentlichen Professor der Beredsamkeit und Poesie befördert. Seine Vorlesungen, deren er in jedem Semester gewöhnlich fünf verschiedene hielt, erstreckten sich über den gesammten Umfang der Philosophie vornehmlich nach Buddeus, Staatengeschichte nach Pufendorf, Rhetorik, Poetik und Lebensweisheit, und wurden theilweise, wozu ja Christ. Thomasius eben in Leipzig das vielgetadelte Beispiel gegeben, in deutscher Sprache gehalten. Daneben liefen Disputationen, so 1720 „De eruditorum in civitatem officiis“, 1721 „De divinationibus in civitate prohibitis“ u. a., und die Leitung einer „Gesellschaft vor Erkäntnis und Verbesserung der deutschen Schreibart“ (seit 1714), der im ersten Jahr bereits 12 Studenten angehörten. Hier wurden deutsche Schriften gelesen und vom grammatischen, rhetorischen, poetischen Gesichtspunkte aus beurtheilt, Reden gehalten und Aufsätze geliefert. Hand in Hand mit dem allen ging eine ausgebreitete schriftstellerische Thätigkeit. Nur als Vorbereitungen oder specielle Ausführungen größerer Werke erscheinen die „Idea eloquentiae nov-antiquae“ 1717 und die „Philosophia facultatibus superioribus accommodata“, 2 Theile, Frankfurt und Leipzig 1718, 1719; jener folgte „Abriß einer gründlichen Oratorie zum academischen Gebrauch entworffen und mit Anmerkungen versehen“, Leipzig 1722, dieser die „Academische Klugheit in Erkäntniß und Erlernung aller vier Facultäten der Gelehrsamkeit“, 2 Thle., Leipzig 1711 und 1720, sein Hauptwerk, eine encyklopädische Methodologie aller Wissenschaften, von der die unter der Philosophie zusammengefaßten den I. Theil, Medicin, Jurisprudenz und Theologie den II. Theil einnehmen. Bei jeder einzelnen Wissenschaft giebt der Verfasser zuerst die Definition, dann die specielle Aufgabe, die Art des Studiums und die vorhandenen Hülfsmittel, letztere mit kurzer Kritik. Außerordentliche Belesenheit, Klarheit und Uebersichtlichkeit sind unleugbare Vorzüge des Buches. Mit dieser akademischen und litterarischen Thätigkeit trat M. kräftig ein in den Kampf für die Befreiung der Wissenschaft, insbesondere der Philosophie und der Staatslehre von der Bevormundung der orthodoxlutherischen Theologie, wie für die Rechte der Muttersprache und einer praktischweltlichen Bildung gegen den starren lateinischen Formalismus. Kein bahnbrechender Denker, zählt er doch zu den eifrigsten Vertretern der neuen „aufklärenden“ Richtung. Pufendorf und vor allem der von ihm hochverehrte Thomasius sind seine Lehrer und Vorbilder. Er unterscheidet also scharf zwischen der Theologie, welche es mit der Erkenntniß der göttlichen Offenbarung zu thun hat und der Philosophie, die im weitesten Sinne alle Wissenschaften umfassend, von der Natur als Erkenntnißquelle ausgeht, verwirft demnach grundsätzlich jede Vermischung dieser beiden Gebiete, betont deshalb die Selbständigkeit der natürlichen Religion wie der natürlichen Moral und des natürlichen Rechts. Andrerseits weist er die sensualistische Ueberschätzung der sinnlichen Wahrnehmungen als der allein sichern Quellen der Erkenntniß zurück, leugnet überhaupt die Möglichkeit einer vollständigen Erklärung des Geschehenen mit den Mitteln der Naturlehre und neigt zu Leibnitz' prästabilirter Harmonie, ohne im Uebrigen dessen religionsphilosophischem Systeme zu huldigen. So wußte er mit seiner philosophischen Bildung eine aufrichtige kirchliche Frömmigkeit zu verbinden, wobei er fest auf dem Boden des Protestantismus stehend nur dem römischen Katholicismus gegenüber als einem „Kinde des Unglaubens und Geheimnis der Bosheit“ unbedingt ablehnend sich verhielt, die Vereinigung der protestantischen Bekenntnisse dagegen

nicht für aussichtslos erklärte. Wie er so der philosophischen Bewegung der Zeit folgte, so ist er auch gleich Thomasius ein abgesagter Feind der ausschließlichen Herrschaft der dem Leben abgewandten lateinischen Bildung. Er fordert nicht nur, daß der Unterricht in fremden Sprachen von der Muttersprache ausgehe, er hält auch das Deutsche den antiken Sprachen für ebenbürtig und für völlig geeignet, der Träger aller Wissenschaften zu sein, er schreibt selbst häufig Deutsch und zwar ein correctes, klares, auffallend reines Deutsch, kennt die vorhandene moderne deutsche Litteratur, unter deren Vertretern ihm freilich Hoffmannswaldau als ein „Redner und Dichter von unsterblichem Ruhme", als ein „unvergleichliches Genie" erscheint, er betont ferner die Unentbehrlichkeit der neueren Sprachen. „Es war bei ihm Alles philosophisch und galant", so lautet ein damaliges Urtheil über ihn.

Ohne sie gesucht zu haben, erhielt M. die Gelegenheit, sein Bildungsideal in einer selbständigen Stellung zu verwirklichen, denn der Rath der blühenden Sechsstadt Zittau wählte ihn nach dem Tode Joh. Christoph Wenzels (1713—1723) zum Rector des dortigen Gymnasiums und der Bürgermeister Benedikt Carpzov wies ihn am 8. Juli 1723 in sein neues Amt ein. Der Nachfolger Christian Weise's und Gottfried Hoffmann's (s. d. Artikel) schien seine Vorgänger noch übertreffen zu wollen. Denn mit größtem Eifer erfaßte M. seine neue Aufgabe. Als Ziel alles Unterrichts erschien ihm das „Trachten nach dem Reiche Gottes" und eine „vernünftige Gelehrsamkeit", d. h. ein encyklopädisches Wissen und praktische Weltbildung, damit die Zöglinge gute Christen und gute Bürger würden; er suchte es zu erreichen, indem er dem Unterricht seiner Prima, dessen größten Theil er selbst leitete, ein fast akademisches Gepräge gab und besonders Schüler höherer Stände auch aus den benachbarten Landschaften heranzog. Im Einzelnen mag das Alles mannigfachem Wechsel unterworfen gewesen sein; die von ihm wol als endgiltig betrachtete Gestaltung des Unterrichts in der Prima giebt die „Auffrichtige Vorstellung der Lectionen und Einrichtungen des Directoris in dem Zittauischen Gymnasio", Zittau 1734. Nach der damals üblichen Weise waren die Stunden in öffentliche, d. h. obligatorische, und private, d. h. facultative, besonders zu honorirende getheilt, die weder von allen Schülern benutzt noch wahrscheinlich auch alle wirklich gehalten wurden, jedenfalls aber die Individualisirung des Unterrichts in hohem Maße begünstigten. In den öffentlichen Lectionen beschränkte M. die lateinische Lectüre auf Ciceronische Reden, Plin. ep. und Horaz (für den gelegentlich allerdings auch ein moderner Dichter, z. B. Hoffmannswaldau, eintrat) und berechnete sie noch wesentlich auf poetisch-rhetorische Behandlung und Nachahmung des Gelesenen. Dazu kamen lateinische Exercitien und zusammenhängende Behandlung der Rhetorik mit häuslichen Ausarbeitungen, weiter Logik, Weltgeschichte und Religion, Alles durch den Rector selbst in 18 wöchentlichen Stunden vertreten. Außerdem bot er noch in 23 privaten Stunden Gelegenheit zu speciellerer Einführung in das Griechische durch stilistische Uebungen und Lectüre des Isokrates und Homer, und in das Lateinische, wo Seneca's Quaest. phys., Quintilian und Plautus gelesen wurden, sowie Uebungen im deutschen und lateinischen Stil. Ja er gab zusammenhängende Belehrung in der Philosophie nach seiner „Weisheit und Klugheit der vernünftigen Welt" (Frankfurt und Leipzig 1723) und Litteraturgeschichte in Anlehnung an seine eigene schöne Bibliothek und mit Benützung seiner „Academischen Klugheit." Ganz akademisch endlich erscheint es, wenn er Pufendorfs Schrift „De officio hominis et civis" mit seinen Schülern las und in zwei Vereinen, einem Collegium oratorium practicum und einem Collegium disputatorium, von denen jeder zwölf ordentliche Mitglieder zählte und der letztere wenigstens eigene Statuten hatte, sie zu größeren rhetorischen Uebungen und Disputationen über die verschiedensten Gegenstände anleitete. Ja

aus den letzteren gingen Dissertationen hervor, die zuweilen des Druckes für werth erachtet und gelegentlich wol beim Abgange zur Universität unter Vorsitz des Rectors öffentlich vertheidigt wurden. Wer directer noch für das praktische Leben sich vorbereiten wollte, der konnte den mathematischen Unterricht des berühmten Rechenmeisters Christian Peschek und die französischen Stunden eines Sprachmeisters benutzen; nicht minder war zur Ausbildung im Zeichnen und Tanzen Gelegenheit geboten. Daß indeß die Gelehrtenschule für die Vorbildung zu eigentlich praktischen Lebensberufen nicht der geeignete Ort sei, hat M. sehr bald eingesehen; schon im J. 1727 wollte er für diese Bildungsbedürfnisse deutsche Schulen errichtet wissen, dasselbe etwa, was später die Realschule leisten sollte, denn ihm lag jede Ueberschätzung des Gelehrtenberufes gänzlich fern. Auf die sittliche Haltung seiner Schüler suchte er durch seine Sonntagsandachten und durch Vorschriften und Ermahnungen einzuwirken, die er seiner „Auffrichtigen Vorstellung“ anfügte. Aus ihnen spricht die ganze Persönlichkeit des Mannes: redlicher Eifer, lebendiges Pflichtgefühl, herzliche Milde und aufrichtige Frömmigkeit; zwischen Schule und Haus strebt er die engste Verbindung zu erhalten. Praktisch hat er das Letztere namentlich in einem umfangreichen Pensionate versucht, für das er eine gedruckte Ordnung in der „Auffrichtigen Vorstellung“ gab. Zu so vielfacher Bürde fügten nun noch andere, nicht leichte Lasten die Gedächtnißreden und die dazu gehörigen Einladungsschriften, die umfassenden Actus oratorii, bei denen seine Schüler nicht nur lateinische, griechische und französische Reden hielten, sondern gelegentlich sogar in italienischer, englischer und holländischer Sprache sich zeigten, weiter die dramatischen Aufführungen zu Weihnachten und zur Feier der Rathskür, für welche M. theils Stücke Weise's, theils eigene Arbeiten verwandte, ohne übrigens letzteren besondere Sorgfalt zu schenken, endlich die Aufzüge am Gregoriusfeste und die Verpflichtung, für die jährlichen Umgänge der Waisenkinder ein Programm und ein Kirchenlied in deutscher Sprache zu schreiben. Daß M. unter diesen Umständen zu wissenschaftlich-litterarischer Arbeit keine Zeit übrig behielt, versteht sich von selbst; er beschränkte sich in Zittau durchweg auf zwar zahlreiche, aber wenig umfängliche Gelegenheitsschriften über die verschiedenartigsten Themen. Seine eifrige Thätigkeit scheint indeß keineswegs ungetheilte Anerkennung gefunden zu haben, wohl zumeist deshalb, weil sie in der That über das Ziel des Gymnasiums zum Theil weit hinausschoß, selbst dessen Grundlagen zu gefährden schien. Zwar behandelte ihn eine kurfürstliche Commission, die im J. 1729 Zittau besuchte, mit großer Auszeichnung, aber gegen ungünstige Urtheile in der Bürgerschaft, wie sie namentlich der damalige Bürgermeister Hertzog aussprach, glaubte er sich durch die „Auffrichtige Vorstellung“ vertheidigen zu müssen (1734).

Schwerlich würden ihn indeß solche Erlebnisse aus seiner Stellung hinweggetrieben haben. Was sie ihm endlich verleidete, war der Conflict, in welchen seine religiöse Ueberzeugung mit dem in der Stadt herrschenden strenggläubigen Lutherthum gerieth. Seine Neigung zu einer innigen Frömmigkeit von sogar etwas mystischer Färbung erhielt erhebliche Verstärkung, als er sich im März 1724 mit Johanna Susanna Stolle vermählt hatte, einer trefflichen, innig religiösen Frau. Beider Ueberzeugung brachte sie den Herrnhutern nahe, denen wenige Jahre darauf (1727) Graf Zinzendorf ihre Verfassung gab. In demselben Jahre noch besuchte M. die aufblühende Brüdergemeinde, seit 1729 trat er mit Zinzendorf in Briefwechsel, in Zittau selbst bildete sich eine kleine Vereinigung herrnhutisch Gesinnter, zu denen auch Müller's Frau sich hielt. Darüber kam es zu unfreundlichen Erörterungen mit dem streng lutherischen Primarius Häntzschel; ja der Conrector Bucher denuncirte M. und veranlaßte schließlich eine Untersuchung, die erst beim geistlichen Ministerium der Stadt, dann beim Kirchenregiment in

Dresden geführt wurde. Zwar wurde M. freigesprochen (August 1732) und hatte die Sympathien seiner Schule auf seiner Seite, aber als seine Frau 1734 offen zu den Herrnhutern übertrat, erfolgte eine neue Anklage, so daß der Rath ganz besondere Vorschriften für Müllers Religionsunterricht für nöthig hielt. Verstimmt und des Streites müde, erbat da M. seine Entlassung und legte am 7. Mai 1738 vor versammeltem Collegium und seiner Prima das Rectorat nieder. Wenige Tage später siedelte er nach Herrnhut über, wo er sich ein stattliches Haus baute. Seitdem entsagte er aller weltlichen Geltung und allem weltlichen Wissen und suchte den Frieden in der innigen Hingabe an Gott. Die Gemeinde hatte den Philosophen anfangs mißtrauisch empfangen, aber bereits im J. 1740 wählte ihn die Synode zu Gotha, an Zinzendorfs Stelle, der damals nach Nordamerika ging, zum Bischof. In Marienborn in der Wetterau wurde er am 9. Juli ordinirt und nahm hier auch seinen Sitz. In dieser Stellung leitete er die eben damals dort begründeten Erziehungsanstalten, das Seminarium theologicum Augustanae confessionis und die lateinische Schule, das Pädagogium; zugleich nahm er hervorragenden Antheil an der Einrichtung der Generalpilgerconferenz, welche die Oberaufsicht über die Brüdergemeinden führen sollte, und an der Gründung neuer Gemeinden in der Wetterau, in Thüringen und in Schlesien. Als Zinzendorf im J. 1743 zurückkehrte, reiste M. zu seinem Empfange nach Holland, wohnte dann der Synode in Hirschberg bei und brachte den Winter in Herrnhut zu. Durch seine bisherige Wirksamkeit hatte er das Vertrauen der Genossenschaft in solchem Grade gewonnen, daß sie ihn 1744 zum Inspector und kurz darauf zum Bischof der schlesischen Gemeinden ernannte. Dort machte er den Anfang zu einem Seminar und Pädagogium in Nieder-Peilau bei Reichenbach i. Schl. (Gnadenfrei) und legte im J. 1746 noch den Grund eines neuen Seminars zu Urschkau bei Groß-Glogau, wohin er selbst mit einem Theile des ersteren Seminars übersiedelte. Seine litterarische Thätigkeit beschränkte sich in diesen Jahren, von kleinen erbaulichen Schriften abgesehen, auf die Vertheidigung der Zinzendorf'schen Uebersetzung des Neuen Testaments gegen vielfache Angriffe der strengen Lutheraner („Disquisitio de tentamine N. T. metaphraseos Zinzendorfianae“ 1743). Er verschied am 17. Juni 1747 nach kurzer Krankheit, tief betrauert von den Seinen. Sie bestatteten die Leiche des „Bischofs Polykarp“ auf dem Friedhofe der Brüdergemeinde zu Neusalz an der Oder.

(J. G. Knoblauch), G. P. Müller's Leben und Schriften, Frankfurt 1750. H. Eckstein, Gottfr. Polycarp Müller, Director des Gymnasiums in Zittau, Zittau 1881. H. Kaemmel in den Rückblicken, Zittau 1871, 34 ff., (Glitsch), G. P. Müller, im (Herrnhutischen) Brüderboten, 1880, X, 223 ff. — Ein Verzeichniß seiner Schriften giebt auch Otto, Oberlausitzer Schriftstellerlexicon II, 650 ff.

Otto Kaemmel.

Müller, Rosalie: s. **Rothpletz**, Anna.

Müller: Samuel Jakob M., geboren den 23. Juli 1788 in Hermannstadt, Feldprediger des siebenbürgisch-sächsischen Jägerbataillons, das die sächsische Nation 1813 zum Krieg Oesterreichs gegen Napoleon gestellt hatte. M. war damals, nachdem er seine Universitätsstudien in Göttingen vollendet, Lehrer am Hermannstädter Gymnasium. Bereits 1809 hatte die sächsische Nation freiwillig ein Jägerbataillon gestellt; nun sprach Kaiser Franz am 22. Juli 1813 die Erwartung aus, die Nation werde aufs neue denselben Beweis ihrer Treue und Anhänglichkeit geben. In der That war die Truppe, 1259 Mann stark, aus dem Kern der sächsischen Jugend zusammengesetzt, bereits am 14. September complet und marschirte am 18. September von Hermannstadt ab, mit ihr der

junge, vom Oberconsistorium der evangelischen Landeskirche für das Bataillon ernannte Feldprediger. Seiner Mittheilung in dem Schriftchen: „De fatis factisque venatorum Transsilvano-Saxonum in bellis proxime finitis Gallicis“, Cibinii 1816 — verdanken wir die erste eingehende Kenntniß von den Schicksalen und Leistungen jenes Bataillons, das im Februar 1814 in Frankreich einrückend, anfangs unter dem Oberbefehl des Prinzen von Hessen-Homburg kämpfte und im April mit dem ehrenvollsten Zeugniß des Großherzoglich hessischen Generalmajors Freiherrn von Gall, in dessen Brigade es gestanden, von der Isere zurückmarschirte, um im März darauf (1815) aus der Bukovina abermals in Eilmärschen nach Frankreich aufzubrechen, wo es anfangs dem Corps des Erzherzogs Maximilian, später dem des Generals Wartensleben zugetheilt an der Marne, der Seine, der Loire und Saône kämpfte. Nach Beendigung des Krieges und Auflösung des Bataillons (Januar 1816) trat M. wieder in den Dienst der Hermannstädter evangelischen Kirche zurück und ist am 29. August 1838 als Pfarrer von Rothberg gestorben.

Jos. Trausch, Schriftstellerlexicon der Siebenb. Deutschen II, Kronstadt 1870. Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde XVI, 12.

G. D. Teutsch.

Müller: Sophie M., tragische Schauspielerin, geb. 19. Januar 1803, † am 20. Juni 1830 zu Hietzing bei Wien. Der kurze Lebenslauf dieses in der deutschen Theatergeschichte unvergeßlichen Mädchens umschließt eine Fülle von Licht, edlen und schönen künstlerischen Freuden. M. war ein Schauspielerkind, — die Tochter Karl Müller's am Mannheimer Hoftheater und der Sängerin Marie Boudet — so kam es, daß sie schon im dritten Jahre als Genius auf der Bühne erschien und im fünften das „Hännschen“ in Kotzebue's Erbschaft spielte. Ihr Talent entfaltete sich rasch und glänzend, bereits 1816 machte Johanna Schopenhauer auf das kaum den Kinderschuhen entwachsene Mädchen aufmerksam. Im März 1818 gastirte Sophie mit Erfolg in Karlsruhe, 1821 in München und Wien. Ein Engagementsanerbieten nach Braunschweig, welches sie 1822 erhielt, blieb erfolglos, dagegen folgte sie noch im selben Jahre einem Ruf an das Burgtheater nach Wien und debütirte dort am 5. August 1822 als „Rutland“ in Essex, eine Rolle, die ihr schon in Mannheim großen Beifall gebracht hatte. M. wirkte nun bis zum 11. April 1829 am Wiener Burgtheater, von Jahr zu Jahr der Vollendung sich mehr nähernd. Sie war von schöner Erscheinung, hatte ein prachtvolles Organ, ernsten Eifer für die Kunst und eine nicht gewöhnliche Bildung. Der Idealität und poetischen Weihe ihrer Darstellungen auf der Bühne stand ihre fleckenlose Tugend und eine bezaubernde Anmuth und Güte im Leben zur Seite. Zeitgenossen rühmen ihr edlen Anstand, höchsten Adel nach, die sie, trotzdem sie ihre Rollen nicht spielte, sondern lebte, nie die Grenze des Schönen überschreiten ließen. Ganz Wien trauerte bei ihrem Tode und ihr Andenken erhielt sich Jahrzehnte; ein Porträt von ihr als Prinzessin Eboli wurde der Galerie hervorragender Schauspieler des Burgtheaters einverleibt. Während der Dauer ihres siebenjährigen Engagements in Wien gab M. auch verschiedene erfolgreiche Gastspiele, so 1824 in Graz, 1826 in Prag und Dresden, 1827 und 1828 in Berlin. Als die vollkommensten ihrer Darstellungen werden gerühmt: „Chrimhild“ (Raupach's Nibelungen), „Lady Milfort“ (Kabale und Liebe), „Rosaura“ (Leben ein Traum), „Ophelia“, „Preciosa“, „Semiramis“ (Raupach's Tochter der Luft), „Porzia“, „Zaire“, „Hedwig“, „Julia“ (Romeo und Julia) ꝛc.

Vgl. Blätter der Erinnerung an ꝛc. Sophie Müller. (Wien 1830). — Mailáth, Leben der Sophie Müller. (1832, mit Porträt.)

Joseph Kürschner.

Müller: Thaddäus M., geb. den 2. October 1763, † den 10. April 1826, einer der bedeutendsten Vertreter der Wessenbergischen Richtung, deren Ideal das geistliche Wirken für die Zwecke der Volksaufklärung war. Er wurde in Luzern geboren als der Sohn eines Schiffmachers, der von Weggis hiehergezogen. Den ersten Unterricht erhielt er in der Stiftsschule zu Luzern, von wo er dann später auf das städtische Gymnasium kam. Hier genoß er den Unterricht vorzüglicher Lehrer, des geistvollen Franz Regis Krauer und des durch mehrere gelungene dramatische Werke bekannten Josef Ignaz Zimmermann. Bestimmend für seine geistige Richtung ist eine Hauslehrerstelle, die er in der Familie Keller als Lehrer des nachmaligen Schultheißen Xaver Keller (s. d.) erhielt, geworden. M. widmete sich nach Absolvirung seiner Gymnasialstudien dem geistlichen Stande und wurde Pfarrhelfer, und nach dem 1796 erfolgten Tode Aloys Keller's zum Stadtpfarrer erwählt. Als im J. 1798 bei Anlaß der Leistung des Bürgereides auf die helvetische Centralverfassung Unruhen im Kanton Luzern zu entstehen drohten und der damalige bischöfliche Commissar Karl Krauer schon vor allen unruhigen Auftritten eine Belehrung an das Volk richtete, in welcher er erklärte, daß ohne Verletzung des Gewissens der Bürgereid abgelegt werden könne, da die Verfassung nichts enthalte, was der Religion zuwider sei, sondern dieselbe vielmehr schütze, wurde Krauer in seinen Bestrebungen zur Erhaltung von Ruhe und Ordnung von Stadtpfarrer M. in einem besondern „Zurufe an das katholische Volk“ unterstützt und es hielt M. bei der zu Luzern am 10. Januar 1799 stattgefundenen festlichen Einsetzung des helvetischen Erziehungsrathes, dessen Mitglied er geworden, einen ausführlichen Vortrag über den Einfluß der Vereinigung Helvetiens auf die Verbreitung durchgängig gleichförmiger Aufklärung. In einer 1799 bei Anich in Luzern erschienenen Schrift: „Soll man die Pfarrwahlen den Gemeinden überlassen?“ entwickelte M. seine Ansichten über Religion und Volksbildung. Er verlangt weitgehende Reformen sowohl bezüglich des katholischen Cultus, als auch zum Zwecke des öffentlichen Unterrichts. M. bedauert in dieser Schrift, wenn man der religiösen Aufklärung, die doch innerhalb der Schranken des reinen Kirchenglaubens bleiben würde, den Weg gänzlich abschneide. Es sei unbegreiflich, auf der einen Seite den Fanatismus und die Dummheit der katholischen Priester und des katholischen Volkes immerfort anklagen zu hören und auf der andern Seite mit Grund besorgen zu müssen, daß Verfügungen getroffen werden, die das Reich des Fanatismus aufs neue befestigen könnten. M., der in seinen Reden und Schriften oft Worte Kant's anführt, erblickt in der christlichen Religion ohne Unterschied des Bekenntnisses die moralische Religion vernünftiger Wesen. Durch dreijährige Nichtbezahlung des Zehntens und durch Nichtvollziehung des Gesetzes, welches dessen Bezug für das J. 1801 befahl, war indeß die luzernische Geistlichkeit in eine höchst bedrängte und dürftige Lage gerathen, und es kämpfte nun M., der 1798 vom Bischof von Konstanz zum bischöflichen Commissar für die Kantone Luzern und Unterwalden ernannt worden, für die Versorgung der katholischen Geistlichen sowohl in einer Schrift: „von den Ansprüchen der Pfarrer auf den Zehnten“ als in einer an den gesetzgebenden Rath eingegebenen Vorstellungsschrift. M. war dann wieder ganz besonders thätig bei Abschließung des Wessenbergischen Concordats mit der Luzerner Mediationsregierung vom J. 1806. Haben auch später die Bestimmungen dieses Concordats vom katholisch-theologischen Standpunct aus eine sehr ungünstige Beurtheilung erfahren, und hat man darin oft eine Ueberlieferung an das Staatskirchenthum und den Febronianismus erblicken wollen, der unparteiische Geschichtsschreiber wird gleichwohl zugestehen müssen, daß dieses Concordat in mannigfacher Beziehung einen wesentlichen Fortschritt begründete, und bis auf den

heutigen Tag die Basis des Luzernerischen Staatskirchenrechts geblieben ist. Da in Folge dieser Uebereinkunft in geistlichen Dingen ein Priesterseminar errichtet werden sollte, beabsichtigte die Regierung von Luzern hiefür das in einiger Entfernung von Luzern, mitten zwischen mehreren volkreichen Pfarreien gelegene Kloster Werthenstein, das unverkennbare Vortheile darbot, zu verwenden. Allein Rom versagte sowohl die Aufhebung dieses Klosters, als desjenigen von Rathhausen und die Umbildung des Frauenklosters im Bruch in ein Spital, mittels eines Breve, in welchem in einem wenig geziemenden Tone als bloße Neuerung das betitelt wurde, was lediglich das nothwendige Resultat der gänzlichen Erschöpfung der öffentlichen Hülfsquellen und der Privatkräfte war. Das Seminar mußte nun in das ehemalige Ursulinerkloster in Luzern verlegt werden und M. übernahm, obwol mit zahlreichen Geschäften überladen, die Leitung der Anstalt, und hielt die Vorlesungen über Pastoraltheologie. Später wurde auf seine Verwendung hin der als Exeget und Orientalist bekannte Anton Dereser, gewesener Professor an den Universitäten Heidelberg und Freiburg, als Regens des Seminariums nach Luzern und auf den neuerrichteten Lehrstuhl der biblischen Grundsprachen am Lyceum berufen. Dereser mußte jedoch schon 1814 der vielfach gegen ihn erhobenen Opposition weichen. Seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts schied sich überhaupt in Luzern der Diöcesanclerus scharf in zwei Parteien, die eine, an deren Spitze die Professoren Gügler und Widmer standen, lehnten sich an den päpstlichen Nuntius an, während die andere, als deren Haupt M. galt, treu zu Wessenberg hielt. Gleich M. traten Gügler und Widmer einem veralteten Scholasticismus entgegen. Während aber diese die Theologie speculativ vertiefen wollten und sich vielfach mit den Mystikern berührten, huldigte jener mehr einer rationalistischen Richtung, welche das Hauptgewicht auf werkthätiges Christenthum und Arbeit für die Zwecke der Volksaufklärung legte. Als bischöflicher Commissarius stand M. in speciell amtlichen Beziehungen zu den Professoren der Theologie und es trat in seinen Vorlesungen am Priesterseminar der Gegensatz zur Lehrweise Gügler's immer deutlicher hervor. Als sodann Gügler (Anno 1809) eine seiner in der Luzerner Stiftskirche gehaltenen Predigten, mit einem verwahrenden Vor- und Nachwort im Druck erscheinen ließ und M. dies als eine gegen ihn gerichtete Demonstration auffaßte, entstand zwischen den beiden Männern ein offener Conflict, der dadurch noch verschärft wurde, daß Gügler im nächstfolgenden Jahre in der „Oberdeutschen Litteraturzeitung“ Müller's Schriften recensirte. M. beschwerte sich in einer Gegenrecension, die er mit den Zeugnissen Dalberg's und Wessenberg's für seine kirchliche Orthodoxie belegte, über Entstellung, Verdächtigung und Verdrehung und beantragte die Amtsentsetzung seines Gegners, die dann vom kleinen Rath auch verfügt, später aber wieder zurückgenommen wurde. In dieser ganzen litterarischen Fehde sind unzweifelhaft die Schriften Müller's vielmehr als die seines Gegners im Tone ruhiger Mäßigung gehalten. Als aber nach dem Sturze Napoleon's durch ein päpstliches Breve unterm 7. October 1814 die Trennung der Diöcese Konstanz ausgesprochen und am letzten Tage des gleichen Jahres durch die Nuntiatur vollzogen wurde, entzog der neue apostolische Generalvicar Göldlin M. das Commissariat, welches er selbst zu verwalten übernahm. — Mögen auch die theologischen Schriften Müller's wissenschaftlicher Tiefe und kritischen Scharfsinnes entbehren, die practische Thätigkeit Müller's war eine gesegnete, die bleibende Spuren hinterlassen hat. Sein Wirken für die Erziehung der Jugend, sowohl in Schule als Familie, lebt jetzt noch in Vieler Andenken fort und auch manche gegenwärtig noch bestehende gemeinnützige Anstalt Luzerns verdankt ihren Ursprung M. oder seinem Schüler Keller. Als vertrauter Freund Hirzel's gehörte M. der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft seit ihrem Entstehen als

Mitglied an und bekleidete im J. 1825 auf der Jahresversammlung in Luzern die Stelle eines Vicepräsidenten. M. galt als ein trefflicher Kanzelredner, sein Vortrag war logisch und wohlgeordnet, verbunden mit großer Leichtigkeit des Ausdrucks, im übrigen zeichnete er sich in seiner Stellung als Stadtpfarrer durch seltene Berufstreue und edle Uneigennützigkeit aus. M. ist als Opfer seiner angestrengten, weitverzweigten Thätigkeit in nicht sehr hohem Alter gestorben.

Vgl. Nekrolog von Thaddäus Müller, Stadtpfarrer und Chorherrn in Luzern, gelesen in der helvetischen Gesellschaft zu Langenthal, den 26. April 1826, von Staatsrath Ed. Pfyffer von Luzern, Zürich 1826, ferner Trauerrede auf den seligen Hintritt des hochwürdigen Herrn Thaddäus Müller, Chorherrn und Stadtpfarrer in Luzern, gehalten in der Stiftskirche, den 4. Sonntag nach Ostern, von P. Anton Walker, Prediger zu Barfüssern, Luzern 1826, kleine gesammelte Schriften von Dr. Paul Usteri, Aarau, 1832, Seite 338 u. ff.; Werner, Geschichte der kath. Theologie, München 1866, S. 363; Dr. Kasimir Pfyffer, Geschichte des Kantons Luzern, Zürich 1852, 2. Band; E. Herzog, Ueber Religionsfreiheit in der helvet. Republik, Bern 1884. P. Meyer v. Schauensee.

Müller: Theodor M., geboren am 9. März 1816 zu Clausthal, erhielt seine Schulbildung auf dem dortigen Gymnasium, wo sein damaliger Lehrer Dr. Wiese, der spätere vortragende Rath im preußischen Unterrichtsministerium und Decernent für die höheren Schulen, ihn veranlaßte, sich dem philologischen Studium zu widmen. Ostern 1835 bezog M. die Georgia Augusta zu Göttingen, wo er sich bis Ostern 1839 vorzüglich unter der Leitung von Otfried Müller, v. Leutsch, Jakob Grimm, Dahlmann und Gervinus mit classischer Philologie und Geschichte beschäftigte. Im Jahre 1838 gewann er durch seine „commentatio de rebus Thuriorum“ den akademischen Preis und promovirte zugleich. Hierauf siedelte er 1839 nach Paris über, wo er längere Zeit zubrachte und zusammen mit seinem Bruder, Dr. Karl Müller, an der Sammlung und Bearbeitung der fragmenta historicorum Graecorum thätig war. Der erste Band derselben, welcher in Paris bei Didot 1841 erschien, trägt deshalb auch seinen Namen neben dem des Bruders, während die folgenden Bände das ausschließliche Eigenthum Karl Müller's sind. Nach Deutschland zurückgekehrt, bekleidete M. vorübergehend eine Lehrerstelle am Gymnasium zu Celle, um dann noch einmal ins Ausland und zwar nach London zu gehen und sich hier weiter im Englischen auszubilden: er war daselbst Lehrer an einem Institute. So durch den Aufenthalt in Frankreich und England vorbereitet, habilitirte er sich 1845 in Göttingen als Privatdocent der neueren Sprachen. Seine akademische Thätigkeit war von Anfang an sehr ausgebreitet. Neben Exegetica die sich auf Shakespeare, Chaucer, Molière, Racine, Corneille bezogen, hielt er Vorlesungen über Geschichte der englischen Sprache und englischen Litteratur, über englische Grammatik und französische Grammatik, über Geschichte der französischen Litteratur und der französischen Sprache. Die französische Grammatik behandelte er vom vergleichenden Standpunkte, mit Heranziehung der übrigen romanischen Sprachen. Bald zog er das Angelsächsische in den Kreis seiner Behandlung, bei der er gewöhnlich seine eigene Chrestomathie (1854) zu Grunde legte. Seine täglichen praktischen Uebungen auf dem Gebiete der französischen und englischen Sprache waren besonders beliebt, wie er zugleich eine Romanische Gesellschaft leitete, in der er mit seinen Schülern Altfranzösisch, Provençalisch, Tasso's befreites Jerusalem u. A. trieb; daneben hielt er Privatissima im Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen. In allen seinen Vorlesungen, die klar und fesselnd zugleich waren, versammelte er eine bis zu seinem Tode immer wachsende zahlreiche Zuhörerschaft um sich, die in aufrichtigster Verehrung und

Dankbarkeit ihm anhing. Im J. 1846 zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungscommission für Schulamtscandidaten gemacht, wurde M. 1853 außerordentlicher und 1867 in Folge eines Rufs nach Gießen ordentlicher Professor. Einer größeren litterarischen Thätigkeit stand die angestrengte Lehrthätigkeit hindernd im Wege. Doch hat sich M. außer einer Anzahl von Recensionen und Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften namentlich durch die wiederholte Bearbeitung der „Chanson de Roland“ ein unleugbares Verdienst erworben. Dreimal hat er dieselbe herausgegeben und zwar 1851, 1863, 1878. Während die Ausgabe von 1863 noch bemüht war, die in der Oxforder Handschrift überlieferte anglonormannische Ueberarbeitung von argen Entstellungen zu reinigen, hat er in der Ausgabe von 1878 versucht, den Text des normannischen Originals herzustellen. Den zweiten Theil der Arbeit, welcher außer Erläuterungen und Glossar historische Untersuchungen über das Rolandslied und dessen verschiedene Redactionen enthalten sollte, hat M. leider nicht vollenden können. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß hat H. Hilmer eine angelsächsische Grammatik 1883 herausgegeben. Nach 36jähriger angestrengter Thätigkeit starb M. nach kurzem Krankenlager am 14. April 1881. Gilbert.

Müller: Johann Thomas Albert Sanderad M., Naturforscher und Antiquar; geb. zu Trier am 12. Mai 1748 als ehelicher Sohn von Joh. Thomas Müller und Maria Theresia Claudia Driesch, welche dort ein Handelsgeschäft trieben. Er absolvirte frühzeitig seine humanistischen Studien, ward in seinem 18. Jahre Doctor der Philosophie und widmete sich dann dem Studium der Rechte und der Theologie, neben welchem er aber sehr fleißig Mathematik, Zeichnen und Baukunst, selbst Musik trieb. Im August 1770 trat er in die reiche Abtei S. Maximin bei Trier ein, wo er nach Klostersitte den Namen wechselte und sich Sanderad nannte. Hier beschäftigte er sich vorzüglich mit naturwissenschaftlichen und mathematischen Studien, nicht minder zeichnete er sich bald in technischen Künsten aus, nicht bloß im Kupferstich, sondern auch in der Feuerwerkskunst, neben welchen Dingen er das Erlernen alter wie neuer Sprachen sich angelegen sein ließ. Frühzeitig bereiste er die Niederlande, dann ergriff ihn der Drang, Italien zu besuchen. Sein Abt, Willibrord Wittmann, gab ihm zunächst nur die Erlaubniß nach Wien zu gehen; von dort aber wanderte M. über Loretto nach Rom, wo er Protection und Förderung seiner archäologischen Neigungen fand; weiter nach Neapel und dem Vesuv, über welchen er die Schrift „Beschreibung und Meinung vom Vulcan Vesuv und dem Schwefelthal oder der sog. Solfatara, mit vom Verfasser selbst gestochenen und illuminirten Kupfern“, Frankf. a/M. bei Joh. Bayerhoffer, 1785 4°. herausgab — ein jetzt äußerst selten gewordenes, doch der Beachtung in mancher Hinsicht werthes Buch. Seine Zeichnungen nach römischen Alterthümern und seine mineralogischen Sammlungen sollte ein Schiffer von Amsterdam von Venedig nach Deutschland bringen; sie sind aber verloren gegangen. Ueber Venedig und Wien kehrte P. Sanderad 1780 nach Trier zurück, wo er bis 1794 in seiner Abtei Bibliothekar und Lehrer der Mathematik war. Beim Herannahen der Franzosen mußte er, unter Zurücklassung seiner eigenen Bücher und Instrumente, das Archiv des Klosters über den Rhein retten und selbst unter beschwerlichem Hin- und Herreisen das Brod des Exils essen. In Deutschland machte er damals die Bekanntschaft bedeutender Gelehrter; Lalande in Paris, in Berlin Bode, wie ich aus mündlicher Quelle hörte, auch Alexander von Humboldt schätzten den wissensreichen Mönch, und namentlich nahm sich der Astronom von Zach in Seeberg bei Gotha seiner an. Zach führte ihn auch am 18. Mai 1797 bei der der Sternkunde eifrig ergebenen Herzogin von Gotha ein und widmete ihm seine Tabulae motuum solis novae etc. (Gotha 1792). Im J. 1801 kehrte M. nach seiner Heimath zurück, betheiligte sich dort seit 1808 als resi-

direndes Mitglied an den Arbeiten der Gesellschaft für nützliche Forschungen und ward 1818 Ehrenmitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin. Er starb am Schlagflusse in der Nacht vom 13. auf den 14. Juni 1819. Von seinen Schriften sind die meisten zu Grunde gegangen; außer den Werken über den Vesuv sind gedruckt: 1) „Fünf für die Weltlage von Trier nach astronomischen Gründen berechnete gnomonische Tafeln zur leichten Verfertigung richtiger Sonnenuhren u. s. f.“, Trier 1802; 2) „Nachtgedanken über den Blendtod und die Beerdigung“, Trier 1802, 8; 3) „Freundschaftlicher Vortrag über die Mißhandlung der Alterthümer, Kunstwerke und wissenschaftlicher Gegenstände“, Trier 1808, 8°, — eine der frühesten Aufforderungen zur Erhaltung und Inventarisirung von Kunstdenkmälern; 4) „Blicke auf die Enthauptungsmaschine in Hinsicht ihrer Verbesserung“, Trier 1808, 8°. Eine Reihe anderer, namentlich algebraischer und astronomischer Arbeiten sind ungedruckt, sie sind verzeichnet bei J. A. Schröll, in seiner Notiz über Thom. S. M., Tr. Kronik 1820, 69, außer welcher noch zu vgl. Litteraturzeitung für kath. Religionslehrer 1819, Sept. III 417—422. Die Tr. Kronik 1821, 133 veröffentlichte noch einen archäologischen Versuch Müller's: „Les Antiquités de la Porte neuve à Trèves“. M. war, neben Hontheim, zweifellos der bedeutendste Mann, welchen Trier zu Ende des 18. und Beginn des 19. Jhrts. besaß. Wenn in seinen Schriften namentlich in den antiquarischen, noch ein gutes Stück Dilettantismus hervortritt, so waren die Besten seiner Zeit davon selten frei; im Uebrigen bewährt er sich als einen hellen Kopf von mächtiger Intelligenz und vielseitigstem Wissen. In andere Verhältnisse gestellt und an einem Mittelpunkte wissenschaftlichen Lebens hätte er einen großen Namen gewinnen können, während jetzt sein Andenken fast untergegangen ist. — Ein Bruder Sanderads war Ludwig M., welcher 1813 starb und gleichfalls ein tüchtiger Naturforscher war. Er war der Erste, welcher in Trier mit selbstgefertigten Instrumenten meteorologische Betrachtungen anstellte, worüber er eine 30 Jahre umfassende, 700 enggeschriebene Bogen in 4° füllende Arbeit hinterließ. Auch beschäftigte er sich mit der Anfertigung von Fernröhren und Mikroskopen, empfahl, einer der Ersten, den Gebrauch von Doppelfernröhren vor den einfachen und verfaßte mehrere (ungedruckte) Schriften zur Theorie der Optik. Vgl. Tr. Kronik 1823, S. 16 f. — Ein dritter Bruder war Franz Tobias M., geb. 20. Juni 1752, Lieblingsschüler Neller's, ward 1777 Priester und wirkte seit 1786 anfangs als Hülfsgeistlicher, dann als Pfarrer in Longuich bei Trier, wo er am 14. April 1827 starb. M. hinterließ ungedruckt mehrere Schriften, welche ein vielseitiges Wissen verrathen, so namentlich das handschriftlich noch vorhandene Werk: „Die Schicksale der Gotteshäuser in und nahe bei Trier seit 1794“, eine leider noch immer der Veröffentlichung vorenthaltene, nicht unwichtige Arbeit, außerdem eine Biographie der Longuicher Pfarrherren und eine Medicina pastoralis. Vgl. Chronik der Diöcese Trier 1828, 237.

F. X. Kraus.

Müller: Victor M., Historienmaler, geb. zu Frankfurt a. M. 1829, † in München am 21. December 1871. Ein koloristisches Talent ersten Ranges wie wir es in Deutschland zu den seltensten rechnen dürfen, hatte er anfangs die Schule des Städel'schen Instituts in seiner Vaterstadt besucht, wo er zugleich mit Schreyer und dem Engländer Leighton, jetzigem Director der Londoner Akademie, Steinle's Unterricht genoß. Indeß konnte dessen katholische Romantik seinem realistischen Sinn in keiner Weise zusagen und so ging er denn 1849 erst an die Antwerpener Akademie, ungefähr gleichzeitig mit Feuerbach und Lindenschmit, um indeß auch diese bald mit Couture's Atelier in Paris zu vertauschen. Feuerbach, den er auch dort traf, ist auf seine Entwicklung keineswegs ohne Einfluß geblieben, obwohl er dessen spätere idealere Richtung nicht

mehr theilte, sondern sich ganz auf die Coloristik warf. Eben deshalb schloß er sich in Paris bald noch mehr an den ihm auch an Charakter und Persönlichkeit vielfach verwandten Courbet an, dessen der Couture'schen diametral entgegengesetzte Technik er ziemlich vollständig adoptirte und sich durch die Einführung dieser, alle Lasuren oder sonstigen Hülfsmittel verschmähenden, nur mit sehr pastoser Farbe operirenden soliden Malart später in Deutschland ein unbestreitbar großes Verdienst erwarb, das er allerdings mit Lindenschmit theilt. Im Jahre 1858 kehrte er nach Deutschland zurück und ließ sich zunächst in seiner Vaterstadt nieder, wo er nun nacheinander die Aufmerksamkeit durch eine ganze Reihe Bilder auf sich lenkte. So durch einen mit Wagner in tiefer Dämmerung auf öder Haide spazierengehenden Faust, der den Pudel gewahrt, ein vortreffliches landschaftliches Stimmungsbild. Dann eine schlafende Waldnymphe, die bei allem derben Courbet'schen Naturalismus der Zeichnung doch durch großen Reiz des Tons fesselte; endlich durch eine Hero, die sich über den Leichnam des Leander geworfen hat. Es war das ein düsteres Bild von ungewöhnlich packender Kraft die durch eine bei aller Großartigkeit doch ganz realistisch schonungslose Auffassung und Individualisirung der Charaktere noch mächtig verstärkt wurde und ob ihrer Vereinigung von an Spagnolett erinnernder Kühnheit der Farbe mit rhythmischem Aufbau der Composition großes Aufsehen machte. Für das an die sentimentale und zahme Auffassung der damaligen Düsseldorfer Schule gewöhnte Publicum der alten Reichsstadt waren das freilich keine Bilder, sie flößten dem gebildeten Philister eher Schrecken und Abscheu als Bewunderung ein, was die ungestüme Persönlichkeit des Künstlers nicht zu verringern geeignet war. Deshalb verlegte Victor M. 1866 seinen Wohnsitz nach München, wo man dergleichen wild und revolutionär auftretende aber ächte Kunst immer noch eher zu würdigen wußte. In der That machte der mit der ganzen Kühnheit und Rücksichtslosigkeit eines gesunden aber einseitigen Talentes ausgestattete Künstler hier bald entschieden Schule mit seiner auf größere Einfachheit, Wahrheit und Energie ausgehenden Coloristik. Er malte nun zunächst einige Bilder aus dem Leben des Ritters Hardtmuth von Kronenberg, welche besonders durch die meisterhafte Behandlung der Landschaft fesselten, nicht minder durch das tiefe Eingehen auf den Zeitcharakter in den Figuren, wobei indeß von einer platten und nüchternen Modellmalerei entfernt nicht die Rede sein konnte. Diesen Bildern folgte ein Shakespeare-Cyclus, von dem ein Hamlet in der Kirchhofsscene sowohl durch die eigenthümlich realistische Auffassung des Helden, noch mehr aber durch die auffallend schöne und doch unheimlich traurige Stimmung des Ganzen ungewöhnlich anzog und in jedem Detail bewies, wie tief der Künstler seine Vorwürfe durchdachte. Ist eine ihm folgende Ophelia am Wasser weniger gelungen, so imponirte um so mehr die Balkonscene aus Romeo und Julie sowohl durch ihre die ganze Gluth des Südens athmende Auffassung und Charakteristik der Figuren als durch die außerordentliche Gediegenheit und Schönheit der Farbenbehandlung und Stimmung. Unstreitig war das eine Leistung, die man ganz wohl dem Delacroix an die Seite setzen konnte, mit dessen wilder Romantik sie, wenngleich ganz deutsch empfunden, am meisten Verwandtschaft zeigte. Obwohl auch hier von einer Nachahmung nicht entfernt die Rede sein kann, da Victor M. schon früh seinen eigenen Charakter in den Kunstwerken auszuprägen verstanden hat. Leider setzte gerade jetzt, wo er sich zu seiner gediegensten und in jedem Sinne bedeutendsten Leistung aufgeschwungen, der Tod dieser so glänzend begonnenen Laufbahn ein viel zu frühes Ziel. Nichtsdestoweniger hat M. nicht nur als Colorist sehr nachhaltig auf die Münchener Schule gewirkt, in deren Malerei er das Element des Tones eigentlich erst einführte, sondern er hat auch auf die Auffassung historischer Charaktere bei den

Jüngeren großen Einfluß geäußert, sie vom theatralischen Wesen, das der älteren Münchener Schule seit Kaulbach anklebte, loslösen und zu einer gesunderen Naturbeobachtung hindrängen, kurz, den Sieg des Realismus vollenden helfen, indem der sich nie genügende Mann durch sein Beispiel zeigte, wie ernsthaft man es mit der Kunst auch als Colorist nehmen kann und soll. Fr. Pecht.

Müller: Wenzel M., neben Ferdinand Kauer (1751—1831) einer der beliebtesten österreichischen Componisten volksthümlicher Theatermusik, wurde als der Sohn eines herrschaftlichen Maierhofpächters, am 26. September 1767 im Markte Türnau in Mähren geboren. Er zeigte frühzeitig Talent für Musik, machte sich bei seinen Schulmeistern, dann im Benedictinerstift Rayzern bei Brünn mit dem Tonsatz und Gebrauch der verschiedenen Instrumente vertraut und schrieb damals mit Vorliebe Harmoniestücke und Kirchencompositionen. Als ihn der Prälat des Stiftes, Ottmar, nach Johannisberg in Schlesien mitnahm, lernte er die ausgezeichnete Musikkapelle des Fürstbischofs Schafgotsch kennen und wurde mit dem Dirigenten und Componisten Dittersdorf näher bekannt, der ihm Lehrer und Freund wurde und den er fortan zum Muster nahm auf seiner Bahn. Aufmerksam gemacht auf das Brünner Theater, damals unter Weitzhofer's Direction (nach ihm Bergopzoom), gelang es ihm, im Orchester eine Stelle als Violinist und bald als Kapellmeister (1783) zu erlangen und seine erste Operette „Das verfehlte Rendezvous, oder: die weiblichen Jäger" zur Aufführung zu bringen, die auch allgemein gefiel. Als das Theater abbrannte, ging M. mit Willmann, dem pensionirten Musikdirector des Grafen Johann Palffy, nach Wien, und fand dort seinen alten Freund und Rathgeber, den Sänger Anton Baumann, der gerade in dem seit 1781 bestehenden Leopoldstädter Theater in einer, eigens für ihn in Brünn von M. componirten Oper auftrat und ihn sofort an Director Marinelli empfahl, bei dem er 1786 als Kapellmeister eintrat und am 28. April, als seine erste Wiener Arbeit, die Operette „Je größer der Schelm, je größer das Glück" aufführte, die guten Erfolg hatte. M. fand hier den richtigen Wirkungskreis für sein Talent und wurde rasch durch seine, echt österreichische Gemüthlichkeit athmende Musik zu den verschiedensten Bühnenstücken (Oper, Singspiel, Operette, Pantomime, Zauberposse) im wahren Sinne des Wortes populär. Von den nahezu 230 Stücken erlebten viele bis in die letzten Lebensjahre Müller's weit über 150 Vorstellungen und fanden rasch auch ihren Weg nach Deutschland und selbst nach England. Einzelne Lieder daraus, wie z. B. „Wer niemals einen Rausch gehabt", oder „So leb' denn wohl du stilles Haus", haben sich noch heute im Volke erhalten. Als seine Tochter, die seinerzeit berühmte dramatische Sängerin Therese Grünbaum (geb. in Wien am 24. Aug. 1791, † in Berlin den 30. Januar 1876) einen Ruf an das ständische Theater in Prag erhielt, folgte ihr auch der Vater im März 1807 als Kapellmeister. Allein es duldete ihn nicht lange in der neuen Stellung; er sehnte sich an die alte Stätte in der Wiener Vorstadt zurück, der er fortan von 1813 bis zu seinem Tode treu blieb. Er starb in Baden bei Wien am 3. Aug. 1835, als Künstler und Mensch geschätzt und geliebt. Sein Pastellporträt besitzt das Museum der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, eine Lithographie von F. Wolf, nach einer Zeichnung von Georg Decker (1835) erschien bei Diabelli in Wien. Aus beiden Porträts spricht die wahre Milde und Herzensgüte.

Zu den Bühnenstücken, die durch Müller's Musik den meisten Erfolg hatten, zählten: „Das Sonnenfest der Braminen", heroisch-komisches Singspiel in 2 Acten von Carl Friedrich Hensler (1790); „Kasper der Fagottist oder: die Zauberzither", Maschinen-Singspiel in 3 Aufzügen von Joachim Perinet (1793); „Das Neusonntagskind", Oper in 2 Acten nach Haffner von Perinet (1793); „Die Schwestern

von Prag", komische Oper in 2 Acten, nach Haffner von Perinet (1794); „Die zwölf schlafenden Jungfrauen", Schauspiel mit Gesang in 4 Acten von Hensler (1797); „Die Teufelsmühle am Wienerberge", Geistermärchen mit Gesang in 4 Acten von Hensler (1799); „Der Bettelstudent", Singspiel in 3 Acten, nach dem Lustspiel von Leop. Huber (1800); „Der Schusterfeierabend", komische Oper in 3 Acten (1801); „Die unruhige Nachbarschaft", komische Oper in 2 Acten, nach Huber von Hensler (1803); „Die neue travestirte Alceste", Caricaturoper in 3 Acten nach Pauersbach und Richter (1806); „Die Kosaken in Wien", Singspiel in 3 Acten von Adolf Bäuerle (1814); „Der Fiaker als Marquis", komisches Singspiel in 3 Acten von Bäuerle (1816); „Tancredi", Parodie mit Gesang in 2 Acten von Bäuerle, mit Beibehaltung der beliebtesten Originalstücke (1817); „Die travestirte Zauberflöte", Parodie mit Gesang und Tanz von Carl Meisl (1818); „Der Kirchtag in Petersdorf", Posse mit Gesang in 2 Acten von Meisl (1819); „Aline, oder Wien in einem anderen Welttheile", komische Zauberoper mit Tänzen in 3 Acten von Bäuerle (1822); „Der Barometermacher auf der Zauberinsel", Zauberposse mit Gesang in 2 Acten von Ferdinand Raimund (1823); „Die musikalische Schneiderfamilie, oder: die Heirath durch Gesang", komisches lokal. Liederspiel in 2 Acten von Bäuerle (1825); „Der erste Mai im Prater", pantomimische Parodie der Zauber- und Ritterballete in 2 Acten von P. Rainoldi (1826); „Der Alpenkönig und der Menschenfeind", romantisch-komisches Original-Zauberspiel mit Gesang in 2 Acten von Ferdinand Raimund (1828); „Bruder Lüftig, oder: Faschingsstreiche", Posse mit Gesang in 2 Acten von Bäuerle (1832); „Asmodi, oder: das böse Weib und der Satan", Zauberposse mit Gesang in 2 Acten nach einer Volkssage von Jos. Schickh, Müller's letzte Arbeit (1834). Von den genannten Stücken hat bekanntlich „Der Fagottist" ein besonderes Interesse dadurch, daß der Dichter damit Mozart's „Zauberflöte" kreuzte. Schikaneder glaubte nach dem glücklichen Erfolg der Oper „Oberon, König der Elfen", Musik von Paul Wranitzky, sich eine ähnliche Wirkung zu sichern, indem er den Stoff zu einer neuen Oper dem Märchen „Lulu oder die Zauberflöte" aus Wieland's Dschinnistan entnahm. Mitten in der Arbeit aber erfuhr er, daß im Leopoldstädter Theater eine Oper nach demselben Märchen in Vorbereitung sei, die dann auch am 8. Juni unter dem oben erwähnten Titel (Kasper der Fagottist &c.) zur ersten Aufführung gelangte. Schikaneder war daher gezwungen, wesentliche Veränderungen in der Handlung vorzunehmen, zu der er sogar die Symbolik der Gebräuche des damals vielumworbenen Freimaurerordens benutzte. Der Schauspieler und Chorist seines Theaters, J. G. Carl Ludwig Giesecke, der auch den „Oberon" bearbeitet hatte, war ihm bei der Grundlage dieser Arbeit behülflich, deren Autorschaft schließlich Schikaneder für sich allein in Anspruch nahm (vgl. O. Jahn's „Mozart", 2. Aufl. Bd. II., S. 486 ff.). „Zauberflöte" und „Fagottist" liefen sich nun eine geraume Zeit den Rang ab, denn Letzterer zählte trotz dem Zulauf zur Zauberflöte im Jahre seiner Entstehung 89 Aufführungen und erlebte im folgenden Jahre sogar einen zweiten Theil unter dem Titel „Pizzichi". C. F. P.

Müller: Wilhelm Johann M., Reisebeschreiber, geb. zu Harburg um 1633, wurde 1661 zum Prediger der dänischen Colonie von Fetu an der Goldküste ernannt, verließ am 1. Jahr 1662 seine Heimath und weilte an der Goldküste bis 1670, lebte dann in Hamburg, wo er 1673 mit Widmung an Christian V. von Dänemark „Die Africanische auf der Guineischen Gold-Cust gelegene Landschafft Fetu" herausgab, welche von Pastor Dr. Rudolf Capel mit einem Vorwort begleitet ward. Das Buch ist in den folgenden Jahren mehrmals in Hamburg und Nürnberg aufgelegt und zuletzt von Rasch 1754 veröffentlicht

worden. Die letzte ausführliche Würdigung fand es in T. F. Ehrmann's Geschichte der merkwürdigsten Reisen Bd. VIII. Mit Unrecht vergessen, ist dieses Buch bis heute von wenigen Schilderungen der Völker an der Goldküste in Reichhaltigkeit und Gründlichkeit der Angaben erreicht. Dieß gilt besonders von dem zweiten Theil: „Der Fetuischen Abgötterei, Un- und Aberglauben" und von dem fünften „Vom Ende des Lebens". M. vergleicht sich unter den Zeitgenossen am meisten mit Peter Kolb. Aus seiner Reisebeschreibung ist manches in die Schriften von Isert übergegangen.

Moller, Cimbria literata III. Jöcher III. F. Ratzel.

Müller: Wilhelm M. ward zu Dessau am 7. October 1794 geboren und starb in seiner Vaterstadt im 33. Lebensjahre am 30. September 1827. Er stammte aus einer armen, aber geachteten Bürgerfamilie, und da die Eltern fünf Kinder nach einander verloren hatten und dieser Sohn allein ihnen übrig geblieben war, so wurde er mit großer Zärtlichkeit und Nachsicht erzogen und genoß in seiner Kindheit eine fast unbegrenzte Freiheit. Sein Geist wurde früh geweckt und erhielt reichere Eindrücke als eine strengere Erziehung und ein regelmäßigerer Schulunterricht ihm hätten gewähren können. Auch hatte er das Glück, schon als Knabe nicht nur die schönen Wälder und Flüsse seiner Heimath genießen zu können, sondern kleine Reisen nach Frankfurt, Dresden und Weimar weckten in ihm frühzeitig die warme Reiselust, die in vielen seiner Gedichte einen so lebendigen Ausdruck gefunden hat. — In seinem elften Jahre verlor er seine Mutter, und sein Vater verheirathete sich nach einigen Jahren mit einer wohlhabenden Wittwe, vielleicht nicht ohne die Hoffnung, auf diese Weise seinem einzigen Sohn, dessen Talent sich schon früh entwickelt hatte, eine bessere Erziehung geben zu können und ihn später studiren zu lassen. Schon in seinem vierzehnten Jahre hatte der heranwachsende Knabe einen Band für den Druck vorbereitet, welcher Elegien, Oden, kleine Lieder und ein Trauerspiel enthielt. Auch soll er als Primaner oft die ganze schwarze Tafel mit Versen beschrieben haben. Von diesen Jugendversuchen hat er jedoch nichts aufbewahrt. Nur zierliche Zeichnungen von seiner Hand, die eine richtige bis ins Kleinste gehende Beobachtung der Natur bezeugen, haben sich unter seinen frühesten Papieren gefunden.

Nach Vollendung seiner Schulzeit bezog M., als achtzehnjähriger Jüngling, zu Michaeli 1812 die Universität Berlin, und begann seine philologischen und geschichtlichen Studien unter F. A. Wolf, Böckh, Buttmann, Rühs, Solger und Uhden. Seine Collegienhefte, die leider in späteren Jahren sammt seiner ganzen von ihm hinterlassenen Bibliothek ein Raub des Feuers wurden, bewiesen, wie eifrig er seine Studien begonnen hatte. In den meisten fand sich im März des Jahres 1813 die Notiz, „Heute marschiren wir gegen Frankreich". Er war nämlich am 16. Februar 1813, wie die meisten seiner Freunde, als Freiwilliger in das preußische Heer getreten, und war zugegen bei den Schlachten von Lützen, Bautzen, Hanau und Kulm. Später folgte er dem Heere nach den Niederlanden, war einige Zeit im Commandanturbüreau zu Brüssel thätig, verließ Brüssel am 18. November 1814 und kam zu Ende des Jahres nach Dessau zurück.

Als er nach zweijähriger Unterbrechung seine Studien in Berlin wieder aufnahm, war er, namentlich durch die Kriegsereignisse, zum Manne gereift. Das frohe Bewußtsein, für die Befreiung des deutschen Vaterlandes mitgelitten und mitgestritten zu haben, und das stolze Gefühl, einem großen, freien Volk anzugehören, gaben auch seinen wissenschaftlichen Bestrebungen eine neue Richtung. Er wurde befreundet mit Zeune und Jahn, trat als Mitglied in die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache und widmete sich mit patriotischem Eifer, wie

Grimm und andere Altersgenossen, dem Studium der altdeutschen Sprache und Litteratur. Dies war damals für einen classischen Philologen, wie M. es war, eine kühne Schwenkung, und bewies von Neuem die Unabhängigkeit seines Geistes und seines Geschmacks. Die im Jahre 1816 erschienene „Blumenlese aus den Minnesängern“, enthält manche gelungene Uebertragungen mittelhochdeutscher Dichtungen. Die Vorrede „Ueber den Deutschen Minnesang“, bereits im Herbst 1815 abgefaßt, zeugt jedenfalls von selbständiger Forschung, wenn sie natürlich auch manche Spuren jugendlicher Unreife enthält. Er arbeitete damals eifrig an einer Uebersetzung der Nibelungen, von der aber nichts übrig geblieben ist.

Seine Poesie machte nun auch ihre Rechte weit entschiedener geltend. Schon im Jahre 1814 war er mit einigen jungen Männern, die er im Feldzug kennen gelernt hatte, zu einem dichterischen Bund zusammengetreten. Graf Friedrich von Kalkreuth, Graf Georg von Blankensee, und der Maler Wilhelm Hensel, der später die Schwester von Felix Mendelssohn heirathete (Bd. XII, S. 3), waren die ersten Stifter des Bundes gewesen; Wilhelm von Studnitz und M. schloßen sich ihnen an. Bald erkannten die Genossen in ihrem jüngsten Mitgliede das schönste Talent und er wurde zum Ordner des kleinen Bundes ernannt. Die „Bundesblüthen“, welche im Jahre 1815 von den Mitgliedern des Bundes herausgegeben wurden, enthalten die ersten dichterischen Versuche Müller's. Der junge Dichter fand nun auch Eintritt in die besten Kreise der Berliner Gesellschaft, namentlich durch seinen Freund, den jungen Grafen Kalkreuth, den Sohn des bekannten Feldmarschalls (Bd. XV, S. 34). Das gesellige und litterarische Treiben in Berlin war damals reich und lebendig, und M., obgleich jung, arm und fremd, war gerne gesehen bei den besten Männern und Frauen der deutschen Residenzstadt. Der neu entbrannte Krieg im Frühjahr 1815 unterbrach zwar das frohe Treiben, und die meisten seiner Freunde verließen Berlin. Er selbst aber blieb und benutzte die ruhige Muße zur Fortsetzung seiner ernsteren Studien und zur Ausbildung seines dichterischen Talents.

Aus dieser Zeit haben wir eine Beschreibung des jungen Dichters von der Hand eines andern deutschen Dichters, der ihm damals nur flüchtig begegnete, später aber ihm ein treuer Freund geworden, Gustav Schwab. Schwab verweilte nach Beendigung seiner Studien auf einer Reise durch Norddeutschland einige Monate in Berlin. „Müller“, so schreibt er, „ward damals von dem Professor Messerschmidt von Altenburg dem Freiherrn de la Motte Fouqué im Saale eines Kaffeehauses, dem Sammelplatz der Litteraten, vorgestellt. Er stand erröthend vor dem Meister, dessen Poesie auf ihn wie auf die meisten jungen Dichter jener Zeit, einen so großen Einfluß geübt hatte. Sein Gesicht blühte in der ersten Jugend, eine fast jungfräuliche Scham färbte mit einem schnell wechselnden und vergehenden Roth die durchsichtige Haut seiner Wangen. Im Auge glänzte der Stolz des werdenden Dichters, ein voller Kranz von blonden, halbgelockten Haaren umgab seine hohe Stirne. In dieser Gestalt ist er mir später immer erschienen, wenn ich die begeisterungsvollsten seiner Gesänge, namentlich seine „Griechenlieder“ las“.

Obgleich M. damals nur erst Weniges der Oeffentlichkeit übergeben hatte, so wurde ihm doch schon in Berlin manche Aufmerksamkeit und Anerkennung zu Theil. Er war ein beliebtes Mitglied der „Deutschen Gesellschaft“, und war gern gesehen in den gelehrten und litterarischen Kreisen. Wir sehen ihn bei Frau von der Recke, bei Tiedge; auch bei der Prinzessin Wilhelm wurde er eingeladen. Sein Liederkreis, „Die schöne Müllerin“, soll seine erste Anregung einem dichterischen Vereine verdankt haben, in welchem befreundete Männer und Frauen die Rollen eines solchen Liederspiels unter sich vertheilt

hatten, und wobei M. die Rolle des Müllerburschen zugefallen war. Als Theilnehmer an diesem Vereine sind mir Frau von Olfers, Fouqué, Hensel, seine Schwester Louise Hensel (Bd. XII, S. 1), auch Förster genannt worden. Die damals gedichteten Lieder sollen sich noch handschriftlich im Besitz des Grafen von York befinden. Auch persönliche Schicksale knüpften sich an dieses Liederspiel, namentlich eine innige Zuneigung zu der Schwester seines Freundes Hensel, die lange Zeit einen wohlthuenden Eindruck auf sein jugendliches Herz übte. Kleine litterarische Beiträge von ihm erschienen damals in Gubitz' „Gesellschafter“. Daß er sich in dieser Zeit auch schon ernstlich mit englischer Litteratur beschäftigte, beweist seine Uebersetzung des Doctor Faustus, Tragödie von Christoph Marlowe (Berlin, Maurer 1818), die Achim von Arnim mit einer Vorrede begleitete.

Als M. eben im Begriff war, sein genußreiches Leben in Berlin mit seinem Berufe in seiner kleinen Vaterstadt zu vertauschen — sein Abgangszeugniß vom August 1817 ist von Schleiermacher unterzeichnet — wurde ihm von der Berliner Akademie der ehrenvolle Antrag gemacht mit dem Baron, später Graf Sack eine wissenschaftliche Reise nach Egypten zu unternehmen. Der Weg sollte über Italien und Griechenland führen und unter den Auspicien der Akademie erhielt M. den Auftrag, über classische Alterthümer und Kunstwerke im Orient Bericht zu erstatten, Inschriften zu sammeln, und wichtige Schätze, namentlich in Corfu, Chios und Athen, für die Regierung zu erwerben. Die Empfehlungsschreiben, welche Buttmann und andere Professoren dem jungen Gelehrten mitgaben, sprechen von ihm als ὁ χαριέστατος καὶ ἐν ταῖς περὶ τὴν ἀρχαιολογίαν ἐπιστήμαις μάλιστα πεπαιδευμένος νεανίας. Er war besonders von F. A. Wolf warm empfohlen worden, dessen Ansichten über die Homerischen Gedichte er später mit großem Erfolg in seiner „Homerischen Vorschule“, einem größern Publicum zugänglich zu machen suchte. Die Reise führte M. zunächst auf zwei Monate nach Wien, wo er sich eine Kenntniß der neugriechischen Sprache zu erwerben suchte. Anstatt aber von da weiter nach Constantinopel zu reisen, bewog er seinen Gönner, den Grafen Sack, zuerst nach Italien zu gehen, was seit Goethe das gelobte Land aller deutschen Dichter geworden war. Ihr Weg führte über Venedig und Florenz nach Rom. In Florenz schwelgte der junge Dichter in toscanischer Kunst und unwiderstehlich zog es ihn dann weiter nach Rom, wo er am 4. Januar 1818 eintraf. Sein älterer Freund fügte sich eine Zeit lang den Wünschen seines von Italien trunkenen Begleiters, aber nachdem er bis Ostern 1818 ihm zu Liebe in Rom verweilt hatte, sah er ein, daß es für beide Theile gerathener war, ihr gegenseitiges Verhältniß zu lösen. Graf Kalkreuth, der zu derselben Zeit in Rom war, vermittelte die Auseinandersetzungen. Graf Sack reiste mit dem Architecten Gau nach Egypten, M. ließ sich im April 1818 von Niebuhr, dem damaligen preußischen Gesandten, einen Paß nach Neapel ausstellen und reiste frohen Herzens nach Süden. Dann zog es ihn wieder nach Rom zurück. Juli und August brachte er in Albano zu, von wo aus die meisten der in „Rom, Römer und Römerinnen“ veröffentlichten Briefe geschrieben sind. Im August war er wieder in Rom, mußte aber am 30. August die Rückreise antreten, die ihn über Orvieto, Perugia und Florenz (October), Verona, Tirol und München, im Anfang des Jahres 1819 wieder nach Dessau führte.

Obgleich M. auf seinen Reisen mit berühmten Männern zusammentraf, so war doch sein Aufenthalt an verschiedenen Orten zu flüchtig, um bleibende Beziehungen anzuknüpfen. Er sah Niebuhr in Rom, und Bunsen, der damals auf der preußischen Gesandtschaft in Rom war, erzählte mir später in London viel von der frischen jugendlichen Erscheinung meines Vaters. Auch mit Rückert muß mein Vater auf seinen italienischen Wanderungen zusammen getroffen sein,

und als ich im Jahre 1845 in Berlin bei ihm Persisch hörte, erzählte mir Rückert, daß ihm mein Vater einst das Leben gerettet habe. Sie seien zusammen zu Fuße gewandert, und nachdem sie eine Nacht in einer ärmlichen Herberge eingekehrt und stark von Ungeziefer heimgesucht waren, seien sie beide in einen See gesprungen, um sich zu baden. Der See war tiefer als sie geglaubt, und Rückert, der nicht schwimmen konnte, war dem Ertrinken nahe, als ihn mein Vater glücklich ans Ufer brachte. „Ich schrieb darauf", erzählte mir Rückert, „mein erstes episches Gedicht und nannte es „die Lausiade".

Enger befreundet wurde M. in Italien mit dem Architect Ludwig Sigismund Ruhl und mit dem Schweden Daniel Amadeus Atterbom, denen er sein 1820 erschienenes Werk, „Rom, Römer und Römerinnen" zueignete. Die Widmung an Atterbom, am 1. Jan. 1820 datirt, enthält einige inhaltsschwere Worte, die eine tiefe Verstimmung gegen die damaligen politischen Zustände in Deutschland an den Tag legen. „Und somit grüße ich Sie", schreibt er, „in Ihrem altheiligen Vaterlande, nicht wie das Buch, dessen Schreiber mir fremd geworden ist, scherzend und spielend; nein, ernst und kurz; denn die große Fastenzeit der europäischen Welt, der Marterwoche entgegensehend und harrend auf Erlösung, verträgt kein gleichgültiges Achselzucken und keine flatterhaften Vermittelungen und Entschuldigungen. Wer in dieser Zeit nicht handeln kann, der kann doch ruhen und trauern".

Dies waren für jene Zeit ominöse Worte, und sie beweisen, daß M. den damaligen nach deutscher Einheit trachtenden Bewegungen nicht ganz fern stand. Schon in Berlin hatte ihn sein Verhältniß zu Jahn und andern deutsch-gesinnten Männern der Regierung verdächtig gemacht. Er klagt in seinem Berliner Tagebuch über Conflicte mit der Censur und spricht sich entrüstet über die Delationen von Schmalz und Consorten aus. Daß er selbst zur Burschenschaft oder zu einer geheimen Verbindung gehört habe, ist nicht wahrscheinlich, aber sicher ist, daß, als die Untersuchungen gegen die Burschenschaftsvereine um sich griffen, auch er vielfachem Verdacht ausgesetzt war und nur durch glückliche Umstände den Verfolgungen entging, die viele seiner Freunde trafen.

Die schöne Zeit der Freiheit und des Vollgenusses der Jugend war nun vorüber und M. mußte sich mit einer kleinen Stelle als Lehrer des Lateinischen und Griechischen am neueingerichteten Gymnasium und als Assistent bei der herzoglichen Bibliothek begnügen. Dies muß ihm Anfangs schwer gefallen sein und wir hören von mannigfachen Conflicten mit dem Director des Gymnasiums. Im nächsten Jahre (1820) übertrug ihm der Herzog die Verwaltung seiner Bibliothek, und da auch seine schriftstellerische Thätigkeit jetzt belohnender zu werden anfing, so verlobte er sich im November 1820 mit Adelheid, der Tochter des Regierungsraths, spätern Präsidenten von Basedow, einer Enkelin des berühmten Pädagogen (Bd. II, S. 113). Im Mai 1821, am Tage der Silbernen Hochzeit seiner Schwiegereltern, fand die Hochzeit statt, zu welchem Feste der glückliche Bräutigam das schöne Gedicht, „Dem elterlichen Brautpaare", verfaßte.

Die nun folgenden sechs Jahre (1821—27) waren Jahre eifriger Arbeit und ungestörten Glückes. Zwar war das Einkommen des jungen Ehepaares ein sehr bescheidenes, aber seine gesellschaftliche Stellung in der kleinen Residenzstadt war nichtsdestoweniger sehr genußreich. Müller's Reisen, seine Verbindungen mit berühmten Männern, und vor Allem sein einfaches, liebenswürdiges Wesen machten ihn überall zu einer beliebten und geschätzten Persönlichkeit. Der Herzog und namentlich auch die Herzogin, eine preußische Prinzeß von hoher Bildung und weitreichenden Interessen, erkannten bald was sie an dem jungen Dichter und Gelehrten besaßen, und gaben ihm zahlreiche Beweise ihrer persön-

lichen Hochschätzung. Im Jahre 1824 wurde er zum Hofrath ernannt, ein Titel, der zu damaliger Zeit nothwendig war, um einem, nicht zum Adel Gehörigen, Eintritt bei Hof zu verschaffen. Von leerem gesellschaftlichen Treiben hielt sich M. fern, aber sein Haus in den schönen Räumen der herzoglichen Bibliothek wurde bald der Mittelpunct der gebildeten wissenschaftlichen und künstlerischen Gesellschaft in Dessau. An einigen Abenden hielt M. Vorlesungen über die besten Schriftsteller Deutschlands, Englands, Italiens, Spaniens, an andern veranstaltete seine junge Frau, die eine schöne Altstimme besaß, musikalische Aufführungen. Musik war in Dessau durch Friedrich Schneider heimisch geworden, und die herzogliche Capelle, sowie das Theater brachten viele ausgezeichnete Talente dahin. Man hat jetzt keine Idee, wie viel Großes und Schönes damals mit kleinen Mitteln geleistet wurde, und welch' hoher Genuß am Schönen und Edeln trotz der engen Verhältnisse einer kleinen Residenzstadt möglich war. M. war zufrieden und glücklich in seinem kleinen, schönen und glücklichen Vaterlande und die Idee, nach einer größern Stadt zu übersiedeln, oder in einen einflußreichen Wirkungskreis einzutreten, scheint für ihn bis zu Ende seines Lebens nichts Verlockendes gehabt zu haben.

Seine literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten schritten rasch vorwärts. Im J. 1821 erschien nicht nur der erste Band der „Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines Waldhornisten", sondern auch das erste Heft der Griechenlieder, die seinen Ruf als deutscher Lyriker schnell begründeten. Er arbeitete nach Allem was ich erfahren konnte, mit unglaublicher Leichtigkeit, keineswegs anhaltend und angestrengt. Man täuscht sich, wenn man aus der reichen Fülle seines Schaffens auf seiner kurzen Lebensbahn eine zu mühevolle Thätigkeit folgert und aus dieser seinen frühen Tod ableitet. Er schrieb im Durchschnitt des Tags nicht über vier bis fünf Stunden, und dies noch durch zwei öffentliche Lectionen unterbrochen, welche er täglich in den oberen Klassen der Gelehrtenschule gab. Nie arbeitete er Abends, und oft genoß er ganze Tage unbeschäftigt im Kreise der Seinigen. Besonders liebte er Spaziergänge und dichtete manche seiner schönsten Lieder in der idyllischen Umgegend seiner Vaterstadt. Im J. 1822 erschienen das zweite Heft der „Lieder der Griechen", und zwei Hefte „Neue Lieder der Griechen", denen 1823 die „Neuesten Lieder der Griechen" folgten. Im J. 1824 wurde das zweite Bändchen der Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten, unter dem Titel „Lieder des Lebens und der Liebe" veröffentlicht, und die in demselben Jahre bei Brockhaus in Leipzig erschienene „Homerische Vorschule" bewies der Welt, daß der Dichter den Gelehrten in keiner Weise beeinträchtigt hatte.

Auch für Reisen fand Wilhelm M. immer Zeit und Muße. Besonders gern weilte er in Dresden, wo er im Grafen Kalkreuth einen liebevollen Wirth, in Otto von der Malsburg (Bd. XX, S. 148) und dem Grafen Löben (Isidorus Orientalis, Bd. XIX, S. 40) neue Dichterfreunde, in Ludwig Tieck einen theilnehmenden Berather, in Karl Maria von Weber einen aufmunternden Genossen fand. In der Villa Grassi bei Dresden sang er im J. 1824 als Gast bei dem Grafen Kalkreuth seine lieblichen Frühlingslieder aus dem Plauen'schen Grund. Mit Karl Maria v. Weber, der eben an seinem „Oberon" arbeitete, plante er den Text zu einer neuen Oper, und widmete ihm die zweite Sammlung seiner Waldhornistenlieder als ein „Pfand seiner Freundschaft und Verehrung". An Ludwig Tieck, „seinen hochverehrten und inniggeliebten Freund zum Danke für mannichfache Belehrung und Ermunterung" sandte er im J. 1826 den Weihegruß der zweiten Auflage der ersten Waldhornistenlieder.

Am 2. Juli 1824 sehen wir ihn in Quedlinburg, um an der hundert-

jährigen Geburtsfeier Klopstocks Theil zu nehmen, und überall erwarb er sich Freunde und Gönner, die ihm für das ganze Leben treu blieben.

Einer seiner neuen Freunde war Baron von Simolin, ein Kurländer, der seine Erziehung in Dessau erhalten und in der Basedow'schen Familie freundlich aufgenommen worden war. Er hatte im Herbste 1822 dem jungen Ehepaar seinen ersten Besuch gemacht, und kam im Juli 1825 wieder nach Dessau. M. war damals auf der Insel Rügen, als Gast des Dichters Furchau (Bd. VIII, S. 206), und sammelte neuen Stoff für seine Muse, die „Muscheln vom Strande Rügens". Simolins längerer Aufenthalt in Dessau führte bald zu einem engen Freundschaftsbündniß zwischen dem hochbegabten und etwas schwärmerischen Edelmanne und dem jungen Dichter. Wir verdanken Simolin manchen Einblick in die glückliche Häuslichkeit seines deutschen Freundes. Er beschreibt ihn uns als glücklichen Vater beim Weihnachtsfest 1825 mit seiner Frau und seinen beiden Kindern (Auguste, geb. 20. April 1822, Friedrich Max, geb. 6. Dec. 1823), so selig im Geben und Empfangen, daß man das Reinmenschliche und Unschuldige seines reichen Gemüths hier am besten zu erkennen im Stande war. Er erzählt uns von seiner Krankheit im Frühjahr 1826, als er von seinen Kindern angesteckt einen scharfen Anfall von Keuchhusten hatte, und der Herzog von Dessau ihm zu seiner Erholung eine Wohnung im Luisium, einem herzoglichen Park in der Nähe der Stadt, gegeben hatte. Hier, wo früher auch Matthisson viele Jahre gelebt, führte M. ein wahrhaft elysisches Leben und feierte unter den kosenden Lüften und den duftenden Blumen seinen Lebensmai. Er lagerte sich ins tiefe grüne Gras, ließ die Blüthen über sich wehen, die Nachtigallen über sich schlagen, und suchte Gesang und Lust in die tiefste Brust einzuathmen. Oft sah ich ihn, so fährt Simolin fort, mit Thränen der Wonne im Auge in jene großen Geheimnisse der Natur hineinlächeln, die für ihn aufgeschlossen dalagen. Sein Vollgefühl jener Stunden hat er in dem schönen Gedichte, „Morgengruß aus Luisium" ausgesprochen. Sonst dichtete er während dieser Zeit wenig, theils weil er durch Hin- und Hergehn nach der Stadt, wo er seine Lehrstunden fortsetzte und meist zu Mittag blieb, nicht ungestörte Muße finden konnte, theils weil er der Biene gleich genießen und sammeln wollte für kommende Zeit.

Bis zum 25. Juli lebte er in dem lieblichen Garten, dann verließ er mit seiner Frau die von Rosen und Weinlaub umrankten Fenster, und reiste über Leipzig und Altenburg nach Eger, um die Bäder zu gebrauchen. Die Kur bekam ihm sehr gut, und regte ihn zu neuem dichterischem Schaffen an. Der Rückweg führte über Wunsiedel und Bayreuth, wo M. jedes Plätzchen das an Jean Paul erinnern konnte, aufsuchte. Bei seinem Grabe stand er lange Zeit still und schaute mit nassem Auge darüber hinweg; endlich pflückte er eine Blume von demselben und sagte tief bewegt: „Der lebt ewig."

Er reiste dann mit seiner Frau über Nürnberg und Bamberg nach Weimar, wo er dem großen Meister Goethe an seinem Geburtstage, den 28. August, seinen Besuch machte. Ich habe oft von meiner Mutter gehört, daß Goethe den jungen Dichter etwas kalt empfing, und daß sich zwischen ihnen eine gewisse Meinungsverschiedenheit gezeigt in Bezug auf die Griechischen Volkslieder, welche Fauriel gesammelt, und die M. im J. 1825 in das Deutsche übersetzt und in zwei Bänden herausgegeben hatte. Als Goethe sich erkundigte, was für eine geborene die junge und schöne Frau des Dichters sei, antwortete dieselbe: „Excellenz sollten das eigentlich riechen! Ich bin die Enkelin „des Propheten rechts oder links", Ihres alten Freundes Basedow, dessen Tabak und Stinkschwamm Ihnen im J. 1774 so viel Kummer bereiteten." Der alte Herr lachte, war aber

gerade an seinem Geburtstage zu sehr mit sich selbst und seinen hohen Gästen beschäftigt, um ein eingehenderes Gespräch mit jedem Einzelnen anzuknüpfen.

Nach Dessau zurückgekehrt ging M. mit gestärkter Kraft an die Arbeit. Seine Gesundheit schien ganz wiederhergestellt. Seine Brust war stark zu nennen, denn er konnte des Abends, wenn er wöchentlich einen kleinen Cirkel bei sich sah, fast ohne anzuhalten ein ganzes Stück von Shakespeare mit aller Kraft vorlesen. Seine Lage war sorgenfrei und angenehm geworden, da seine Arbeiten sehr gesucht und gut bezahlt wurden. Freilich trat dadurch auch eine gewisse Zersplitterung seiner litterarischen Thätigkeit ein. Er war ein Mitarbeiter an dem „Literarischen Conversationsblatt", das später als „Blätter für literarische Unterhaltung" erschien; an der „Hallischen Litteraturzeitung", der „Encyclopädie von Ersch und Gruber", am „Hermes", und den berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik". Die von ihm im J. 1820 ins Leben gerufene Zeitschrift „Askania", ging nach einem Jahre wieder ein, aber die von ihm unternommene „Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts" dauerte fort von 1822 bis zu seinem Tode 1827, und umfaßt 10 Bände. Sie wurde später von Karl Förster fortgesetzt. Auch in der „Zeitung für die elegante Welt" finden sich Beiträge von ihm von 1821 bis 1826; in Gubitz' „Gesellschafter" von 1819 an. Die Urania enthält Beiträge von ihm aus den Jahren 1820, 22, 25. Im J. 1827 erschien darin seine erste Novelle, „der Dreizehnte", nach seinem Tode 1828 eine andere Novelle, „Debora". In Holtei's „Jahrbüchern deutscher Nachspiele" finden sich von ihm, Huno Peter Squenz, Posse in 2 Abtheilungen nach Andreas Gryphius und Shakespeare, sowie Leo, Admiral von Cypern, Trauerspiel, Erster Act. In den „Zeitgenossen" veröffentlichte er 1825 seinen Aufsatz über George Gordon Lord Byron; in dem „Neuen Nekrologe der Deutschen", 1825, einen ähnlichen über seinen Freund, Otto Heinrich Graf von Löben; und im „Deutschen Regenten-Almanach", 1827, eine biographische Skizze des Herzogs von Anhalt-Dessau, Leopold Friedrich. Im „Morgenblatt" 1824 finden sich von seiner Hand „Belustigungen aus der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts", und andere Beiträge mögen wol sonst noch in wissenschaftlichen und belletristischen Zeitschriften verstreut sein. Zu alledem war er noch eine Zeit lang bei der Direction der Ersch und Gruber'schen Encyclopädie, sowie bei der Revision der siebenten Auflage des Conversationslexicons thätig betheiligt.

Aus den letzten Jahren seines Lebens 1826 und 1827, haben wir noch ein Heft Griechenlieder, „Missolunghi", 3 Gedichte, und den dritten und letzten Band seiner „Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten", unter dem Titel: „Lyrische Reisen und epigrammatische Spaziergänge" zu erwähnen. Hiermit war seine poetische Thätigkeit abgeschlossen.

Trotz der guten Wirkung der Badekur in Eger kränkelte er im Frühling des nächsten Jahres, 1827, und vermochte durchaus nicht zu arbeiten. Seine Amtsgeschäfte setzte er gewissenhaft fort, aber im Sommer empfahl ihm sein Arzt eine Erholungsreise, die er dann auch im Juli mit seiner Frau antrat. Sie reisten nach dem Rhein, wohin sich M. schon lang gesehnt hatte, um alte Freunde wiederzusehen und neue Bekanntschaften anzuknüpfen. In Frankfurt wohnten sie bei Georg Döring (Bd. V, S. 347), und gingen von da über Karlsruhe nach Stuttgart, wohin ihn Gustav Schwab eingeladen hatte. Den Aufenthalt dort beschreibt Gustav Schwab selbst in folgenden Worten: „Von Karlsruhe meldete er mir am 29. August 1827 seine baldige Ankunft mit dem Zuruf: Hand in Hand und Aug' im Auge; und am 4. September trat er in einer frühen Morgenstunde, wo ich ihn nicht erwartete, ins Zimmer zu unserem Frühstück.

Mit Mühe fand ich in den feinen, aber bleichen und kränklichen Zügen das jugendliche Bild wieder, wie es seit 12 Jahren von ihm in meiner Phantasie lebte. Es brauchte einige Secunden, bis ich ihn erkannte, ich mußte ein wehmüthiges Schmerzgefühl unterdrücken und war recht ängstlich freundlich; doch verbannte bald die Frische seines Geistes und die fröhliche Lebendigkeit seiner liebenswürdigen Gattin jene geheime Angst. Wir verschafften dem Dichter die Bekanntschaft mit Uhland, nach der er sich gesehnt hatte. Auch freute er sich Wolfgang Menzel zu begrüßen, brachte fröhliche Stunden mit Wilhelm Hauff, Haug, Reinbeck und dessen Familie und Karl Grüneisen zu, und besuchte die Versammlungen des Liederkranzes und des Schillervereins, in welchen er mit der Achtung empfangen wurde, die der Ruf, der ihm vorhergegangen war, längst den Mitgliedern jener Gesellschaften eingeflößt hatte. Auch der lachenden Umgegend von Stuttgart erfreute sich das Müller'sche Paar, und auf das schönste Rebenthal Württembergs, bei Uhlbach, sah M. mit begeisterten Blicken hinab und gelobte ihm ein Lied, an dessen Gestaltung nur der Tod ihn gehindert hat."

„Wenn mich schon seine Lieder dem liebenswerthen Dichtergeiste recht nahe gebracht hatten, so versprach die Woche, die ich ihm ausschließend widmen durfte, mir ein langes, inniges Verhältniß mit M., dem Menschen. Seine Gedichte ließen harmloses Wohlwollen gegen jedermann, schnelle Begeisterung für Schönes und Gutes, Talent für Geselligkeit und geistreiche Unterhaltung zum voraus ahnen. Im nähern Umgang aber entwickelte sich bei ihm auch ein Ernst der Gesinnung, ein biederer Sinn, eine sittliche Zuverlässigkeit, die, wenn man sie einmal erkannt hatte, auch den leichtesten Producten seiner Muse, ein besonders reitzendes Ansehen verliehen, wie Lusthütten, die auf Felsen gebaut sind. Er weihte mich in alle seine Lebensverhältnisse ein, gedachte mit der wärmsten Dankbarkeit seines edlen Fürsten, durch dessen Gnade ihm ein sorgloses Leben zutheil geworden, und sprach mit inniger Liebe von seinen Freunden Simolin, Kalkreuth, und den vorangegangenen O. von der Malsburg und Grafen von Löben. Wir verbrüderten uns beim letzten Glase Wein, und auch unsere Frauen schieden als beste Freundinnen.

„Auf der Rückreise kehrte er in Weinsberg bei Justinus Kerner ein und verbrachte bei diesem echten Dichter einen Abend voll Sängerjugend. Die Seherin von Prevorst, eine Somnambüle, die Körner damals behandelte, und von welcher uns seine Schrift berichtet hat, beschäftigte Müller's Geist aufs lebhafteste, und er erschien hier selbst seiner Frau, die bisher ganz sorglos gewesen war, in etwas überreiztem Zustande. Inzwischen schrieb er mir von Gotha aus zwei Zeilen, die Wohlsein und Zufriedenheit athmeten. In Weimar traf er seinen Freund Simolin wieder und erschien auch diesem gesunder und wieder ganz der alte lebenslustige und genießende Mensch. Er war voll von Reiseerzählungen und von neuen Dichterplänen, aber offenbar tief ergriffen von Allem was er in Weinsberg bei Justinus Kerner gesehn. Seinem Freunde Simolin, der sich selbst schon seit einigen Jahren für magnetische Erscheinungen interessirt hatte, sagte er: „Ich bin jetzt mit dir einer Meinung; — du bist aber nur auf halbem Wege; um auf den ganzen zu kommen, mußt du nach Weinsberg gehen — dort wirst du vertraut werden mit den Geistern, die über uns sind."

Am 25. September 1827 traf er mit seiner Frau wieder in Dessau ein, erfreute sich des Wiedersehns seiner Kinder und seiner Verwandten und Freunde, machte auch die nöthigen Besuche bei seinen Vorgesetzten, und bereitete sich für seine neue Arbeit vor. Den Sonntag, den 30. September verlebte er heiter und glücklich im Kreise seiner Familie, legte sich zeitig zu Bett, und noch vor Mitternacht war sein Leben hier auf Erden beschlossen. Kein Glied war verzuckt; ruhig beide Arme unter der Decke auf der Brust, die Augen geschlossen,

lag er da im ewigen Schlafe. Eine plötzliche Ausdehnung des Herzens hatte den zarten Lebensfaden schnell und schmerzlos zerschnitten. Ganz ahnungslos scheint er nicht in den Tod gegangen zu sein; denn man fand in einem medicinischen Buche, das er wenige Tage zuvor durchgeblättert, ein von ihm gemachtes Zeichen bei dem Abschnitt Nervenschlag.

Auch die Worte, welche Uhland dem Dichter bei seinem Abschied in sein Stammbuch geschrieben, klingen wie eine Prophezeiung seines frühen Todes und müssen sich wohl auf Gespräche über Unsterblichkeit beziehen, welche zwischen Uhland und seinem jungen Freunde stattgefunden hatten.

Stimmen der Liebe und des Schmerzes schallten aus der Nähe und aus der Ferne nach seiner Heimath und Ruhestätte herüber. Er hatte eines neidlosen Ruhmes genossen, und dieser Ruhm ist ihm geblieben, trotz der kurzen Spanne Zeit in der er ihn erworben, trotz des engen Kreises in dem seine Thätigkeit auf Erden eingeschlossen war. Von den vielen Gedichten die ihm bei seinem Tode und noch später wie z. B. von Freiligrath, gewidmet worden sind, füge ich nur eines hier bei von seinem Freunde und dem Herausgeber seiner Vermischten Schriften (Morgenblatt, 18. Okt. 1827), Gustav Schwab, das den Dichter in wenigen Zügen treu und lebendig schildert:

Des Himmels Schützlinge, die Sänger
Der Erd' und ihrer Lieblichkeit.
Hieß das Geschick sonst gütig länger
Verweilen in der flücht'gen Zeit.
Es gab dem graugelockten Greisen
Die junge Leyer in den Arm,
Und ließ sie Wein und Liebe preisen
Von langer Spätlingssonne warm.
Doch Dich, der an der Jugend Borne
Die unerschöpften Lieder sang,
Und lächelte, wenn nicht im Zorne
Die Leyer, Freiheit fordernd, klang:
Ach, warum riß vom Quell der Musen,
Und aus der treuen Liebe Wacht,
Und von des Herzensfreundes Busen
Dich früh die schwarze Mitternacht?
Wir fragen nicht: Du warst der Bote
Von eines Volkes Aufersteh'n,
Gesandt noch vor dem Morgenrothe,
Und bei der kühlen Lüfte Weh'n.
Da hat Dein Sang sich aufgeschwungen,
Noch eh' der Tag im Osten graut;
Jetzt ist die Sonne durchgedrungen:
Wohl Dir, Du hast sie noch geschaut.
Der Hauch in Deinen Liedern lebte,
Der einst Hellenenbrust geschwellt,
Vor dem verklärten Auge schwebte
Des Jugendvolkes Götterwelt.
Und Deine Sendung war vollendet;
Da trat aus der Gestalten Chor
Der sanfte Jüngling, abgewendet
Mit der gesenkten Fackel vor.
Still griffest Du zum Wanderstabe,
Du zogst noch durch Dein Erdenland.
Und grüßtest auf dem Weg zum Grabe
Noch manches Herz, das Dich verstand.
Und schied'st, und ließest Deine Lieben;
Dein reicher Morgen war gelebt;
Uns aber ist Dein Lied geblieben,
Das durch die Brust lebendig lebt.

Wenn man sich fragt, was M. seine bleibende Stelle unter den besten classischen Dichtern Deutschlands verschafft und was namentlich seinen Liedern

eine so liebevolle Aufnahme bei dem ganzen Volke gesichert hat, so findet man die Antwort in der Einfachheit, Natürlichkeit, der Anmuth und Wahrheit seiner Dichtung. Er hat ein warmes Herz für Alles, für Natur, für die Menschheit, für Gott. Er hat zwar nur wenige sogenannte geistliche Lieder geschrieben, aber eine tiefe religiöse Stimmung durchweht viele seiner Lieder; man lese nur das Frühlingsmal (I, S. 87), Pfingsten (I, S. 93), Weihnachten (I, S. 122), und den ganzen Liederkreis: Johannes und Esther. Die Natur ist ihm überall wie lebendig, und die „Lieder aus dem Plauenschen Grund" bezeichnet Gustav Schwab als die lieblichsten und schwungreichsten Producte seiner Muse. Am tiefsten aber war bei dem Dichter das Mitgefühl des Menschen für den Menschen, und dies erklärt es wohl am besten, weshalb die Menschen ihn so schnell verstanden und seine Lieder in so treuem Gedächtniß bewahrt haben.

Seine Begeisterung für die Befreiung der Griechen vom türkischen Joch war weit mehr menschlich als politisch. In seinem eigenen deutschen Vaterlande fühlte er wohl das Erniedrigende einer Regierung, die nicht der Diener, sondern der Meister der Volkes sein will; aber bei der wahrhaft teuflischen Mißregierung und Mißhandlung des griechischen Volkes durch die Türken, war es der Mensch, und nicht der Politiker, der voll Zorn seine begeisterte Stimme für die geschändete Menschheit erhob und die Geißel schwang gegen Alle, die diesem Höllenwerk kalt und gleichgültig zuschauen konnten. Seine Griechenlieder wurden damals eine geistige Macht, die der griechischen Sache mehr nützte als manche sogenannte Bundesgenossen. Seine letzten Griechenlieder und die Hymne auf den Tod des spanischen Märtyrers Raphael Riego (II, S. 128—134), wurden sogar von der Censur unterdrückt, und konnten erst lang nach seinem Tode veröffentlicht werden. Daß die Griechen den Dichter der Griechenlieder nicht vergessen haben, haben sie noch vor Kurzem bewiesen, indem die griechische Regierung den nöthigen Marmor für das in Dessau, seiner Vaterstadt, zu errichtende Denkmal Müller's bewilligt hat.

Und ebenso wie er sich in die Gefühle eines griechischen Patrioten hineinlebte, fühlte er sich hinein in das Leben und Treiben aller Menschen, die er dichterisch wiederzugeben wünschte. In den Müllerliedern ist er der Müllersknecht, in den Trinkliedern der Trinker, in den Jägerliedern der Jäger, in den Wanderliedern der Wanderbursch. So verschwindet das rein Persönliche in seinen lyrischen Gedichten, und die meisten erhalten einen fast dramatischen Charakter.

Dieser dramatische Charakter, gepaart mit natürlichem Volkston, erklärt es vielleicht, weshalb so viele bedeutende Componisten seine Lieder in Musik gesetzt haben. Er selbst klagt einmal in seinem Tagebuche: „Ich kann weder spielen noch singen und wenn ich dichte, so sing ich doch und spiele auch. Wenn ich die Weisen von mir geben könnte, so würden meine Lieder besser gefallen als jetzt. Aber getrost, es kann sich ja eine gleichgesinnte Seele finden, die die Weise aus den Worten heraushorcht und sie mir zurückgiebt"

Wie merkwürdig hat sich dieser Wunsch erfüllt! Nicht nur sein Landsmann, Friedrich Schneider, sondern auch Bernhard Klein, Tomaschek, L. Berger, Methfessel, aber vor allen Franz Schubert haben die Weise aus den Worten herausgehorcht, wie es selten bei anderen Dichtern geschehen ist. Leider hat M. die Schubert'schen Compositionen, so viel ich erfahren konnte, nicht mehr gehört. Die „Schöne Müllerin", ein Cyclus von Liedern, gedichtet von M., in Musik gesetzt für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung, dem Carl Freyherrn von Schönlein gewidmet von Franz Schubert, 25. Werk, (Wien, Sauer und Leidesdorf), erschien allerdings schon im Jahre 1824. Aber Musik verbreitete sich damals nur langsam, und Wien galt noch immer für draußen im Reich! Die

„Winterreise“ erschien später in zwei Abtheilungen. Das erste Heft, Nr. 1—12 enthaltend, trägt von Schuberts Hand das Datum: Febr. 1827, während das zweite Heft erst nach Schuberts Tode, im J. 1829, annoncirt wurde. Letzteres enthält die Lieder Nr. 13—24 und zeigt als Compositionsdatum, Nov. 1827. Alles was sich auf die Geschichte der Schubert'schen Lieder bezieht, so wie eine sorgsam kritische Herstellung des Originaltextes der Musik und der Worte findet man in der verdienstvollen Ausgabe von Max Friedländer, bei Peters, Leipzig erschienen.

Durch Musik, „Auf Flügeln des Gesanges“ sind Müller's Dichtungen weit und breit in das Volk gedrungen, und in der Musik werden sie ihr bestes, bleibendes Denkmal finden. Wenige Dichter haben das Glück gehabt so viele ihrer Lieder zu Volksliedern werden zu sehn, als er. Wo es Studenten gibt, da singen sie: „Wenn wir durch die Straßen ziehn“ (I, 37); „Das Essen, nicht das Trinken bracht uns ums Paradies“ (II, 43). An allen Liedertafeln hört man: „Ich bin nicht gern allein mit meinem Glase Wein“ (II, 28); „Lustig leben, lustig sterben, heißt des Teufels Spiel verderben“ (II, 56). Die Jäger singen: „Es lebe was auf Erden stolzirt in grüner Pracht“ (II, 75); Soldaten stimmen ein in das Lied: Vor meiner Liebsten Fenster da klingen meine Sporn“. Und manche Wanderer auf der Reise erheitern sich noch immer mit den zu verschiedenen Weisen gesetzten Liedern: „Im Krug zum grünen Kranze“ (I, 83); „Mit der Fiedel auf dem Rücken“ (I, 40); „Guten Abend, lieber Mondenschein“ (I, 34); „Ich hab ein Liebchen an dem Rhein“ (I, 145) u. s. w. Daß auch seine ernsten Gedichte und Balladen, auch ohne Musik feste Wurzel im Volke gefaßt haben, das beweist am besten, daß wohl wenig Schüler die Schule verlassen, ohne den Glockenguß zu Breslau (I, 124), Alexander Ypsilanti (II, 104) oder den kleinen Hydriot (II, 106) declamirt zu haben.

Viele seiner früheren Lieder sind anakreontisch und machen den Eindruck, als ob der Dichter selbst die Liebe nur in erotisch tändelnder Weise aufgefaßt habe. Die Lust am Leben, die gute Laune, die Freude am Schönen wo es sich fand, gehören gewiß zu seinem Charakter; aber wer ihn gekannt, der wußte auch wie fest bei ihm die ewigen Grundsätze standen, die ihn im Urtheil gegen sich selbst so wie im Urtheil über Andere leiteten. Er war in seinen Gedichten kein Prediger, auch seinen Freunden gegenüber kein Sittenrichter. Aber wo es galt, da sprach er mit einem Freimuth der keinen Zweifel ließ. Einer seiner liebsten Freunde, Baron Simolin, hatte wohl in manchen Dingen die Ansichten eines kurländischen Edelmanns, nicht die eines deutschen Schullehrers. M. aber ertrug auch in der Freundschaft keine Meinungsverschiedenheit, wo es sich um die höchsten Interessen des Lebens handelte. Baron Simolin hat selbst die Briefe mitgetheilt die er von seinem Freunde erhielt, und die seinen wahren Charakter in das hellste Licht stellen. „Wahrheit, so beginnt ein Brief, ist ein Grundzug meiner Natur, meines Charakters und meines Lebens. Ohne Wahrheit gibt es für mich keine Tugend, keine Schönheit, keine Liebe und keine Freundschaft. Ich kann daher, auch auf die Gefahr einen Freund zu verlieren, nicht unwahr sein. Nun gibt es aber freilich Momente, Stunden — warum nicht auch Tage —, in denen ich, mit Rücksicht auf den Seelen- oder Körperzustand eines Menschen, mit meiner Wahrheit schweigend zurücktreten könnte und sollte; denn Schweigen ist nicht immer eine Lüge. Ob du seit einiger Zeit in jenem Zustande wärest, darüber habe ich lange mit mir berathschlagt; aber es kam eine andere Frage ins Spiel: darf der Arzt mit seiner bittern Arznei zurücktreten, wenn er glaubt, sie müsse dem Kranken helfen, ob dieser sich auch gegen die Hand empöre, die sie ihm reichen will? . . . Was ich gesagt, weiß ich, und wir werden, wenn wir müssen, aber später, darüber sprechen; denn

Freunde können wohl über einzelne Meinungen, Ansichten, Maximen verschieden fühlen, denken und urtheilen; aber wenn es das Höchste gilt — die Principien über Gut und Schlecht, Edel und Unedel, Recht und Unrecht —, da kann keine Differenz zwischen ihnen obwalten. Daher ist auch hier durchaus von keiner Uebereilung, Heftigkeit und dergleichen die Rede. Die Grundsätze, die ich gegen dich ausgesprochen, sind allgemein, die in mir so feststehen wie der Glaube an Gott, Tugend und Gerechtigkeit.“

Seine Wittwe überlebte den früh heimgegangenen Gatten viele Jahre. Sie starb in Dessau im Jahre 1883, und liegt an seiner Seite auf dem alten Gottesacker in Dessau begraben. Seine an Dr. Krug verheirathete Tochter starb im J. 1868 in Chemnitz. Sein Sohn, Friedrich Max M., ist der Verfasser dieser Biographie.

Ein Denkmal für den Dichter soll jetzt in seiner Vaterstadt vor dem herzoglichen Gymnasium errichtet werden.

Ein Verzeichniß von Müller's Schriften findet sich im Anhaltischen Schriftsteller-Lexikon von A. G. Schmidt, Bernburg 1830. F. Max Müller.

Müller von Friedberg: Karl Franz Alois Matthias M. (Müller-Friedberg), hervorragender schweizerischer Staatsmann, geb. den 24. Febr. 1755 in Näfels, † den 22. Juli 1836 in Constanz. Er entstammte einer angesehenen katholischen Glarner Familie, die sich bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen läßt, aber keineswegs, wie durch willkürliche Combinationen im vorigen Jahrhundert nachgewiesen werden wollte, in verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem schon im Anfange des 15. Jahrhunderts ausgestorbenen alten Züricher Geschlechte der Müller oder Mülner stand, denen zeitweise die Burg Friedberg bei Meilen angehörte. Sein Vater Franz Joseph M. (1725—1803), ursprünglich Arzt und Glarner Landesbeamter, trat um 1760 in die Dienste des Fürstabtes von St. Gallen, stieg zum Landshofmeister und fürstlichen Conferenzminister empor, erwarb das St. Gallische adelige Landrecht mit dem Prädicat „von Friedberg“ und wurde 1791 durch Kaiser Leopold II. in den Reichsfreiherrenstand erhoben, der auch auf die Söhne überging. Seine Mutter war eine Schwester des Generals Niklaus Franz Bachmann (s. d. Art.). Gebildet auf dem Gymnasium in Luzern, auf der Akademie zu Besançon und an der juristischen Facultät der Salzburger Hochschule trachtete Müller-Friedberg — so schrieb er in der Regel seinen Namen vom J. 1798 an — ebenfalls im St. Gallischen Staatsdienste emporzukommen, wurde von dem wohlwollenden Abte Beda gefördert und verwaltete nach einander das Amt Oberberg oder Goßau (1783—1792) und die Grafschaft Toggenburg (1792—1798). In seiner Amtsführung bemühte er sich mit Erfolg, den Untergebenen die Wolthat eines zugleich streng geordneten und redlich fürsorgenden Regimentes fühlbar zu machen. Daneben nahm er lebendigen Antheil an den geistigen Strömungen seiner Zeit. Er machte sich mit den englischen und französischen Aufklärern vertraut und studirte auch die Hervorbringungen deutscher Litteratur. Er selbst schrieb eine Reihe dramatischer Versuche in deutscher und französischer Sprache, die zwar nicht immer einen geläuterten Geschmack, auf alle Fälle aber ein bedeutendes Formtalent verrathen, so „Das gerettete Helvetien oder Orgetorix“ (St. Gallen 1779, in neuer Bearbeitung 1803), „Morgarten oder der erste Sieg für die Freiheit“ (Schaffhausen 1781), „La prise de Sainte-Lucie“ (Lausanne 1781) und „La fille de seize ans“ (Neuchatel 1785). Dann wandte er sich ernsteren Arbeiten zu. Im Jahre 1790 erschien seine schon früher ausgearbeitete „Philosophie der Staatswissenschaft in Grundsätzen zur gesellschaftlichen Glückseligkeit“, ein Buch, in welchem er gegenüber einem ungeordneten Freiheitsdrang und einer drohenden furchtbaren Anarchie in allen staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen auf die „stille Vernunft“ als die echte Grundlage

des Bürgerglückes hinwies. 1789 veröffentlichte er das historisch-politische Exposé „Ueber der Eidgenossen Staatsinteresse in Absicht auf das Fürstenthum Neuenburg und Vallendis“, im gleichen Jahre die bemerkenswerthe politische Broschüre „Hall eines Eidgenossen“, in der er unter anderm die Abschaffung der Gesandtschaftsinstructionen für die Tagsatzung, die Aufstellung eines alle Glieder der Eidgenossenschaft gleichmäßig umfassenden Bundes und die einheitliche Regulirung des Defensionalsystems verlangte. Es waren Forderungen, die die einsichtigsten Schweizer mit lauter Zustimmung begrüßten, für deren Durchführung der Boden aber noch nicht geebnet war. In der Flugschrift „Réflexions d'un démocrate de l'Helvétie sur la France et ses liaisons avec la république des Suisses“ (Winterthur 1792, anonym) erhob er noch einmal seine Stimme, um die Schweizer vor dem falschen Glanze des französischen Freiheitsideals zu warnen und ihnen eine feste, würdevolle Haltung gegenüber Frankreich zu empfehlen. Während seiner Verwaltung im Toggenburg, über welche seine Briefe an seine Freunde David v. Wyß in Zürich (den späteren Bürgermeister) und den Geschichtsschreiber Johannes v. Müller Aufschluß geben (letztere gedruckt im 5. Bande der von Maurer-Constant herausgegebenen Sammlung, Schaffhausen 1840), nahte die Revolution. Mit großem Geschick wußte er sich in den zunehmenden Schwierigkeiten zurecht zu finden. Indem er einerseits den unabwendbaren Forderungen einer neuen Zeit sich nicht verschloß und schroffe, aufreizende Schritte der äbtischen Regierung zu verhindern suchte, wirkte er anderseits auf den St. Gallischen Volksmann Johannes Küenzle in beschwichtigendem Sinne ein und verstand er es Jahre lang mit der ihm eigenen Geschmeidigkeit und geistigen Ueberlegenheit auch das leicht erregbare Toggenburgische Volk auf der Bahn der Mäßigung und des gesetzlichen Vorgehens zu erhalten. Indessen wuchs die Mißstimmung nach dem Regierungsantritte des Abtes Pankraz Vorster (1. Juni 1796), und zu Anfang des J. 1798 vermochte er den rings um ihn herum ausbrechenden Revolutionssturm nicht mehr zu fesseln. Um ernsteren Ereignissen vorzubeugen, übergab er am 1. Februar in würdiger Form, freilich ohne ausdrückliche Zustimmung des Abtes, der gegen jede Schmälerung der überlieferten Rechte seines Stiftes protestirte, die Verwaltung der Grafschaft Toggenburg an den bestehenden Landrath, nahm in eindrucksvoller Rede Abschied vom Volke und zog sich mit seiner Familie nach Näfels zurück. — Längere Zeit verhielt er sich völlig ablehnend gegenüber der im April 1798 eingeführten helvetischen Republik, die in ihrer entlehnten theoretischen Schablone den elementaren Forderungen politischer Weisheit, der natürlichen, verständigen Weiterbildung gegebener Verhältnisse in schroffster Weise widersprach. Als sie aber doch längeren Bestand zu gewinnen schien, folgte er, nachdem er in den J. 1798 und 1799 den adeligen Stiftsdamen in Schännis als erbetener Protector wesentliche Beihülfe gegenüber den Zudringlichkeiten helvetischer Behörden und fremder Truppen geleistet hatte, zu Anfang des J. 1800 einem Rufe des Vollziehungsdirectoriums als Chef der Domänendivision beim helvetischen Finanzministerium in Bern. Hier, am Sitze einer größeren, centralen Verwaltung, neigte er sich allmälig der unitarischen Parteirichtung zu, die er in seinem „Précis historique sur l'exécution du traité de Lunéville“ (1802) in sehr entschiedener Weise vertheidigte. Seine Geschäftskunde und nie versagende Arbeitskraft verschafften ihm bald Ansehen in den helvetischen Regierungskreisen. Im J. 1802 wurde ihm provisorisch das Staatssecretariat übertragen; nach der Einführung der letzten unitarischen Verfassung vom 20. Mai jenes Jahres, an deren Zustandekommen er einen wesentlichen Antheil hatte, trat er in den helvetischen Staat. Zwischen hinein übernahm er verschiedene diplomatische Missionen, so in das Wallis (August und September 1802), wo es ihm gelang, die selbständige Organisirung dieser nach dem Willen des Ersten Consuls von der

Schweiz abgelösten Republik und die Einsetzung der neuen Regierung im Gegensatz gegen die hemmenden Intriguen des französischen Generals Turreau mit rascher Entschlossenheit durchzuführen. Die von den Waldstätten ausgehende demokratisch-föderalistische Gegenrevolution nöthigte auch ihn zur Flucht von Bern nach Lausanne; er war hier Zeuge der gebieterischen Ankündigung französischer Intervention. Anfangs December finden wir ihn als einen der drei Abgeordneten des Senats (neben dem Waadtländer Pidou und dem Luzerner Rüttimann) bei der helvetischen Consulta in Paris. Der gemäßigte unitarische Verfassungsentwurf, den er hier ausarbeitete, fand bei den föderalistischen Neigungen des Ersten Consuls keine Gnade. Dagegen nahm er eben in Paris die Gelegenheit wahr, sich den Boden für seine spätere Wirksamkeit vorzubereiten. Unter Zuthun einflußreicher Freunde (der französische Senator Demeunier war einst in Besançon sein Lehrer gewesen) wurde er an die Spitze der provisorischen Regierungscommission gestellt, die den durch die Mediationsacte vom 19. Febr. 1803 neu geschaffenen Kanton St. Gallen ins Leben führen sollte. — So kam er im März d. J. wieder nach St. Gallen, auf einen ihm wohlbekannten, wenn auch politisch völlig veränderten Boden. Sofort traf er alle einleitenden Maßregeln zur Organisirung des Kantons und wurde am 15. April zum ersten Mitgliede und Präsidenten der definitiven neuen Regierung gewählt. 28 Jahre lang, durch die Mediations- und Restaurationszeit hindurch, war er nun der eigentliche Lenker des St. Gallischen Staatswesens, das geistige Haupt der Regierung, alle andern Mitglieder des Collegiums überragend durch allgemeine Bildung, praktische Erfahrung und staatsmännisches Talent. Vom J. 1815 an, in der zweiten Verfassungsperiode, führte er den Titel eines „Landammanns“ und präsidirte als solcher jedes zweite Jahr, abwechselnd mit einem Landammann reformirter Confession, die vollziehende und die gesetzgebende Behörde. Mit überraschender Sicherheit wußte er den aus heterogenen Bestandtheilen willkürlich zusammengesetzten neuen Kanton zu einem einheitlichen Ganzen zu gestalten und ihn gegen alle von außen drohenden Gefahren zu schützen. Ohne Rückgedanken an die entschwundene Helvetik anerkannte er die durch die Mediationsacte gegebenen verständigen Grundlagen des Föderativstaates und verfocht mit beinahe leidenschaftlicher Entschiedenheit die Integrität und Souveränetät seines Kantons sowohl in den ersten Jahren seines Bestehens als in der schwierigen Uebergangszeit von 1813 bis 1815. Vor allem bekämpfte er die Tendenzen des Abtes Pankraz, der die während der Helvetik verwirkte Aufhebung des Klosters nicht anerkannte und mit der zähesten Ausdauer die Wiederherstellung seines Stiftes und seine persönliche Wiedereinsetzung in die verlorene Stellung betrieb. M.-Fr., von dem unstreitig richtigen Gedanken geleitet, daß durch das erneuerte Dasein des ehemals so mächtigen und einflußreichen Klosters die ruhige Entwicklung des auch confessionell bunt zusammengewürfelten Staates gefährdet würde — eine Ansicht, die selbst der eine und andere Conventuale, wie der geschichtskundige P. Ildefons von Arx theilte (s. Bd. I, 615) — war entschlossen, das Kloster und den wegen seiner starren Unnachgiebigkeit ihm persönlich widerwärtigen Abt nicht wieder aufkommen zu lassen. Zwei Jahre lang führte er das diplomatische Gefecht durch alle Instanzen, im Kanton, auf der schweizerischen Tagsatzung, in Rom und Paris, und erreichte endlich, daß Napoleon, der alles Entscheidende, trotz der rührigsten Gegenwirkungen von Seite der römischen Curie und äbtischer Agenten in seine Gesichtspunkte einging und im Frühjahr 1805 die Zustimmung zur Liquidation des Stiftsvermögens zu erkennen gab. Am 8. Mai genehmigte der Große Rath in St. Gallen den entscheidenden Gesetzesvorschlag, der, unter Voraussetzung bereits vollzogener Aufhebung des Klosters, die endgültigen Verfügungen über seine Hinterlassenschaft enthielt und den Untergang der altberühmten

Abtei besiegelte. Noch während des Kampfes war es M.-Fr. gelungen, die in der Revolutionszeit nach Vorarlberg, Baiern und Tirol verschleppte Bibliothek des Klosters mit ihren unschätzbaren Manuscripten, sammt dem Stiftsarchiv, für St. Gallen wieder zu gewinnen. Einen Theil des Klostervermögens ließ er im J. 1809, nachdem sein Lieblingsgedanke der Errichtung einer gemeinsamen höheren Lehranstalt an religiösen und finanziellen Aengstlichkeiten gescheitert war, zur Gründung einer katholischen Kantonsschule, die rasch zu erfreulicher Entwicklung kam, verwenden. Noch einmal lebten die Hoffnungen des Abtes auf, als mit dem Ausgang der napoleonischen Gewaltherrschaft alle Errungenschaften der Mediationsverfassung auch im Kanton St. Gallen in Frage kamen. Aber als er im Frühjahre 1814 in Zürich erschien, um persönlich die Restauration des Klosters mit allen früher ausgeübten geistlichen und weltlichen Rechten zu betreiben, stand M.-Fr. wiederum kampfbereit auf der Warte, um jeden Angriff seines Gegners abzuwehren. Auf seinen Wunsch erklärten die in Zürich anwesenden Gesandten der alliirten Mächte Oesterreich und Rußland (Schraut und Capodistria), daß von der Rückkehr des Abtes keine Rede sein könne, und dieser Erklärung gemäß anerkannte auch der Wiener Congreß in präciser Form die Aufhebung des Stiftes, wobei der Kanton nur zur Ausrichtung eines Jahrgehaltes an den Abt († 1829 in Muri) und an seine Beamten verpflichtet wurde. Durch eine Bulle vom 2. Juli 1823 erklärte selbst der Papst die Abtei St. Gallen als erloschen, und in der Freude über dieses Einlenken der Curie gab M.-Fr. nur allzu willig seine Zustimmung zu der nicht eben glücklichen Schöpfung des Doppelbisthums Cur-St. Gallen, das mit seinem St. Gallischen Theil gewissermaßen in das Erbe des Klosters trat. — Die Wirksamkeit Müller-Friedbergs reichte übrigens vielfach über seinen Kanton hinaus. Regelmäßig erschien er als St. Gallischer Abgeordneter auf den eidgenössischen Tagsatzungen. Er gewann hier Ansehen und Einfluß durch Beredsamkeit und parlamentarischen Tact, durch Reife des Urtheils und ausgedehnte persönliche Verbindungen. Er war der behende Wortführer der neuen Kantone, wenn es galt, ihre Interessen gegenüber den bisweilen hervortretenden Begehrlichkeiten der alten Stände zu vertheidigen. Jahrzehnte hindurch schloß er sich eng an Dr. Paul Usteri an, bis der unglückliche „Retorsionsstreit“, in welchem er für energische Repressivmaßregeln gegen die rücksichtslose Zollpolitik Frankreichs auftrat (1822), die intime Freundschaft mit dem zürcherischen Staatsmann löste. Im Frühjahr 1811 kam er als Mitdeputirter des außerordentlichen Gesandten Reinhard nach Paris, um dem Kaiser bei Anlaß der Geburt des Königs von Rom die Glückwünsche der Eidgenossenschaft darzubringen und — was sich freilich als eine trügerische Hoffnung erwies — in jener Zeit der härtesten Continentalsperre einige Handelserleichterungen für die Schweiz zu erwirken. Vom J. 1806 an gab er den „Erzähler“ heraus, ein politisches Wochenblatt, das unter seiner umsichtigen und würdigen Redaction sich bald zu einem der geachtetesten öffentlichen Organe der Schweiz erhob. — Gegen Ende der zwanziger Jahre begann sein Ansehen im Kanton zu sinken. Er war ein im besten Sinne liberaler Staatsmann, aber seine politischen Anschauungen wurzelten in der vorrevolutionären Zeit des 18. Jahrhunderts. Bei begreiflicher Vorliebe für das durch ihn geschaffene und durch die Restaurationsverfassung des Jahres 1814 noch verschärfte Regierungssystem, das den Massen des Volkes nur einen beschränkten Antheil an der Bestimmung öffentlicher Angelegenheiten einräumte, war es ihm unmöglich, auf demokratische Strömungen einzugehen, die er als zerstörende Angriffe auf die von ihm hochgehaltene obrigkeitliche Autorität betrachtete. Aber jüngere Kräfte arbeiteten sich allmälig neben ihm empor, so Gallus Jakob Baumgartner (s. d. Art.), den er selbst mit Rath und That begünstigt hatte. Im Großen Rathe

stellte sich sein eigener Sohn Karl, ein gebildeter Jurist mit scharfer Feder, an die Spitze der Opposition und erreichte, daß die gesetzgebende Behörde sich von der Bevormundung des Regierungsrathes emancipirte. Nach der Julirevolution wuchs ihm die Bewegung, wie so manchem schweizerischen Staatsmann der alten Schule, über den Kopf. Angefacht durch Baumgartner regten sich im ganzen Kanton die während des Jahres 1814 zum Theil gewaltsam niedergehaltenen demokratischen Gelüste. Nach den gleichzeitigen Vorgängen in anderen Kantonen wurde ein Verfassungsrath aufgestellt, der zu Anfang des Jahres 1831 das Grundgesetz im Sinne der Demokratie umgestaltete. Bei der folgenden Neubestellung der Regierung wurde M.-Fr. übergangen; der 76 jährige Greis mußte den Sessel des Landammanns dem energischen Vertreter der neuen Ideen, Baumgartner, überlassen. — Hierauf entschloß sich M.-Fr. zum Wegzug von St. Gallen. Im Spätjahr 1831 siedelte er nach Constanz über, wohin sich bereits sein Sohn Karl zurückgezogen hatte, und dort warf er sich noch einmal auf litterarische Arbeit. Unterstützt von schweizerischen Gesinnungsgenossen schrieb er in den Jahren 1832—1835, bis ins höchste Alter seine geistige Frische bewahrend, 4 Bände „Schweizerische Annalen oder die Geschichte unserer Tage seit dem Julius 1830, mit Rückblicken auf frühere Perioden" (Zürich, bei Orell Füßli u. Comp.). Es war mehr das Werk eines Publicisten, als eines strengen Historikers. Gegenüber den jüngsten Ereignissen konnte er den Groll eines zurückgesetzten Mannes nicht verwinden; es fehlte ihm jene reine Unbefangenheit, die sich über die streitenden Parteien erhebt und die Dinge in ihrer allgemeinen Verkettung und nothwendigen Entwicklung zu verstehen sucht. Aber durch alle Bitterkeit leuchtet doch die warme Liebe zu seinem Vaterlande, für dessen glückliche Gestaltung er mit seiner Feder wirken wollte, indem er frivole Umsturzversuche verurtheilte und die Segnungen einer ruhig fortschreitenden Staatsverwaltung pries. Den vierten Band der „Annalen" schloß sein Sohn mit seinem Nekrolog. — M.-Fr. war ein Mann von vornehmem französischen Wesen und feinen Umgangsformen, gewandt in Wort und Schrift. Bei all seiner ausgedehnten administrativen und diplomatischen Thätigkeit bewahrte er sich den Sinn für ein schönes menschliches Dasein. In freieren Momenten beschäftigten ihn Wissenschaft und Kunst, Theater und Litteratur, gemeinnützige Bestrebungen und Antriebe der Geselligkeit. Mit herzlicher Humanität und Theilnahme förderte er junge tüchtige Männer. Jahrzehnte hindurch bildete sein gastliches Haus einen Mittelpunkt geistigen Lebens in St. Gallen. Hier vor allem hat man sein Andenken dankbar bewahrt. — Seine beiden Söhne starben ohne männliche Nachkommen. Der ältere, Karl (1783—1863), verfaßte unter dem Pseudonym „Philalethes" neben dem erwähnten Nekrolog die Geschichte des Doppelbisthums Cur-St. Gallen im 3. Bande der Schweizer. Annalen. Mit dem jüngeren, Anton († 1873 in Genua), erlosch der Mannsstamm der Müller v. Friedberg.

Vgl. Schweizerische Annalen, IV, 469 ff. Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrgang 1836, S. 446—459 (Abdruck des Nekrologs in den Annalen). Der Erzähler, 1836, Nr. 62 u. 63 (St. Gallen). Neujahrsblatt auf das Jahr 1837, herausgegeben vom wissenschaftlichen Verein in St. Gallen (verfaßt von Prof. Pet. Scheitlin). Baumgartner: Erlebnisse auf dem Felde der Politik, Schaffhausen 1844. Derselbe: Geschichte des schweizer. Freistaates und Kantons St. Gallen, II. Bd., Zürich u. Stuttg. 1868. Gallerie berühmter Schweizer der Neuzeit, von Hasler und Hartmann, II. Bd., Baden 1871. Dierauer: Müller-Friedberg. Lebensbild eines schweizer. Staatsmannes. Mit M.-Fr.'s Porträt und Briefen von Johannes Müller. St. Gallen 1884.

Dierauer.

Müller von Königswinter: Wolfgang M., eigentlich Wilhelm M. geheißen, wurde am 15. März 1816 zu Königswinter am Rhein unterm

Drachenfels geboren, wo sein Vater als praktischer Arzt lebte. Dieser übernahm schon 1819 die Stelle eines Kreisphysikus in Bergheim, einem Städtchen im Jülicher Lande, und hier empfing der Sohn die ersten Jugendeindrücke. Aus der „ziemlich guten“ Elementarschule Bergheims zu Verwandten nach Düsseldorf versetzt, besuchte er hier 1827—1835 das Gymnasium. In dieser Zeit wurde auch die Quelle der Poesie, die lange schon in ihm geschlummert hatte, ans Licht gerufen. Seine dichterischen Versuche, zuerst insgeheim betrieben, erlangten bald Aufmunterung, namentlich durch den damaligen Gymnasiallehrer, späteren Professor Fichte in Tübingen, der einigen Frühlingsliedern des jungen Dichters den Preis zuerkannte. Im Hause der Eltern, die inzwischen von Bergheim nach Düsseldorf übergesiedelt waren, machte M. die Bekanntschaft der Maler A. Achenbach, Alfred Rethel und Jakob Becker; in ihrem Umgange lernte er die Kunst verstehen und würdigen. Auch Robert Reinick, der Maler und Dichter, nahm sich des jüngeren Genossen freundlich an und sandte gelungene poetische Blumen desselben an Adalbert von Chamisso, der sie im „Musenalmanach“ dem Publikum vorlegte. Auf der Universität Bonn, die M. im J. 1835 bezog, studirte er zwar nach väterlichem Wunsche Medicin, ohne indes dem ihm angeborenen Triebe für das Schöne zu entsagen. Daher suchte er auch die bedeutenden Geister auf, die in jener Stadt damals den Musen huldigten, namentlich Kinkel und Simrock; ingleichen war ihm die Bekanntschaft mit Freiligrath und Matzerath, die gelegentlich in Bonn vorsprachen, von hohem Interesse. Ueber Dresden, wo er Tieck begrüßte, ging M. 1838 nach Berlin, um hier seine Studien fortzusetzen und 1840 sein Staatsexamen zu absolviren, worauf er bei einer der in Düsseldorf garnisonirenden Schwadronen als Chirurg eintrat und seiner Militärpflicht genügte. In dieser Zeit sammelte er seine „Junge Lieder“ (1841) und seine „Romanzen und Balladen“ (1841), welche beiden Bändchen von dem strengen Kritiker Wolfgang Menzel als „gar frisch, theils zärtlichen Inhalts, theils schöne und treue Landschaftsmalereien“ gekennzeichnet wurden. Der junge rheinische Poet nannte sich auf den Titelblättern seiner Erstlingsgaben, um sich von dem bekannten Dichter der Griechen- und Müller-Lieder, Wilhelm Müller, zu unterscheiden, Wolfgang, und fügte nach dem Vorbilde anderer Schriftsteller auch seinem Familiennamen noch den Namen seiner Geburtsstadt hinzu. Aus dem Militärdienst ausgetreten, begab sich M. 1842 nach Paris, um in den dortigen Spitälern seine medicinischen Studien fortzusetzen. Der Aufenthalt in dieser Weltstadt wurde ihm durch den Umgang mit Heinrich Heine, Georg Herwegh und Franz Dingelstedt doppelt angenehm; aber schon nach wenigen Monaten rief ihn der Tod des Vaters in die Heimath zurück und verwies ihn auf den eigenen Broterwerb. Er ließ sich in Düsseldorf als praktischer Arzt nieder und knüpfte hier abermals mit den Malern, zu denen er sich besonders hingezogen fühlte, den vielseitigsten Verkehr an. Die glückliche Einwirkung dieses frischen geistigen Umganges ist in seinem epischen Gedichte „Rheinfahrt“ (1846) unverkennbar. Dasselbe feierte den schönen heimathlichen Strom mit solcher Fülle von „Innigkeit, Wärme, Wahrheit und Wohllaut“, daß hier des Dichters eigenstes Wesen so recht aus der Natur, dem Leben und der Geschichte seiner Heimath empor gewachsen erschien. Im November 1847 gründete sich M. durch seine Vermählung mit Emilie Schnitzler aus Köln eine anmuthige Häuslichkeit und ließ zur Feier dieses Ereignisses einen Band „Gedichte“ (1847) ausfliegen, die das volle Glück der Liebe und die heiterste Seelenstimmung des für sein rheinisches Land begeisterten Sängers athmeten. Freilich die politische Gährung des Jahres 1848 trübte wieder einigermaßen den „goldigen“ Wein der Müller'schen Lyrik. Von Düsseldorf nach Frankfurt ins Vorparlament entsendet, begrüßte der Dichter den Umschwung der Dinge mit einer „Ode der Gegenwart“ (1848) und versuchte die Gegenbestrebungen durch ein satirisches Märchen „Germania“ (1848)

zu geißeln. Glücklicherweise dauerte der politische Rausch nicht lange; die rheinische Sagendichtung zog den Liebling in ihren Zauberbann zurück und gab ihm wieder die wohlklingende Laute in die kunstgeübten Hände. So entstanden — abgesehen von dem „Kinderleben in Liedern und Bildern“ von Th. Mintrop (1850) und den Gedichten „Zu Goethe's hundertjähriger Geburtstagsfeier“ (1849) — in den folgenden Jahren „Lorelei. Rheinsagen-Buch“ (1851); „Die Maikönigin. Eine Dorfgeschichte in Versen“ (1852); „Prinz Minnewein. Ein Mittsommerabendmärchen“ (1854); „Der Rattenfänger von St. Goar. Eine rheinische Kleinstädtergeschichte“ (1854); ein Band lyrischer Gedichte „Mein Herz ist am Rheine“ (1857) und die deutsche Reitergeschichte „Johann vom Werth“ (1856). In allen diesen Werken erschien der Reiz, die Kraft und das Vollmaß des Müller'schen Talents zur duftigen Blüthe entwickelt, in der nichts ungesundes und krankhaftes war. Seine Lyrik imponirt zwar nicht durch Tiefe der Leidenschaft, Originalität und hohen Gedankenflug, gewinnt uns aber durch ihren frischen und freien Hauch, ihren musikalischen Ausdruck, ihren zarten Schmelz und sinnlich-poetischen Duft, sowie durch die vorherrschend freudige Natur- und Weltanschauung. Betritt dagegen M. das epische Gebiet, so entfaltet er den ganzen Reichthum seines hervorragenden Talents. „Seine Sprache ist reich und gebildet, seine Verse sind wohllautend, seine Reime beinahe immer glücklich und ungesucht. Seine Gedanken sind immer schön, seine Darstellung ist immer einfach, ruhig und klar.“ — Schon seit 1853 hatte M. seine ärztliche Berufsthätigkeit in Düsseldorf eingestellt und seinen Wohnsitz in Köln genommen, wo er sich nunmehr ganz schriftstellerischer Thätigkeit widmete. In dankbarer Erinnerung an die geistigen Anregungen, die er in der Malerstadt empfangen, widmete er den „Düsseldorfer Künstlern aus den letzten 25 Jahren“ (1854) eine Reihe kunstgeschichtlicher Briefe, übernahm später (1860—1866) auch die Leitung des schon einmal (1851—1852) redigirten „Düsseldorfer Künstler-Albums“, wodurch er eben seine aufrichtige Liebe zur bildenden Kunst bezeugte. Sonst wandte M. seine Thätigkeit vorwiegend der Erzählung und Novelle zu. Außer dem „Münchener Skizzenbuch“ (1856), dem Essay über Alfred Rethel (1861) erschienen die „Erzählungen eines rheinischen Chronisten“ (II, 1860 bis 1861); die deutschen Adelsgeschichten „Vier Burgen“ (1864); die ländlichen Geschichten „Von drei Mühlen“ (1865); die Künstlergeschichten „Zum stillen Vergnügen (II, 1865); das „Rheinbuch“ (1856), Geschichte, Sage, Volksleben und Landschaften des Rheins schildernd; „Eine Fahrt durch's Lahnthal“ (1865) und „Sommertage im Siebengebirge“ (1867). In allen diesen Novellen, Geschichten und landschaftlichen Bildern, welche meistens auch die Heimath ihres Verfassers wiederspiegeln, finden wir Erfindungsgabe, lebenswarmen Anhauch und Lebendigkeit der Gestaltung, wie reizende Gemüthlichkeit, Geist und Humor. Zwischendurch lieferte er auch wol noch ein poetisches Werkchen, wie das epische Gedicht „Aschenbrödel“ (1862) und das „Märchenbuch für meine Kinder“ (1866). Im letzten Jahrzehnt seines Lebens bewarb sich M. auch vielfach um die Gunst der dramatischen Muse, und in einem besonderen Falle mit ganz entschiedenem Glück. Am 2. November 1863 verhalf Friederike Goßmann seinem Lustspiele „Sie hat ihr Herz entdeckt“ in Nürnberg zu einem glänzenden Siege, und gehört dasselbe seitdem zum ständigen Register der deutschen Bühne. Dieser schöne Erfolg feuerte den Dichter an, auf der so glücklich betretenen Bahn weiter zu schreiten, und so entstand denn seitdem eine Reihe von Dichtungen, von denen ein Theil als „Dramatische Werke“ (VI, 1872) erschienen ist. Eine nach dem Süden unternommene Reise zeitigte 1868 ein Büchlein, das unter dem Titel „Der Pilger in Italien“ in einer großen Anzahl von Sonetten die dort empfangenen Eindrücke wiedergab. In dem darauf folgenden Jahre hatte der Dichter

den herben Schmerz zu bestehen, seinen ältesten Sohn, einen hoffnungsvollen Jüngling, an einem unheilbaren Lungenleiden erkranken, hinsiechen und sterben sehen zu müssen. Seitdem schien seine Seele nicht mehr die alte Fröhlichkeit zu haben, sondern von einem leisen Flor bedeckt zu sein. In dieser schwermüthigen Stimmung suchte er Trost bei der alten lieben Romantik und dichtete den „Zauberer Merlin“ (1871). Das Kriegsjahr 1870 gab ihm wieder neue Spannkraft und „Durch Kampf zum Sieg“ (1870) sang er eine Reihe kräftiger patriotischer Streitlieder, wie er denn auch, um den vom Schlachtfelde heimkehrenden verwundeten Kriegern sich hülfreich zu erweisen, zeitweise zu seinem ärztlichen Berufe zurückkehrte. Im J. 1871 begann er die Werke seiner eigentlichen Blüthezeit gesammelt herauszugeben; doch erlebte er den Abschluß dieser Sammlung „Dichtungen eines rheinischen Poeten“ (VI, 1871—1876) nicht mehr: ein Leberleiden machte im Sommer 1873 seine Uebersiedelung nach dem Bade Neuenahr nöthig, und dort ist er am 29. Juni 1873 gestorben. Seine Ruhestätte hat er in Köln gefunden.

Kölnische Zeitung vom 5. Juli 1873. — Ignaz Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter, 3. Bd., S. 263. — Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur, 4. Bd., S. 184 u. 394. — Joh. Minckwitz, Der neuhochdeutsche Parnaß, S. 600. Franz Brümmer.

Müller von der Lühne: Burchard M., General, aus einem alten in Lüneburg angesessenen Geschlecht, war der Sohn eines kaiserlichen Officiers Bernhard Müller, welcher sich, unter Maximilian II. und Rudolph II. im Türkenkriege in Ungarn auszeichnete, und aus dessen Ehe mit Lucia, einer Tochter des kaiserlichen Obersten Jacob v. Steinbach, am 10. März 1604 geboren. Durch seinen Vater, welcher nach erlangtem Abschiede in die Heimat zurückkehrte, und im Herzogthum Verden lebte, für den militärischen Beruf begeistert, trat er i. J. 1623, im Alter von 19 Jahren, in schwedische Dienste und nahm unter Jacob de la Gardie an dem Kampfe gegen Polen theil. Dann folgte er den ruhmvollen Fahnen Gustav Adolphs im dreißigjährigen Kriege, und zeichnete sich bei Leipzig und Lützen in dem Grade aus, daß er zum Rittmeister ernannt wurde. In der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen (1634) rettete er sich durch kühne Gewandtheit und Tapferkeit aus der Umzingelung der Feinde, und gewann nach dem Wechsel des Glückes, unter Banner und Torstenson, die Achtung seiner Vorgesetzten in so hohem Maße, daß er 1636 zum Major und 1641 zum Obersten emporrückte. Im weiteren Verlaufe des Krieges ehrte ihn der Feldmarschall Karl Gustav v. Wrangel 1647 durch die Ernennung zum Generalmajor, als welcher M. auch an der letzten Waffenthat des Krieges, der Erstürmung von Prag, theilnahm. Nach dem westphälischen Frieden wurde er Stadtcommandant von Greifswald, wo er ein noch bestehendes Haus (Langestr. Nr. 55) bewohnte. und zeichnete sich in den Kriegen Karl X. Gustavs gegen Polen und Brandenburg in der Weise aus, daß er 1655 zum Generallieutenant und zum General der Cavallerie erhoben wurde. Von besonderer Bedeutung ist die Vertheidigung Greifswalds (1659, Sept. 23—30), bei welcher er, trotz der Minderzahl seiner Truppen und des Verfalls der Außenwerke, von den Bürgern unterstützt, zwei Bestürmungen des Großen Kurfürsten mit solcher Energie zurückwies, daß dieser die Belagerung aufgab, eine so hervorragende Kriegsthat, daß sie durch eine Abbildung in einem dem Ruhme Karl X. gewidmeten Kupferwerke verherrlicht wurde. In der Folge lebte er auf seinen Gütern Ludwigsburg, Mellentin und Netzow, welche er 1650 erwarb, und bei dieser Gelegenheit geadelt, zur Erinnerung an die Abstammung von seinem Großvater Anton Müller, Salzjunker in Lüneburg, den Namen „Müller v. d. Lühne“ annahm. Nach seinem Tode (1670 Juli 22), gingen die Güter auf seine Söhne Freih. Carl Leonhard und Jacob Heinrich

M. v. d. L. über, von denen jener (1707) als Generallieutenant, dieser (1713) als Amtshauptmann starb. Vater und Söhne sind in prächtigen Sarkophagen in einer Capelle der Greifswalder Nicolaikirche beigesetzt, über welcher ihre Wappen mit Siegestrophäen aufgestellt wurden.

Progr. funebr. rectoris Alb. Vogt, 1671 in den Vitae Pom.; Schwarz, Einl. z. Pom. Dörferhistorie, 1734, S. 24; Gesterding, Beitr. z. G. Gr. p. 275; Kosegarten, Balt. Stud. XVI, 2, 148; Dähnert, Pom. Bibl. IV, 281.

Pyl.

Müller von Reichenstein: Franz Joseph M., Freiherr von R., Montanist und Mineraloge, geb. am 1. Juni 1740 in Wien, gestorben am 12. October 1825 daselbst (nach Andern 1826), war der Sohn eines siebenbürgischen Thesauratiatsrathes. Nach beendigten Universitätsstudien in Wien bezog M. 1763 die Academie zu Schemnitz, um sich in dem Montanwesen auszubilden und erhielt nach Vollendung dieser Studien 1768 die Stelle eines ungarischen Markscheiders, wurde dann 1770 zum Oberbergmeister und Bergwerksdirector nach dem Banat berufen und 1778 zum wirklichen Bergrath zu Schwaz in Tirol befördert, wo er als sehr geschickter Bergmann den dortigen Kupferbergbau leitete und sich außerdem auch wissenschaftlich mit mineralogischen Studien befaßte. Aus dieser Zeit stammt eine damals bemerkenswerthe Abhandlung, über den Turmalin: „Nachricht von dem in Tirol entdeckten Turmalin“, Wien 1778. Nach kurzer Zeit erhielt M. die ehrenvolle Stelle eines Oberininspectors des gesammten siebenbürgischen Montanwesens und wurde, da seine Thätigkeit reiche Früchte trug, 1788 zum wirklichen Gubernialrath ernannt und in den erblichen Ritterstand mit dem Namen von Reichenstein erhoben. Endlich erhielt er 1802 eine Berufung nach Wien mit der Verleihung des Titels eines k. k. Hofrathes. Schon 1762 hatte M. zu Nagyag in Siebenbürgen ein neues Metall (Tellur) in dem gold- und silberhaltigen, später als Weißtellur oder Sylvanit bezeichneten Erze vermuthet und hierüber zwei Abhandlungen in Born's „Physik. Arbeit. d. einträcht. Freunde in Wien“ 1783 und 1784 veröffentlicht. Der berühmte Klaproth bestätigte bald darauf durch eine chemische Analyse die Richtigkeit der Müller'schen Vermuthung. Einige kleine Publicationen erschienen in verschiedenen Fachschriften. M. war vor Allem Praktiker und verstand es seine sehr umfassenden und gründlichen Kenntnisse im Gesammtgebiete des Montanwesens auf das vortrefflichste und in erfolgreicher Weise thatsächlich zu verwerthen, daher er mit Recht als einer der hervorragendsten Montanisten seiner Zeit gelten kann. Bis 1818 begleitete M. die Hofstelle in Wien, ließ sich dann quiesciren und wurde 1820 in den Freiherrnstand erhoben. Er erreichte das hohe Alter von 85 Jahren. Viele gelehrte Gesellschaften hatten ihn zu ihrem Mitgliede ernannt. Auch wurde ihm das Ritterkreuz des St. Stephansordens verliehen. Seine Verdienste um die Förderung der mineralogischen Wissenschaft suchte man dadurch zu ehren, daß der Hyalith mit dem Namen Müller'sches Glas und Weißtellur als Müllerin bezeichnet wurde.

Neuer Nekrolog d. D. v. Voigt, III, 725. Wurzbach, Biogr. Lex. 19.

v. Gümbel.

Müller: Friedrich Konrad M., unter dem Namen Müller von der Werra bekannt, geb. am 14. November 1823 zu Ummerstadt in Sachsen-Meiningen-Hildburghausen. Sein Vater war Pfarrer; der Sohn, zur Pharmacie bestimmt, ward Apothekerlehrling in Hildburghausen und ging in der Mitte der vierziger Jahre nach Heidelberg um daselbst seine chemisch-naturwissenschaftlichen Studien zu beenden. Hier, in der Stadt der Musen, des schönsten Denkmals deutscher Renaissance, das infolge einheimischer Ohnmacht von ausländischen Händen barbarisch verwüstet wurde, fand der Jüngling, dessen Dichten und

Trachten sich von nun an um Deutschlands Einheit und Größe drehen sollte, seinen wahren Beruf, die Poesie. Sein leitender Genius erschien ihm hier in der Person der excentrischen Dichterin Wilhelmine von Chezy (Bd. IV. S. 119), welche ihren Schützling auch mit Geldmitteln unterstützte, so daß er in Stand gesetzt war, die Pharmacie mit der Medicin zu vertauschen. Da kam das Jahr 1848, das auch M. in seine Strudel zog; sein lebhafter Sinn für öffentliche vaterländische Angelegenheiten zeigte sich zunächst in der Hingabe an die Ideale der Märztage des bedeutsamen Jahres; zum Glück fand der zur Besinnung Gekommene, was nicht einem Jeden gelang, später die Brücke zu der neuen deutschen Zeit, einer Zeit, die in dem Jahre 1870 ihre Krönung erfuhr, das M. selbst noch begeistert feierte. Zunächst mußte der Fünfundzwanzigjährige Deutschland verlassen und er flüchtete nach der gastlichen Schweiz, vorläufig noch an seinem Brotstudium festhaltend; in Zürich und Bern studirte er Medicin; in letztgenannter Stadt nahm er auch eine Stelle als Assistenzarzt an; aus dieser Zeit stammt auch das Wenige, was M. an fachwissenschaftlichen Werken schrieb, seine „Rationelle Heilkunde“, die in Erlangen erschien. Von nun an warf er die Medicin über Bord und widmete sich ganz der schönen Litteratur. Auch sein Vaterland erschloß sich ihm wieder; nachdem er in der Schweiz nacheinander in Genf, Zürich, Bern und St. Gallen seßhaft gewesen war, siedelte er nach Kamburg a. S. über; Haltepunkte seines weiteren wie es scheint etwas unruhigen Lebens bildeten Weimar, Nürnberg, Koburg, Gotha und zuletzt Leipzig, woselbst der Dichter am 26. April 1881 starb. Das letzte Jahrzehnt seines Lebens war nicht arm an mannigfachen Ehrenbezeigungen, die dem ehrlichen Patrioten auch zukamen; 1869 bereiste M., der auch als Vertreter mehrerer amerikanischer Zeitungen journalistisch sich bethätigte, als Ehrengast des Khedive bei der Eröffnung des Suezkanals Egypten; 1871 ernannte ihn die Universität Jena zum Dr. honoris causa und im darauffolgenden Jahre seine Vaterstadt Ummerstadt zum Ehrenbürger.

Was die Poesie Müller's von der Werra anbelangt, die sich in ihrer Hauptsache auf die Lyrik beschränkt, so muß man sich einerseits vor der Ueberschätzung seiner einem etwas wohlfeilen Turnerpatriotismus huldigenden Richtung hüten, wie andererseits vor Unterschätzung; denn die Masse, für deren festliche Gehobenheit der Dichter vorwiegend sorgte (für verschiedene deutsche Sängerfeste verfaßte er die Festgesänge), braucht solche poetische Waare, die sich zu ihr herabläßt, um erwärmt zu werden. Unterscheiden muß man auch zwischen dem, was M. in seinen letzten Jahren schrieb, die regelmäßigen Huldigungsgedichte zum 22. März, 23. April, 2. September, welche allzusehr eine künstlerische Erschöpfung verrathen, und seinen früheren, besseren Leistungen. Etwas wirklich Bedeutsames ist seiner Feder nicht entströmt. Dagegen verstand er seine patriotischen Ergüsse in eine schöne Form zu fangen und seine Lieder sangbar zu machen. Diese Lieder sind denn auch von Componisten wie Spohr, Lindpaintner, Lachner, Zöllner, Methfessel, Abt u. a. in Musik gesetzt und so bekannt geworden. Seine erste Gedichtsammlung „Die Reime“ kam 1849 heraus, seine letzte „Hohenzollern-Preis“ 1879; die drei Decennien, welche diese beiden Jahreszahlen in sich schließen, umfassen folgende lyrischen Bücher: „Der Freiheit Wunderhorn“ (Zeitgedichte), 1850; „Der Liederhort“, 1851; „Amoranthos“, 1855; „Ein Lorbeerkranz“, 1857; „Ein deutscher Eichenkranz“, 1857; „Flamboyant“ (Zeitgedichte), 1859; „Schwert und Schild“ (Vaterlandslieder), 1860; „Alldeutschland“, 1861; „Das Buch der Lieder“ (Vaterländische Gedichte), 1866 und „Deutscher Kinderfrühling“, 1869. Als Herausgeber fungirte M. v. d. Werra in dem „Deutschen Liederhort“, 1869 und in dem vortrefflichen „Reichskommersbuch“, 1875 (7. Aufl., besorgt von Felix Dahn und Karl Reinecke 1885), auch in dem „Thüringer Volkskalender“, der vier Jahrgänge (1860—1863) erlebte und der Wochenschrift

„Die neue Sängerhalle“, die es auf zehn Jahrgänge (1861—1871) brachte. Seinem Heimathland setzte der Sohn Thüringens ein praktisches Denkmal in dem Reisehandbuch „Thüringen“, 1861. Auch auf das Gebiet der Novelle wagte sich M.; es erschienen zwei Erzählungen von ihm: „Der Johannistraum“, 1860 und „Ererbt und ergerbt“, 1871. Julius Riffert.

Müllner: Adolf M., s. Band XXIII, am Schlusse d. Artikel aus M.

Müllner: Johannes M., Nürnberger Rathschreiber und Historiograph, geb. am 1. April 1565 zu Nürnberg, † daselbst am 15. August 1634, Sohn des gleichnamigen Nürnberger Geistlichen, der zuletzt die Stelle eines Schaffers bei St. Sebald bekleidete, wurde schon früh von seinem Vater zu den Studien angehalten, besuchte später die Universitäten Altdorf, Heidelberg und Ingolstadt, um Philosophie und Jurisprudenz zu studiren. Wie er selbst einmal bemerkt, zog ihn eine besondere Neigung zum Studium der Geschichte hin. Im J. 1588 bezog er, angelockt durch den Ruf des damals von Leyden nach Altdorf gekommenen Rechtslehrers Hugo Donellus, zum zweiten Male diese Universität und hörte auch den berühmten Hubert Giphanius. Er gehörte dann zu der Zahl jener Studenten, die letzterem 1590 nach Ingolstadt folgten. 1592 bot er dem Nürnberger Rath seine Dienste an, der ihn im Juni dieses Jahres auf zwei Jahre als syndicus supernumerarius anstellte. Eine Berufung an den kurpfälzischen Hof zu Amberg, an den er von befreundeter Seite empfohlen war, hätte, wenn er ihr gefolgt, seinem ganzen Leben und Wirken eine andere Richtung gegeben: am Tage nämlich, als er in seinem Amte bestätigt worden, reiste ein kurpfälzischer Rath durch Nürnberg, welcher den Auftrag hatte, mit ihm wegen Anstellung als Secretär der pfälzischen Regierung zu verhandeln. Da er dem Rath bereits Pflicht geleistet, so mußte er, wie er sich ausdrückt, „die angetragene Gelegenheit aus Handen lassen und Gott befehlen . ., der Zuversicht, daß solches nicht ohne seinen Rath und sonderbare Schickung also geschehen und vielleicht zu seiner Wohlfahrt in andere Weg gereichen würde, wie der eventus hernach bezeuget.“ Nachdem er sechs Jahre lang der Stadt als Syndicus gedient, wurde ihm von dem Deputirten zur Kanzlei, Anton Geuder, 1598 die Kanzleiregistratorstelle angetragen, welche er im Mai dieses Jahres antrat. Schon zwei Monate später wurde er auf Absterben des M. Johann Preu zum Kanzlisten und am 15. November 1602 zum jüngeren Rathschreiber befördert, 1603 kam er in den größeren Rath und rückte am 1. August in die durch den Tod des Christoph Girschner erledigte Stelle des älteren Rathschreibers vor, in welcher er bis zu seinem Tode thätig war.

M. gebührt das bleibende Verdienst, die Geschichte seiner Vaterstadt auf urkundliche Basis gegründet zu haben. Den ersten Anstoß zur Abfassung seiner damals berühmten und heute noch immer geschätzten Annalen gab der gänzliche Mangel eines nur irgendwie zuverlässigen Werkes über Nürnberger Geschichte. Die Chroniken, die er vorfand, konnten unmöglich den höheren Anschauungen, die er an eine geschichtliche Darlegung zu stellen gelernt hatte, auch nur im entferntesten genügen. So reich sie an Zahl, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts durch immer neue Machwerke ins Ungemessene anschwoll, ebenso arm und unbedeutend war ihr geschichtlicher Werth. Für die ältere Zeit auf der Tradition und weiterhin hauptsächlich auf Meisterlin's bekannter Exaratio rerum gestarum civitatis Neurobergensium vom Jahre 1488 sich aufbauend, verschmähten sie es nicht, die Lücken und Mängel in ihrer Darstellung durch willkürliche Erdichtungen und passende Ausschmückungen zu ersetzen und zu verdecken. Es ist nicht uninteressant, Müllner's Urtheil über Sigmund Meisterlin zu vernehmen. Er spricht sich dahin aus, daß Meisterlin von den Geschichtsschreibern vor ihm und von den alten Klosterchronisten nur den geringeren Theil gelesen, da er

„sonsten sein historisches traktätlein ohne Zweifel etwas locupletius und ausführlicher“ gemacht haben würde. Die deutsche Bearbeitung aber, die er in irriger Weise dem Kirchenmeister bei St. Sebald, Schreier und dessen Schwager Friedrich Kammermeister zuschreibt, bezeichnet er als etwas „übel und unverständlich“ abgefaßt. Von der Fortsetzung dieses Werkes, die von diesen beiden bis auf ihre Zeit und dann noch weiter von Anderen unternommen worden sei, hätte er gewünscht, daß sie entweder mit gutem Grund und mit Verständniß durchgeführt, oder lieber ganz unterblieben wäre. So aber stütze sie sich auf ungenügende Berichte, und die Verfasser hätten oftmals selbst nicht verstanden, was sie geschrieben. Noch mehr aber beklagt er die späteren schändlichen Verunstaltungen und die Aufnahme von Dingen, die es mehr zu einem Pasquill als einem unparteiischen Geschichtswerke gestempelt, weshalb sich der Rath sogar veranlaßt gesehen, solche Schmähschriften bei den Bürgern, wo er sie gefunden, zu confisciren. Zunächst dachte M. nun durch Correcturen, Ausscheidung des Ungereimten, Ergänzung der Lücken durch wohlbegründete Darlegungen noch etwas erreichen zu können, kam aber bald zu der Einsicht, daß er so nur ein Flickwerk zu Stande bringen werde. So wurde der Gedanke eines vollständig neuen Annalenwerkes in ihm lebendig. Unter seinen Händen verbreiterte sich die Arbeit zu größerem Umfange, als er sie anfangs geplant hatte: ungern ließ er bei Seite, was er für die Herleitung der städtischen Gerechtsame und für die Befriedigung des wißbegierigen Lesers als nothwendig und geeignet erachtete. Für die ältere Zeit fußte er auf den Geschichtsschreibern und Chronisten des Mittelalters, deren Angaben er mit Umsicht, Verständniß und auch nicht ohne kritischen Sinn zu verwerthen weiß. Er unterläßt es nicht, wo ihm Zweifel an der Richtigkeit der Quellenangaben aufstoßen, darauf hinzuweisen und Stellung zu nehmen, er vergißt es nicht, die benutzten Werke namhaft zu machen und nur das, was er aus unverwerflichen Urkunden oder aus dem Stadtarchiv geschöpft hat, setzt er für beständig und gewiß. So glaubt er selbst, ohne ruhmredig zu sein, die Zuversicht hegen zu dürfen, daß von der Stadt Nürnberg Herkommen und Gerechtsamen nie so viel und mit besserem Grund in ein corpus zusammengetragen sei als in seinen Annalen, und daß Jemand, der von dem Herkommen, den Freiheiten, Gewohnheiten und Zugehörungen der Stadt durchaus keine Wissenschaft besäße, in wenig Wochen mehr Berichts daraus schöpfen könne, als er sonst, selbst wenn er dem Stadtregiment beständig beigewohnt hätte, durch „tägliche Erfahrung und Experienz“ in einigen Jahren würde erreichen können.

Was den Annalen Müllner's ihre große Bedeutung gab, war der Umstand, daß sie auf archivalischen Studien beruhten. In seiner amtlichen Stellung fand er reichliche Gelegenheit, die damals noch unversehrten Schätze des Rathsarchivs während der 25 Jahre, die ihn die Bearbeitung seiner Annalen beschäftigte, zu heben. Die dort niedergelegten Urkunden und Acten, die alten Ordnungen und Gesetze, die Rathsbücher und Rathsmanualien, die Stadtrechnungen und sonstigen Aufzeichnungen hat er für sein ausgedehntes Werk nutzbar machen können, dem selbst seine Gegner die Anerkennung seines Werthes nicht versagen konnten. So sind die „Annalen der löblichen weitberühmten Reichsvesten und Stadt Nürnberg“ entstanden, die die Geschichte der Reichsstadt von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1600 behandeln. Am 22. Octbr. 1623 konnte M. die auf Amtskosten gefertigte officielle Abschrift, 4 mächtige Folianten mit sauber gemalten Karten und Wappen illustrirt, an den Rath übergeben. Müllner's Annalen nehmen unter den historischen Werken seiner Zeit eine hervorragende, wenn nicht die erste Stelle ein. Wie bereits angedeutet, waren sie ein durchaus selbständiges Werk, das von dem Einflusse der sonstigen historiographischen Erzeugnisse fast un-

berührt geblieben war. Auf Quellen gegründet und die historische Litteratur der Zeit mit Umsicht benützend bekunden sie durchgehends die ausgebreiteten Kenntnisse, den praktischen Sinn und die kritische Methode des Verfassers, durch die er so vortheilhaft von der Schar zeitgenössischer Chronisten absticht und die ihn lehrt, mit hergebrachten Fabeln und Fictionen auf Grund eingehendster Forschung zu brechen und aufzuräumen. Andererseits ist von competenter Seite mit Grund darauf hingewiesen worden, daß den Annalen „die genauere Kenntniß des Mittelalters, die schärfere Unterscheidung der benützten Quellen nach dem Maß ihrer Glaubwürdigkeit, die rücksichtslosere Beseitigung der aus den gemeinen Chroniken geschöpften Ueberlieferung“ fehle. Aber dieses Urtheil verliert ein gutes Theil seiner Härte durch den einschränkenden Beisatz, daß M. auch hierin viel weiter gegangen ist „als die meisten seiner Nachfolger“, daß diese Erfordernisse, die erst die fortgeschrittene moderne Wissenschaft uns als Gemeingut erworben, überhaupt der Zeit des Verfassers abgehen. Und aus seiner Zeit und nicht etwa nach dem Maßstab, den die moderne Kritik anzulegen berechtigt ist, will der Verfasser der Nürnberger Annalen beurtheilt sein, der zudem jener Vorarbeiten, Hülfsmittel und Vorbilder entbehrte, die überall dem modernen Darsteller zur Seite stehen und es ihm oft schwer machen, vom richtigen Wege abzuweichen. Es wird daher den Werth der Annalen nur wenig beeinträchtigen, wenn kleinere Mängel und Verstöße in denselben nachgewiesen werden können. Ueberschätzte man einerseits ihre Bedeutung, wenn man alle Nürnbergische Geschichte als auf ihnen beruhend, wenn man sie für die Grundlage jeder geschichtlichen Arbeit über Nürnberg erklärte, sei es über das Ganze oder über Einzelnes: so unterschätzte man sie andererseits ebensosehr, indem man ihrem Verfasser wegen kleinerer Irrthümer und Verstöße, wegen des Zuviel oder Zuwenig, wegen des stark ausgesprochenen protestantischen Standpunktes am Zeuge zu flicken für nöthig hielt. Solchen Angriffen gegenüber verlohnt es, M. selbst als Anwalt sprechen zu lassen. Er bittet in den Schlußbemerkungen zu seinen Annalen, man möge sie mit Wohlwollen beurtheilen und im Fall zu wenig oder zu viel geschehen, oder etwas übergangen wäre, das hätte berücksichtigt werden sollen, so möge man ihm das nicht zum ärgsten ausdeuten, sondern günstig bedenken, daß in solchen Werken zu keiner Perfection zu gelangen und daß der Sache Genüge geschehen, wenn das Nöthigste, soweit es erreichbar, in entsprechender Weise ausgeführt worden. Er erinnert daran, welche Zeit und Mühe das Lesen und kritische Vergleichen der vielen Autoren, das Studium weitläufiger Schriften und verstümmelter Acten erfordere, um nur einen kurzen und endgiltigen Bericht daraus entnehmen zu können. Und diesen habe er später häufig noch ergänzen oder kürzen, oft gar zurückziehen oder umarbeiten „und in einen neuen Model gießen müssen“. Diese Schwierigkeiten aber würden ihn zu Zeiten veranlaßt haben, von seinem Werke, an dem er neben seinen Amtsgeschäften über 25 Jahre gearbeitet, abzustehen, wenn ihn nicht wieder „amor patriae et studium cognoscendae antiquitatis“ zur Fortsetzung angeeifert hätten. Er wird es Jedem Dank wissen, der in Zukunft sein Werk verbessern und ergänzen wird und bittet Jeden, der Nachwelt die Ergebnisse seiner Forschungen nicht zu mißgönnen, zumal es sein eigenes Bestreben gewesen, „fidem historicam zu prästiren“ und sich bei seinem „Vaterland eine geringe Gedechtnuß zu hinterlassen“. — Obschon die Annalen Müllner's ihrem Namen entsprechend im allgemeinen in der Jahresfolge voranschreiten, so ist doch bei der Behandlung von Verhältnissen und Einrichtungen, die ihrer Natur nach nur eine zusammenhangende Entwicklung vertragen, die rein annalistische Folge durch längere Excurse unterbrochen. Als solche Excurse haben zu gelten die Abhandlung über die Ankunft der Franken, der Bisthümer Würzburg, Eichstädt, Regensburg, Bamberg,

über die Kirchen und Klöster in der Stadt, über den Ursprung der Reichsvogtei in Nürnberg, über das Burggrafenthum und die Burghuten der Reichsveste, über die Topographie des Nürnberger Gebietes u. s. f., Ausführungen, die jetzt allerdings in vielen Theilen als veraltet zu bezeichnen sind. Gewissermaßen als selbständige Excurse stellen sich die Relationen dar, die M. nach Abschluß der Annalen verfaßte, Deductionen vorwiegend staatsrechtlichen Charakters, die den Besitzstand und die Gerechtsame der Stadt gegen äußere Ansprüche, namentlich gegenüber denen des benachbarten Markgrafenthums vertheidigen und sicherstellen sollten.

An die Bearbeitung der Relationen ging M. in Folge besonderen Auftrags des Aelterencollegiums. In dem Verlaß vom 26. Nov. 1624 beschloß dasselbe, von M. eine Erklärung zu verlangen, ob er sich getraue mit Zuziehung des Dr. Richter und des Losungsschreibers Elias Oelhafen aus den Annalen einen kurzen aber genügenden Extract oder Compendium einzig und allein über die bedeutsamsten Regierungsangelegenheiten zu ziehen und diesen durch die Urkunden der Losungsstube zu erhärten, damit man sich dieses Compendiums wie eines Spiegels und kurzen Begriffs der Stadt Anfang, Ehre, Würde und Aufnahme, der merklichen Aenderung ihrer Regalien, Privilegien, Herrlichkeiten, Rechte und Gewohnheiten . . . in der Regierung der Stadt in Friedens- und Kriegszeiten zu gemeinem Nutzen und der Bürgerschaft Ehre wohl bedienen möge. M. ging unverzüglich an die Arbeit und vollendete bis zum J. 1628 21 Relationen, in denen er übrigens die Gerechtsame der Stadt viel ausführlicher als in den Annalen behandelte. Der Rechtsconsulent Dr. Richter aber, dem M. sie zunächst zum Lesen und Revidiren gab, machte, wie M. bemerkt, nur an manchen Stellen kurze Erinnerungen und ließ sie sich sonst wohlgefallen. M. bezeichnet sie insgemein als „Relatio und Deductio der löblichen Reichsstadt Nürnberg vor alters erlangten vnd seithero continuirlich hergebrachten vnd vermehrten vornembsten Recht und Gerechtigkeiten, zu was Stand dieselbe heutigen Tags begriffen“. Im Einzelnen behandeln sie folgende Materien: Die Nürnberger Reichsveste und die mit derselben verbundene Reichsvogtei, das Burggrafenthum, das Landgericht des Burggrafenthums, das Schultheißenamt, die Wälder, den Wildbann, das Geleite, den Zoll, die Münzgerechtigkeit, der Stadt Reichsunmittelbarkeit, das Stadtregiment und Rathhaus, die Befreiung von fremden Gerichten, das Privileg der Verfolgung schädlicher Leute, das Oeffnungsrecht bei den Landhäusern im Nürnbergischen Gebiet und an anderen Orten, die Steuergerechtigkeit, die Juden und deren Austreibung, die Reichslehen, die böhmischen Pfandschillinge und Lehenschaften, das alte Spital und deutsche Haus, die Religionsänderung, der Stadt Bündnisse. Dazu kam noch nachträglich (nach 1629) die Relation, „wann vnd mit was gelegenheit der kayserliche Ornat vnd Reichskleinodien auch das daran gehangte heilthumb in die Stadt Nürnberg gebracht vnd in des raths verwahrung auf ewig befohlen worden“, die in der anfangs 1634 von M. übergebenen officiellen Abschrift noch enthalten ist. Wie man sieht, sind die Ansätze meist schon in den Annalen enthalten, zuweilen sogar in ziemlich ausgedehnter Gestalt, wie bei den Ausführungen über die Reichsvogtei, das Stadtregiment und alte Rathhaus, die Deutschherren. Alle diese auf urkundlicher Grundlage beruhenden und für jene Zeit hochbedeutsamen Erörterungen sollen in erster Linie dem Zwecke dienen, den Rechtsbeiständen der Stadt bei Handhabung ihrer Rechte und Gerechtigkeiten als Information zur Seite zu stehen. Diese Dinge, bemerkt M., seien aus den gemeinen Rechtsbüchern nicht zu erlernen und so sei leicht einzusehen, daß die von fremden Orten berufenen Consulenten der Stadt mit Nutzen nicht würden dienen können, wenn sie nicht zuvor über Herkommen und Gerechtsame derselben genugsame Wissenschaft erlangt hätten. Und diese nothwendigen Kenntnisse würden sie sich aus

seinem Werke in wenig Monaten oder Wochen aneignen können, wozu „sie sonst durch lange Experienz und in ziemlicher Zeit nicht würden gelangen können“. Die Relationen galten nachmals, wie mit Recht bemerkt worden, „ebenso als endgültiger Codex des Nürnbergischen Staatsrechts, wie jene Annalen als authentische Geschichte der Stadt gegolten haben“. Was das M. vom Rath ausgezahlte Honorar angeht, so hatte er nach einem Schuldbrief des letzteren bis zum Jahr 1629 „wegen seiner verfertigten Annalium daraus gemachten Compendii und etlicher Relationen in gemeiner Stadt nutzbaren Regimentsachen“ nach und nach 1000 Gulden erhalten, die mit 5procentiger Verzinsung auf der Losungstube angelegt waren. Zu den Relationen findet man bisweilen auch den „Discurs, ob Georg Rixner's, gewesenen bayrischen Herolds, teutsches Thurnier-Buch pro scripto authentico zu halten und wie weit demselben Glauben zuzustellen sei“, gerechnet, den indeß M. selbst nicht den Relationen zugezählt hat. Rixner's Turnierbuch giebt eine genaue Beschreibung von 37 Turnieren, die nach ihm von dem ersten angeblich unter König Heinrich I. zu Magdeburg bis zu jenem im Jahre 1457 zu Worms gehaltenen, sollen stattgefunden haben. Rixner stellt im Eingang des im J. 1580 zum ersten Mal in Simmern aufgelegten Buches die Behauptung auf, er habe das Original mit Hülfe des einstigen Besitzers, des Magdeburger Stiftsvicars Joh. Kirchberger, an den es aus dem Nachlaß des Erzbischof Johannes von Magdeburg, eines geborenen bairischen Herzogs, gekommen aus dem Niederdeutschen ins Hochdeutsche übertragen. Auch Rixner's Wunsch, es außer ihm Niemand mehr anzuvertrauen, habe Kirchberger entsprochen, indem er es vor seinen Augen dem Feuer übergeben. Das Turnierbuch G. Rixner's hat schon bald erhebliche Zweifel und begründeten Verdacht erregt. Spangenberg in seiner Mansfeldischen Chronik, der bairische Geschichtsschreiber Wig. Hund, der schweizerische Chronist Joh. Stumpf, weiterhin Goldast, hatten bereits auf seinen höchst verdächtigen Charakter hingewiesen. Da es in dem sog. großen Fraischproceß zwischen Nürnberg und Brandenburg wiederholt angezogen worden, so empfand M. das Bedürfniß, es auf seinen wahren Werth in seinen einzelnen Angaben zu prüfen, nachdem er den Nachweis seiner Unglaubwürdigkeit in den Annalen schon in Kürze geführt hatte. Mit eingehender Sachkenntniß und schonungsloser Kritik legt er die Grundlosigkeit und Unwahrscheinlichkeit der Rixner'schen Angaben bloß, entlarvt sie als Erdichtung oder erweist die Entstellung historischer Thatsachen, er bemerkt die Anticipation adliger Geschlechter oder doch ihres Grades, sowie die Aufführung längst erloschener als noch blühend, von bürgerlichen als adelig u. s. f. Kurz er läßt keinen Zweifel bestehen, daß in dem älteren Theile des Turnierbuchs eine grobe Fälschung vorliegt, die auch die späteren Angaben im höchsten Grade verdächtigt. Insbesondere das angeblich unter Kaiser Heinrich VI. im Jahre 1198 (!) zu Nürnberg abgehaltene Turnier und die Begleitung des Kaisers nach Donauwörth durch 40 Nürnbergische Geschlechter mit 400 Pferden offenbaren sich als Erdichtungen unzweideutigster Art. Das ganze Werk aber scheint der Absicht entsprungen zu sein, dem Adel durch Hinaufrücken seines Ursprungs oder vorzeitige Beilegung eines höheren Grades zu schmeicheln oder, um mit M. zu sprechen, zu „hofieren“, ihm „den Fuchsschwanz zu streichen“ oder „den Fuchsschwanz zu verkaufen“. — Hier wie in den vorgenannten Werken tritt Müllner's Findigkeit und Stoffbeherrschung, sein Ernst und seine Ausdauer in der Erforschung, sein kritischer Sinn in der Behandlung in unzweifelhafter Weise zu Tage. Wie 100 Jahre früher der bahnbrechende Aventin, wie der mit M. gleichzeitige Speierer College und Chronist Christoph Lehmann hat er der gewohnheitsgemäßen fabulirenden und gedankenlosen Geschichtsauffassung und Darstellung ein auf selbständiger und vernünftiger Grundlage beruhendes Werk entgegengesetzt.

Freilich — das darf nicht übersehen werden — hat sich seine Kritik noch nicht zur Höhe eines von der Zeit völlig unabhängigen Standpunktes durchringen können, getraute sie sich nicht überall, die Axt an die Wurzel zu legen, die letzten Consequenzen zu ziehen. Dabei ist seine Darstellung naiv, breit und umständlich, zuweilen unbeholfen, wie die Anlage selbst. Und doch findet sich unter Müllner's Nachfolgern Keiner, der ihn erreicht, geschweige denn übertroffen hätte. Nach wie vor bewegte sich die Nürnberger Geschichtschreibung in den alten, ausgefahrenen Geleisen. Ohne tiefere Auffassung und ohne weiteren Ausblick übersieht sie auch in nächster Nähe das Wichtige und Entscheidende, um dafür bei dem Auffallenden, dem Curiosen zu verweilen, haftet an der Oberfläche, ohne die bewegenden und treibenden Kräfte zu erkennen. Daß Müllner's Thätigkeit auf die folgende Zeit ohne irgend welchen Einfluß blieb, lag allerdings darin begründet, daß das Annalenwerk, das der Rath einzig im Interesse der Stadt und zur Nutzung ihres Rechts- und Besitzstandes geschrieben erachtete, der Oeffentlichkeit so gut wie verschlossen blieb. Verlangte doch der Rath durch Erlaß vom 26. Novbr. 1684 vom Verfasser Auskunft, wie weit sein Werk überhaupt gediehen, wer es gelesen und Abschrift davon genommen, wer die Schreiber gewesen, die es ingrossirt hätten. Allen diesen Personen sollen Copien und Concepte abgefordert und diese in der Losungsstube deponirt werden, „damit solche Annales weiter nicht auskommen, dieweil viel darinnen begriffen, so zu gemeiner Statt und des Autors Schaden von Mißgünstigen leichtlich könnte mißbraucht werden". Die letztere Anordnung wird dann durch Beschluß vom 4. April 1629 dahin erweitert, daß die 4 mundirten Bände des Annalenwerkes selbst in der Losungsstube aufzubewahren und ohne Erlaubniß der Losunger und ohne Schuldschein nicht auszufolgen seien, „damit solche nicht zuviel auskommen, wie leider allbereit geschehen, daher gemeiner statt allerlei vngelegenheit leichtlich zuwachsen könte". Nicht anders wurde es mit den Relationen gehalten, die durch einen eigens dazu verpflichteten Schreiber mundirt worden waren. Die Historiker gegen Ende des 18. Jahrhunderts haben dann fast ausnahmslos mehr oder weniger von Müllner's inhaltreichem Annalenwerke gezehrt; wie ja auch Abschriften davon immer häufiger wurden. Man veröffentlichte es in einzelnen Partien und kleineren Auszügen. Selbst noch in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts konnte zweimal der allerdings bald wieder aufgegebene Versuch einer auszüglichen oder gar vollständigen Veröffentlichung der Annalen ins Leben treten. Man erblickte eben in ihnen in Ueberschätzung ihres Werthes das grundlegende Werk, auf das alle Nürnberger Geschichtsforschung zurückzugehen habe, während es doch nichts anderes ist, als die erste auf heute noch zum allergrößten Theil zugänglichen Quellen beruhende und in manchen Partien gänzlich veraltete Bearbeitung der Nürnberger Geschichte. —

Müllner's Annalen und Relationen in officieller Abschrift im k. Kreisarchiv Nürnberg, erstere in 4, letztere in 3 Folianten.

Lebenslauff Herrn J. Müllner's, Rathschreibers, wie er von ihm selbsten beschrieben worden. Abschrift von der Hand des vormaligen Stadtarchivars und Rectors Dr. Wolfgang Lochner. Danach ist das bei Will angegebene Jahr 1565, das auch anderweitig bestätigt wird, festzuhalten, nicht 1563, das man bei Siebenkees und dann allgemein findet. Was den Namen anbetrifft, so ist Müllner, wie sich der Verfasser der Annalen stets selbst nennt, zu schreiben, nicht Müller, wie er in den Aemterbüchern und sonst genannt wird. Als Geburtsort giebt M. selbst Nürnberg an, während M. M. Mayer in der Vorrede zu den von ihm herausgegebenen Annalen Lichtenau anführt, was freilich

mit der Thatsache, daß der Vater erst 1565 von Lichtenau nach Nürnberg versetzt wurde, besser stimmen würde.

Siebenkees, Materialien etc., Bd. 1. — Jöcher, Adelung und Rotermund. — Will und Nopitsch, Nürnbergisches Gelehrtenlexikon. — G. W. Lochner, Nürnberger Jahrbücher (bis 1313), Nürnberg 1834. 1835. — Derselbe, Die Reformationsgeschichte der Reichsstadt Nürnberg, Nürnberg 1845. — Derselbe, Der Rathschreiber Joh. Müllner und seine Annalen in den Hist.-politischen Blättern, Bd. 74. — (Mor. Max. Mayer) Joh. Müllner's Rathschreibers Annalen etc., 1. Theil von der ältesten Zeit bis zum Jahre 1350 (nur bis zum Jahre 1313 gediehen), Nürnberg 1836. Städtechroniken Bd. 1. Einleitung. Mummenhoff.

Mülmann, vgl. **Mühlmann**, Johannes, S. 482.

Mülner: Eberhard M., Ritter und Schultheiß in Zürich, Chronikschreiber, † am 13. Januar 1382. — Unter den Ministerialen der Aebtissin in Zürich stand im 13. und 14. Jahrhundert die angesehene Familie der M. (Molendinarii). Mehrere Mitglieder derselben sind historisch bekannt: Ritter Jacob I († am 16. Januar 1278), erst ein Gegner, dann Anhänger Graf Rudolf's von Habsburg, des nachmaligen Königs; Jacob's ältester Sohn Ritter Rudolf I. der ältere († am 6. Februar 1317), der dem Grafen in einem Gefechte das Leben rettete und vom Könige in Mainz mit auszeichnenden Ehren empfangen wurde; Rudolf's Urenkel, Ritter Götz, der am 9. Juli 1386 im österreichischen Heere bei Sempach fiel. Am bekanntesten ist ein Urenkel Jacob's aus anderer Linie: Eberhard, der sich durch seine geschichtlichen Aufzeichnungen ein bleibendes Gedächtniß erwarb. Vom Jahre 1340 an bis 1350 im zürcherischen Rathe als Bürger, seit Anfangs 1351 als Ritter, bekleidete M. 1352 und von 1357 an bis zu seinem Tode das Amt des Schultheißen. Er schrieb eine Chronik, die von der brunischen Umwälzung in Zürich im Jahre 1336 an in kurzen Notizen bis zum Ueberfalle der Stadt durch die vertriebenen Räthe und den Grafen von Rapperswil, die sogen. Mordnacht vom 24. Februar 1350, reicht, von diesem Ereignisse an aber sehr ausführlich den daraus hervorgegangenen vierjährigen Krieg Zürichs und der Eidgenossen gegen Herzog Albrecht von Oesterreich beschreibt. Als Bericht eines wohlunterrichteten Zeitgenossen und Mithandelnden hat diese Arbeit von M. — zugleich die früheste zusammenhängende Erzählung aus dem Munde eines Eidgenossen — großen Werth. Leider ist das Werk in der Urschrift oder gleichzeitiger Copie nicht mehr vorhanden, auch nicht in besonderer späterer Abschrift, die von demselben genommen worden wäre. Es findet sich nur in Compilationen eingeschoben, die im 15. Jahrhundert entstanden und Mülner's Werk theils unter Anführung seines Namens, theils ohne Nennung desselben aufnahmen und fortsetzen. Es läßt sich daher nicht mit voller Sicherheit bestimmen, wie weit Mülner's Arbeit reichte. Wahrscheinlich ging sie nicht über das Jahr 1358 hinaus. Denn die zwei Sätze, in welchen hier des Todes von Herzog Albrecht II. gedacht und sein Nachfolger Herzog Rudolf IV. erwähnt wird, zeigen noch — in ersterem wenigstens — die Ausdrucksweise Mülner's, wie das Vorangehende. Auf diese Sätze aber folgen unzusammenhängende Notizen, von denen die wichtigsten offenbar aus Königshofen stammen. M. hätte demnach seine Arbeit in dem Augenblicke geschlossen, der, gleichzeitig für die eidgenössische Geschichte den natürlichen Abschlußpunkt einer besonderen Periode (s. Mülner's Worte über Herzog Albrecht) und für M. persönlich den Moment bildete, wo er mit bleibender Uebernahme des Schultheißenamtes seine Muße beschränkt und sich vielleicht nicht im Stande sah, seine Aufzeichnungen fortzusetzen. Dieselben sind also in eminentem Sinne gleichzeitig mit den Ereignissen.

Histor. Zeitung Jahrg. 1853, 1854 (Bern. — Geschichte der Familie Mülner). — Antiq. Mitth. von Zürich, II. Bd. (Ettmüller, Die beiden ältesten deutschen Jahrbücher der Stadt Zürich). 1844. — Die Klingenberger Chronik f. von Henne. Gotha 1861. — Mitth. z. vaterl. Gesch. vom Hist. Verein in St. Gallen. I. Heft 1862. — Scherer, G., Ueber das Zeitbuch der Klingenberge. — Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen. Berlin 1876. I. 65.

G. v. Wyß.

Mülnhausen: Wachsmuot v. M., Minnesänger. Weder der Dichter selbst, noch sein Geschlecht sind urkundlich nachgewiesen, doch läßt die Sprache wenigstens schließen, daß er nicht dem oberen Deutschland angehörte. Nur wenige Strophen, die in munterem Tone vorgetragen sind und die voll ausgebildete Phraseologie des Minneliedes zeigen, sind erhalten; um 1240 mögen sie gesungen sein.

von der Hagen, Minnesänger, 4, 260 f. Bartsch, Liederdichter[2] Nr. LII.

W. Wilmanns.

Multer: Johann Christian M., katholischer Geistlicher, geb. 20. Aug. 1768 zu Förde im Herzogthum Westfalen, gest. zu Marburg am 24. Dec. 1838. Er besuchte von 1783 an das Gymnasium, von 1786 an die Universität zu Bonn, wurde 1793 zu Köln zum Priester geweiht und zum Caplan in Bilstein, 1796 zum Pfarrer in Rahrbach, 1813 in Hoynkhausen (in dem damals noch zur Erzdiöcese Köln gehörenden Theile von Westfalen) ernannt. 1819 kam er als Gehülfe von L. van Eß (Bd. VI, S. 378) nach Marburg, wurde in demselben Jahre in Freiburg Doctor der Theologie und las auch als Substitut für L. van Eß katholisches Kirchenrecht. 1822 wurde er dessen Nachfolger als katholischer Pfarrer und außerordentlicher Professor und Docent des katholischen Kirchenrechts. 1831 beschlossen die hessische und die nassauische Regierung in Marburg eine katholisch-theologische Facultät zu errichten, und M. wurde zum ersten ordentlichen Professor ernannt und die Ernennung von drei weiteren Ordinarien in Aussicht gestellt. Einige Semester standen dann in den Lectionskatalogen von M., als einzigem Professor der Facultät, Moral und Pastoral angekündigt; vom Herbst 1833 an wird aber die Facultät, gegen welche sich die geistlichen Behörden von Anfang an ablehnend verhielten, im Lectionskatalog nicht mehr erwähnt. — Von M. ist die „Rechtfertigung der gemischten Ehen von einem katholischen Geistlichen, herausgegeben von L. van Eß", 1821. Außer einigen anonymen Schriften und Aufsätzen veröffentlichte er u. a. „Praktische Vorschläge zur Einrichtung und Verbesserung des Elementarschulwesens", 1822, und „Die Ungültigkeit der Bischofswahl vom 14. November 1832 zu Fulda aus kirchenrechtlichen Gründen", 1833 (Darmstädter Theol. Litt.-Bl. 1834, Nr. 34).

K. W. Justi, Grundlage zu einer hessischen Gelehrtengeschichte, 1831, S. 455. Marburger Rectorats-Programm für 1838—1839.

Reusch.

Mulzer: Ignaz M., geb. zu Bamberg am 14. Juni 1726 und † am 23. März 1772. Er wurde Stiftsherr bei St. Gangolph, resignirte auf die Pfründe zu Gunsten seines Bruders Franz und trat am 13. Juli 1745 in den Jesuitenorden, war von 1748 bis 1753 Lehrer an dessen Gymnasium zu Mainz, machte dann bis 1758 noch Studien in Heidelberg, wobei er zugleich Katechet an der Heiligengeistkirche war, fungirte von 1759 bis 1761 als Professor der Philosophie in Aschaffenburg und Bamberg, erhielt zuletzt 1763 an Stelle seines enthobenen Ordensbruders Anton Reizer die Professur des Kirchenrechts in Bamberg. Neben Thesen schrieb er die nicht werthlosen „Praecognita in jurispru-

dentiam ecclesiasticam positivam Germanorum“, Bamberg 1770 und „Historia legum ecclesiasticarum positivarum, quibus in Germania utimur“, ib. 1772.

Jäck, Pantheon Sp. 802. de Backer, Bibl. V. 548. Meine Geschichte III. 1 S. 235.
v. Schulte.

Mummolus (eigentlich Eunius, M. war Beiname), Patricius (d. h. so viel als dux in einem Theile der Provincia, d. h. der Provence) des merovingischen Königs Guntchramn von Burgund (561—593). Sohn des Peonius, Grafen der Stadt Auxerre (Autisioderensis), begann er seine Laufbahn dadurch, daß er seinen Vater stürzte: von diesem beauftragt, mit reichen Geschenken den König zu bewegen, dem Vater das Amt (actio) zu verlängern, bewarb er sich mit des Vaters Gaben selbst um das Amt und erhielt es. Von da stieg er rasch; schon im J. 562, da König Chilperich, Guntchramns Bruder, Tours und Poitiers angriff, zeichnete sich M. aus. Besondere Verdienste jedoch erwarb er sich in Vertheidigung Südfrankreichs gegen die Langobarden, welche, kaum (568) in Oberitalien eingedrungen, alsbald (569) eine Reihe von Streifzügen über die Seealpen nach Gallien unternahmen. Nachdem sie im J. 571 den Patricius König Guntchramn's, Amatus, schwer geschlagen hatten, ward M. zu dessen Nachfolger bestellt: er zog ihnen, als sie im folgenden Jahre wieder einbrachen, bis Mustiae-Calmes (Les Chamousses bei Embrun oder Yverdun) entgegen, umzingelte sie, sperrte ihnen durch Verhacke die Wege, überfiel sie dann in den pfadlosen Wäldern und tödtete und fing so viele, daß nur wenige mit der Nachricht nach Hause gelangten (572). Bald darauf (572 oder 573) wehrte er einen neuen Angriff ab: diesmal waren es jene Sachsen, welche mit den Langobarden nach Italien gezogen waren, und vielleicht damals schon, weil sie sich mit jenen über das ihnen einzuräumende Maß von Selbständigkeit nicht einen konnten, in die verlassenen Sitze zurückwandern wollten: sie wollten vielleicht damals nur den Durchbruch durch Frankreich erzwingen, freilich unter der zeitüblichen Behandlung von Land und Leuten. Sie gelangten unter großen Verheerungen bis zum Hof Estoublon bei Riez in der Provence. Hier von M. schwer geschlagen, erkauften sie den Abzug durch Herausgabe aller Gefangenen und aller Beute und durch das Versprechen, mit Weibern und Kindern zurückzukommen und sich, in Unterwerfung unter die Frankenkönige, in ihrer alten Heimath ansiedeln zu lassen. Bei diesem Durchzug im J. 572 erwarb sich M. das neue Verdienst, ihnen die Ueberschreitung des Rhone bei Avignon erst nach Erstattung des von ihnen den Bauern zugefügten Schadens zu erlauben. Mit stärkerer Macht als früher drangen im J. 575 die Langobarden unter drei Herzogen (duces) Amo, (wol Hammo), Zaban und Rodan in Gallien ein, letzterer belagerte Grenoble (Gratianopolitanam urbem). M. eilte zum Entsatz herbei: ein von Gott gesendetes Thier (ein Wild?) zeigte ihm eine Furt durch die Isère: Rodan ward aufs Haupt geschlagen und entkam, speerwund, mit nur 500 Mann nach Südwesten zu Zaban, der Valence belagerte, aber nun diese Einschließung aufhob und östlich bis Embrun (Ebredunensem civitatem) zurückwich. Hier von M. abermals geschlagen, flohen die beiden Herzoge — Amo war schon früher umgekehrt, nachdem er bis Marseille und Aix vorgedrungen war — mit Wenigen nach Italien zurück: so groß aber war der Schreck, welchen die Heldenkraft des M. den Langobarden eingejagt hatte, daß das bloße Vorgeben seiner Annäherung genügte, dieselben rasch über Susa hinaus zu weiterer Flucht zu treiben (merkwürdiger Weise lag in dieser Stadt noch im J. 575 byzantinische Besatzung, sogar unter einem magister militum). Und dieser gewaltige Bezwinger von empörten Römern und Franken, von Langobarden und Sachsen war nicht etwa Germane, sondern jedesfalles von der Vater-, höchstwahrscheinlich auch von der Mutter Seite her Romane: ein abermaliger Belag dafür, daß es nicht

leibliche Entartung, nicht unkriegerische Schwäche war, was die Romanen in den Provinzen schließlich der germanischen Einwanderung hatte erliegen machen. Im nächsten Jahre 576 schlug M. im Gebiet von Limoges (Lemovicinum) Herzog Desiderius, König Chilperichs Feldherrn, der Guntchramn angegriffen hatte (daß dabei M. 5000, Desiderius 24 000 Mann verloren, ist Uebertreibung) und kehrte durch die Auvergne nach Burgund zurück. Aus uns unbekannten Gründen floh aber M. im J. 581 aus dem Reiche Guntchramn's und setzte sich in Avignon fest: der Abfall des hervorragenden Mannes galt als so wichtig, daß das (III.) Concil von Lyon im J. 583 sich sehr eifrig mit diesem Ereigniß beschäftigte. Höchst wahrscheinlich hatte M. sich mit einem gewissen Gundovald, der sich für einen Sohn weiland König Chlothachars I. (511—561) ausgab, in hochverrätherische Pläne eingelassen, die nun zu früh entdeckt wurden: wenigstens schloß er sich jetzt diesem, der aus Constantinopel nach Gallien kam, nach dessen Landung in Marseille offen an, 582. Ein anderer ränkevoller Herzog, Guntchramn Boso, versuchte zwar, M. in König Guntchramn's Gewalt zu bringen, scheiterte aber, nachdem er zwei Mal nur mit knapper Noth den listigen Anschlägen Mummolus' entgangen war, der zuerst des Gegners Schiffe auf dem Rhone heimlich hatte anbohren und dann einen Arm dieses Stromes bei Avignon scheinbar so seicht, in Wahrheit aber so tief gestalten lassen, daß Boso, von M. aufgefordert, behufs einer Unterredung ihn zu durchwaten, nahezu ertrunken wäre. Auch nochmalige Belagerung des Mummolus in Avignon durch Boso mit stärkerer Macht führte nicht zum Ziele, die Stadt ward durch ein Heer König Childiberts II. (575—596) entsetzt: nach kurzem Verweilen in Arvern (Clermont-Ferrand) kehrte M. nach Avignon zurück: dort nahm er nun Gundovald auf. Als König Chilperich I. (561—584) im J. 584 ermordet war, schloß sich auch dessen Herzog Desiderius (s. oben), der schon früher insgeheim sich mit M. verständigt hatte, offen dem Anmaßer an: beide Herzöge führten Gundovald nach dem Limousin, erhoben ihn in dem Dorfe Brives-la-Gaillarde an der Corrèze (Briva-Curretia) auf einen Schild und riefen ihn so zum König aus (December 584). M. ward und blieb eine Hauptstütze dieses Anmaßers: er begleitete ihn auf seinen Zügen durch Gallien. Gundovald forderte als sein Erbtheil Neustrien und (ganz oder theilweise) Burgund. Als aber nun König Guntchramn kräftig rüstete, wichen die Rebellen nach dem Süden, wo die Städte Angoulème, Perigeux, Toulouse und Bordeaux ihnen zufielen. Hier, in Bordeaux, bemächtigte sich M. mit Gewalt einer Reliquie, eines Fingers des heiligen Sergius, welche von dem Bischof der Stadt als besonderes Schutzmittel gegen Feinde war gepriesen worden, er zerschlug ihn in Splitter und behielt einen davon: Gregor von Tours führt Mummolus' Untergang ganz besonders auf diesen Frevel zurück. König Guntchramn zog von Poitiers bis an die Dordogne: hier trafen ihn Gesandte Gundovalds, welche (freilich auf der Folter) gestanden, alle Großen König Childiberts II., ganz besonders aber jener Guntchramn Boso, hätten Gundovald zu seinem Unternehmen aufgereizt. Auf diese Eröffnungen hin, welche die Gesandten vor Childibert wiederholten, trat dieser ganz auf Seite seines Oheims, des König Guntchramn. Nun verließen gar manche, darunter Desiderius, den Anmaßer, der jetzt mit M. und dem Rest seiner Anhänger auf das linke Ufer der Garonne wich, wo er sich in die feste Stadt Comminges warf (März 585). Alsbald begann die Belagerung. Da jedoch dieselbe wenig Fortschritte machte, knüpften die Herzoge Guntchramns geheime Unterhandlungen mit M. an, dessen Frau und Kinder bereits gefangen waren und sicherten ihm das Leben, falls er Gundovald in ihre Gewalt liefere. M. berieth sich mit den übrigen Vornehmsten (Bischöfen und Grafen) Gundovalds, und alsbald lieferte er, mit schnödester Arglist und frevlem Mißbrauch des Eides, den von ihm zu

dem ganzen Wagniß verführten Mann dem Feldherrn des Königs aus: er ward sofort getödtet. M. und seine Genossen brachten noch alle Kirchenschätze in der belagerten Stadt heimlich zur Seite, dann drangen die Belagerer ein, verbrannten die Stadt und tödteten fast alles Leben darin. M. und seine Freunde weilten nun im Lager der Sieger: aber bald traf der Befehl des Königs ein, sie, gegen die eidliche Zusicherung, sämmtlich zu tödten. Als M. dies ahnte, begab er sich mit allen seinen Waffen in das Zelt des Oberfeldherrn Leudigisel, der unter dem Vorwand, ihn retten zu wollen, hinausging und sofort befahl, das Zelt zu umstellen und M. zu tödten. Grimmig erwehrte sich der tapfere Mann in dem Zelte seiner Angreifer, und drang, mit ihnen ringend, bis in die Thüre, hier trafen ihn zwei Speere zugleich in die Seiten, und er fiel im Kampfe. Seine Wittwe entdeckte dem König den geheimen Ort in Avignon, wo M. noch große Schätze verwahrt hatte: ein vertrauter Diener des Mummolus wies den Gesandten des Königs in der That daselbst 250 Pfund Silber und 80 Pfund Gold, welche M. einem Schatzfund verdanken sollte: darunter waren siebzehn Silberschüsseln, deren eine 470 Pfund gewogen haben soll. Der König gab viel davon seinem Neffen Childibert und den Armen, der Wittwe ließ er nur das Erbe ihrer Eltern. Der Lebensgang und das Ende des bedeutenden Mannes ist sehr bezeichnend für die Culturzustände jener Periode.

Gregor. Tur. histor. eccles. Francor. ed. Arndt et Krusch. Hannoverae. I. 1885 V. 42—47, VI. 1, 26, VII. 1. 2. 10. 24. 28. 30. 31. 38 bis 40, VIII. 3. Fauriel, histoire de la Gaule méridionale sous la domination des conquérants Germains I. II. Paris 1836 (II. p. 280). Loebell, Gregor von Tours. 2. Aufl. Leipzig 1869. — Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, III. Berlin 1885. Dahn.

Münch: Ernst Hermann Joseph M., Historiker und Publicist, geb. zu Rheinfelden (Canton Aargau) am 25. October 1798, gest. ebendaselbst am 9. Juni 1841. Den Mangel einer gründlichen Jugendbildung, durch die bescheidenen Vermögensverhältnisse seiner Eltern veranlaßt, suchte er durch eigenes Streben zu ersetzen, doch treten die Folgen dieses Autodidaktenthums in seinen schriftstellerischen Arbeiten häufig hervor. 1816 bezog er die Universität Freiburg i. Br.; die juristischen Studien, welchen er sich widmen sollte, wurden durch seine Neigung und Begabung für geschichtliche und ästhetische Liebhabereien in den Hintergrund gedrängt. Der frische, talentvolle, strebsame Jüngling, dichterisch begabt, glühend für Freiheit und Vaterland genoß unter seinen Mitstudenten ziemliches Ansehen, an der Gründung der Freiburger Burschenschaft war er mitbetheiligt, aber auch angesehene Professoren, litterarische Berühmtheiten wandten ihm ihre Gunst und ihren Schutz zu; enge schloß er sich an Rotteck an, dessen liberale Ideen mit seinem eigenen Freiheitsgefühl übereinstimmten; ebenso trat er mit Luden und Niebuhr in Verbindung: seine Landsleute Usteri, Troxler, Zschokke nahmen sich freundlich seiner an und führten ihn in die litterarische und publicistische Welt ein. Ebenso wichtig war der Einfluß von Wessenberg und andern freigesinnten Katholiken; die Eltern Münch's waren streng katholisch, seine ersten Lehrer in seiner Heimath theilten dieselbe Richtung, in den nach den Befreiungskriegen beginnenden Streit zwischen der gewaltig aufstrebenden neukatholischen Richtung und den Vertretern der Josephinischen Anschauung wurde er frühe hineingezogen, bestimmend wirkte dies auf seine Lebensschicksale ein. 1819 kehrte er in seine schweizerische Heimath zurück und wurde Substitut der Gerichtschreiberei zu Aarau; das trockene Amt befriedigte ihn sehr wenig, nach einigen Monaten gab er seine Stelle auf, um eine Professur der Geschichte an der dortigen Cantonsschule anzunehmen. Aber pädagogisches Talent, Freude am Unterrichten fehlten ihm, überdieß waren ihm

die Verhältnisse der kleinen Stadt zu beschränkt, er strebte nach einer umfassenderen Wirksamkeit, glaubte auch eine höhere Stellung vollständig ausfüllen zu können. Eine Sammlung Gedichte (Epopöen, Basel 1819), hatten ihn in einigen Kreisen bekannt gemacht, 1821 begann er die Werke Ulrichs von Hutten gesammelt herauszugeben. So gab er 1822 die ziemlich einträgliche Stelle in Aarau auf und siedelte nach Deutschland über. Aber sein Wunsch, Professor der Geschichte in Freiburg zu werden, erfüllte sich nicht sogleich, erst 1824 erhielt er eine außerordentliche Professur für geschichtliche Hülfswissenschaften daselbst, in demselben Jahre verheirathete er sich auch mit einer Freiburgerin. Eine ungemein reiche litterarische Productivität entwickelte er in diesen Jahren; seine Gabe rascher Auffassung, leichter und fließender Darstellung nutzte er in vollem Maße aus, Gründlichkeit und Zuverlässigkeit litten freilich dabei in bedauerlicher Weise; von seinen Werken aus jener Zeit seien nur erwähnt: „Huttens vollständige Schriften“ Bd. 1—5, 1821—25, „Charitas Pirkheimer“ 1822; „Franz von Sickingen“ 1824—29; „Grundriß der deutschen Alterthumskunde“ 1827; „Olympia Fulvia Morata“ 1827; „Beiträge zur Geschichte Deutschlands“ 1827; „Epistolae obscurorum virorum“ 1827. Dabei war er Mitarbeiter verschiedener Zeitungen, Zeitschriften und Encyklopädien (z. B. Ersch und Gruber), nahm an allem, was das politische Leben Deutschlands bewegte, was die Zeitverhältnisse mit sich brachten, regsten Antheil, so an den griechischen Freiheitskriegen, an den Unabhängigkeitskämpfen in Amerika, an den Concordatsverhandlungen der deutschen Staaten 2c. Man kann sagen, beinahe jedes große geschichtliche Ereigniß, welches er erlebte, regte ihn zu einem neuen geschichtlichen Werke an, ohne daß es ihm aber möglich gewesen wäre, über solch verschiedene Gebiete gründliche Studien zu machen; wegen ihres gefälligen Stiles wurden dieselben indessen damals vielfach gelesen, ihre liberalisirende Richtung entsprach den Gesinnungen eines großen Theils des gebildeten Publicums. M., der die Zahl seiner Bekannten geschickt zu vermehren wußte (er zählt selbst auf: Stein, Uhland, Schwab, Görres, Paulus 2c.) wurde in den weitesten Kreisen bekannt und genoß eines ziemlichen Ansehens als Publicist und freigesinnter Mann, als unermüdlicher und scharfer Vorkämpfer gegen die hierarchischen Tendenzen der Zeit. 1827 erhielt er von der holländischen Regierung einen Ruf an die seit 1819 bestehende Universität Lüttich als Professor des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte; das badische Ministerium machte keinen Versuch, ihn in Freiburg zu halten, Februar 1828 wurde seine Entlassung angenommen; die juridische Facultät in Freiburg verlieh ihm im April 1828 die Doctorwürde honoris causa. Mitte des Jahres traf M. in Lüttich ein. Dort erwarteten ihn die heftigsten Streitigkeiten, die ultramontanen Professoren begrüßten den Collegen als Freigeist, als Feind des Katholicismus; die liberale Partei, schon damals auf die Trennung von Holland hinarbeitend, hielt ihn für einen Parteigänger der holländischen Regierung. Eine lehrende Thätigkeit konnte er unter diesen Umständen nicht entfalten, er war auf historische Studien („Geschichte des Hauses Nassau-Oranien“ 1832—34), die Erörterung von Tagesfragen („Sammlung alter und neuer Concordate“ 1830—31, „Das Großherzogthum Luxemburg als integrirender Theil des deutschen Bundes“ 1831) und Zeitungscorrespondenzen (Augsburger Allgemeine Zeitung, Aletheia, Journal de Liège) angewiesen. Die heftige Polemik, welche sich zwischen ihm und seinen Gegnern entspann, machte seine Stellung in Lüttich unhaltbar, selbst seine persönliche Sicherheit schien dort gefährdet. Frühjahr 1829 nahm er deswegen die Stelle eines Staatsbibliothekars im Haag an; seine offene Mißbilligung der belgischen Revolution, in welcher er nur den Sieg der aristokratisch-pfäffischen und demokratischen Partei sah, gab seinem Ansehen unter seinen bisherigen liberalen Gesinnungsgenossen einen starken Stoß.

Noch heftiger wurden die Vorwürfe, er habe seine liberalen Principien verläugnet, als er in württembergische Dienste trat. Da seine Anstellung an der öffentlichen Bibliothek oder am Archiv unthunlich war, wurde er am 6. Oct. 1831 zum Bibliothekar der Königlichen Handbibliothek mit dem Titel: Geheimer Hofrath ernannt mit dem Nebenauftrag, in die Stuttgarter Zeitung, später in die Allgemeine Zeitung und andere auswärtige Blätter Correspondenzen im Interesse der Regierung zu liefern. Seine geschichtlichen Arbeiten nahmen daneben ihren ununterbrochenen Fortgang; es erschienen u. a.: „Die Fürstinnen des Hauses Burgund-Oesterreich in den Niederlanden“ 1832; „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit“ 1832—35; „Paolo Sarpi“ 1838; „Mahmud II., Padischah der Osmanen“ 1839; „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Häuser Este und Lothringen“ 1840. In seiner Hofstellung blieb er, bis am 9. Juni 1841 in Rheinfelden auf einer Reise ein Schlagfluß sein Leben endete; seine Gattin hatte er 2 Monate vorher verloren; er hinterließ 4 Kinder, 2 Knaben und 2 Mädchen. M. gehört zu den Schriftstellern, welche rasch sich Ansehen erwerben, eine Zeit lang viel von sich reden machen und eine bedeutende Thätigkeit entfalten, um eben so rasch wieder der Vergessenheit und Nichtbeachtung anheimzufallen. Die glücklichen Gaben einer leichten Auffassung und raschen Wiedergabe, großen Fleißes und geschickter Darstellung, verbunden mit einem frischen einnehmenden Wesen hatten ihm frühe eine Bedeutung verschafft, welche mit der Mangelhaftigkeit seiner Kenntnisse und seiner Studien in schneidendem Contraste stand, litterarisch machte er sich an Aufgaben, welchen er nicht gewachsen war, ohne Rast und Ruhe eilte er von einem Gegenstande zum andern, Unzuverlässigkeit und Unbrauchbarkeit waren die natürlichen Folgen dieser Ueberproduction. Außer den schon erwähnten Schriften sind noch zu nennen: „Die Heerzüge des christlichen Europa wider die Osmanen“ 1822—26; „Die Schicksale der alten und neuen Cortes in Spanien“ 1826—27; „Geschichte von Columbien“ 1828; „Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg“ 1829—32; „C. Rotteck“ 1831; „H. Zschokke“ 1831; „Frauencharaktere aus alter und neuer Zeit“ 1841—42. Ueber sein eigenes Leben hat er in seinen Denkwürdigkeiten 1832 und Erinnerungen 1841 und 42 berichtet; diese sowie der Neue Necrolog der Deutschen 1841, I. 568 ff. und eine schriftliche Privatmittheilung bilden die Quellen vorliegender Biographie. Th. Schott.

Münch: Johann M. (Monachus), geb. 15. August 1536 zu Schneeberg, gest. zu Leipzig im J. 1599. Nachdem er in Jena 1560 der Philosophie und in Basel der Rechte Doctor geworden, erhielt er 1573 eine Professur in Jena, ging 1579 als Syndicus nach Nürnberg, wurde 1588 Ordinarius der Juristenfacultät in Leipzig, 1593 Rector der Universität, im folgenden Jahre auch Rathsherr und Proconsul und 1596 Bürgermeister der Stadt. Als solcher hob er den Gebrauch auf, den Bürgereid auf den Reliquienkasten abzulegen. Seine Schrift „In decretales juris positivi commentaria ut nova ita doctissima et utilissima cet. opera et studio Hier. Carmelini auditoris authoris J. C.“, Mulhusii 1692, 4. ist für das sächsische Recht und die Differenzen des Civilrechts von Werth.

Vogel, Annales p. 254. Zeumer XVIII. Will, Nürnberger Gel.-Lex. I. 651. Gerber, Leipziger Ordinarien XVIII. v. Schulte.

Münch: Joachim Graf v. Münch-Bellinghausen, geboren zu Wien am 29. September 1786, trat im Alter von 20 Jahren in den österreichischen Staatsdienst, in welchem er im J. 1813 als Leiter des Kreisamtes in Leitmeritz fungirte. In Folge der Verdienste, die er in jener Zeit um die Verpflegung der verbündeten Armeen, sowie auch um die Hebung der Landescultur und der Handels- und Gewerbeinteressen sich erwarb, ward er frühzeitig in außerge-

wöhnlicher Weise ausgezeichnet. In diese Zeit fallen schon seine Vorschläge zur Beseitigung der Hindernisse der Elbschifffahrt, welche auch in der Folge, als er zum Präsidenten der Elbschifffahrtscommission ernannt worden war, im J. 1821 zu der Elbschifffahrtsacte führten, durch welche den Bedürfnissen und Wünschen des Handels in dem damals erreichbaren Maße entsprochen wurde. Im J. 1815 in das k. k. Hauptquartier in Frankreich berufen, leistete er als Gouvernementscommissär für die Departements de l'Ain und Montblanc unter gleichmäßiger Wahrung der Interessen des Aerars wie auch der Rücksichten der Humanität die ersprießlichsten Dienste. Nach Beendigung des Krieges in seine frühere Dienstessphäre zurückversetzt, interessirte er sich vorzüglich für die Emporbringung des Curortes Franzensbad, als dessen eigentlicher Schöpfer er betrachtet werden kann, und ward hierauf im J. 1818 zum Gubernialrath ernannt und im J. 1819 als Stadthauptmann nach Prag berufen. In Anerkennung der Verdienste, die sich M. in dieser Stellung um die Regelung der Elbschifffahrtsfrage erwarb, zog ihn Fürst Metternich als Hofrath in den Dienst des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, und bewirkte, daß M. schon im kommenden Jahre 1822 unter Verleihung der Geheimrathswürde zum bevollmächtigten Minister und Bundespräsidialgesandten nach Frankfurt a. M. ernannt wurde. Er zählte damals erst 37 Jahre. In dieser neuen Stellung, welche die Aufmerksamkeit der Welt hauptsächlich auf ihn lenkte, war M. vom Jahre 1823 bis zum Jahre 1848 ununterbrochen thätig, und nahm an allen den Vorfällen, welche die Wirksamkeit des deutschen Bundes charakterisiren, wesentlichen Antheil. Es gelang ihm, in dieser Stellung die Würde seiner Regierung und die Eintracht unter den am deutschen Bunde vertretenen deutschen Regierungen zu wahren, und sich insbesondere auch die Mitwirkung Preußens zu sichern, was allerdings in jener Zeit, wo fast alle deutschen Regierungen unter der Leitung des Fürsten Metternich an demselben reactionären Strange bereitwillig zogen, nicht als großes Verdienst angerechnet werden kann. Seine Thätigkeit als Bundespräsidialgesandter war charakterisirt als die eines unbedingten Anhängers des Fürsten Metternich und eines blinden Werkzeuges zur Ausführung der Anordnungen auf dem Gebiete der deutschen Politik, welche ja damals, ohne eines Impulses von Frankfurt aus zu bedürfen, fast ausschließlich vom Ballplatze aus geleitet wurde. Ohne je gegen das reactionäre System, das Oesterreich in Deutschland den Rest der deutschen Sympathien kostete, und gegen das Widerstreben gegen jede Reform des deutschen Bundes den Versuch einer Einsprache oder auch nur einer bescheidenen Vorstellung gewagt zu haben, kann M. doch von jeder Initiative rücksichtlich der gehässigen und schädlichen Maßnahmen, welche unter seiner Signatur die Thätigkeit des Organs des deutschen Bundes bezeichnen, freigesprochen werden. Seine Thätigkeit äußerte sich während der ganzen langen Dauer seiner Bundespräsidialgesandtschaft durch blinde Bewunderung und Ergebenheit gegen die Person des Fürsten Metternich, Wahrung der Würde seiner hohen diplomatischen Stellung und Bedachtnahme auf Ausnützung der damit verbundenen materiellen Vortheile. Im J. 1831 in den österreichischen Grafenstand erhoben und im J. 1841 zum Staatsminister ernannt, erkannte er mit richtigem Blicke die Bedeutung des im Frühjahr 1848 heranbrausenden Völkersturmes, um selbst seine Abberufung von Frankfurt sich zu erbitten, und zog sich, auch eine Berufung in das nach den Märzstürmen neugebildete österreichische Ministerium Kolowrat ablehnend, in das Privatleben zurück. Nachdem er noch im J. 1861 zum lebenslänglichen Mitgliede des österreichischen Herrenhauses ernannt worden war, dessen Schwelle er jedoch niemals betrat, ward der achtzigjährige Greis einen Monat nach der unglücklichen Schlacht von Königgrätz am 3. August 1866 durch den Tod abberufen.

Wurzbach, Biographisches Lexicon Band 19 S. 441. Protocolle der deutschen Bundesversammlung.

Sommaruga.

Münch-Bellinghausen: Eligius Franz Joseph Reichsfreiherr v. M.-B. (unter dem Dichternamen Friedrich Halm bekannt), ist am 2. April 1806 zu Krakau als Sohn des Appellationsgerichtsrathes, späteren Staats- und Conferenzrathes Cajetan Michael Joseph Reichsfreiherrn v. M.-B. geboren worden. Zwei untere Gymnasialclassen hat er in der Anstalt des Benedictinerstiftes Mölk absolvirt, später ist dort eine für sein ganzes Leben und Schaffen bedeutsame Verbindung von ihm geschlossen worden mit dem Benedictiner Michael Enk von der Burg, seinem Lehrer, dem Dichter der „Blumen“, der auch ein tüchtiger Kenner deutscher und spanischer Litteratur, von scharfem Verstande und energischem Urtheil war. Ein Aufenthalt von unbestimmter Dauer in einem Wiener Erziehungsinstitute folgte, dann noch einige Zeit in der vom Vater gewünschten und behüteten Einsamkeit. Schon 1819 besuchte er als öffentlicher Hörer die sogenannten „philosophischen Studien“ an der Wiener Universität, den Oberclassen eines deutschen Gymnasiums etwa entsprechend. Der dreizehnjährige frühreife Student wurde nur mit wenigen der jungen Leute bekannt, welche, eine ansehnliche Gruppe künftiger Schriftsteller, die Hörsäle von Weintridt und Rembold füllten — mit J. G. Seidl tauschte er Gedichte — er war schon zu dieser Zeit zurückhaltend und scheu. Nach absolvirten juridischen Studienjahren trat er 1826 in den Staatsdienst und vermählte sich mit Sophie Theresia Freiin von Schloißnigg. Neun Jahre später tritt der Dichter mit seinem ersten Werke hervor; daß er die Zwischenzeit durch eifrige Studien und Production nutzbar gemacht hat, müssen wir vermuthen, können es aber nur aus dürftigen Zeugnissen erfahren, da M.-B., immer sehr karg in Mittheilungen über Persönliches, von den Litteratenzirkeln sich vollständig fernhielt und deshalb der öffentlichen Aufmerksamkeit gar nicht zugänglich wurde. Von den später publicirten Gedichten, auch denen des Nachlasses gehört gewiß Manches dieser Zeit stiller Vorbereitung an; noch sorgfältiger aber als Grillparzer hat M.-B. alles auf concrete Verhältnisse anspielende getilgt und so sind nur einzelne Nummern chronologisch zu fixiren. Ein unvollendetes, alle Form sprengendes Drama „Schwert, Hammer, Buch“ von entschieden freiheitlicher Gesinnung beschäftigte ihn lange, wurde aber dann auf Enk's Rath verworfen. Die sonstigen Versuche sind besonders ihrer formellen Qualitäten wegen beachtenswerth, sie zeigen sich von den vorhandenen Mustern stark abhängig. Das Trauerspiel „Griseldis“ wurde am 30. December 1835 auf dem Burgtheater in Wien aufgeführt, ohne daß sich der Autor nannte, obschon intimes Stadtgespräch ihn bereits ausfindig gemacht hatte. Nach entschiedenem Erfolge bezeichnete sich im Druck „Friedrich Halm“ als Verfasser. Diesem Pseudonym ist M.-B. treu geblieben, erst in der Gesammtausgabe seiner Werke wird der wahre Name in Klammer beigefügt. — Nach langer unbesoldeter Thätigkeit wurde M.-B. 1840 Regierungsrath bei der niederösterreichischen Verwaltung, 1845 erster Custos der k. Hofbibliothek und Hofrath, 1847 wirkliches Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften, 1861 mit Grillparzer und Anastasius Grün ins Herrenhaus berufen, 1866 wirklicher geheimer Rath und Excellenz, 1867 Hofbibliothekspräfect, mit der Aufsicht über die naturwissenschaftlichen Sammlungen und Cabinete des k. Hofes und zugleich mit der Oberleitung der beiden Hoftheater als Generalintendant betraut. Er starb am 22. Mai 1871 und liegt in Hütteldorf bei Wien begraben, wo er lange Zeit hindurch regelmäßigen Sommeraufenthalt genommen hatte.

Halm's Bedeutung als Dichter ruht vornehmlich in seinen dramatischen Werken. Seine Begabung war schon früh ausgesprochen, für den Knaben hatte

bereits die Puppenbühne mehr Interesse als sie sonst in der Eigenschaft des Spielzeuges Kindern wichtig ist. Und dramatische Versuche werden sehr bald begonnen haben; daß er erst so spät mit einer Arbeit hervortrat, muß wol einerseits aus seiner Scheu sich mitzutheilen, dann aber aus dem Einflusse Enk's erklärt werden, der strenge Kritik übte und nur Gelungenes, Reifes der Oeffentlichkeit preisgeben wollte. „Griseldis" (gedruckt 1837) hatte glänzenden Erfolg. Der alte italienische Novellenstoff war hier in die Scenerie des Artusromanes gestellt. Die Qual, welcher die Heldin Parcivals frivoler, roher, durch Selbstsucht eingegebener Wette gemäß unterworfen wird, wäre unerträglich, würde sie nicht durch die Darstellung gedämpft, und versuchte nicht die klangvolle melodische Sprache den Zuschauer über das Peinliche hinwegzutäuschen. Dennoch behält das Stück etwas von weichlicher, unmännlicher Grausamkeit, da ein historischer Hintergrund gar nicht gegeben und dabei die Empfindungsweise des alten Novellisten, welcher der Frage ganz anders gegenüberstand als wir, gegen die moderne eingewechselt worden ist. Ein großes Problem hat Halm im „Adepten" (aufgeführt am 12. November 1836, gedruckt 1838) aufgegriffen, der schon fertig war, ehe Griseldis über die Bretter ging, er läßt Werner Holm das Ziel der Goldmacherkunst erreichen, sein Leben aber zerscheitern: die erhabenen philanthropischen Pläne sinken in der Erfüllung herab zur Befriedigung der Lüste ordinärer Prahlerei. Wol deshalb, weil der Adept der nächsten menschlichen Pflichten vergaß, wird er unfähig, den weiteren allgemeinen zu genügen. „Imelda Lambertazzi" (aufgeführt 6. Dec. 1838, gedruckt 1842) transponirt den Stoff Romeo und Julie in das Bologna des 13. Jahrhunderts. Das Stück enthält treffliche Effecte, der 4. und 5. Act sind mit großem Geschick arrangirt; aber dies alles vermag die Unbedeutendheit der Personen nicht zu überwinden und das Abgebrauchte des Stoffes nicht interessant zu machen. Die männlichen Figuren sind von gar zu gleichem Schnitt: auch Lorenzo und Sala hätten Fazios werden können, wenn sie sich verliebt hätten. Es fehlt Vertiefung der psychologischen Motive. Kaum richtig hat man die Art von Imelda's Tod getadelt, sie gehört nicht zum Problem und ist eine Aeußerlichkeit, welche aus dem Stoffbuche herübergenommen ist, auf der Bühne mag sie allerdings unangenehm wirken. Auch der Scene „Camoens" (aufgeführt 3. März 1837, gedruckt 1838), einer von Halm's frühesten Schöpfungen, zuerst als Gedicht bearbeitet, auf Dilettantentheatern beliebt, hilft die Sprache nicht über die Trivialität der Gegensätze und der Situation hinaus. „Ein mildes Urtheil" (aufgef. 23. April 1840, gedr. 1856) behandelt ein Problem, das dem der Griseldis wenigstens verwandt ist. Für eine unvollbrachte Schuld wird der Heldin die Strafe auferlegt, der Liebe des greisen Gemahls entbehren zu müssen, sie sühnt alles durch ihre aufopfernde Reue, Buße und Tod. Es schadet dem feinen Stück, daß seine ganzen Verhältnisse so unklar und unbestimmt bleiben. Sie ähneln den in gesunkener Litteratur üblichen freien Erfindungen, welchen historische Zeit und Local beigelegt werden. Aus der Unglaubwürdigkeit des Hintergrundes entsteht auch Irrealität der Handlung: man bemerkt die Schuld wenig, wie soll die Sühne das Stück füllen? Nicht bloß die Trochäen schlagen hier spanischen Ton an, auch die gesteigerte Empfindlichkeit, die Beziehung zwischen Godwin und Edith, sind von spanischen Vorbildern eingegeben. Die schwache, resultatlose „Pflegetochter" (aufgef. 29. Nov. 1840, gedr. 1856), ist nur in den Werken aufbewahrt, sonst mit Recht vergessen. „König und Bauer" (aufgef. 4. März 1841, gedr. 1842) nach des Lope de Vega Villano en su rincon, eine freie, graziöse Neugestaltung, sehr liebenswürdig und heiter im einzelnen durchgeführt, nur die Hofscene scheint wenig gelungen: der bäurische Held prahlt überhaupt zu viel, er verdirbt dadurch den Gegensatz und stört die Wirkung;

der Schluß ist erfreulich, mit Glück wird im ganzen der Wechsel zwischen gebundener und ungebundener Rede ausgenutzt. Großen Beifall gewann wieder „Der Sohn der Wildniß“ (aufgef. 28. Jan. 1842, gedr. 1843). Das Schauspiel stellt den Sieg von Liebe und Bildung über Barbarei dar, für welchen der Dichter die Bedingungen so sehr erleichtert hat, daß er fast undramatisch geworden ist; denn die Weichheit und Gefühlswärme des Tektosagenhäuptlings, die merkwürdig milde und hohe Cultur der Massilierin stehen sich gar nicht ferne, Kampf scheint fast überflüssig. Auch hier ist es der Wohllaut von Sprache und Vers, welcher das süßlich zerfließende Ganze doch noch in gefällige Form faßt. Die Bearbeitung von Shakespeare's Cymbeline als „Die Kinder Cymbelins“ (aufgef. 16. Dec. 1842, ungedruckt), genügt es zu nennen. Beinahe wie um in einem Contrast sich zu erholen, hat Halm zunächst den „Sampiero“ geschrieben (aufgef. 22. Jan. 1844, gedr. 1857, der Stoff zuerst von Tiedge in den Anmerkungen zur Urania erzählt). Ein rauher, kräftiger, ganz auf eine Sache gestellter Mann sollte im Mittelpunkte sich bewegen, eine starke, bedeutende Frau das Gegenspiel haben. In den ersten Acten ist frischer Zug und scharfe Luft, dann wird aber das an sich düftig motivirte Intriguenspiel Ombrone's zu schwach, um als Feder der Action zu dienen, der Untergang Vaninas ist nicht klar und nothwendig gemacht, er beruht auf einer doppelten Illusion Sampiero's: eine Erklärung der Frau vor den Verschworenen würde genügt haben. Sampiero's politische Bedeutung ist viel geringer als er selbst sie veranschlagt. So wird zwecklos, für verlorene Sache, ein edles Leben peinlich geopfert, besser wäre passive Trauer. Auch versöhnt und erhebt der Schluß gar nicht, denn Heldentod im Dienste einer ganz aussichtslosen Idee schickt sich nur für Vertheidigung, nicht zum Angriff, dieser erscheint dann vielmehr thöricht. „Eine Königin“, früher „Maria de Molina“ genannt (aufgef. 2. März 1847, gedr. 1857), nach dem Spanischen des Gabriel Tellez (Tirso de Molina): Prudencia en la muger ganz frei und selbständig gearbeitet, ist ein gutes Stück und würde reicheren Erfolg gehabt haben, wären die Gegensätze schärfer und bestimmter gehalten. So aber ist Don Diego allzu wenig mannhaft im Auftreten, so viel wir auch sonst von seiner Tüchtigkeit vernehmen, er ist sentimental, larmoyant, hat geringes Selbstvertrauen und erschwert der Königin den Kampf mit ihrer Pflicht nur sehr bescheiden. Dieser Kampf erfährt allein dadurch die für das Drama unentbehrliche Ausdehnung, daß Donna Maria wiederholt ganz unpassende, unverständige, schwerlich so im Geiste von Zeit und Volk gelegene Nachsicht gegen Don Juan übt; wir müssen über ihre Regentenklugheit uns berichten lassen, ihr Verhalten gegen den hartnäckigen Rebellen zeigt nichts davon. Das Stück hat aber schöne Momente, zu denen die große Scene zwischen Maria und ihrem Sohne sicherlich gehört. „Verbot und Befehl“ (aufgef. 29. März 1848, gedr. 1857), scheint mir die beste Arbeit Halms, auch an und für sich ausgezeichnet. Die äußerliche komische Verwechslung gibt den Anstoß, knotige Verhältnisse bei frischer und bunter Charakteristik aufs glücklichste zu entwickeln, sie lösen sich in ruhiger Entfaltung (nur einmal fällt Pasquale Beccari recht mißlich aus der Rolle, Werke 6, 116 — denn der weite politische Gesichtskreis paßt durchaus nicht für ihn), in einem geistreichen und doch empfindungsvollen Spiel der Beziehungen. Die Heiterkeit des Ganzen, durch den Wohllaut der Verse getragen, hebt sich bestens von der düstern Scenerie des Rathes der Zehn ab, die ja auch am Ende hoffnungsvoll sich aufhellt. „Verbot und Befehl“ ist eins unserer gelungensten Lustspiele und läßt lebhaft bedauern, daß Halm seine Kraft nicht häufiger der feinen Intriguenkomödie, wie die spanischen Vorgänger sie unvergleichlich ausgebildet hatten, zuwendete, er wäre hervorragend dafür befähigt gewesen. „Der Fechter von Ravenna“ (aufgef. 18. Oct. 1854, gedr. 1857)

gehört zu den Stücken Halm's, die dem Repertoire des deutschen Theaters einverleibt worden sind. Es ist kaum der Mühe werth, die lächerliche Episode zu erwähnen, welche mit der Veröffentlichung dieser Tragödie verknüpft war: wie der bairische Bacherl, von skandalsüchtigen Zeitungsschreibern unterstützt, Halm's Verfasserschaft bestritt, und damit an verleumderische Gerüchte anknüpfte, welche früher einmal Enk einen, eigener Autorschaft nahen, Theil an Halm's Dichtungen zuschrieben. Halm hatte die Ansichten der englischen Dramatiker aus der Zeit Elisabeths über das Recht des Dichters an die Stoffe; wie ihm doch die Form das Wesentliche war, maß er Stoffentlehnungen anders als das Urtheil Sachunkundiger pflegt. Beständig auf der Suche nach Problemen, nahm er gerne, wo er roh zugerichtet ein passendes Sujet fand, das von ihm behandelte hielt er dann mit Recht für sein Eigenthum. Der Fechter ist überaus geschickt gearbeitet und aus einer für sich widerwärtigen Situation, wie eine hochfühlende Mutter vergebens patriotische Leidenschaft in ihrem Sohn, dem verlorenen Gladiator, zu wecken sucht, ist ein wie tragisch wirkender Conflict geschaffen worden. Alles ist fruchtlos, zu stark wurzelt die Gemeinheit in der Knechtseele, tieferes Erfassen des Problemes und mächtigere Erregung der Theilnahme ist damit schon ausgeschlossen. Vortrefflich wird Lycisca, das Blumenmädchen geschildert, eine römische Verwandte der thränenreichen Dirnen von Dumas fils, und besonders Caligula, eine Charakterfigur, die mit wenigen Strichen doch ein reiches Bild gewährt, in der Technik an Delavigne erinnert. Vielfach ist die nationale Gesinnung des Stückes gerühmt worden und Thusneldas Reden haben bei einem leicht entzündbaren Publikum dankbares Echo gefunden; schwerlich mit Recht: das Pathos ist hohl, der Patriotismus nicht echtfärbig, die Tiraden sollen bloß als theatralische Effecte wirken. Denn nationale Leidenschaft war etwas Halm ganz fremdartiges, er hat sich nie als Deutscher gefühlt. Wenig geglückt war der nächste Wurf: „Iphigenie in Delphi“ (aufgef. am 18. Oct. 1856, gedruckt 1864), zum Theil des Stoffes wegen. Dieses künstlich ersonnene Hinausspinnen der alten großartigen Fabel konnte Theilnahme im Publikum nicht finden. Mit fruchtloser Ausgeklügeltheit sind die Umstände der uninteressanten Conflicte zusammengestellt, alles ist stubenhaft, abstract. Elektras Leidenschaft scheint weder echt noch wohl angebracht und das Herumlügen der Freunde ist peinlich. Zudem drückt die Nähe Goethes ungünstig auf das Stück. Die beiden Gelegenheitsscenen „Vor hundert Jahren“ (aufgef. 9. Nov. 1859, gedr. 1859) und „Ein Abend in Titchfield“ (aufgef. 23. April 1864, gedr. 1865), sind voll Rhetorik und schöner Verse, aber, besonders das erste, von dürftigem Gehalt. „Wildfeuer“ (aufgef. 30. Oct. 1863, gedr. 1864) erhielt und verdiente Beifall. Das Problem ist auch hier ein sehr gefährliches, auf die Spitze gestelltes, aber die Kunst ist groß, durch welche es bühnenfähig gemacht wurde. Die Haltung ist ungemein discret, den Schauspielern wird viel Raum gelassen und besonders die ersten Acte entwickeln sich in farbiger Fülle. Doch mag es immer schwer sein, über das hinwegzukommen, was dem gesunden Empfinden in dem Stück widerstrebt; einige Scenen, in denen keines der beiden Liebenden über Renée's Geschlecht sicher ist, werden auf feinfühlige Menschen nie anders als abstoßend wirken. Mit „Begum Somru“ (aufgef. 20. Juli 1863, gedr. 1872) schließt Halm die Reihe seiner tragischen Schöpfungen. Das Drama, welches starken Gebrauch von einem 1849 gedruckten gleichnamigen Stücke Faust Pachler's macht, ist vortrefflich bis zum dritten Acte, dann fällt es ab, der Schluß mit seiner ganz unerwarteten und vollkommen unbefriedigenden Wendung enttäuscht so heftig, daß er das Stück stürzt. Dyce muß sterben, das ist so selbstverständliche und einfache Forderung der dramatischen Technik, daß man nur durch des

Dichters trotzige Neigung zum Absonderlichen sich seine Gestaltung des Ausgangs erklären kann. Im Uebrigen ist die simple Handlung sehr gut ökonomisirt, die Ausführung wünschte man reicher an Details, besonders in Bezug auf das Fürstenthum der Begum und die ostindische Compagnie. Ueber die dramatischen Fragmente ist wenig zu sagen. Frühzeitig schon beschäftigte sich Halm mit einer Bearbeitung von Lope de Vegas Vida y muerte del rey Bamba. Der erste Act ist um 1839, der zweite dreißig Jahre später fertig gestellt worden, dann aber das Ganze aufgegeben. Das vorhandene ist wohlgelungen, man wäre sehr begierig zu sehen, wie Halm sich den Schwierigkeiten in den späteren Theilen von Lope's Stück ohne Schaden entzogen hätte. Auch das hochtragische Geschick des Helden der Union und der Nation der Vereinigten Staaten, John Brown, hat Halm zu dramatischer Arbeit gereizt, nur ein erster Act liegt vor, mit Geschick componirt, jedoch in Ton und Localfarbe vollständig vergriffen. Man sieht, daß die geschichtlichen Voraussetzungen, die ganze Genesis des großen Bürgerkrieges, Halm vollkommen unbekannt waren; das Pathos dieses Riesenkampfes darzustellen, würde seine Kraft auch nicht ausgereicht haben. Eine dramatische Satire, „Das Theater in der Unterwelt", gegen die Theaterdirectoren, besonders gegen Heinrich Laube gerichtet, Platen's Litteraturstücken nachgebildet, soll fertig gewesen sein, ist aber schwerlich je vollständig aufgezeichnet worden, denn dazu entschloß sich der Poet immer spät und ungern.

Halm's Dichtertalent (er selbst lehnte die Bezeichnung Genie von sich ab), ist ein entschieden dramatisches; das darf dann auch nicht vergessen werden, wenn in der Darstellung öfters stark lyrische Scenen vorschlagen. Instinctiv wandte er sich dem Drama sehr früh schon zu und sein erstes in die Oeffentlichkeit getretenes Werk war eine Tragödie. Die Probleme seiner Stücke lagen in der Regel etwas abseits, er hat nie einen der gewöhnlichen historischen Dramenstoffe zu bearbeiten unternommen, mitunter sind sie gesucht, bizarr, peinlich, und darin liegt eine gewisse Aehnlichkeit Halms mit Hebbel. Diese ist aber nur scheinbar, denn Halm's Eigenart wurzelt in der süddeutsch-österreichischen Weise, das Leben zu nehmen, überdieß wirkten unter der Mithilfe Enk's die Spanier, besonders Lope, ungemein stark auf ihn ein. War er vielleicht anfangs zu freierem Ausbruch leidenschaftlicher Stimmung geneigt, so hat Enk's Strenge und Formensinn dieses Streben zurückgedämmt und seine Richtung etwas abgebogen. Im Gegensatz zu den Problemen seiner Dramen steht die Darstellung. Sie ist weich, fließend, nicht scharf und schneidig, sie ist lyrisch gedämpft, also ganz anders als bei Hebbel. Der Vers ist ungemein leicht, klar, melodisch, auch oft recht schwungvoll, selten sentenziös und spruchhaft, hie und da zum Gewöhnlichen, Trivialen absinkend. Halm verläugnet den Oesterreicher nicht, auch Collin gehört zu den Ahnen seiner Dichtung, die Jugendpoesie wird ihm zuerst von Schiller bestimmt, später von Heine; in seinen Stücken ist er nie ganz aus dem Geleise Schiller'scher Rhetorik gewichen. Auf diese Art hat die Behandlung den Stoffen oftmals aufgeholfen, einigemale ihnen auch geschadet. Die hervorragendste Qualität Halm's als dramatischer Dichter ist sein großes technisches Geschick, seine Gewandtheit und Fertigkeit. Die Expositionen sind in der Regel ausgezeichnet, führen mit klaren, sicheren Strichen sofort in die Situation ein und bedürfen nur selten längerer erzählender Berichte (wie im Wildfeuer). Knapp und mit raschem stetigen Schritt wird die Handlung weitergefördert, aber die Kraft läßt nach und der technischen Disposition entspricht nicht die schöpferische Arbeit der Ausführung. Dieser Mangel an Nachhaltigkeit und Ausdauer ist, ganz abgesehen von Halm's persönlichen Eigenschaften, unschwer zu erklären. Er ist in seinen Dramen nie von einem Charakter ausgegangen (wie Shakespeare bei seinen größten Werken), sondern stets

von einem Problem, einer Aufgabe. Nie ist ihm plötzlich in seiner Imagination eine Kernscene des Stückes lebendig vor Augen gestanden (wie Grillparzer und Kleist), an die nach vorne und rückwärts sich der Bau angeschlossen hätte. Sondern stets ist der Stoff, das Problem, überlegt und Punkt für Punkt bearbeitet worden. In der ganzen Frische seiner Kraft ging der Dichter ans Werk, aber das vom Problem ausgehende und deshalb schon etwas künstliche Feuer konnte nicht lange genug bewahrt werden, und in der Regel nach dem zweiten Acte tritt die enorme technische Mache an die Stelle der intensiven, aus der Heimlichkeit der Seele hervorbrechenden Kraft. Daher erzeugen alle Dramen Halm's den Eindruck, sie seien gemacht, nicht geschaffen worden. Vortrefflich charakterisirte einmal Faust Pachler in einer Unterredung mit Halm die Arbeitsweise seines Freundes: „Sie gehen wie bei einer Schachaufgabe auf ein vorausbestimmtes Ziel los, Sie bestimmen das Feld, wo Sie dem König Schach geben, wo Sie ihn matt machen, und die Figuren und den Zug, womit Sie das thun wollen; Sie erreichen das auch meist, aber weil Sie schon vom Hause aus auf ein deutlich erkennbares Ziel hinweisen, so sieht man Ihrem Verfahren nur wie einem geistreichen Spiele zu; nicht die Lösung interessirt, sondern wie die Lösung herbeigeführt wird“. — Verschiedene andere Eigenheiten und Schwächen ergeben sich aus diesen Prämissen für die Stücke Halms. Concentrirt das Interesse des Dichters sich auf den kunstgemäßen Aufbau des Problemes, so kommen leicht die Charaktere darüber zu kurz. Halm hat niemals einen Helden besonders vertieft geschildert, er begnügt sich immer mit dem, was bedingungslos erfordert war, um das Problem verständlich zu machen. Spieler und Gegenspieler heben sich wenig von einander ab. Wird eine Partei durch mehrere Personen vertreten, so tragen diese alle gleichartige Färbung, sind kaum zu unterscheiden. Halm's Dramen haben keine Episoden. Das ist gewiß ein Vorzug in Anbetracht der Oekonomie der Stücke, aber auch ein Nachtheil, denn sie bekommen dadurch etwas Mageres, Steifes, Schematisches. Das gilt freilich nicht ausnahmslos, z. B. nicht für den Fechter von Ravenna. Mit dem Bestreben, die Aufgabe klar darzulegen, verbindet Halm besondere Bemühung, seine dichterische Intention herauszustellen. Das trägt zur Klarheit der Gliederung bei und erhöht den Eindruck der geschlossenen Kunstform, doch wiederum gibt es den Dramen einen starken Beisatz von Subjectivität. — Besonders ist Halm südlichen Stoffen geneigt, nicht bloß aus Vorliebe für die spanischen Muster, auch weil der Stoff da schon etwas von dem Temperamente besaß, das sonst der Dichter allein hätte hineintragen müssen. Denn Halm war nicht bloß sentimentalisch im Sinne der Schillerschen Definition, wie Tomaschek von ihm gesagt hat, sondern auch sentimental. Unter der Härte, die gelegentlich schroffstens herausbricht, war er bis zum Schwächlichen gefühlvoll. Davon hat er nun auf die kräftigsten Stoffe übertragen und den dabei eintretenden Widerspruch nicht empfunden, da seine Aufmerksamkeit nur der künstlerischen Behandlung des Problems zugewandt war und seine Individualität unbewacht in die Arbeit einfließen konnte. Daher weibische Männer wie Ingomar, Diego, Marcell, Dyce und wieder männische Frauen: Imelda, Maria de Molina, Thusnelda, Elektra, Wildfeuer. Nicht wenig hat zu diesen Gestaltungen, wenigstens der Heldinnen, Halms intime Freundschaft mit Julie Rettich beigetragen. Diese edle Frau und treffliche Künstlerin war als Schauspielerin am Burgtheater in Wien seit Anfang der dreißiger Jahre angestellt, zwischen dem Rettich'schen und Halm'schen Ehepaare entstand ein enger Verkehr, insbesondere aber bildete sich ein inniges Freundschaftsverhältniß zwischen dem Dichter und Frau Julie. Sie rückte allmählich an die Stelle des despotischen Enk, der nicht lange nach der Abkehr seines geliebten Schülers unglücklichen Tod fand, sie wurde Halm's

Beratherin, nahm an der Entwickelung seiner Arbeiten vom ersten Beginn ab Theil. Es ist kein Zweifel, daß Halm die weiblichen Hauptrollen seiner Stücke immer in Gedanken an Frau Rettich geschrieben hat, wie er denn bei seinen Dramen mehr als billig die vorhandenen Schauspieler in Rechnung zog. Aber nicht allein dem Antheil dieser Frau ist der weichere sowie der rhetorische Beisatz in Halm's Dramen zuzuzählen, er lag schon tief in seiner Natur begründet. Der Bruch, welcher in das Volksthum des Deutschösterreichers seit der Gegenreformation gekommen war, ist auch bei Halm in Erscheinung getreten und die Verhältnisse der Heimath während seiner eigenen Zeit haben den in seinen Charakter gefallenen Zwiespalt geschärft. Schon in allem Aeußern: er war viel zu gebildet und idealistisch angelegt, um nicht den Zug des Jahrhunderts mit zu empfinden, aber doch sind in Folge seiner Berufsthätigkeit in ihm Stand und Staat zu persönlichen Elementen geworden. Poet, Aristokrat und Beamter haben sich in Halm nie ausgeglichen, jeder Gewinnst des einen war mit einer Buße an den anderen zu bezahlen.

Die Stoffe von Halm's Erzählungen haben ungefähr dieselben Qualitäten wie die seiner Dramen. Aber die Bearbeitung ist ganz anders. Nur die Knappheit ist noch gemeinsam, in den Novellen entspringt sie der Fülle, ist Gedrungengenheit, in den Stücken der Sparsamkeit und läßt mitunter den Mangel fühlen. Die Probleme sind auch hier eminent dramatisch. Die Darstellung ist geradezu ausgezeichnet, klar, präcis, und von kühler Objectivität, welche, ein Product hohen Kunstverstandes, die Wirkung ins Furchtbare treibt. Alles ist plastisch. Die häufig gebrauchte indirecte Rede läßt sich lesen wie die Analyse in einem Gerichtsprotocoll. Durch diese Eigenschaften gelangt die „Marcipanliese" (1854) zu ihrer dämonischen Gewalt, wird in dem „Haus an der Veronabrücke" (1862 bis 64, die Stoffe zu beiden stammen von Pachler), den „Freundinnen" (1860) das Undarstellbare möglich. Halm ist mit Grillparzer eine starke Sinnlichkeit gemeinsam, die überall lebhaft hervortritt, in mehreren Dramen den Grundaccord abgibt, daher Stoffe und Behandlung der Renaissance nahe legte. Hat auch das Studium der italienischen Novellisten (Brevio wurden ein paar Aufsätze gewidmet), Halm's Prosa zu einer Höhe gehoben, die nicht weit von Michael Kohlhaas absteht, so ist doch schon die ursprüngliche Begabung in dem Fragmente „Das Auge Gottes" (1826) zu merken, die den verblichenen Stoff mit energischen Farben schmückte. Die „Marquise von Quercy" (1867—69) beginnt sehr breit und es ist die Frage, ob sie solchermaßen fortschreitend im Rahmen der Novelle hätte bleiben können. Es muß Wunder nehmen, daß Halm so wenige Novellen geschrieben hat und, noch mehr, daß er zu den wenigen sich erst entschloß, als ein Conflict mit dem Director Heinrich Laube ihm das Burgtheater zu versperren schien.

In Halm's Werken befinden sich auch drei Bände Gedichte. Darunter ist „Charfreitag" (1864) am nächsten verwandt mit den Prosaerzählungen, wenn auch der spät wirkende Einfluß Byron's nicht verkannt werden darf. Die Balladen spitzen sich sehr auf äußerliche Effecte zu und sind declamatorisch gehalten. Halm's Lyrik leidet etwas an Unbestimmtheit, Farblosigkeit, das Persönliche will nicht recht heraus, die Empfindungen werden nicht kräftig gefaßt, sie fließen in Worten breit auseinander. Manches ist aber sehr hübsch, zumal wo ein stärkerer Inhalt in die fast immer gelungene Form zu bringen war. Am besten scheint, was ans Didaktische grenzt, und die Epigramme, welche zwar nicht so scharf und boshaft witzig sind wie die Grillparzer's, aber doch treffend und oft sehr geistreich.

Halm ist bis jetzt nicht populär geworden und wird es nicht werden. Er hat nie versucht, auch nur in einem Liede den Volkston zu treffen, er konnte es

nicht, es ging wider seine Art. Von seinen Dramen haben manche großen Beifall errungen, ohne viel Aussicht auf dauernde Wirkung zu haben. Es sind akademisch gezogene Producte, aus dem Boden eines starken Talentes erwachsen, mit außerordentlichem Geschick gepflegt, unter spanischem Einfluß entfaltet. Die Schönheit der Sprache hält sie, stets werden sie dem strebenden Dramatiker lehrreiches Studienmaterial gewähren. Die Erzählungen stellen Halm zu den ersten deutschen Prosaisten.

Friedrich Halm's Werke, 12 Bände, Wien, Gerold, 1856—1872, die vier letzten Bände durch die mit Testament bestimmten litterarischen Executoren Emil Kuh und Faust Pachler herausgegeben. Lebensskizze Halm's von J. G. Seidl im Album österreichischer Dichter, Wien, 1850, S. 139 ff.; in Wurzbach's Biographischem Lexicon 19. Band. Ueber Halm's Dichtungen: Karl Tomaschek im Almanach der k. Akademie der Wissenschaften in Wien, 1872, S. 194 ff. Faust Pachler: Jugend- und Lehrjahre des Dichters Fr. Halm, Separatabdruck aus F. Stamm's Oesterreichischem Jahrbuch für 1877. Zwei dramatische Fragmente, edirt von Faust Pachler in Blumenthal's Neuen Monatsheften für Dichtung und Kritik, 1877, S. 42 ff. und einige kleinere Aufsätze von demselben und Ferdinand Raab in Wiener Journalen. Besonders verdanke ich Vieles persönlicher Mittheilung und Hilfe Faust Pachler's.

Anton Schönbach.

München: Heinrich v. M. (Heinrich von Baierland, von Baiern Heinrich), der Compilator einer umfangreichen deutschen Reimchronik, gehörte wol jenem Münchener Patriziergeschlechte an, dessen Ahnen schon vor Anlage der Stadt im Dorfe München einst das ritterliche Element vertraten. Die Annahme, er sei ein Zeitgenosse Kaiser Ludwigs des Baiern gewesen und habe diesen sogar überlebt, stützt sich allein auf die Kremsmünsterer Handschrift, ist aber unberechtigt, vgl. Maßmann, Kaiserchronik, Bd. III, S. 99, 190. Wir werden vielmehr die Abfassung des Werkes bald nach 1300 ansetzen dürfen, dahin weisen auch Sprache und Verskunst. Heinrich hat seinen eigenen Worten nach die auf Veranlassung König Konrads IV. zwischen 1250 und 1254 begonnene Weltchronik des Rudolf von Ems (s. Bd. VI S. 95), die die Bücher des Alten Testamentes bis auf Salomo's Tod umfaßte, überarbeitet und fortgesetzt; eine nähere Prüfung ergibt jedoch, daß er seiner Bearbeitung eine Recension der jüngeren, dem Landgrafen Heinrich dem Erlauchten († 1288) gewidmeten thüringischen Reimbibel, der sogenannten Christherrechronik, zu Grunde legte, welche ursprünglich nur bis in das Buch der Richter reichte, dann aber durch Hinzufügung des Ueberschusses aus der Rudolfischen Weltchronik bis in das dritte (erste) und vierte (zweite) Buch der Könige fortgeführt ist. Schon bei der Darstellung des Alten Testamentes hat Heinrich verschiedentlich und zwar von Anfang an Stücke aus Enenkel's Weltchronik (nach 1277 vollendet) herübergenommen. Wie viel freilich von diesen Einschaltungen direct auf Heinrich selbst zurückgeht, wie viel später eingefügt wurde, das läßt sich einstweilen mit Sicherheit nicht entscheiden, da bis jetzt nur wenige kurze Auszüge gedruckt vorliegen, die Handschriften selbst aber stark von einander abweichen und das stoffliche Material oft ganz verschieden anordnen. Mit Recht hat schon Maßmann daher letzteren den Namen „Schwellhandschriften“ gegeben. In größtem Umfange hat Heinrich das Abschreiben und Verarbeiten fremder Werke zu einem Ganzen erst bei der Fortführung der Geschichte durch den neuen Bund betrieben. Er schildert in der sechsten Welt, die mit Christi Geburt beginnt, das Leben der Päpste und Kaiser von Julius Cäsar bis auf Friedrich II.; einige Handschriften gehen jedoch nur bis Karl den Großen oder Ludwig den Frommen. Nach dem Vorgange der in ähnlicher Weise entstandenen Kaiserchronik, aber dem Geschmacke der Zeit entsprechend diesen bis ins Unförmliche über-

bietend, hat auch Heinrich bald mehr bald minder wörtlich seine Reimbibel aus der sächsischen Weltchronik (zwischen 1237 und 1251 entstanden), Enenkel's Werk, dem er in allem Wesentlichen bis auf Karl den Großen folgt, und der jüngeren Recension der Kaiserchronik, die bereits Enenkel selbst ausschrieb, compilirt; des weiteren aber sind von ihm (und anderen?) noch alle möglichen Kunst- und Volksdichtungen in den gegebenen Rahmen eingewebt worden, so bei der Geschichte von Maria und Jesus Bruder Philipps Marienleben, bei Karl dem Großen die Dichtung des Strickers, bei Ludwig dem Frommen die Geschichte des heiligen Willehalm nach Wolfram und seinen beiden Fortsetzern, ferner Stücke aus dem Passional, Konrads Trojanerkrieg (?), Dietrich's Flucht u. a. Auf poetischen Werth kann Heinrich's Compilation keinen Anspruch machen. Im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts wurde diese Weltchronik grade so wie die Kaiserchronik und Enenkel in Prosa aufgelöst.

Vgl. außer der bei Wackernagel, Litteraturgesch., 2. Aufl., S. 223 angeführten Litteratur noch: Riezler, Gesch. Baierns 2 (1880), 555. Deutsche Städtechroniken 15, 508. Jacobs und Ukert, Beitr. zur älteren Litteratur 2, 243 ff. Martin im Deutschen Heldenbuch 2, XLVI ff. — Größere Auszüge in den Altdeutschen Wäldern der Gebr. Grimm 2, 115 ff. W. Grimm, Deutsche Heldensage Nr. 84. Maßmann, Kaiserchronik im dritten Bande passim. E. Schröder im Archiv für das Studium der neueren Sprachen 50, 311 ff.

Strauch.

München: Nicolaus M., Dompropst zu Köln, wurde als Kind achtbarer Landleute zu Wadern im Bisthum Trier am 19. October 1794 geboren, studirte am Gymnasium und im bischöflichen Seminar zu Trier und empfing am 28. November 1817 die Priesterweihe. Zwei Jahre wirkte er als Kaplan zu St. Wendel, ferner bis 1824 als Rector der lateinischen Schule in Ahrweiler und bezog dann zu seiner weiteren theologischen und juristischen Ausbildung die Universität Bonn. Im J. 1826 wurde er zum Geheimsecretär und Kaplan des neu ernannten Erzbischofs von Köln, Ferdinand August von Spiegel, Grafen zum Desenberg und Canstein, berufen. Im folgenden Jahre erhielt er auf Grund einer canonistischen Abhandlung „De iure ecclesiae statuendi impedimenta matrimonium dirimentia“, Coloniae 1827, den juristischen Doctortitel, nachdem er den theologischen sich bereits erworben hatte. Am 12. Mai 1832 trat er in das Kölner Domcapitel ein. Einen Wendepunkt seines Lebens bildete das Abscheiden seines Gönners, des Grafen von Spiegel, und der Amtsantritt des Erzbischofs Clemens August von Droste-Vischering (Bd. V S. 420) am 29. Mai 1836. M., als eifriger Anhänger der hermesianischen Richtung, befand sich schon deshalb im Gegensatz zu dem neuen Leiter der Erzdiöcese. In dem Artikel über den Generalvicar Johann Hüsgen (Bd. XIII S. 453) habe ich das Verhalten des Domcapitels nach der am 20. November 1837 erfolgten Abführung des Erzbischofs und die dabei hervortretenden Streitfragen eingehend dargestellt. M., der scharfsinnige, thätige, juristisch geschulte Mann, war die Seele seiner Partei, in weit höherem Maße als der Generalvicar; er verfaßte auch das damals so viel Aufsehen erregende Buch „Das Metropolitandomcapitel zu Köln in seinem Rechte“ (Köln 1838). Selbst wer mit den Ergebnissen dieser Streitschrift nicht übereinstimmt, wird die Sachkenntniß und Gelehrsamkeit des Verfassers nicht in Abrede stellen. Zu Droste's Nachfolger, dem späteren Cardinal Johannes v. Geißel, stellte sich bald ein freundliches Verhältniß her. Am 26. September 1848, bei Errichtung des erzbischöflichen Officialates, wurde M. Präses desselben mit der Eigenschaft und dem Titel eines „Erzbischöflichen Officials“ und am 1. Februar 1850, als das erzbischöfliche Ordinariat ins Leben trat, erfolgte weiter seine Ernennung zum Ordinariatsrathe. Von seiner Thätigkeit zeugt die

Schrift „Die Amtsentfernung, ein Beitrag zur unbefangenen Kritik des Titels über die Verbrechen der Geistlichen in dem neuen Entwurf des Strafgesetzbuches“, 1848. Nicht weniger als bei seiner geistlichen Obrigkeit war M. bei der Staatsregierung angesehen. Im Februar 1851 wurde er den Bestimmungen der Bulle De salute animarum gemäß vom Könige für die vor kurzem erledigte Stelle eines Dompropstes designirt. Auch der Papst ertheilte im folgenden Jahre die Provista, hatte aber vorher von dem Designirten eine Erklärung bezüglich seines früheren Verhaltens gegenüber dem Erzbischof Clemens August gefordert. Diese Erklärung, ohne Vorwissen des Ausstellers und, wie es scheint, von unberufener Seite im Giornale di Roma veröffentlicht, erregte wieder das Mißfallen der preußischen Regierung, so daß die nach Berlin gesandte Provista vorerst nicht in München's Hände gelangte, und die Dompropstei viele Jahre unbesetzt blieb. Erst im Sommer 1863, als der Minister v. Mühler einen Commissar nach Köln geschickt hatte, um mit dem Cardinal die Wiederbesetzung mehrerer damals erledigter Domherrnstellen zu vereinbaren, wurde in diese Vereinbarung auch die Zusage einbegriffen, daß der Minister dem Könige die Wiederbesetzung der Propstei durch M. vorschlagen werde. Am 20. September 1863 wurde denn auch die Nominationsurkunde ausgefertigt, so daß am 5. October desselben Jahres München's Einführung als Dompropst erfolgen konnte. Mit ungeschwächten Geisteskräften benutzte der Greis die Jahre des Alters noch zur Abfassung eines umfangreichen canonistischen Werkes: „Das canonische Gerichtsverfahren und Strafrecht“ (1865, 2 Bde.). Am 28. November 1867 beging er das 50jährige, zehn Jahre später sogar das 60jährige Priesterjubiläum, bei welchem ihm die seltene Auszeichnung des Sterns zum Rothen Adlerorden zweiter Klasse zu Theil wurde. Sein Tod erfolgte am 29. Januar 1881. Außer den schon genannten Werken verfaßte er noch zahlreiche Aufsätze für die „Bonner theologische Zeitschrift“, insbesondere über Ehehindernisse.

Gütige Mittheilungen des Herrn Domcapitulars Dr. Dumont. — Schulte, Geschichte der Quellen und Litteratur des canonischen Rechts, Bd. III, Abth. I, S. 430. — Der Totenzettel. Hermann Hüffer.

Münchhausen: Ernst Friedemann Freiherr v. M. ist am 19. September 1724 geboren und war in seiner Jugend in sächsischen Diensten, wo er eine Stelle als königlich polnischer und kursächsischer Tribunalsrath in Dresden bekleidete. Im J. 1750 trat er aus Vorliebe für den König Friedrich II. und die neue Justizverfassung in den preußischen Dienst und wurde am 22. August desselben Jahres auf Cocceji's Vorschlag, nachdem er einige Zeit bei dem Kammergericht gearbeitet hatte, als Präsident der neumärkischen Regierung angestellt, aus dieser Stellung aber schon am 16. October 1751 zum Präsidenten der Oberamtsregierung, des Oberconsistoriums und des Pupillencollegiums in Breslau befördert. Da er sich sehr auszeichnete, ernannte ihn der König am 19. September 1763 zum wirklichen geheimen Etats- und Justizminister und wenige Wochen darauf am 31. October zum ersten Präsidenten des Kammergerichts. Als Minister bearbeitete er das schlesische Justizdepartement und die Criminalsachen aus dem ganzen Lande. Am 17. Juni 1764 trat er das Präsidium des Kammergerichts ab und erhielt dafür eine lange Reihe anderer Ressorts, ein rechtes Beispiel für die Aemtercumulation. Es waren die folgenden: das geistliche Departement in lutherischen Kirchen- und Schulsachen, desgleichen in Stifter- und Klöster- und allen die katholische Geistlichkeit betreffenden Sachen, das Präsidium des lutherischen Oberconsistoriums und des kurmärkischen Amts-Kirchen-Revenuen-Directoriums, das Directorium der Dreifaltigkeitskirche, das Armendirectorium, das Directorium der königlichen Bibliothek, der Kunstkammer, des Medaillencabinets und der Bibliothekskasse. Im Herbste des Jahres 1770 wünschte M.

seiner schwachen Augen wegen das Departement der Criminalsachen aufzugeben was der König genehmigte und dem Minister seine besondere Zufriedenheit aussprach. Zugleich übertrug er ihm am 18. November desselben Jahres das ganze Lehns- und Vasallendepartement und das Obercuratorium über sämmtliche Universitäten. Am 18. Januar 1771 gab M. die oben erwähnten am 17. Juni 1764 übernommenen Aemter ab und erhielt dafür das Präsidium des Tribunals und das Justizdepartement für Preußen, Pommern, Lauenburg, Magdeburg, Halberstadt, Minden, Cleve, Mörs, Geldern, Lingen und Tecklenburg, welche Ressorts bis dahin der Minister v. Zedlitz verwaltet hatte. 1773 erhielt er statt des preußischen Departements, welches der Großkanzler v. Fürst übernahm, die Alt- und Neumark und Ostfriesland. M. war auch Domherr von Magdeburg; er starb am 30. November 1784.

Klaproth u. Cosmar, Der wirkl. Geh. Staatsrath. A. H. v. Münchhausen, Geschlechtshistorie derer von M. 1872. Acten des Geh. Staatsarchivs.

Ernst Friedlaender.

Münchhausen: Hieronymus v. M., aus der sogenannten weißen Linie gebürtig, Sohn des braunschweigischen Geheimraths und Consistorialdirectors Busso v. M. († 1697), geb. zu Wolfenbüttel den 22. Juni 1680, † 1742, erhielt eine sorgfältige Erziehung und trat 1704 als Kammerjunker in den Dienst der gemeinsam regierenden Herzöge Rudolf August und Anton Ulrich zu Braunschweig und Lüneburg. Er wurde bald darauf zum Kammerrath, 1711 zum Geheimen Kammerrath befördert. Herzog August Wilhelm ernannte ihn 1716 zum Geheimrath, Kammerpräsident und Oberberghauptmann. In dieser Stellung erwarb er sich durch einsichtsvolle und gerechte Amtsführung, die eine nicht unbedeutende Erhöhung der Kammereinkünfte zur Folge hatte, große Verdienste. Da er aber dem leichtsinnigen Treiben der am Hofe des schwachen Herzogs August Wilhelm allmächtigen Günstlinge, wie besonders des Grafen K. D. von Dehn mit rückhaltlosem Freimuthe entgegentrat, so erwuchsen ihm in diesen Kreisen zahlreiche Feinde, die ihm mancherlei Schwierigkeiten bereiteten und ihm das Vertrauen des Herzogs, der ihm seine Anerkennung durch Zusicherung einer lebenslänglichen Pension bezeugte, zu entziehen suchten. Mit Genehmigung seines Fürsten war M. auch in den Dienst des Herzogs Ludwig Rudolf, des Bruders August Wilhelms, der Blankenburg als selbständiges Fürstenthum beherrschte, getreten, damit er dort insbesondere das Hüttenwesen, das geringe Erträge abwarf, gewinnbringender einrichtete. Er hatte vorzüglich an den mit den Oberfactoren abgeschlossenen Verträgen Aussetzungen zu machen. Dadurch beleidigte er aber seinen alten Freund, den Blankenburgischen Geheimrath v. Campen, der sich in Folge davon bewogen fand, seinen Abschied zu fordern. Um sich nun an M. zu rächen, stellte er dessen Gegnern in Wolfenbüttel Briefe zur Verfügung, welche jener ihm einst in vollem Vertrauen geschrieben und in welchen er sich offen und scharf über das Günstlingswesen am Wolfenbüttler Hofe, dessen schädlichen Einfluß 2c. ausgesprochen hatte. Es gelang mit Hülfe dieser Schriftstücke, aus denen man Beleidigungen des Landesherrn und seiner Gemahlin herauslas, den Herzog August Wilhelm dahin zu bringen, daß er M. 1727 einen schimpflichen Abschied ertheilte, ja ihn sogar des Majestätsverbrechens zieh. Diese Beschuldigung wurde von Münchhausen's persönlichem Feinde, dem Helmstedter Professor A. Leyser, durch ein juristisches Gutachten unterstützt. Es wurde sogar gegen den ehrenwerthen Mann ein fiscalischer Proceß eröffnet, welcher, da sich M. zu dem angesetzten Termine nicht stellte, mit seiner Verurtheilung endete. Inzwischen hatte der Verfolgte in Blankenburg bei dem Herzoge Ludwig Rudolf freundliche Aufnahme und sicheren Schutz gefunden. Als sich dieser nun in Wolfenbüttel für M. vergeblich verwandt hatte, suchte er für ihn Hülfe bei

seinem Schwiegersohne, Kaiser Karl VI., der mehrere Schreiben an den Herzog August Wilhelm zu Gunsten Münchhausen's erließ und diesen außerdem zum wirklichen Kammerherrn ernannte. Demzufolge erhielt M. in Wolfenbüttel einen ehrenvollen Abschied und die ihm zugesagte Pension; der gegen ihn angestrengte Proceß aber wurde cassirt. Er selbst vertheidigte sich gegen die wider ihn erhobenen Anklagen durch eine Druckschrift: „Abgenöthigte Ehren-Rettung“ (1728), der er bald darauf noch eine „Zugabe“ folgen ließ. Unangefochten blieb nun M. als erster Minister im Fürstenthume Blankenburg und erhielt dieselbe Stellung 1731 in Braunschweig-Wolfenbüttel, als August Wilhelm gestorben und Ludwig Rudolf ihm dort in der Regierung gefolgt war. Auch unter den beiden nächsten Herrschern, den Herzögen Ferdinand Albrecht II. und Karl I., hat er dasselbe Amt in ehrenvoller Weise bis zu seinem Tode geführt, der am 18. August 1742 erfolgte. — M. war zweimal verheirathet; seine erste Frau († 1738) war eine geborene v. Ruck, die zweite eine Grote aus dem Hause Wrestedt. Jene gebar ihm 14 Kinder, von denen aber nur zwei Töchter und ein Sohn, Namens Ferdinand, später kaiserlicher Postmeister in Braunschweig, ein reiferes Alter erreichten. P. Zimmermann.

Münchhausen: Gerlach Adolf Freiherr von M., geb. am 14. Oct. 1688 zu Berlin, † den 26. Novbr. 1770 zu Hannover. Das von Niedersachsen ausgegangene, dann nach Thüringen und Obersachsen verzweigte Geschlecht theilte sich schon seit dem Mittelalter in zwei Linien, die weiße und die schwarze. Der letzteren gehörte Münchhausen's Familie an. Der Vater Gerlach Heino hatte bei der Erbtheilung, welche seinen älteren Brüdern, bez. deren Kindern Alt- und Neu-Leitzkau (bei Jerichow) verschafft hatte, das Gut Wendlinghausen erhalten. Durch seine Verheirathung mit der Erbtochter des Selmnitzschen Geschlechts, Sophie von S., deren Vater der kurfürstlich sächsische Geheimrath und Oberaufseher der Grafschaft Mansfeld, Ernst Friedemann von S. war, erwarb er dazu die Güter Straußfurt (Kreis Weißensee, Regierungsbezirk Erfurt) und Steinburg (Kreis Eckartsberga, Regierungsbezirk Merseburg). Hierher zog er sich zurück, als er 1689 sein Amt eines kurfürstlich brandenburgischen Oberstallmeisters und Kammerherrn wegen Kränklichkeit aufgab, und behielt diesen Wohnsitz bis zu seinem Tode (1710) bei. Aus seiner 1683 geschlossenen Ehe gingen sechs Söhne und fünf Töchter hervor. Einen geschichtlichen Namen haben nur zwei der Söhne erlangt: Gerlach Adolf und sein jüngerer Bruder Philipp. M. war das fünfte Kind, der dritte Sohn seiner Eltern. Ueber seine Schul- und Erziehungsjahre ist nichts bekannt. Eine Angabe, nach welcher er das Gymnasium zu Weimar besucht haben sollte, hat sich nicht bestätigt. Auch die Nachrichten über seine Universitätszeit sind kümmerlich und blos äußerlicher Art. Er hat von 1707—1711 studirt, vorzugsweise in Jena. Hier hörte er B. G. Struve und Wildvogel und wurde durch sie in staatsrechtliche und historische Studien eingeführt; unter des ersteren Vorsitz disputirte er „De legibus, consuetudinibus et forma imperii“, unter dem des letzteren 1710 „De capitulatione perpetua“, einen Gegenstand der Reichsgesetzgebung, der die damalige Zeit lebhaft beschäftigte. Der Besuch von Halle, das im raschen Aufschwunge einen großen Ruf namentlich im jus publicum erworben hatte, war für einen jungen protestantischen Edelmann, der in Staatsdienste zu treten gedachte, unentbehrlich. Die Koryphäen der Universität, der er seit 1710 angehörte, Thomasius, Gundling, der Kanzler von Ludewig, Just. Henning Böhmer waren seine Lehrer. Enge Freundschaft verband ihn mit dem Grafen Gotter (Bd. IX, S. 451). Aufmerksam beobachtete er, wie spätere Aeußerungen bezeugen, die Verhältnisse der jungen Hochschule, die Lehrmethode ihrer Docenten, die wissenschaftlichen und socialen Zustände unter Professoren und Studenten

und fand, gereift wie er war, mehr Gefallen an der Hallischen als an der Jenaischen Lebensweise. Nachdem er 1711, der Sitte der Zeit folgend, auch noch eine holländische Universität, Utrecht, besucht hatte, kehrte er nach Jena zurück, um hier 1712 ohne Vorsitz „De vicariatu Italico“ zu disputiren. Damit schloß seine Studienzeit. Es folgte die herkömmliche Reise durch Holland und Frankreich, nach deren Beendigung er 1714 die Stelle eines extraordinären Appellationsrathes in Dresden erhielt. Schon im nächsten Jahre trat er in den Dienst des Landes über, dem von nun an sein ganzes Wirken gelten sollte: König Georg I. übertrug ihm eine der drei Rathsstellen des 1711 gegründeten Oberappellationsgerichts zu Celle, deren Besetzung ihm zustand, während die übrigen sechs durch die Stände besetzt wurden. Am 6. Mai 1716 wurde M. in sein Amt eingeführt und beeidigt. Das Jahr zuvor hatte er sich mit der dreizehnjährigen Sophie von Wangenheim, der einzigen Tochter des 1705 verstorbenen Reisemarschalls von Wangenheim zu Gotha, verheirathet. Neben den ihm durch seinen richterlichen Beruf auferlegten Arbeiten beschäftigten ihn geschichtliche und staatsrechtliche Studien, so daß er als die geeignete Persönlichkeit erschien, um in publicistischen Streitigkeiten, an denen die Zeit nie Mangel litt, verwendet zu werden. So fungirte er 1722 als königlicher Subdelegatus zur Ausrichtung einer kaiserlichen Commission in Sachen des Fürsten von Ostfriesland gegen den Herzog von Sachsen-Barby und führte den Streit in Hamburg glücklich zu Ende. Das Jahr darauf handelte es sich darum, die Augsburgischen Confessionsverwandten in Hildesheim gegen Beeinträchtigungen, wie sie ihnen seit 1720 vielfach gegen die Bestimmungen des Recesses von 1711 zugefügt waren, gelegentlich der eingetretenen Sedisvacanz zu sichern. Die Verfolgung dieser Aufgabe brachte M. in Berührung mit David Georg Strube, der seit 1720 die Stelle eines Syndicus der Hildesheimschen Stände bekleidete und zu so einflußreicher Rolle in der juristischen Praxis und Litteratur nicht blos seiner engern Heimath berufen war. Die Freundschaft, die sich bei dieser Veranlassung zwischen M. und dem sechs Jahr jüngeren Strube knüpfte, währte lebenslänglich, und noch auf seinem Todtenbett vertraute er ihm als Nachlaß seine Schriften und Actenstücke an. Auf die Dauer fand sich M. durch die richterliche Thätigkeit nicht befriedigt, und nachdem er der Regierung zu erkennen gegeben, „daß er jedesmal auf das Jus publicum und damit zusammenhängende historisch-politische Wissenschaften sich gelegt und vielmehr applizirt, als die praktische Rechtsgelahrtheit getrieben“, übertrug sie ihm 1726 die Stelle des Comitialgesandten in Regensburg. Als im Jahr darauf König Georg II. auf den Thron gelangte, berief er M. in den Geheimenrath und ernannte ihn 1732 zugleich zum Großvogt der cellischen Amtsvogteien. Die „königl. Großbrittannischen zur churfürstlich Braunschweig-lüneburgischen Regierung verordneten geheimen Räthe“ bildeten in Folge der Residenz des Landesherrn in England ein Collegium von so großer Selbständigkeit wie kein anderes in deutschen Landen. In dieser Behörde war M. die bedeutendste, bald auch die einflußreichste Persönlichkeit. Das gilt nicht blos von der inneren, sondern auch von der auswärtigen Politik. Von seiner Thätigkeit auf jenem Gebiete weiß man längst; um so weniger ist man über seinen Antheil an den auswärtigen Geschäften unterrichtet. Erst eine archivalische Untersuchung und Darstellung der englisch-hannoverschen Geschichte während der Jahre 1740—1770 wird das Bild des Politikers M. enthüllen. Bisher sind nur vereinzelte Züge gelegentlich ans Licht gekommen. Verlief das erste Jahrzehnt seiner Thätigkeit im Geheimen Rathe unter friedlichen Arbeiten, so führte ihn die Zeit nach der Thronbesteigung Friedrichs des Großen mitten hinein in die politischen Kämpfe und Intriguen. Seine Verbindung mit König Georg II. wurde die engste, und es mag nicht

wenig zur Befestigung seines Einflusses beigetragen haben, daß sein Bruder Philipp 1740 die Stelle eines Chefs der deutschen Kanzlei in London erhielt. Zu den Kaiserwahlen und Krönungen Karl VII. (1742) und Franz I. (1745) entsandte ihn die Regierung als ersten Wahlbotschafter, und er hatte hier Gelegenheit, Kurbraunschweig wie durch den Glanz seines Auftretens — die hannoverschen Pferde erregten allgemeines Aufsehen — so durch die Gründlichkeit seiner Kenntniß des reichsstaatsrechtlichen Herkommens und seine diplomatische Gewandtheit würdig zu repräsentiren. Bei den Vorgängen, die sich in Frankfurt im August und September 1745 vor und nach der Wahl Franz I. abspielten, fiel ihm die wichtigste Rolle zu. Er drehe das Rad, sagte man. Von preußischer Seite gab man ihm Schuld, er befördere das zu rasche Vorgehen des Kurfürstencollegiums, ein Vorwurf, der sonst weder Hannover noch der Reichsmaschinerie von dorther gemacht zu werden pflegte. Auch der andere Vorwurf, M. und die mit ihm Stimmenden ließen bei ihrem Verfahren die Reichsverfassung außer Acht, wog nicht schwer, hatte M. doch als juristischen Berather keinen Geringern als Johann Jakob Moser zur Seite. Der letzte Grund dieser Anklagen war doch nur, daß M. sich den österreichischen Wünschen und Interessen entgegenkommender erwies als den preußischen. Damit entsprach er aber der Politik seines Herrn, und wenn Friedrich der Große nach der mit König Georg II. zu Hannover am 26. Aug. 1745 abgeschlossenen Convention ein anderes Verhalten erwartete, so überschätzte er die Tragweite der Zusage Englands, seine guten Dienste zur Herstellung des Friedens zwischen Preußen und Oesterreich zu verwenden, nicht minder als die Aufrichtigkeit Georg II. Der in jenen Tagen so oft beklagte Widerstreit der englischen und hannoverschen Interessen, der Gegensatz zwischen dem Ministerium des Königs und dem des Kurfürsten machte sich auch hier geltend. M. stand ganz und voll auf Seiten der hannoverschen Politik; er war deren Seele. So sehr er sich nun auch mit dem Könige, in dem oft genug das hannoversche Interesse überwog, eins fühlte, ihr Gegensatz gegen die Fridericianische Politik war doch nicht der gleiche. Georg II., der M. gern zum Vertrauten seiner intimsten Pläne machte, hegte noch vierzehn Tage vor jener Convention von Hannover den Gedanken an eine Achterklärung des Reiches gegen Friedrich und einen Krieg gegen Preußen, in dem man ihm ein oder das andere Stück Landes abnehmen und behalten könne. Auch M. sah in Friedrich nicht mehr als einen Nachbar, der seine große Macht zur Insultirung seiner Mitstände und zu Illudirung des Reichssystematis mißbrauche, aber mit den Vergrößerungsgelüsten seines Herrn war er keineswegs einverstanden. „Der hochselige König“ — so schrieb er unmittelbar nach Georg II. Tode — „wäre ein recht großer Regent gewesen, wenn er in Kriegen, bei denen es auf das Wohl und Wehe des ganzen Europa ankam, nicht allemal gesuchet hätte, einige elende Aemter und Dörfer vor seine teutsche Lande abzubekommen. Er hat sie doch nicht erhalten, sich aber einen Ruhm entzogen, der größer als alle Siege gewesen sein würde, nämlich daß das allgemeine Wohl sein einziger Zweck gewesen wäre“. Sein Standpunkt war der reichspatriotische. Er war der österreichischen Politik zugethan, weil er von ihr, wenn nicht das Beste, so doch weniger Gefährdung des Reiches als von Preußen erwartete. Dem neugewählten Kaiser Franz überreichte er ein von J. J. Moser ausgearbeitetes Memoire, in dem freimüthig die Grundsätze des Rechts und der Klugheit dargelegt waren, welche eine nach seiner Meinung für den Herrscher und für Deutschland glückliche Regierung sicherten. Außer einer gerechten Justizadministration und friedlicher Behandlung der Religionssachen war dem Kaiser ans Herz gelegt, von Unternehmungen, die im Reichsconvent nicht mit gutem Willen, sondern nur unter Widerspruch großer Höfe durchzubringen seien, von vornherein zu abstrahiren. Eine Ueberhebung

oder der Versuch einer Bevormundung, den man neuerdings darin hat finden wollen, ist in diesem Schritte so wenig erblickt worden, daß M. sich vielmehr der größten Gunst Maria Theresia's zu erfreuen hatte und die Erlaubniß erhielt, persönlich an sie zu schreiben. Von den Lorbeeren, welche in der diplomatischen Action dieser Zeit etwa errungen worden sind, haben die Mißerfolge des nächsten Jahrzehents wenig übrig gelassen. Wie oft war gespottet und gehöhnt, der Zwerg Hannover sei dem Riesen England auf die Schultern gestiegen und dirigire seine Bewegungen! Jetzt trat nun der Fall ein, daß die politischen Verhältnisse Englands das Stammland seiner Könige in die Wechselfälle des Krieges verwickelten. So hochachtbare Persönlichkeiten den Geheimen Rath bildeten, so eifrig und umsichtig sie für das Landeswohl sorgten, in der nun erforderlich werdenden Cooperation mit dem kriegerischen Nachbarstaat enthüllten sich alle Schattenseiten, die von einem aristokratisch-juristischen Regimente unzertrennlich erscheinen: die Langsamkeit der Bewegung, die Schwierigkeit zu durchgreifenden Entschlüssen zu kommen, das Vertrauen in die Kraft juristischer Formen, der Glaube, daß das was nicht sein dürfe, deshalb auch nicht eintreten könne. Lange trug man sich mit der Hoffnung, Hannover dem drohenden Conflict fernhalten, Frankreich mit dem staatsrechtlichen Argument abwehren zu können, der Krieg gehe lediglich England, nicht Hannover an. Frankreich selbst, so erwartete man, werde die Neutralität Hannovers respectiren und Niemand sei besser geeignet, Frankreich zu solcher Anerkennung zu bewegen, als der alte Bundesgenosse Englands und Hannovers. Die von dem kaiserlichen Hofe gestellten Bedingungen enthielten dann aber solche Zumuthungen, daß jede Aussicht der Gefahr ausweichen zu können, verschwand. Zuletzt klammerte man sich noch an die Hoffnung, wenn auch der Krieg mit Frankreich unvermeidlich sein sollte, doch die Feindschaft Oesterreichs vermeiden zu können. Dazu erschien als das beste Mittel, sich jeder Offensivoperation zu enthalten und die Grenze strictester Nothwehr nicht zu überschreiten. Man wird nicht behaupten können, daß M. unter den bejahrten Mitgliedern seines Collegiums das ängstlichste gewesen sei, aber sich der muthigen, kühnen Politik anzuschließen, die Friedrich der Große vertrat und immer wieder empfahl, dazu fehlte ihm doch jede Regung. Jeder Schritt vorwärts mußte dieser zögernden ängstlichen Staatsweisheit abgenöthigt werden. Wochen lang wurde General von Schmettau, den Friedrich nach Hannover entsandt hatte, um die kriegerischen Rüstungen zu betreiben, hingehalten, ehe die erforderlichen Ordres vom Ministerium ausgefertigt wurden. Man begreift den Unmuth Friedrichs über ces maudites perruques d'Hanovre, die immer an ihre terre sainte und niemals an die seinige dachten. Als endlich zu Ende Mai 1757 M. selbst die Lage der Dinge den Abschluß eines Bündnisses zwischen Hannover und Preußen zu begünstigen schien und er vier Wochen später nach eingetroffener königlicher Zustimmung den Vertragsentwurf an Podewils übersandte, wie froh war er da, seinen der Post bereits übergebenen Brief noch zurückerhalten zu können — denn soeben war die Nachricht von der Niederlage Friedrichs bei Collin (18. Juni) bekannt geworden. Es wäre ungerecht, in alledem blos eine Schuld der hannoverschen Minister und Münchhausen's insbesondere zu erblicken. Man darf die exponirte Lage des Landes, das die Franzosen mit seinen unzulänglichen Kräften fernhalten sollte, ohne von Preußen oder England namhafte Hülfe zu empfangen, ebenso wenig außer Acht lassen als die äußeren und inneren Schwierigkeiten mit dem König Georg II. zusammenzuwirken, der es über sich gewann, die eine Hand Preußen zum Bunde zu reichen und die andere nach Wien hin auszustrecken. Am wenigsten Berechtigung hat es, das eingewurzelte Mißtrauen gegen Friedrich als Entlastungszeugniß anzurufen, denn König Georg war erst

dann warm für den Krieg auf dem Continent geworden, als ihn Friedrich mit der Aussicht auf Vergrößerung an seinen Grenzen, auf Paderborn und Osnabrück, gekirrt hatte, und hatte M. beauftragt, mit dem Grafen von Podewils darüber in nähere Verhandlung zu treten mit der Weisung, daß er bei günstigen Zeitläuften nicht das Paderbornsche, sondern das Hildesheimsche und das Eichsfeld, an welchen Landen er von Alters her begründete Ansprüche besitze, zum Vorwurf nehmen werde. Wie hier, so ist auch in allen anderen diplomatischen Transactionen dieser Zeit M. der Führer. Er steht mit dem Herzog von Newcastle, dem Haupte des gestürzten Ministeriums, dem der König sein Vertrauen zu schenken fortfuhr, in Correspondenz, muß aber auch von ihm hören, daß in England alle das Heil Hannovers im engen Anschluß an Preußen erblicken. Als dann nach der unglücklichen Schlacht bei Hastenbeck (26. Juli 1757) die Franzosen ins Herz des Landes drangen und am 9. August die Hauptstadt besetzten, blieb M. auf seinem Posten in Hannover, während der größte Theil seiner Collegen mit dem Archiv und allen wichtigen Papieren des Landes sowie den Kostbarkeiten des Landesherrn nach Stade übergesiedelt waren. Von seiner Wohnung, dem Osnabrücker Hofe — der jetzige Fürstenhof auf der Kalenberger Neustadt — führte er die schwierigen Verhandlungen mit den Franzosen, die eine förmliche Verwaltung des Landes, natürlich zunächst für ihre finanziellen Bedürfnisse, einrichteten, und suchte nach Kräften die Lasten der Occupation zu erleichtern. Dadurch blieb es M. erspart, zum Zustandekommen der schimpflichen Convention von Kloster Zeven, welche der General der alliirten Armeen, der Herzog von Cumberland, am 8. September mit dem Feinde abschloß, gleich seinen Stader Collegen mitzuwirken. Nach dem Bekanntwerden des Vertrags erhielt M. den Befehl, sich schleunig mit seinem Collegen v. d. Bussche nach Stade zu begeben, um der Wiederkehr solcher Vorkommnisse zu begegnen. So dringlich M. auch die Nothwendigkeit seines Verbleibens in Hannover vorstellte, er mußte dem königlichen Befehl Folge leisten; aber der vereinigte Ministerrath, wenn er auch die rechtliche Unverbindlichkeit der Convention für den König nicht in Abrede stellte, wagte unter dem Eindruck des Elends, das die feindliche Occupation des Landes zur Folge hatte, nicht, dem Könige die Verwerfung des Vertrages anzurathen. Man kennt die glückliche Wendung, welche der Krieg nahm, seit nach der Schlacht bei Roßbach König Friedrich den Herzog Ferdinand von Braunschweig entsandte, um an die Spitze der alliirten Truppen zu treten. So pflichtgetreu sich auch M. den Befehlen fügte, die von London kamen und ein rückhaltloses Anschließen an Preußen vorschrieben, seine Bedenken und Besorgnisse konnten nicht zur Ruhe kommen, und jeder kleine Unfall, jedes nachtheilige Gerücht gab ihm zu Klagen in Briefen an den preußischen Minister, Grafen v. Finkenstein, Anlaß. Als König Georg II. starb (1760), hinterließ er M. ein Legat von 20 000 Thlrn., während den übrigen Geheimräthen mit Ausnahme Diedes zum Fürstenstein, der 15 000 Thlr. erhielt, nur je die Hälfte vermacht war. Auch der Gunst des Nachfolgers, König Georg III., erfreute sich M. in hohem Grade. Er wurde 1765 zum Premierminister ernannt und ermächtigt, in allen höheren Collegien, mit Ausnahme der Justizbehörden, zu präsidiren.

M. erlebte die Wiederkehr des Friedens noch lange genug, um auch noch an der Heilung der Wunden mitzuwirken, die der Krieg dem Lande geschlagen. So sehr er sich in der hohen Politik gefiel — il ne se mouche pas sans politique, hat man von ihm gesagt — dem Betrachter seines Lebens thut es wohl, der diplomatischen Thätigkeit im europäischen Weltgetriebe die friedliche Arbeit für das innere Landeswohl gegenüberstellen zu können, zumal sie einen Erfolg aufzuweisen hat, dessen Bedeutung weit über die schmalen Grenzen des Territo-

riums hinausreicht und dauernder ist als manch glorreicher Sieg, der im Cabinette oder auf dem Schlachtfelde gewonnen wird. Nachdem M. 1753 Kammerpräsident geworden — mon président des finances pflegt ihn Georg II. zu bezeichnen — bildete er wie sein Ressort den Mittelpunkt der inneren Verwaltung. Man rühmt ihm nach, daß unter seiner geschickten Leitung sich die Pachtgelder aus den Kammergütern um 100 000 Thaler gegen früher gehoben hätten. Bei der großen Bedeutung der Landwirthschaft für Hannover und den mannigfachen und kräftigen Bestrebungen zu ihrer Hebung, die das vorige Jahrhundert auszeichnen, konnte es nicht fehlen, daß M. diesem Erwerbszweige seine Aufmerksamkeit besonders zuwandte. Bekannt geworden ist auf diesem Gebiete namentlich die Begründung des Landgestüts zu Celle im J. 1735. Für die hannoversche Pferdezucht, die seit alter Zeit großen Ruf und Bedeutung hatte, wurde dies auf königliche Kosten eingerichtete Institut von ungemeinem Nutzen und konnte nach kurzer Zeit schon erheblich erweitert werden: anfangs nur auf 12 Beschäler berechnet, war die Zahl nach dreißig Jahren bereits auf das Vierfache gestiegen. Die Weserschleuse bei Hameln, 1734 vollendet, ist ebenfalls unter Münchhausen's Direction zu Stande gekommen, und die Sandsteinquadern, welche das Werk umschließen, zeigen noch seinen Namen. Es war eine verdiente Ehrenbezeugung, wenn die Gesellschaft ökonomischer Patrioten, die landwirthschaftliche Gesellschaft zu Celle, die eine so segensreiche Wirksamkeit entfaltet hat, gleich bei ihrer Begründung im J. 1764 M. zum Ehrenmitgliede ernannte. Wenn aus der Zeit seines Ministeriums berichtet wird, daß nicht leicht eine Acte über irgend eine wichtige Angelegenheit, in welches Specialdepartement sie auch gehöre, ohne sein eigenhändiges Votum existiren werde, so wird es auch wenig Zweige des öffentlichen Lebens geben, die nicht seinen Einfluß erfahren hätten. Für die eigenthümliche Entwickelung des hannoverschen Landes ist kaum ein Zug so bezeichnend als die Ausbildung seines geschlossenen Beamtenstandes, der Angestellten, wie man gerne sagte. Durch die Förderung des Auditorenwesens hat M. sehr erheblich dazu mitgewirkt. Geistliche und Schulangelegenheiten hatten M. seit seinem Eintritt in das Geheimerathscollegium beschäftigt. Die Geschichte des Welfenhauses, einst von Leibniz begonnen, von den nachfolgenden Leitern des Archivs aufgenommen, wurde auf seine Anregung soweit gefördert, daß 1750—53 durch Scheidt die vier Bände der Origines Guelficae ans Licht treten konnten. Auch an der Verwaltung der Universität Helmstedt, bis 1745 einem Besitzthum des Gesammthauses Braunschweig, war er betheiligt und wirkte bei Neuberufung von Professoren mit. Leistungen dieser Art und manches andere, was noch verborgen in den Acten schlummern mag, würden ihn nicht über die Linie eines verdienstvollen Verwaltungschefs erhoben haben; was ihn auszeichnet und unsterblich macht, ist seine Thätigkeit für die Begründung der Universität Göttingen. Man nennt ihn ihren Schöpfer. Pütter, der Geschichtschreiber Göttingens, sagt: „ihm hat sie ihr Dasein und auf die ersten 36 Jahre ihre ganze Einrichtung und mehr als väterliche Fürsorge zu danken.“ Ob M. auch die erste Idee zuzuschreiben? Seit mehr als 50 Jahren war in Hannover der Gedanke angeregt, im Lande eine höhere Bildungsanstalt zu errichten. Leibniz hatte schon dem Herzog Johann Friedrich, dann seinem Nachfolger Ernst August gleich nach dessen Regierungsantritt einen Plan vorgelegt; nur war sein Absehen, da er den Universitäten seiner Zeit wenig Geschmack abgewinnen konnte, mehr auf eine fürstliche Academie für die Noblesse gerichtet. Verschiedene der in seinem Aufsatze vom Jahre 1680 geäußerten Gedanken kehren nachmals fast mit den gleichen Worten wieder, so daß die Vermuthung, er habe auf die Spätern eingewirkt, sei ihnen jedenfalls bekannt geworden, kaum abzuweisen ist. Selbst die geplante Anstalt nach Göttingen, dem Sitze eines wohl florirenden gymnasium ducale,

zu legen, ist dort schon vorgeschlagen. Mehr als am Hofe wird dies von Leibniz ausgeworfene Samenkorn in den Kreisen der gelehrten Geschäftsmänner, die sich um Bibliothek und Archiv sammelten und in den Wegen Leibnizen's zu arbeiten fortfuhren, Beachtung gefunden haben. Je bedeutender und selbständiger sich das Kurfürstenthum seit Beginn des 18. Jahrhunderts entwickelte, desto mehr mochte die Idee Eingang gewinnen, namentlich auch am Hofe. Bei König Georg II. schwerlich um ihres wissenschaftlichen Gehalts willen; eher bei der Königin Caroline, die sich gern eine Schülerin des großen Philosophen nannte, und in ihrer klugen, zurückhaltenden Weise viel über den Gemahl vermochte. Ihm wird sich der Gedanke von der Seite empfohlen haben, daß ihm seine Stellung als Kurfürst neben Brandenburg und Sachsen, noch dazu als Träger einer der glänzendsten Königskronen, die Einrichtung einer solchen Bildungsstätte zur Pflicht mache, wie sie andererseits seinem Lande, seinem Staate und seinem Namen zum Vortheil und zur Ehre gereichen werde. So etwa mag der Boden vorbereitet gewesen sein, als M. die Idee aufgriff. Zuerst soll er sie 1731 im Geheimenrathe zur Sprache gebracht haben, aber bei dem damaligen Kammerpräsidenten Heinrich Albrecht von dem Bussche auf Widerstand gestoßen sein, der meinte, man müsse sich hüten, etwas neues anzufangen, ein Wort, daran M. sich und andere nachmals bei den mühseligen Gründungsarbeiten oft erinnert hat. Herr von dem Bussche starb bald darauf. In den Sommer 1732 fällt ein Besuch des Königs in seinem Geburtslande und zugleich der wahrnehmbare Anfangspunkt der Arbeiten für die Errichtung der Universität. Im August legte Hofrath Gruber, seit 1729 kurfürstlicher Bibliothekar und Historiograph (Bd. X, S. 4), einen unvorgreiflichen Vorschlag zu Anlegung und Aufrichtung einer neuen Universität in Sr. kgl. Majestät Teutschen Landen vor, der in den nächsten Monaten Umarbeitungen und Erweiterungen erfuhr; im Winter war dann M. selbst mit der Ausarbeitung eines vollständigen für den König bestimmten Gutachtens beschäftigt und suchte sich der guten Meinung des Geheimenraths von Hattorf, der damals an der Spitze der deutschen Kanzlei in London stand, durch dessen Neffen, den geheimen Kanzleisecretär v. Hattorf, zu versichern. Im Frühjahr 1733 war der Plan so weit gefördert, daß M. mit Gruber und dem Consistorialrath Tappe ein engeres, allwöchentlich zweimal zusammentretendes Comité bildete, um alle nöthigen Maßregeln für die Behandlung im geheimen Rathe so gut als möglich zu präpariren, und ein aus dem April stammendes Votum Münchhausen's sich vorzugsweise mit der Auswahl der zu berufenden Professoren beschäftigen konnte, denn — wie er selbst es einmal ausgedrückt hat — eine Akademie ist eine Anstalt, bei der die Lehrer eher als die Lernenden existiren müssen, wie in einer Fabrik, ehe Käufer erscheinen, Waaren gefertigt sein und ehe Waaren gefertigt werden können, Arbeiter da sein müssen. Zwei Aeußerungen jenes Votums sind besonders hervorhebenswerth; sie betreffen die theologische und die juristische Facultät. In jene sollen keine Männer berufen werden, deren Lehren zum Atheismo und Naturalismo leiten oder auch die Articulos fundamentales religionis evangelicae anfechten und den Enthusiasmus einführen, aber ebenso wenig solche, die ein evangelisches Pabstthum behaupten, ihr ganzes Systema andern aufdringen, diejenigen, so in gewissen das fundamentum fidei nicht concernirenden questionibus mit ihnen kein gleiches Sentiment führen, verketzern und die libertatem conscientiae sammt der Toleranz als unleidentlich ansehen. Die juristische Facultät will er mit berühmten und vortrefflichen Männern besetzt wissen, um sie zu einem Anziehungspunkt für vornehme und reiche Leute zu machen. Solchem Zweck entsprechen weder die unselbständigen Praktiker noch die bloßen Theoretiker, er sucht nach Leuten, die eine solide Theorie und das Studium antiquitatum Romanarum et Germanicarum mit der Praxis verknüpfen.

Ihm ist sehr um eine vorsichtige Application des römischen Rechts auf den teutschen Statum zu thun, in der Ueberzeugung, daß die wichtigste Materie juris publici et privati nicht aus dem römischen, sondern aus den teutschen Rechten und Gewohnheiten zu entscheiden sei. Die übrigen Facultäten sind nur flüchtig berührt. Ueber die Professur der Philosophie äußert er aber doch das bezeichnende Wort: so wenig er auch für sich vor des Wolffens Philosophie, die die tempora scholasticorum zu erneuern drohe, sonderliche Hochachtung trage, so würde man der neuen Academie ohnfehlbar Tort thun, wenn man diese Philosophie, die überall so viele Anhänger und so großen Beifall gefunden, nicht lehren lassen wolle. Verhältnißmäßig rasch kam man in dem Vorbereitungsstadium über das Moment hinweg, welches bei den damaligen Verfassungs- und Finanzeinrichtungen des Landes als das schwierigste erscheinen mußte: die Beschaffung der Universitätsdotation. Neben dem Könige, der aus den Mitteln der Klosterkammer bewilligte, mußten die Stände von sechs verschiedenen Landschaften um ihre proportionirlich abgestuften Beiträge zu den laufenden Unterhaltungskosten der Universität wie zu den durch die erste Einrichtung veranlaßten angegangen werden. Schon von Ostern 1734 ab wurden die bewilligten Geldmittel gezahlt und im Herbst des Jahres mit einzelnen Vorlesungen begonnen. Aber wie wenig gelang es, den Theil des Planes, auf den M. besonderen Werth legte, zu verwirklichen, die Anstalt sofort mit einer stattlichen Zahl berühmtester Namen zu eröffnen! Ein kleines Häuflein, kaum Namen ersten Ranges darunter, hatte sich eingefunden. Von den berühmten Hallensern, auf die M. besonders gerechnet hatte, war niemand gekommen, hatte niemand kommen können, denn König Friedrich Wilhelm I. hatte bei schwerer Ahndung unter dem 22. April 1733 die Annahme fremder Vocationes untersagt und die ganze Universität für die Befolgung des Verbots haftbar gemacht. Sein Beispiel hatten Sachsen für Leipzig und Wittenberg, die herzoglich sächsischen Landesherrn für Jena nachgeahmt; Hessen versagte Rambach, Württemberg Pfaff den Wegzug, Mosheim lehnte aus Anhänglichkeit an seinen Landesherrn und Helmstedt, dem gegenüber auch M. Rücksichten zu nehmen hatte, den Ruf ab. Andere, deren Vocation geglückt war, rechtfertigten das in sie gesetzte Vertrauen nicht, wie der Jurist Mascov, oder wußten sich nicht mit den Studenten ins Einvernehmen zu setzen, wie Gebauer. Einige starben sehr bald nach der Uebersiedelung, wie der Jurist Brunnquell, der von Jena her eines sehr guten Rufes genoß, und Albrecht, der einzige Mediciner, den die Universität anfangs besaß. Zu diesen Hindernissen, die sich dem Aufkommen Göttingens entgegenstellten, gesellte sich die mangelhafte Beschaffenheit der Stadt, ihrer Häuser, die Theuerung der Lebensmittel, die unzureichenden wissenschaftlichen Hülfsmittel der Buchhandlungen und Buchdruckereien, die schlechte Postverbindung, die starke Garnison, mit der die Studentenschaft, in einer jungen Universität erregter als anderswo, in Conflict zu gerathen drohte: Mißstände, die an sich schwer genug wogen, wie Münchhausens Klagen gegen seine Vertrauten und seine unausgesetzten Bemühungen um Abhülfe bezeugen, die durch das Gerücht und die Neider, die dem jungen Institut nicht fehlten, aber noch erheblich vergrößert wurden. Niederdrückender für M. war es, daß der königliche Beistand und Beifall, der ihm anfangs zur Seite stand, mit dem Wachsen der Schwierigkeiten nachzulassen anfing. Was M. zu um so größerer Thätigkeit anspornt, das macht den König unmuthig und verdrießlich. Die fortwährenden Berichte und Anfragen ermüden, die Geldforderungen erschrecken ihn; er dringt auf Sparsamkeit, findet die bewilligten Gehalte zu hoch, während M. ausführt, daß Männer von großer Reputation ihre bisherigen Stellungen nicht ohne erhebliche Vortheile zu erlangen aufgeben, und läßt es an seiner Unterstützung fehlen, wo M. sie anruft, um

Professoren, die nach Göttingen zu kommen bereit sind, gegen ihre Landesherrschaft zu vertreten, da doch die Dienerpflicht keine Leibeigenschaft involvire und dem Herrn kein Recht gebe, einen Diener wider seinen Willen aufzuhalten und als einen Wildfang zu tractiren. Der schlimmste Stand der Dinge muß 1736 und Anfang 1737 erreicht sein: Mosheim, der mit M. fortwährend in Verbindung blieb, meinte damals, das ganze Unternehmen laufe auf eine Flickerei hinaus, höchstens auf eine Anstalt von Landeskindern, deren man 4—500 vi et precario am Ende zusammenbringen werde; er beklagt den großen Mann, der seinen unermüdlichen Eifer den Wissenschaften aufzuhelfen an einen so ungünstigen Boden verwende. Und hatte M. schon früher wahrzunehmen geglaubt, den König gereue des Instituti, so hielt er es jetzt für nöthig zu bemerken, die Universitätssache gehöre gewiß nicht zu der geringsten Classe der Landesaffairen, zumal sie auch dem Lande eine erhebliche Einnahme verschaffe. Er hätte aber auch darauf hinweisen dürfen, daß denn doch alles Mißgeschicks und aller Hindernisse ungeachtet in diesem Vorbereitungsstadium der Jahre 1734—37 nicht zu unterschätzende Erfolge erreicht waren. Mochte die Zahl der Studenten unter 400 bleiben und der Wunsch Münchhausen's, in jeder Facultät mindestens zwei in großer Reputation stehende Männer zu besitzen, nicht erfüllt sein, die Universität konnte doch eine Reihe angesehener Lehrer aufweisen, und zwei Männer von grundlegender Bedeutung, Gesner für das philologische, Haller für das medicinisch-naturwissenschaftliche Studium, beide in der verheißungsvollsten Thätigkeit für die Zukunft der Universität begriffen. Schon war das philologische Seminar und die Bibliothek begründet, und es war gelungen, für letztere den reichen Bücherschatz, den der Geheimerath Joachim Heinrich von Bülow in Hannover hinterlassen hatte, zu gewinnen und damit nach Münchhausen's Ausdruck der neuen Universität ein desto größeres Lüstre zu verschaffen, als in Teutschland keine Universität war, welche sich rühmen konnte, mit einer so nombreusen und selecten Bibliothek in omni scibili versehen zu sein. So konnte man gutes Muthes zur Inauguration der neuen Universität am 17. Septemher 1737 schreiten, zu deren feierlichen Begehung der König eine erhebliche Summe ausgesetzt hatte, und M. als königlicher Hauptgesandter, begleitet von seinem Bruder und dem Consistorialdirector Tappe, dem zweiten Hauptgesandten, in Göttingen erschien. — Selbst von wohlwollenden Beobachtern ist in den Anfangsjahren wohl geäußert worden, es scheine dem Unternehmen der rechte Plan zu fehlen, der Rathgeber seien zu viele; was der eine aufbaue, verderbe der andere wieder. Der Baumeister, consequent und unverdrossen, mochte sich ihm auch das Tantae molis erat mehr als einmal auf die Lippen drängen, triumphirte über alle Widersacher und alle Verzagtheit. Nach wenig Jahren sah er seine unabläßige, dem kleinsten wie dem größten Interesse Aufmerksamkeit schenkende Arbeit durch den vollsten Erfolg gekrönt. Als im Sommer 1748 der König die Universität zum erstenmale besuchte, trank er bei der feierlichen Tafel dem Minister auf das Wohl seiner Tochter, der Georgia Augusta, zu. Nach dem königlichen Privilegium von 1736 war die Besorgung der Universitätsangelegenheiten zwei Mitgliedern des Geheimenraths als Obercuratoren anvertraut. In Wahrheit hat M. während seines Lebens die Leitung allein in Händen gehabt, wo nicht besonders wichtige Vorschläge der Berathung des gesammten Geheimenraths oder der Entscheidung des Königs bedurften. Als sein Secretär — wir würden heutzutage vortragender Rath sagen — stand ihm Joh. Eberh. Mejer, später Balcke, zuletzt Georg Brandes zur Seite. Ein Kanzler oder Director der Universität, der nach dem Beispiel Halles nöthig erschien, wurde nicht dauernd bestellt, und als ein solcher bestellt war, währte Münchhausen's unmittelbare

Fürsorge für alles die Universität Angehende nichsdestoweniger fort. Nur in wenigen Fächern traute sich M. ein eigenes Urtheil über Personen und Leistungen zu, so wichtig auch gerade diese Fächer, Jurisprudenz insbesondere öffentliches Recht und Geschichte, für die junge Universität wurden. Aber er wußte überall sich geschickten Beiraths zu bedienen. Er besaß die Gabe, die rechten Rathgeber herauszufinden, sich ihre Belehrung in schneller und richtiger Erfassung anzueignen. Durch den ausgebreiteten Briefwechsel, in den er sich mit Gelehrten und Geschäftsmännern, mit Göttingern wie Auswärtigen setzte, erwarb er sich eine umfassende Kenntniß dessen, was an der neuen Universität geschah, was man draußen von ihr erwartete, über sie urtheilte. Mit hervorragenden Persönlichkeiten des Landes und der Nachbarschaft oder eines Wissenszweiges trat er in Verkehr, um sie zu Aeußerungen über die Universitätsbedürfnisse zu veranlassen. Die Geschäfte des Curators waren dadurch besonders gesteigert, daß der Universität zwei der sonst üblichen Rechte nicht beigelegt waren: sie besaß weder eine eigene Vermögensverwaltung noch das Recht bei Berufungen mitzuwirken. So mußte nicht nur um jede Geldbewilligung Anfrage nach Hannover geschehen, sondern auch bei jedweder Anschaffung; ja die der Bücher für die Bibliothek nahm bis 1770 das Curatorium selbst vor. Jede in dem Lehrkörper eintretende Vacanz nöthigte M., sich mit sachkundigen Männern zu berathen. Ehe in Göttingen selbst solche Stützen für ihn vorhanden waren, wandte er sich in dergleichen Fällen an D. G. Strube, J. J. Moser, Mosheim, an die Aerzte Werlhof und Hugo in Hannover, an J. H. Böhmer und andere in Halle. Die Gutachten der Hallenser waren ihm besonders werthvoll, denn das Vorbild dieser neuen protestantischen Universität, die sich in kurzer Zeit den größten Namen erworben, schwebte ihm überall bei den Arbeiten für Göttingen vor. Er suchte nach den Gründen ihres raschen Aufschwunges und fand sie namentlich in dem großen Fleiß der Professoren, die sich ungemein angegriffen, um die Universität hochzubringen. Er empfahl deshalb in Göttingen wie dort die Ferien einzuschränken, jede Vorlesung in einem halben Jahre zu Ende zu bringen, keinen Wochentag auszusetzen. Neben dem Aufschwunge Halles hatte er aber auch dessen Sinken gesehen und wünschte den Conflicten mit der starken Garnison, die in Halle dazu geführt hatten, in Göttingen durch Verringerung der Besatzung, da sie bei dem Festungscharakter der Stadt nicht entbehrt werden konnte, vorzubeugen. Aber auch die mystische Theologie Halles, den Pietismus, und das Staatsrecht, wie es der Kanzler von Ludewig lehrte, wünschte er von Göttingen fernzuhalten. Und so, durch die Aufnahme der Vorzüge Halles und das Meiden seiner Nachtheile sollte Göttingen befähigt werden, mit Halle in Wettstreit zu treten. Bei seiner Auswahl unter den zu Berufenden ließ sich M. insbesondere von dem Gesichtspunkt leiten, daß nicht von vornherein der Zunder der Uneinigkeit nach Göttingen getragen werde. Er betont den friedliebenden Charakter der Lehrer, die Duldung fremder Ansichten, damit nicht Parteiung unter den Professoren Spaltungen und Unruhen unter den Studirenden nach sich ziehe. Bei den damaligen Zuständen in der evangelischen Kirche mußte sich jene Ermahnung besonders an die Theologen richten. Weder von dem rigiden Orthodoxismus noch von dem Pietismus will er wissen. So große Stücke er auf J. J. Moser hält und so gern er ihn für Göttingen gewonnen hätte, er verhehlt nicht seine Abneigung gegen seine mehr als pietistische Gesinnung (oben S. 377). Verträglich und moderat, ist seine Forderung, die er ausdrücklich auch als die des Königs geltend macht, der ein Beharren bei der maßhaltenden, in seinem Hause traditionellen kirchlichen Richtung verlangt, während allerdings in Hannover selbst rigide Theologen und Anti-Unionisten das Ruder führten und durch Phil. Ludwig Böhmer, Generalsuper-

intendenten zu Celle, die Forderung einer strengsten Beaufsichtigung der übrigen Facultäten durch die theologische erhoben wurde. Aber weder diese Unterordnung noch die der theologischen Facultät unter das Consistorium wurde zugestanden, sondern die ganze Universität unmittelbar unter den König gestellt. Es ist eine oft wiederholte Behauptung, es sei bei der Gründung Göttingens überwiegend auf eine tapfere Juristenfacultät oder auf eine Pflanzschule für die höhere Staatsdienerschaft abgesehen gewesen. Es ist das ein Irrthum, und schon die Fürsorge für die theologische Facultät widerlegt ihn. Durch die Stiftung von Freitischen seitens des Königs und der Landschaften wurde von vornherein auf ärmere Studirende Bedacht genommen. Aber es ist leicht erklärlich, daß jener Irrthum entstand; und es hat nicht an Stimmen in Münchhausen's Umgebung gefehlt, die wünschten, er hätte seine Sorgfalt auf die juristische Facultät beschränkt (Bd. XXI, 213). Für die Pflege der Rechts- und Staatswissenschaften, die M. aus eigner Kenntniß am vollständigsten zu beurtheilen vermochte, interessirte er sich naturgemäß ganz besonders. Seine volkswirthschaftlichen Anschauungen standen ganz unter dem Einfluß der Schule, die, wie das auch schon Leibniz in dem erwähnten Aufsatze anrieth, das heimische Geld zu behalten und fremdes hereinzuziehen, sich zum Ziel setzt. Er will, daß die Universitätslehrer fleißig schreiben, nicht auf Grund fremder Compendien lesen, sondern selbst solche verfassen; denn durch den Debit der Universitätsschriften geht eine ungeheuere Summe Geldes ins Land. Es dient zur Zierde einer Akademie, wenn von allen Gegenden und Orten her Gutachten eingeholt und vor überschriebenes Papier Geld in Menge ins Land gebracht wird. Er bekennt ein- für allemal, daß er bei Besorgung seiner Curatel nicht blos darauf ausgehe, daß nur Landeskinder auf der Universität zum Dienste des Staates erzogen werden, sondern daß auch so viel als möglich reiche Ausländer, von welcher Religion sie seien, angelockt werden. „Warum sollte ich dem Lande des Fremden Vermögen, den Universitätsbürgern den Umlauf des beträchtlichen Geldquantums mißgönnen? Hunderttausend ihnen alle Jahr zufließende Louisd'or thun ihnen wohl, und die Landesregierung wird überzeugt, daß sie Samen ausstreut, der bei Landeskindern moralische, bei Fremden goldene Früchte trägt“. Er gesteht, daß ihm gerade auch deshalb der Flor der juristischen Facultät besonders am Herzen liegt. Die damalige Verbindung Hannovers mit England ließ ihn hoffen, die Herren Engländer nach Göttingen zu gewöhnen, woselbst sie gewiß eben so gut als in Holland ihr Geld verzehren könnten. Mehr als diese Hoffnung ist die andere in Erfüllung gegangen, Göttingen zu einem Anziehungspunkt für die Noblesse zu machen. Es erregte Münchhausen's hohe Freude, als er schon 1735 nach London melden konnte, daß der confluxus von Studenten und zumalen von Standespersonen und Adelichen ziemlich groß sei, und bereits sechs Grafen in Göttingen studirten, dessen sich wol keine andere Universität zu rühmen habe. Es klingt schlimmer, als es gemeint ist, wenn er räth, die Herren Professoren möchten diejenigen von hohem Stande cajoliren und ihnen auf alle Weise wohl begegnen, denn er empfiehlt dabei das Beispiel des Thomasius zu befolgen, der bei seinem ziemlich ernsten Wesen die Gabe gehabt, der Leute Gemüther zu gewinnen. Um dieses Theils der Studentenschaft willen verlangte der König auch von vornherein, daß für die Exercitia in Göttingen besser als sonst auf Universitäten üblich, gesorgt werde, und es ist bezeichnend, daß das erste in der Stadt eigens für die Zwecke der Universität errichtete Gebäude das Reithaus war. Die Rücksicht auf die Nobiles ließ es M. besonders bedauern, nicht gleich einen guten Publicisten gewinnen zu können; und als sich einmal das Gerücht verbreitete, es würden von der Göttinger Facultät regalistische Grundsätze vertreten, erklärte er, damit würde man sich das Odium des Adels zuziehen, ohne

doch den Dank des Königs zu verdienen, der in der Oberappellationsgerichts-Ordnung declarirt habe, daß er nicht mehr Recht als ein anderer Privatus verlange, und nicht wolle, daß man die Person ansehe. Ein alter Hallenser, stand er in dem Streit zwischen Ludewig und Gundling entschieden auf Seiten des letztern. Das absolute Fürstenrecht, gegründet auf unhistorische Constructionen, war ihm fremd. Aber er hätte nicht durch des Thomasius Schule gegangen sein müssen, wenn er nicht bei aller Schätzung des Historischen darauf gedrungen hätte, die rationes legum zu untersuchen und das natürliche Recht zu excoliren, um daraus die in legibus civilibus nicht determinirte Casus zu entscheiden. Einen Rechtslehrer, der alle diese Eigenschaften in sich vereinigte, sofort für Göttingen zu gewinnen, gelang nicht. Aber zehn Jahr später besaß ihn die neue Universität, und M. durfte sich das Verdienst zuschreiben, ihn aufgefunden und für Göttingen herangezogen zu haben. Das war Pütter, der Staatsrechtslehrer nach dem Herzen Münchhausen's. Durch einen Verwandten auf den jungen Marburger Licentiaten, der sich mit dem in Göttingen noch unvertretenen Reichsprocesse beschäftige, aufmerksam gemacht, hatte M. die Mittel zu einer gelehrten Reise nach Wetzlar, Regensburg und Wien vor Antritt des Extraordinariats gewährt, sich mit ihm über Lehr- und Arbeitspläne verständigt, und ihm Acten aus seiner Comitialgesandtenzeit wie sonstige werthvolle Materialien für sein Fach zur Verfügung gestellt. An ihm erlebte er dann auch die Freude, daß seine Vorlesungen von den Söhnen des Adels und des höheren Beamtenstandes aus dem Reich wie aus dem Ausland, augsburgischer wie katholischer Confession, mit Eifer aufgesucht wurden, und dazu beitrugen, Göttingen zu dem zu machen, was es in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war: die hohe Schule des deutschen Staatsrechts. — Wo es M. nicht auf den ersten Wurf glückte, eine Berühmtheit für Göttingen zu erwerben, da wußte er zu warten, bat den Ablehnenden ein Freund der Akademie zu bleiben, und erneute dann seine Anträge zur gelegeneren Zeit. So gelang es 1747, Mosheim nach Göttingen zu ziehen. Ein Weg wie dieser, war nur selten brauchbar. Es gab einen andern, praktischern, um den persönlichen und ökonomischen Schwierigkeiten, die sich bei Besetzung der Lehrstühle gezeigt hatten, zu begegnen. „M. stand auf der Warte, um nach jungen Talenten auszuspähen", hat der Biograph Heyne's von ihm gesagt; er sieht darauf, gute geschickte Leute in Vorrath zu haben, Göttingen zu einer Pepinière, einem Seminarium gelehrter Männer zu machen. Und welche Erfolge er auf diesem Wege erzielt hat, zeigen Namen, wie Haller, auf den ihn Werlhof aufmerksam gemacht hatte, der Orientalist Joh. Dav. Michaelis und Pütter. Um einen Weg, wie den bezeichneten, mit Erfolg gehen zu können, bedurfte es großer Achtsamkeit auf litterarische Thätigkeit, wie sie der Minister selbst übte oder durch andere üben ließ. Als Büsching ihn um Mittheilungen für sein geographisches Werk anging, sprach er ihm den Wunsch aus, er möge die Nachrichten sich im Lande selbst, womöglich in Göttingen, colligiren. So bescheiden auch die Anerbietungen waren, es gelang Büsching zu gewinnen, dessen Erdbeschreibung in ihren auf Deutschland, die Niederlande und die Schweiz bezüglichen Theilen in Göttingen entstand und auf Anordnung des Ministers durch Bücheranschaffungen der Bibliothek, Portofreiheit für seine ausgebreitete Correspondenz und Nachrichten aus amtlichen Quellen unterstützt wurde. Den Candidaten Johann Beckmann, der sich als Schulmann in Rußland beschäftigt hatte, und sich bei ihm für eine Professur meldete, um sich insbesondere dem jetzigen modeseienden studio oeconomico zu widmen, nahm M. auf Büsching's Empfehlung an und gewann damit für Göttingen den Begründer der Technologie. Die Zahl der jüngeren Professoren, Extraordinarien mit sehr bescheidenen Gehalten, war in Folge dieses Verfahrens oft recht

groß und gab in den Kreisen der älteren, die über Ueberfüllung, und der jüngeren Lehrer, die über Mangel an Beförderung klagten, mannigfach zu Unzufriedenheit Anlaß. M. konnte sich damit trösten, daß die Aemulation auf Universitäten viel Böses, zugleich aber auch viel Gutes herbeigeführt habe. Als eine gute Frucht der zahlreichen Besetzung wurde es besonders erkannt, daß der einzelne Docent sich concentriren konnte, und nicht wie anderswo, und auch zu Anfang in Göttingen, zuviel Fächer nebeneinander zu vertreten brauchte. Was M. bei Berufungen in erster Linie betonte, war, ob der Bewerber donum proponendi, donum didacticum habe. Die bloße Gelehrsamkeit genügte ihm nicht. Als Göttingens Ansehen sich befestigt hatte, da strebte er auch wohl danach, berühmte Namen, die blos litterarisch thätig sein oder in freierer Stellung neben dem Lehrkörper stehen sollten, an Göttingen zu fesseln: so wenn er mit Büsching in späteren Jahren über seine Rückkehr unterhandelte, oder sich mit J. J. Moser, mit Winckelmann in Verkehr setzte. Aber hiervon abgesehen, theilte doch M. und seine Schöpfung die Grundrichtung der Zeit. Die junge Welt wurde damals so wenig wie später von bloßer Gelehrsamkeit angezogen. Die Richtung auf das praktisch Brauchbare, die unmittelbare Verwerthung der Wissenschaft für das Leben, insbesondere auch für die Besserung der vorhandenen Zustände, war was man suchte, und nicht wie später im Bürgerthume, sondern gerade in den Kreisen des Adels, der Fürsten, der höheren Beamten fanden diese Tendenzen ihre wärmsten Vertreter. Damit war auch dem Professorenthum sein Weg vorgezeichnet. Die Studirenden zu tüchtigen und gewandten Geschäftsmännern heranzubilden, war das Ziel, das die hervorragendsten Lehrer verfolgten. Diejenigen Wissenschaftszweige, die unmittelbar für das Leben arbeiteten, erfreuten sich der größten Blüthe. Das gilt von den staatswissenschaftlichen, den philologischen und den naturwissenschaftlichen Studien. Wie wenig darunter ein blos äußeres Abrichten und Zustutzen für die Zwecke des praktischen Lebens zu verstehen war, zeigen die Briefe Münchhausen's, in denen er besonders in Erörterungen über die richtige Methode des Unterrichts einzutreten liebt. Die Correspondenz, die M. mit Gliedern der Universität fortgesetzt führte, auch nachdem die Universität in Gang gebracht war, war ungemein groß und regsam. Die Briefe, alle von seiner Hand geschrieben, zeichnen sich durch Sachlichkeit und Kürze aus, beobachten bei aller persönlichen Theilnahme des Schreibers die strengsten Formen der Höflichkeit. Nichts von Standesdünkel, nichts von büreaukratischer Ueberlegenheit ist darin zu finden. Er steht dem Gelehrten mit voller Achtung gegenüber, wenn er auch da, wo er als Beamter, als Vorgesetzter sich zu äußern hat, fest und bestimmt aufzutreten weiß. Die persönlichen Verhältnisse der Lehrer sind ihm nicht gleichgültig; er arbeitet nach Kräften daran, daß es den Professoren in Göttingen wohl gehe und gefalle. Als Gebauer erkrankte, ließ er sich genau über seinen Zustand berichten, um die hannoverschen Aerzte zu consultiren und theilte dann die von ihnen angerathenen Medicamente mit. Als Haller gleich bei seinem Einzuge seine Frau verlor, verschrieb ihm M. aus eigenem Antriebe seinen Landsmann und Lieblingsschüler Huber aus Basel. Es würde zu weit führen, wollte man alle Einrichtungen und Maßregeln aufzählen, mit denen er den Bedürfnissen des Unterrichts, wie sie nach und nach sich herausstellten und ihm von den Vertretern der einzelnen Fächer dargelegt wurden, zu Hülfe kam. Es muß hinreichen, einzelnes hervorzuheben. Auf Haller's Anregung wurde ein theatrum anatomicum erbaut und der botanische Garten angelegt, ein Entbindungshospital gegründet und durch Münchhausen's Verordnungen den jungen Medicinern die damals noch seltene Gelegenheit verschafft, sich selbständig in der Zergliederung menschlicher Leichen zu üben. Mochte zu der unter

Segner's Anleitung erbauten Sternwarte ein alter Festungsthurm der Stadt benutzt sein, so galt sie doch ihrer inneren Einrichtung nach als sehr zweckmäßig und hat den Arbeiten des berühmten Tobias Mayer zur Stätte zu dienen vermocht. Besonderes Interesse schenkte M. der 1751 gestifteten und mit der Universität in Verbindung gesetzten königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und dem litterarischen Organ der neuen Hochschule, den Göttinger gelehrten Anzeigen, deren Anfänge ins Jahr 1739 zurückgehen. Nicht weniger als für den Lüstre der Universität ist er für den der gelehrten Zeitung besorgt: er macht auf neue litterarische Erscheinungen aufmerksam, übersendet sie, dringt auf rasche Anzeige, weil das Studium novaturiens die Seele der Zeitungen sei, sucht durch sie die Kenntniß fremder Litteraturen, wie der englischen, russischen 2c., und damit wieder den Ruhm Göttingens als eines Sammelpunktes aller Bildungsmittel auszubreiten. Die schriftstellerische Thätigkeit der Universitätsmitglieder liegt ihm überhaupt besonders am Herzen. So scharf er sich über die Arbeiten des Juristen Senckenberg äußert, er bedauert doch sein rasches Wiederweggehen von Göttingen wegen seiner Activität und seines fleißigen Schreibens: „die Leute wollen was sehen, wenn sie ein Vertrauen zu einem Orte fassen sollen“. Auch auf den Inhalt der Arbeiten suchte er einzuwirken: er macht gelehrte Mittheilungen, schickt interessante Acten, Statute, verschafft seltene Bücher, regt zu Vorlesungen an, die im Lehrplane fehlen, kurz ist von einer nicht blos unermüdlichen, sondern auch einer umsichtigen, nach allen Richtungen hin sorgsamen Thätigkeit. Alles sucht er für seine Georgia Augusta nutzbar zu machen, und es ist kein übler Witz, wenn Lichtenberg nach einem Gewitter bedauert, daß dabei so wenig zu beobachten, die Blitze so unsystematisch gewesen seien, wenn der selige M. noch gelebt hätte, wären sie sicherlich lehrreicher ausgefallen. Die den Göttinger Professoren für ihre Schriften gewährte Censurfreiheit ist oft mit Ruhm hervorgehoben worden. Es darf aber doch nicht übersehen werden, wie ängstlich man in der Handhabung war, sobald man eine Schädigung der Universität aus freimüthigen Aeußerungen ihrer Glieder oder eine Collision mit den Interessen anderer befürchtete. Der Historiker Köler, dessen Gewinnung M. als die eines Kleinods erschien, hatte eine Disputation gegen die Ritterschaft zu schreiben vor. M. hatte zwar nichts dagegen, weil linguae liberae in academiis sein müssen, wünscht aber doch das Manuscript zuvor zu lesen, um zu sehen, daß die hiesige principia nicht so gar großen Anstoß leiden. Als Pütter, gewiß ein vorsichtiger Mann, 1749 seine Patriotische Abbildung des heutigen Zustandes der höchsten Reichsgerichte erscheinen ließ und darin das Reichskammergericht vor dem Reichshofrathe bevorzugte, meinte M., damit schlage man zu Wien das Kalb in die Augen, weil der Reichshofrath in effectu noch die einzige Stütze und das Ueberbleibsel der kaiserlichen Autorität sei, und schickte dann selbst für die Gelehrten Anzeigen eine Recension der Art, daß der kaiserliche Hof nicht ombragirt würde. Schlimmer erging es Büsching. Seine theologische Doctordissertation zu Gunsten der biblischen, sich der scholastischen entgegensetzenden Theologie (1757), die ihm die Göttinger Facultät der Hauptsache nach durchgelassen hatte, zog ihm ein Rescript des Ministers zu, welches ihn verpflichtete, in theologischen Materien hinführo nichts zu ediren, welches nicht vorher dem Geheimenrathe zur Censur eingeschicket worden; motivirt war das mit der Besorgniß, daß man den Verfasser der Heterodoxie beschuldigen werde und die Feinde der Universität Gelegenheit nehmen möchten, dieselbe zu decreditiren und deren Zuwachs zu verhindern. Büsching meinte das Verfahren besonders auf den Consistorialrath Götte, den Beichtvater Münchhausen's zurückführen zu können, aber aller Protection des Ministers ungeachtet hatte er doch auch bei seiner geographischen Arbeit es erfahren müssen,

daß von ihm die Einsendung der ihm durch die Stadtmagistrate unmittelbar zu Theil gewordenen Nachrichten und die Weglassung alles dessen gefordert wurde, was den königlichen Juribus nachtheilig sein könne.

War es ein seltenes Glück für Göttingen, daß ein Mann wie M. an seiner Wiege stand, so war es ein kaum geringeres, daß es ihm vergönnt war, fast vierzig Jahre seine Schöpfung unter seiner Leitung zu behalten. Kaum hatte die Universität ihre ersten schwierigsten Zeiten überstanden, so hatte der Friede ein Ende und der siebenjährige Krieg brachte der Stadt wiederholte und langwierige feindliche Occupation. Trotz der Anwesenheit französischer Besatzung wurde der regelmäßige Gang der Universitätsvorlesungen aufrecht erhalten. Die Zahl der Studirenden verringerte sich zwar, aber der Name und Ruf Göttingens wurde durch die fremden Offiziere weiter getragen. So beschränkt auch die Geldmittel in den öffentlichen Cassen wurden, M. wußte die fortdauernde Zahlung der Gehalte zu ermöglichen. Nach dem Kriege bedurfte besonders die Stadt der Hebung und Unterstützung. Das arme Göttingen, heißt es in einem Briefe Münchhausen's vom Jahre 1763, erfordert fast eine neue Creation. Es zeugt für die Solidität der ganzen Einrichtung der Hochschule, daß die Störung der kriegerischen Jahre sich verhältnißmäßig wenig fühlbar machte. Wie weit hin der Name Göttingens erschollen war und welches Vertrauens sich seine Lehrer erfreuten, beweisen zwei Vorkommnisse der sechziger Jahre, die M. zu nicht geringer Genugthuung gereichten: die 1764 vom König von Dänemark ausgerüstete arabische Expedition, welche von Göttingen, namentlich Michaelis angeregt war und zu der sich Karsten Niebuhr hier vorbereitete, und der um dieselbe Zeit an Ayrer, Meister, Achenwall und Gatterer gelangende Antrag nach Petersburg zu kommen, um bei der beschlossenen Gesetz- und Justizreform ihren Rath zu ertheilen. Wollte man die Bedeutung der Universität an der Zahl ihrer Studirenden messen, so blieb sie allerdings weit hinter der Frequenz zurück, welche Halle und Jena in ihren glänzenden Tagen und Göttingen selbst gegen Ende des Jahrhunderts aufzuweisen hatten. Aber M. wie die Göttinger trösteten sich damit, daß es nicht sowohl auf die Menge, als die Tüchtigkeit und den Fleiß der Studirenden ankomme; und mit berechtigtem Selbstgefühl setzte man den „Purschenuniversitäten“ die gute Haltung und Wohlerzogenheit der Göttinger Studenten gegenüber. Eine tüchtige Universitätswache, ein wohldisciplinirtes Regiment, ein thätiger Polizeicommissar, fleißige Lehrer, eine vorzügliche Bibliothek, gute Predigeranstalten erachtete M. als Dinge, die mehr als alles übrige zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung unter den Studirenden beitrügen. Daß er aber auch scharf von obenher einzuschreiten wußte, wo er eine Störung der Studien durch Bewegungen unter den Studenten besorgte, beweist sein Vorgehen gegen die Orden in wiederholt erneuerten Verboten von 1748, 1762 und den folgenden Jahren. Mitunter hat ihm trotz aller Vorsicht bei den Berufungen auch der Friede unter den Professoren zu thun gemacht. Mag er auch geäußert haben, Epigramme seien ihm lieber als die unthätige Harmonie, der satirische Geist Kästner's ist ihm doch zuweilen recht unbequem geworden und hat auch wohl bewirkt, daß „dieser so geschickte Mann“ den Einfluß verlor, den er eine Zeitlang beim Curator besessen. Ueber die Art des Verkehrs mit dem Curator äußerte Kästner selbst: M. hatte es gern, daß man ihm frei schrieb; deswegen that er doch, was er wollte. Das wird auch für die anderen Vertrauensmänner zutreffen, die M. nach und neben einander in Göttingen hatte: Haller, Gesner, Michaelis, Ayrer, Heyne, Pütter, wie für die, welche er in Hannover zu Rathe zog, Strube und Scheidt, der sich seit seiner Berufung an die Bibliothek (1748) seines Vertrauens erfreute. Die Briefwechsel mit den meisten von diesen und mit manchen anderen sind erhalten, und man müßte sie ausschreiben, wollte man

ein vollständiges Bild der Thätigkeit und der Persönlichkeit Münchhausen's entwerfen. Wird man bei der Durchsicht versucht, ihn der Vielregiererei oder einer weitausgedehnten Bevormundung zu zeihen, so wird doch dies Gefühl überwogen durch den Einblick, den man in den umfangreichen Wirkungskreis des Staatsmannes gewinnt, der mit größter Sachkenntniß und Pünktlichkeit die Geschäfte behandelt, bei aller Sorge für das Detail den Ueberblick über das Ganze behauptet und bei allem seinem Thun geleitet wird von einer unbegrenzten Liebe des boni publici. Als er in seinen letzten Lebensjahren einige Geschäftszweige abzugeben durch das Alter genöthigt ward, behielt er sich die Universitätsangelegenheiten vor und bearbeitete sie unter Assistenz des Geheimenrats Burch. Christ. von Behr, seines einstigen Nachfolgers, und des Secretärs Georg Brandes bis an sein Lebensende. Gelang es ihm 1769 in Lichtenberg und Schlözer Göttingen zwei seiner zukunftreichsten Namen zu sichern, so hat er in den letzten Wochen, die ihm beschieden waren, wie schon seit Jahren sich bemüht, Albrecht von Haller wieder nach Göttingen zu ziehen, und noch von seinem Sterbelager aus die Wegberufung Heyne's abgewendet. M. hatte nach Zimmermann's, seines Arztes, Bericht viele Jahre hindurch einen schwindsüchtigen Husten und ein beständiges Fieber gehabt. „Von seinen Ministerialgeschäften hatte den 82jährigen Mann seine Krankheit bis acht Tage vor seinem Tode auch nicht eine einzige Stunde abgehalten.“ M. war von Gestalt groß und mager; das Imposante seiner Erscheinung soll in etwas durch einen steifen Gang, Ueberbleibsel eines durch Springen aus einem durchgehenden Wagen verursachten Beinbruches, beeinträchtigt worden sein. Die freundlichen Gesichtszüge erhielten durch starke Augenbrauen etwas Würdevolles. Sein überlebensgroßes Bild im Botschaftercostüm, wie er es in Frankfurt trug, bewahrt die Göttinger Bibliothek, ein kleineres im Ritterharnisch hängt im Senatszimmer der Aula. Den Eingang des neuen Auditoriengebäudes schmücken die vier Sandsteinstatuen Münchhausen's (die nördlichste), König Georg II., Herzog Julius II. (des Stifters von Helmstedt) und Leibnizens. Ueber das Liebenswürdige seiner Persönlichkeit sind alle Stimmen einig. Er konnte wie Titus niemanden ohne ein fröhliches Gesicht von sich lassen, sagt derselbe Gewährsmann, Schlözer, der bekennt: der Mann war für unser einen, der schon soviel Welterfahrung hatte, um Ernst und Realität von allgewöhnlichen Ministercomplimenten unterscheiden zu können, zum Anbeten. — M. hinterließ keine Nachkommen. Die beiden Kinder erster Ehe starben schon in den ersten Lebensjahren. Von seiner Frau geb. v. Wangenheim, die 1750 starb, berichtet Büsching's Selbstbiographie mannigfach; sie war dem Pietismus zugethan und durch ihren Wohlthätigkeitssinn ausgezeichnet: das von ihrer Schwiegermutter begründete Strausfurter Waisenhaus bereicherte sie um vier Stellen, und noch heute vertheilen die Göttinger theologische und die juristische Facultät halbjährlich ein von ihr gestiftetes Stipendium. 1755 schloß der Minister eine zweite Ehe mit Christiane Lucie v. d. Schulenburg-Betzendorf, die ihn um 17 Jahre überlebte. Die Leiche Münchhausen's ruht in der unmittelbar neben seiner Wohnung gelegenen Neustädter Hof- und Stadtkirche, die auch die Gebeine Leibnizens birgt. Am 28. December wurde in der Göttinger Universitätskirche (j. Bibliothek) eine akademische Trauerfeierlichkeit veranstaltet, bei der Heyne die Gedächtnißrede hielt und eine von Kästner gedichtete Cantate gesungen wurde. Unter den Zeitgenossen fehlte es nicht an Stimmen, die mit dem edeln Freiherrn auch den Ruhm und die Blüthe Göttingens begraben glaubten. Aber gerade darin zeigte sich seine Größe, daß die Einrichtungen, die er geschaffen, auch ohne seine persönliche Theilnahme fortwirkten, und die Lehrkräfte, die er mit sicherem Blick erkannt, sich zu ihrer vollen Bedeutung entwickelten. Gerade die 20 Jahre nach 1770 zeigen die höchste Blüthe Göttingens und die Richtung,

die M. ihm gegeben, ist noch lange hin für Lehrer wie für Lernende bestimmend geblieben.

Treuer, Geschlechtshistorie der Herren von Münchhausen. (Gött. 1740), S. 171. A. F. v. Münchhausen, Geschlechtshistorie des Hauses derer v. M., (Hannov. 1872), S. 87. Zedler, Univ.-Lex. s. h. v. Pütter, Litt. des Teutschen Staatsrechts 2, S. 1 ff. Heeren, Heyne, S. XIV und 95 ff. v. Hassell, die schles. Kriege u. das Kurfürstenth. Hannover, S. 250 ff. Droysen, Gesch. der preuß. Politik V, 2, S. 522 ff. A. Dove, Das Zeitalter Friedrichs d. Gr. u. Joseph II. (Gotha 1883), S. 81, 337 u. a. m. Borkowsky, Die englische Friedensvermittlung im J. 1745, (Berl. 1884), S. 36, 56 u. a. m. Schäfer, Gesch. des siebenj. Krieges I, 237, II, 1, S. 375. Stüve, Art. Hannover im Staatswörterb. v. Bluntschli und Brater 4, S. 720. O. Klopp, Leibnizen's Werke 5, S. 66. Rößler, die Gründung der Univ. Göttingen, S. 10 u. v. a. St. Unger, Göttingen u. die Georgia Augusta, S. 71 ff. Selbstbiographien v. Pütter, J. J. Moser, Büsching (Beitr. z. der Lebensgesch. denkwürd. Personen, Thl. 6). Chr. v. Schlözer, A. L. v. Schlözers öffentl. und Privatleben, Bd. 1, S. 96 u. 143. Kästner, Werke 4, S. 105. Göttinger Professoren: A. v. Haller v. Henle, Pütter v. Zachariä, (Gött. 1872). Hugo, Lehrbuch der Geschichte des Röm. R. seit Justinian, S. 527 ff. O. Mejer, ehemal. Studentenverbindungen, (Nord u. Süd, XXIX, S. 69). F. Frensdorff, über e. Band des Pütter'schen Nachlasses, (Nachr. v. d. Kgl. Gesellsch. der Wiss. 1883, Nr. 2); die Anstellung Pütter's in Göttingen, (Ztsch. des histor. V. f. Niedersachsen, Jhrg. 1883, S. 256). Bodemann, Zimmermann, S. 60. Pütter, Gelehrtengesch. v. Gött. 2, S. 219, 240. F. Frensdorff.

Mohl *): Robert v. M., der älteste Sohn Benjamin Ferdinand v. Mohls (dessen biographische Skizze in der Allg. D. Biogr. im gegenwärtigen Bande S. 54 vielleicht die letzte schriftstellerische Aeußerung seines berühmten Sohnes war), wurde am 17. August 1799 in Stuttgart geboren. Wie auf seine ebenfalls geistig hervorragenden Brüder Hugo und Julius (s. diese), hat auch auf ihn in der Jugend die bedeutende Mutter den glücklichsten Einfluß geübt, und mit vielseitigen Kenntnissen und rascher Auffassungsgabe ausgerüstet, begann Robert 1817 seine juristischen Studien, für welche er in seinem Urgroßvater Johann Jacob Moser und dessen geistvollem Sohne, Friedrich v. Moser angestammte Vorbilder hatte. Beiden hat er später würdige biographische Denkmäler gesetzt („Zwölf deutsche Staatsgelehrte in der Geschichte u. Litteratur der Staatswissenschaften" Bd. II, S. 401 ff.), aber das würdigste ist seine eigene Laufbahn gewesen, in welcher er den unermüdlichen Fleiß und das reiche Detailwissen des Einen mit dem weltmännischen Weitblick und dem höheren Gesichtskreis des Anderen vereinte; wie denn überhaupt in dem persönlichen und wissenschaftlichen Wesen Robert v. Mohl's das angestammte Schwabenthum und die unbeschadet der deutsch-nationalen Gesinnung kosmopolitische Anlage eine seltene Harmonie darstellten. Nachdem er in Tübingen, Heidelberg und Göttingen, an den beiden letzteren Hochschulen besonders durch K. S. Zachariae und Eichhorn angezogen, seine Studien vollendet, betrat er in seiner Tübinger Doctordissertation „Discrimen ordinum provincialium et constitutionis repraesentativae"

*) Zu S. 59.

1821 sofort den Boden des öffentlichen Rechts und der Politik, auf dem er später so Großes geleistet hat. Mit verständiger Fürsorge und Würdigung der aufstrebenden Talente des Sohnes gestattete ihm der Vater längere wissenschaftliche Reisen, die ihn zugleich Land und Leute kennen lehrten, nach Frankreich, England und Skandinavien, und eine bis dahin für die deutsche Staatswissenschaft noch fast als terra incognita erscheinende politische Neuschöpfung, der Bundesstaat der Nordamerikanischen Union wurde durch einen glücklichen Zufall der Begegnung mit hervorragenden, nordamerikanischen Politikern und reichem litterarischen Material in den Kreis seiner Studien und Betrachtungen gezogen. Dies gab ihm Anlaß zu einer neuen litterarischen Arbeit, welche unverdienter Maßen in Vergessenheit gerathen ist, die aber zu dem Besten gehört, was die Wissenschaft unter so vielem Guten seiner fleißigen Feder verdankt. Es ist dies die, nach der Vorrede in Paris geschriebene Schrift: „Das Bundesstaatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika, I. Abtheilung, Verfassungsrecht.“ Stuttgart und Tübingen 1824. In richtiger Auffassung des Grundcharakters der nordamerikanischen Unionsverfassung und ihrer Eigenthümlichkeiten überragt diese Jugendarbeit des deutschen Gelehrten das berühmte Werk von A. v. Tocqueville, und es vermeidet manche Einseitigkeiten, welche in dem berühmten Federalist von A. Hamilton und dessen Mitarbeitern nicht zu verkennen sind. Umsomehr ist es zu bedauern, daß der Verfasser nicht in einer späteren Zeit, wo größere Empfänglichkeit und mehr Verständniß für sein interessantes Thema in Deutschland sich entwickelt hatte, zu einer Erneuerung und Fortsetzung dieser vortrefflichen Leistung gelangt ist. Die geistige Reife dieses frühen Werkes ist der beste Beweis für die Richtigkeit des Urtheils, daß die geistige Persönlichkeit Robert v. Mohl's eine von vorn herein abgeschlossene war und keinen Auf- und Niedergang zeigt, wenn selbstverständlich auch nicht alle seiner Arbeiten denselben wissenschaftlichen Werth haben. Aber an den Anfang schließt das Ende sich an und einzelne Abhandlungen aus Mohl's spätestem Lebensalter zeugen, wie das hier besprochene Werk, von der gleichen scharfen Beobachtungsgabe und dem schlagfertigen Urtheil des Verfassers. Zur Zeit des Erscheinens desselben war er bei der württembergischen Gesandtschaft in Paris beschäftigt und einer ähnlichen Stellung in Frankfurt am Bundestage verdankt man die 2 Jahre vorher 1822 erschienene Schrift: „Die öffentliche Rechtspflege des deutschen Bundes, ein publicistischer Versuch“, welcher sich mit dem damals in der Ausarbeitung und Einführung begriffenen Austrägalverfahren nach dem Bundesrechte beschäftigte. Solide juristische Auffassung und Behandlung und sorgsame Benützung der vorhandenen Quellen zeichnen diese Arbeit aus, wenn sie auch im Vergleich mit der Darstellung des nordamerikanischen Verfassungsrechts eine beschränktere Aufgabe hatte. Auf Grund dieser schriftstellerischen Leistungen wurde M. schon 1824 zum außerordentlichen Professor in der staatswirthschaftlichen Facultät bei der Universität Tübingen ernannt, ein Ruf, dem er mit einer gewissen Resignation auf die ihn mehr anmuthende, staatsmännische Laufbahn, folgte. Die Rückkehr aus großen, weltmännischen Verhältnissen in die Studirstube und das enge Treiben einer damals viel mehr als jetzt landsmännisch abgeschlossenen Universitätsstadt, in welcher es allerdings an Anerkennung für ihn nicht fehlte (die Ernennung zum ordentlichen Professor erfolgte schon 1827), kam dem Riesenfleiße Mohl's zu Gute und zwei hervorragende Leistungen auf staatswissenschaftlichem Gebiete, welche namentlich in Deutschland ihren Verfasser an die Spitze der ganzen bezüglichen Litteratur stellten, stammen aus dem ersten Jahrzehnt des Tübinger Aufenthaltes. Vorausgegangen war ihnen noch, gleichsam als Rückerinnerung an die Tage und Studien von Paris und London, die Bearbeitung des in England und Nordamerika hochangesehenen Werkchens von W. G. Hamilton (dem

sogenannten Single-Speech-Hamilton, weil er in seiner parlamentarischen Laufbahn nur eine einzige Rede, diese freilich von der größten Bedeutung, gehalten): „Parlamentarische Logik, Taktik und Rhetorik. Aus dem Englischen übersetzt und nach Materien geordnet“. Der ersten 1828 anonym erschienenen Ausgabe ist 1872 eine zweite gefolgt. Das erste große selbständige Werk Mohl's, womit er bis auf unsere Tage der Bearbeitung eines positiven deutschen Landesstaatsrechts Muster und Vorbild gegeben hat, ist: „Das Staatsrecht des Königreichs Württemberg“, I. Theil, das Verfassungsrecht 1829, II. Theil, das Verwaltungsrecht 1831. 2. Auflage 1840. Bis dahin war ein nach der wissenschaftlichen Seite auch nur annähernd genügendes Werk über das Staatsrecht eines deutschen Einzelstaates nicht vorhanden, und nach der praktischen Seite hatten die fleißigen Monographien J. J. Moser's durch den Untergang des Reiches und die Zertrümmerung und Zusammenschweißung der ehemals reichsständischen Territorien zu neuen Gebilden ihre Anwendbarkeit verloren. Die Versuche, aus allgemein philosophisch-politischen Anschauungen, Reminiscenzen des Reichsrechts und Zusammenschiebung von Einzelbestimmungen aus dem geltenden Rechte der Einzelstaaten ein sogenanntes gemeines deutsches Landesstaatsrecht für den akademischen Unterricht herzustellen, fanden an M. nicht blos einen scharfsinnigen und überzeugenden Kritiker, sondern durch sein Werk zeigte er, wie in der Behandlung eines wirklich geltenden Rechtes Wissenschaft und Praxis sich die Hand zu reichen haben. Als treuer Anhänger der constitutionellen Monarchie auf der gegebenen Grundlage des wirklich gültigen Rechtes hat er in klarer Systematik das eigentliche Verfassungsrecht seines Heimathslandes dargestellt, und in dem zweiten das Verwaltungsrecht behandelnden Theile zum ersten Male in Deutschland dem vielseitigen, vielverschlungenen Getriebe des öffentlichen Dienstes in seinen einzelnen Lebensäußerungen wissenschaftliche Gestalt gegeben. Der Mann mit dem weiten Blick und lebhaftesten Interesse für Recht und Leben der europäischen Großstaaten hat seine bedeutenden Geistesgaben hier eben so eifrig und erfolgreich den Verhältnissen eines deutschen Kleinstaates ohne politisches Schwergewicht gewidmet, in dem aber seit Jahrhunderten ein tüchtiger Beamterstand in der inneren Verwaltung thätig gewesen war. Die große Bedeutung des Mohl'schen Werkes wird auch heutzutage noch von den berufensten Urtheilern rückhaltlos anerkannt, wenn auch die gewaltigen Veränderungen, welche durch die Reformen in Reich und Staat aus der Umwälzung von 1866 und 70 hervorgegangen sind, neuere Arbeiten nöthig machten. Auf das württembergische Staatsrecht folgte 1832: „Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates“, 2. Aufl. 1844, 3. Aufl. 1866. Es genügt ein flüchtiger Blick auf dasjenige, was in der deutschen Litteratur vor M. unter dem Namen Polizeiwissenschaft geboten worden war, um den ungeheueren Fortschritt zu erkennen, den auch hier seine bahnbrechende Arbeit eingeleitet hat. „Nach den Grundsätzen des Rechtsstaates“, d. h. hier, innerhalb der durch das Gesetz gegebenen Schranken soll diejenige Staatsthätigkeit geübt werden, welche man früher wol im Gegensatze zur Justiz als die Verwirklichung des Alle beglücken wollenden Staatsdespotismus betrachtete. Im gewissen Sinne kann man die Polizeiwissenschaft (in neuerer Zeit wird das betreffende Gebiet bekanntlich richtiger als Verwaltungslehre bezeichnet, innerhalb deren die eigentliche polizeiliche Thätigkeit nur einen Bestandtheil bildet), als einen politischen Commentar zum zweiten Theile des württembergischen Staatsrechtes betrachten, und wenn auch hier die neuere Entwickelung, der übrigens M. in anderen Arbeiten bis an sein Lebensende unermüdlich beobachtend und darstellend gefolgt ist, manches überholt hat, so bleibt doch auch dieses Werk nicht blos für seine unmittelbare Zeit eine Fundgrube richtiger Anschauung und alle Zeit wahrer Lehren. Es verdient

hervorgehoben zu werden, daß in seinen beiden großen Werken dieser jetzt eine Doppelgeneration hinter uns liegenden Zeit schon wohlbegründete Anzweiflungen damals für unantastbar gehaltener politischer und namentlich volkswirthschaftlicher Lehren vorkommen, und auf Gefahren hingewiesen wird, welche einen Hauptgegenstand der heutigen socialpolitischen Sorgen und Bestrebungen ausmachen. Ueberhaupt hat sich M. niemals gegen die Schwächen jenes altconstitutionellen Standpunktes blind gemacht, der als eine Reaction gegen die Schrankenlosigkeit des früheren Absolutismus im neueren Staate nur vorzugsweise von Rechten und Interessen der Individuen zu reden weiß und darüber die Pflichten der Einzelnen und die höhere Wichtigkeit des Gesammtwohls vergißt. Neben der Polizeiwissenschaft und als ihre Ergänzung erschien das nach der Mohl'schen Systematik davon getrennte „System der Präventivjustiz oder Rechtspolizei" seit der 2. Aufl. auch als Band 3 der Polizeiwissenschaft bezeichnet. Mit seiner Auffassung, daß die Rechtsverletzungen vorbeugende Thätigkeit nicht in das Gebiet der Polizei, sondern in das der Justiz falle, hat der Verfasser wenig Anklang gefunden und durch den neuen Titel sich wenigstens äußerlich der herrschenden Meinung anbequemt. Mit den genannten großen Werken gehört der Tübinger Periode noch die 1837 erschienene Monographie: „Die Verantwortlichkeit der Minister in Einherrschaften mit Volksvertretung, rechtlich, politisch und geschichtlich entwickelt", an. Diese sehr umfangreiche Schrift (sie hat 726 Seiten), verdankt ihren äußeren Anlaß den Streitigkeiten, welche zwischen der kurhessischen Ständeversammlung und dem Minister Hassenpflug, wol zu unterscheiden von dem späteren Regiment desselben in den 50er Jahren, spielten. Auch sie zeugt von der großen Belesenheit des Verfassers, ist aber von einer gewissen Einseitigkeit und einer bei dem sonst so bezeichnenden Maßhalten der Mohl'schen Erörterungen doppelt auffälligen Ueberschwenglichkeit nicht frei. M. selber hat später ein sehr kühles Urtheil über diese weniger geglückte Arbeit nicht zurückgehalten. Um so verdienstvoller ist sein „Gutachten gegen die Ansprüche des Obersten Sir A. d'Este auf Thronfähigkeit in Großbritannien und Hannover", Tübingen 1835. Hier werden die, wie man wol sagen kann, ganz unverantwortlichen, zu Gunsten dieser Ansprüche vertretenen Behauptungen zweier anderer deutschen Staatsrechtslehrer, K. S. Zachariae und Klüber in ihrer ganzen Werthlosigkeit klargestellt und in Uebereinstimmung mit dem Urtheile Eichhorn's der juristisch allein haltbare Standpunkt in dieser cause célèbre vertheidigt, welche damals neben dem berühmten Bentinck'schen Erbfolgestreit die deutsche Staatsrechtswissenschaft in Thätigkeit und — Nahrung setzte. Diesen größeren Arbeiten ging zur Seite eine mit Mohl's aufopfernder Thätigkeit als Vorstand der Tübinger Universitätsbibliothek eng zusammenhängende Perlustration der gesammten staatswissenschaftlichen Litteratur nicht blos Deutschlands und seiner Einzelstaaten, sondern auch des Auslandes. Für letztere namentlich war 1829 von Mittermaier und Zachariä die „Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes" gegründet worden, in deren Redaction 1835 M. eintrat und deren überaus fleißiger Mitarbeiter er bis zu ihrem Ende 1856 geblieben ist. In die Tübinger Zeit fällt auch noch das erste Erscheinen der von M. mitbegründeten „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft". Die reiche Fülle von Kritiken und selbständigen Abhandlungen aus den verschiedensten Gebieten des Staatsrechtes und der Politik, welche M. zuerst in den genannten Zeitschriften (auch die Cotta'sche deutsche Vierteljahrschrift, sowie die Monatsblätter der Allgemeinen Zeitung und die Allgemeine Zeitung selber haben M. die werthvollsten Beiträge zu verdanken) veröffentlichte, haben später zu den beiden großen Sammelwerken einen Hauptbestandtheil geliefert, welche neben dem württembergischen Staatsrecht und der Polizeiwissenschaft,

und vielfach diese noch überragend, das Andenken des Verfassers bei späteren Generationen lebendig erhalten werden. Auch bei diesen Einzelarbeiten, obgleich sie für die spätere Herausgabe überarbeitet worden sind, wiederholt sich die Wahrnehmung, wie fertig und geschlossen die Mohl'schen Grundanschauungen von vornherein waren und geblieben sind.

Ueber die akademische Wirksamkeit Mohl's in Tübingen ist weniger bekannt, vielleicht hat auch schon dort die mündliche Lehrthätigkeit nicht den großen Reiz für ihn gehabt, den er jedenfalls in Heidelberg offen ableugnete. Nichtsdestoweniger wird auch sein Einfluß als Lehrer auf die studirende Jugend zunächst seines Heimathlandes nach der Seite der Wissenschaftlichkeit und Gesinnungstüchtigkeit werthvoll und segensreich gewesen sein, und die entgegenkommende Gastlichkeit in seinem Hause (er hatte sich 1830 mit Pauline Becher, Schwägerin des berühmten Theologen Baur zur glücklichsten Ehe vermählt), welches später in Heidelberg so vielen jüngeren Gelehrten und hervorragenden Fremden Erholung und Belehrung bot, wurde schon damals dankbar gerühmt.

Der praktischen Politik war M., der durch seine schriftstellerischen Anfänge sowie seine Berufswissenschaft und die späteren Leistungen ganz besonders dazu berufen schien, durch einen eigenthümlichen Umstand bis dahin fern geblieben. Da sein Vater lebenslängliches Mitglied der ersten Kammer war, konnte verfassungsmäßig der Sohn einen Sitz in der gewählten zweiten Kammer nicht einnehmen. Es gehörte diese Vorschrift zu jenen Ausgeburten des Mißtrauens, welches so manchen Bestimmungen der sogenannten Incompatibilitätsgesetze zu Grunde liegt, eine Richtung, die auch in neuester Zeit, so z. B. in Frankreich, wieder thörichte Anerkennung gefunden hat. Durch den am 5. August 1845 erfolgten Tod des Vaters wurde dieses Hinderniß beseitigt, und alsbald bot bei den damals im Gang befindlichen Neuwahlen der Wahlkreis des Amtes Balingen Robert v. M. (er war schon sehr früh durch Verleihung des den persönlichen Adel mit sich führenden Verdienstordens der württembergischen Krone vom Könige ausgezeichnet worden), das Abgeordnetenmandat an. In der Kammer stand man damals in lebhafter Opposition gegen das Regierungssystem, welches in dem Staatsminister des Innern v. Schlayer, einem talentvollen aber grundsatzlosen Emporkömmling, seinen Hauptträger hatte. Der Verfasser des Württembergischen Staatsrechtes und Vertreter der Verwaltung nach den Grundsätzen des Rechtsstaates konnte nicht anders als in seinem Wahlschreiben, welches an einen Vertrauensmann in Balingen, wenn auch nicht für den Druck bestimmt, gerichtet war, ein scharfes Urtheil über den damaligen Geist der Landesverwaltung aussprechen. Er that dies mit männlichem Freimuth und in wahrheitsgetreuen Einzelnachweisen, mit dem schließlichen Resultat, daß die Regierung über die Verzögerlichkeit, Gleichgültigkeit, Unwissenheit, in einzelnen Fällen aber positiv schädliche Schritte Tadel verdiene. Das Actenstück gelangte ohne Vorwissen des Verfassers durch den Druck in die Oeffentlichkeit und gab dem Ministerium den Vorwand, darin statt des freien Urtheils des künftigen Volksvertreters die Unbotmäßigkeit eines Beamten zu sehen, welcher dadurch seine Dienstpflichten verletzt habe. Nach einer Befugniß, welche die württembergische Dienstpragmatik gestattet und die später noch gegen Reinhold Pauli in Anwendung gebracht wurde, traf den Professor v. M. die Strafversetzung als Regierungsrath nach Ulm. Die dagegen unternommenen Schritte, auch ein Gesuch an den König, blieben erfolglos, aber mit männlicher Entschlossenheit und den Sorgen der Zukunft muthig entgegenblickend, beantwortete M. diesen Regierungsact mit seinem Gesuch um Entlassung aus dem württembergischen Staatsdienst, welche gewährt wurde. Nach kaum einjähriger Unterbrechung seines amtlichen Berufes, welche seinen litterarischen Arbeiten zu Gute kam, wurde M. auf Ver-

anlassung des Staatsministers von Nebenius nach Heidelberg berufen, wo er ein nach vielen Richtungen günstigeres und noch früchtereicheres Gebiet seiner Thätigkeit fand.

In einer doppelten Richtung bot Heidelberg dem eigenartigen Wesen Mohl's einen glücklichen Wirkungskreis. An der Heerstraße der Welt gelegen und Anziehungspunkt für die gebildeten Angehörigen aus so vielen Nationen, gab es dort für ihn persönliche Berührungen und Wiederanknüpfungen solcher, welche in den engeren Verhältnissen Tübingens gefehlt hatten. Für die deutschen Verhältnisse war nicht ohne großen Werth, daß hier die Berührungen mit norddeutschem Wesen sowol im Lehrerkreise als der Studentenschaft in den Vordergrund traten, denn bis dahin — und selbst die wissenschaftlichen Bestrebungen Mohl's sind von diesem Umstande nicht unbeeinflußt geblieben, — waren ihm „preußische Dinge“ bis zu einem gewissen Maße unsympathisch und, nach seinem sonstigen Verhältniß zu anderen Staaten gemessen, auch unbekannt geblieben. Nationale Denkart und politische Einsicht haben später sein praktisches Verhalten anders bestimmt. Aber als schlagender Beweis dafür, welche Hindernisse auch bei den Besten unsere nationale Entwickelung noch zu überwinden hatte, welch' ungeheuere Fortschritte aber auch in der heutigen Denkart Süddeutschlands hinter uns liegen, verdient die Erinnerung an diesen Zug im Wesen v. Mohl's erwähnt zu werden.

Für die Lehrthätigkeit desselben in Heidelberg, wo er über Staatsrecht, Polizei, Politik und Encyklopädie der Staatswissenschaft las, war zunächst nur eine Spanne Zeit gegeben. Die Vorzeichen einer allgemeinen politischen Bewegung waren in der Schweiz und Italien ans Licht getreten und die Februarrevolution von 1848 gab das Signal zum Wandel der Dinge in Deutschland. Den Herausgebern der „Deutschen Zeitung“, welche gleichsam in Vorahnung des Kommenden, als Organ für eine maßvolle liberale Politik in einem wahren deutschen Bundesstaat gegründet worden war, stand M. in seiner allgemeinen politischen Denkart zur Seite. In der Oberhauptsfrage dagegen, welche schließlich die beherrschende von allen war und im Laufe der Entwickelung auch praktisch geworden ist, tritt die eben angedeutete Eigenthümlichkeit in der wissenschaftlichen und politischen Auffassung Mohl's am prägnantesten dadurch hervor, daß er Angesichts der Wahlen zum verfassungsgebenden Reichstage in einer Art Wahlprogramm, welches die Deutsche Zeitung am 26. März 1848 mittheilte, sich für das erbliche Kaiserthum der österreichischen Dynastie im neuzugründenden Deutschen Reiche aussprach: „Oesterreich ist bei weitem der mächtigste Staat . . . . . . Preußen hat es schon seit dem Baseler Frieden bewiesen, daß es seine Stellung zu Deutschland nie begriffen hat.“ Wer in späteren Jahren Gelegenheit hatte, mit M. dieses Thema zu durchsprechen, mußte erkennen, daß er jedenfalls nicht zu denen gehörte, welche nichts gelernt und nichts vergessen haben. Mit den meisten seiner Heidelberger Parteifreunde von der Heppenheimer Versammlung und dem Vorparlament als Kandidat für die Wahlen zur verfassungsgebenden Versammlung aufgestellt, wurde er von dem württembergischen Wahlkreise Mergentheim-Gerabronn zum Abgeordneten gewählt, und nahm mit einer großen Anzahl deutscher Hochschullehrer seinen Platz im sogenannten linken Centrum, genauer bezeichnet im Klub des Württemberger Hofes ein, aus dem er später der Abzweigung nach Rechts in den Augsburger Hof folgte. Vor dem Zusammentritt des Parlamentes hatte er in einer kleinen Schrift „Vorschläge zu einer Geschäftsordnung des verfassungsgebenden Reichstages“ veröffentlicht, die in vielen Punkten der später angenommenen Geschäftsordnung zu Grunde liegen. Wie bei allen hervorragenden Mitgliedern des Frankfurter Parlaments ist für diese Zeit die Geschichte desselben auch die seinige, und hervorragend war M. nicht blos

durch seine Thätigkeit im Verfassungsausschusse, sondern bald nach Errichtung eines Reichsministeriums wurde er am 9. August 1848 an Stelle Heckschers, welcher das auswärtige Amt übernahm, zum Reichsjustizminister durch den Erzherzogreichsverweser berufen, in welcher Stellung er bis zum Mai des folgenden Jahres verblieb. Die Selbstherrlichkeit und Eifersucht der Versammlung ließ allerdings den sonst so natürlichen Einfluß des Justizministers auf die Gesetzgebung wenig gewähren, aber um das Zustandekommen der schon vorher unter den deutschen Einzelstaaten berathenen Wechselordnung, sowie an den Vorarbeiten zur später glücklich gelungenen Herstellung eines gemeinsamen deutschen Handelsgesetzbuches hatte der neue Reichsjustizminister die größten Verdienste. Nicht unerwähnt mag auch bleiben, jetzt wo die Reichsgesetzgebung die öffentlichen Spielhöllen wirksam verfehmt und beseitigt hat, daß im Januar 1849 von M. die vom Frankfurter Parlament ausgesprochene Untersagung des öffentlichen Hazardspiels in Homburg durch militärische Execution verwirklicht wurde; mit so vielen Früchten der Reaction kehrte auch das privilegirte Hazardspiel bald darauf wieder zurück. Schon im Laufe der Berathungen über die Reichsverfassung und ganz besonders nach der Erklärung von Kremsier war M. ein überzeugter Anhänger der Einigung Deutschlands unter der preußischen Krone geworden und er konnte deshalb sein ministerielles Amt auch in dem neugebildeten Ministerium Gagern fortführen. Mit dem genannten Parteifreunde schied er aus dem Ministerium und bald darauf mit der großen Mehrzahl seiner Gesinnungsgenossen, Gagern, Dahlmann, Simson u. s. w. auch aus der Nationalversammlung (21. Mai), nachdem am 16. die berüchtigte Farce des Ministeriums Grävell, Detmold und Genossen gespielt worden war.

M. kehrte nach diesem Zusammensturz der nationalen Hoffnungen alsbald zu seiner akademischen und litterarischen Thätigkeit zurück. Auf der Versammlung zu Gotha, welche gegen Ende Juni die noch kampfbereiten, unentmuthigten Mitglieder der erbkaiserlichen Partei zu einem weiteren praktischen Versuche auf Grundlage der Dreikönigsverfassung vom 26. Mai 1849 zu einigen versuchte, nahm M., wenn auch mit einigem Widerstreben Theil, eine Wahl in das Erfurter Parlament lehnte er jedoch ab. Bezeichnend für seine Stimmung von damals ist eine Aeußerung aus einem Briefe vom 3. April 1850. Nachdem er die Hoffnung ausgesprochen, daß dort in Erfurt etwas Verständiges zu Tage kommen werde, fügte er hinzu: „Mag sein, daß dies nicht hinreicht, um Süddeutschland zu enthusiasmiren, aber umgekehrt würde Norddeutschland nicht wollen, und da ist doch unsere Kraft und Intelligenz.“

Das nächste Jahrzehnt sehen wir M. in lebendigster akademischer und schriftstellerischer Thätigkeit. Die große Politik, diesen Begriff auch nur auf Deutschland angewendet, ruhte im dunkelen Schatten der Reaction. Als aber der Versuch gemacht wurde und zum Theil gelang, rückläufigen Strömungen auch in Baden Eingang zu verschaffen, stand in Gemeinschaft mit der großen Mehrzahl seiner Heidelberger Kollegen M. bei größeren und kleineren Anlässen seinen Mann, und das Vertrauen seiner Amtsgenossen rief ihn 1857 als Vertreter der Universität in die erste badische Kammer, wo er mit seinem Wissen und seiner Arbeitskraft unter seinen vielfach nicht geistesgleichen Peers „als ein Helfer in allen Nöthen der Gesetzgebungskunst“ erschien. Als es 1859 zu den Verhandlungen über die Agende in der protestantischen Kirche und gleich darauf über das von der übelberathenen Staatsregierung abgeschlossene Concordat mit Rom kam, war es von der größten Bedeutung, daß ein Mann wie M. an entscheidender Stelle gehört werden konnte. In dasselbe Jahr fiel mit dem italienisch-französisch-österreichischen Kriege und der Frage, wie sich Preußen und das übrige nichtösterreichische Deutschland zu letzterem zu stellen hätten, ein

Erisapfel unter die bis dahin einig denkende, meist akademische Freundesgenossenschaft der Heidelberger Liberalen. M., der allerdings durch seinen parlamentarischen Beruf vielfach abwesend war, stand entschieden zu denen, welche das mehr oder minder unbedingte Eintreten für Oesterreich als für Deutschland verhängnißvoll ansahen, im Unterschied zu der von Heinrich von Gagern am lebhaftesten befürworteten Parteinahme für Oesterreich, und es erklärt sich wohl daraus, daß seit 1859 die bis dahin lebhafte Mitarbeit an der Augsburger Allgemeinen Zeitung, welche damals das österreichische Hauptorgan in Deutschland war, bis auf einige sporadische Beiträge unpolitischen Inhaltes aufgehört hat.

Der Wiederkehr Mohl's zu seinen litterarischen Lieblingsstudien verdanken wir aus diesem Zeitraum das einen „Ocean von Litteratur" bewältigende dreibändige Werk, „Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften in Monographien", Erlangen 1855—58, eine Leistung, wie sie in der Art keine andere Litteratur aufzuweisen hat. Bücherkenntniß und Menschenkenntniß, gepaart mit staatsmännischem Urtheil und der überall ersichtlichen Freude, Wohlgelungenes und Erstrebtes anerkennen zu dürfen, machen dieses Werk zu einem wahren Schatze staatswissenschaftlicher Litteratur. Allerdings hat M. nicht alle Kulturvölker in den großartigen Rahmen einbeziehen können und insofern mag noch für einen Nachfolger Arbeitsraum übrig geblieben sein. Aber wer es auch immer unternähme auf dem gleichen Wege zu folgen, sei es zur Vervollständigung des Werkes durch die Würdigung der ihm nachgefolgten Erscheinungen oder in Ausfüllung der erwähnten Lücke, wird einfach den Spuren des Meisters zu folgen haben. Von der Mannigfaltigkeit und dem Reichthum der in den einzelnen Monographieen enthaltenen Schätze könnte nur ein vollständiges Inhaltsverzeichniß einen Begriff geben, und es hält schwer, unter dem vielen Vorzüglichen auch nur Einiges hervorzuheben, ohne dem Werth des Uebrigen Unrecht zu thun. Aber die erwähnten Schilderungen zwölf deutscher Staatsgelehrten, die Abhandlung über die Macchiavellilitteratur, die Litteratur des englischen Staatsrechtes gehören zu dem Besten, was die staatswissenschaftliche Litteratur irgend eines Volkes zu bieten vermag. So ist z. B. in der letztgenannten Abhandlung die Schilderung des großen Chatham, des älteren Pitt, in Inhalt und Form ein wahres Kabinetsstück. Die leichtfließende und sogar manchmal etwas nachlässige Diction des Verfassers (der in späteren Jahren viel zu dictiren pflegte) erhebt sich namentlich in jener Schilderung zu klassischer Beredsamkeit. Auch diesem Sammelwerke liegen frühere Arbeiten zu Grunde, aber während ihrer Ueberarbeitung war M. unermüdlich, sein Material zu vervollständigen, und die Richtigkeit des früher gewonnenen Urtheils noch einmal auf die Probe zu stellen, bei der er gegen sich selber streng genug war. Die bewundernde Aufnahme, welche dieses einzige Werk fand, war eben so allgemein als wohlverdient. Nicht denselben Werth kann man einer andern Schrift beimessen, welche die Ueberarbeitung und Wiedergabe der Vorlesungen ist, worin M. seit einer Reihe von Jahren die Encyklopädie der Staatswissenschaften behandelt hatte; seine Vorzüge geistvoller Auffassung, praktischer Bemerkungen und männlich freien Urtheils zieren auch diese Arbeit. Aber Theorie und Praxis haben mancherlei an der darin befolgten Systematik auszusetzen, und Mohl's Versuch, als besondere, neben Staatsrecht und Politik zu behandelnde Wissenschaft die Staatssittenlehre, getrennt von der allgemeinen Ethik als nothwendig nachzuweisen, hat fast nur Widerspruch gefunden. Ueber seinen auch schon in früheren Publicationen aufgestellten Begriff einer besonderen Gesellschaftswissenschaft und eines dementsprechenden Gesellschaftsrechts hat schon Heinrich von Treitschke 1859 in seiner ersten Schrift das ablehnende Urtheil begründet. Zur orientirenden Uebersicht über das reiche Gebiet der Staatswissenschaften eignet sich diese Encyklopädie deshalb nicht weniger,

und so ist das zuerst 1859 veröffentlichte Werk noch 1872 in einer zweiten Auflage erschienen. Der fortgesetzten Mitarbeit an der Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft, sowie der Ausarbeitung selbständiger Fragen, welche an sich den Verfasser interessirten oder zu denen ihm sein Beruf Anlaß gab, verdanken wir noch den der Heidelberger Zeit angehörenden Beginn der Veröffentlichung der zweiten großen Sammlung von Abhandlungen, welche den Titel: „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik“ führt, vorwiegend aber politischen Charakters in dem Sinne ist, daß die Fragen und Institutionen auf ihr Warum und Warum nicht? an der Hand der Erfahrung, und wo diese schweigt, der Wahrscheinlichkeit ihrer Wirkungen geprüft werden. Der erste Band (die Vorrede ist datirt Heidelberg den 30. November 1859) erschien 1860, der zweite und dritte, welche besonders als Politik bezeichnet werden, 1862 und 1869. Wenn M. uns in seiner Geschichte und Litteratur vorwiegend mit den Werken der Vergangenheit bekannt macht und an ihnen, wie an den Lebensschicksalen ihrer Verfasser und den in ihnen geschilderten Begebenheiten und Persönlichkeiten uns zu belehren sucht, bildet das andere Werk ein wahres Arsenal für die wissenschaftlichen und praktischen Streitfragen der modernen Politik. Auch hier findet sich Manches, welches die neueste Gegenwart anders beurtheilen wird als der Verfasser, und ein Grundzug seines Wesens, daß er in der Kritik und in der Aufdeckung von Schwächen stärker ist als in dem Bemühen, die richtigen Mittel der Abhülfe zu finden, tritt auch hier hervor. Aber für eine ganze Reihe von Fragen, welche heute die Welt bewegen, wird eine gesunde realpolitische Beantwortung oder doch entsprechende Würdigung in diesen Bänden gefunden werden. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß M. den Abstractionen der Nationalökonomie, wie sie namentlich durch die englischen Nachfolger Adam Smith's und ihre deutschen Vertreter ausgebildet worden sind, schon sehr früh entgegengetreten ist, nicht sowohl mit anders lautenden dogmatischen Sätzen als mit dem Hinweis darauf, daß, auch ihre abstracte Richtigkeit vorausgesetzt, die praktische Politik noch ganz andere Erwägungspunkte ins Auge zu fassen hat. Hauptmomente der sogenannten socialpolitischen Frage werden namentlich in der großen, ein Buch für sich darstellenden Abhandlung „Ueber die Arbeiterfrage“, Bd. III, S. 509—604 behandelt. Unter dem Titel „Die völkerrechtliche Lehre vom Asyl“ werden mit großem auch juristischen Tactgefühl und Scharfsinn fast alle Hauptfragen berührt, welche die sogenannte internationale Rechtspflege betreffen, ein Gebiet, welches in der neuesten Zeit zu immer steigender praktischer Anerkennung gelangt. Da die Repräsentativ- oder constitutionelle Verfassung im Allgemeinen die Signatur unserer Zeit ist, werden eine Reihe von Untersuchungen den verschiedenen Seiten dieser Materie gewidmet, sowohl da, wo sie als repräsentative Monarchie als auch für solche Länder, wo die repräsentative Demokratie Gestalt gewonnen hat. Dahin gehören die Abhandlungen über Recht und Politik der repräsentativen Monarchie, sowie der repräsentativen Demokratie in Band I. Der innerhalb des Rahmens der repräsentativen Monarchie sowohl theoretisch als praktisch hervortretende Gegensatz des sogenannten dualistischen und parlamentarischen Regierungssystems (welch letzteres man mit Unrecht oft als eine verschiedene Staatsform bezeichnet) wird von M. mit großem Scharfsinn beleuchtet, und wenn er auch dem letzteren als dem theoretisch vollkommneren und praktisch, da wo es anwendbar ist, besseren System den Vorzug geben möchte, ist er sich doch wohl der Schwierigkeit bewußt, die dafür nothwendigen Voraussetzungen in einem gegebenen Lande zu erfüllen. Gerade in dem Augenblicke, wo in dem Heimathlande des sogenannten Parlamentarismus derselbe die Feuerprobe zu bestehen haben wird, ob nicht die Kluft der politischen Anschauungen zwischen den Parteien des Landes, wie sie die neueste Ausdehnung des Wahlrechtes zu Gunsten der besitz-

losen und unwissenden Massen herbeizuführen droht, eine der ersten Voraussetzungen des Systems untergräbt, sind die dieser Materie gewidmeten Erörterungen doppelt erwägungswerth. Nach einer andern Seite, dem Bekämpfen des früher in England fast ausnahmslos verherrlichten Systems staatlicher Unthätigkeit auf einer Reihe von Gebieten, wo der continentale Staat, auch der constitutionelle die Pflicht staatlichen Eingreifens anerkennt, wird der Mohl'schen Auffassung die Genugthuung, daß jetzt auch in England die verschiedenen Parteien sich mehr und mehr für eine „socialpolitische" Thätigkeit des Staates erklären. Schon durch ihre Verkörperung in der nordamerikanischen Unionsverfassung hat auch die demokratische Staatsform für die Untersuchung und Kritik Mohl's viel Anziehendes gehabt, wenn er auch ein abgesagter Gegner ihrer theoretischen und neuerdings oft auch praktischen Grundlage, des allgemeinen gleichen Stimmrechts ist; so untersucht er auch mit seiner gewohnten Gründlichkeit und Erwägung des Für und Wider die neuesten Rückbildungen von dem Repräsentativprincip zur unmittelbaren Demokratie in der Gestalt der allgemeinen Volksabstimmung des Veto, Referendum ꝛc. Von hochwichtigen Einzelmaterien des modernen Staatslebens haben namentlich das Verhältniß zwischen dem Staat und der katholischen Kirche, das gesammte Unterrichtswesen, die Vorbereitung zum Staatsdienst u. s. w. M.'s Aufmerksamkeit in den verschiedenen Phasen seiner schriftstellerischen Thätigkeit in Anspruch genommen. Da es ihm vergönnt war, an der grundlegenden badischen Gesetzgebung zur Regelung der Verhältnisse zwischen Staat und Kirche in einflußreicher Stellung mitzuwirken, gab dies Anlaß, die wichtige und schwierige Materie noch neuerdings einer gründlicheren Prüfung zu unterwerfen, mit deren Ergebniß in den meisten Beziehungen auch noch heutzutage eine ächt liberale und umsichtige, aber staatstreue Gesinnung sich einverstanden erklären wird. Den Extremen beider Richtungen des mit Unrecht sogenannten Kulturkampfes wird damit aber schwerlich gedient sein. Vielleicht die interessanteste und jedenfalls die durch köstlichen Humor, die darin niedergelegte scharfsinnige Menschenkenntniß und die männliche Unerschrockenheit des Urtheils, die ganze liebenswürdige Persönlichkeit des Verfassers widerspiegelnde Abtheilung der ganzen Sammlung ist der Schluß des III., 1869 erschienenen Bandes, betitelt „Uebereiltes, Unbedachtes und Unfertiges in der Tagespresse", wozu der Verfasser in seiner von München, November 1868 geschriebenen Vorrede selbst folgendes bemerkt: „Wie viel wirklicher Ernst und wie viele selbstbewußte Paradoxie der geneigte Leser in den zum Schlusse gegebenen kurzen Aufstellungen finden will, ist seinem Scharfsinn überlassen. In keinem Falle kann es schaden, wenn auch an Sätzen, welche gewöhnlich als höchst einfach und für immer entschieden betrachtet werden, gezeigt wird, daß die Dinge eine Rückseite zu haben pflegen und daß eigenes Denken immer an der Stelle ist". Unter den Fragen, welche hier meistens „wider den Strom" erörtert werden, befinden sich unter anderen die Judenemancipation, Abschaffung der Todesstrafe, Turnen und Jugendwehr als Mittel zur Abkürzung der Präsenzzeit, eine Vorstudie zum Kanzelparagraphen, das allgemeine Stimmrecht ꝛc. Man braucht nicht mit dem Verfasser übereinzustimmen, um an dieser ehrlichen und offenen Art, eine von dem Massenurtheil abweichende Meinung zur Geltung zu bringen, Freude und Genuß zu haben.

Mit der Besprechung dieses letzten großen Sammelwerkes sind wir theilweise schon in ein weiteres Lebensstadium Mohl's eingetreten, dem sein Abschied von der akademischen Laufbahn und sein Wiedereintritt in die diplomatische und vorwiegend politische Thätigkeit, der die letzten 15 Jahre seines reichen Lebens gewidmet waren, angehörte; den Anlaß zu dieser Wendung in seiner Berufsthätigkeit gab der schon erwähnte Kampf gegen das badische Con=

cordat. Als Großherzog Friedrich auch „Frieden mit seinem Volk" machen wollte, und ein neues Ministerium sowohl in der Kirchenpolitik als bezüglich der deutschen Stellung Badens neue Wege betrat, wurde M. ersucht, um namentlich auch die letztere Wendung zu markiren und für sie nach Kräften zu wirken, den Posten als badischer Bundestagsgesandter anzunehmen. Die damals noch nicht im Niedergange befindliche „neue Aera" in Preußen, welcher zum guten Theil sowohl in Baden als Baiern der Umschwung in der inneren Politik zu verdanken war, ließ die Stellung eines national und liberal gesinnten badischen Vertreters in der Eschenheimergasse nicht hoffnungslos erscheinen. Des Vorlesunghaltens war M., dessen Zuhörerschaft in Heidelberg sich vorwiegend aus reiferen Studirenden und namentlich Ausländern rekrutirte, im Laufe der Jahre gründlich überdrüssig geworden (einem seiner jüngeren Freunde und Kollegen gestand er „daß er sogar in der Bundesversammlung mit Schaudern an den Hörsaal zurückdenke") und so war die neue Thätigkeit, welche an die ersten selbständigen Jugenderinnerungen und Erfahrungen anknüpfte, doppelt willkommen. Eine Ergänzung der Frankfurter Thätigkeit bildete die fortgesetzte Theilnahme an den Berathungen der badischen ersten Kammer, wo M. die Berichterstattung über hochwichtige Gesetzgebungsvorlagen z. B. in der Kirchenfrage überwiesen und mit gewohntem Fleiß und Urtheil erledigt wurde. In der Bundesversammlung brachte M. am 4. Juli 1861 Namens seiner Regierung den Antrag auf Wiederherstellung des in Kurhessen gebrochenen Verfassungsrechtes ein, und wenn auch der berühmte preußische Feldjäger letztlich den Sieg entschied, ist die staatsrechtlich und staatsmännisch gleich ausgezeichnete Denkschrift Mohl's vom 23. Januar 1862 zur Rechtfertigung jenes Antrages doch ein des Verfassers würdiges Denkmal aus seinem damaligen Wirkungskreise. Leider wurde derselbe durch den politischen Konflict in Preußen vielfach unerquicklich, da derselbe für die überzeugten Freunde der deutschen Einigung unter Preußen zunächst von der schlimmsten Vorbedeutung erscheinen mußte. Hell leuchtet aber die Haltung der badischen Regierung und ebenso ihres Vertreters im Bundestage zur Zeit des Frankfurter Fürstentages, wo der Großherzog von Baden persönlich und seine Rathgeber an erster Stelle die Opposition gegen das österreichische sogenannte Reformproject führten, welches die Misère der Bundesverfassung noch miserabler gemacht und die österreichische Vorherrschaft in Deutschland und zugleich die Erniedrigung Preußens für unabsehbare Zeit gefestigt hätte. Kaum war dieses Zwischenspiel zu Ende gegangen, als durch den Tod des Königs von Dänemark die seit Jahren dahinschleichende schleswig-holsteinsche Frage wieder acut ward; M. wurde insofern unmittelbar in diese Angelegenheit gezogen, als Herzog Friedrich von Augustenburg ihm die besondere Vertretung seiner Interessen, natürlich mit Zustimmung der badischen Regierung, übergab. Das Auf und Nieder in dieser schließlich zur Lösung des Jahrhundertlangen Räthsels der deutschen Zukunft führenden Angelegenheit hat M. lebhaft mitempfunden, und wie so vielen nationalgesinnten und auf Preußen als die Hoffnung Deutschlands blickenden Männern, folgte er der damaligen Bismarck'schen Politik mit den Blicken schwerster Besorgniß für die Zukunft Deutschlands. Bei der entscheidenden Abstimmung des Bundestages am 14. Juni welche thatsächlich die Kriegserklärung an Preußen bedeutete, konnte er höchstens im Namen seiner Regierung einen aufschiebenden Vermittelungsantrag stellen. Aber nachdem die den Krieg bedeutende Mobilisirung mit Mehrheit beschlossen worden war, mußte Baden seine Stellung neben den Gegnern Preußens nehmen. Die Folge war, daß im raschen Verlauf der kriegerischen Ereignisse der Gesandte Badens der abbröckelnden Bundesversammlung nach Augsburg in die „Drei Mohren" nachzufolgen hatte, wo die Versammlung schließlich ihr politisches Dasein sine gloria endete. Die durch den Prager Frieden neu begründete Ge-

staltung Deutschlands ließ Baden mit den andern süddeutschen Staaten außerhalb der nationalen Einigung, und M. empfand dies so schwer, daß ihm darüber die Freude über das zunächst Gewordene und die Hoffnung auf seine Weiterentwicklung vergällt wurde. Hier wieder trat süddeutsche Stimmung und Mißstimmung auch bei dem gewiegten und erfahrungsreichen, auf Täuschungen nicht unvorbereiteten Politiker in den Vordergrund, und wenn er auch in seiner Schwarzsichtigkeit irrte, macht es doch einen gewissen Eindruck zu sehen, daß auch der erfahrene Staatsmann ein Mensch von Fleisch und Blut bleibt. In seinen äußeren Verhältnissen war durch den Zerfall der alten Bundesverfassung keine unfreundliche Aenderung eingetreten. Er wurde zum badischen Gesandten in München ernannt, während er die von ihm von Frankfurt aus natürlich nur vorübergehend besorgte Vertretung Badens am belgischen und holländischen Hofe beibehielt. Es war gewiß von großem Werthe bei der eigenthümlichen Lage der süddeutschen Staaten insgesammt und zu einander, daß ein Mann von der nationalen Gesinnung Mohl's damals Baden in München vertrat, und dem neuen Ministerpräsidenten Fürst Chlodwig von Hohenlohe konnte die Nähe des ihm befreundeten und in der politischen Grundanschauung verwandten Mannes nur willkommen sein. Auf der andern Seite war für den angenehmer Geselligkeit zugeneigten Gelehrten der Aufenthalt in den wissenschaftlichen und künstlerischen Kreisen der bairischen Hauptstadt überaus sympathisch, und die reichen Hülfsmittel der dortigen Bibliothek erfreuten den allezeit Arbeitslustigen umsomehr, als er, wie gesagt, die politische Gegenwart sehr trübe ansah und noch im Juli 1867 in einem Briefe, den sein würdiger Freund und Kollege Hermann Schulze mittheilt, die Ueberzeugung äußerte, daß die Frage von der deutschen Einheit noch weit entfernt von ihrer definitiven und glücklichen Lösung sei, und „ich fürchte", setzt er hinzu, „daß die Lösung nicht in der Weise erfolgen wird, wie sie jetzt als selbstverständlich angenommen wird". Die Herausgabe des besprochenen III. Bandes von „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik", bewies, daß er auch an die Isar den alten Fleiß vom Neckar und Main mitgebracht. An den bairischen inneren Dingen, welche namentlich 1868 und 69 in dem Schuladreßsturm, den Angriffen auf das Ministerium Hohenlohe und dem doppelten Wahlkampf des Jahres 1869 gipfelten, nahm M. ebenso lebhaftes Interesse, als an der im Vatican sich zusammenziehenden Wetterwolke, und er gehörte zu den nicht allzu zahlreichen Beurtheilern, welche dem Hohenloheschen Vorschlag, der päpstlichen Politik rechtzeitig und vor den Concilbeschlüssen entgegenzutreten, seine volle Zustimmung gab, die leider an mächtigerer Stelle versagt wurde. So kam das Jahr 1870, und mit jugendlicher Begeisterung folgte der Landsmann und Freund Paul Pfizer's den Siegen der vereinigten deutschen Heere (sein ältester Sohn stand in ihnen als badischer Artillerieoffizier), welche zu seiner Freude die eigene schwarzsehende Kleingläubigkeit durch ihre Heldenthaten und deren Folgen widerlegten. Im Januar 1871, als noch in der bairischen Landesvertretung die Wage schwankte, ob die nach der Verfassung nöthige Zweidrittelmehrheit der Zustimmung zu den Versailler Vorträgen erreicht werde — eine Situation, welcher M. kurzer Hand durch die Auflösung der Kammer ein Ende gemacht hätte, — äußerte er: „Jawohl es war ein merkwürdiges Jahr, welches miterlebt zu haben, der Mühe werth war". Er selbst wurde insofern ein Opfer des völlig geeinten Vaterlandes, als die badische Gesandtschaft in München mit der Herstellung des deutschen Reiches ihr Ende fand, und mit großer Resignation ergab sich M. in den Abschied von dem ihm liebgewordenen München und in den Einzug nach Karlsruhe, wo die litterarischen Hülfsquellen dem immer noch rüstigen Schriftsteller (die dritte Auflage seiner Encyklopädie ist dort bearbeitet) fast völlig versagten. Wie vorausgesehen, wurde ihm dort als Präsident der Oberrechnungs-

kammer eine wohlverdiente, ehrenvolle Sinecure verliehen. Vorher aber war noch in München am 21. August 1871 ihm das Jubelfest seiner 50jährigen Doctorwürde bereitet worden, und die Bezeugungen freudiger Theilnahme von allen Seiten waren der beste Beweis dafür, daß die Nation von ihren Fürsten bis zu ihrem einfachen Bürger die Verdienste des Jubilars zu ehren wußte.

Sein Landesherr verlieh ihm, damit das Gedächtniß dieses Tages in der Familie dauernd fortlebe, den erblichen Adel, und sämmtliche Universitäten Deutschlands und zu ihnen viele auswärtige sich gesellend, feierten das Vorbild und den Altmeister der Staatswissenschaft in würdiger akademischer Weise. So kam der fünfjährige Münchner Aufenthalt zu einem wohlthuenden harmonischen Abschluß. Aber noch in der ruhigen Beschaulichkeit von Karlsruhe rastete der Gedanke und die Feder nicht. Dem so eigenartigen Neubau der deutschen Reichsverfassung, die in kein System passen will und dennoch den gegenwärtigen Umständen so angepaßt ist, brachte der Mann, welcher seine publicistischen Sporen und als der Erste in Deutschland an der nordamerikanischen Bundesverfassung verdient hatte, noch im Greisenalter jugendfrisches Interesse entgegen. Die erste Frucht seiner Beschäftigung mit diesem Gegenstande war das 1873 erschienene Werk „Das deutsche Reichsstaatsrecht. Rechtliche und politische Erörterungen“. Wie schon der Titel sagt, war es dabei auf keine systematische Darstellung abgesehen und die Behandlung keineswegs auf juristische Gesichtspunkte beschränkt. Wie es in Mohl’s ganzem Wesen lag, jeden Gegenstand mit Vorliebe auf seine Zweckmäßigkeit zu prüfen und den praktischen Nutzen theoretischer Vollkommenheit voranzustellen, überwiegt auch in dieser Schrift der politische Inhalt den rein juristischen, aber das frischgeschriebene Buch mit seinen vielfach treffenden und die Dinge, wie sie sind, erfassenden Urtheilen ist auch zur Stunde noch, wo manche jüngere Kraft sich an dem Stoffe versucht hat, von Werth und Bedeutung. Ohne Zweifel hat die Beschäftigung mit dieser Arbeit ihrem Verfasser den Entschluß erleichtert, als im Anfang des Jahres 1874 die erste Legislaturperiode des deutschen Reichstages zu Ende gegangen war, die ihm angetragene Kandidatur für den zweiten badischen Wahlkreis, Donaueschingen, anzunehmen, wo er auch mit nahezu Zweidrittelmehrheit gegen einen Klerikalen gewählt wurde. Zahlreiche alte Parteifreunde und jüngere Gesinnungsgenossen begrüßten den Eintritt des bewährten Politikers und hochberühmten Gelehrten in den Reichstag als eine Zierde für die nationale Vertretung, in welcher er sich seiner ganzen Vergangenheit entsprechend und wie alle in Baden gewählten Liberalen der nationalliberalen Fraction anschloß. Trat er auch nicht in den Plenarverhandlungen hervor, so war er doch in Kommissionen und Abtheilungen, welch letzteren damals noch die eigentlichen Wahlprüfungen oblagen, nach gewohnter Weise thätig. Besonders interessirte ihn der letztere Gegenstand, dessen Behandlung damals allerdings der Kritik vielfachen Stoff gab. Wie er sich von jeher gern mit Fragen des parlamentarischen Geschäftsganges beschäftigt hatte, faßte er die neuerdings im Reichstage empfangenen Eindrücke und Anregungen in zwei Abhandlungen zusammen: „Kritische Erörterungen über Ordnungen und Gewohnheiten des deutschen Reiches“ (Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft 1874 und 75), wovon die erste die Wahlen und Wahlprüfungen, die zweite den allgemeinen Geschäftsgang des Parlamentes bespricht. An der Fortsetzung dieser mit Lust und Liebe und ebenso viel Verständniß und Unparteilichkeit begonnenen Arbeit hinderte den 76jährigen der Tod. Zur Eröffnung der dritten Session des damaligen Reichstages, Ende October 1875, war er nach kürzerem Unwohlsein pflichtgetreu am 1. November in Berlin eingetroffen. Ein von seinem Freunde und Parteigenossen Dr. Völk angeregter Antrag auf eine Aenderung in der Geschäftsordnung wurde von ihm noch mit

lebhaftem Interesse begrüßt, aber in der Nacht vom 4. zum 5. November hat ihn ein sanfter Tod, wie den Soldaten auf seinem Posten, abgerufen. Wir fanden ihn in der frühen Morgenstunde des 5. November wie einen Schlummernden ruhig dahingestreckt, das Buch, in dem er gelesen, war seiner Hand entsunken, die Lampe, die ihm geleuchtet, wie er selbst, verglommen. Der allgemeinen Trauer um den Dahingeschiedenen entsprach die würdige Todtenfeier, welche ihm in Karlsruhe bereitet wurde. Der staunenswerthe Reichthum seines Wissens, die scharfe Beobachtungsgabe und der männliche Freimuth, womit er gleich unabhängig nach Oben und Unten, seine Ueberzeugung in Wort und Schrift zum Ausdruck brachte, waren gepaart mit einem freundlichen, wohlwollenden Wesen, welches den Verkehr mit ihm zu einer Freude machte. Wie seine wissenschaftliche Laufbahn eine an Früchten und Ehren reiche war, hat ein glückliches Familienleben und das Bewußtsein, auch das Glück seiner Kinder gesichert zu sehen, seinen Lebensabend gekrönt. Als deutscher Patriot ist er in der vollen Freude über die neuerrungene Herrlichkeit des Reiches und in dankbarer Verehrung gegen die Begründer desselben von uns geschieden, und das Schlußwort, womit ein kurzer, unmittelbar nach seinem Tode veröffentlichter Nekrolog endete, mag auch hier unsere Skizze schließen. Es war der Wunsch, „daß es dem Reichstage niemals an solchen Kernnaturen deutschen Wissens, deutscher Gewissenhaftigkeit und deutscher Vaterlandsliebe fehlen möge“.

Ueber Mohl's Leben und Wirken sind, abgesehen von der oben erwähnten kleinen Skizze „In memoriam C. A. von Vangerow und R. von Mohl von H. M., München 1876“, drei besonders werthvolle größere Arbeiten erschienen. Zunächst von Hermann Schulze in der Zeitschrift Im deutschen Reich: „Robert von Mohl, Februar 1876“, in welchem in liebevoller Behandlung der Persönlichkeit und gerechter Würdigung der schriftstellerischen Thätigkeit Mohl's ein anziehendes Bild des Verewigten entrollt wird. Weiter findet sich in der deutschen Rundschau, Bd. VII, 1876, unter dem Titel „Robert von Mohl als Lehrer und Staatsmann“ eine warm geschriebene Lebensskizze desselben. Sehr ausführlich und gründlich behandelt „Mohl's Stellung in der Wissenschaft“ eine größere Abhandlung von E. Meier, deren Beurtheilung der einzelnen Werke in allen wesentlichen Punkten das Richtige trifft, und insofern selbst eine bleibende Bereicherung der deutschen Staatswissenschaft darstellt (Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft, 1878. S. 431—528). Marquardsen.

Moller *): Heinrich M. (auch Möller und Müller genannt), aus der berühmten Hamburger Familie Moller vom Hirsch, wurde am 12. April 1530 zu Hamburg geboren. Sein Vater war der Hamburgische Senator Joachim Moller, sein ältester Bruder der Lüneburgische Rath Joachim Moller, von welchen beiden oben S. 125 geredet ist. Unser Heinrich widmete sich dem Studium der Theologie und besonders der orientalischen Sprachen; am 14. Juni 1546 wurde er zu Wittenberg inscribirt. Hier trat er, wie schon früher seine Brüder Joachim und Eberhard, in ein näheres Verhältniß zu Melanchthon, das sich später zu einer dauernden Freundschaft ausbildete. Nach Vollendung seiner Studien ging er als Magister zunächst nach Hamburg zurück. Wie lange er hier verblieben, ist uns nicht bekannt. Im J. 1554 war er wieder in Wittenberg, vielleicht hat er schon um diese Zeit dort Vorlesungen gehalten. Im Mai 1559 und in den folgendenden Monaten finden wir ihn, wir erfahren nicht seit wie lange und in welcher Stellung, am Hofe in Nassau. Damals bemühte sich Melanchthon, ihn als Professor dauernd für Wittenberg zu gewinnen. M. sollte nach Melanchthon's Wunsche als Professor des Hebräischen angestellt werden, und um als solcher der theologischen Facultät anzugehören, zugleich Prediger an der

*) Zu S. 124.

Schloßkirche in Wittenberg (?) werden. Nach langen Verhandlungen wurde M. am Ende des Jahres 1559 nur die Professur der hebräischen Sprache zu Theil, welches Amt er im J. 1560 antrat. Im J. 1562 war er Decan der philosophischen Facultät. Mehrfach (1565 und 1573) war er Rector der Universität. Am 11. Mai 1570 ward er Doctor der Theologie; um diese Zeit (?1569) ward er auch in die theologische Facultät versetzt. In den cryptocalvinistischen Streitigkeiten verlor er sodann sein Amt. Durch Decret des Kurfürsten August vom 29. Mai 1574 mit seinen Collegen Widebram, Cruciger und Pezel, sowie dem Magister Esrom nach Torgau citirt, wurde mit ihm am 5. Juni ein Verhör angestellt; als er bei seiner Weigerung, die sog. Torgauer Artikel zu unterschreiben, blieb, wurde auch er festgenommen und nicht lange nachher mit den übrigen nach Leipzig abgeführt und in die Pleißenburg gefangen gesetzt. Dort ließen sie sich bekanntlich zur Unterschrift überreden mit dem Vorbehalt, daß sie den Torgauer Artikeln nur soweit zustimmten, als sie mit dem Corpus doctrinae und dem Census Dresdensis stimmten, eine Einschränkung, welche jedoch von ihnen nicht ihrer Unterschrift beigefügt werden durfte, und dem Kurfürsten von seinen Bevollmächtigten verschwiegen wurde. Doch durften sie nun nach Wittenberg zurückkehren; hier sollten sie weiterer Befehle des Kurfürsten warten. Sie wurden dann bald alle der Stadt verwiesen. M. zog am 8. August von Wittenberg fort; ihm wurde keine Bedingung betreffs seines künftigen Aufenthaltes auferlegt. Er zog nach Hamburg, wohin seine Frau, die erst zu Wittenberg ihre Entbindung abwartete, ihm dann mit den Kindern nachfolgte. In Hamburg trieb er außer theologischen Studien auch medicinische und erwarb sich durch ärztliche Praxis theilweise seinen Unterhalt. Dem Elias Hutter (vgl. Bd. XIII, S. 475) half er bei der Herausgabe seines hebräischen Alten Testamentes, das 1587 erschien. Er starb in Folge eines Schlaganfalles am 26. Novbr. 1589; seine Frau Margaretha, geb. Kordes, und eine Reihe Kinder überlebten ihn. — Von älteren Hymnologen, namentlich Olearius, wird unser M. für den Dichter des Passionsliedes: „Hilf Gott, daß mir gelinge, du edel Schöpfer mein“ gehalten, eine Annahme, die sich von selbst dadurch widerlegt, daß das Lied schon 1531 und zwar in niederdeutscher Uebersetzung gedruckt ist, so daß das oberdeutsche Original noch älter sein muß. Neuere schreiben dieses Lied gewöhnlich dem Bruder Heinrich von Zütphen, vgl. Bd. XI, S. 642 f. zu; doch kann auch dieser nur dann der Dichter desselben sein, wenn sein Familienname Müller (Muler) war, was mit Recht bezweifelt wird.

Moller, Cimbria litterata III, S. 452 ff. — Hamburgisches Schriftstellerlexikon V, S. 351 ff. — Dat Slechtbok, Geschlechtsregister der Hamb. Familie Moller (vom Hirsch), herausgegeben von Dr. Otto Beneke, Hamburg 1876, S. 70; hier wird als sein Todestag der 21. November angegeben. — Calinich, Kampf und Untergang des Melanchthonismus in Kursachsen, Leipz. 1866, S. 151 ff. — Wetzel, Hymnopoeographia II, S. 190 ff. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte, S. 299. — Acht Briefe Melanchthon's an Heinrich Moller sind im Corpus Reformatorum, Band VII, VIII und IX abgedruckt.

l. u.

Monnard *): Karl M., schweizerischer Staatsmann und Geschichtschreiber, Professor in Bonn, geb. am 17. Januar 1790, † am 13. Januar 1865. — M., obwohl aus einer Familie der französischen Schweiz stammend, beansprucht einen Platz in der Allg. D. Biogr., weil in seiner Persönlichkeit die Vereinigung französischen und deutschen Wesens zu schweizerischer Nationalität einen vorzüglichen Ausdruck fand und das Wirken des ausgezeichneten Mannes während der

*) Zu S. 171.

letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens der Universität Bonn gewidmet war. Geboren in Bern als Sohn eines mit einer Bernerin verheiratheten Wadtländers, der ein untergeordnetes Amt bekleidete, von Kindheit auf mit beiden Sprachen vertraut, 1798 vaterhalb verwaist, 1804 durch eine zweite Heirath der Mutter mit einem Wadtländer nach Lausanne versetzt, wo ihm der Besuch der höheren Unterrichtsanstalten ermöglicht wurde, entfaltete sich M., dessen Talente ein rastloser Fleiß begleitete, hier bald in glücklichster Weise. 1812 absolvirte er mit Auszeichnung das Studium der Theologie und wurde als Geistlicher der wadtländischen Landeskirche ordinirt. Ein Aufenthalt in Paris als Erzieher im Hause des Grafen Duchâtel machte ihn mit dem Leben einflußreicher Kreise der Weltstadt bekannt, und gab ihm Gelegenheit zu weiteren Studien, die ihn befähigten, 1816 in einem öffentlichen Wettkampfe um die erledigte Professur der französischen Sprache und Litteratur an der Akademie in Lausanne glänzend zu siegen. Seine Vorlesungen fesselten die Studirenden, unter denen junge Männer, wie Vinet und Vulliemin standen; beide bald seine Freunde, der letztere sein späterer langjähriger Mitarbeiter auf mehr als einem Felde. Durch seine jetzt erfolgende Vermählung mit Fräulein von Scheibler aus Frankfurt a. M. trat M. der deutschen Welt, deren Litteratur ihm wohlbekannt und auf seine Vorträge nicht ohne Einfluß war, noch näher. 1822/23 brachte ihn ein zweiter langer Aufenthalt in Paris mit Cousin, Thiers, Mignet u. A. in Verbindung und bereitete seine Mitarbeit im 1824 entstandenen Journal „Globe“ vor. Sein reger Geist und äußere Erfordernisse seiner Lage ließen seinem Lehramte fortwährende litterarische Arbeit zur Seite gehen. Er übersetzte deutsche Werke, 1820/22 die vielverbreiteten „Stunden der Andacht“ (Méditations religieuses); in Paris Zschokke's (des dem Publikum noch nicht bekannten Autors des genannten Werkes) „Geschichte des Schweizervolkes“. Er begann, von 1824 an, sich an den politischen und kirchlichen Entwickelungen in der Wadt zu betheiligen, am Kampfe der „Liberalen“ gegen die beengenden Formen der Kantonalverfassung von 1815 und den ängstlichen nur auf deren Bewahrung gerichteten Geist der Regierung und an den Fragen, welche durch die von England und Genf aus angeregte religiöse Bewegung („le réveil“) in einem großen Theil der gebildeten Classen des Wadtlandes entstanden. Polititisch von liberalsten Grundsätzen, zugleich aber von einer tiefen christlichen Ueberzeugung beseelt, trat M., neben Vinet u. A., für das Princip freiester religiöser Duldung auf, während die Regierung in der gewohnheitsmäßigen Anhänglichkeit der Volksmassen an die hergebrachten kirchlichen Formen und ihrer Abneigung gegen den „réveil“ ihren besten Bundesgenossen suchte und durch ein Gesetz vom 20. Mai 1824 (Loi contre les sectaires) die religiöse Frage in den Vordergrund schob und die Aufmerksamkeit von politischen Reformen abzulenken suchte. In der Presse, im Großen Rathe, zu dessen Mitglied der Wahlkreis Lausanne ihn 1828 erwählt, führte M. den Kampf für seine Anschauungen. Als der Staatsrath M. und Vinet wegen Druckschriften und Aeußerungen in öffentlichen Blättern 1829 vor Gericht verfolgte, aber in zwei Instanzen unterlag, erneuerte die Behörde, erbittert, die gegen M. provisorisch verhängte Suspension vom Lehramt am 1. September 1829 für ein volles Jahr mit Gehaltsentzug. Aber der Gewaltstreich schlug gegen sie aus. Die studirende Jugend, das Publikum nahmen für M. Partei. Oeffentliche Vorträge desselben in Lausanne und in Genf fanden zahlreiche Zuhörerschaft. Litterarische Arbeiten, neue Ausgaben seiner früheren Uebersetzungen gewährten M. Entschädigung. Im October 1830 übernahm M. die Redaction des Nouvelliste, als schon die Nachwirkungen der Pariser Julirevolution auch im Kanton Wadt eine völlige Umgestaltung der Dinge vorbereiteten. M., der jetzt in die ersten Reihen der liberalen Führer trat,

wünschte dieselbe, wie seine Freunde, auf friedlichem und gesetzlichem Wege durch die Behörden selbst durchgeführt zu sehen. Bereits aber mußten sie im Nouvelliste gegen eine weitergehende, ungestüm vorwärts drängende Partei („parti du Casino“) Front machen, welche die Volksmassen aufzuregen verstand und durch deren Zusammenrufung nach Lausanne den großen Rath einzuschüchtern und zu Aufstellung eines Verfassungsrathes zu zwingen suchte. M. selbst brachte zwar am entscheidenden Tage, dem 18. Decbr. 1830, das versammelte Volk durch eine Anrede zum Auseinandergehen, und wahrte damit der gesetzgebenden Behörde wenigstens den Schein der Unabhängigkeit. Diese bewilligte aber die unvermeidliche Aufstellung eines Verfassungsrathes und mit dessen Zusammentritte am 7. Febr. 1831 begann für M., der jetzt seine Professur wieder aufnahm, eine gleichzeitige politische, oft sehr anstrengende Thätigkeit von fast zehnjähriger Dauer. Als Mitglied des Verfassungsrathes für den Kreis Lausanne, als Mitglied des nach Annahme der Verfassung neubestellten Großen Rathes, als Präsident desselben 1835—1837 und wieder 1843, als Gesandter seines Kantons an die schweizerische Tagsatzung 1832—1838 nahm M. eine höchst einflußreiche Stellung ein, während er zugleich die Redaction des Nouvelliste bis 1833 beibehielt. Die „Liberalen“ hatten jetzt die Führung im Kanton. Indessen stand ihnen die Partei des Casino gewichtig gegenüber, durch die Sympathie der Volksmassen oft entschieden unterstützt, wie dies schon im Verfassungsrathe der Entscheid in der aufregendsten Frage, der kirchlichen, zeigte. Vergeblich setzten M. und seine Gesinnungsgenossen Alles daran, daß in der Verfassung die „Garantie der Cultusfreiheit“ ausgesprochen werde, selbst der Umstand, daß der begabteste Führer der Casinopartei sie hierin unterstützte, war nicht vermögend, ihrem Antrag zur Annahme zu verhelfen. Und als 1834 die Abschaffung des in Folge jenes Entscheides noch fortbestehenden Gesetzes vom 20. Mai 1824 zur Sprache kam, versagte der Große Rath wiederum die unbedingte Anerkennung der Cultusfreiheit und ersetzte nur das Gesetz vom Jahr 1824 durch ein neues, künstlich verquicktes „gegen den Proselytismus“. Diese Vorgänge verhinderten nicht, daß M. an Fragen anderer Art, kantonalen und schweizerischen, sich fortwährend lebhaft bethätigte. Insbesondere nahm er 1833 an den Arbeiten der Tagsatzung großen Antheil, aus welchen der Entwurf eines neuen Bundesvertrages („projet Rossi“) hervorging und befürwortete denselben lebhaft im Großen Rathe und im Nouvelliste, freilich ohne Erfolg, denn schließlich verwarf auch der Kanton Wadt das Project. Bei den Verwicklungen der Schweiz mit Frankreich in den Jahren 1836 und 1838 führte M. in den vorberathenden Commissionen der Tagsatzung die Feder und trat in letzterem Jahre in Verbindung mit dem Genfer Abgeordneten Syndic Rigaud, Frankreichs drohendem Verlangen der Ausweisung von Louis Napoléon aus der Schweiz mit einer Energie entgegen, die in den beiden Kantonen entschlossene Begeisterung für die Behauptung der Unabhängigkeit des Landes hervorrief und den beiden Männern die lebhafteste Sympathie eines großen Theiles der deutschen Schweiz erwarb. Neben Allem führte M. seine akademischen Vorlesungen fort, bekleidete wiederholt das Rectorat der Akademie, auch nach ihrer Umwandlung aus einer wesentlich blos theologischen Bildungsanstalt zu erweiterter Bestimmung im Jahr 1838 und er stand auch der Aufsichtsbehörde des 1833 errichteten Seminars für Volksschullehrer vor, dessen Fortbestand nach zwei Probejahren bewirkend und bis 1840 am Unterrichte in der Anstalt sich selbst betheiligend. Zugleich blieb er journalistisch und litterarisch vielfach thätig. Das Auftreten von Vinet an der Akademie, der 1837 zur Professur der praktischen Theologie ernannt wurde, die öffentlichen Vorlesungen von Sainte-Beuve aus Paris über Port-Royal im Winter 1837/38, welche ganz Lausanne in Bewegung brachten, ließen indessen

mehr und mehr die religiösen und kirchlichen Fragen in den Vordergrund treten. Im Frühjahr 1839 rief die Revision des Organisationsgesetzes für die wadtländische Landeskirche im Großen Rathe den Gegensatz zwischen den Liberalen und der radicalen Partei des Casinos aufs lebhafteste hervor. Während Jene der Landeskirche möglichst selbständige Verwaltung, größere Unabhängigkeit von den politischen Behörden, aber auch bestimmte äußere Begrenzung durch das Band eines Glaubensbekenntnisses (das Apostolicum) zu sichern suchten, strebten diese, Druey an ihrer Spitze, in allen Punkten das entgegengesetzte Ziel an. Die Letzteren sahen sich unterstützt durch die Gesinnungen der Volksmassen, auf die einst der Staatsrath der Restaurationszeit bei Erlaß des Gesetzes vom 20. Mai 1824 gerechnet hatte. Mit entschiedener Mehrheit erklärte sich der große Rath in ihrem Sinne. Die Liberalen unterlagen; das Uebergewicht im Lande blieb fortan in den Händen der Sieger und die Zeit war vorauszusehen, wo sie sich der Regierungsgewalt voll bemächtigen würden. Für M., den der Große Rath bei Wahl der Gesandtschaft zur Tagsatzung jetzt überging, endigte die officielle Laufbahn in eidgenössischen Geschäften; nur eine Vermittelungsmission ins Wallis im April 1840 führte er noch glücklich durch. An den kantonalen Angelegenheiten blieb er als Mitglied des Großen Rathes (1843 noch Präsident) und vorzüglich in der Presse betheiligt, indem er 1841 gemeinsam mit Vulliemin die Redaction des „Courrier suisse“ übernahm, der seit dem 27. März 1840 als Organ der Liberalen an die Stelle des in Druey's Hände übergegangenen Nouvelliste getreten war. Mehr und mehr aber wandte M. sich jetzt der umfassenden historiographischen Aufgabe zu, deren Erfüllung sein großes Verdienst bleibt und die ihn nun immer ausschließlicher in Anspruch nahm. Im Sommer 1836 hatte er sich mit Vulliemin, aufgefordert durch die Verlagsbuchhandlung Ballimore in Paris, dazu vereinigt, die Geschichte der Eidgenossenschaft von J. v. Müller, Glutz (Bd. IX, S. 262) und Hottinger (Bd. XIII, S. 199) in französischer Bearbeitung zu veröffentlichen und bis auf die Gegenwart fortzusetzen. 1837—1839 führte M., mitten unter seinen Geschäften, die Anfänge des Werkes in den 6 ersten Bänden seiner Bearbeitung von Müller durch, 1840 ließ er 3 weitere Bände (den Schluß von Müller und Glutzens Arbeit) folgen. Im gleichen Jahre erschien als 10. Band des Gesammtwerkes Vulliemin's Bearbeitung von Hottinger. — 1841—1842 folgten Band 11—13, Vulliemin's Fortsetzung des Geschichtswerkes über das 16. und 17. Jahrhundert, und M. lag nun die Weiterführung desselben bis ins 19. Jahrhundert ob. Die zu diesem Zwecke erforderlichen Forschungen und Vorarbeiten führten ihn im Winter 1843/44 nach Bern und nach Paris, zu längerem Aufenthalte; er legte im Mai 1844 seine Stelle im Großen Rathe nieder und ging im Herbst 1844 wieder nach Bern, während Vinet ihn an der Akademie in Lausanne vertrat. Er brachte den Winter in Bern zu, wo ihn fast gleichzeitig ein schwerer Unfall für drei Monate ans Bett fesselte und die Nachricht vom Sturze der liberalen Regierung in dem Wadt durch die von Druey geleitete Volkserhebung vom 14. Februar traf. M. legte jetzt seine Professur nieder, trat aus der Redaction des Courrier aus und nahm den längst gehegten Plan auf, sich dem geistlichen Amte, zu dem er einst bestimmt worden, und der Fortsetzung seiner historiographischen Aufgabe auf einer friedlichen Landpfarre zu widmen. Als am 20. Mai 1845 der Decan Bridel (Bd. III, S. 327) starb, wählte die Gemeinde Montreux M. zu ihrem Seelsorger. Kaum aber war er eingezogen und hatte seine Antrittspredigt gehalten, als der Conflict des Staatsrathes mit der Geistlichkeit der wadtländischen Landeskirche sich erhob, in dessen Folge über hundert Geistliche von ihrem Amte zurücktraten (November 1845) und die unabhängigen Gemeinden entstanden, die sich von der

Landeskirche lossagten. M., schon gleich anfangs vom Staatsrathe besonders verfolgt und mit Suspension heimgesucht, nahm an den entscheidenden Vorgängen im Sinne der Trennung von der Landeskirche Theil und trat als Prediger in den Dienst der freien Gemeinde in Clarens. Indessen enthob ihn der Betheiligung an der weiteren Entwickelung der heimischen Dinge, an der Vereinigung der freien Gemeinden zu einer einheitlichen organisirten Kirche (10. Nov. 1847) und den Verfolgungen, die sie zu erdulden hatten, eine Berufung nach Bonn, wo König Friedrich Wilhelm IV. ihm einen Lehrstuhl an der Universität für die französische Litteratur anbieten ließ. Ungern entsagte M. der Heimath, glaubte aber seinen Angehörigen die Annahme des Rufes schuldig zu sein. Er traf am 5. Decbr. 1846 in Bonn ein, am Tage da der wadtländische Staatsrath unter Druey die sämmtlichen Lehrstühle der Akademie von Lausanne für erledigt erklärte, um Vinet und alle Anhänger der freien Kirche unter den Professoren ohne Weiteres zu verabschieden. In Bonn fand M. freundlichste Aufnahme, im Umgang mit Collegen, wie Böcking (Verwandter von Frau M.), Ritschl, Ritter, Dorner, Plitt, Dahlmann, Loebell, Arndt und in einem Wirkungskreise Befriedigung, der sich in seinen Collegien und in zahlreich besuchten öffentlichen Vorträgen von Männern und Frauen allmälig über das Gebiet der romanischen Litteraturen überhaupt ausdehnte. Ein rastloser schriftstellerischer Fleiß, die Betheiligung an litterarischen und religiösen Zeitschriften Frankreichs und seiner wadtländischen Heimat und die Veröffentlichung mannigfacher besonderer Schriften gingen der amtlichen Thätigkeit zur Seite. Namentlich fand jetzt Monnard's schweizerisches Geschichtswerk Vollendung. 1844 und 1846 hatten die beiden ersten Bände seiner selbständigen Arbeit — der 14te und 15te des Gesammtwerkes — die Geschichte der Eidgenossenschaft bis zur Schwelle der Revolutionszeit (Januar 1798) fortgesetzt. Nach einem neuen Aufenthalte in Paris im Frühjahr 1847 folgte im gleichen Jahre im 16ten und 17ten Bande die Geschichte der helvetischen Republik (1799 bis 1803) und nach vier weiteren Jahren sorgfältiger Vorbereitung erschien 1851 der 18te und letzte Band, welcher die Geschichte der Schweiz unter der Mediationsverfassung (1803—1815) erzählt. Er schloß ein Werk, dessen einzelne Theile verschiedenartigen Charakters sind, das durchweg aber von dem Fleiße und dem Umblick, von der edeln und freien Gesinnung und dem Talente der vereinigten beiden Freunde, die es errichteten, zeugt. Monnard's Geschichte der Schweiz von 1798—1815, der einläßlichsten Darstellung dieser Epoche, gebührt jenes Lob unbedingt. Vieles einzelne darin ist durch den Reichthum neu eröffneter Quellen, die seit 1851 ans Tageslicht traten, in richtigeres Licht gesetzt; manche apodiktische Sentenz, die seinen Text, nach Müller's Weise, oft seltsam begleitet, könnte wegfallen; aber die Hauptzüge und das Verdienst seines Werkes bleiben davon unberührt. In zahlreichen anderen Arbeiten Monnard's aus dieser Epoche zeigt sich sein reicher und edler Geist und seine gleichmäßige Vertrautheit mit den Sphären deutscher und französischer Bildung, zwischen denen er Brücken schlug. Eine der Genfer Gemeinnützigen Gesellschaft 1854 in zwei Redactionen französisch eingereichte Beantwortung einer Preisfrage, welchen gleichzeitig der Preis und ein Accessit zuerkannt wurde, übertrug M. selbst in der erstern Gestalt ins Deutsche: „Recht und Pflicht. Ihr gegenseitiges Verhältniß als sittliche Grundlage des Gesammtverhaltens ꝛc." Die im gleichen Jahre erschienenen „Tableaux de l'histoire de la Suisse au dixhuitième siècle" wiederholte er 1855 in deutscher Sprache und früheren biographischen Skizzen über Sismondi, J. v. Müller, Glutz ließ er eine französische Uebersetzung von „Caroline Perthes' Leben" folgen. 1861 aber erschien ein größeres, für die damalige Zeit vortreffliches Werk, seine „Chrestomathie des prosateurs français du 14me au 16me siècle"; zugleich Grammatik, Wörterbuch und Chrestomathie. Nach der Schweiz sehnte M. sich

freilich stets zurück, lehnte ungern und nur aus Pflichtgefühl gegen seine Familie einen ihm 1854 angebotenen Lehrstuhl am schweizerischen Polytechnikum in Zürich ab und empfand als tiefbewegendes Glück einen kurzen Aufenthalt in Lausanne im April 1861, wo ihn theure langjährige Freunde empfingen und die studirende Jugend ihm begeisterte Huldigung darbrachte. In Bonn zurück, versenkte er sich wieder, um die mit den Jahren steigende Sehnsucht nach der Heimath zu beschwichtigen, in unausgesetzte Arbeit. In der Nacht vom 12./13. Januar 1865 enthob der Tod den noch rüstigen 76jährigen Greis seiner bewegten, mühevollen irdischen Laufbahn.

Eug. Secretan, Galerie Suisse; Biographies nationales, Lausanne 1880 (Tom. 3. 401) und die dort genannten Quellen. — Eug. Rambert, Alexandre Vinet, Laus. 1835. — Lettres de M. Vinet. 2 Vol. Laus. 1882. — Monnard's Schriften. G. v. Wyß.

Moser *): Friedrich Karl v. M., das älteste Kind Johann Jakob Moser's (s. S. 372) und der Friederika Rosina M., geb. Vischer, einer phlegmatischen, aber, wie der Sohn rühmt, „nach Geist und Herzen ganz vortrefflichen“ Frau, wurde am 18. December 1723 zu Stuttgart geboren, woselbst der 22jährige Vater, der bereits Professor der Jurisprudenz in Tübingen gewesen war, mit dem Titel eines Regierungsraths, als Privatmann, staatswissenschaftlichen Studien oblag. Johann Jakob Moser's bewegtes, der Rechtspflege und Rechtsgelehrsamkeit gewidmetes, Leben zog zunächst auch die Familie mit sich: mit den Eltern kam M. in den Jahren 1725—1736 nach Wien, Stuttgart, Tübingen und zuletzt nach Frankfurt a. O., an dessen Universität Johann Jakob M. als Director und erster Professor der Rechte berufen worden war. Nach ungefähr dreijähriger Wirksamkeit daselbst zog er nach Ebersdorf im Voigtlande, woselbst seine Kinder, welche, wie er in seiner Lebensgeschichte sagt, dem „Herrn, und nicht der Welt erzogen wurden“, innerhalb des Kreises der Brüdergemeinde, „höchstvergnügt und gerne“ lebten. Von Ebersdorf aus wurde M. auf die Schule in Kloster Bergen bei Magdeburg geschickt, die zwar einer stark pietistischen, frömmelnden Richtung huldigte, jedoch unter der Leitung des gelehrten, weltklugen, als Pädagogen ungemein hochstehenden, Abtes Steinmetz den wohlberechtigten Ruhm einer vortrefflichen Bildungsstätte genoß. Im J. 1739 oder 1740 bezog M. die Universität Jena, an der er, — ein, wie der Vater lobend bemerkt, sehr sparsamer Student, — vier Jahre juristischen, nebenbei auch anatomischen Studien sich hingab und besonders fleißig Buder's Vorlesungen besuchte. Nach Vollendung seiner Studien scheint er in Ebersdorf theoretisch und praktisch in die Staatsgeschäfte durch den Vater eingeführt worden zu sein, den er auch 1743 auf einer im Interesse der württembergischen Landschaft unternommenen Reise nach Berlin und im J. 1745 zum kaiserlichen Wahltag nach Frankfurt a. M. begleitete, wohin Johann Jakob M. zur kurbraunschweigischen Wahlbotschaft erbeten worden war. Alsdann war er bei dem Oberamtshauptmann in der Niederlausitz, Grafen von Gersdorf, und darauf bei dem regierenden Grafen Reuß in Ebersdorf Secretär, im J. 1747 folgte er als Kanzleisecretär seinem Vater, der als Geheimer Rath und Chef der Kanzlei nach Homburg berufen worden war, wurde daselbst 1749 zum Hofrath ernannt, trat aber noch in demselben Jahre als Gehilfe in die von Johann Jakob M. in Hanau errichtete, „zum Dienste junger von Universitäten und Reisen kommender Standes- und anderer Personen“ dienende „Staats- und Canzley-Academie“ ein. Als diese, in Folge der Berufung Johann Jakob Moser's als Landschaftsconsulent nach Stuttgart, im J. 1751 einging, zog M., der am 8. October 1749 die Wittwe Ernestine v. Rotenhof, Tochter des gräflich

*) Zu S. 382.

Waldeckischen Hofmeisters von Herd — nach Johann Jakob Moser's Bezeichnung eine „sehr rechtschaffene“ Frau —, geheirathet hatte, nach Frankfurt a. M. Dort setzte er seine seit mehreren Jahren begonnene litterarische Thätigkeit, welche längere Zeit die Einwirkung der geistigen Richtung des Vaters bekundete, fort. In den Jahren frischer geistiger Empfänglichkeit begann M., wie er als Greis erzählt, Geschmack an „schönen Wissenschaften“ zu gewinnen, „wechselte“ in seiner Lectüre „zwischen den hölzernen Pandecten und geistreichen Alten, Prosaisten und Dichtern, schreitete allmählig mit dem Geist“ seiner „Zeit fort, las auch mittelmäßige Bücher, blätterte auch in, dem Ansehen nach, schlechten, lernte aus allen etwas, und wenn“ er „nach etlicher Zeit“ seine „Kasse stürzte, so fand sich doch immer ein kleiner Ueberschuß von Einsicht und Erfahrung. . .“ Die erste Frucht seiner wissenschaftlichen Thätigkeit: „De Titulo Domini commentarius moribus aevi et saeculi accomodatus“, die, 1748 geschrieben, 1751 in Leipzig erschien, widmete M. seinem Vater mit den empfundenen Worten: Tua Tibi reddo, cum quidquid in me sit, Tuis curis, Tuo amori, Tuis adhortationibus, Tuo consilio, Tuis denique ad Deum precibus, post hunc, unice debeam“. Im „Versuch einer Staats-Grammatic“, der 1749 in Frankfurt a. M. herauskam — einem mit vielen Belegstellen ausgerüsteten Werke, in dem auch die Kenntniß der römischen Classiker, ihrer sowol zierlichen, als pragmatischen Schreibart wegen empfohlen wird — suchte M. eine Anleitung zum Erlernen der Sprache, deren die große Welt bei den wichtigsten Welthändeln sich zu bedienen pflege, zu geben. Das 1750 erschienene Buch „Von den Europäischen Hof- und Staats-Sprachen, Nach deren Gebrauch im Reden und Schreiben“ behandelte dasselbe Thema und bewies gleichwie das in demselben Jahre veröffentlichte Werk: „Von Ahndung fehlerhaffter und unanständiger Schreiben nach dem Gebrauch der Höfe und Canzleyen“ — ein nützliches Handbuch für Kanzleibeamte — Moser's große Belesenheit. Das letztere Werk läßt auch den Moralisten erkennen, der beklagt, daß „die lautere und nackende Wahrheit nur noch bey Dichtern, Mahlern und Kupfer-Stechern, heut zu Tag offentlich geduldet“ werde. In dem 1751 erschienenen „Antwort-Schreiben von der juristischen Pedanterey“ an seinen Freund, den gräflich Reußischen Secretär und Forstinspector Johann Carl Bretschneider, das sich zu Bemerkungen über die Pedanterie verschiedener Stände, der Höfe, der Kritik und der Theologie erweitert, tritt M. gegen die herrschende Freigeisterei auf. Weiterhin führt er darin vor, wie in Deutschland, im Reiche der Kunst und Gelehrsamkeit, in verhältnißmäßig kurzer Zeit mehr Neues hervorgebracht worden sei, „als in fast ganzen vorhergehenden Jahrhunderten“. Er meint, sein Zeitalter sei in Wahrheit das Reformationszeitalter, in dem so manches Lehrgebäude über den Haufen geworfen, so viele Vorurtheile verbannt, neue Wahrheiten und Erfahrungen — in gelehrten und das gemeine Wesen betreffenden Dingen — gefunden und alte auseinandergesetzt worden, die Sitten der Höfe, der hohen und niederen Schulen, ja, in vielen Stücken, des gemeinen Volkes selbst, sich geändert hätten. Aber, so freudig durchdrungen er vom Aufschwung seiner Zeit auch ist, seiner pietistischen Anschauung erscheint die Erde dennoch als Thränenthal. Es erfüllt ihn jedoch die unwandelbare christliche Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Sehr scharf spricht er sodann von einem privilegirten Betrug in der Handhabung der Justiz: warm, überzeugt und einschneidend über die dabei herrschenden Mißbräuche, und er, der durch eigene Wahl Jurist geworden, der sich vorgestellt hatte, daß er der bedrängten Tugend einst werde helfen können, er empfindet die stärkste Abneigung gegen Gerichts- und Proceßsachen. Die Natur habe ihm ein zärtliches Herz verliehen, die Luft des Gerichtshofes sei rauh und spröde: er möchte sein Herz nicht gerne verhärten lassen. Bedingt verwirft M. in dem „Antwort-Schreiben“ das römische Recht und meint weiterhin, man

werde deutlich genug sehen, daß der Weg, den der große Friedrich mit seiner Justizverbesserung betreten, der einzige, die via regia, sei, ein so großes Vorhaben zu vollführen. M. selbst nun ließ es sich ernst angelegen sein, die Grundlagen deutscher Rechtsverhältnisse und Verfassungen durch den Druck allgemein zugänglich zu machen. Das geschah in der zwischen den Jahren 1747 und 1752 erschienenen „Sammlung des H. Röm. Reichs sämmtlicher Crayß-Abschiede u. anderer Schlüsse, vom Anfang der Crayßverfassung bis 1600“, in der Sammlung fränkischer und obersächsischer Kreisabschiede, deren erstere bis ins Jahr 1748 reicht, in der „Pragmatische Geschichte und Erläuterungen der Kayserlichen Reichs-Hof-Raths-Ordnung“, in der, bis ins Jahr 1764, fortgesetzten „Sammlung der neuesten und wichtigsten Deductionen in Teutschen Staats- und Rechts-Sachen“, in den zwischen 1753 und 1764 veröffentlichten „Diplomatische und Historische Belustigungen“, in den 1765 beendigten „Kleine Schriften zur Erläuterung des Staats- und Völkerrechts“ und der 1769 zum Abschluß gekommenen „Sammlung von Reichs-Hof-Raths-Gutachten“ — durchweg rechtsgeschichtlich werthvollen Erzeugnissen emsiger Thätigkeit.

Neben dieser schriftstellerischen Beschäftigung war M. aber auch praktisch thätig. Nach dem frühen Ableben des Landgrafen von Hessen-Homburg stand er dessen, die Obervormundschaft über ihren Sohn ausübenden, Wittwe mit Rath bei und unter seiner Mitwirkung wurden die mit Hessen-Darmstadt wegen der Mitvormundschaft ausgebrochenen schweren Irrungen durch einen Hauptvergleich im J. 1752 beseitigt. Die Landgräfin hatte M. zuvor bei der Stadt Frankfurt a. M. zu „bequemerer Besorgung verschiedener“ ihres fürstlichen „Hauses Angelegenheiten“ beglaubigt; im J. 1753 ernannten sie und Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt ihn „von Sambt Ober Vormundsschafftswegen“ zu ihrem Rath in Frankfurt. In einem an die Stadtvertretung gerichteten Promemoria sagt M., daß er „seinen künfftigen Aufenthalt in einer durch die Zahl so viler würdigen und trefflichen Männer vorzüglichen Statt als den angenehmsten Theil seines Lebens“ betrachte — und nach Jahrzehnten spricht er von der „guten Stadt, der „er so viele frohe und glückliche Tage“ zu verdanken habe. Und in der That ward Frankfurt für M. während seines 15jährigen Aufenthalts die Stätte, von der seine bedeutendsten Schriften ausgingen und die seinem Gemüthe reiche Nahrung bot. In der strengen pietistischen Richtung seines Vaters erzogen, von Herzen fromm, wie Johann Jakob M. auf dem Gebiete der geistlichen Dichtung thätig, schloß M. dem Kreise der Frankfurter Frommen sich an, der „Stillen im Lande“, die, wie Goethe sagt, „ohne sich zu irgend einer Gesellschaft zu bekennen, eine unsichtbare Kirche bildeten“. Aehnliche religiöse Stimmung schuf und erhielt wol auch Moser's Freundschaftsbund mit dem berühmt gewordenen weiblichen Mitgliede jenes Kreises, der „schönen Seele“ in „Wilhelm Meister's Lehrjahren“, dem Fräulein Susanne v. Klettenberg. Lappenberg hat nachgewiesen, daß M. der „Philo“ in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ ist: sie bezeichnen ihn als einen Mann von Geist, Herz und Talenten, von ausgebreiteten Kenntnissen, der in weltlichen Geschäften klar, scharf und schnell war und mit einer unglaublichen Leichtigkeit arbeitete. Auch eine engere litterarische Gemeinschaft verknüpfte Susanne v. Klettenberg und M.; in dessen 1754 anonym erschienenen Buche „Der Christ in der Freundschaft“, das auch Beiträge des jüngeren, mit M. gleichfalls in inniger Freundschaft verbundenen Fräuleins v. Klettenberg enthält, befinden sich von Susanne zwölf Abhandlungen moralisch-religiösen Inhalts. Auf diesem Gebiete bewegte sich auch Moser's ältere Schrift „Der Character eines Christen und ehrlichen Mannes am Hofe“, in der „die falschen Freunde des Guten“ „in ihrer Blöße vorgestellt“ „und der Hofmann belehrt“ wird, „wie er zugleich sein Gewissen rein behalten, und dennoch seinem Amte in

der Regierung ein Genügen thun“ könne; sowie seine „Betrachtungen über die Aufrichtigkeit nach den Wirkungen der Natur und Gnade“, in denen das Wesen, die Ausübung und die Grenzen der Aufrichtigkeit im freundschaftlichen, bürgerlichen und im höfischen Leben, die Aufrichtigkeit gegen Gott und gegen sich selbst, wie ein zeitgenössischer Kritiker sagt: „mit überzeugendem und rührendem Vortrag“ behandelt werden. Aber auch zur öffentlichen Beleuchtung socialer Angelegenheiten verwandte M. die Muße, die seine amtliche Verpflichtung ihm ließ und so erschienen im J. 1755 die von seinem Vater, seinem Bruder Wilhelm Gottfried (s. S. 384) und Anderen durch Beiträge reichlichst unterstützten „Wöchentliche Frankfurtische Abhandlungen zur Erweiterung der nothwendigen, brauchbaren und angenehmen Wissenschaften“.

Die Vergleichsverhandlungen zwischen Hessen-Homburg und Hessen-Darmstadt hatten M. dem darmstädtischen Ministerium vortheilhaft bekannt gemacht. In dem Gutachten der Regierung zu Darmstadt an den Landgrafen, auf Grund dessen M. als homburgischer Rath in Frankfurt miternannt wurde, hieß es ausdrücklich, M. sei das wohlverdiente Zeugniß nicht zu versagen, „daß Er, umb seiner durch verschiedene wohlgerathene Schriften in publico bereits bewießenen“ großen „Geschicklichkeit und mehr andern persöhnlichen guten Eigenschaften willen“ der Gunst des Landgrafen vorzüglich würdig zu schätzen sei. Diese günstige Stimmung der Regierung und des Ministeriums erhielt sich ungemindert, so lange M. im darmstädtischen Dienste verblieb. Am 22. April 1754 wurde er als fürstlicher Legationsrath zum darmstädtischen Vertreter bei der Stadt Frankfurt ernannt und in demselben Jahre erhielt er auch eine Besoldung von 300 Gulden, weil er „ein grundredlicher, fleißiger und in der heut zu Tage erforderlichen Weite der Wißenschaften, in Schreiben, Sprachen, Addressen und Geschäfts-Behandlungen ein außerordentlich habiler, da benebens in der Gelehrsamkeit absonderlich quoad publica so wol als überhaupt in den belles lettres ein accomplirter Mann seye, und davor in der ersten Classe ausweißlich der in publico liegenden trefflichen und in der außerlesensten sublimitaet des Styli verfaßten Schrifften aller Orten passire“.

Im J. 1756 gelang es M. die darmstädtischen und kasselischen Streitigkeiten über die hanauische Erbschaft beizulegen: Ludwig VIII. vollzog den Vergleich jedoch nicht. Das kasselische Ministerium, dessen Achtung M. bei der Behandlung dieser wichtigen und verwickelten Ausgleichssache sich erworben hatte, zog ihn in den durch den Uebertritt des Erbprinzen zur katholischen Kirche „sehr beschwerlich und bedenklich“ gewordenen inneren Hausangelegenheiten zu Rath und der Landgraf Wilhelm VIII. wünschte Moser's Eintritt in seinen Dienst. Nachdem dieser im J. 1758 das Amt des hessen-darmstädtischen Gesandten bei dem oberrheinischen Kreisconvent in Frankfurt stellvertretend versehen hatte, ernannte ihn Ludwig VIII. am 1. Februar 1759 zum Geheimen Legationsrathe. M. sollte zu den im Dienste des fürstlichen Hauses „vorfallenden publiquen Geschäften und Ausarbeitungen“ näher herangezogen werden. Auch im J. 1759 vertrat er den darmstädtischen Kreisgesandten, dem der Vorsitz auf der weltlichen Fürstenbank zustand, eine Stelle, welche, da Frankfurt von den Franzosen besetzt, die vorliegenden Reichslande von ihnen überschwemmt waren und Hessen-Darmstadt durch Lieferungen und jede andere Kriegslast und Kriegsnoth gedrückt wurde, einen gewandten, klugen Mann erforderte. Dazu kam, daß, wie M. sagt, die Erbitterung zwischen den beiden Religionsparteien aufs Höchste gestiegen war und er mit so vielen tausend Anderen glaubte, die Erhaltung der evangelischen Kirche hänge von der Erhaltung des Königs in Preußen und von der Erniedrigung des Hauses Oesterreich ab. Das darmstädtische Ministerium „dachte ebenso und lage mit dem dem Haus Oesterreich gränzenlos ergebenen Landgrafen darüber zu

Felde". Nach Beendigung des Krieges verlangte M., entweder als zweiter Gesandter beim oberrheinischen Kreise angestellt oder doch auf den Krankheits- und Sterbefall des Gesandten substituirt zu werden und da seine Bitte nicht erfüllt wurde, beschloß er am 30. April 1763 seine vierjährige Kreissubstitution und nahm einen Ruf als casselischer Geheimer Rath „von Haus aus" an. Aber völlig hatte M. sich vom Hause Hessen-Darmstadt doch nicht losgesagt. Dem in Pirmasens residirenden Erbprinzen war er durch die hanauische Vergleichssache bekannt geworden und dieser hatte ihn, auf sein Ansuchen, am 17. Juli 1757, vom preußischen Feldlager bei Leitmeritz aus, zur Belohnung seiner Dienste zu seinem Geheimen Legationsrath ernannt. Diese Stelle behielt M. denn auch, allerdings mit einmal erbetener und erhaltener Entlassung, bei. Der Erbprinz fand Moser's Pläne zur Verbesserung der hessischen Landesverwaltung und zur Verhütung einer drohenden reichsgerichtlichen Debitcommission vortrefflich und ernannte ihn am 18. Juni 1762 zum künftigen wirklichen hessen-darmstädtischen Geheimen Rath. Moser's Bemühung hatte er es zu verdanken, daß durch den Abschluß der Hanauer Vergleichsverhandlungen die Pirmasenser schwere Geldnoth etwas erleichtert und die Gefahr einer Sequestration der unter französischer Oberhoheit stehenden hanau-lichtenbergischen Aemter abgewandt werden konnte. Beim Eintritt in den casselischen Dienst machte M. es zur Bedingung, daß er seine hanau-lichtenbergische Dienstverbindung beibehalten dürfe. Aber gegenüber den allzugroßen Geldanforderungen, die der Erbprinz für seine Lieblingsneigung, die Soldaten, gebilligt sehen wollte und gegenüber der Forderung blinden Gehorsams fühlte M. sich in die Unmöglichkeit versetzt, die angetragene Stelle künftighin bekleiden zu können. Am 28. December 1764 wurde denn auch sein wiederholt eingereichtes Entlassungsgesuch angenommen. Die Erbprinzessin Henriette Karoline (s. A. D. B. Bd. XV S. 410 ff.), die er im J. 1756 auf ihrer Durchreise durch Cassel daselbst kennen gelernt hatte, mit der er in Briefwechsel stand und auch weiterhin blieb, empfand seine Abschiednahme sehr schmerzlich. Die vertrauensvolle Aussprache, wahre Hochschätzung und Dankbarkeit, welche die geistesklare, milde, echt fromme, liebenswerthe Frau M. entgegenbrachte, vergalt dieser durch tiefe, warme Verehrung.

Einen im J. 1763 oder 1764 erhaltenen Antrag, in preußische Dienste zu treten, hatte M. abgelehnt. Drei Jahre blieb er in casselischen: er wirkte dazu mit, daß Hessen-Cassel dem oberrheinischen Kreise wieder beitrat und ward am 1. October 1763 zum casselischen Gesandten bei demselben ernannt, behielt jedoch die Stimmvertretung mehrerer kleinerer Stände, die er seit Jahren geführt hatte, bei. In der casselischen Irrung mit den Generalstaaten anläßlich des Grafen v. Wartensleben vermochte er seine Gesandtschaft zu diesen mit Erfolg zu krönen: im Jahre darauf, 1765, wurde er nach Franz I. Tod zur Condolenz und Beglückwünschung und um einige andere wichtige Angelegenheiten zu besorgen an den kaiserlichen Hof gesandt. Er erfüllte die letzteren Aufgaben so sehr zur Zufriedenheit des Landgrafen, daß dieser ihn auch zum bevollmächtigten Minister an den drei rheinischen Kurhöfen, zu Mainz, Koblenz und Mannheim ernannte. Der mehrmonatliche Wiener Aufenthalt hatte M. in persönliche Berührung mit Joseph II. gebracht, der mit ihm über deutsche Angelegenheiten sprach. M. ward von tiefer Ehrfurcht für den jungen Monarchen erfüllt. Joseph und Maria Theresia erschienen ihm als die besten Sterblichen, die erhabensten Seelen, als Zierden und Wohlthäter der Menschheit. Beide wollten ihn in ihren Dienst ziehen, M. war jedoch nicht gewillt, Hofdienste anzunehmen und so bedienten sie sich seiner „von Franckfurt aus". Da nun aber der Landgraf von Hessen-Cassel, der preußischer Feldmarschall war, es übel empfand, daß M. zu gut kaiserlich gesinnt sei, so trat dieser aus dem casselischen Dienste aus. Die Gunst des Land-

grafen blieb ihm jedoch gewahrt und bethätigte sich, indem M. im J. 1770 bei der Stiftung des Ritterordens vom goldenen Löwen zu dessen Mitglied ernannt wurde.

Nach dem Austritt aus dem kasselischen Dienst erhielt M. von Joseph II. den Charakter eines kaiserlichen Reichshofraths beigelegt: im Spätjahr 1767 wurde ihm eine erledigte evangelische Stelle im Reichshofrath übertragen. Am Tage vor seiner Abreise nach Wien erhielt er ein Schreiben der darmstädtischen Erbprinzessin, worin sie ihn zu einem Besuch in Darmstadt einlud. Durch ihre Thränen und Klagen überwältigt versprach er ihr daselbst, ihr Haus und ihre Kinder nie zu verlassen „und bey veränderten Umständen Freund in der Noth zu werden ....“

Als M. von Frankfurt nach Wien zog konnte er auf eine fruchtreiche, praktische Thätigkeit mit Freude zurückblicken: vorzüglich aber durfte er empfinden, daß er ein in Deutschland und über dessen Grenzen hinaus gefeierter politischer Schriftsteller sei. In einem Sendschreiben an Hamann (s. A. D. B. Bd. X S. 456) vom Jahre 1762 klagt er, indem er dadurch eine mildere Beurtheilung seines Stils begründen will, daß er, „sparsam gerechnet, drey fünftheile des Jahrs unter Römer-Monathen, Statu exigentiae, Restanten-Verzeichnissen, Proviant-Contracten, Matricular-Moderationen, Pro Memoria und Gegen-Pro Memoria, Deputations-Gutachten, Completirung der Contingenter, Land-Friedens-Brüchen, Reichs- und Crays-Conclusis zum Besten der guten Sache, March-Routen, Artillerie-Reparaturen, Vertheilung der eroberten Magazine, Zänkereyen der Generals und Kriegs-Commissarien und andern Amoenitatibus oder Miserien der patriotischen Wissenschaften sich durchreden, denken, schreiben, berichten und grämen „müssen“; aber diese trockene amtliche Beschäftigung hatte doch wol zum Theil das Leben und die Forderungen deutscher Staaten, sowie auch wol Züge des Wesens einzelner Fürsten nahe vor Moser's geistiges Auge gestellt. Und gleichwie das Lesen einschlägiger Schriften, so konnte auch der lebendige Verkehr mit Staatsmännern in Frankfurt und auf seinen Reisen, seiner Neigung, mit staatsrechtlichen und socialen Fragen und Angelegenheiten sich zu befassen, reiche Nahrung zuführen.

Im Gegensatze zu den meisten seiner früheren gelehrten Werke hatte M. in den letzteren Jahren auf das deutsche Volk, auf die Fürsten durch mahnende, feurige Schriften zu wirken sich bemüht. Und auf dem Gebiete der politischen Schriftstellerei erwuchs ihm denn auch der zeitgenössische Lorbeer.

In der Vorrede der, 1761, von ihm herausgegebenen, von seinem Freunde Bretschneider geschriebenen „Vertraute Briefe über die wichtigste Grundsätze und auserlesene Materien des protestantischen geistlichen Rechts“, die von den „Gränzen der Unpartheylichkeit und Gleichgültigkeit in Religions-Sachen“ handelt, rechnet M. zu den vornehmsten Ursachen der letzteren den spitzfindigen, frechdenkenden, philosophischen Geist der Zeit: er erklärt sich gegen den Rationalismus, er will Einwirkung auf das Herz.

In dem Heldengedicht in poetischer Prosa „Daniel in der Löwen-Grube“, welches die „Briefe die neueste Litteratur betreffend“ scharf tadelten, das jedoch auf Goethe's junges Gemüth „große Wirkung“ ausübte, zeigte M., „wie ein Hofmann bei ungerechten Befehlen Gott mehr gehorchen“ solle, „als“ den „Menschen und wie er sich dabey göttlichen Schutz zu versprechen“ habe.

In den „Beherzigungen“ vom Jahre 1761, die, nach Thomas Abbt's Kritik, an manchen Stellen eine „naive, obgleich beißende Sathre“ enthalten, sprach M. über die politischen Vorurtheile, über den gährenden Zustand in Deutschland und über das Schicksal der politischen Freiheit. In dem 1761 erschienenen Buche „Der Hof in Fabeln“ — einer später vermehrt herausgegebenen

Sammlung von Thierfabeln — führt M. sehr freimüthig staatsmännische Erfahrung vor; in dem „Neujahrs-Wunsch an den Reichs-Tag zu Regensburg vom Jahr 1765“ mahnt er, wenn es mit Deutschland besser werden solle, müsse man unparteiische Wahrheitsliebe, aufrichtige Verehrung der Gesetze und redlichen Eifer für das wahre Beste des Vaterlandes haben. Die deutschen Stände müßten Einigkeit und Vertrauen unter Haupt und Glieder erfüllen: Eintracht müsse auch unter den Religionen herrschen. Deutschland könne in sich selbst groß, mächtig, ruhig und glücklich sein. Wer würde wagen, es anzugreifen, wenn es in sich einig wäre? Für die redliche Durchführung der Reichsverfassung trat M. in der Schrift „Von dem deutschen Nationalgeist“ im J. 1765 ein: 1766, in der gleichfalls anonymen Abhandlung: „Was ist: gut Kayserlich, und: nicht gut Kayserlich?“ sowie in den 1767 erschienenen „Patriotischen Briefen“ — die gegen eine Widerlegung der Schrift vom Nationalgeist gerichtet sind — forderte er die Aufrechthaltung der Macht des Kaisers. Er bedauert die despotische Herrschaft der Fürsten, die Härte der Auflagen und den Mißbrauch des Recurses an die Reichsstände. Die Quelle dieser Uebel sei die angewachsene Größe einiger Reichsfürsten und die unumschränkte, auf die stehende Armee gegründete, Macht. Die Fürsten sollten ihre Größe in der Ehre und dem Glück des Reichs suchen. In den 1766 anonym erschienenen „Reliquien“, die verschiedene Gegenschriften hervorriefen, behandelte M. zumeist der „Staatskunst und Sittenlehre Angehörendes“: in ihnen tritt er auch — wie schon in der Schrift „Was ist: gut Kayserlich, und: nicht gut Kayserlich?“ — gegen Friedrich den Großen auf, dem er 1759 im „Herr und Diener“ schwärmerische Verehrung in sinnlich lebhaftestem Erguß bezeugt hatte, dessen „Irreligiosität“, „Entfremdung vom Reich“ und „sublimirter Despotismus“ ihn jedoch abstießen. „Gegenwärtig spricht“, schreibt Schubart am 6. Juni 1766 aus Geißlingen, „wer nur lesen mag, von des Herrn v. Mosers Reliquien. Der König von Preusen, Abt, Wieland und andere grose Männer sind auff das heftigste darinnen mitgenommen. Mosers gröster Vorzug ist der, daß er Religion athmet; eine Eigenschafft, die vor unsere Zeiten wie Balsam ist, der auf blutige Wunden träufelt.“

Energisch religiös und moralisch war auch dasjenige Werk, das mit Moser's Namen unzertrennlich verbunden ist, das ihn zu einem der gefeiertsten Patrioten deutscher Zunge machte: „Der Herr und der Diener geschildert mit Patriotischer Freyheit.“ Es erschien 1759 zu Frankfurt und wurde 1762 unter dem Titel „Le Maitre et le Serviteur ou les devoirs reciproques d'un Souverain et de son Ministre“ in Hamburg von einem Herrn de Champigny französisch und 1766 in Petersburg von dem Artilleriecapitän Kozelsky russisch herausgegeben. In seinem 1754 und 1755 erschienenen „Teutschen Hofrecht“ hatte M. „die Sitten und Rechte der Höfe untersuchet und mit Betrachtungen begleitet“: im „Herr und Diener“ wollte er, wie er im „Treuherzigen Schreiben eines Layen-Bruders im Reich, an den Magum in Norden oder doch in Europa“, an Hamann, schreibt, ein „ABC-Buch“, kein „Lexicon“, kein „Lehr-Gebäude“ der Staatskunst liefern. M. räumt ein, das Buch sei „ein in seiner Grund-Zeichnung fehlerhaftes Gemählde“ — wie denn auch der junge Goethe in seinem Tagebuch bemerkt, es scheine „nur Topographie und keine meistermäßig gemahlte Landschaft zu seyn“ — aber M. meint doch, voll Empfindung, in der Schrift sei für jeden Leser doch wol ein fruchtbringender Gedanke geblieben, „das wären von ungefehr zehen tausend in die Welt geflogenen Exemplarien doch so viele Wahrheits-Körner; könnte ich mir eine reichere Erndte wünschen, wann auch alles übrige taube Hülsen wären?“ „Die erste Züge dieser Schrift“, sagt M. in der Einleitung, „seynd auf Veranlassung einer Herrschaft — vermuthlich der homburgischen — „entworfen worden, welche den rühmlichen Vorsatz einer guten Regierung

gefaßt hatte.“ Die Wirkung aber sollte auf alle deutschen Höfe sich erstrecken. M. wollte, wie Nicolai in den „Briefen, die neueste Litteratur betreffend“ sich ausläßt, als ein Freund der Tugend und der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, die kleinen Tyrannen unter den Fürsten und Ministern bestrafen und „zugleich einen Grundriß von der Einrichtung einer vernünftigen Landesregierung“ geben. Und Thomas Abbt sagt an derselben Stätte scharfer Beurtheilung: M. habe dem Herrn und dem Diener mit dem Ernste eines redlichen Mannes ihre Pflichten vorgehalten. Eine Zeit lang glaubte man, Johann Jakob M. sei der Verfasser des scharfen, einschneidenden Werkes und sitze deshalb gefangen auf dem Hohentwiel. Sehr streng eifert M. im „Herr und Diener“ gegen das Großthun einiger Fürsten: „mit den schädlichsten Folgen auf die Regierung eines Landes würcket der unserm Jahrhundert mercklich vor ältern Zeiten eigene Stolz und Großthun, da fast jedes höher fliegen will als ihm die Federn gewachsen seynd.“ Besonders eingehend spricht M. auch von den sittlichen Ansprüchen, die ein Minister zu erfüllen habe. Er müsse „reine und ungeheuchelte Liebe zu Gott, ein zärtlich bewahrendes Gewissen und ein Herz voll wahrer Menschen-Liebe“ besitzen, er müsse uneigennützig, „der Pflegvater und Vormunder aller Schutz- Trost- Rath- und Hülfs-Bedürfftigen und würdigen Personen im ganzen Lande“ sein. Einen Patrioten „für drei Zeitalter in Deutschland“, so hatte Herder in den 1766 erschienenen „Fragmenten über die neuere deutsche Literatur“ M. genannt: er kenne das Schrot und Korn der deutschen Sprache, der alten lutherischen Religion, der alten Freiheit, Ehrlichkeit und gesunden Vernunft der Väter. Doch seien seine Werke noch nicht genug durchgearbeitet. Er bemängelt die „fromme Misanthropie in dem Geschmack der Erfindung“, den ungesunden Ueberfluß in der Zusammensetzung, den schiefen, halb französischen, halb englischen, Geschmack in der Zeichnung, wie denn auch Abbt (1761) und Nicolai (1764) Moser's Stil tadelten. Der Erstere vermißt den Adel und die „Reinigkeit“, welche die in den „Beherzigungen“ behandelten wichtigen Materien verdienten. M. glaube gedrängt zu schreiben und sei nur weitschweifend undeutlich, er ermüde, wo er durch Kürze gefallen sollte. Was aber den Kern der staatsrechtlichen Werke Moser's anbelangt, so urtheilt Hugo in dem Lehrbuch der civilistischen Litterair-Geschichte (S. 380): M. habe das deutsche Staatsrecht als Schriftsteller „mit mehr Geist behandelt, als leicht irgend einer.“

In Wien blieb M. nur wenig länger als zwei Jahre. Außer den Arbeiten für den Reichshofrath — er war hauptsächlich „in Staatssachen und lebendigen Geschäften des Hofs und Kabinets“ thätig — beschäftigten ihn auch Aufträge Maria Theresia's. Der Aufenthalt in Wien bekam jedoch seiner Gesundheit schlecht: wie er selbst sagt rettete ihn der Kaiser, indem er ihn zum Administrator der kaiserlichen Grafschaft Falkenstein ernannte, wohin er im Frühjahr 1770 zog. Im J. 1763 hatten er und seine Brüder eine Bestätigung des der Familie zustehenden Adels erhalten: zum Beweis seiner Zufriedenheit erhob ihn nun der Kaiser in den Freiherrnstand. Durch seine Versetzung nach der in der Pfalz liegenden Grafschaft war M. dem darmstädtischen früheren Erbprinzen, der seit 1768 Landgraf geworden war, aber sein Land von Pirmasens aus regierte, räumlich näher gerückt. Die Landgräfin und Moser's, als Geheimerath und Jägermeister im darmstädtischen Dienste stehender, von der Landgräfin geschätzter Bruder Wilhelm Gottfried hatten, als M. noch in Wien war, mehrmals schriftlich seinen Rath bezüglich der hessischen finanziellen Verhältnisse eingeholt: nun kamen nach dem Sitze seines neuen Amtes, nach Winnweiler, von Seiten des Landgrafen selbst Anfragen und Botschaften. M. sollte der verzweifelten Finanzlage gegenüber Rath und Beistand gewähren. Da entschloß er sich in den darmstädtischen Dienst wieder einzutreten. Am 11. April 1772 wurde er zum Prä-

sidenten sämmtlicher Landescollegien und zum Kanzler ernannt: er sollte dem Geheimen Rathscolleg und den anderen Dicasterien, „so oft er es dem Nutzen“ des „Dienstes verträglich und nöthig“ erachte, vorsitzen. In Cabinetsprotokollen wurden, seit dem Regierungsantritte Ludwig IX., die Mittheilungen und Vorschläge des Geheimen Rathscollegs niedergelegt, nach Pirmasens gesandt und mit den zuweilen sehr bündigen und bezeichnenden Resolutionen des gerechtigkeitsliebenden, wohlthätig gesinnten, einsichtsvollen, aber schrullenhaften, leidenschaftlichen Fürsten versehen, kamen sie zurück. Mit „einem wahren Verlangen und mit einer von Furcht und Hofnung abwechselnden Unruhe“ hatte der Landgraf, wie er an M. am 4. April 1772 schreiben ließ, dessen Entlassung aus dem kaiserlichen Dienste entgegengeharrt. In einer eigenhändigen Nachschrift zu diesem Briefe bezeichnet er ihn als den einzigen Retter seiner Wohlfahrt, des Landes, der Familie und seiner Ehre. Die herzliche Dankbarkeit, die ihn gegen seinen neuen Minister erfüllte, bewahrte er diesem auch die mehr als acht Jahre hindurch, während deren er felsenfest überzeugt war, daß die oberste Leitung der Geschäfte des Landes eine durchaus vorwurfsfreie und lobenswürdige sei. Er nennt ihn den „Atlas, der den verfallenen geheimten rath“ wieder in die Höhe und in das Gleichgewicht bringen könne und werde: mit scharfen Worten geißelte er dessen „Schlendrian“. Rücksichtslos energisch, unterstützt durch Verordnungen des Landgrafen, die ihm eine fast unumschränkte Gewalt einräumten, suchte M. die Verwaltung des Landes, in der mancher Mißbrauch von den Zeiten der letzten Regierung her sich eingebürgert haben mochte, zu reformiren. Besonders von den schwerdrückenden Schulden suchte er Hessen zu befreien: es gelang ihm eine kaiserliche Ministerial-Debit-Commission, die bereits ihre Thätigkeit begonnen hatte, in eine Schuldencommission zu verwandeln, welche unter der Leitung und Verantwortung des Landgrafen stand und deren Räthe vom Kaiser in Eid und Pflichten genommen wurden. M. selbst ward ihr Vorsitzender und brachte 1772 einen, von fachmännischer Seite allerdings bemängelten, Vergleich zu Stande. Die Besserung der Finanzlage des Landes ließ er sich aufs Aeußerste angelegen sein, dem Unterrichtswesen wandte er seine Aufmerksamkeit zu, er veranlaßte Wenck's Ernennung zum „Geschichtschreiber“ des hessischen Hauses, er schuf die Brandversicherung. Selbst ein außerordentlich fleißiger Arbeiter suchte er die Beamten in Thätigkeit zu erhalten, ebenso wie er darauf bedacht war, die Gerichte zu schneller Justizpflege zu veranlassen. Die Kassen wurden unvermuthet gestürzt: jedermann mußte auf seiner Hut sein. Vorzüglich aber suchte M. Hessen aus dem Innersten heraus zu heben; das glaubte er durch eine im J. 1777 zu „Berath- und Verbesserung des allgemeinen Narungs Standes angeordnete Land Commission“ erreichen zu können. Deren Absicht sollte, wie es in der von M. verfaßten „Ankündigung ans Vaterland“ heißt, „einzig dahin gerichtet“ sein, „dem guten fleißigen Untertanen jede Gattung seiner Arbeit fruchtbarer, seine Abgaben leichter, sein ganzes Leben froher, seinen Himmel blauer, ihn stolz auf sein Vaterland, zufrieden mit sich selbst, und dankbar gegen seinen Fürsten“ zu machen. In den Städten und Dörfern sollte bessere und fruchtbarere Einrichtung der gemeinen Haushaltung im Ganzen, vermittelst treuerer Verwaltung und nützlicherer Anwendung der gemeinen Einkünfte und größerer Ordnung und Pünktlichkeit im gemeinen Rechnungswesen eingeführt werden. Plan und Mittel zur Tilgung der Gemeindeschulden sollten gefunden, der öffentliche Credit jedes Ortes sollte hergestellt und begründet, für das Vormundschaftswesen, für die Verbesserung und Erleichterung der Hilfsmittel bei Ackerbau und Viehzucht, für die Ausdehnung und Verbesserung der Cultur jeder Gattung, die Vermehrung und leichte Beschaffung wohlfeiler Lebensmittel sollte Sorge getragen, der inländische wie der ausländische Handel sollte möglichst begünstigt, die Unterthanen beschäftigende Fabriken sollten unterstützt, auf das Erziehungswesen

sollte „zärtliche und gewissenhafte“ Sorgfalt verwandt werden. Die Idee zur Einsetzung einer solchen Landcommission war vom Landgrafen selbst ausgegangen: M. rectificirte nur dessen Plan. „Um das Land“, wie M. in seiner Dienst- und Leidensgeschichte sagt, „zu einem allgemeinen Intereße unter sich selbst zu verbinden, um einen Gemein-Geist zu inspiriren und Wetteiferung zur Theilnehmung und Nachfolge zu erweken“ wurde eine „Land-Zeitung“ begründet, „worinn die Thatsachen von Verbesserungen“ enthalten sein sollten: Matthias Claudius — der auf Herder's nachdrückliche Empfehlung als Oberlandcommissar zu der Landcommission berufen worden war, aber in Folge von Zwiespalt mit deren Director und mit M. seine Stelle bald aufgab — redigirte sie einige Monate. Moser's Stolz und Freude war die Landcommission, aber seine unglückliche Wahl der Beamten zerstörte seine Zwecke. Einige Monate nach seinem Rücktritt wurde die Landcommission aufgehoben.

Nicht alle Eigenschaften, die im „Herr und Diener“ von einem Minister verlangt wurden, besaß M.: aber „eine gewisse Höhe, Weite und Festigkeit des Geistes“, „offenen Kopf“, Leutseligkeit, deutlichen schriftlichen Vortrag konnte Niemand ihm absprechen. Jedermann, das wurde selbst von gegnerischer Seite zugestanden, wurde vorgelassen und angehört. M. war höflich, mitfühlend „bei der Noth seines Nebenmenschen“ und wohlthätig. Der Verfasser des „Herr und Diener“ hatte verlangt, daß der Präsident oder Director eines Collegiums Muth genug besitzen müsse, „Tücke, Bosheiten und Untreuen mit einem flammenden Auge und richterlichen Unparthеylichkeit zu verfolgen“ — eine Forderung, die Moser's energischer Sinn leicht erfüllen konnte. Aber er hatte auch verlangt, daß dieser Vorgesetzte „menschenliebend genug seyn“ müsse, „Schwachheiten und Fehler sanftmüthig zu verbessern“, daß dem Minister „ein gewisses Feuer“, aber kein brennendes, zehrendes innewohnen müsse, um Andere dadurch anzueifern. Dieser letzteren Anforderung aber konnte Moser's leidenschaftlicher, jähzorniger, hitziger, eigenwilliger Charakter nicht leicht immer entsprechen. Und dazu kam, daß seiner stolzen, herrschsüchtigen Natur ein herb sarkastischer Sinn nicht fremd war. Eigenliebe und Gutmüthigkeit, Vorurtheile und Leichtgläubigkeit, falsches Vertrauen auf sich selbst und auf Andere bezeichnete M. späterhin als die Quellen seiner Verirrungen: alle angegebenen Eigenschaften, weiterhin: falsche Berathung und vorzüglich das mächtige Gefühl, daß er die Seele der Regierung sei, wie nicht minder das berechtigte, stolze Streben, Hessen zu einem geachteteren, beneidenswerthen Lande zu machen, mochten die Fehler und Vergehungen verschulden, die später den Richter gegen ihn aufriefen. So lange er aber Minister war, wußte er sein Ansehen beim Landgrafen unerschüttert zu behaupten und auch die Landgräfin zollte seiner Geschicklichkeit und seinem Eifer für das Wohl des Landes volle und warme Anerkennung. Nur einmal, wenige Monate vor ihrem Tode, war ein schweres Zerwürfniß zwischen M. und ihr entstanden. Im Herbst 1773 war dieser ihr nach Petersburg gefolgt, um bei der Verlobung ihrer Tochter mit dem Großfürsten Paul bezüglich der Ehepacten thätig zu sein und auch den Plan des Landgrafen zu betreiben, in den Ostseeprovinzen einen selbständigen Staat zu erhalten, der ihm, bei einer etwaigen Unterdrückung der deutschen Reichsfürsten durch Joseph II., als Zufluchtsort dienen und seine Einnahmen vermehren sollte. M. fand bei Katharina II., die dem „Herr und Diener“ Beifall spendete, ausgezeichnete Aufnahme, sie wollte ihn als Lehrer der Staatsgeschichte und des Staats- und Völkerrechts für fünf Jahre beim Großfürsten anstellen — aber der heiße Wunsch des Landgrafen wurde nicht erfüllt. Nachdem M. und die Landgräfin vor dem Ende des Jahres 1773 wieder nach Darmstadt zurückgekehrt waren, entstand aus der mit dem Landgrafen gepflogenen Erörterung der russischen Angelegenheit eine, jedoch nicht lange dauernde starke Trübung der aufrichtigen

Zuneigung, welche die Landgräfin M. entgegenbrachte. Unbegründet dürfte jedoch, so weit ich nach einer mir bekannt gewordenen Abschrift schließen darf, die Behauptung der Gegner Moser's sein, daß die Landgräfin ihn in ihrem Testament ihren Verräther genannt habe. Mit ihrem im Frühjahr 1774 eingetretenen Tode war Moser's mächtigste Stütze in Darmstadt geschwunden; denn zwischen dem Erbprinzen und ihm waltete kein vertrauliches Verhältniß ob: er glaubte, im Gegentheil, in diesem einen Gegner erkennen zu müssen. Der mächtigste Gegner seiner Bestrebungen war aber der Landgraf selbst, der seinen Plänen sonst doch gerne die möglichste Förderung angedeihen ließ. Des Landgrafen allzustarke Anforderungen für das Militär, in dem dieser die höchste Ehre sah und sein höchstes Vergnügen fand, konnte M. mit den Finanzen des Landes nicht in Einklang bringen. Im Juni 1780 gebot der Landgraf, daß ein neues Regiment errichtet werde und betonte: selbst die „vorschüzende Unmöglichkeit" vermöge nichts gegen diesen Befehl. Er erneuerte, im Zusammenhang mit dieser Verfügung, eine mehrmals erlassene Verordnung, daß keine Anträge auf Besoldungszulagen, Pensionen, Gnadengehalte und Belohnungen an ihn gelangen dürften und befahl schließlich, auf die Bitte des Erbprinzen und anderer Interessenten, besonders wegen des Verlustes, den die Aufhebung mit sich geführt haben würde und in Rücksicht auf das zu bildende Regiment, die Beibehaltung des, 1771 eingeführten Lotto, das M. als eine pestartige Seuche ansah und dessen Aufhebung der Landgraf am 9. Mai desselben Jahres genehmigt hatte. Der Erbprinz brachte die drei Resolutionen aus Pirmasens mit: an demselben Tage, an dem er sie empfing, am 8. Juni 1780, sandte M. mittelst einer Stafette dem Landgrafen sein Dienstentsagungsschreiben zu, in dem er sagte, die Resolutionen setzten ihn „schlechterdings außer Stand" noch länger mit „Nuzen, Ehre und Gewißen zu dienen". Der Landgraf erwiderte ihm am 9. Juni: er habe ihn zum Präsidenten seiner Collegien ernannt, „aber noch niemalen die geringste Versuchung gehabt", sich in seinen alten Tagen in Moser's Person „einen Hofmeister zu sezen"; „So lange Ich lebe, will Ich Herr bleiben und Meinen Willen und Entschließungen nicht in das Wollen oder Nichtwollen Meiner Diener gefangen nehmen, und wann der Herr Präsident nicht Fähigkeiten genug in sich spüret, Befehle von seinem Herrn anzunehmen, und zu gehorchen, so finde Ich, daß wir beide uns freilich nicht zusammen schicken, sondern daß eine separation ohnumgänglich nöthig ist. Die Decreta, worüber derselbe dermalen aufbrauset, sind nichts weniger, als fulminant, sondern sie enthalten mit möglichster Mäßigung Meine Willensmeynung, ..." M. zog alsbald mit seiner zweiten Frau, einer geborenen v. Wurmser, die Hofdame der Landgräfin gewesen war und die er 1779, in demselben Jahre, in dem seine erste Frau starb, geheirathet hatte, auf sein Gut zu Zwingenberg in der Bergstraße. Seine Bibliothek, sein Silbergeräth, seine Gemälde, die Hamann einst in Frankfurt bewundert hatte, denen Goethe Anerkennung zollte, die Merck jedoch gering schätzte, bot er zum Verkaufe öffentlich aus, sein Haus zu verkaufen gelang ihm erst nach einigen Jahren. Sein Pensionsdecret, dessen Bedingungen er als nicht erfüllt ansah, hatte er mit dem Dienstentsagungsschreiben zurückgesandt, trotzdem seine Ausgaben für ein kunstgeschmücktes Haus, sowie der Ankauf und die Auszierung eines Lustgartens ihm nicht viele Mittel übrig gelassen hatten. Zwei Tage, nachdem M. den Dienst aufgekündigt hatte, bezeichnete ihn der Landgraf gegen den Erbprinzen als einen Menschen: „qui m'a si cruellement et si souvent manqué, que je ne saurois lui pardonner, beaucoup moins me décider á donner la moindre attention sur tout ce que l'on voudroit me représenter de sa Part . . . .", eine ganz andere Anschauung ließ ihn jedoch nicht lange darauf an M. schreiben: er erwarte, daß er in Fällen, wo er seines Rathes benöthigt

wäre, diesen ihm nicht versagen werde. Und als er am 24. Juni eine Aufstellung der „Rechnungsetats“ befahl, bemerkte er ausdrücklich, keineswegs sei es seine Absicht, daß sie „den Schein einer Untersuchung der vom Präsidenten geführten Haushaltung haben solle“. Sie solle nur die Orientirung der neuen Directoren der Debit- und Generalcasse bezwecken. Diese sollten mit M. „in Freundschaft und Vertrauen“ sich „benehmen“ und durch ihn über die gute Einrichtung sich belehren lassen. Einige Tage zuvor hatte der Landgraf in derselben Absicht befohlen, die Generalcasse zu revidiren und dabei betont, er müsse zu Moser's unsterblichem Ruhm sagen, daß dieser ihn „aus einem Labyrinth gezogen“, woraus die übrigen Herren ihn nicht hätten ziehen können. Die von M. angebotene Auslieferung derjenigen Papiere, die den Landgrafen und dessen Familie betrafen, sowie der an M. gerichteten zahlreichen landgräflichen Schreiben nahm der Landgraf „als ein Merckmal eines noch immer fortdaurenden reinen Attachement und als einen neuen réellen Dienst“ mit Dank an. Die freundliche Stimmung gegen M. hielt aber in Pirmasens nicht sehr lange an. Am 24. October 1780 ersuchte M. den Landgrafen, indem er bemerkte, daß er sein Vermögen bei seiner sehr mäßigen Besoldung zugesetzt und doch noch Schulden habe, die Rentkammer möchte sein Darmstädter Haus, das er des Dienstes wegen hätte kaufen müssen, übernehmen. Er bemerkte in dem betreffenden Briefe, er habe gehen müssen, weil er nur „Einem Herrn“ hätte dienen können und wollen. Darauf erhielt er eine, am 16. December 1780 ausgestellte, vom Landgrafen veranlaßte und genehmigte „Signatur“ des Geheimen Rathscollegs, in welcher, im Auftrage des Landgrafen, ihm vorgehalten wird, „daß er selbst während der Zeit seiner durch den eißernen Tritt der Boßheit und Ungerechtigkeit bezeichneten Ministerschaft eines Theils durch willkührliche Despotismus, Mißbrauch der ihm vom Fürsten anvertrauten Gewalt, und durch Mißhandlung der Fürstlichen Dienerschaft und Unterthanen, andern Theils durch die seinem Fürsten in der von ihm bereicherten Sprache eines Heuchlers angebrachte Unwahrheit und Verläumdungen, das Land in rathlose Verwirrung gesetzt habe.“ Vom ganzen Land sei seine Verabschiedung als eine Befreiung von Bedrückung mit Freude und Dank anerkannt und laut gepriesen worden. Er habe die, dem Landgrafen schuldige, Ehrerbietung so weit vergessen, daß er, seinen despotischen Absichten entgegen gewesene, Decrete und Resolutionen freventlich zerrissen und mit Füßen getreten hätte. Die, durch seine „mißgeschaffene“ Landcommission verfertigten und durch ihn vorgelegten Verbesserungstabellen seien ein Gewebe von Lügen, eine wahre Spiegelfechterei gewesen, „womit er die Gebrechen und Mängel dieser als Heil des Landes angekündigten und biß ans Ende angepriesenen Mißgeburt zudecken und übermänteln wollen.“ M. wird schließlich ermahnt, „den so oft ungeahndet hintangesezten Respect gegen den Fürsten Stand, besonders gegen seinen Landesherrn, ... nicht ferner außer Augen zu setzen“, und sich, den Unterthanenpflichten gemäß, in den Schranken des Gehorsams, der Bescheidenheit und Unterwerfung zu halten, „damit nicht bey ferneren dergleichen Ausfällen die Grosmut und Gnade“ des Landgrafen „ermüdet, und die Gerechtigkeit gegen ihn aufgefordert werden müsse“. Diese „Signatur“ wurde an mehrere Höfe gesandt. Moser's Bruder, der als Geh. Rath und Kammerpräsident im hessischen Dienste stand und einer, vor Jahren, dem Landgrafen gegenüber ausgesprochenen, Verläumdung des Geh. Rath v. Hesse, bezichtigt wurde, nahm im November 1780 seine Entlassung, ehe der Landgraf sie ihm ankündigte. Im November 1781 war M. nach Wien gereist, um dem Kaiser seine Beschwerde über die „Signatur“ zu unterbreiten. Joseph II. verlieh ihm den Charakter eines Reichshofraths, auch hätte M. in diesem Jahre kaiserlicher erster Etatrath werden können. Nach seiner Rückkehr bat er den Landgrafen, in zwei Schreiben, vergeblich um

„Sicherstellung seiner Ehre und Ruhe“, damit er nicht zum obersten Richter seine Zuflucht nehmen müsse. Der Landgraf aber verlangte vom Kaiser Genugthuung gegenüber Moser's Zudringlichkeiten, und sandte einen höheren Beamten zu ihm, der den Wahrheitsbeweis der „Signatur“-Anschuldigungen überliefern und Moser's Insinuationen, die er gewiß beim Kaiser angebracht haben würde, entgegenarbeiten sollte. Am 6. Mai 1782 ertheilte das Geh. Rathscolleg — ohne „Untersuchung, Gehör und Urtel“ — M., weil er in seinen Briefen an den Landgrafen gedroht und sogar von Genugthuung, die er sich verschaffen wolle, gesprochen habe, das consilium abeundi. Dasselbe widerfuhr an demselben Tage seinem Bruder in Darmstadt, weil er u. a., dem Landgrafen zum Trotz, daselbst geblieben sei und mit seinem Bruder „Verständniß und heimliches Consortium“ gehabt habe. M. verkaufte sein Gut und zog am 10. Juni 1782 aus Zwingenberg ab, im August traf er in Wien ein und übergab seine Klageschrift bei dem Reichshofrath. Er verlangte, der Kaiser möge dem Landgrafen befehlen, sowol „wegen der durch die „Signatur“ „und deren Verbreitung“ seiner Ehre „zugefügten harten Beleidigung“, als auch „wegen des durch die gesetzwidrige Landes — Entbiethung“ ihm „zugefügten Unrechts, Verlusts und Schadens“, „Genugthuung zu leisten“. Am 16. November 1782 erließ der Kaiser, als oberster Richter, an den Landgrafen eine Aufforderung, M. Genugthuung und Schadenersatz zu leisten: 1783 wurde ein rescriptum paritorium erkannt, dem Landgrafen aber freigestellt, nach gänzlicher Befolgung desselben, falls er M. „wegen geführter Administration, Anspruches zu entlassen nicht gesonnen, dieserhalb angebottener Masen und in rechtlicher Ordnung gegen denselben zu verfahren“. Am 20. Januar 1784 gebot der Landgraf die Einsetzung einer Commission in Gießen und befahl dieser „die Untersuchung . . . von Anfang bis Ende mit aller nur möglichen Dexterität, Unpartheylichkeit, ohne Menschen Furcht und Ansehen der Personen in rechtlicher summarischer Ordnung einzuleiten, die Partheyen gebührend handeln zu laßen und die Sache in Gemäßheit der proceßualischen Vorschriften bis zum Spruch zu instruiren, alsdann aber, facta inrotulatione, die Acten an eine auswärtige Juristen Facultät zum rechtlichen Erkänntniß zu versenden . . .“ Die Mitglieder dieser Commission wurden ihrer Eides- und Dienstpflichten entlassen. Auf Grund der ihr von der Commission eingesandten Anklageacten verurtheilte die juristische Facultät der Universität Frankfurt an der Oder im Sommer 1785 M. zu sechsjährigem Festungsarrest und zur Ersetzung von ungefähr 20 000 Gulden. Die fiscalische Anklageschrift behauptete, Moser's Staatsverwaltung sei „von innen und von außen“ nichts anderes gewesen, „als eine Kette von Ministerial-Despotismus, Eigenmacht, Boßheit, Ungerechtigkeit, Lügen, Betrügen, Verläumdungen und Großsprechereyen“. M. wurde in der Anklageschrift, die mit vielen Belegen versehen war, vorgeworfen, daß er die Grenzen der ihm verliehenen Gewalt überschritten und in Majestätsrechte eingegriffen, daß er über das Vermögen und die Gerechtsame der Unterthanen, daß er eigenmächtig über das herrschaftliche Cassen- und Staatsvermögen verfügt, Pensionen entzogen und Geschenke gemacht habe. Er habe sich Gewalt über die Gesetze angemaßt, landesherrliche Verordnungen für sich erlassen, in die Justiz eingegriffen und das Recht gebeugt. Grobe Lästerungen und Beleidigungen der Geh. Räthe und Beamten bezüglich ihrer Aemter und Würden und Mißhandlung von Beamten werden ihm zur Last gelegt. Beständig habe er sich gelobt und auf die Beamten geschimpft. Durch falsche Referate und Separatberichte habe er die anderen Minister zu hintergehen gesucht. Durch Lug und Trug habe er ganzen Collegien die härtesten Verweise zugezogen, seine persönliche Abneigung habe er zur Sache des Staats und des Fürsten gemacht. Durch Großsprechereien und Ver-

sprechungen habe er den Landgrafen hintergangen, das Ministerium habe er umgangen. Besonders auch die Begünstigung der betrügerischen Aufführung der Beamten der Landcommission und die falschen Angaben über den Erfolg der letzteren werden als ahndungswürdig vorgeführt. Wenn M. einen Betrug, eine Ungerechtigkeit habe begehen und durchsetzen wollen, so habe er das Gegentheil von dem behauptet, was in den Acten stand. Er habe eine landgräfliche Resolution zerrissen und auf die Erde geworfen: das einem Lehrer ertheilte Decret habe er gleichfalls zerrissen.

Nicht alle von dem Kläger aufgestellten Klagepunkte wurden von der Frankfurter Juristenfacultät strafwürdig befunden. Sie erklärte, daß M. als Minister völlige Gewalt zugestanden habe, das Land nach bestem Wissen und Gewissen zu beherrschen: er hätte daher berichten können, was ihm gutdünkte und wo es ihm nöthig erschien, auch absetzen. In manchen Punkten könnte er sich geirrt haben und Irrthum sei nicht strafbar. Bei seiner „politischen und cameralistischen Amtsführung“ habe er die beste Absicht gehabt: kein Minister könne für den Ausgang eines Projectes einstehen, das noch dazu der Landesherr ausdrücklich genehmigt, noch für die Wirkung eines Rathes, den er gegeben habe. Aber das crimen laesae venerationis des Landgrafen und seiner Familie gehe aus den Documenten hervor. Sie wiesen ganz unnöthige, respectwidrige Moquerien auf. Diese und ungebührliche Ausdrücke entsprängen vielleicht der Sucht Moser's, über Alles sich aufzuhalten, Alles besser zu wissen und wider Alles bessere Mittel zu haben. Diese Sucht ergebe sich aus seinen Schriften. — Ein unumstößlicher Beweis der innerlichen Richtigkeit oder Nichtberechtigung aller Anklagepunkte wird sich vielleicht nicht mehr erbringen lassen, aber sie wurden doch gut geheißen von ehrenhaften Männern, die, als Beamte und Professoren, nicht ohne Beweis unberechtigter Verfolgung geziehen werden können. Was aber J. H. Merck's bekannte, von Hettner so scharf getadelte, Schrift gegen M. anbelangt, so wurde dieselbe zum Theil „nach Weisung u. Anleitung der ihm mitgetheilten Actenstücke“ abgefaßt. M. — der seit 1784 in Mannheim wohnte — blieb auf die Anklage selbst stumm, entsprach keiner Citation der von ihm für gesetzwidrig erklärten Commission und gestaltete deren Verfahren dadurch zu einem Contumacialverfahren. Das Frankfurter Urtheil trat nicht in Kraft, der Reichshofrath hob es auf, weil es auf den Acten der von ihm cassirten Commission beruhte. Am 5. November 1787 wurde eine neue Commission in Gießen gebildet. M. erklärte, er werde ihr sich stellen, wenn der Landgraf einen Geleitsbrief für ihn und seine Frau ausstellen, die Commission sein ganzes Dienstleben beleuchten und in Darmstadt tagen würde, woselbst als „dem Siz der Collegien und aller hier einschlagenden Personen und Papiere“ die verlangte Rechenschaft am besten abgelegt werden könne. Durch einen von der Gießener Commission eingeholten Spruch erkannte die Juristenfacultät der Universität Kiel, am 26. September 1789, daß diese Forderungen zu bewilligen seien. Am 6. April 1790 starb der Landgraf: der Erbprinz hatte schon zwei Jahre zuvor M. wissen lassen, daß er versöhnliche Gesinnungen gegen ihn hege. Nach seinem Regierungsantritt hatte M. ihm geschrieben: seine Herzensgüte, sein starkes Gefühl für Recht und Gerechtigkeit lasse ihn mit ganzer Ueberzeugung hoffen und glauben, daß er seine Regierung nicht mit den „Seufzern und Thränen des ältesten und treuesten Dieners werde belasten wollen, sondern vielmehr Christ — Fürstlich finden, Sich großmüthig zu versöhnen und zu vergeben, wenn? und wo? Vergebung nöthig seyn sollte“. Der Landgraf erwiderte, nach einem Concepte des Ministers von Gatzert, der im Prozesse besonders thätig war, er werde es baldthunlichst „zu einem“ seiner „vorzüglichsten Geschäfte machen“, aus den Acten über Moser's Staatsverwaltung sich „selbst unmittelbar und vollständig zu unterrichten. Ich werde sie genau

und mit Gerechtigkeit erwägen und mich allerdings freuen, wenn ich ihren Gehalt so finde, daß sowohl Ihre eigene als die Würde meines Fürstenhauses und die Ehre meines verewigten Herrn Vaters mir erlauben, dem Hang meines Herzens zu folgen, und die Versöhnung und Vergebung, welche Sie wünschen, Ihnen . . . angedeyhen laßen zu können . . .“ Ein hochgestellter Vermittler zwischen M. und dem Minister von Gatzert schrieb, M. sei durch Noth und Kummer der Verzweiflung nahe gebracht, er könne auf Credit keinen Anspruch mehr machen, könne auch nichts mehr verdienen, um die Zinsen für die geborgten Gelder zu berichtigen. Seit sechs Jahren lebte er zumeist von geborgtem Gelde: der Kaufschilling auf sein Haus und seinen Garten in Darmstadt war durch die Commission mit Beschlag belegt. Seine Gesundheit war durch Alter und Gram untergraben. Die Gießener Commission hatte nach des Landgrafen, ihres Committenten, Tod um Verhaltungsbefehle nachgesucht und darauf hin verfaßte Gatzert ein, Moser's Charakter und Thätigkeit beleuchtendes, Referat, dem auch die übrigen Minister, die mit und unter M. gedient hatten, beistimmten. Die M., hieß es darin, zur Last gelegten Vergehungen ließen ihn in den Augen eines jeden unparteiischen Richters höchst strafbar erscheinen. Es sei zwar bei seiner Gemüthsart anzunehmen, daß er nur in den wenigsten Fällen aus Bosheit und geflissentlicher, sträflicher Absicht gesündigt haben möge, aber „unbegränzte Eigenliebe, Hizze, Übereilung, Sorglosigkeit, practisch — juristische gänzliche Ignoranz, partheyische Animosität, Ehrgeizige Zügellose Schmäh- und Regentensucht; höchst unbesonnene und so Pflichts — als Klugheits und Rechtswidrige Rathgebungen; unbegreiflich schlechte, grobe und pöbelhafte Behandlung vieler Staatsgeschäfte“, ewiges beharrliches Streben nach Alleingewalt, unverantwortlicher Mißbrauch des in ihn gesetzten fürstlichen Vertrauens, alles dieses grenze so nahe „an wirkliche und beabsichtigte gefährdevolle Boßheit, daß man sie davon schlechterdings nicht unterscheiden“ könne. Aber das unbegrenzte Vertrauen des Landgrafen „und die damit verbundene ungemeßene Gewalt“, bei der er sich „gleichsam als Mit- oder Viceregenten betrachtete“, hätten „zu mancher von jenen sträflichen Anmaßungen den Weg selbst eröfnet und erleichtert.“ Die gleich anfangs gegen M. eingeschlagene Behandlungsart lasse sich jedoch durchaus nicht rechtfertigen. Da der „Signatur“ und dem Consilium abeundi keine rechtliche Untersuchung vorangegangen wären, so seien dies ohne Urtheil und Recht einseitig erkannte Ahndungen und Strafen gewesen. Der Landgraf solle von der Gerechtigkeit der Klagepunkte und der seitherigen Procedur sich überzeugen: er solle die Acten durchgehen, auch etwa unparteiische Sachverständige zum rechtlichen Gutachten über sie auffordern. Das Ministerium ist der Meinung, die Commission solle nur sistirt, die Untersuchung nur in suspenso gelassen und das Consilium abeundi nicht aufgehoben werden, — so daß man weder sagen könne, M. sei freigesprochen oder verurtheilt, noch der Landgraf habe verloren oder gewonnen. Die verfallenen und künftigen Zinsen des Garten- und Hauskaufschillings solle man M. zukommen lassen, die Capitalien aber müßten stehen bleiben, auch dürfte der Arrest auf dieselben ausdrücklich nicht relaxirt werden. Die Zugeständnisse sollten M. in einer fürstlichen Resolution mit der Bemerkung bekannt gegeben werden, daß sie nur der Ausfluß fürstlicher Gnade und Großmuth seien und er ja selbst um Vergebung und Versöhnung gebeten habe. Als Bedingung müsse M. auferlegt werden, daß er keine Anzüglichkeiten und Beleidigungen gegen den verstorbenen Landgrafen, dessen Haus, Beamten und Land schriebe, sonst würde der Proceß sofort wieder eröffnet und sein Capital aufs Neue mit Beschlag belegt werden. Der Landgraf resolvirte: Er wolle „Gnade für Recht ergehen lassen“, den Proceß niederschlagen und den Arrest aufheben, wenn M. die gestellte Bedingung erfülle. Die Commission sei aufzuheben. Für „ganz

unschuldig", meint der Landgraf späterhin, sei M. „warlich nach der publicitaet seiner Dienst Jahre nicht zu achten, ganz schuldig wegen denen in der Mitte liegenden Umstände auch nicht, also um ein medium terminum zu wählen, so ist daß das Beste, daß man darauf beharret, daß der Process geendiget . . . ist". Der Landgraf war froh, daß „diese" ihm „so lästige angeerbte Sache", die ihm „längstens zu wieder" war, „endlich . . . ein Ende" nahm. Am 9. November nahm M. die ihm gestellte Bedingung an: am 13. November bewilligte ihm der Landgraf eine Pension von 3000 Gulden. Dieselbe Summe hatte sein Vater ihm als Ruhegehalt decretirt. Am 3. December 1790 zog M. von Mannheim nach Ludwigsburg, in sein Vaterland: dort verbrachte er seine letzten Lebensjahre. Mit dem Landgrafen blieb er in Verbindung. Am 11. November 1798 theilte seine Frau diesem mit, daß ihr Mann, den am „Abend seines Lebens" körperliche Schwäche und viele Krankheitsunfälle heimgesucht hatten, in der verflossenen Nacht an den Folgen eines Schlaganfalles gestorben sei.

Während seiner Ministerschaft hatte der Schriftsteller M. nahezu völlig geruht: nur ein einziger kleiner, 1773 geschriebener, 1776 im „Deutschen Museum" anonym erschienener Aufsatz ist zu verzeichnen: „Katharina die zweyte, Kaiserin von Rußland. Ein Gemäld ohne Schatten." Mächtig hatte ihn ergriffen: der Kaiserin „ganze sanfte große Seele", die „den Körper" „durchleuchtet": „sie spricht aus jedem Blick, jedem Accent und jeder Mine; es ist die Majestät in der Hülle der erhabensten Menschenliebe". „Ihr Geist ist mit Wissenschaft und Kenntnissen geschmückt, die nicht nur weit über den Maasstab gekrönter Häupter, welche nach den Rechten aller Völker nichts zu wissen die Erlaubniß haben, erhaben sind, sondern auch viele hinter sich lassen, die sich Laternen des menschlichen Geschlechts zu seyn einbilden." Die der „Unsterblichkeit würdige Frau" empfinde jede ihrer Handlungen, „sie lebt in dem, was sie thut." „Nie hat Rußlands Ansehen so hoch als unter ihrem Zepter am Firmament geglänzet; es ist mit Beystimmung der Welt die gesetzgebende Macht von Europa; es kann und wird bey neuen Flammen Europens Schieds- und Friedensrichter werden". Mit einer Tragödie in der Geschichte einer anderen nordischen Macht beschäftigte sich eine gleichfalls anonym erschienene Schrift Moser's: „Rettung der Ehre und Unschuld Georg Freih. von Schlitz genannt von Görz (A. D. B. Bd. IX, S. 389), kön. schwed. Staatsministers, aus Urkunden." M. hatte dieselbe bereits im J. 1752, als „Opfer der Verehrung und Freundschaft" gegenüber der Tochter des hingerichteten Staatsmannes abgefaßt. Was M. nach seinem Austritt aus dem hessischen Dienst schrieb, spiegelt — wenigstens in den wichtigsten Werken — die Stimmung eines Mannes wieder, den das eigene Leid antrieb, die Ursachen des betreffenden Leides überhaupt klarzulegen und deren Tilgung herbeizuführen. 1782 stellte er in dem anonym herausgegebenen Buche: „Necker, in Briefen an Herrn Iselin in Basel" Vergleiche zwischen des französischen Ministers Thaten und Schicksal und dem seinigen an. Necker's, von Iselin in den Ephemeriden der Menschheit auszugsweise mitgetheilter, Compte rendu gab den nächsten Anlaß zu den Briefen, in denen M. auch Züge seines Ministerlebens scharf vortreten läßt. — „Dr. Luthers Fürstenspiegel, von Regenten, Räthen und Obrigkeiten, auch der Welt Art, Lohn, und Dank", der, ebenfalls anonym, 1783, herauskam, enthielt, auf Grundlage des neunbändigen Lindner'schen Auszugs aus Luther's Werken, Fürsten und Obrigkeiten betreffende Lehren, Vermahnungen und Vorwürfe. In der Vorrede sagt M., er befinde sich in seiner Verbannung in Luther's Lage: er sei an demselben Feuer gesotten und gebraten worden. Die im J. 1784 erschienene Schrift: „Ueber Regenten, Regierung und Ministers" bietet lehrreiche eigene Erfahrungen. Die „Mannichfaltigkeiten", die letzte, 1796 erschienene, politische Aussprache Moser's, die zumeist jedoch nur von ihm gesammelte Aufsätze und Auszüge aus gedruckten

und ungedruckten Schriften enthält, liefert, indem sie Regenten und Höfe, Minister und Räthe, Staatsverfassung, Staatskunst und Religion behandelt, historische Gemälde, bietet Klugheitsregeln deutscher Fürsten des 16. und 17. Jahrhunderts und „scharfsinnige“, „mit lachender Laune hingeworfene“ einzelne „Gedanken“, sowie präcis gefaßte Urtheile Moser’s und Anderer. — Die „Politische Wahrheiten“, die 1796 zu Zürich erschienen, wollten den künftigen Staatsdienern ein aus „mannichfaltigen bewährt gefundenen Erfahrungen gesammeltes Recepten-Buch politischer Hausmittel“ liefern. Mit prüfendem Auge hatte M. die Entwicklung der großen Umwälzung verfolgt: den großen Kampf „nicht nur unter den Göttern und Völkern der Erde, sondern auch in der moralischen Welt“ — den mit ungleichen Waffen geführten Kampf „zwischen Gewalt und Recht, zwischen der Vernunft und Glauben der Könige und Fürsten, der Vernunft und dem Glauben der Philosophen und dem gemeinen Menschenverstand“. Beide Theile, meint er, hätten „jeder in seiner Art zu sehen, zu denken und zu handeln“ Unrecht. Die „überspannte Begriffe von der Freyheit des Menschen und bürgerlicher Freyheiten“ rührten „unmittelbar aus der eben so verkehrten Vorstellung von der Gleichheit der Menschen und daraus hergeleiteten Aufhebung der verschiedenen Stände“ her. Aber der Bogen sei zu sehr gespannt gewesen; er hätte brechen müssen. „Die Herabstimmung des ungeheuren Mißverhältnißes zwischen der befehlenden und gehorchenden Claße war in Gerechtigkeit, Billigkeit und Menschlichkeit gegründet; eine gänzliche Aufhebung, Zertrümmerung der Einen Claße, die Vermischung aller Stände, aber konnte nur bey einem Volk statt finden, das so leicht von einem äussersten Ende zum andern überspringt“. M. verlangte Reform der Schule: die Volksschulen seien nützlicher und nothwendiger als die Universitäten. „Volksvertretung und Civilliste sollten die Macht der Fürsten beschränken. Die Beamten im neuen Deutschland sollten Staatsbeamte nicht Fürstenknechte sein.“ Er „hält am göttlichen Recht der Fürsten fest“, er vertritt den Absolutismus, „der an weise Gesetze sich bindet, von verständigen, edeldenkenden Fürsten ausgeübt wird und vor Allem auf eine wohlwollende, intelligente Büreaukratie sich stützt“. Scharf beklagt es M. auch, daß das neueste Reichsgesetz, „der Kaiserliche Wahl-Vertrag“, dem Oberhaupte des Reichs, dem Hüter und Vollzieher der Gesetze, seit 50 Jahren immer mehr die Hände binde und die schon fast grenzenlose Gewalt der Reichsstände erweitere. Von Berlin aus, meint er weiterhin, sei der „Soldaten-Geist“ in alle deutschen Lande ausgegangen und habe sich „wo und soviel er konnte, aller Köpfe und Cabinette bemächtigt“. Der Soldatenstand sei nun der eigentliche Ehrenstand: durch ihn sei, im Ganzen genommen, der verlangte blinde und unumschränkte Gehorsam „der Ton und Geist“ der Zeit geworden. Den kernhaften, wahrheitsvollen, lehrreichen Ton und Geist vergangener Zeiten ließ M. in dem zwölfbändigen Sammelwerke „Patriotisches Archiv für Deutschland“ und in dem „Neuen patriotischen Archiv für Deutschland“ in den Jahren 1784 bis 1790 und 1792 sowie 1794 wieder aufleben. Politische Moral und, insoferne sie darauf Bezug und Einfluß hat, Geschichte wollte M. in dieser Sammlung geschichtlicher und politischer Aufsätze behandeln. Auch seine Erfahrungen wollte er durch sie der Nachwelt nutzbar machen: er wollte zur Rettung und Ausbreitung der Wahrheit unter seinen Zeitgenossen beitragen. Das Werk, das sich auf die Religion Jesu stützte, sollte ein „patriotisches Zuchthaus“ werden. Der einzige Schild und Schirm, die höchste Wehr und Schutz der Wahrheit und jeder guten Sache sei die Publicität. Diese Sammlung, die z. B. „Herz und Glaube Deutscher Fürsten nach eigenen auf Leben und Tod von ihnen abgelegten Bekenntnissen“ aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert enthält, in der ein „Merkwürdiges Beispiel von Toleranz“ im jetzigen Jahrzehnt, vorgeführt wird, Nach-

richten über die würtembergische Kirchen- und Schulverfassung gegeben, ungedruckte Briefe und Staatsschriften des „um deutsche Freiheit und Vaterland unsterblich verdienten“ Königs Gustav Adolf von Schweden und seines „großen Ministers“ Oxenstierna, nach „Originalien“ und Abschriften der schwedischen Reichskanzlei mitgetheilt werden, die Johann Jakob Moser's Preis aus dem Herzen des Sohnes ertönen läßt und verdienter oder verfolgter Staatsmänner Ehrenschild aufweist, — diese Sammlung enthält, wie Herder in den „Humanitätsbriefen“ rühmt: „treffliche Sachen“; „keiner“ ihrer „Aufsätze“ sei „von Geist und Herz leer“. „Die meisten derselben, weil sie Deutsche Dinge betreffen, lesen sich, als ob sie heute geschrieben wären. — Deutsches und Wichtiges behandelte auch die Schrift: „Ueber die Regierung der geistlichen Staaten von Deutschland“, die 1787 erschien: in ihr führt M. seine Ansicht vor, daß den Mängeln geistlicher Regierungen nur durch Umwandlung der geistlichen Fürstenthümer in weltliche und des Domcapitels in einen ständigen Staatsrath sich abhelfen ließe. In der „Geschichte der päpstlichen Nuntien in Deutschland“ vom J. 1788 sagt M., diese hätten Deutschland um sein Geld und, so viel an ihnen lag, um seinen Verstand und seine Freiheit gebracht: sie suchten den Nacken der Deutschen unter das schrecklichste Joch, der Unwissenheit und des Aberglaubens, der zwei Stützen der römischen Hierarchie zu bringen. — Mit der 1798 erschienenen „Actenmäßige Geschichte der Waldenser, ihrer Schicksale und Verfolgungen in den letztern drittehalb hundert Jahren überhaupt, und ihrer Aufnahme und Anbau im Herzogthum Würtemberg insbesondere“ beschloß M. seine schriftstellerische Thätigkeit. Sein Vater hatte ihn, wie er im „Patriotischen Archiv“ sagt: „von früher Jugend an in die Grundsätze der Rechtschaffenheit, in die Geheimnisse des wahren Patriotismus eingeweiht.“ Den ersteren suchte er als Schriftsteller getreu nachzuleben, aus den letzteren bemühte er sich Offenbarungen zu machen. Sein ganzes Schriftstellerleben war der Aufklärung und Sittigung seines Volkes, dem Aufweisen staatlicher Gebrechen geweiht. Energisch, freimüthig, heißblütig, voll echten Zornes, in kraftvoller, kerniger Sprache, mit tiefem, ungekünsteltem Pathos verfocht er seine Reformatorenideen. „Ich thue das Meinige“ und „Zum Leuchten nicht zum Zünden“ — diese beiden Devisen des „Neuen patriotischen Archivs“ kennzeichnen die sittliche Grundlage und die Ziele seiner Bestrebungen. — Vier Jahre vor Moser's Tode hatte Herder in den „Briefen zu Beförderung der Humanität“ von seinen politischen Schriften gesagt: sie seien einestheils mit einer so treffenden Wahrheit, anderntheils mit einer Herzlichkeit geschrieben, als ob der Verfasser einmal Luther's Freund und Amanuensis gewesen wäre. Und Goethe, auf den nicht sowol Moser's Persönlichkeit, als seine Schriften „einen sehr bedeutenden Einfluß“ ausgeübt haben, betont, daß M. mit seinem ganzen Wesen, seinem „gründlich-sittlichen Charakter“ sich gab. „Moser wollte als Staats- und Geschäftsmann wirken, und hier gab sein ererbtes, bis zum Metier ausgebildetes Talent ihm eine entschiedene Ausbeute; aber er wollte auch zugleich als Mensch und Bürger handeln und seiner sittlichen Würde so wenig als möglich vergeben.“ Moser's Charakter war, wie ich meine, durch Flecken getrübt, aber mit seinem geistigen Besitze und der Stärke seines Wollens wucherte M. treu und unentmuthigt zum Wohle des Vaterlandes, dessen Bild er in der Glorie der Erhabenheit seinem Volke aufwies. — Ich hoffe, das Leben des vielseitigen, so verschiedenartig beurtheilten Mannes eingehend beleuchten zu können. Sein, nach Thomas Abbt's Urtheil ungemein ähnliches, Bild befindet sich vor dem ersten Theile der im J. 1763 und 1764 erschienenen „Gesammelten moralischen und politischen Schriften“ — einer Sammlung verschiedenen Gebieten angehörender Abhandlungen —, ein späteres vor dem zehnten Stücke des „Journals von und für Teutschland“ vom J. 1787. Es trägt die Unterschrift:

Friedrich Karl Freyherr von Moser, geb. 1723. Prophet, Apostel, Märtyrer und Bekenner der politischen Kirche."

Akten des großherzoglich hessischen Haus- und Staatsarchivs und des Stadtarchivs in Frankfurt am Main. Walther, Briefwechsel der „Großen Landgräfin" Caroline von Hessen. Walther, Die „große Landgräfin", Landgräfin Caroline von Hessen, 1873. Walther in der Darmstädter Zeitung, 1869. S. 1380 ff.: „Landgraf Ludwig IX. und sein Minister F. C. v. M." J. J. Moser, Wuertembergisches Gelehrten—Lexicon. Weidlich, Biographische Nachrichten, 2. Th. Strieder, Hessische Gelehrten und Schriftsteller Geschichte, IX, 218—233. XI, 365. XII, 363. Meusel, Lexikon, Bd. IX. Pütter, Litteratur des Teutschen Staatsrechts, 2. Thl., S. 145—147. Lebens-Geschichte J. J. Moser's. Rotteck-Welcker, Staatslexicon, Bd. X. August Schmid, Das Leben J. J. Moser's. Hermann vom Busche, F. C. Frh. v. M. Aus seinen Schriften sein Geist an das neunzehnte Jahrhundert, 1846. Robert Mohl, Die beiden M. in ihrem Verhältnisse zu deutschem Leben und Wissen. Mit Benützung ungedruckter Quellen (in den Monatsblättern zur Ergänzung der Allg. Ztg. 1846. S. 357—382) und ebendesselben Gesch. und Literatur der Staatswissenschaften, III, 397 ff. J. Rosenstein, F. K. v. M. in den Preußischen Jahrbüchern, Bd. XV, S. 229 ff. S. 475 ff. J. Großmann, F. K. v. M. Ein deutscher Publicist und Patriot im Zeitalter der französischen Revolution (in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, Neue Folge, IV. Jahrg., 1875. S. 300 ff.). Wohlwill, Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben, insbesondere von 1789 bis 1815. S. 14 ff. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrh. (5. Aufl.) Bd. II, S. 523, 532—535, 553, 569. Bd. IV, S. 256 ff. Herbst, M. Claudius (4. Aufl.) S. 125. Baumgarten, Herder und Georg Müller (in den Preußischen Jahrbüchern, Bd. XXIX, S. 141). Ein Verzeichniß der Schriften Moser's befindet sich bei v. d. Busche, Auswahl aus den patriotischen Schriften des Freih. F. K. v. M. I. Reliquien. Neu herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen. Stuttgart 1866. Bock, über den „Herr und Diener" in Prutz' Litterarhistorischem Taschenbuch, 1846. S. 257—288. Chr. Fr. Dan. Schubart's Leben in seinen Briefen. Gesammelt, bearbeitet und herausgegeben von D. F. Strauß (Ges. Schriften von D. F. Strauß, Bd. VIII) S. 60. 63. Ephemerides (und Volkslieder) von Goethe (in den deutschen Litteraturdenkmalen des 18. und 19. Jahrh. in Neudrucken herausgegeben von B. Seuffert) S. 17. Briefe, die neueste Litteratur betreffend, Nr. 80. 88. 178—180. 258. 279. 299. Thomas Abbt's Vermischte Werke, 5. Thl. (1780), S. 112. Aus Herder's Nachlaß. Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. von Herder, Bd. III, S. 311 ff. Goethe, Annalen oder Tag — und Jahreshefte zum Jahre 1795. Lappenberg, Reliquien des Fräulein Susanna Catharina von Klettenberg. K. Meinhof, S. K. v. Klettenberg und ihre Freunde (in der Zeitschr. für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben, II. Jahrg., S. 424 ff.) und ebendaselbst S. 611 ff.: Weis, S. K. v. Klettenberg und Swedenborg. Kriegk, Die Brüder Senckenberg, S. 363. Neueste Religionsbegebenheiten für 1792, S. 1 ff. Dr. C. Fr. Bahrdt's Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale, 2. Thl., S. 264. Joh. Aug. Reuß, Ueber die Rechtssache des Frh. v. M. mit des Herrn Landgrafen zu Hessendarmstadt Hochfürstlichen Durchlaucht. 1788. Des Freyh. C. F. v. M. Dienst-Jahre in dem Fürstl. Hessen-Darmstädtischen betr. Bebenhausen 1789. L. G. Madihn, Rechtfertigung des Frankfurthischen Urthels in der Rechtssache des Freyh. v. M. gegen den Herrn Hofrath Reuß und den Recensenten der A. L. Z., 1789. Zimmermann, J. H. Merck, S. 48 ff. Reuß, Teutsche Staatskanzley, Theil I,

367 ff., IV, 198 ff., VIII, 347 ff., XIV, 391 ff., XX, 412 ff., XXII, 388 ff., XXIII, 326 ff. 383, 387, 388, 401. Schlözer, Briefw., Thl. VI, Heft 32, S. 131 ff. Thl. VIII, Heft 43, S. 49 f. Schlözer, Staatsanzeigen, II, 77. XI, 223. Wekhrlin, Hyperboreische Briefe (Nr. 2). Wagner, Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, S. 200 ff. u. sonst. Wagner, Briefe an Merck passim, ebenso in desselben Sammlung der Briefe an und von Merck. Gildemeister, J. G. Hamann's, des Magus im Norden, Leben und Schriften. Bd. VI, S. 167. 168. 179. 185. 199. 200 ff. Herder, Fragmente über die neuere deutsche Literatur. Herausg. von Düntzer, S. 73 f. Herders sämmtliche Werke, herausg. von Suphan, Bd. XVII, S. 256. 258 f. Hettner, Gesch. d. deut. Literatur im 18. Jahrh. Thl. III, Buch 2. S. 358 ff. Ledderhose, K. Fr., Aus d. Leben u. d. Schriften d. Ministers Frh. F. K. M. 1871. Heerwagen, Litt.-Gesch. d. evangel. Kirchenlieder. S. 12 ff. Richter, Allg. biogr. Lex. alter u. neuer geistl. Liederdichter. 1804. S. 244.

Heidenheimer.

Mülinen *): Niklaus Friedrich Graf v. M., Schultheiß von Bern; schweizerischer Geschichtsforscher; † den 15. Januar 1833. — Die Familie von Mülinen, ursprünglich unter den ritterlichen Vasallen des Hauses Habsburg-Oesterreich im Aargau stehend, seit 1469 ausschließlich in Bern fortblühend, wo Herman v. M. 1407 Burgrecht erwarb, gab dem Freistaate Bern eine Reihe von Kriegs- und Staatsmännern. Von Wolfgang v. M. († 1735) stammen die beiden jetzigen Linien des Geschlechtes, deren ältere in Württemberg und in Oesterreich in der diplomatischen Laufbahn bekannt ist, die jüngere Bern angehört. In drei Generationen bernischer Staatsmänner war die letztere seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vertreten: in dem Venner Friedrich († 1769), dessen Sohn Albrecht, der neben Fr. N. von Steiger der beste Schultheiß des alten Bern war († 1807), und in Albrechts Sohne, dem Schultheißen Niklaus Friedrich. Geboren am 1. März 1760, erhielt M. seine erste Bildung im väterlichen Hause, bezog 1779 die Universität Göttingen, wo er juristische, historische und auch naturwissenschaftliche Studien betrieb, Böhmer, Meister, Schlözer, Federer und Gatterer hörte und auch bei Heyne und insbesondere in Blumenbach's Hause freundliche Aufnahme fand, mit dem und dessen Gattin er später noch lange Zeit in Briefwechsel blieb. Denn besondere Empfänglichkeit und Talent für gesellschaftlichen und brieflichen Verkehr war ihm von frühe an eigen. Im Spätjahr 1780 heimgekehrt, wandte er sich den historischen Studien zu. Das Beispiel seines Vaters, der eine ansehnliche Bibliothek besaß, Arbeiten im bernischen Archive, eigene Entdeckung wichtiger Urkunden und des ältesten Chronicon bernense (Phunt's Chronik) führten M. in diese Bahn; entscheidend wirkte auf ihn die Bekanntschaft mit Johann von Müller, den er 1783 bei Bonstetten in Valeyres sah, und Müller's Aufenthalt und Vorträge in Bern im Winter 1785 bis 1786 begründeten eine Freundschaft zwischen Beiden, die erst mit Müller's Hinschied endigte. 1788 vervollständigte eine längere Reise nach Frankreich, England, Holland und den Rheingegenden Mülinen's wissenschaftliche und weltmännische Ausbildung. Er sah in Paris Dom Clément und Dom Merle, erhielt ergiebigen Zutritt zu dem Archive von Clugny, erhielt von Malesherbes Empfehlungen nach England und verweilte auf der Heimreise bei Müller in Aschaffenburg, am Hofe des Kurfürsten von Erthal. M. hatte aber auch Gelegenheit, in Frankreich die Anzeichen der dem Ausbruche nahen gänzlichen Umwälzung alles Bestehenden wahrzunehmen. Bald riefen ihn Wirkungen derselben zum ersten Dienste für das Vaterland auf; 1791 und 1792 zog er unter Berns aufgebotenen Truppen in die Stadt zur Stillung dortiger Unruhen und Be-

*) Zu S. 494.

schützung der Grenze gegen die vor Genf lagernden Franken. Als Hauptmann führte M. die Grenadiercompagnie des ersten Bataillons vom Regiment Oberland, Mannschaften aus der Landschaft Hasli und Brienz. Sie waren ihm voll ergeben; denn er pflegte sich seiner Leute in Allem anzunehmen und auch auf ihre geistige Ausbildung zu wirken; wie er denn später, vor dem Feinde stehend, ihnen beim Wachtfeuer die Thaten der Väter erzählte. 1795 wurde er Mitglied des gesetzgebenden Großen Rathes, (des „Souveräns"). Im gleichen Jahr erschien in Füßli's Schweizer Museum seine erste historische Arbeit, ein urkundliches Verzeichniß der Schultheißen von Bern bis 1400. Nicht bloß wissenschaftliche, sondern auch politische Bedeutung hatte seine zweite im Herbst 1797 erschienene Schrift: „Recherches sur les anciennes assemblées du pays de Vaud"; sie trat den jetzt in der Presse eröffneten Angriffen der Wadtländer Fréd. César de Laharpe und J. J. Cart entgegen und widerlegte gründlich und ruhig die ganz haltlosen Behauptungen Laharpe's in dessen zweibändigem: „Essai sur la constitution du pays de Vaud". Allein mit wissenschaftlichen Schriften war die revolutionäre Publicistik nicht zu entkräften, die sich mehr und mehr entfaltete und ihre eigentliche Absicht erreichte. Begünstigt durch Frankreich vollzogen sich der Sturz der bernischen Herrschaft über die Wadt, unter dem Einrücken der Franzosen, der Krieg der Letzteren unter General Brune gegen Freiburg, Solothurn und Bern und die Umgestaltung der Eidgenossenschaft in eine helvetische Republik. M., der am 10. Januar 1798 die ihm aufgetragene Beeidigung wadtländischer Milizen in Vevey nicht mehr hatte durchsetzen können, war als Mitglied des Großen Rathes und als Officier bei den Ereignissen betheiligt. Mit seiner Grenadiercompagnie dem Centrum der bernischen Armee zugetheilt, focht er in den ersten Märztagen 1798 bei Gümmenen und Laupen gegen Brune's Truppen. Er hatte die Genugthuung, daß in der politisch-militärischen Katastrophe, die jetzt über Bern hereinbrach, das Bataillon Franz Wurstemberger, dem er angehörte, und seine Grenadiere bis zum letzten Augenblicke fest und treu verblieben. Als die Nachricht von der Einnahme Berns durch General Schauenburg im Rücken der an der Saane und Sense stehenden Ueberreste des Heeres jeden weiteren Widerstand hier unmöglich machten, wandten sich M. und seine Gefährten nach dem Oberlande, um dort alle Kräfte zur Fortsetzung des Kampfes zu sammeln. Allein nur mit Noth gelang es M., mit wenigen Begleitern, an dem, vom Feinde besetzten Bern, vorbei nach Thun und nach Interlaken zu entkommen, wohin Mülinen's Familie am Tage der Uebergabe der Hauptstadt sich geflüchtet hatte. Von Fortsetzung des Krieges konnte keine Rede sein. Denn überall erfüllte die Massen der von Frankreichs Werkzeugen verbreitete Wahn des Verrathes des Vaterlandes durch die gewesenen Regenten; Wahn, dem General von Erlach zum Opfer gefallen, dessen Wirkungen selbst Schultheiß Reiper mit Noth entgangen war. M. selbst fand erst in Brienz sichere Zuflucht für sich und die Seinigen. Einer unerwarteten, mit Androhungen begleiteten Aufforderung, sich als Mitglied einer ernannten provisorischen Regierung in Bern einzufinden, folgte er nur, um seinen durch die Ereignisse und mannigfach erlittene Kränkungen tiefgebeugten Vater wiederzusehen und ihm beizustehen, als die Franzosen am 10. April den Altschultheißen und sieben andere Mitglieder der ehemaligen Regierung plötzlich als Geiseln nach Hüningen entführten. Dann wandte er sich nach seinem Gute Neuhaus bei Wichtrach, das er früher bewohnt hatte; im März 1799 aber nach Hofstetten bei Thun, wo er in einem erworbenen Landsitze dem ihm befreundeten Oberlande nahe war und sein aus der Gefangenschaft in Hüningen und Straßburg entlassener greiser Vater Wohnung nahm. Seinen Studien wiedergegeben, Amtsanerbietungen des Helvetischen Directoriums ablehnend, blieb M. ein aufmerksamer Beobachter der Zeitereignisse. Als 1801 die Landschaft Hasli ihn zu ihrem Vertreter in eine

Tagsatzung der Kantone Bern und Oberland wählte, protestirte M. mit seinen Wählern gegen Uebergriffe der unitarischen Regierung. Zur Zeit des föderalistischen Reding'schen Senates übernahm er das Präsidium der Verwaltungskammer des Kantons Oberland, trat aber nach Reding's Sturze aus dieser Stellung zurück, und schloß sich den Bestrebungen thätig an, welche in Bern und anderwärts darauf gerichtet waren, die Schweiz von dem Drucke Frankreichs und der unter dessen Schutze geübten Herrschaft der Unitarier zu befreien und ihr das Recht eigener Constituirung zu erringen. Obwol er der Gewaltsamkeit eines bewaffneten Aufstandes nicht geneigt war und über die einzuführende neue Gestalt der kantonalen und schweizerischen Verhältnisse vielfach anders dachte, als manche seiner bernischen Freunde, stellte sich M. doch, als die Erhebung unvermeidlich wurde, entschlossen in die Linie. Er nahm den eingreifendsten Antheil an der Organisation des Aufstandes im Oberlande, der demjenigen der Waldstätte, Zürichs und des Aargaues die Hand reichte; er wurde Mitglied der bernischen provisorischen Vollziehungsbehörde (Standescommission) und ging in deren Auftrag nach Paris, um dem Hülfgesuche der helvetischen Regierung bei dem Ersten Consul Bonaparte und seinem Minister des Aeußern, Talleyrand, entgegenzuwirken und die Erhebung der Schweiz zu rechtfertigen. Mit allem Nachdrucke strebte er an, daß Frankreich die Entscheidung des Conflictes nicht nach Paris ziehe, sondern sich darauf beschränke, seine Ansicht in der Schweiz selbst auszusprechen. Allein Bonaparte war schon entschlossen, als „Mediator“ der Schweiz eine Verfassung nach seinem Sinne zu geben. M. konnte zu einer Audienz beim Consul nicht gelangen, kehrte heim und in Paris trat die von Bonaparte einberufene Versammlung (Consulta) schweizerischer Vertreter zusammen, aus deren Verhandlungen mit dem Consul die „Mediationsverfassung“ für die Schweiz und die entsprechenden kantonalen Verfassungen hervorgingen. M. hatte die Aufforderungen zu amtlicher Betheiligung an der Consulta abgelehnt, welche die bernische Standescommission und die Gemeinde Bern an ihn richteten. Als indessen Bonaparte durch angesehene Schweizer in Paris an M. und dessen Freund, Emanuel von Wattenwyl-Landshut, den gewesenen Anführer der bernischen Truppen, die dringende Aufforderung ergehen ließ, sich bei ihm einzufinden, glaubten sie es ihrer Pflicht gegen Bern und die Schweiz schuldig zu sein, sich diesem Rufe nicht zu entziehen und wenigstens als bloße Privatmänner dem Consul ihre verlangten Ansichten vorzutragen. Am 23. Februar 1803 zu einer Audienz beschieden, in welcher derselbe sie durch seine tiefe Kenntniß aller schweizerischen Verhältnisse und wunderbare Darstellungsgabe in Erstaunen setzte, erwarben sie sich seine persönliche Anerkennung durch ihre bestimmte Weigerung, die Freiheit und Selbständigkeit der Schweiz seinen Anerbietungen von Macht und Ehren aufzuopfern. Der Vorgang hatte zur Folge, daß M. bei Abschluß des Mediationswerkes vom Consul selbst zum Mitgliede der siebengliedrigen Commission ernannt wurde, welche die neue Verfassung des Kantons Bern einzuführen beauftragt war, und daß er in Bern bei der Wahl der definitiven Regierungsbehörden vom Bezirke Thun zum Mitglied des Großen Rathes und von dieser Behörde zum Mitgliede des Kleinen Rathes und zweiten Schultheißen ernannt wurde. In dieser Stellung stand M. an der Seite eines vertrauten Jugendfreundes, des ersten Schultheißen N. Rudolf von Wattenwyl-Montbenay (1804 und 1810 Landammann der Schweiz), an der Spitze des neuen bernischen Gemeinwesens und leitete mit Wattenwyl, mit dem Kleinen Rathe und dessen engerem Ausschuß, dem Staatsrathe, die Organisation des Kantons und dessen Ueberführung aus den politisch und finanziell trostlosen Zuständen der Revolutionsepoche zu neuem Aufblühen. M. war es auch, der das erste Nationalfest

in der befriedeten Schweiz ins Leben rief und leitete, das Aelplerfest von 1805, in Uspunnen bei Interlaken. Schon Ende 1806 bewog ihn aber Kränklichkeit zum Rücktritt vom Schultheißenamt. In Hofstetten, wohin er sich zurückzog, lebte er nun seinen Studien, vielbesucht von nah und fern, auch von fürstlichen Persönlichkeiten, welche die Schweiz bereisten, und in ausgedehntem Briefwechsel. Mit Müller, mit Hormayr u. A., auch mit Erzherzog Johann von Oesterreich, stand er in wissenschaftlichem Verkehre. Im Winter 1808/9 in Nizza, benutzte er die Heimreise zum Besuch der Archive von Mailand und Turin und des gelehrten Historikers Chorherrn de Rivaz in Sitten. Im December 1811 gab er dem längst gehegten Gedanken der Stiftung einer schweizerischen geschichtforschenden Gesellschaft Vollzug. Eingeladen durch ihn, versammelten sich in seiner Wohnung in Bern die dortigen Geschichtsfreunde und constituirten sich unter Cooptation von Fachgenossen in der übrigen Schweiz nach Mülinen's Entwurfe. Als Vorstand der Gesellschaft eröffnete M. ihre Zeitschrift, den „Schweizerischen Geschichtforscher“ (1812) mit einer Geschichte der Dynasten von Weissenburg im Oberlande. Die Ereignisse von 1812 und 1813 riefen M., dessen Gesundheit sich wieder gekräftigt hatte, aufs Neue in eine vielbewegte politische Laufbahn. Durch die Kunde von Napoleon's Rückzug aus Rußland wurde auch in der Schweiz, in Bern zumal, die Anschauung rege, es nahe die Möglichkeit, den trotz aller Wohlthat des Mediationswerkes tief empfundenen Druck des übermächtigen Frankreich abzustreifen. Schon im März 1813 nahm der Staatsrath von Bern Mülinen's Gedanken auf, durch Vorbereitung möglichst umfassender Landesbewaffnung und eine Erklärung an die Mächte, der Schweiz eine neutrale Stellung und selbständige Entscheidung in ihren Angelegenheiten in der bevorstehenden europäischen Krisis zu sichern. Allein, der Landammann der Schweiz, Reinhard in Zürich, an den M. mit diesem Vorschlag gesandt wurde, fand denselben verfrüht und nur geeignet, die Schweiz in Conflict mit dem noch in voller Kraft schaltenden Beherrscher Frankreichs zu bringen, dessen italische Truppen zudem seit 1810 den schweizerischen Kanton Tessin besetzt hielten. Rascher, als gedacht, nahte die Entscheidung. Als die Heere der Alliirten Ende 1813 am Rheine erschienen und den Durchzug durch die Schweiz verlangten, konnte sich diese ihrem Verlangen nicht entziehen, und sah sich durch die Erklärung der Mächte, sie betrachten die Mediationsacte als mit dem Sturze ihres Urhebers für dahin gefallen, vor die Aufgabe gestellt, sich eine neue Staatsform zu geben. Allein erwachender Parteikampf, den eine häßliche Intrigue Metternich's durch in Bern erweckte Hoffnungen, und dadurch in der Schweiz gegen Bern erregte Befürchtungen und Unwillen aufs Heftigste schürten, erschwerte diese Aufgabe so sehr, daß ihre volle Lösung nicht ohne schließlichen Schiedspruch der Mächte möglich war. Da Schultheiß von Wattenwyl in dieser Zeit durch den ihm übertragenen Oberbefehl über die schweizerischen Truppen voll in Anspruch genommen war, so fiel M., der seinen Ansichten näher stand, als der zweite Schultheiß, Freudenreich, die Hauptrolle in den bernischen Räthen bei den Ereignissen und zugleich die Aufgabe zu, als Berns erster Vertreter in seinen Beziehungen zur Eidgenossenschaft zu handeln. Sein Verhalten hiebei war ihm durch sein lebhaftes Gefühl für Pflicht und Ehre, wie durch seine Ansichten über eine der geschichtlichen Entwicklung gemäße Gestaltung der schweizerischen Dinge vorgezeichnet. Als Mitglied der nach der kantonalen Verfassung von 1803 bestehenden Regierung widersetzte er sich mit aller Energie dem durch Metternich's Sendling, den Grafen Senft-Pilsach, an dieselbe gestellten Ansinnen, ihre Gewalt niederzulegen und damit eine Rückkehr Berns und der Schweiz zu den Zuständen vor 1798 einzuleiten. Erst als das Erscheinen des Vortrabs der alliirten Heere in Bern, und Nachrichten aus Zürich über die

Aeußerungen dortiger Bevollmächtigter Oesterreichs und Rußlands den Aufforderungen des Grafen Senft das Gewicht authentischer Willenserklärung der Mächte zu verleihen schienen, stimmte auch M. dem Abdicationsbeschlusse des bernischen Großen Rathes zu. Aber die neue oberste Behörde stellte am 24. December wieder Wattenwyl und M. an Berns Spitze. M. setzte nun zunächst mit seinem Collegen die zeitgemäße Erweiterung des Großen Rathes durch Aufnahme einer größern Anzahl von Repräsentanten der Landschaft und der Municipalstände des Kantons durch, und übernahm es hiernach, in der Eidgenossenschaft die beiden Ziele zu verfolgen, die Bern nunmehr als die ihm gegebenen betrachtete: Neugestaltung der Schweiz durch die einstigen 13 Kantone der alten Eidgenossenschaft von 1798, und Entschädigung für Bern, für den damals erlittenen Verlust der Wadt und des bernischen (reformirten) Aargau. Daß von Wiedervereinigung der Wadt mit Bern nicht die Rede sein könne, wenn haltbare Zustände geschaffen werden sollen, verhehlte sich M. nicht. Dagegen schien der Wiedergewinn des Aargau — der einstigen Heimath seiner Vorfahren — für Bern, ihm nicht undenkbar, bei der losen, aus Landschaften verschiedenartigster Vergangenheit und entgegengesetzter Natur bestehenden Zusammensetzung des erst 1798 geschaffenen Kantons Aargau, zumal als Compensation für einen unzweideutigen Verzicht auf die Wadt. Allein diesen Bestrebungen Berns stand die Thatsache entgegen, daß sich schon am 29. December in Zürich unter Reinhard's Führung, eine Anzahl von Kantonen dahin geeinigt hatte, die Neugestaltung der Schweiz auf den Bestand der 19 durch die Mediationsacte anerkannten Kantone zu begründen, daß Wadt und Aargau sich unter den Versammelten befanden und sich jeder Anforderung von Bern um so entschiedener widersetzten, je heftiger eine Kundmachung sie hatte verletzen müssen, in welcher Bern gegen Mülinen's nachdrücklichen Widerspruch, schon am 24. December ihre Wiedervereinigung mit Bern feierlich proclamirt hatte. Was M. nach seinen Aufträgen anstrebte, erwies sich unerreichbar. Als gegen Mitte Januar 1814 die drei alliirten Monarchen, von ihren Ministern begleitet, in Basel erschienen, wo Reinhard an der Spitze einer Abordnung der Eidgenössischen Versammlung in Zürich, M. und Rathsherr Zeerleder als Abgeordnete von Bern zu ihrer Begrüßung erschienen und entgegengesetzte Absichten befürworteten, zeigte es sich, daß Oesterreich und Preußen die entscheidende Stimme in den schweizerischen Angelegenheiten an den russischen Kaiser Alexander zu überlassen gewillt waren, der von seinem ehemaligen Erzieher, General Fr. César de Laharpe, für die Schweiz und für den Kanton Wadt insbesondere gewonnen, über Metternich's Intrigue heftig erzürnt, sich entschieden gegen Berns Absichten erklärte. Und als am 13. März die Alliirten ausdrücklich aussprachen, daß sie nur die von Zürich einberufene und daselbst tagende Versammlung als Vertretung der Schweiz anerkennen, mußte Bern den von ihm durch M. geleiteten Versuch einer Tagsatzung der 13 Orte in Luzern aufgeben. Die Art, in welcher M. nach dieser Entscheidung der Dinge die nicht leichte Aufgabe erfüllte, als Berns Vertreter in der Tagsatzung in Zürich zu erscheinen und an ihren Berathungen über den neuen schweizerischen Bundesvertrag theilnahm, erwarb ihm unverweilt die vollste Achtung der Versammlung und bald das Zutrauen ihrer Mehrheit. Als Haupt einer Abordnung derselben ging er im Mai 1814 zur Beglückwünschung Ludwigs XVIII. nach Paris; im März 1815 ward er Mitglied der diplomatischen Commission, die aus dem Tagsatzungspräsidenten, Bürgermeister David von Wyß, und dem Bürgermeister Wieland von Basel bestehend, alle Verhandlungen mit den Mächten und wichtige innere Angelegenheiten in erster Linie zu leiten hatte, und nach Beschwörung des Bundes, am 7. August 1815, stand M. an der Spitze der Commissäre, die den letzten Unfrieden in der Eidgenossenschaft, die

Entzweiung des Kantons Nidwalden, beilegten. Die vielbewegte Zeit blieb für M. nicht ohne den Gewinn mancher interessanten persönlichen Berührung, wie er denn in Basel nicht nur Metternich, und den von der Universitätszeit her ihm befreundeten Minister Graf Stadion sah, sondern auch mit dem Freiherrn von Stein bekannt wurde, der sich später Mülinen's Vermittlung in der Schweiz für die Arbeiten der Deutschen Geschichtforschenden Gesellschaft erbat. Auch an äußerer Anerkennung seiner Verdienste fehlt es M. nicht. Am 14. Juni 1816 erhob Kaiser Franz II. M. und auf dessen Wunsch auch Mülinen's einzigen übrigen Verwandten aus der älteren Linie des Geschlechtes, den Kammerherrn und Flügeladjutanten des Kronprinzen von Württemberg, Bernhard Albrecht Rudolf v. Mülinen, und beider Nachkommen in den österreichischen Grafenstand. König Friedrich Wilhelm von Preußen, als Fürst von Neuenburg Berns befreundeter Nachbar, ertheilte den Schultheißen von Wattenwyl und M. 1817 das Großkreuz des Rothen Adlerordens, und König Ludwig XVIII. beschenkte M. mit seinem von Rouget gemalten lebensgroßen Bildnisse. Am meisten erfreute es M., als die Landsgemeinde von Nidwalden ihm 1816 zum Zeichen ihres Dankes das dortige Landrecht verlieh; denn niemals war diese Auszeichnung einem Schweizer reformirter Confession zu Theil geworden. Mittlerweile war M. bei definitiver Bestellung der bernischen Regierung am 14. Januar 1814 wieder Wattenwyl's College als Schultheiß geworden und blieb nun bis 1827 in diesem Amte, das 1818 und 1824 ihm auch das Präsidium der schweizerischen Tagsatzung übertrug. Enges Vertrauen verband fortwährend die beiden Freunde, welche Bern leiteten. Die Grundgedanken ihrer Politik waren: Unabhängigkeit der Schweiz von den Einflüssen des Auslandes, Festhalten an den historisch gegebenen schweizerischen Staatsformen, aber auch Weiterbildung derselben nach dem Bedürfniß concreter Verhältnisse, nicht nach bloßer Staatstheorie. Von den Resten der Unitarier und von dem Liberalismus einer jüngern Generation durch ihre Anschauungen geschieden, hatten sie übrigens meist gegen Richtungen ganz entgegengesetzter Natur zu kämpfen. Denn die Ideen unbedingter Rückkehr zu einer nicht wiederzubringenden Vergangenheit fanden in Bern nicht allein ihren schärfsten und unbeugsamsten Theoretiker, Karl Ludwig von Haller (Bd. X, 431), sondern bei einem Theile des herrschenden Patriziates vielfachen Anklang und unter den in Bern residirenden Vertretern des Auslandes oft recht intrigante oder anmaßliche Förderer. Der ultramontane baierische Gesandte von Olay, der französische Botschafter, Marquis von Moustiers u. A. m. bereiteten der bernischen Regierung manche Unannehmlichkeit, die empfindlicher war, als die Sticheleien der Bern feindlichen Presse in einigen Kantonen der Ostschweiz. Mit Festigkeit begegnete sie Beiden. M. sprach seinen Aberwillen gegen eine leidenschaftliche Restaurationspolitik, wie gegen das Andrängen revolutionärer Ideen, oft in gedankenreicher und eindringlicher Weise, vorzüglich in seinen Tagsatzungsreden aus. Die Muße der Friedensjahre benutzte er 1817 zur Wiederbelebung der Geschichtforschenden Gesellschaft, deren Versammlungen und Arbeiten die Ereignisse der Jahre 1812—1815 unterbrochen hatten und gründete sich 1818 unter Verkauf seines Hofstetten, ein neues idyllisches Heim in der „Carthause“ unweit Thun, Einheimischen und Fremden eine wohlbekannte Stätte edelsten Empfanges. 1827 nöthigte ihn erneute und schwere Kränklichkeit zum Rücktritt vom Schultheißenamte und aus dem Kleinen Rathe; auf Einladung des Großen Rathes behielt er unter Vorbehalt völliger Freiheit seinen Sitz in dieser Behörde und als ihr Vertreter im Staatsrathe. Nun vollerer Muße genießend, lebte er ausgebreitetem Verkehr mit Historikern des In- und Auslandes und uneigennützigster Unterstützung ihrer Forschungen. Eigene, früher in Aussicht genommene Arbeiten auszuführen, gestattete ihm seine

Gesundheit nicht mehr. Im Großen Rathe von Bern erhob er sich 1829 mit Nachdruck für ein Entgegenkommen Berns gegenüber Wadt in der bis auf heute die Kantone trennenden „Ohmgeldfrage“ und für die Pflicht und Wichtigkeit, kantonale Geldinteressen den höhern moralischen der Einigkeit unter Bundesgliedern aufzuopfern. 1830 sah er, tiefbekümmert, die Wirkungen der französischen Julirevolution über die Schweiz, zuletzt auch über Bern, sich verbreiten und hielt für Pflicht, das Ansehen der Regierung den Drohungen einer Umsturzpartei gegenüber zu behaupten, und nur durch die verfassungsmäßigen Organe die billigen Wünschen entgegenkommenden Abänderungen in der Staatsform schaffen und einführen zu lassen. Dem am 13. Januar 1831 von seinem Amtsnachfolger Schultheiß Fischer (Bd. IX. 57) eingebrachten, von 200 Stimmen gebilligten Antrage auf Niederlegung der Gewalt, widersprach M. mit 18 andern Gliedern des Rathes. Zwei Jahre später, am 15. Januar 1833 folgte er seinem, am 10. August 1832 verstorbenen Freunde Wattenwyl im Tode nach. In der Stille ein aufmerksamer Beobachter der Zeitereignisse, Jüngere zur Betheiligung an den vaterländischen Angelegenheiten auch unter neuen Formen ermahnend, mit Freunden noch im wissenschaftlichen Verkehr hatte der Greis seine beiden letzten Lebensjahre zugebracht.

Schweizerischer Geschichtforscher, Bd. 9, (Biogr. Mülinen's von J. L. Wurstemberger), Bern 1837. — Maurer-Constant, Briefe von J. von Müller, Fünfter Band, Schaffh. 1840. — Familiengeschichte und Genealogie der Grafen v. M., Berlin, A. Duncker 1844. — Stern, A., Briefe des Freiherrn vom Stein an N. Fr. v. Mülinen, Hannover, Hahn 1883. — Leben der beiden Bürgermeister von Wyß, Zürich, S. Höhr 1885. G. v. Wyß.

Müller *): Johann Gottwerth M. wurde am 17. Mai 1743 zu Hamburg geboren. Sein Vater Johann Nicolaus M. (geb. 1711 zu Erfurt) wirkte daselbst seit 1735 als praktischer Arzt; seine Mutter Caroline Ehrenmuth (geb. 1705) war eine Tochter des geistlichen Liederdichters Erdmann Neumeister (1671—1756). So ward dem Knaben schon im Elternhause, in welchem unter andern Friedrich v. Hagedorn, Carpser, Eckhof verkehrten, das Interesse an Wissenschaften und Poesie eingepflanzt. Aber „nach der gewöhnlichen undeutschen Art erzogen“, lernte er eher Französisch als Deutsch: auch die Vorliebe für die französische Litteratur, die er zeitlebens bekundete, stammte bereits aus jenen Kinderjahren. Prophezeite Hagedorn dem Sohne des Freundes die künftige Schriftstellerlaufbahn, so bestimmten diesen unzweifelhaft die Eindrücke, die er von dem Vater und von Carpser empfing, sich zunächst, nachdem er die gelehrten Schulen seiner Vaterstadt absolvirt hatte und am 12. Octbr. 1762 an der Universität Helmstädt immatriculirt worden war, der Medicin und Pharmacie zu widmen. Bald darnach verlor M. den Vater; obwohl er aber nunmehr auf sehr beschränkte Mittel angewiesen war, dehnte er seine Studienzeit länger aus, als es sonst gewöhnlich der Fall war; er scheint auch nach Helmstädt noch andere Hochschulen besucht zu haben, vermuthlich Halle. Reisen führten ihn überdies ziemlich durch alle Gegenden Norddeutschlands. Der Medicin wurde er dabei abtrünnig; der Drang zur Litteratur, der ihm schon frühzeitig in Hamburg poetische Versuche verschiedner Art entlockt hatte, bewog ihn jetzt, sich ganz und gar auf die Schriftstellerei zu verlegen. Nicht ohne Einfluß mag dabei seine Bekanntschaft mit dem Buchhändler D. C. Hechtel gewesen sein, dessen Tochter Johanna († 1808) er 1771 zu Magdeburg heirathete. Im Verlage Hechtel's, an dessen buchhändlerischen Geschäften der ehemalige Mediciner nun thätigen Antheil nahm, erschienen die ersten Schriften, zu denen M. sich

*) Zu S. 610.

nachmals als Autor bekannte, zwei kleine Sammlungen von „Gedichten der Freundschaft, der Liebe und dem Scherze gesungen“ (1770 und 1771). Nach dem Muster des von seinem Freund Patzke herausgegebenen „Greises“ (1763—69) verfaßte er, nahezu ohne Mitarbeiter — nur Patzke und Johann Andreas Cramer lieferten ein paar Beiträge —, die moralische Wochenschrift „Der Deutsche“ in acht Theilen (1771—1776), ausgezeichnet vor den früheren Arbeiten ähnlichen Schlages durch die patriotische Wärme und den nationalen Stolz, mit welchem M. darin nicht nur über die älteste deutsche Geschichte, Cultur und Mythologie berichtete, sondern namentlich auch gegen die moderne Nachäfferei des Auslandes eiferte. In den gelegentlich eingeflochtenen kleinen Novellen und Charakterbildern verrieth sich schon der spätere Romandichter. Während der Herausgabe des „Deutschen“ siedelte M. nach Hamburg und von da bald (1773) nach Itzehoe in Holstein über, um sich selbständig als Buchhändler niederzulassen. Hier erschien in seinem Verlage, wohl auch aus seiner Feder, 1775 die burleske Geschichte „Der Bürger von Condom“, vermuthlich nach einer französischen Vorlage ausgearbeitet. 1777 folgte die schwankartige Intriguennovelle „Der Ring“, nach dem Spanischen, über die sich unter andern Lichtenberg sehr beifällig äußerte, 1779 der komische Roman „Siegfried von Lindenberg“, Müller's bestes Werk, welches ihm seinen Platz in der Geschichte unsrer Litteratur eroberte und trotz seiner spätern, schwächeren Leistungen sicherte. Zum ersten Male schöpfte er hier statt aus fremdländischen Quellen aus der unmittelbaren Natur. Personen und Zustände des alltäglichen Lebens, speciell Figuren und Erfahrungen aus Itzehoe dienten ihm zum Modell seiner Darstellung. Die humoristische Abschilderung des lächerlichen Treibens eines gutmüthigen, aber ungebildeten pommerschen Landjunkers, der auf seinem Schlosse unter seinen Bauern das Handeln und Gebahren eines großen Souveräns copirt, erweitert sich im „Siegfried“ zu einem carikirten Abbilde menschlicher Thorheiten überhaupt. Die verschiedensten Arten von Eitelkeit und Größenwahn, von täppischer Unbeholfenheit und hohlem, dreistem Geniewesen werden witzig verspottet, indem sie treu nach der Natur, doch mit leichter Uebertreibung ausführlich abgezeichnet werden. Auch lichte Stellen fehlen in dem Gemälde nicht; aber der realistische Autor bewahrt sich auch bei ihnen ängstlich vor idealisirender Verschönerung. Er verstärkt und vergröbert zwar zu satirischem Zwecke die aus der wirklichen Welt geborgten Züge; sonst aber läßt seine nüchtern-praktische Tendenz die frei schaffende Phantasie sich nirgends bethätigen. Moral ist seine erste und letzte Absicht; aber noch hütet er sich, sie plump und aufdringlich zu predigen, noch versteckt er sie überall glücklich unter Humor und Witz. Freilich ist der Humor oft derb, der Witz platt, die Darstellung überaus breit, ohne tief zu sein, die Charakteristik klar wegen ihrer Umständlichkeit, nicht wegen ihrer Schärfe. Eine bedeutende oder kunstreiche Handlung fehlt ebenso wie eine innere Entwicklung des unvollständig und rein äußerlich gelösten psychologischen Problems. M. war stolz genug, sich für den ersten zu halten, der seiner Nation „einen originalen deutschen komischen Roman“ vorlege; die formale Nachahmung fremder und einheimischer Vorbilder war jedoch keineswegs zu verkennen. Vieles erinnerte an Cervantes und Fielding, auch an Sterne und Wieland, sowie an die unmittelbar vorausgehenden Romane von Wezel und besonders von Musäus. Die günstige Aufnahme, welche „Siegfried von Lindenberg“ allgemein fand, bewog den Verfasser, ihn 1781 in der zweiten Auflage (der sich zahlreiche weitere Ausgaben und Nachdrucke, auch einige Uebersetzungen in fremde Sprachen anschlossen) um mehr als das Sechsfache zu erweitern, auch indem er das schon 1766 zu Helmstädt entworfene Fragment einer poetischen Erzählung in Wieland's keckster Manier „Ranfrida oder das endlose Lied“ einschob. Gewonnen hat die

Geschichte übrigens durch die totale Umarbeitung und unverhältnißmäßige Vermehrung keineswegs, wie schon die Kritik der Zeitgenossen bemerkte. Gut, daß M. den Roman nicht seinem ursprünglichen Plane gemäß „wenigstens bis zum dreißigsten Bande" fortsetzte und von an nun jährlich zwei Theile Siegfriediana als ein „Journal menschlicher Ungereimtheiten" herausgab. Statt dessen schloß er 1782 die zweite Auflage mit dem vierten Theile und veröffentlichte, nachdem er 1783 die utopische Geschichte der Sevaramben aus dem Französischen des Veiras d'Allais übersetzt und mit unbedeutenden, meist unselbständig von Thomasius entlehnten „litterarischen Anmerkungen" begleitet hatte, 1784—1791 acht Bände „Komische Romane aus den Papieren des braunen Mannes und des Verfassers des Siegfried von Lindenberg". Es sind die lose mit einander zusammenhängenden Geschichten „Die Herren von Waldheim", „Emmerich" und „Herr Thomas", die letzte unvollendet. Keine derselben ist dem Siegfried ebenbürtig: die Komik wird von Roman zu Roman dürftiger und schwächer; der Humor wird immer gekünstelter und beschränkt sich allmählich auf die derben Reden der Personen aus niedrigem Stande, die M. bald mehr, bald weniger Dialekt sprechen läßt. Die Charaktere und die Motive dieser Erzählungen sind großentheils denen im „Siegfried" verwandt, die ästhetischen Grundsätze und sittlichen Tendenzen ebenso wie die litterarischen Vorbilder durchaus dieselben. Auch die Art der Composition und Darstellung ist mit allen ihren Schwächen unverändert geblieben. Nur schildert M. jetzt noch viel breiter das Leben seiner Helden von der Geburt bis zur Hochzeit, wenn nicht gar bis zum Tode; ja mitunter erspart er uns auch die ausführliche Vorgeschichte ihrer Eltern und Voreltern nicht. Immer mehr nehmen die moralisirenden Abschweifungen vom Thema überhand: sie verbreiten sich über allerlei wissenschaftliche, ethische und religiöse Fragen meist im Sinne der Berliner Aufklärungsphilosophie, predigen Toleranz, eifern aber zugleich intolerant gegen Heuchelei, Adelsstolz, Klatsch- und Modesucht, gegen litterarische Schrullen (z. B. Klopstock's Orthographie), gegen die Nachdrucker (gegen welche M. 1792 ein besonderes, von Knigge nach der juristischen Seite hin bekämpftes Büchlein „Ueber den Verlagsraub" schrieb), gegen feindselige Recensenten (namentlich gegen den Gießener Christian Heinrich Schmidt, zeitweise auch gegen Fritz Stolberg). Der Bau der Romane wird dabei stets kunstloser, die Behandlung psychologischer Probleme oberflächlicher, die Zeichnung der Charaktere schablonenhafter: die äußerliche, im ganzen noch recht zaghafte, ja bisweilen blos scheinbare Realistik der Darstellung, die nirgends mit der nöthigen Objectivität verbunden ist, verstößt oft gegen die innere logische Consequenz der Charakteristik. Das gleichzeitige Publicum indeß, darunter Männer wie Lichtenberg, Boie, August Gottlieb Meißner, nahm auch die späteren, für unsern Geschmack ungenießbaren und langweiligen Bände Müller's mit außerordentlichem Beifall auf.

Die angestrengte, durch Erholung allzuwenig unterbrochene Geistesthätigkeit griff die Gesundheit des Arbeitenden bald heftig an. Langwierige, ernsthafte Krankheiten suchten ihn wiederholt heim. Kleine Reisen (nach Hamburg, im Sommer 1783 nach Göttingen) vermochten ihn nur vorübergehend zu erfrischen. Er gab daher schon Ende 1783 sein Buchhändlergeschäft auf und lebte, nachdem sich sein Wunsch, seiner zahlreichen Familie halber auswärts (etwa am Stuttgarter Hofe) eine Stelle zu erlangen, nicht erfüllte, als Privatgelehrter einzig und allein der Schriftstellerei. Seit 1796 erhielt er durch Vermittlung des Ministers Andreas Peter Grafen von Bernstorff von der dänischen Regierung eine jährliche Pension von 200 Thalern, die ihm nach Klopstock's Tode 1803 verdoppelt wurde. In den letzten Jahren, bevor auf diese Weise seine pecuniäre Lage etwas erleichtert wurde, zwang ihn die Sorge um den Verdienst, fabrik-

mäßig rasch zu schreiben. Als daher sein Freund Nicolai, zu dessen „Allgemeiner deutscher Bibliothek“ er schon seit 1767 Recensionen beisteuerte (wie hernach auch zur Jenaer „Allgemeinen Litteraturzeitung“ und noch im späten Alter zu einigen holsteinischen Zeitschriften), ihn aufforderte, die von Musäus unter dem Titel „Straußfedern“ begonnene Sammlung kleiner Erzählungen fortzusetzen, ging er gern auf diesen Vorschlag ein und stellte, meist nach französischen Originalen, sieben inhaltlich und formal unbedeutende Novellen oder auch nur Anekdoten für den zweiten und dritten Band des Unternehmens zusammen. Daran schlossen sich freie, bald gekürzte, bald durch eigene Zuthaten vermehrte Uebersetzungen dreier von den Damen E. Bekker und A. Deken gemeinschaftlich verfaßten holländischen Romane, die den Originalwerken Müller's hinsichtlich ihrer Tendenzen, Vorzüge und Fehler verwandt waren, „Sara Reinert“ (1796), „Wilhelm Leevend“ (1798—1800) und „Klärchen Wildschütt oder die Folgen der Erziehung“ (1800); doch hat M. nur den ersten Roman vollständig übertragen. Als eine Art von Fortsetzung der „Straußfedern“, aber interessanter als die dort gedruckten Novellen, erschien 1799 der erste (einzige) Band der „Novantiken“, drei Geschichten, zum Theil nach französischen Mustern bearbeitet, zum Theil wohl von dem Erzähler selbst erfunden und bereits im sentimentalen Genre der letzten Originalromane Müller's geschrieben. Dieser hatte nämlich unter dem Vorwande, nach einer französischen Uebersetzung der „guzurattischen Urschrift“ gearbeitet zu haben, 1792 die morgenländische Geschichte „Selim der Glückliche oder der Substitut des Orimuzd“ (3 Theile) im Verlage von Nicolai herausgegeben, der selbst ein Capitel des Werkes verfaßt hatte, und ebenda schon 1793—1795 gleichsam als Gegenstück einen weiteren Roman in vier Bänden folgen lassen, „Friedrich Brack oder Geschichte eines Unglücklichen“. Der komische Humor, der den früheren Romanen Müller's noch am ersten einigen Reiz verliehen hatte, ist nunmehr ganz verschwunden; dafür stellen sich manche Motive des rührseligen Familienromans ein, den zur selben Zeit Kotzebue und Lafontaine fleißig anbauten. Aber M. vermag uns nicht, wie Lafontaine, wenigstens in einzelnen Situationen durch sentimentales Pathos zu erschüttern oder durch wirklich poetische Züge zu erfreuen; meist verhindert ihn daran sein nüchternes Streben nach äußerer Realistik ohne innere Consequenz der Charakteristik, das sich mit allen sonstigen Eigenarten und Mängeln seines Talentes auch in diesen spätern Werken wieder unverhüllt zu erkennen giebt. In dieselbe Classe wie „Friedrich Brack“ gehören Müller's letzte Originalromane, „Antoinette oder die uneigennützige Liebe“ (1802), „Ferdinand“ (1802) und „Die Familie Benning“ (1808, unvollendet). Nach ihrem ästhetischen Werthe stehen sie zum Theil jedoch noch unter der „Geschichte eines Unglücklichen“. In „Antoinette“ führt die vor allen gewaltsamen Katastrophen zurückschreckende schwächliche Moral des Autors, ebenso wie 56 Jahre vorher in der „schwedischen Gräfin“ des von M. (nebst den übrigen Dichtern der alten Schule) laut gepriesenen Gellert, zu einer nicht blos äußerlichen, sondern im Grunde unsittlichen Lösung des psychologischen Problems nach der Art Kotzebue's. Im „Ferdinand“ aber ist die kunstlose Aeußerlichkeit der Composition und Darstellung ärgerlich weit getrieben. Von allen Fäden, die im Verlaufe der Erzählung angeknüpft werden, ist keiner zu Ende gesponnen; ein maßlos trauriger, aber keineswegs tragischer Schluß reißt unvermittelt und ohne innere Nothwendigkeit plötzlich die Entwicklung der Geschichte ab.

In den letzten zwanzig Jahren seines Lebens entsagte M. der Schriftstellerei so gut wie ganz und lebte, von Krankheit viel heimgesucht, doch in heiterer Ruhe seiner Familie und seinen Büchern — er hatte sich nach und nach eine Bibliothek von mehr als 12 000 Bänden angesammelt. Während der fran-

zösischen Kriegsjahre machte er sich durch seine Kenntniß der französischen Sprache seinen Mitbürgern vielfach nützlich. Doch war er wegen seines strengen Urtheils im ganzen von ihnen mehr gefürchtet als geliebt. Er wußte sich darüber mit der Freundschaft der besseren unter ihnen zu trösten. Auch unter Deutschlands Schriftstellern, namentlich unter den Vertretern der Aufklärung, zählte er mehrere zu seinen warmen Freunden. Briefe und Besuche von ihnen, hin und wieder auch enthusiastische Schreiben von jungen Verehrern erheiterten seinen Lebensabend; beim großen Publicum aber fiel er, sobald er nicht mehr litterarisch thätig war, rasch der verdienten Vergessenheit anheim. 85 Jahre alt, starb er am 23. Juni 1828 zu Itzehoe. —

Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, Leipzig 1808. Band III, S. 721—730. — Johann Gottwerth Müller nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt von Dr. H. Schröder, Itzehoe 1843. — Waldemar Kawerau, Die kritischen und moralischen Wochenschriften Magdeburgs in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, (1884), S. 39—41.

Franz Muncker.

Zusätze und Berichtigungen.

Band I.

S. 692. Z. 11 v. o.: Die erste Ausgabe von Aurogallus' hebräischer Grammatik erschien 1523 als „Compendium Hebreae Grammatices per Mattheum Aurigallum" (sic!) zu Wittenberg bei dem Drucker von Melanchthon's „Hieremiae prophetae Threni" (Johann Gronenberg, Grüneberg, Viridimontanus?). Vgl. Krause in Petzholdt's N. Anz. f. Bibl. 1879, Heft 5, S. 166 ff. Das anscheinend einzige Exemplar der Ausg. ist in meinem Besitz. Krause.

Band II.

S. 450. Z. 18 v. o. ist jetzt hinzuzufügen: 3) G. Droysen, Bernhard v. Weimar. 2 Bde. Leipzig, Duncker & Humblot 1885.

Band IV.

S. 636. Z. 3 v. u.: Crützeberch ist dennoch kein Pseudonym. Johannes Crutzebergh ist in Rostock immatriculirt im Winter 1518/19. Vgl. Wiechmann-Hofmeister, Mecklenburgs altniedersächs. Lit. 3, S. 195. Kr.

Band V.

S. 56. Z. 27 v. o. l.: 1749 (st. 1742). Kr.

Band IX.

S. 8. Z. 24 v. o. l.: 1565 (st. 1566).

S. 717. Z. 15 v. u.: Gronenberg scheint noch 1523 und 1524 in Wittenberg ohne Namen gedruckt zu haben. In dem Compendium Hebreae Gramm. per Matth. Aurigallum, Wittenberg 1523, scheint ihm das Buchdruckerzeichen einer Seejungfer im See mit grünen Ufern vor hohen Bergen zu gehören. Vgl. Petzholdt's N. Anz. f. Bibl. 1879, Heft 5, S. 166 ff. Kr.

Band XII.

S. 689. Z. 18 v. u. l.: Nagelsberg (st. Nag.).

Band XIII.

S. 216. Z. 26 v. o.: Bei Abfassung des Artikels über Hovesch war es dem Unterzeichneten entgangen, daß D. J. K. F. Knaake, der verdiente Herausgeber der Weimarer Lutherausgabe, schon im J. 1879 nachgewiesen hat, daß der Dichter des Liedes „Allein Gott in der Höh' sei Ehr" eigentlich Nikolaus Tech heißt und aus Hof gebürtig ist. Im Wittenberger Album (Ausg. von Foerstemann, S. 118a) findet sich nämlich der Eintrag Nicolaus Tecius de Curia, inscribirt am 23. Mai 1523. Es kann kaum bezweifelt werden, daß dieser Tecius dialectisch zu einem Decius geworden ist, und daß die Namen Hovesch, von Hofe und ähnliche sich dahin erklären, daß er aus Hof (Curia) stammt. Wir haben hier also die einfachste Erklärung für den doppelten Namen. Da nun in Hof um jene Zeit sich eine Familie Tech nachweisen läßt und Tecius die einfachste Latinisirung von Tech ist, so ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß unser Dichter mit seinem deutschen Namen Tech hieß. Er wird also die wohlverdiente Ehre beanspruchen dürfen, wenn die Allg. Deutsche Biographie bis zum Buchstaben T gelangt ist, zum dritten Male in ihr erscheinen zu dürfen; vielleicht sind bis dahin noch andere dunkle Partien in seinem Leben aufgehellt. Vgl. Ergänzungsblätter zur Allg. Evang.-Luth. Kirchenzeitung von Luthardt, 1879, Sp. 164. l. u.

S. 654. Z. 11 v. o. l.: Jäger: Johann Karl Konrad J.

„ Z. 12 v. o. l.: am 4. Mai 1782 (st. i. J. 1781).

S. 658. Z. 5 v. u. l.: Jäger: Christoph Friedrich.

„ Z. 4 v. u. l.: am 4. September 1784.

Band XIV.

S. 183. Z. 10 v. u. l.: M. G. (st. M. S.) und v. Liliencron, Hist. Volkslieder, I. (st. Lindencron).

Band XV.

S. 458. Z. 17 v. o.: Für Katzeler ist noch zu vergleichen: K. W. v. Schöning, Des General-Feldmarschall Dubislaw Gneomar v. Natzmer Leben und Kriegsthaten, nebst den Hauptbegebenheiten des von ihm errichteten Regiments Gensd'armes. Berlin 1838. Poten.

S. 611. Z. 1 v. u. l.: Vogtes (st. Obervogtes).

S. 612. Z. 1 v. o. l.: eines gewissen Luther Einhorn. Hartmann.

Band XVII.

S. 270. Z. 27 v. o.: Für Krusemarck ist noch zu vergleichen: K. W. v. Schöning, Des G. F. M. Dubisl. v. Natzmer Leben 2c. Berlin 1838. Poten.

Band XIX.

S. 653. Z. 9 u. 7 v. u. l.: Tübingen (st. Freiburg).

Hartmann.

Band XX.

S. 200. Z. 23 v. u. l.: Klein-Heppach.
S. 274. Z. 11 v. u.: Liscow's Fehde mit Mantzel fällt allerdings ins Jahr 1735, die Anfänge derselben aber (vgl. Bd. XVIII S. 756 Z. 9 v. u.) reichen schon in die Jahre 1726 und 1729 zurück. Vgl. B. Litzmann, Liscov ꝛc., S. 6.
S. 368. Z. 1 v. u.: Vgl. jetzt K. Herquet, Die Renaissancedecke im Schlosse zu Jever ꝛc. Emden 1885. Herquet schreibt die Decke dem späteren Grafen Anton Günther von Oldenburg zwischen 1607 und 1616 zu und erklärt das Edo Wiemken-Monument für das Grabmal der Maria. Kr.
S. 575. Z. 14 v. u.: „damals noch jungen" ist zu streichen.
S. 699. Z. 17 v. o. l.: Balingen (st. Birlingen).

Band XXII.

S. 126. Z. 1 v. u.: Im Album Acad. Vitemb. S. 162 steht er 1536 immatriculirt als Joachim Müller Hamburgensis. Kr.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.